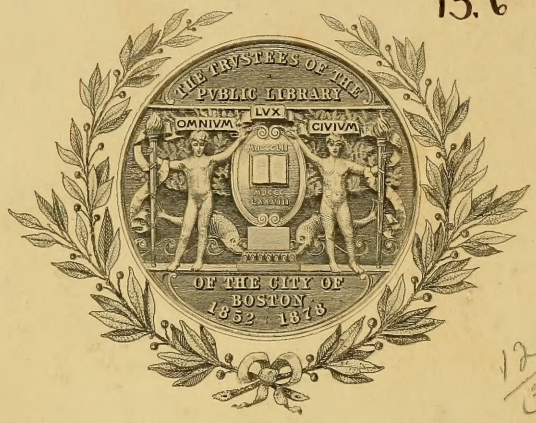
BOSTON
PUBLIC
LIBRARY

№ 6252.50

B. 6



12/30

Bought with the income of
the Scholfield bequests.

5/27

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Boston Public Library

http://www.archive.org/details/spamersillustrie06kaem

Spamers
Illustrierte Weltgeschichte

VI

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Spamers Illustrierte Weltgeschichte

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung andrer bewährter Fachmänner

neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel und Dr. Konrad Sturmhoefel

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Sechster Band

Geschichte der Neueren Zeit

II

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Kunstbeilagen und Karten

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1894

Illustrierte Geschichte der Neueren Zeit

Zweiter Teil

Vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Machthöhe Ludwigs XIV.

In dritter Auflage

bearbeitet von

Prof. Dr. Otto Kaemmel

Mit 457 Text-Abbildungen sowie 36 Beilagen und Karten

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1894

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen vor.

Schol.
Mar. 19. 1901
E
10 v. 8 suppl.

PUBLIC LIBRARY
OF THE
CITY OF BOSTON

Inhalt

der

Illustrierten Weltgeschichte.

Sechster Band.

Geschichte der neueren Zeit. II.

Zweiter Zeitraum. Fortsetzung.

Seite

Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege. 3

Der Norden und Osten Europas. 3

Die nordischen Staaten um 1560 3

Dänemark (3). — Die Unterwerfung der Dithmarscher (4). — Schweden und die Hansa (5). — Lage des Staates (5). — Die Hansa (6).

Polen unter den Jagellonen 6

Das polnisch-litauische Reich (6). — Das Staatsgebiet (6). — Die Stände (7). — Das Königtum. Die Union von Lublin (8). — Preußen. Die Kosaken (9). — Der Protestantismus in Polen bis 1570 (10). — Der Humanismus in Polen (10). — Die Anfänge des Protestantismus (12). — Katholische Gegenbewegung (14). — Der Consensus Sendomiriensis. Aussichten (15).

Rußland unter Wassilij IV. und Iwan dem Schrecklichen 15

Russische Zustände (15). — Rußland unter der Mongolenherrschaft (15). — Moskau. Die Bojaren (16). — Die Bauern (17). — Bürgergemeinden. Iwan III. (18). — Wassilij IV. (19). — Iwan IV. Wassilijewitsch, der „Schreckliche" 1534—84 (20). — Die Regentschaft. Sylvester und Adaschew (20). — Annäherung an die westeuropäische Kultur (21). — Die russische Kirche (22). — Eroberung von Kasan und Astrachan (24). — Die Schreckensherrschaft (25). — Kampf mit den Tataren (26).

Die Ostseestaaten und der erste Kampf um Livland 26

Zustände in Livland (26). — Das livländische Gemeinwesen (26). — Eindringen des Protestantismus (27). — Die Parteistellung der Ostseemächte (29). — Erich XIV. von Schweden und der Untergang der Ordensherrschaft in Livland (29). — Erich XIV. und seine Brüder (29). — Spaltungen in Livland. Einfall der Russen. Die Dänen und Schweden in Esthland (30). — Kurland Herzogtum und polnisches Lehen. Schwedisch-dänischer Krieg (32). — Allgemeine politische Lage. Erichs XIV. Sturz (33). — Der Friede von Stettin (36). — Russisch-polnischer Krieg um Livland (37). — Fortschritte der Russen gegen Livland. Vollendung der Adelsherrschaft in Polen Heinrich von Anjou und Stephan Bathory (37). — Die Russen in Livland (38). — Polnische Siege (39). — Die Friedensschlüsse (40).

Schweden und Polen unter Johann III. und Sigismund 40

Die schwedisch-polnische Union (40). — Ziele Johanns III. Katholisierungsversuche. Johann Sigismund König von Polen (40). — Die ständische Monarchie in Schweden (43). — Karl von Südermanland. Karl Gubernator von Schweden. Bruch der Union (44). — Karl IX. König von Schweden (46). — Die katholische Reaktion in Polen (46). — Die Jesuiten und der polnische Adel (46). — Livland unter polnischer Herrschaft. Unterjochung der Kosaken. Aufgabe Polens (48).

Seite

Der Kampf um Rußland 49

Feodor und Boris Godunow (49). — Zar Feodor. Emporkommen Boris Godunows. Boris Zar (48). — Der erste falsche Demetrius (51). — Demetrius in Polen, in Moskau; sein Sturz (51). — Wassilij V. Schujskij und der zweite falsche Demetrius (52). — Fortdauer der Unruhen (52). — Einmischung der Schweden und Polen (53). — Abdankung Wassilijs V. Wladislaw von Polen Zar (54). — Die Polen in Moskau 1610—12 (55). — Die national-russische Erhebung (56). — Michael Romanow Zar (57). — Gustav Adolf, König von Schweden (57). — Schwedisch-dänischer Krieg (57). — Friede von Stolbowa 1617 (58). — Polnisch-schwedischer Waffenstillstand. Polnisch-russischer Friede (59). — Die Eroberung Sibiriens (59). — Die Tataren in Sibirien (59). — Die Stroganow. Jermak Timothejew (60). — Kolzos und Jermaks Tod (61). — Ausbreitung der russischen Herrschaft und Kolonisation (62).

Das Deutsche Reich und seine Nebenlande im Zeitalter der Gegenreformation. 63

Deutsche Zustände nach dem Religionsfrieden 63

Landesverwaltung (64). — Die Steigerung der fürstlichen Macht. Der fürstlich-territoriale Staat (64). — Rechtspflege (65). — Volkswirtschaft (66). — Landbau und Viehzucht. Jagd (66). — Gewerbe. Handel (67). — Die Hansa (68). — Geselliges Leben (69). — Volkszahl. Reichlichkeit des Lebens (69). — Wehrfähigkeit und Schützenfeste. Die Höfe und der Adel (70). — Verengerung des Gesichtskreises (71). — Geistiges Leben (71). — Der Hexenwahn (71). — Kunst. Litteratur. Dramen (72). — Die Satire. Johann Fischart (73).

Fortschritte und Hemmungen des Protestantismus unter Ferdinand I. und Maximilian II. 74

Lage des Reiches nach dem Religionsfrieden (74). — Religionsfriede und Reichsverfassung (74). — Kaiser Ferdinand I. (76). — Erzherzog Ferdinand und Philippine Welser. Maximilian II. (77). — Ausbreitung des Protestantismus im Reiche (79). — Die Reichsstädte. Die geistlichen Fürstentümer (79). — Jülich-Kleve-Berg. Bayern (80). — Die protestantische Bewegung in Österreich und Ungarn (81). — Einheitsstaatliche Bestrebungen. Übergewicht des Protestantismus in Deutsch-Österreich (81). — Landesfürstliche Zugeständnisse an die Protestanten (82). — Die Böhmischen Lande. Ungarn und Siebenbürgen (83). — Aufgaben der protestantischen Politik. Sachsen unter Kurfürst August (84). — Vergrößerung des kursächsischen Gebietes (84). — Verwaltungsordnung. Volkswirtschaft (86). — Reichspolitik Augusts (87). — Theologische Spaltungen im deutschen Protestantismus (87). — Lehrgegensätze (87). — Melanchthons Tod. Eindringen des Calvinismus in Südwestdeutschland (88). — Staat und Kirche in Württemberg. Vereinzelung der Kurpfalz (89). — Die Grumbachschen Händel (90). — Wilhelm von Grumbach und Johann Friedrich von Gotha. Der Gothaische Krieg (90). — Der Türkenkrieg in Ungarn (91). — Deutsche Aussichten. Zrinyi in Sziget (91). — Sieg der lutherischen Rechtgläubigkeit in Kursachsen (92). — Der Sturz der Kryptocalvinisten. Der Kampf um die Freistellung (92). — Tod Maximilians II. (94).

Der Beginn der katholischen Reaktion unter Rudolf II. 95

Die Gegenreformation in den Stiftslanden und die Konkordienformel (95). — Anschluß Maximilians II. an Spanien (95). — Kaiser Rudolf II. Die Jesuiten in Deutschland (96). — Die Gegenreformation in den geistlichen Fürstentümern. Die Konkordienformel (98). — Ausbreitung des Calvinismus (99). — Die Katholisierung des Reichstages (100). — Die Zusammensetzung des Reichstages. Streit um das Stimmrecht der Administratoren. Der Streit um Aachen (100). — Der Kölnische Krieg (101). — Der Straßburger Kapitelstreit. Litterarische Bekämpfung des Protestantismus. Die Verdrängung der Administratoren aus dem Reichstage (102). — Katholisierung Aachens (103). — Unionsbestrebungen der Protestanten (103). — Die Protestanten und die Reichsgewalt. Kursachsen unter Christian I. (103). — Crells Sturz und die lutherische Reaktion. Pfälzische und kursächsische Politik (105). — Der spanische Einfall. Die Vierklostersache (106). — Christian von Anhalt. Ächtung von Donauwörth (107). — Die Sprengung des Reichstages. Die evangelische Union (108). — Bayern und die katholische Liga (109). — Stellung der Wittelsbacher im Reiche. Maximilian I. von Bayern (109). — Die katholische Liga (110). — Brandenburgs Entwickelung bis auf Johann Sigismund (111). — Brandenburg nach Joachim I. (111). — Gebietserweiterung. Erwerbung des Herzogtums Preußen (112). — Der Jülich-Klevische Erbfolgestreit (114). — Die Erbfolge. Verbindung der Kurpfalz mit Brandenburg (114). — Der Kampf um das Erbe (115). — Übertritt des brandenburgischen Kurhauses zum Calvinismus. Vorläufige Teilung (116).

Kirchliche und ständische Kämpfe in Österreich und Ungarn unter Rudolf II. 117

Verteilung der Habsburgischen Lande (117). — Die Gegensätze (117). — Innerösterreich unter den Erzherzögen Karl und Ferdinand (117). — Zugeständnisse und Reaktionsversuche unter Karl (117). — Durchführung der Reaktion unter Ferdinand I. (119). — Reaktionsversuche in Österreich (121). — Innere Politik Rudolfs II. Wiederherstellung der katholischen Kirche (121). — Bauernaufstände und Adelsbündnisse (123). — Die Reaktion in Böhmen und Mähren (123). — Sieg der streng-katholischen Partei am Prager Hofe (124). — Verhältnisse in Ungarn (124). — Rudolfs II. Politik; die Jesuiten (124). — Die Militärgrenze gegen die Türken (125). — Der Türkenkrieg (125). — Die Verhältnisse Siebenbürgens (127). — Reaktionsversuche in Ungarn (128). — Aufstand der Magyaren unter Stephan Bocskay (129). — Die Friedensschlüsse (130). — Sieg der Stände in Österreich und Mähren. Der böhmische Majestätsbrief und Rudolfs II. Sturz (131). — Die Erkrankung Rudolfs II. und die Erzherzöge. Erhebung der ungarischen und der erbländischen Stände unter Matthias (131). — Sieg der protestantischen Stände. Der böhmische Majestätsbrief (132). — Der Sturz Rudolfs II. (134). — Tod Rudolfs II. (135).

Die letzten Ausgleichsversuche unter Matthias 135

Matthias zum Kaiser gewählt (135). — Scheitern der Verhandlungen in Regensburg (136). — Die Nachfolge des Matthias. Vertrag mit Spanien (137). — Kämpfe um die Herrschaft in Siebenbürgen (138).

Dritter Zeitraum.

Seite

Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. 139

Der Dreißigjährige Krieg in Deutschland. 139

Einleitung (139). — Heerwesen (140). — Bildung und Geist des Heeres (140). — Kriegszucht und Heeresordnung (141). — Kriegführung (142). — Waffengattungen und Ausrüstung (143). — Taktik (145).

Der böhmisch-pfälzische Krieg (1618—1623) 145

Zustände in Böhmen. Streit über die Auslegung des Majestätsbriefes (145). — Der Fenstersturz in Prag (146). — Die böhmische Direktorialregierung (148). — Die Eröffnung des böhmischen Krieges. Ferdinand II. Fortschritte des Aufstandes (150). — Ferdinand in äußerster Gefahr (152). — Umschwung in Böhmen. Die Kaiserwahl in Frankfurt a. M. (153). — Die böhmische Konföderation und die Königswahl Friedrichs V. (154). — Friedrich V. (156). — Die Union und die Liga. Erhebung in Ungarn; Bethlen Gabor (157). — Das katholische Bündnis. Anschluß Kursachsens (159). — Zwietracht der protestantischen Mächte (160). — Böhmen unter Friedrich V. Unentschiedene Kämpfe (161). — Bethlen Gabor Herr von Ungarn. Angriff auf Böhmen. Schlacht am Weißen Berge (162). — Flucht Friedrichs V. Übergabe von Prag (164). — Die Sachsen in der Lausitz und in Schlesien. Vertrag mit Bethlen Gabor. Reaktion in den böhmischen Landen (166). — Reaktion in Niederösterreich (168). — Ächtung Friedrichs V. Versuche zu einem evangelischen Bunde. Auflösung der Union (170). — Eroberung der Pfalz. Übertragung der pfälzischen Kur an Maximilian von Bayern (172). — Kipper und Wipper (173).

Der niedersächsisch-dänische Krieg (1623—1629) 173

Ziele der katholischen Politik. Einmarsch der Ligisten in Norddeutschland (173). — Gewaltherrschaft Tillys. Der evangelische Bund (174). — Zweiter Versuch eines evangelischen Bundes. Politik Christians IV. (176). — Christian IV. als Oberst des niedersächsischen Kreises. Albrecht von Wallenstein (177). — Wallensteins Heer (181). — Kämpfe im Jahre 1625. Abschluß des evangelischen Bündnisses. Eröffnung des Feldzuges in Norddeutschland 1626 (182). — Bauernkrieg in Oberösterreich (183). — Mansfeld in Schlesien und Ungarn (185). — Niederlage Christians IV. Überwältigung Dänemarks (186). — Die kaiserlich-ligistische Gewaltherrschaft in Norddeutschland (187). — Kaiserliche Machtpläne (188). — Verhandlungen des Kaisers mit den Hansestädten. Kampf um Stralsund (189). — Ablehnung der kaiserlichen Anerbietungen (191). — Friede von Lübeck. Wallenstein als Landesherr. Die Höhe der kaiserlichen Macht. Spannung zwischen dem Kaiser und der Liga (192). — Das Restitutionsedikt (193). — Versuche zu seiner Durchführung (194). — Kurfürstentag zu Regensburg und Wallensteins Sturz (195). — Die Lage (196).

Gustav Adolf in Deutschland (1630—1632) 196

Gustav Adolf (196). — Schweden unter Gustav Adolf (198). — Ziele Gustav Adolfs. Gustav Adolf gegen Polen (200). — Gustav Adolfs Entschluß zum deutschen Kriege. Das schwedische Heer (201). — Gustav Adolfs Landung auf Usedom; Eroberung von Pommern (202). — Der Frühjahrsfeldzug 1631. Belagerung von Magdeburg (203). — Der Leipziger Konvent (205). — Fall und Zerstörung Magdeburgs (206). — Eindruck der Katastrophe. Übertritt Brandenburgs; die schwedische „Ostseebastion" (207). — Bündnis zwischen Schweden und Sachsen. Schlacht bei Breitenfeld (208). — Gustav Adolfs Feldzugsplan (211). — Feldzug gegen Süddeutschland (212). — Die Sachsen in Böhmen. Verhandlungen in Mainz (214). — Schlacht am Lech. Gustav Adolf in Bayern (216). — Gustav Adolfs letzte Ziele (217). — Wallenstein zum zweitenmal Oberbefehlshaber. Wallensteins Ziele. Wallenstein und Gustav Adolf bei Nürnberg (218). — Wallenstein gegen Sachsen. Schlacht bei Lützen und Gustav Adolfs Tod (220). — Trauer um Gustav Adolf (222).

Der schwedische Krieg bis zum Frieden von Prag (1632—1635) 224

Leitung der schwedischen Politik (224). — Die Franzosen am Rhein (226). — Zustände im schwedischen Heere. Der Krieg in Süddeutschland 1633. Wallenstein und die Parteien am Wiener Hofe (227). — Wallensteins geheime Verhandlungen (228). — Wallenstein erobert Schlesien (229). — Einnahme von Regensburg im November 1633 (230). — Verwickelungen mit dem kaiserlichen Hofe (231). — Wallensteins letzte Pläne. Revers von Pilsen. Entscheidung am Wiener Hofe (232). — Abfall der Armee. Wallensteins Rückzug nach Eger (235). — Wallensteins Ende in Eger (237). — Die Konfiskationen (239). — Rückblick (240). — Schlacht bei Nördlingen 1634 (241). — Bernhard von Weimar im Bunde mit Frankreich (242). — Friede von Prag (Mai 1635) (243).

Der schwedisch-französische Krieg (1635—1648) 244

Bündnis zwischen Schweden und Frankreich (244). — Krieg in Ostdeutschland (245). — Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (247). — Bernhard im Dienste Frankreichs (248). — Der Kampf um Breisach 1638 (249). — Banér in Böhmen. Bernhards Tod und seine Folgen (251). — Ferdinand III. und die Anfänge zu Friedensunterhandlungen (252). — Neutralität Brandenburgs. Vorstöße gegen die kaiserlichen Erblande (254). — Torstenson (255). — Der schwedisch-dänische Krieg (256). — Torstenson in Österreich (258). — Feldmarschall Wrangel (259). — Kursachsen neutral (260). — Die Franzosen und Schweden in Bayern 1646—1647 (261). — Die Schweden in Prag (262). — Der Friede von Münster und Osnabrück (262). — Die letzten Friedensverhandlungen (262). — Kirchliche Bestimmungen (264). — Unterzeichnung des Friedens. Ausführung (266). — Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges (267). — Verwüstung und Entvölkerung Deutschlands (267). — Zustand der habsburgischen Lande (268). — Volkswirtschaftlicher Rückgang. Sittliche Verrohung (269). — Rückblick und Ausblick (270).

Seite

Süd- und Westeuropa im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. 271

Die spanische Monarchie unter Philipp III. 271

Spanien und die italienischen Staaten (272). — Venedig (273). — Lermas Rücktritt (275). — Philipp IV. und Olivarez (276).

Schwächung und Wiederherstellung der Königsmacht in Frankreich (1610—1629) . . . 277

Regentschaft und Günstlingswirtschaft (277). — Maria von Medici. Wendung in der inneren Politik. Drohende Erhebung des Adels und der Hugenotten (278). — Die letzten Reichsstände (280). — Aufstand unter Condés. Friede von Loudun (281). — Der Marschall d'Ancre (282). — Herzog von Luynes und die Erhebung des Königtums (283). — Unterwerfung und Einverleibung von Béarn (284). — Erhebung der Hugenotten (286). — Abkommen mit den Hugenotten (287). — Die Anfänge der Verwaltung Richelieus (289). — Kardinal Richelieu (289). — Der erste Hugenottenkrieg (291). — Die Verschwörung Ornanos. Die Notablenversammlung. Der zweite Hugenottenkrieg (293). — Die Unterwerfung der Hugenotten und das Edikt von Nîmes (295).

Die Niederlande und Spanien bis 1629 296

Parteikämpfe in den Niederlanden (296). — Politische Gegensätze; kirchliche Streitigkeiten (296). — Remonstranten und Kontraremonstranten (297). — Moritz von Oranien und Oldenbarneveldt (298). — Nationalsynode von Dordrecht. Oldenbarneveldts Tod (299). — Die ersten Jahre des spanisch-niederländischen Krieges (299). — Ausbruch des spanischen Krieges (299). — Der Charakter des Krieges. Die ersten Kriegsjahre 1621—25 (300). — Friedrich Heinrich von Oranien (301). — Wendung zu gunsten der Niederländer (302). — Einnahme von Wesel und Herzogenbusch (304).

Frankreich und die Niederlande im Kampfe gegen Spanien (1629—1648) 304

Entscheidende Erfolge Richelieus nach außen und im Innern (304). — Der Mantuanische Erbfolgestreit (304). — Neue Ränke gegen Richelieu (306). — Gaston von Orléans und Montmorency wider Richelieu (307). — Sieg des Königtums (308). — Fortschritte der Franzosen und Niederländer (309). — Entscheidende Erfolge der Niederländer (309). — Vergebliche Friedensverhandlungen. Rückwirkung der kaiserlichen Erfolge in Deutschland (310). — Französisch-niederländisches Bündnis 1635. Mißlungener Angriff auf Belgien. Französische Erfolge in Italien und im Mittelmeer (311). — Der letzte spanische Seezug gegen die Niederlande (312). — Aufstände gegen Spanien und der Friede mit den Niederlanden (314). — Aufstand in Katalonien. Abfall von Portugal (314). — Rücktritt des Grafen Olivarez. Die letzten Verschwörungen gegen Richelieu (316). — Richelieus Tod (317). — Tod Ludwigs XIII.; Regentschaft der Königin Anna. Erfolge der Franzosen und Holländer in Belgien. Friedrich Heinrichs Tod; Wilhelm II. (318). — Aufstand in Palermo gegen die Spanier. Aufstand in Neapel unter Masaniello (320). — Unterwerfung Neapels (321). — Friede zwischen Spanien und den Niederlanden (322). — Tod Wilhelms II. von Oranien und der Sieg der Staatenpartei (323).

Die Fronde und der Ausgang des spanisch-französischen Krieges (1648—1659) 324

Kardinal Mazarin (324). — Die Finanzlage und das Pariser Parlament (325). — Die Regentschaft im Kampfe mit dem Parlament. Aufruhr in Paris (327). — Neue Zugeständnisse der Regentin (328). — Gewaltmaßregeln gegen Paris (329). — Bund des Parlaments und des hohen Adels. Die Fronde. Ausgleich. Bruch zwischen Mazarin und Condé (330). — Die zweite Fronde. Mazarins Sturz (332). — Ludwig XIV. mündig. Erhebung Condés und sein Bund mit Spanien (333). — Entscheidung des Bürgerkrieges (334). — Paris für den König (335). — Sieg des Königtums (336). — Die Mazarinaden. Ausgang des spanischen Krieges (338). — Der Pyrenäenfriede (340).

Spanisches Geistesleben unter Philipp IV. 341

Innerer Verfall Spaniens. Der spanische Hof (341). — Das spanische Drama: Calderon de la Barca (342). — Malerei der Blütezeit: Ribera. Die Schule von Sevilla: Velasquez, Zurbaran, Murillo (346). — Plastik (348).

Italienisches Leben im 17. Jahrhundert 349

Wissenschaft (349). — Galileo Galilei (349). — Universitäten (351). — Die wissenschaftlichen Akademien (353). — Malerei (355). — Bildnerei: Bernini. Baukunst: Römische Bauten (356). — Die bildenden Künste in Neapel, Florenz und Venedig (359). — Die Oper; das Theater (360). — Die italienische Gesellschaft (362). Geselligkeit (363). — Die Fremden. Verkehrsmittel (364). — Rom und die römische Gesellschaft (365). — Das Leben in Neapel, Florenz, Mailand und Venedig (366). — Sittliche Verhältnisse in Venedig (369). — Geselliges Leben in Venedig (370). — Die Fremden in Venedig. Schäden in den politischen Verhältnissen (372). — Wirtschaftliche Lage (373).

Die Niederlande in ihrer Blütezeit 374

Der europäische Handel (374). — Verkehr mit den Ostseelanden (374). — Verkehr mit Frankreich, England, Spanien, Portugal und auf dem Rhein (375). — Seefischerei (376). — Die Holländer in Amerika (376). — Brasilien (376). — Johann Moritz von Nassau. Mauritsstad (Pernambuco) (378). — Verlust Brasiliens (380). — Neuniederland (381). — Das niederländisch-indische Reich (383). — Jan Koen (383). — Ceylon, Malakka, die Malabarküste (385). — Verwaltung von Niederländisch-Indien (386). — Das Kapland (387). — Die Europäer in Ostasien (388). — Die Jesuiten in China (388). — Die Mandschukaiser in China (389). — Das Christentum unter den Mandschu. Die Holländer in China (390). — Die Jesuiten in Japan. Umwälzung in Japan (391). — Untergang des japanischen Christentums. Die Holländer in Japan. Der Taïkun und die Daïmios (392). — Holländische Entdeckungsreisen (394). — Australien (394). — Ostasien (395). — Gewerbebetrieb und Binnenverkehr in Holland (395). — Holländische Industrie (395). — Binnenverkehr in Holland: Volkswirtschaftspolitik (396). — Unterricht und Wissenschaft (396). — Schulen (396). — Naturwissenschaften. Philologie (397). — Theologie

Seite

(399). — Geschichtschreibung. Zeitungen. Völker- und Naturrecht: Hugo Grotius (401). — Volkswirtschaftslehre (403). — Philosophie: Descartes (404). — Spinoza (405). — Dichtung und Kunst (408). — Dichtung (408). — Die Baukunst (410). — Malerei (412): Franz Hals, Rembrandt (414). — Die Amsterdamer Schule (417). — Die Schulen von Haarlem, Leiden und Delft. Die belgische Malerei. Peter Paul Rubens (420). — Anton van Dyck (422). — Brouwer und Teniers. Vervielfältigende Künste. Rückblick (423).

Die englische Revolution. 424

England unter Jakob I. 424

Allgemeine Verhältnisse (424). — Die Hochkirche und die Sekten. Politische Opposition (424). — Die Puritaner. Die Katholiken und die Pulververschwörung (427). — Wachstum der inneren Gegensätze (428). — König und Parlament. Der Herzog von Buckingham (428). — Walter Raleighs Ende. Jakob I. gegenüber dem Dreißigjährigen Kriege. Verhandlungen mit Spanien (430). — Die protestantische Wendung (432).

Der Kampf zwischen Krone und Parlament unter Karl I. 432

Karl I. und sein Parlament von 1625—29 (432). — Die „Bitte um Recht" (435). — Buckinghams Ermordung (436). — Bruch zwischen König und Parlament. Aussichten für den König (437). — Karls I. parlamentslose Regierung von 1629—40 (437). — Die neue Finanzverwaltung (437). — Lord Strafford. Strafford in Irland (438). — John Hampden und das Schiffsgeld. Erzbischof Laud und seine Kirchenpolitik (441). — Besiedelung Nordamerikas; Virginien (442). — Neuengland und Maryland (443). — Karls I. auswärtige Politik (444). — Volkswirtschaft. Der Hof und die Kunst (446). — Die Erhebung Schottlands (446). — Anglikanisierung der schottischen Kirche (446). — Opposition der Schotten. Erneuerung des Covenant (447). — Der Bruch (448). — Die Erhebung Schottlands. Der erste „Bischofskrieg" (449). — Angriff des schottischen Parlaments auf die Krone. Entschluß des Königs zum Kriege. Das „Kurze Parlament" (450). — Der zweite „Bischofskrieg" (452). — Karl I. und das Lange Parlament von 1640—42 (452). — Eröffnung des „Langen Parlaments" (452). — Beginnende Umgestaltung der Verfassung. Prozeß und Tod Lord Straffords (454). — Das Parlament im Vordringen. Nachgiebigkeit des Königs in Schottland. Die große Remonstranz (456). — Der irische Aufstand (458). — Eindruck in England. Bruch zwischen König und Parlament (460). — Der Bürgerkrieg 1642—46 (461). — Die letzten Verhandlungen (461). — Rüstungen (462). — Die ersten Zusammenstöße. Der Feldzug von 1643 (465). — Bund des englischen Parlaments mit Schottland (466). — Irische Verhältnisse (467). — Das Parlament in Oxford (468). — Der Feldzug von 1644; Schlacht bei Marstonmoor. Erfolge des Königs im Süden. Sieg der Independenten im Parlament (469). — Neubildung des parlamentarischen Heeres. Verhandlungen des Königs mit dem Parlament und den Irländern (472). — Erfolge Montroses in Schottland. Die Entscheidung (473). — Schlacht bei Naseby (474). — Ausgang des Bürgerkrieges 1646 (476). — Der Parteienkampf und des Königs Untergang (476). — Die Independenten (476). — Der König und die Schotten. Heer und Parlament (477). — Der erste Sieg des Heeres. Bruch zwischen Parlament und König (478). — Erhebungen der Königlichen (der zweite Bürgerkrieg). „Prides Reinigung" und das „Rumpfparlament" (480). — Prozeß des Königs (481). — Hinrichtung Karls I. (483).

England als Republik 483

Die parlamentarische Republik 1649—53 (483). — Die neue Verfassung (483). — Oliver Cromwell (484). — Religiöse und soziale Sekten (486). — Fortgang des irischen Aufstandes. Cromwell in Irland und die Unterwerfung der Insel (487). — Unterwerfung Schottlands (488). — Karls II. Einbruch in England. Schlacht bei Worcester (489). — Seekrieg gegen die Kavaliere. Die Navigationsakte. Der erste Seekrieg mit Holland (490). — Auflösung des Rumpfparlaments. Das „kleine Parlament" (492). — England unter Cromwells Protektorat 1653—58 (494). — Errichtung des Protektorats (494). — Friede mit Holland. Bündnis mit Schweden. Englands Krieg mit Spanien (495). — Cromwell und das Parlament (496). — Umbildung des Protektorats (497). — Cromwells Ende. Seine Bedeutung (498). — Richard Cromwell Protektor (499). — Sein Rücktritt. Sprengung des Rumpfparlaments. Eingreifen des Generals Monk. Monk für ein „freies" Parlament (500). — Rückberufung Karls II. Charakter des Königs. Amnestie und Reaktion (502). — Rückschlag im geselligen Leben (504). — Rückblick (505). — Das geistige Leben Englands in der Revolutionszeit (505). — Die Wissenschaften (505). — Sir Francis Bacon von Verulam. Theologie. Thomas Hobbes (506). — Samuel Butler (508). — John Milton (509). — Miltons politische und kirchliche Anschauungen (510). — Das „Verlorene Paradies" (512).

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter der unumschränkten Monarchie. 513

Einleitung 513

Frankreichs Machthöhe unter Ludwig XIV. (1661—85). 516

Die Vollendung der Selbstherrschaft 516

Ludwig XIV. (516). — Fouquets Sturz. Die Minister Ludwigs XIV. (518). — Beseitigung der selbstständigen Körperschaften. Die Provinzialbeamten (520). — Die ständischen Provinzen (521). — Schattenseiten der Zentralisation. Rechtspflege (522). — Finanzwirtschaft (524). — Lage der Landwirtschaft. Der Merkantilismus (525). — Industrie und Handel (526). — Die großen Handelsgesellschaften. Die Ostindische Gesellschaft. Die Westindische Gesellschaft (527). — Die Franzosen in Kanada (528). — Die Irokesen und Huronen 529). — Organisation von Kanada. Das Mississippiland (530). — Die Kriegsflotte und das Landheer (533). — Taktik (535). — Kriegführung. Festungen und Festungskrieg (536). — Das Vaubansche System (538). — Paris als Hauptstadt. Aussehen und Straßenverkehr in Paris (540). — Paris und die „Provinz". Sozialer Einfluß der Monarchie (542).

Seite

Frankreich im Vordringen 543

Veranlassungen zum ersten Raubkriege (Devolutionskrieg) (543). — Ziele Ludwigs XIV. Vorbereitende Bündnisse (543). — Die spanische Erbfolgefrage. Der Krieg in Portugal (545). — Das Devolutionsrecht (546). — Der zweite englisch-holländische Seekrieg (546). — Gründe. Holländische Seesiege (546). — Der erste Raubkrieg (Devolutionskrieg) 1667—68 (548). — Die Franzosen in Belgien. Die Tripelallianz und der Friede zu Aachen (548). — Unabhängigkeit Portugals (549). — Der zweite Raubkrieg 1672—79 (549). — Diplomatische Vorbereitungen (549). — Parteiungen in den Niederlanden. Einmarsch der Franzosen in Holland (551). — Erhebung Wilhelms III. von Oranien (556). — Anstalten zur Gegenwehr (557). — Ermordung der Brüder de Witt. Eingreifen Brandenburgs (558). — Koalition gegen Frankreich; Räumung Hollands. Krieg in Belgien und Westdeutschland (560). — Die Seitenangriffe (563). — Verhandlungen und Friedensschlüsse (564). — Die Reunionen (567). — Colberts Tod. Die französischen Ansprüche (567). — Wegnahme von Straßburg (568). — Widerstandsversuche und Verträge (570). — Frankreich und Italien (571). — Savoyen-Piemont. Genua. Toscana. Der Kirchenstaat (571).

Geselliges und geistiges Leben unter Ludwig XIV. 573

Der Hof; Kunst und Dichtung (573). — Die königliche Familie (573). — Elisabeth Charlotte von der Pfalz (577). — Der Hof (578). — Leben des Hofes (581). — Die Akademie (582). — Bildende Kunst (583). — Die Malerei (584). — Nicolas Poussin. Claude Lorrain. Charles Lebrun. Hyacinthe Rigaud. Van der Meulen. Versailles (586). — Andre Residenzen. Charakter der französischen Litteratur (589). — Boileau-Despréaux (590). — Jean de Lafontaine (592). — Der Roman. Das französische Drama. Theaterwesen (593). — Pierre Corneille (594). — Jean Racine (596). — Molière und das Lustspiel (598). — Das Théâtre français (600). — Die Oper (601). — Wissenschaft, Unterricht und Kirche unter Ludwig XIV. (602). — Geschichte (602). — Altertums-, Rechts- und Staatswissenschaft. Philosophie. Universitäten und Jesuitenschulen (603). — Andre geistliche Schulen. Das jansenistische Unterrichtswesen (605). — Charles Rollin (606). — Volksschulen. Geistliche Genossenschaften (607). — Wohlthätigkeitsanstalten. Kanzelredner (608). — Der Jansenismus (609). — Jansenisten und Jesuiten (610). — Die gallikanische Kirche und das Papsttum. Das Nationalkonzil (612). — Die französischen Protestanten (613). — Stellung Ludwigs XIV. zu den Reformierten. Einschränkung der Reformierten (614). — Die Wendung am Hofe. Beginnende Zwangsmaßregeln (615). — Die Dragonaden (616). — Die Aufhebung des Edikts von Nantes (617). — Auswanderung der Reformierten (618).

Deutschland und Nordosteuropa. 619

Das Deutsche Reich und die Einzelstaaten 619

Deutsche Aufgaben. Die Reichsgewalten (619). — Die Reichsdeputation (621). — Reichskammergericht und Reichshofrat. Charakter der Reichsverfassung (622). — Die Frage der Reichsreform. Das Landesfürstentum (623). — Das Reich und die fremden Mächte. Möglichkeiten einer Neugestaltung (624).

Brandenburg und die deutsche Politik in den Anfängen des Großen Kurfürsten (1640—58) 625

Die Jugend des Großen Kurfürsten (625). Abkunft und Bildung (625). — Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms. Belehnung mit Preußen (627). — Friedensverhandlungen. Besetzung der neuerworbenen Gebiete (630). — Reichstag von Regensburg 1653 (631). — Bremen und Schweden. Waldecks großbrandenburgische Pläne (633). — Andre bündische Pläne. Kurmainzische Politik. Kaiserwahl (634). — Der Rheinbund (638).

Schweden unter Christine (1632—54) 639

Die baltischen Provinzen (639). — Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf Schweden. Königin Christine (640). — Regierungsantritt Christinens. Innere Parteiungen (642). — Christinens Künstler und Gelehrte. Religiöse Schwankungen Christinens (643). — Wachstum der inneren Schwierigkeiten (644). — Schwedens finanzielle Lage (645). — Christinens Abdankung. Karl X. Gustav (646).

Polen unter den letzten Wasas 646

Das Liberum veto (646). — Heerwesen. Adel, Bauern, Bürger (647). — Wirtschaftlicher Verfall. Die Juden. Das Deutschtum in Polen (648). — Die westpreußischen Städte; Danzig. Das Herzogtum Kurland (650). — Herzog Jakob von Kurland (651). — Auswärtige Verhältnisse. Der Kosakenkrieg (652). — Bruch mit Rußland (655).

Karls X. Gustavs baltischer Krieg (1655—60) 656

Karl Gustavs Pläne. Einmarsch der Schweden in Polen (656). — Vertrag von Königsberg (658). — Nationale Erhebung Polens. Vertrag von Marienburg. Die Schlacht bei Warschau (659). — Bedrängnisse Schwedens (661). — Vertrag von Labiau. Koalition gegen Schweden. Vertrag von Wehlau (662). — Karl Gustav gegen Kopenhagen (664). — Belagerung von Kopenhagen. Kampf um Kopenhagen (666). — Überwältigung Kurlands (667). — Sturm auf Kopenhagen. Einmischung der Westmächte (668). — Friede von Oliva (669). — Friedensschlüsse im Osten (670).

Die Begründung der Selbstherrschaft in den nordischen Reichen 670

Dänemark und Norwegen (670). — Politische Zustände unter Christian IV. (670). — Militärische Reformversuche (671). — Volkswirtschaftspolitik (672). — Geistiges Leben (673). — Persönliche Umgebung des Königs (674). — Regierungsantritt Friedrichs III. (675). — Der Reichstag von 1660 (676). — Christian V. (678). — Schweden (679). — Schweden unter der Regentschaft. Karl XI. (679). — Umgestaltung der Verfassung. Güterreduktion (680). — Güterreduktion in den festländischen Provinzen (682).

Seite

Der Große Kurfürst als Selbstherrscher 684

Landesfürst und Stände (684). — Kriegswesen. Finanzen (686). — Der Geheime Rat. Grundlagen der neuen Verwaltung (688). — „Souveränität" in Preußen (690). — Magdeburg und Kleve-Mark. Das neue Heer (692). — Volkswirtschaftspolitik (694). — Kriegsflotte und Kolonisation (696). — Die Kirchenpolitik (699). — Bildung und Unterricht. Friedrich Wilhelms Persönlichkeit (700).

Die deutschen Staaten gegenüber Frankreich und Schweden (1658—79) 701

Deutsche Reichsfürsten und deutsche Städte (701). — Der „immerwährende" Reichstag. Fortbildung des Rheinbundes (701). — Unterwerfung von Münster und Erfurt. Bremen und Schweden (702). — Auflösung des Rheinbundes. Unterwerfung Braunschweigs. Wendung gegen Frankreich (703). — Der Krieg um Pommern (704). — Die Schweden in Brandenburg (704). — Schlacht bei Fehrbellin (705). — Festungskrieg in Pommern und Seekrieg (707). — Dänisch-schwedische Kämpfe (709). — Belagerung von Stettin (710). — Eroberung von Rügen und Stralsund. Winterfeldzug in Preußen. Friede von St. Germain-en-Laye (711). — Deutsche Politik in den letzten Jahren des Großen Kurfürsten (713). — Brandenburg im Bunde mit Frankreich. Brandenburg und Spanien. Wachsende Spannung mit Österreich; die neue Reichskriegsverfassung (713). — Aufnahme der französischen Reformierten in Brandenburg. Annäherung zwischen Brandenburg und Österreich (714). — Testament des Großen Kurfürsten (715). — Ende des Großen Kurfürsten (716).

Österreich und der Südosten Europas. 718

Österreich unter Leopold I. (1658—1705) 718

Ständische und fürstliche Verwaltung (718). — Einheitsstaatliche Bestrebungen (720). — Wirtschaftliche Lage (721). — Die Kirchen (722). — Habsburgische Politik (723). — Leopold I. (724). — Seine Minister (725).

Das Osmanische Reich und der Krieg um Kandia 726

Beginnender Verfall. Osmanen und Christen (726). — Die griechische Kirche (727). — Wirtschaftliche Lage (728). — Geistiges Leben. Unabhängigkeitsbestrebungen; die Haiducken (729). — Die Sultane und die Janitscharen (730). — Murad IV. und Ibrahim (731). — Beginn des Krieges mit Kandia (732). — Sturz des Sultans Ibrahim (733). — Mohammed IV. (734). — Die Köprili und die Eroberung von Kandia (735).

Der erste Türkenkrieg Leopolds I. (1662—64) 737

Siebenbürgische Thronkämpfe (737). — Einmischung des Kaisers. Unzufriedenheit in Ungarn. Einmarsch der Türken. Schlacht bei St. Gotthard (738). — Friede von Eisenburg (740).

Emmerich Tököly und der zweite Türkenkrieg (1665—99) 741

Magnatenverschwörung (741). — Bestrafung und Reaktion (743). — Die Kuruczen (744). — Türkisch-polnischer Krieg (746). — Emmerich Tököly. Friedensversuche (748). — Bündnis Tökölys mit den Türken (749). — Bündnis Leopolds gegen die Türken. Einmarsch der Türken in Ungarn (750). — Zurüstungen in Wien (752). — Die Türken vor Wien. Belagerung von Wien (753). — Anmarsch des Entsatzheeres (754). — Schlacht vor Wien (756). — Der Krieg in Ungarn 1683—85 (758). — Eroberung von Ofen 1686. Ungarn ein habsburgisches Erbreich 1687/88 (760). — Abschluß der Eroberung Ungarns. Die Kaiserlichen in den Balkanländern (761). — Die Türken wieder im Vordringen (762). — Einwanderung der Serben in Slawonien. — Schlacht bei Sakankemen (1691). Neue Siege der Kaiserlichen; Regelung der siebenbürgischen Verhältnisse. Unentschiedene Kämpfe (763). — Prinz Eugen von Savoyen. Entscheidung in Ungarn (764). — Schlacht bei Zentha. Die Venezianer in Morea. Eroberung von Athen; weitere Kämpfe (767). — Friede von Karlowitz (768).

Beilagen und Karten.

Seite

Die Union von Lublin. Nach dem Gemälde von Joh. Matejko 8

Faksimile des Titels von Karls V. „peinlicher Halsgerichtsordnung“ 64

Das letzte Blatt der Wiener Friedensurkunde. Nach dem Originale im Reichsarchive zu Budapest . . . 130
(Aus „Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Ungarn, Bd. I.“)

Kulturbilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Radierungen von Jacques Callot (Paris 1663) . . 144
Aus dessen Werk „Die Übel des Krieges“ (Les misères et les malheurs de la guerre).

Faksimile eines Briefes Friedrichs V. von der Pfalz an den Grafen Matthias Thurn, vom 19. (29.) Januar 1627 (k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien) 156

Die Schlacht bei Wimpfen, 6. Mai 1622. Faksimile eines Kupferstiches in Merians „Theatrum Europaeum“ . 172

Spottblatt auf die Münzverfälschung zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (verkleinertes Faksimile) . . 173

Faksimile eines Briefes Wallensteins an den Grafen von Trautmannsdorf (k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien) 184

Belagerung von Magdeburg im Jahre 1631. Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches in Merians „Theatrum Europaeum“ 204

Treffen bei Rain am Lech am 4. April 1632. Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches in Merians „Theatrum Europaeum“ 216

Faksimile eines Schreibens Pappenheims an Kaiser Ferdinand II. (k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien) 220

Faksimile eines Briefes Kaiser Ferdinands II. an Wallenstein (k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien) 228

Faksimile der letzten zwei Seiten des „ersten Pilsener Schlusses“ mit den Unterschriften der 49 Offiziere Wallensteins (in dem gräflich Schaffgotschschen Archive zu Warmbrunn) 236

Faksimile eines Briefes des Feldmarschalls Banér an den Bürgermeister und den Rat der Stadt Löban . 248

Die Gesandten beschwören den Frieden zu Münster am 15. Mai 1648. Nach dem Gemälde von Gerhard Terborch in der Nationalgalerie zu London gestochen von Jonas Suyderhoef 264

Karte von Mitteleuropa nach dem Westfälischen Frieden vom Jahre 1648 269

Die Pariser Kaufmannschaft vor König Ludwig XIII. (1628). Nach einem gleichzeitigen Stiche von Abraham de Bosse 292

Paris im Jahre 1632 vom Montmartre aus gesehen. Nach dem gleichzeitigen Stiche von M. Merian . . 306

Faksimile eines Briefes Condés an den Herzog von Longueville vom Dezember 1659 332

Die Piazza di Monte Cavallo zu Rom im 17. Jahrhundert. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche . . . 364

Ansicht von Batavia. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. van Ryne 384

Sitzung der Generalstaaten 1651 im großen Saale des Binnenhofes im Haag. Nach dem Gemälde von Dirck van Deelen in der Königl. Gemäldegalerie im Haag 400

Hinrichtung des Grafen von Strafford in London am 12. Mai 1641. Faksimile der Radierung von Wenzel Hollar 456

Faksimile eines Briefes König Karls I. von Großbritannien vom 25. September 1642 464

Befehl zur Hinrichtung König Karls I. von Großbritannien vom 8. Februar 1649 (29. Januar 1648) . . 480

Faksimile eines Briefes Jean Baptiste Colberts an den Kardinal Mazarin (Anfangs- und Schlußzeilen) . . 524

Faksimile eines Briefes Ludwigs XIV. an Marschall Turenne vom 17. März 1673 550

Französische Trachten im Beitalter Ludwigs XIV. Nach gleichzeitigen Kupferstichen 580

Versailles nach Vollendung der Erweiterungsbauten unter Ludwig XIV. (etwa 1722). Nach dem Gemälde von Pierre Denis-Martin 588

Die Schlacht bei Warschau: Zweiter Tag. Nach einem Kupferstiche von W. Swidde in „Pufendorf, De rebus a Carolo Gustavo gestis“ 1696 660

Ansicht von Berlin im Jahre 1688. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Joh. Bernh. Schultz . . 700

Faksimile eines eigenhändigen Schreibens des Großen Kurfürsten an den Fürsten Johann Georg von Anhalt (Bericht über den Sieg von Fehrbellin) 706

Väterliche Ermahnung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, niedergeschrieben am 19. Mai 1667. (Königl. Hausarchiv in Berlin) 716

Die Belagerung von Wien durch die Türken 1683. Faksimile der Radierung von Romeyn de Hooghe . 752

Die Entsatzschlacht vor Wien 1683. Nach Daniel Suttinger (Berichte des Altertumsvereins zu Wien, Bd. VIII) 756

Die Belagerung von Ofen durch das kaiserliche Heer unter Herzog Karl von Lothringen (1686). Faksimile des gleichzeitigen Kupferstiches von J. Christoph Haffner 760

Geschichte der neueren Zeit.

II.

Zweiter Zeitraum. Fortsetzung.

Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege.

Der Norden und Osten Europas.

Die gewaltigen Kämpfe, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts West- und Südeuropa erschütterten, haben auch die Länder ergriffen, die, in breiten Massen um die Ostsee gelagert, von alters her eine gewisse Abgeschlossenheit in ihrer Entwickelung zeigen. Deshalb ist dort im ganzen und großen die Entscheidung in derselben Weise gefallen, wie im Süden und Westen, doch hängen diese Ereignisse mit den bisher geschilderten nur sehr mittelbar zusammen, wie auch umgekehrt sie selbst auf die Vorgänge im übrigen Europa nur geringen Einfluß ausgeübt haben. — Wir überblicken zunächst die Lage dieser Staaten um das Jahr 1560.

Die nordischen Staaten um 1560.

Dänemark.

Unter den skandinavischen Staaten nimmt damals Dänemark in vieler Beziehung noch die hervorragendste Stellung ein. Im Besitz des südlichen Schweden, der fruchtbaren Landschaften Schonen, Blekingen und Halland, durch Personalunion verbunden mit Norwegen, dessen Bohuslän das dänische Halland beinahe berührte und das außerdem die schwedischen Binnenlandschaften Jemtland und Herjedalen behauptete, beherrschte Dänemark vollständig alle Meerengen, die von der Ostsee in die Nordsee führen, und schloß Schweden von dieser fast gänzlich aus. Indem sodann seine Könige auch Herzöge von Schleswig-Holstein waren, reichten ihre Beziehungen tief auch in das deutsche Leben hinein. Zwar wurde in Schleswig die Macht des königlich-herzoglichen Hauses geschwächt durch die Teilung von 1544, in der König Christian III. seinen beiden Brüdern Johann und Adolf den Norden und Süden mit den Hauptorten Hadersleben und Gottorp überließ, während er sich selbst mit der Mitte um die Residenz Sonderburg auf Alsen begnügte, dafür unterwarf sein Nachfolger Friedrich II. (1559—1588) die trotzige Bauernrepublik der holsteinischen Dithmarscher. Länderbestand.

Die Unterwerfung der Dithmarscher.

Als diese freiheitsstolze Gemeinschaft dem König, als Herzog von Holstein, die geforderte Huldigung verweigerte in Erinnerung an den glorreichen Tag von Hemmingstedt zwei Menschenalter zuvor (s. Bd. V, S. 307 f.), da brach ein übermächtiges dänisches und schleswig-holsteinisches Heer unter Johann von Rantzau ins Land. In blutiger Schlacht erlagen die Bauern im Juni 1559 bei Heide der Ritterschaft und ihren Landsknechten; ihrer 3000 deckten das Schlachtfeld. Die Achtundvierziger mußten um

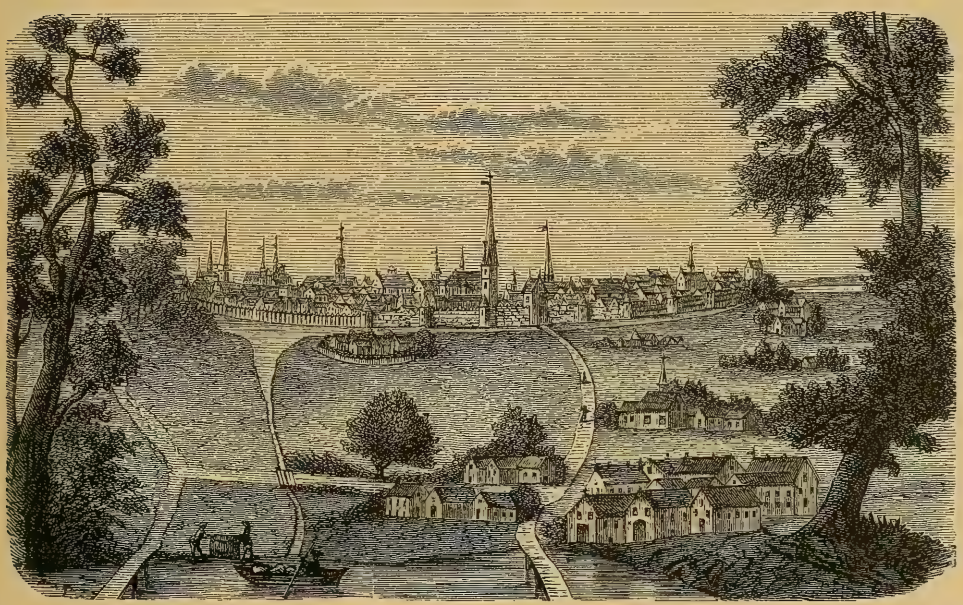
2. Friedrich II., König von Dänemark.
Nach einem Kupferstiche von J. M. Preisler.

Frieden bitten, den Treueid leisten, auf ihre alte Selbstverwaltung verzichten, Steuern und Heeresfolge geloben und auf eignem Grund drei Festungen erbauen. Die Siegeszeichen, welche die Dithmarscher früher gewonnen hatten, wanderten nach Schleswig und Gottorp, darunter die Danebrogsfahne von Hemmingstedt; herzogliche Amtsleute und Vögte führten das Regiment, und ein neues Recht verdrängte bald den alten Landbrauch. Doch die Vernichtung der Dithmarscher Freiheit war vielleicht mehr ein Sieg des Adels als des Königtums, wie denn überhaupt die Durchführung der

Reformation in Dänemark mehr jenen als dieses gestärkt hatte. Denn der größte Teil der eingezogenen Kirchengüter war in die Hände der Edelleute gefallen, und kein hoher Klerus, kein starkes Bürgertum hielt ihnen mehr das Gegengewicht (s. Bd. V, S. 332).

Schweden. Die Hansa.

Eben in dieser Übermacht des Adels und in der ihr entsprechenden Schwäche des Königtums lag eine Gefahr für die Zukunft Dänemarks, die es leicht in Nachteil gegenüber seinem mißachteten Nachbar Schweden setzen konnte. Zwar die Gebietsverteilung war diesem äußerst ungünstig. Es war noch keineswegs im Besitz seiner natürlichen Grenzen und stieß an die Nordsee nur an der Mündung der Götaelf, wo Lage des Staates.



3. Kopenhagen um das Jahr 1520.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Elfsborg angelegt worden war. Sonst erscheint es noch als reiner Ostseestaat, zumal da es auch ganz Finnland behauptete. Aber dieses schwache Volk hatte sich, zugleich mit der Durchführung der Kirchenreformation, ein kräftiges Erbkönigtum geschaffen und den Dänen seine Selbständigkeit abgetrotzt, und obwohl auch hier ein stolzer Adel hauste, der die monarchische Entwickelung des Landes zeitweilig in Gefahr brachte, so hatte doch Schweden das Glück, rechtzeitig kraftvolle Fürsten zu finden, die diesen niederhielten und ihr Volk bald auf große Ziele hinwiesen, deren Erreichung es zur ersten Macht des Nordens erhob. Bald nach 1560 begann diese Wendung.

Für die deutsche Hansa bedeutete die gesteigerte Selbständigkeit der nordischen Reiche die Vernichtung ihrer alten Überlegenheit. Mit dem unglücklichen Ausgange der „Grafenfehde“ (s. B. V, S. 326 ff.) war ihre Macht gebrochen, und was sie an Einfluß im slawischen Osten besaß, das ging wenigstens den Städten des deutschen Die Hansa.

Mutterlandes mehr und mehr verloren. Für Schweden hatte ihr Gustav Wasa im Drange der höchsten Not die alten Freiheiten bestätigt (1523); aber nach Wullenwevers Fall war von ihrer Anerkennung thatsächlich nicht mehr die Rede trotz aller Klagen und Vorstellungen. Besser gelang es in Dänemark, wo im ganzen der Freibrief von 1524 in Geltung blieb. Auch der Vertrag von Odense (1560) legte den Hanseaten zwar mancherlei Beschränkungen auf und sicherte den dänischen Kaufleuten unbeschränkten Verkehr in den Hansestädten, ließ indessen immer noch den Kern ihrer alten Rechte unangetastet. Anders in Norwegen, wo zu Bergen der große Kaufhof der Hansa stand. Hier war durch mannigfache Übergriffe der Deutschen die Stimmung eine äußerst gereizte geworden. Die deutschen Handwerker hatten 1528 den Einheimischen zwei Kirchen weggenommen und mit deutschen Predigern besetzt, wollten auch nicht unter der Landesobrigkeit, sondern nur unter dem hansischen Kontor stehen. Dieses letztere wiederum erbaute eigenmächtig ein Blockhaus, um den Kaufleuten zu Bergen die selbständige Fahrt nach dem Nordlande zu wehren. Indessen war das schließlich nicht durchzusetzen, und wie überall, so entstand auch hier den Hanseaten die gefährlichste Konkurrenz durch die Niederländer, die sich in der Nähe Bergens niederließen. Selbst Deutsche handelten im Norden mit Umgehung des hansischen Kaufhofes. Endlich kam es unter dem straffen Regiment des dänischen Amtmanns Christoph von Walkendorf (1556—1560) zum Bruch. Die Hanseaten mußten die Landungsbrücke und Wage, die sie nur für sich errichtet hatten, dem allgemeinen Gebrauch einräumen und die widerrechtlich angeeignete Halwardkirche hergeben. Den Handwerkern ließ der Amtmann nur die Wahl zwischen Auswanderung oder Unterwerfung unter die Landesobrigkeit, die Häuser, wo die Dirnen für die deutschen Kaufleute wohnten, wurden zerstört. Starke Besatzung und Artillerie im Schloß zwang die empörten Hanseaten zur Nachgiebigkeit, und der Vertrag von Odense (1560) regelte dies aufs neue. Alle Deutschen wurden unter norwegisches Gesetz gestellt, den Norwegern freier Handel in den Hansestädten und auf zwölf Jahre die freie Nordlandsfahrt verstattet. Mit der stolzen Herrscherstellung des Kaufhofs von Bergen war es damit zu Ende.

Polen unter den letzten Jagellonen.

Das polnisch-litauische Reich.

Den germanischen Staaten, die mehr oder weniger Küsten- und Seestaaten waren und deshalb auch mit dem Leben des übrigen Europa enge Beziehungen unterhielten, stehen die großen slawischen Binnenreiche Osteuropas wie eine fremde Welt gegenüber. Doch war ihr Verhältnis zur europäischen Kultur nicht dasselbe, und eben diese Verschiedenheit begründete einen tiefen Gegensatz zwischen Polen und Rußland; denn jenes hatte von Deutschland aus die römisch-katholische Kirche und mit ihr viele andre Elemente der westlichen Kultur aufgenommen und stand schon deshalb den abendländischen Völkern ungleich näher; dieses hatte der griechisch-katholischen Kirche gehuldigt und so an allem, was sich im Abendlande an geistiger Bildung während des Mittelalters entwickelte, keinerlei Anteil genommen. Dem entsprechend behauptete Polen einige Jahrhunderte hindurch weitaus den Vorrang.

Das Staatsgebiet.

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts aus dem kleineren Königreich Polen und dem viel größeren Großfürstentum Litauen bestehend, beherrschte der Doppelstaat ein Gebiet, das weit über die Grenzen des polnischen und litauischen Stammes hinausreichte.

Im Osten waren ihm ausgedehnte russische Landschaften unterworfen, im Süden besaß er die Schutzherrschaft über die Kosakenrepubliken am Dnjepr, im Norden gehorchte ihm seit 1466 Westpreußen unmittelbar, Ostpreußen als Vasallenstaat. Aber dem gewaltigen Umfange des Reiches entsprach wenig die Verwirrung seiner inneren Zustände. Die Vereinigung mit Litauen, wie sie auf dem Tage von Horodlo im Jahre 1413 festgestellt worden, war eine ganz äußerliche, zumal da namentlich die kirchliche Verschiedenheit einer engeren Verbindung entgegenstand; denn wenn auch die eigentlichen Litauer sich zur römischen Kirche bekannten, so hielten doch die viel zahlreicheren Russen an der griechischen fest, obwohl sie sich zum Teil vom Patriarchat Moskau losgesagt hatten (1416).

Die Stände.

So ging die polnisch-litauische „Union" über eine lose Personalunion nicht hinaus. Da die Polen des litauischen Beistandes viel mehr bedurften als die Litauer des polnischen, so verstand es sich fast von selbst, daß sie den Großfürsten aus dem Stamme der Jagellonen auch regelmäßig zu ihrem König erhoben. Die Verbindung genügte aber, um die Vorrechte des polnischen Adels auch auf den litauisch-russischen zu übertragen, d. h. auch die Bauern des Großfürstentums der Leibeigenschaft zu unterwerfen. In beiden verbrüderten Reichen ruhte die Souveränität in der „Nation", d. h. im hohen und niederen Adel (szlachta, vom deutschen „Geschlecht"), der sich zum Reichstage versammelte. Er war gewissermaßen in zwei Häuser gegliedert. Im Senat saßen die Großwürdenträger, die Woiwoden (Statthalter) und Kastellane mit den Bischöfen, in der Landbotenkammer die Abgeordneten der Bezirkslandtage der Woiwodschaften. Eine geordnete Abstimmung gab es nicht, die Minderheit wurde niedergeschrieen oder wohl auch mit Gewalt zu Boden geworfen. Obwohl nun im Reichstage der geringste Szlachcic (kleiner Edelmann) der Form nach so viel galt wie der mächtigste (Großgrundbesitzer (Pan, d. i. Herr, Magnat), so übten doch die letzteren natürlich das Übergewicht aus, besonders da ein einziger dieser Herren zuweilen Tausende von kleinen Edelleuten als Gefolgsleute in seinen Diensten hatte, die nach seinem Befehl stimmten und vorkommenden Falls auch den Säbel zogen. Diesem Adel gegenüber standen die Massen der leibeigenen Bauern, die mißhandelten und getretenen Lasttiere des herrschenden Standes, der willkürlich ausgeübten Gerichts- und Polizeigewalt der Grundherren wehrlos unterworfen und natürlich ohne jedes politische Recht. Ein wirklich nationaler Bürgerstand fehlte ganz. Nur im eigentlichen Polen, vornehmlich im Westen, hatten sich im 13. Jahrhundert zahlreiche deutsche Stadtgemeinden gebildet — sogar die Hauptstadt Krakau konnte im 15. Jahrhundert als eine überwiegend deutsche gelten — die entweder als unmittelbare Städte unter dem König oder als mittelbare unter größeren Grundherren standen, je nachdem sie auf königlichem oder auf adligem Grund und Boden angelegt waren. Jene genossen vertragsmäßig volle Selbstverwaltung auf Grund deutschen Rechts, doch im Reichstage vertreten waren nur wenige, z. B. Posen bis 1733, und diese ohne jedes Gewicht. Eben diese politische Sonderstellung hinderte die deutschen Gemeinden, sich als wirkliche Glieder des polnischen Staates zu fühlen, und zog ihnen den steigenden Haß der adelsstolzen Polen zu. Wo Polen und Deutsche zusammen wohnten, waren schon im 15. Jahrhundert Raufereien an der Tagesordnung, und wie wenig Aussicht auf einen Ausgleich dieser Gegensätze war, zeigt das feindliche Urteil des hochgebildeten Politikers Johann von Ostrorog (gest. 1501), das die deutschen Bürger Krakaus als einen Haufen „schmutziger Handwerker" der Verachtung seiner Landsleute preisgibt. Noch viel weniger konnten die namentlich seit dem 14. Jahrhundert zahlreich über das ganze Land verteilten Juden als ein Ersatz für das fehlende polnische Bürgertum gelten; denn so unentbehrlich sie der Mißwirtschaft der polnischen Edelleute waren, so standen

sie doch in Sprache, Sitte und Religion den Polen vollkommen fremd gegenüber und hatten als echte Schmarotzer nur das Interesse, das Land auszubeuten, nicht ihm zu nützen.

Das Königtum. Die Union von Lublin.

Dem souveränen Adel gegenüber ohne jene Stütze, die ein kräftiger Bürgerstand ihm gewährt hätte, war der König-Großfürst zur Ohnmacht verurteilt. Er ernannte freilich alle Bischöfe und alle hohen Beamten, doch sie waren unabsetzbar und also von ihm ganz unabhängig. Die Steuerbewilligung und Gesetzgebung, die Entscheidung über Krieg und Frieden und das Aufgebot des Adels zum berittenen Heeresdienst (zu Fuß fochten nur die Söldner) hingen lediglich von den beiden Reichs-

4. Lublin.

Nach Chodzko, „Pologne."

tagen ab, nicht von ihm. Auch die Union von Lublin zwischen Polen und Litauen im Juli 1569 änderte an diesen Verhältnissen nichts zu gunsten der Krone, sondern verstärkte nur die Macht der polnischen Szlachta, indem sie dem bis dahin gut monarchischen Adel Litauens die Stellung des polnischen Adels gab. König Sigismund August (1548—72) brachte sie trotzdem zustande, um bei dem damals nahe bevorstehenden Aussterben des Jagellonischen Hauses die Verbindung beider Länder, die in diesem Falle sich zu lösen drohte, neu zu befestigen, und der hohe Adel Litauens mußte sie annehmen, obwohl sie Litauen in starke Abhängigkeit von Polen brachte, weil der litauische Kleinadel, gelockt von den Privilegien seiner polnischen Standesgenossen, von ihm abfiel. So wurde die Union am 1. Juli 1569 vom König, den Senatoren und den Land-

Kunstbeilage.

Die Union zu Lublin vom 1. Juli 1569.

Nach dem Gemälde von Johann Matejko.

boten beider Reiche feierlich beschworen. Ein wirklich einheitlicher Staat ging aus der Union freilich nicht hervor. Nur die beiden Reichstage wurden in eine Körperschaft verschmolzen, die Verwaltung blieb in allen Zweigen getrennt, jedes hohe Amt wurde also doppelt besetzt, ohne daß auch nur diese Großwürdenträger sich untereinander zu einer geschlossenen Regierung vereinigt hätten; vielmehr verfuhr jeder völlig unbekümmert um den andern.

Preußen.

Die ohnehin fast unüberwindliche Schwerfälligkeit und Verworrenheit dieses Staatswesens wurde nun noch dadurch gesteigert, daß zwei oder vielmehr drei innerlich ganz selbständige, stammfremde Landschaften sich ihm angeschlossen hatten. Mit dem gesegneten westpreußischen Weichsellande hatte Polen den heiß ersehnten Zugang zur Ostsee gewonnen. Während der westpreußische Adel, jedes Nationalstolzes bar, sich zu einem polnischen umbildete, so daß aus den Hutten die Czapski, aus den Oppen die Bronikowski wurden, behaupteten die Städte, vor allem Thorn, Elbing und das reiche Danzig, mit ihrer Selbstverwaltung auch ihre Nationalität und damit die Grundlagen ihrer Macht. Im Ordenslande, das seit 1525 zum weltlichen Herzogtum geworden war (s. Bd. V. S. 240), neigte sich der Adel ebenfalls den Polen zu und erlangte im Jahre 1566 die Zusicherung, daß, falls der Herzog die Gerechtsame des Landes verletze, Polen helfend einschreiten werde, und daß der Landesherr ohne die Bewilligung Polens und der Stände kein Bündnis schließen dürfe. So fand die slawische Fremdherrschaft in der Selbstsucht dieses deutschen Adels ihre beste Stütze.

Die Kosaken.

Weiter übte das polnische Reich, doch erst seit 1569, über die Kosakenrepubliken am mittleren und unteren Dnjepr die Schutzherrschaft aus. Diese beiden merkwürdigen Gemeinwesen der später sogenannten ukrainischen Kosaken um Kiew und der Saporoger jenseit der Stromschnellen (Porogi) des Dnjepr, hatten sich im 13. Jahrhundert zumeist aus süd(klein-)russischen Ansiedlern, die vor den Mongolen flohen, gebildet und eine eigentümliche kriegerisch-demokratische Verfassung geschaffen, die in mancher Beziehung an die abendländischen Ritterorden erinnert. Für die ursprünglichen Ansiedler war die Ehelosigkeit Gesetz; als später ganze Familien einwanderten, bildeten jene den herrschenden Stand, der, aus gleichberechtigten Mitgliedern bestehend und einem streng beobachteten, aber ungeschriebenen Gesetz oder vielmehr Gewohnheitsrecht unterworfen, sich in großer Versammlung zu Neujahr den Hetman (Ataman) und die Ältesten (Starschina) wählte. Das ganze Gebiet war in militärische Bezirke (Polk, Regiment) unter Obersten (Polkownik) gegliedert, in denen die Kosaken in ihren Palanken, 40—60 in einem Hause, wohnten, und hatte als Mittelpunkt die „Setsch", dem „Haupthaus" des Deutschen Ordens vergleichbar, damals auf der unzugänglichen Dnjeprinsel Chortiza unterhalb der Stromschnellen, wo sich die Schatzkammer, das Zeughaus und die Insignien des Hetmans befanden. Ganz abgeschlossen von der herrschenden Klasse lebten die verheirateten Kosaken in Dörfern, die Leibeigenen auf Vorwerken, im Sommer als Hirten in der unermeßlichen Steppe. Ganz ähnlich war anfangs die Verfassung der ukrainischen Kosaken gewesen; erst im 16. Jahrhundert verschmolz bei ihnen der herrschende Stand mit den unter ihm angesiedelten Familien. — Als Hauptaufgabe galt den Kosaken der Kampf gegen die Mohammedaner, die Mongolen und Türken, daher ihre fortwährenden Einfälle in deren Gebiet und ihre kühnen Raubfahrten auf dem Schwarzen Meere, die sie gelegentlich bis an die Nordküste Kleinasiens ausdehnten. In diesen Kämpfen und in der Einsamkeit der grünen Steppe erzeugte dieser begabte, kräftige Stamm eine reiche, schöne Volksdichtung, der die klangvolle, weiche Sprache noch besonderen Wohllaut verlieh. Von näheren Beziehungen zur polnischen Wirrsal blieben die Kosaken um so eher verschont, als sie zäh an der griechischen Kirche festhielten.

Der Protestantismus in Polen bis 1570.

Der Humanismus in Polen.

Vielleicht wäre dem polnischen Staatswesen noch zu helfen gewesen, wenn der eindringende Protestantismus sich des polnischen Adels auf die Dauer zu bemächtigen und ihm einen größeren sittlichen Ernst einzuflößen vermocht, zugleich ihn in engere Beziehung zum evangelischen Deutschland gesetzt hätte. Hoffnungsreich genug gestalteten sich die Anfänge für die neue Lehre. Die sittliche Verwahrlosung der übrigens

5. Sigismund I., König von Polen.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

ganz national, durchaus nicht römisch gesinnten polnischen Geistlichkeit, deren Häupter meist ungläubige Freigeister waren, bahnten ihr ebenso den Weg, wie der lebhafte Handelsverkehr mit Deutschland, die zahlreich an der Universität Krakau lehrenden und studierenden Deutschen, die immer häufigeren Studienreisen junger Polen nach deutsch-evangelischen Universitäten und Schulen, namentlich nach Wittenberg und Goldberg (s. Bd. V, S. 409), und der für neues sehr empfängliche, leicht erregbare Volkscharakter. Hatte doch bereits im 15. Jahrhundert der böhmische Hussitismus hier viele Anhänger

gewonnen, und gegen Ende des 15. Jahrhunderts fand hier der Humanismus, der in Deutschland und anderwärts die religiöse Bewegung so wirksam vorbereitete, auch in Polen Eingang. Auch hier gaben die großen Reformkonzilien den ersten Anstoß, indem sie polnische Gelehrte mit italienischen Humanisten in Berührung brachten. Einer seiner Hauptvertreter war Gregor von Samok, Erzbischof von Krakau (gest. 1477); unter seinem Schutze lebte dann der Italiener Filippo Buonaccorsi

6. Sigismund II. August, König von Polen.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

da Gemignano, genannt Callimachus (1437—1496). Auch der vielgewanderte Konrad Celtes (s. Bd. V, S. 182), lebte und lehrte einige Jahre (1489—1491) in Krakau, wo er in seiner „Weichselgesellschaft" (Sodalitas Vistulana) eine Reihe Gleichgesinnter vereinigte. Mit seinem Weggange zerfiel freilich die Verbindung wieder, und überhaupt kam das Interesse an diesen Studien über kleine Kreise des Adels, des Hofes und der höheren Geistlichkeit nicht hinaus, wurde aber hier doch durch die Vermählung König Sigismunds I. mit Bona Sforza von Mailand 1518 wesentlich gefördert, und

jedenfalls konnte es ein Mann wie Andreas Patricius Nidecki, der langjährige Sekretär des humanistenfreundlichen Andreas Zebrzydowski, Bischofs von Kujavien, seit 1550 von Krakau, der auf Veranlassung dieses Kirchenfürsten sich mehrmals in Italien aufgehalten hatte, auch mit bedeutenderen deutschen Humanisten aufnehmen. — Anderseits machte sich auch, unter andern von Johann Ostrorog vertreten, eine Richtung geltend, welche die Selbständigkeit des Staates gegen die geistlichen Herrschaftsansprüche Roms und die Sicherung des Volkes gegen die päpstliche Ausbeutung entschieden verfocht. Diese Anschauung war es, die in dem polnischen Kleinadel, der Szlachta, immer breitere Wurzeln schlug. Wie sich der polnische Adel die Bürger und Bauern unterworfen hatte, so wollte er auch die durch Grundbesitz und Zehnten reiche und mächtige Geistlichkeit ihrer hergebrachten einflußreichen Stellung berauben. Dazu war ihm der Protestantismus eine willkommene Waffe.

Die Anfänge des Protestantismus.

So vorbereitet, griff jetzt die neue Lehre so rasch um sich, daß schon im Beginn der zwanziger Jahre König Sigismund I. (1506—1548) mit den Bischöfen durch Verbote dagegen einschritt. Am frühesten siegte das Luthertum in den deutschen Städten Westpreußens, in Elbing 1523, in Danzig seit 1529; in Thorn wurde schon im Jahre 1521 ein päpstlicher Legat unsanft aus der Stadt entfernt und die von ihm befohlene Verbrennung lutherischer Schriften verhindert. In Großpolen (um Warschau, Gnesen und Posen) trat schon 1520 ein Dominikaner zu Posen gegen die alte Kirche auf; seit 1525 schlossen sich die mächtigen Gorka der neuen Lehre an und richteten auf ihren Schlössern den evangelischen Gottesdienst ein. Im kleinpolnischen Krakau war damals die Begeisterung für Luther unter Professoren und Studenten so groß, daß der Bischof dagegen predigen ließ; auf Litauen wirkte namentlich die Nähe des schon reformierten Herzogtums Preußen; entstand doch sogar in Wilna seit 1539 eine evangelische Schule, die sich freilich nicht lange behaupten konnte. Indes beschränkte sich der Einfluß der Lutheraner im wesentlichen auf die deutschen Stadtgemeinden; erst die Calviniſten und die böhmischen Brüder wirkten unter dem Adel mit größerem Erfolg, jene seit 1545 in Kujavien an der westpreußischen Grenze, seit 1549 in Großpolen, später auch in Litauen, wo ihre Hauptstütze Fürst Nikolaus Radziwill wurde, und in Kleinpolen, wo sich zuerst die reformierten Gemeinden zu einer geschlossenen Kirche vereinigten. Die böhmischen Brüder trieb der Sieg König Ferdinands I. über die böhmischen Stände am Ende des Schmalkaldischen Krieges nach Großpolen, wo sie 1547—1548 in drei großen Zügen anlangten. Rasch gründeten sie in Posen und andern Städten Großpolens Gemeinden, Schulen und Druckereien und fanden gegen einen königlichen Ausweisungsbefehl Schutz bei den Gorka. Diese Bewegung benutzend, forderte die Szlachta auf dem ersten Reichstage König Sigismund II. Augusts (1548—72) in Petrikau (Piotrkow) eine nationale Kirche und auf dem zweiten Reichstage im Jahre 1550 Aufhebung der Zehnten, Einziehung der Kirchengüter und der schwach besetzten Klöster. An die Spitze dieser Bestrebungen trat ein Italiener Franz Stankar aus Mantua, der seit 1549 in Krakau das Hebräische lehrte. Unter seiner Leitung wurde ein Reformprogramm nach dem Muster des Kölnischen Hermanns von Wied aufgestellt. Dies förderte natürlich die evangelische Sache, und sie gewann größere Festigung, als sich 1555 auf der Synode von Kozminec beide Bekenntnisse insoweit einigten, daß die Reformierten Glaubensbekenntnis, Kirchenordnung und Kultus der böhmischen Brüder als berechtigt anerkannten. Für die Genossenschaft aller Evangelischen auch die polnischen Lutheraner zu gewinnen, mißlang zunächst selbst den eifrigsten Bemühungen des trefflichen Johannes Lasky, der die Bibel ins Polnische übersetzte (1563), und des ehemaligen Kardinals Paul Vergerio (s. Bd. V, S. 345), der den Katholiken mit Recht als ihr gefährlichster Gegner galt.

7. Paraderüstung eines polnischen Hetmanns aus dem 16. Jahrhundert.
(Museum zu Zarskoje Selo.)
Die Rüstung besteht aus Eisenschuppen, ebenso der Helm die Verzierungen sind aus vergoldetem Kupfer.

Katholische Gegenbewegung.

Zwar that der Führer der römischen Partei, Stanislaus Hosius, Bischof von Kulm, seit 1551 von Ermland, das möglichste, um ihr wie dem Protestantismus die Spitze zu bieten. Hosius war von deutscher Abkunft, aber 1504 in Krakau geboren. Die ausgebreitete Bildung, die er sich in seiner Vaterstadt, dann in Bologna und Padua erwarb, machte ihn doch an seiner streng kirchlichen Anschauung nicht irre, vielmehr wurde er die Seele der römischen Reaktion in Polen. Unter seiner Anregung beschloß die Synode von Petrikau im Juni 1551 die strengsten Maßregeln und stellte ein katholisches Glaubensbekenntnis auf; aber wenige Jahre später forderte der

8. Stanislaus Hosius.
Verkleinertes Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches.

Reichstag ein polnisches Nationalkonzil, außerdem die Messe in polnischer Sprache, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Gestattung der Priesterehe und die Abschaffung der Annaten (1555). Doch Rom verweigerte alles und sandte 1556 Alois Lipomani als Legaten nach Polen, dessen Schroffheit alles verdarb. Jedenfalls ließ sich der König zu keiner entschiedenen Haltung bestimmen. Er bewilligte vielmehr freie Religionsübung für die westpreußischen Städte (1557 und 1558), gewährte im Jahre 1563 Duldung für alle religiösen Parteien in ganz Polen und gab dem großenteils schon protestantischen Adel Litauens Zutritt zu allen Ämtern. Doch die Erwartung der Protestanten, er werde selbst zu ihnen übertreten, erfüllte er so wenig wie sein Zeitgenosse Kaiser Maximilian II.; jedenfalls erkannte er 1563 unter dem Einflusse von

Hosius, der als päpstlicher Nuntius an den letzten Beratungen des Tridentiner Konzils hervorragenden Anteil genommen hatte, die Beschlüsse desselben an.

Der Consensus Sendomiriensis.

Den Bestrebungen der katholischen Reaktion kam eine radikale Bewegung zu statten, die man mit Erfolg als die letzte Folgerung aus dem Protestantismus darstellen konnte und die ihm daher außerordentlich geschadet hat. Seit 1551 hatten die Antitrinitarier oder Unitarier, welche die Dreieinigkeitslehre verwarfen, durch ihren Stifter Lelio Socino Zugang in Polen gefunden und, verstärkt durch zahlreiche flüchtige Italiener, als „Freunde der reinen Wahrheit" weitverzweigte Gemeinden besonders in Kleinpolen gegründet, deren Mittelpunkt später die von Rakau (1569) wurde. Dies Eindringen abweichender Lehrmeinungen zwang indes die Lutheraner, sich auf der Synode von Gostyn zu einer wirklichen Kirche unter zwei Superintendenten zusammenzuschließen (1565), und als nun von katholischer Seite neue Gefahren zu drohen schienen, da errangen endlich die alten Bestrebungen auf enge Vereinigung aller Evangelischen in Polen einen großen Erfolg. Nach langwierigen Verhandlungen vereinigten sich im Jahre 1570 auf der Synode von Sendomir (Sendomierz) die Reformierten, die böhmischen Brüder und die Lutheraner zu dem Consensus Sendomiriensis. Er ließ die Sonderbekenntnisse der einzelnen Religionsgenossenschaften unangetastet, stellte für die einzelnen Lehren vieldeutige Formeln auf, die jeder Partei erlaubten, ihre besonderen Anschauungen darunter zu verstehen, und legte nur dem Abendmahlsbegriff die lutherische Auffassung zu Grunde. Keinen Anteil an dieser Vereinbarung nahmen die Antitrinitarier, doch erhielten sich ihre Gemeinden kräftig, seit 1579 unter der Leitung des Fausto Socino, Lelios Neffen, nach dem sie auch Socinianer genannt wurden (gest. 1604). Unter ihm entstand ein treffliches Gymnasium in Rakau (1602), nach seinem Tode erschien der „Rakauische Katechismus".

Aussichten.

Bedeutsame Aussichten schienen sich so zu eröffnen. Um diese Zeit gab es in Kleinpolen 122, in Großpolen 80 reformierte Kirchen. Die deutschen Stadtgemeinden waren alle lutherisch, im slawischen Pomerellen von 100 Kirchspielen etwa 70; der polnisch-litauische Adel bekannte sich zu drei Vierteln zum Protestantismus. „Es schien eine kurze Zeit, als sollten sich im slawischen Osten eine neue Volkskraft und neue Kultur entwickeln, ein großer polnischer Staat mit deutscher Städtekraft." Daß dies nicht geschah, hat Polen den Untergang gebracht, zumeist durch die Macht, auf die es geringschätzig herabzusehen sich gewöhnt hatte: durch das halbasiatische Reich der Moskowiter.

Rußland unter Wassilij IV. und Iwan dem Schrecklichen.

Russische Zustände.

Rußland unter der Mongolenherrschaft.

Bis auf Peter den Großen galt das Reich der „Moskowiter" im Abendlande nicht als ein wirklich europäischer Staat. In der That war es von dem übrigen Europa nicht bloß durch kirchliche Verschiedenheit getrennt, sondern seine Bevölkerung war auch mit zahlreichen finnischen Bestandteilen versetzt, die ihre Stammverwandten vor allem jenseit des Ural in Asien suchten. Längs der unteren und mittleren Wolga saßen wie noch heute mongolische (tatarische) Völkerschaften, sie wohnten verstreut selbst im nördlichen Rußland, und wenn auch diejenigen finnischen Stämme, die in dünnen Ansiedelungen das Innere Großrußlands ursprünglich eingenommen hatten, längst slawisiert waren, so hatten sie doch auf die nationalen Eigentümlichkeiten der Großrussen keinen geringen Einfluß ausgeübt, wie man denn namentlich die Wanderlust dieses Stammes und mancherlei Glauben und Brauch auf sie zurückgeführt hat.

Dies mehr asiatische Wesen hatte durch die Herrschaft der Mongolen, der „Goldenen Horde“ (Kiptschak), die seit dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts auf den zahlreichen russischen Teilfürstentümern lastete, noch eine beträchtliche Verstärkung erfahren, und die allernachteiligsten Folgen hatten sich damit für Rußland verknüpft. Daß im Westen mehrere der russischen Teilfürsten zu den Litauern übergetreten waren, war nicht das Schlimmste. Ungleich verderblicher wirkte der Druck der mongolischen Despotie, namentlich auch deshalb, weil sie in Rußland selber ihre Hauptstützen fand, in denen zumal, welche die natürliche Pflicht gehabt hätten, ihr Volk gegen jene zu vertreten. Um den Preis der Anerkennung weitgehender Vorrechte durch den Mongolenchan predigte die russische Geistlichkeit die unbedingte Unterwürfigkeit gegen den fremden Gewaltherrscher als oberste aller Pflichten, und der Großfürst von Moskau, der im Jahre 1328 von den Mongolen als solcher anerkannt worden war, gab sich kurz darauf dazu her, als Generalsteuerpächter den Tribut für den Chan in allen russischen Landschaften einzutreiben, verschmolz somit sein Interesse mit dem der Fremdherrschaft, von der seine Gewalt herrührte, und konnte jede Auflehnung gegen seine Willkür als Empörung gegen den Chan brandmarken, dessen Gnade er wiederum nur durch schweifwedelnde Demut sich zu sichern vermochte. Seitdem sind das moskowitische Großfürstentum und die russische Kirche immer in engster Verbindung miteinander geblieben. Der Großfürst erschien als der Stellvertreter Gottes; wer sich gegen ihn erhob, frevelte gegen Gott, und alle Kriege wurden zu Religionskriegen. Es war eine Auffassung des Staates, wie etwa in China.

Moskau. Erst seit dieser Zeit kam auch die Stadt Moskau (russ. Moskwa, nach dem Namen des Flusses) empor, obwohl sie schon seit 1147 bestand. Der erste Großfürst, der seine Residenz von Wladimir an der Kljasma hierher verlegte, war Iwan Danilowitsch Kalisa (1328—40), und der Metropolit Theognost folgte ihm. Iwan erbaute die Burg, den Kreml (tatar. für Festung), den Kern der Stadt. An diesen schloß sich im Süden später Kitajgorod, d. i. die Chinesenstadt, und um beide legte sich ringförmig Bjelojgorod (d. i. Weiße Stadt, von ihrer weißen Ringmauer), später im weiteren Ringe noch der Semljanojgorod (Erdstadt, von der Erdringmauer). Im Kreml erhob sich auch die Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt (Uspenskij Sobor), die Begräbnisstätte der Patriarchen und die Krönungskirche der Großfürsten. Wie alle russischen Städte bestand Moskau zunächst durchweg aus Holzhäusern; selbst den Kreml umschloß anfangs nur eine hölzerne Befestigung.

Die Bojaren. Wider den doppelten Despotismus des russischen Großfürsten und des Mongolenchans gab es nirgends ein Gegengewicht. Denn die Russen entbehrten vollständig eines wirklichen Adels. Der einzige Eigentümer alles Grund und Bodens war in allen den kleinen Gebieten der Landesfürst; er stattete dann die Kirche und eine Anzahl seiner Gefolgsleute (Dworjanin, in der Mehrzahl Dworjane) mit einer Art Lehen (Pomjestie), d. h. mit Anweisung auf gewisse Abgaben und Dienste einer Anzahl von Bauern, aus, aber die Dworjane nur auf Lebenszeit, und dafür wieder waren diese Lehnsleute (Pomjeschtschiki) oder Bojaren ihm zu persönlichen Diensten in Heer und Landesverwaltung verpflichtet. Da der Besitz und auch die Geltung des einzelnen sonach lediglich auf der Gnade des Fürsten beruhte, so kam auch der „Bojarenrat“ über die Bedeutung einer nur beratenden Versammlung nie hinaus; wirkliche Selbständigkeit fehlte ihm, weil den einzelnen jede Unabhängigkeit mangelte. Selbst aus den Herrschergeschlechtern der später mit Moskau vereinigten Teilfürstentümer ist kein eigentlicher Adel hervorgegangen, weil die Großfürsten sie einfach den Bojaren einreihten. Also schaltete jeder russische Fürst mit despotischer Gewalt, solange es Gott und der große Chan gestattete.

Da konnte nun auch eine wirkliche Freiheit der Bauern gewiß nicht gedeihen. Die Bauern. Die großrussischen Bauern lebten seit alter Zeit in geschlossenen Dörfern, deren Flur im Gemeinbesitz aller Ortsangehörigen blieb (wie noch heute) und alle paar Jahre in einzelnen möglichst gleichen Anteilen an die einzelnen aufs neue zur Bebauung verlost wurde. Streng genommen war jedoch nicht die Gemeinde die wirkliche Eigentümerin des Grund und Bodens, sondern der Landesfürst, von dem nun wieder die Bojaren

9. Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt in Moskau, die Krönungskirche der russischen Großfürsten, erbaut unter Iwan III. in den Jahren 1475—79.

Nach einer Originalphotographie.

oder die Kirche ganze Dörfer oder auch eine Anzahl Bauern zugewiesen erhielten. Ihnen oder dem Fürsten unmittelbar waren die Bauern zu Fronden und Diensten verpflichtet, deren Maß ganz vom Belieben der Herren abhing, wie diesen auch Polizei und Gerichtsgewalt, mit Ausnahme der dem Landesherrn vorbehaltenen Blutgerichtsbarkeit, zustand. So beschränkte sich die Freiheit der Bauern lediglich auf die Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten und auf das Recht der Freizügigkeit, das ihnen gestattete, sich allzu argem Drucke durch Wechsel des Aufenthalts zu entziehen. Doch

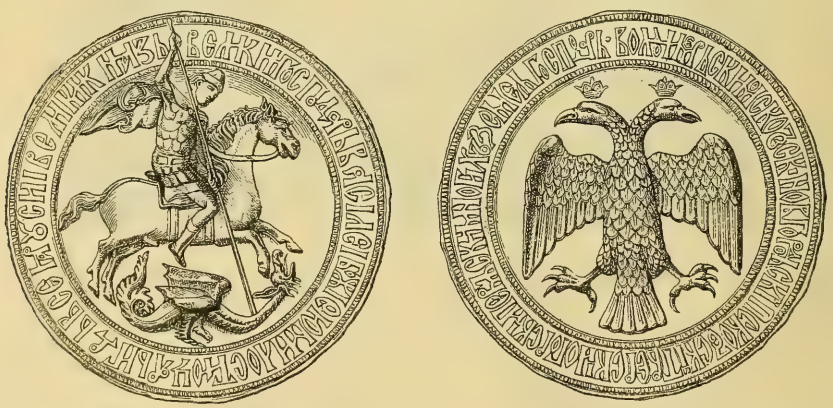
gab es nicht nur schon zahlreiche einzelne Leibeigene, d. h. Knechte, die der willkürlichen Gewalt ihrer Herren als Sklaven unterworfen waren, sondern schon seit dem 12. Jahrhundert ganze leibeigene Dörfer. In diesen Zustand auch die „freien" Bauern zu versetzen, dazu bedurfte es nur der Aufhebung der Freizügigkeit, und da diese für die kleinen Grundherren, die ihre Bauern verhältnismäßig schwerer belasten mußten, als die großen oder gar die Kirche, in der That sehr unbequem war, weil sie den Unterthanen den Übergang in die leichtere Dienstbarkeit der letzteren gestattete, so beschränkte bereits Iwan III. in seinem „Gerichtsbuche" von 1497 den Umzug auf einen Tag im Jahre, den St. Georgstag (23. April), und verpflichtete die abziehenden Bauern zu einem „Wohnungsgelde".

Bürgergemeinden.

So wenig es nun einen wirklich freien Bauernstand gab, so wenig existierte ein wirkliches Bürgertum. Die städtischen Gemeinden unterschieden sich von den ländlichen durch wenig mehr als den größeren Umfang und die Befestigung, deren Mittelpunkt in jeder Stadt der Kreml bildete. Nur an einigen Punkten, in Groß-Nowgorod, Pskow (Pleskau) und Wjatka, hatten sich selbständige Gemeinden auf demokratischer Grundlage, wenngleich in wenig geordneter Weise, entwickelt, doch wurden diese hoffnungsreichen Ansätze zu einem nationalen Bürgertum mit der Unterwerfung unter das Großfürstentum Moskau für immer zerstört.

Iwan III.

Die Ziele der russischen Entwickelung waren nun zunächst ohne Frage die Abwerfung des Mongolenjoches, die Einigung der Teilfürstentümer, die Wiedergewinnung der an Litauen verlorenen Gebiete und das Vordringen an die Ostseeküste, um mit Westeuropa unmittelbar in Verbindung treten zu können. Den ersten kräftigen Anlauf nach allen diesen Richtungen hatte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Iwan III. Wassiljewitsch (1462—1505) genommen, unter dem einerseits Rußland von der Mongolenherrschaft befreit, anderseits die Freistädte Nowgorod (1478) und Wjatka (1498) unterworfen worden waren (s. Bd. IV u. Bd. V, S. 139). Derselbe Großfürst schmückte Moskau zuerst mit ansehnlichen Bauten. Er umgab den Kreml mit einer steinernen Mauer und starken Thoren, von denen das von dem Mailänder Pietro Solari um



10. Siegel Wassilijs IV. Iwanowitsch von einer Goldbulle.

Die Vorderseite zeigt den heil. Georg, den Drachen durchbohrend. Die Umschrift in altrussischen, miteinander vielfach verschlungenen Buchstaben läuft von oben an nach rechts und lautet umschrieben:

Weliki i gospodar Wasilei boshieju milostju zar i gospodar wseja Rosii weliki knjas.
Der große Herr Wasilei durch göttliche Gnade Zar und Herr ganz Rußlands, Großfürst.

Auf der Rückseite erscheint der (byzantinische) gekrönte Doppeladler mit der Umschrift:

Wolodimerski Moskowski Nowgorodski Psowski Twerski Ogorski Permski i mnogich semel gospodar.
von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Twer, Jugurien, Perm und vielen Ländern Herr.

Nach Schiemann, „Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrh."

1491 erbaute Erlöserthor das merkwürdigste ist, und ließ durch einen andern Italiener, Fioravanti aus Bologna, die Krönungskathedrale zu Mariä Himmelfahrt in der jetzigen Gestalt erbauen (1475—79). Ebenso errichteten ihm italienische Architekten als Residenzpalast das sogenannte Terem (tatar. Frauenhaus) und den Audienzsaal, die Granowitaja Palata (d. i. Facettenpalast, nach der Form der Steine) mit der später berühmten Roten Treppe. Nach jeder Richtung hin hat Iwan III. den Russen die Bahnen der Zukunft gewiesen.

11. Großfürst Wassilij IV. Iwanowitsch.
Verkleinertes Faksimile einer gleichzeitigen Radierung von A. Hirschvogel.

Wassilij IV.

An diese Erfolge konnte Iwans III. Sohn und Nachfolger Wassilij IV. Iwanowitsch (1505—1534) anknüpfen. Wie der Vater Nowgorod unterworfen hatte, so vernichtete er im Januar 1510 die republikanische Freiheit von Pskow, das schon lange sich Fürsten seiner Wahl hatte gefallen lassen müssen. Jetzt lockte er, als er sich in Nowgorod aufhielt, die Oberbeamten und die Bojaren von Pskow dorthin und ließ sie festnehmen; die dadurch führerlose Gemeinde aber beschloß in ihrer letzten Versammlung, sich unbedingt dem Großfürsten zu unterwerfen. Dieser erschien darauf selbst in Pskow, hob die Gemeindeverfassung auf, ließ sofort 300 der angesehensten Familien zwangsweise in das Innere Rußlands abführen und ersetzte sie durch Kauf-

lente aus dem Wolgagebiete. Das alte Pskow war vernichtet. Kurz darauf (1517) wurde das letzte noch übrige Teilfürstentum, Rjasan, dem Reiche von Moskau einverleibt. Der Krieg mit Polen, den Wassilij zunächst unternahm, weil dort nach Johann Albrechts Tode nicht er, wie er gehofft hatte, sondern Sigismund I. gewählt worden war, bewegte sich jahrelang lediglich in plan- und entscheidungslosen Raubzügen, bis den Russen durch Überraschung Smolensk in die Hände fiel (1. August 1514). Der glänzende Sieg, den wenige Wochen später die Polen an der Orscha davontrugen (8. September), blieb ohne Folgen, da das polnische Adelsaufgebot zu jedem längeren Feldzuge unfähig war, und so behauptete Wassilij in dem fünfjährigen Stillstand von 1522 das eroberte Smolensk.

Weniger glücklich war er gegen die Tataren von Kasan, das sich bereits seit Iwan III. in einer unsicheren Abhängigkeit von Moskau befand. Als Wassilij dort im Jahre 1519 den Schich Alej, statt, wie er versprochen, den Bruder Mohammed Girejs, des Chans der Krimtataren, als Fürsten einsetzte, nahm dieser Kasan, besetzte und brandschatzte sogar Moskau ohne irgend welchen Widerstand, und zwang die Bojaren — der Großfürst war geflüchtet — zur Bewilligung des alten Tributs (1521). Doch blieb das Ganze ohne weitere Folgen, Wassilij konnte sogar wenige Jahre nachher wieder einen Vasallenfürsten in Kasan einsetzen.

Iwan IV. Wassilijewitsch, der „Schreckliche".

(1534—1584.)

Die völlige Zerstörung der Tatarenmacht gelang erst dem Nachfolger Iwan IV. Wassilijewitsch (1534—1584).

Die Regentschaft.

Für diesen beim Tode seines Vaters erst dreijährigen Sohn Wassilijs und der litauischen Fürstentochter Helene Glinskij, der zweiten Gemahlin des Vaters, übernahm zunächst diese ränkevolle Frau mit ihrem Günstling, dem Fürsten Iwan Obolenskij, die Regentschaft, die sie durch die Hinrichtung der nächsten Verwandten sicherte, bis sie, allgemein gehaßt, im Jahre 1538 starb. Doch brachte dies keine Wendung zum Besseren, vielmehr verfuhr der nunmehr unter Leitung des Fürsten Schujskij zur Herrschaft gelangte Bojarenrat in derselben Weise gegen seine Feinde und ließ u. a. Obolenskij den Hungertod sterben. Nach wenigen Jahren bemächtigten sich indes die Glinskij, die Verwandten des jungen Großfürsten mütterlicherseits, der Gewalt (Weihnachten 1543), um nun wieder gegen die Partei der Schujskij blutig zu wüten. Die vorher so gewaltthätigen Bojaren beugten sich in Demut, nannten sich in ihren Papieren die Sklaven ihres Herrn und huldigten kniefällig dem Knaben, wenn sie ihm eine Bitte vortrugen.

Sylvester und Adaschew.

Im Dezember 1546 ließ sich Iwan in der Himmelfahrtskirche im Kreml krönen, nahm dabei den Titel Zar (d. i. Cäsar, Kaiser) an, der vormals nur dem Großchan der Mongolen gebührt hatte, aber gelegentlich schon von den Großfürsten geführt worden war, und vermählte sich mit Anastasia Romanowna Jurjewa Sacharyn. Indes die Herrschaft, die in seinem Namen die Glinskij ausübten, war von kurzer Dauer. Als im Jahre 1547 drei furchtbare Feuersbrünste das nur aus Holzbauten bestehende Moskau fast gänzlich einäscherten, wobei 1700 Menschen umkamen und der Zar selbst in Lebensgefahr geriet, gelang es dem Fürsten Sklopin Schujskij, dem jungen Zaren das Märchen einzureden, die Glinskij hätten den Brand durch Zauberei veranlaßt. Das wütende Volk erschlug darauf Jurij Glinskij in der Himmelfahrtskirche, deren Schutz er vergeblich gesucht hatte; aber nicht die Schujskij traten das Erbe des gestürzten Geschlechts

an, sondern ein finsterer, strenger Mönch aus Nowgorod, Sylvester, dessen ganzes Wesen auf Iwan einen so unwiderstehlichen Einfluß übte, daß er dreizehn Jahre lang mit seinem treuen Genossen Alexej Adaschew thatsächlich Rußland regierte.

Es war zum erstenmal ein vernünftiges, zweckbewußtes und deshalb auch nach innen und außen erfolgreiches Regiment. Eine echt russisch, jedenfalls von Sylvester gedachte Kundgebung leitete die neue Zeit ein. Vor einer aus allen Ständen berufenen Versammlung und allem Volke auf dem „Richtplatze" (Lobnoje mjesto, vor dem

Annäherung an die westeuropäische Kultur.

12. Iwan IV., der „Schreckliche".

Verkleinertes Faksimile eines gleichzeitigen Holzschnittes.

Kreml) bat der junge Zar um Vergebung für alles, was früher gegen seinen Willen und ohne sein Wissen geschehen war, verzieh selbst allen und kündigte den Erlaß eines neuen Gesetzbuches an (Herbst 1549). Unter dem Einflusse Sylvesters begann Rußland sich auch der europäischen Kultur zu erschließen. Im Auftrage des Zaren führte Georg Schlitte aus Goslar eine Schar deutscher Handwerker, Ärzte und Apotheker nach Moskau (1547). Später entstand hier durch Ansiedelung der zahlreichen Kriegsgefangenen aus Livland und Esthland eine besondere „deutsche Vorstadt" (Sloboda).

Dann trat zum erstenmal das Moskowiterreich in direkte Handelsverbindungen mit dem Abendlande, indem englische und holländische Schiffe bis ins Weiße Meer vordrangen (1553 bez. 1578, s. Bd. V, S. 704, 722). Dem entspricht es, wenn der Zar sich bemühte, auch sein Kriegswesen auf abendländischen Fuß zu setzen. Anstatt des sehr zahlreichen, aber zu geregelter Kriegführung nicht geeigneten Aufgebots seiner berittenen Gefolgsleute bildete er zum Teil aus Fremden, Deutschen, Polen und Italienern, ein stehendes Heer, das aus 3000 schweren Reitern (Gendarmen) nach französischem Muster, 10 000 Mann leichter Kavallerie und 30 000 Hakenschützen, den später berühmten Strelitzen (Strjelzy, d. h. Schützen), bestand, und errichtete eine starke Artillerie. Diese neue Armee erprobte sich zuerst bei der Belagerung von Kasan (s. unten S. 24).

Die russische Kirche.

Selbst in die starre griechisch-russische Kirche schien damals wieder neues Leben einzuziehen. Um 1550 waren die Geistlichen und Mönche durch wüste Sittenverderbnis und rohe Unwissenheit berüchtigt. Selbst manche Bischöfe trieben Wucher, Mönche und Nonnen ergaben sich zügelloser Ausschweifung, andre zogen mit angeblich wunderthätigen Heiligenbildern im Lande umher, um Geld herauszuschlagen. Die Bildung stand auf der tiefsten Stufe. Die alten Schulen in Moskau und Nowgorod waren verfallen, Lesen, Schreiben und Singen waren der Mehrzahl der Geistlichen unbekannte Dinge, noch im 17. Jahrhundert vermochte kaum einer von zehn Mönchen das Vaterunser zu beten. Und solchen Menschen war die Seelsorge des russischen Volkes jahrhundertelang anvertraut! Kein Wunder, daß auch im Volke Roheit, Völlerei und wüster Aberglaube herrschten. Gegen diese entartete Kirche drängte nun gleichzeitig von Polen aus der römische Katholizismus heran, im Innern aber erhob sich eine „ketzerische“ Bewegung. Der Katholizismus suchte mit allen Mitteln im russischen Litauen Fuß zu fassen, ja der Papst Julius III. bot Iwan IV. die Königskrone an als Preis seines Übertritts. Indessen war bei dem vielhundertjährigen Haß der „Griechen“ gegen die „Römer“ ein großer Erfolg der letzteren in Rußland unwahrscheinlich. Eher noch ließ sich eine tiefergreifende Wirksamkeit von der evangelischen Lehre erwarten. Luthers Name war bekannt nicht nur in Moskau, sondern auch bis über die Wolga und bis zum Cyrilluskloster im Weißen See (Bjeloje Ofero, südlich vom Onegasee); um 1550 traten Socinianer in Moskau auf, so Matwej (Matthäus) Baschkin, der seine Anschauung von einigen katholischen Polen zu haben behauptete. Kurze Zeit darauf predigten auch drei moskowitische Mönche im weißrussischen Witebsk gegen die Heiligenbilder und gingen, als sie von dort durch das aufgehetzte Volk vertrieben wurden, nach Südrußland, „wo die Stimme des Evangeliums schon etwas freier tönte“. In Wolhynien fanden sie Zuflucht beim Fürsten Georg Slucki; der bedeutendste von ihnen, Thomas, wurde später evangelischer Pfarrer zu Polock an der oberen Düna. Auch die berichtigte Ausgabe der kirchenslawischen Bibelübersetzung, die Franz Skorina um das Jahr 1519 in Praga bei Warschau herstellen ließ und die sich durch ganz Rußland von Kiew bis zum Solowezkikloster im Weißen Meere verbreitete, konnte Anstoß zu Besserungen geben.

In der That dachte Iwan IV. oder vielmehr wohl Sylvester ernsthaft an Reform der russischen Kirche und berief deshalb im Jahre 1551 eine Synode und zugleich eine ständische Versammlung nach Moskau. Diese nahm zunächst den Entwurf zu einem weltlichen Gesetzbuche, den Sudebnik, an und beantwortete die Fragen des Zaren, wie man die verdorbenen Texte der kirchlichen Bücher herstellen und die Sitten der Geistlichkeit bessern möge, in dem berühmten Stoglawnik (d. h. hundert Kapitel), freilich in einem wirklicher Neuerung ganz abgewandten Sinne. Die Geistlichen sollten strenger beaufsichtigt und durch Schulen im Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet werden. Gegen den noch üppig wuchernden volkstümlichen Aberglauben

wollte man mit Strenge einschreiten. Von den Kirchenbüchern sollten nur noch unverdorbene Texte gebraucht werden. Aufs schärfste wandte sich aber der Stoglawnik gegen jede Abweichung von den althergebrachten Riten und schrieb auch die Anfertigung von Heiligenbildern nur nach den alten Mustern und durch Beauftragte des Zaren und der Bischöfe vor. Nun hat allerdings der Stoglawnik niemals die Anerkennung der weltlichen Regierung gefunden, aber der Metropolit Makarij von Moskau verfügte doch eine teilweise Annahme der Beschlüsse und ließ zur Abwehr jedes abendländischen

13. Kirche des heil. Basilius (Wassilij Blashennoj) in Moskau, erbaut unter Iwan IV.
Nach einer Originalphotographie.

Einflusses auf der Synode vom Jahre 1553 Baschkin und seine Glaubensgenossen zu lebenslänglicher Haft verurteilen. Es bezeichnet weiter den reformfeindlichen Sinn dieser russisch-griechischen Geistlichkeit, daß die erste russische Druckerei, die Iwan IV. im Jahre 1553 in Moskau errichtete, auf ihre Veranlassung in Brand gesteckt wurde. Erst 1564 wurde eine neue Druckerei errichtet, und in ihr erschien das erste Druckwerk in russischer Sprache, die Apostelgeschichte. Selbst die Ordnung der wertvollen Bibliothek des Patriarchen mußte ein deutscher Geistlicher aus Dorpat vornehmen.

Eroberung von Kasan u. Astrachan.

Glänzender und dauernder waren die auswärtigen Erfolge. Binnen wenigen Jahren fielen die Chanate Kasan und Astrachan in Kämpfen, die dem „rechtgläubigen" Russen ebenso gut als Religionskriege galten, wie die Türkenfeldzüge dem Abendländer. In Kasan war es 1549 gelungen, einen russischen Parteigänger, Schich-Alej, auf den Thron zu setzen. Allein schon zu Anfang des Jahres 1552 wurde er verjagt, und die Stadt sperrte den Russen die Thore. So entschloß sich Iwan, übrigens sehr gegen seine persönliche Neigung, selbst zu Felde zu ziehen. Am 20. August 1552 stand er mit 300000 Mann vor Kasan, dessen Verteidiger kaum den zehnten Teil dieser Heeresmacht zählten. Trotzdem widerstand die Stadt in dem heiligen Kampfe aufs tapferste, und erst als die Moskowiter ihr das Wasser abgeschnitten hatten, fiel

14. Russische Krone für Kasan.

Nach „Antiquités de l'empire de Russie".

Die Krone ist in ihrer Grundform die nationale Pelzmütze, mit durchbrochenen Goldblechen und Edelsteinen bedeckt und auf der Spitze von einem großen Edelsteine gekrönt.

sie nach dreitägigem Stürmen am 1. Oktober. Auf den Befehl Iwans wurden alle Bewaffneten erschlagen, Weiber und Kinder gefangen fortgeschleppt; der Chan Utemisch trat zum Christentume über, und auf der Stelle, wo Iwan zuerst das Kreuz aufgepflanzt hatte, erhob sich die Kirche zu Mariä Himmelfahrt. Triumphierend ritt der Zar in Moskau ein, vom Metropoliten und zahllosem Volke jubelnd empfangen. Zum Andenken und zum Danke für die Eroberung erbaute er in Moskau am Roten Platze die Kathedrale des heil. Basilius (Wassilij Blashennoj), eine wunderliche Anhäufung von elf kleinen Kapellen, mit zwölf Kuppeln in allen Formen und Farben gekrönt. Aus Astrachan verjagten die Russen im Juli 1554 den Chan Jamgutschej und setzten als nominellen Herrn ihren Vasallen Derbytsch ein. Weithin scholl der Ruf dieser Thaten im Osten und Süden. Auch die finnischen Stämme an der Wolga und

am Ural (Tscheremissen, Tschuwaschen, Baschkiren u. a.) wurden unterworfen, die kaukasischen Bergvölker stellten sich freiwillig unter russische Oberhoheit, die tatarischen Fürsten Sibiriens boten Tribut, das ferne Chiwa bewarb sich um die russische Freundschaft. Um dieselbe Zeit erkannten die Donschen Kosaken, welche sich im 15. Jahrhundert aus russischen Flüchtlingen gebildet hatten und zuerst 1554 mit Moskau gegen Astrachan in Bund getreten waren, die Schutzherrschaft des Zaren an und bauten ihre Hauptstadt Tscherkask am unteren Don, eine wertvolle Sicherung der Grenze namentlich gegen die Krimtataren.

Die Schreckensherrschaft.

Aber bald kündigte sich eine verhängnisvolle Wendung an. Bisher hatte sich der Zar im wesentlichen der Leitung Sylvesters und Adaschews gefügt; das wurde anders, je höher Iwans Selbstbewußtsein durch die Eroberung Kasans gesteigert wurde und je mehr ein finsteres Mißtrauen in der Seele des jungen Herrschers um sich griff. Den ersten Grund dazu legte eine Erfahrung im Jahre 1553. Als damals Iwan gefährlich erkrankte, forderte er von den Bojaren den Eid, daß sie seinen erst halbjährigen Sohn Dmitrij (Demetrius) zu seinem Nachfolger annehmen würden. Diesen Eid verweigerten anfangs die meisten, ihnen voran der Fürst Wladimir Andrejewitsch; selbst Sylvester und Adaschew bestärkten sie darin, weil sie eine vormundschaftliche Regierung nicht wollten. Obwohl das nun keinen abhielt, dem Zaren, als er genesen war, sich knechtisch zu unterwerfen, Iwans Mißtrauen war doch erwacht und erreichte eine krankhafte Höhe nach dem Tode seiner Gemahlin Anastasia (August 1560). Sylvester und Adaschew wurden verbannt, und in entsetzlicher Weise trat nun die böse Natur des Zaren heraus. Als er im Dezember 1564 mit großem Gefolge von Moskau nach Wladimir gezogen war und durch die Drohung, das Reich zu verlassen, wenn die Bojaren ihn an der Bestrafung seiner „Feinde“ hindern wollten, sich die unbedingte Fügsamkeit derselben und der Geistlichkeit gesichert hatte, bildete er sich nach seiner Rückkehr im Februar 1565 aus Leuten niederen Standes ein „abgesondertes“ Gefolge, auf dem nur von diesen rohen Gefolgsleuten eingenommenen Gebiete, das Moskau in die Mitte nahm, die berüchtigte Opritschtschina, die wie eine feindliche dämonische Macht dem „Lande“ (Semschtschina) gegenüberstand, und nun wurde er der „Schreckliche“ (Grosnyj). Was sein Mißtrauen und seinen Zorn reizte, erlag seinem erbarmungslosen Wüten; jeder halbwegs selbständige Wille erschien ihm als verbrecherisch. Es galt vor allem die Vernichtung der Fürstengeschlechter und der mächtigen Bojaren. So wurden die höchsten Würdenträger in Menge hingerichtet, unter den ersten natürlich Fürst Wladimir, dann auch seine Mutter und der Metropolit Philipp von Moskau. Ganze Städte ließ der „Schreckliche“ ausplündern und ausmorden, mit oder ohne Vorwand, jedenfalls ohne wirklichen Grund. Das schlimmste Schicksal traf das unglückliche Nowgorod, gegen das der Zar von jeher ein tiefes Mißtrauen hegte. Nachdem er das Fürstentum Twer schrecklich heimgesucht hatte, erschien er, über Torshok ziehend, am 2. Januar 1570 vor Nowgorod. Die Opritschtschniks sperrten die Zugänge, versiegelten die Thüren der Kirchen und Klöster und der angesehensten Häuser und legten einen großen Teil der Bevölkerung in Ketten. Am 6. ließ der Zar in der Vorstadt Gorodischtsche eine Anzahl der Nowgoroder Mönche mit Keulen erschlagen, am 8. zog er selber in der zitternden Stadt ein. Sechs Wochen dauerte das entsetzliche Blutgericht, jeden Tag wurden hunderte von Menschen unter unsagbaren Martern hingerichtet. Erst am 12. Februar erklärte der entsetzliche Despot, sein Zorn sei gestillt und er wolle den Überlebenden seine Gnade erweisen. Aber von dem alten stolzen Nowgorod war nichts mehr übrig. Wie durch ein Wunder, nur durch eine plötzliche Gemütsbewegung des Wüterichs blieb Pskow von einem gleichen Schicksale verschont. Dann kehrte er nach Moskau zurück, um auch hier die Verräter vollends

zu vertilgen. Am 25. Juli starben unter den ausgesuchtesten Qualen auf dem großen Markte von Kitajgorod 120 Opfer, einige Tage später folgten noch weitere; die Frauen der Gemordeten wurden ertränkt. Dann freilich ließ der Zar für die Seelen der Geopferten im Cyrilluskloster am Weißen See Totenmessen lesen! Denn in dem zerrütteten Geiste dieses ebenso ruchlosen, als tief unglücklichen Mannes lebten dicht nebeneinander die widersprechendsten Empfindungen: äußerliche kirchliche Frömmigkeit und entsetzliche Grausamkeit, Sorge für sein Haus und teuflische Ironie, Neigung zur Askese und rohe Lüsternheit. Der Gedanke, daß er nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten gegen sein Volk habe, ist ihm niemals gekommen. In sinnlichen Ausschweifungen, rohen Possen und grausamer Folterung seiner Opfer, wozu sich wieder die genaueste äußerliche Befolgung mönchischer Regeln in einer Art von Kloster gesellte, suchte Iwan mit seinen entsetzlichen Opritschtschniks den Genuß des Lebens. Und ein solches Regiment ertrugen Bojaren und Volk als „ergebene Sklaven" vierundzwanzig Jahre lang!

Kampf mit den Tataren.

Mit der Grausamkeit verband sich wie immer elende Feigheit. Von russischen Flüchtlingen aufgefordert, brach im Jahre 1570 Dewlet-Gireij, Chan der Krimtataren, in Rußland ein. Iwan wagte nicht den Kampf, sondern ließ Moskau wehrlos den Feinden zur Beute fallen, die nun die ganze Stadt bis auf den Kreml niederbrannten und 100000 Menschen als Sklaven mit sich schleppten. In einem verächtlichen Schreiben forderte der Chan vom Zaren die Abtretung von Kasan und Astrachan und den alten Tribut. Natürlich unterwarf sich Iwan; als er aber sein Wort nicht hielt, zogen die Tataren zum zweitenmal auf Moskau (1572). Nicht dem Zaren, der vielmehr nach Nowgorod flüchtete, sondern dem Fürsten Worotinski und vor allem dem deutschen Obersten Georg von Fahrensbach, einem Esthländer, mit 7000 Landsknechten verdankte die Hauptstadt diesmal ihre Rettung durch den glänzenden Sieg an der Lopaßna, 50 Werst (7 deutsche Meilen) von Moskau. Doch Iwan ließ Worotinski als „Zauberer" hinrichten, worauf Fahrensbach, über moskowitische Dankbarkeit aufgeklärt, in dänische Dienste ging, um sie später mit polnischen zu vertauschen.

Schon war damals der große Kampf entbrannt, der Rußland den Zugang zur Ostsee öffnen konnte, ihn aber thatsächlich fester als jemals verschloß, der Krieg um Livland, der erste, der alle die um das Baltische Meer gelagerten Völker gegeneinander in Waffen brachte und Schwedens Aufsteigen zur Großmacht vorbereitete.

Die Ostseestaaten und der erste Kampf um Livland.

Zustände in Livland.

Das livländische Gemeinwesen.

Unter dem Namen „Livland" faßte der Sprachgebrauch jener Zeit noch alle drei Lande um den Meerbusen von Riga zusammen: Kurland, das eigentliche Livland und Esthland. Das Ganze war ein Bund geistlicher Staaten. Neben dem Erzbischof von Riga als Oberlehnsherrn des Gesamtgebietes standen noch eine Reihe von bischöflichen Stiftern (Ösel, Reval, Pilten, Hapsal, Dorpat und Semgallen) und der Land- und Heermeister des Deutschen Ordens; von diesen geistlichen Herren waren dann die mächtigen Stadtgemeinden Riga, Dorpat und Reval und der weltliche Adel abhängig. Durch allgemeine Stände- und Städtetage wurde zwar die äußere Einheit gewahrt, selten jedoch eine wirkliche Einigkeit erzielt, da schon seit der Begründung dieser deutschen Kolonialstaaten Erzbischof und Orden miteinander um das Übergewicht rangen, und die starken Stadtgemeinden nach größtmöglicher Freiheit strebten. In der That waren jene drei mächtigsten unter ihnen fast selbständig unter einem streng aristokratischen Regiment und blühend durch den Handel mit Rußland, der seit der Sperrung

des hansischen Kaufhofs in Nowgorod 1494 (s. Bd. V, S. 139) wesentlich in ihren Händen lag. Auch an den westlichen Fahrten der Hansa bis an die französische und spanische Küste nahmen sie teil. Aber ihr Zusammenhang mit dem großen Bunde wich mehr und mehr einem feindlichen Gegensatz, seitdem sich die livisch-esthnischen Städte von dem lästigen Zwange, nur durch Vermittelung Lübecks mit dem Westen verkehren zu müssen, losmachten, um den direkten Verkehr durch den Sund zu erstreben (s. Bd. V, S. 304), und in Rußland Lübeck mit seinen Genossen überflügelten. Zwar erlangte diese Stadt seit etwa 1540 die unmittelbare Verbindung mit Rußland über Narwa, doch das vermochte den Verlust des alten Nowgoroder Kaufhofs keineswegs zu ersetzen.

An Livlands Geschicken nahmen die Ureinwohner, die finnischen Esthen in der Nordhälfte und die arischen Letten in der Südhälfte des Landes, nur einen leidenden Anteil. Sie waren leibeigene oder hörige Bauern der deutschen Eroberer, die in den Städten und auf den Burgen des Adels oder des Ordens saßen als eine kleine, aber kräftige Minderheit, voll Hochmut gegenüber den Bauern, deren Übertritt zur deutschen Nationalität gar nicht gewünscht wurde.

So blieb Livland ein nur halbdeutsches vielsprachiges Gebiet. Und doch hätte die ausgesetzte Lage dieser entferntesten deutschen Kolonie die straffste Einheit der Regierungsgewalt und des Volkstums nötig gemacht. Seit dem ewigen Frieden von Thorn vom Jahre 1466 vermochte der schwache Rest des preußischen Ordenslandes nicht mehr Livland zu stützen und zu schützen; seit 1478 stand der Moskowiter in Nowgorod und Pskow, dicht an der östlichen Grenze. Zwar hatte die Heldenkraft Walters von Plettenberg, des letzten großen Landmeisters (1494—1535), noch einmal die drohende Russengefahr beschworen und einen Frieden erlangt (s. Bd. V, S. 306), der dann mehrfach gewöhnlich unter drückenden Bedingungen erneuert wurde, auch durch Anschluß an das Deutsche Reich als Reichsfürst einen festeren Halt zu sichern gesucht, aber wer konnte den Gewaltherrschern von Moskau trauen, und wen hätte damals das sinkende Reich wirklich zu stützen vermocht?

Eindringen des Protestantismus.

Außerdem verlor der geistliche Staatsbau Livlands allen inneren Halt durch das Eindringen der Reformation. Schon auf dem Landtage von Wolmar im Juli 1522 lehnten die weltlichen Stände den Antrag der Geistlichen auf Verwerfung der lutherischen Lehre entschieden ab. Seitdem trat sie in allen den größeren Städten, die mit Deutschland im engsten Verkehr standen, auf, dann schloß sich auch rasch der Adel ihr an, der mit den Bischöfen über seine Lehnspflichten schon lange im Streite lag. Die Reformatoren Revals und Esthlands wurden Heinrich Bock aus Hameln und Johann Lange, in Riga wirkten Johann Briesmann aus Königsberg, Andreas Knopken, ein Schüler Bugenhagens, und Jakob Tegetmeier aus Hamburg. Daß die Aufregung der Gemüter hier und da auch zu Gewaltthaten führte, ist nicht befremdlich; so wurde in Reval die Hauptkirche zu St. Nikolai im September 1524 arg verwüstet, die Klöster der Stadt halb durch Zwang aufgelöst. Doch zu einem Zusammenstoß mit den geistlichen Herren kam es nur in Dorpat, wo die Bürger sich des bischöflichen Schlosses bemächtigten; aber die weltlichen Stände erklärten sich auf dem Landtage von Reval im Juni 1524 entschieden für Dorpat. Der Bischof Jakob von Blankenfeld, damals eben zum Koadjutor des alten und schwachen Erzbischofs von Riga mit dem Rechte der Nachfolge gewählt, und bald wirklich Erzbischof, wagte nicht durchzugreifen, und der Bischof Johann von Ösel suchte durch Zugeständnisse auf lehnsrechtlichem und kirchlichem Gebiet die stiftische Ritterschaft in der Treue zu erhalten (Dezember 1524). Während dadurch der Adel einigermaßen wieder für die alte Kirche gewonnen wurde, führten Riga und Reval die evangelisch-lutherische Kirchenordnung rasch und entschieden

durch; Riga sagte sich sogar vollständig von der weltlichen Herrschaft des Erzbischofs los und wollte den Landmeister allein als seinen Herrn anerkennen. Der Landmeister Plettenberg, der von Anfang an klar erkannte, daß die ganze Bewegung die Verfassung des Landes in ihren Grundfesten bedrohe, verständigte sich mit den Bischöfen und dem Landadel über die Wahrung ihrer Rechte, lehnte das Ansinnen Rigas auf dem stürmischen Landtage in Wolmar im Juli 1525 entschieden ab, weil es dem alten Rechte zuwider sei, und suchte die Entscheidung der kirchlichen Frage bis zu einem Konzil hinauszuschieben, wehrte aber freilich nicht geradezu der lutherischen Predigt. Als er dann

15. Walter von Plettenberg, der letzte große Landmeister von Livland.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

erfuhr, daß der neue Herzog in Preußen, Albrecht von Brandenburg, Riga seinen Schutz angeboten habe, da kam ihm Plettenberg zuvor, ließ sich im September in Riga huldigen und den Erzbischof Blankenfeld, der, dadurch erbittert, hochverräterische Verhandlungen mit den Russen anknüpfte, durch die stiftische Ritterschaft gefangen nehmen (Dezember 1525). Aber den Gedanken, nunmehr der weltliche Oberherr ganz Livlands zu werden, wies er auf dem Landtage von Wolmar im März 1526 doch weit von sich, weil er dadurch sofort die Ritterschaft und die lauernden Nachbarn gegen sich in Harnisch gebracht hätte; er begnügte sich damit, die weltliche Obergewalt des Erzbischofs vernichtet zu haben. Auch der Erzbischof unterwarf sich mit seinen Bischöfen

und Ritterschaften der Herrschaft des Ordens im Rezeß von Wolmar (15. Juni 1526). Kurz darauf starb er (September 1527). Sein Nachfolger Thomas Schöning wollte sich nicht fügen und nahm Wilhelm von Brandenburg, den Bruder des Herzogs Albrecht, zum Koadjutor an, um sich dessen Beistand zu sichern. Da nun nicht nur der Herzog, sondern auch Karl V., Polen und Dänemark sich für den Erzbischof erklärten, so blieb dem Landmeister nichts andres übrig, als jenen Rezeß von Wolmar aufzugeben und die alte Herrschaft des Erzbischofs wieder anzuerkennen (1530). Der Ausbreitung der Reformation wagte auch der neue Erzbischof Wilhelm von Brandenburg (1539—63) kein Hindernis in den Weg zu legen. Im Gegenteil, sein Ziel war die Säkularisierung des Erzstiftes, womöglich ganz Livlands, und die Verbindung des Landes mit Preußen. Auf diesem Wege hatte er nun freilich so ziemlich das ganze Land und die mächtigen Nachbarn gegen sich. Noch im Juli 1546 beschlossen die Stände in Wolmar, daß weder der Erzbischof noch der Landmeister je in den weltlichen Stand eintreten sollte. Aber in welche widerspruchsvolle Lage kam dadurch Livland! Die Städte waren offen lutherisch, selbst die Ordensritter fast alle evangelisch. Nur im Bistum Dorpat und in den Stiftskapiteln sowie in dem eng mit ihnen verbundenen Adel einiger Landstriche fand die alte Kirche noch Halt. Wie konnte ein Bund geistlicher Staaten dauern, der fast durchweg evangelisch war? Die einzig ersprießliche Lösung wäre die rechtzeitige Säkularisation des Landes gewesen, die in Preußen 1525 gelungen war, aber die einzigen Herren, die das in Livland hätten versuchen können, der Landmeister oder der Erzbischof, waren dazu viel zu schwach. So geschah das Notwendige nicht, und Livland wurde eine Beute der fremden Mächte.

Die Parteistellung der Ostseemächte.

An seinen Besitz aber knüpfte sich die Frage nach der Herrschaft über die Ostsee, der Erbschaft, welche die sinkende Hansa hinterließ. Daher riß der Kampf alle Mächte rings um das Ostseebecken in seine Wirbel hinein. Mit ihm verband sich der Weltkampf der Zeit, der Kampf des evangelischen und katholischen Prinzips. Da steht nun im Vordergrunde das aufstrebende Schweden als Vertreterin des Protestantismus, ihm gegenüber Polen, wo bald nach dem Aussterben der Jagellonen (1572) die katholische Reaktion ihre Siege feiert. Dessen Verbündeter ist Dänemark, zwar evangelisch, aber durch den Gegensatz des politischen Interesses mit Schweden verfeindet. Zwischen diesen beiden Parteien sucht sich Rußland hineinzuschieben, um gegenüber beiden seine Ansprüche zu wahren, bis die Folgen innerer Zerrüttung es von der Ostsee vollständiger ausschließen als jemals zuvor. Selbst die westeuropäischen Mächte greifen wenigstens mittelbar hier ein; die Spanier stehen hinter Polen, England und später die Niederlande hinter Schweden. In diesen Kämpfen hat auch die Hansa, Lübeck voran, ihre letzten Seeschlachten geschlagen, nicht unwert der ruhmvolleren und glücklicheren Väter.

Erich XIV. von Schweden und der Untergang der Ordensherrschaft in Livland.

Erich XIV. und seine Brüder.

Als Gustav Wasa am 29. September 1560 die Augen schloß, folgte ihm als König sein ältester Sohn Erich XIV. (1560—69), ein schöner Mann voll Geist und Geschmack, in Mathematik und Astronomie erfahren, Maler, Sänger und Dichter, aber stolz und hochfahrend, leidenschaftlich und unfähig, seinem Jähzorn zu gebieten. Zu seinem Unglück hatte ihn zudem des Vaters letzter Wille in eine überaus schwierige Stellung versetzt, die nur die größte Klugheit und Mäßigung haltbar machen konnten. Die jüngeren Stiefbrüder Erichs nämlich waren mit selbständigen Fürstentümern ausgestattet worden und standen nur unter der Oberhoheit des Königs: Johann hatte Finnland erhalten, Karl (IX.) Südermanland, Magnus Ostgotland. Wenn auch der letztere

bald und zwar im Irrsinn starb, so blieb doch das Reich durch die Vielherrschaft geschwächt, eben in dem Augenblick, als es in den Kampf um die Ostseeherrschaft eintreten mußte und wollte. Denn in dem Streben nach erhöhter Geltung seines Staates war Erich XIV. Gustav Wasas würdiger Nachfolger. Schon bei des alten Königs Lebzeiten hatte er zu entscheidenden Schritten gedrängt, jetzt war für ihn die Zeit gekommen, sie selbst zu thun.

Spaltungen in Livland.

Schon war das unglückliche Livland in voller Auflösung. Während der Friede mit Rußland zu Ende ging (1551), trennte neuer Zwist das Land. Gegen einen Landtagsbeschluß von 1546, der die Wahl eines Ausländers zum Erzbischof verbot, nahm der damalige Erzbischof Wilhelm von Brandenburg im Jahre 1555 Christoph von Mecklenburg zum Koadjutor an. Da er die Beschwerden des Ordens nicht beachtete, so begann dieser, von den Bischöfen und der Stadt Riga unterstützt, im Juni 1556 die Fehde gegen den Kirchenfürsten und nahm ihn samt dem Koadjutor gefangen. Da mischte sich Polen ein, dessen König Sigismund II. August der Vetter des Erzbischofs und einer der „Konservatoren" des Erzstifts war und schon lange nach dem Besitze Livlands trachtete; er erzwang im Vertrage von Poswol (5. September 1557) die Befreiung der Gefangenen, die Zahlung einer Geldentschädigung und ein Bündnis gegen Rußland. Das letztere war unzweifelhaft das Schlimmste. Bereits war Livland in gereizten Verhandlungen mit dem Zaren Iwan IV., der einen angeblich 1463 vom Stift Dorpat versprochenen und bei der letzten Erneuerung des Friedens auf fünfzehn Jahre 1554 wirklich zugestandenen Zins verlangte und sich bitter über das livländisch-polnische Bündnis beschwerte, das dem Friedensvertrage von 1554 allerdings zuwiderlief. Noch versuchte man den Frieden mit Rußland durch eine Gesandtschaft nach Moskau 1557 zu retten, aber die geforderte Summe war unerschwinglich, und also der Krieg nicht abzuwenden. Und doch, wie wenig war Livland auf die entscheidende Stunde gerüstet! Im langen Frieden, der es reich und üppig gemacht hatte, war seine Waffentüchtigkeit erschlafft und das Gemeingefühl abhanden gekommen; wie gelähmt erwartete man das heranziehende Schicksal und hoffte doch wieder, es werde vorübergehen.

Einfall der Russen; die Dänen und Schweden in Esthland.

Da brachen die Russen herein, 70000 Reiter! Am 22. Januar 1558 überschritten sie an verschiedenen Punkten die unbesetzte Grenze, wildes Volk, zum Teil Tataren, auch geführt von einem solchen, Schich Aley, dem früheren Chan von Kasan. Es ist bezeichnend für den Geist des damaligen baltischen Adels, daß, als das Aufgebot des Landmeisters in Reval eintraf, wo eben ein großer Teil der esthländischen Ritterschaft zu einer prunkvollen Hochzeit versammelt war, der Brief unterschlagen wurde, um die Festfreude nicht zu stören! So drangen die Russen ungehemmt unter entsetzlichen Verheerungen und barbarischen Grausamkeiten vor, nahmen Narwa (11. Mai), Neuhausen und Dorpat (18. Juli). Es gab keine Hilfe als bei den nordischen Mächten oder bei Polen. Wirklich verwandte sich Gustav Wasa um einen Frieden bei Iwan IV., aber die Bedächtigkeit des Alters hielt ihn von thatkräftigem Eingreifen ab. Da übergab im Juli 1558 der Komtur von Reval eigenmächtig Schloß und Dom dem Vogt des Bischofs von Ösel zu Händen des Königs von Dänemark, während in denselben Tagen der Rat von Reval und ein Teil der esthnischen Ritterschaft dem König die Schutzherrschaft des Landes antrug. Dasselbe that im September 1559 der Bischof von Ösel und Kurland. Indes nahm Magnus von Holstein, Bruder König Friedrichs II., nur das Bistum Ösel, dazu noch die Stifter Reval und Pilten in Besitz; für den Schutz des Landes that Dänemark nichts, obwohl der damalige Landmeister, der greise Wilhelm von Fürstenberg, die Abtretung von Reval und Esthland vorbehaltlich kaiserlicher Genehmigung ihm zugestanden hatte. So wuchs die Bedrängnis. Die Russen

16. Erich XIV., König von Schweden.

Nach einem Gemälde im Nationalmuseum zu Stockholm.

drangen im Februar 1560 auch in Esthland ein, nahmen die feste Marienburg und siegten am 2. August bei Ermis über den Ordensmarschall Philipp Schall von Bell, der mit andern gefangen und in Moskau hingerichtet wurde. Es war die letzte Schlacht des Deutschen Ordens; niemals hat seitdem seine Marienfahne wieder im Felde geweht.

Dann erschienen die Russen vor dem starken Fellin, wo der alte Landmeister Fürstenberg mit den Edelleuten der Umgegend und 250 deutschen Landsknechten lag. Mehrere Stürme schlugen sie ab, dann aber meuterten die unbezahlten Söldner, plünderten, was sie auf der Burg vorfanden und überlieferten am 26. August 1560 das Ordensschloß den Russen. Fürstenberg wurde als Gefangener fortgeschleppt und starb in Kolomna.

Da wandte sich Reval Hilfe suchend an Erich XIV. Im April 1561 kamen die Schweden über den Finnischen Meerbusen herüber, im Juni huldigten die Stadt und der Adel von Harrien, Wirland und Jerven der Krone Schweden, während die Russen das östliche Esthland mit Narwa und das Stift Dorpat festhielten.

Kurland Herzogtum und polnisches Lehen.

Ähnliches geschah im Süden. Schon im August 1559 hatte der ehrgeizige Gotthard Kettler (geb. 1517, aus einem westfälischen Geschlecht), seit 1554 Komtur von Dünaburg, später Koadjutor des Landmeisters, ein Schutzbündnis mit Polen geschlossen, und auch Erzbischof Wilhelm von Riga hatte kurz nachher sein Stift unter polnischen Schutz gestellt, beide in der Hoffnung, ihren persönlichen Interessen zu dienen. Zunächst mußte Fürstenberg sein Meisteramt an Kettler abtreten, und dieser schmeichelte sich mit der Hoffnung, ganz Livland als weltlicher Herr unter polnischer Hoheit vereinigen zu können. Indes leistete der König Sigismund mit treuloser Berechnung nicht die versprochene Hilfe, bis die wachsende Not den Ordensmeister zwang, sich ihm gänzlich in die Arme zu werfen. Am 28. November 1561 schloß er zu Wilna den Vertrag, nach welchem er Kurland und Semgallen als erbliches Herzogtum zu Lehen von der Krone Polen nahm, Livland aber an Polen abtrat. Am 5. März 1562 übergab er dem Fürsten Radziwill Kreuz und Mantel samt den Schlüsseln des Ordensschlosses zu Riga, leistete den Lehnseid und wurde zum Herzog von Kurland und Semgallen ausgerufen. Dem unterworfenen Livland sicherte Sigismund feierlich die Aufrechterhaltung seiner Verfassung und des Augsburgischen Bekenntnisses zu. Was ein Menschenalter zuvor die Einheit und Selbständigkeit Livlands vielleicht noch hätte retten können, seine Umwandlung in ein weltliches Fürstentum, das riß jetzt das Land in Fetzen und brachte es unter die Herrschaft der Fremden. Das Deutsche Reich aber sah dem Verluste der fernen Kolonie in träger Gleichgültigkeit zu.

Schwedisch-dänischer Krieg.

Doch von den Mächten, die sich in Livland teilten, begehrte eine jede das Ganze für sich. Zumal Dänemark sah mit Eifersucht nach dem aufstrebenden Schweden hinüber und trat in Bund mit Polen, so daß es schon 1563 zum Bruche kam. Anderseits lehnte sich Schweden an Rußland und schloß im September 1564 mit ihm ein Bündnis. Eine Vermittelung, die der Kaiser mit Sachsen, Hessen und Brandenburg auf dem Tage von Rostock versuchte, blieb ergebnislos, und das Reich als solches ganz unthätig. Nur die Hansa, besonders Lübeck, suchte deutsches Interesse zu wahren. Ihre Parteistellung konnte nicht zweifelhaft sein. Ihren Gesandten, die ihn bei seiner Krönung in Upsala (Juni 1561) begrüßten, hatte Erich XIV. rundweg die erbetene Bestätigung der alten Privilegien verweigert; nur für Lübeck, Hamburg, Danzig und Rostock wollte er zollfreien Handel gewähren und auch dies nur aus Gnade und gegen Gleichstellung der schwedischen Kaufleute in den Hansestädten. Damit waren die Hanseaten nicht zufrieden, und als nun vollends der König ihnen den Verkehr mit Narwa verbot, um Revals Vorrecht zu sichern, sogar lübische Schiffe aufbrachte, da stellte sich Lübeck entschlossen auf Dänemarks Seite, obwohl dies soeben den Sundzoll erhöht hatte (1563), doch allein, ohne Unterstützung von den Schwesterstädten zu finden. Mit den Dänen vereinigt, fochten die deutschen Schiffe mit wechselndem Erfolge auf der Ostsee. Im Jahre 1564 besiegten sie unter dem dänischen Admiral Peter Skramm zwischen Öland und Gotland die Schweden und beschossen Reval, ein zweites Geschwader erlitt dagegen in mehrtägigem Gefecht bei Rügen eine Niederlage; ein drittes

Zusammentreffen im Jahre 1566 blieb ohne Entscheidung, dagegen gingen in einem furchtbaren Sturme gleich darauf bei Gotland zehn dänische und drei lübische Schiffe mit 9000 Mann zu Grunde. Nachhaltiger blieb das Glück zu Lande den Dänen treu. Zwar brachen anfangs die Schweden verwüstend in Blekingen und Norwegen ein und besetzten vorübergehend sogar Throndhjem (Drontheim), später aber siegten die Dänen in Halland auf der Falkenberger Heide und bei Svaterå (Oktober 1565).

Allgemeine politische Lage.

Auch der Gang der allgemeinen europäischen Verhältnisse war den Schweden nicht günstig. In Deutschland war eben damals die Grumbachsche Fehde im Gange, die abermals Ernestiner und Albertiner, Reichsritter und Fürstengewalt widereinander in Waffen brachte. Da Kurfürst August von Sachsen als Gemahl der dänischen Prinzessin Anna, Tochter Christians III. (seit 1548), in den nordischen Händeln zu Dänemark neigte, so knüpfte Erich XIV. mit den Ernestinern und andern Reichsfürsten an,

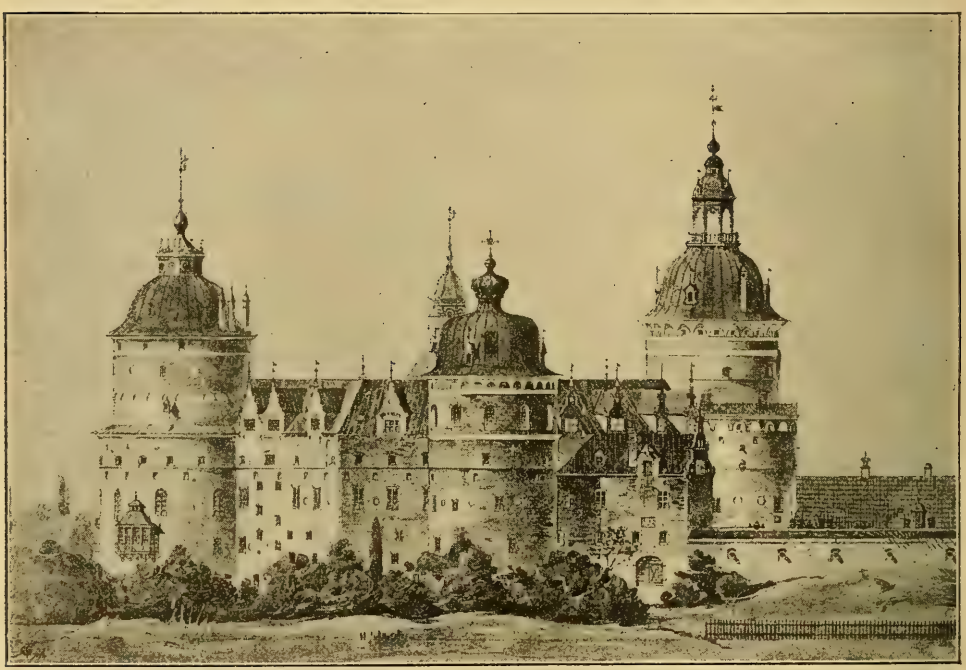
17. Kampf der lübisch-dänischen Flotte gegen die Schweden zwischen Öland und Gotland.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

hoffte zugleich auf die Bedrängnis, in welche die Habsburger und ihre Partei, zu der Kursachsen in erster Linie gehörte, durch den Türkeneinfall in Ungarn 1566 geraten würden. Allein dieser scheiterte vor Sziget (s. Bd. V, S. 464), und die Ernestiner wurden durch die Einnahme Gothas (April 1567) völlig überwältigt. In demselben Augenblick nahm im Westen die spanische Politik einen entscheidenden Anlauf: König Philipp II. beschloß, Alba nach den Niederlanden zu senden.

Erichs XIV Sturz.

Kurz darauf brach Erichs XIV. Gewalt in Schweden selbst zusammen. Unter dem Einflusse seines bösen Dämons, Göran Persson, „königlicher Majestät Prokurator", war der König mit steigendem Mißtrauen gegen seinen Bruder Johann von Finnland erfüllt worden. Überzeugt, daß sein Bruder als Gemahl Katharinas, der Tochter Sigismunds II. von Polen, dem Katholizismus zuneige und mit Polen in gefährlicher Verbindung stehe, forderte er Johann vor sich und ließ ihn, als er nicht

gehorchte, zu Åbo festnehmen (12. August 1563) und mit seiner Gemahlin nach Schloß Gripsholm am Mälarsee in Gewahrsam bringen. Das hätte indes seine Gewalt nicht erschüttert. Indem er aber statt einer fürstlichen Braut die schöne und liebenswürdige Karin (Katharina) Månsdotter, eine schlichte Bürgerstochter von Stockholm, zu seiner Gemahlin erhob, verletzte er tödlich den Stolz des schwedischen Adels, und da sich zugleich sein Mißtrauen immer krankhafter steigerte, seine Maßregeln immer willkürlicher wurden, so griff auch auf der andern Seite eine Aufregung um sich, die wieder auf das Gemüt des Königs verdüsternd zurückwirkte. Von finsterem Argwohn ergriffen, trieb er ruhelos umher und ließ Svante Sture mit seinem Sohn Nils und einigen



18. Schloß Gripsholm.

Nach einer Originalphotographie.

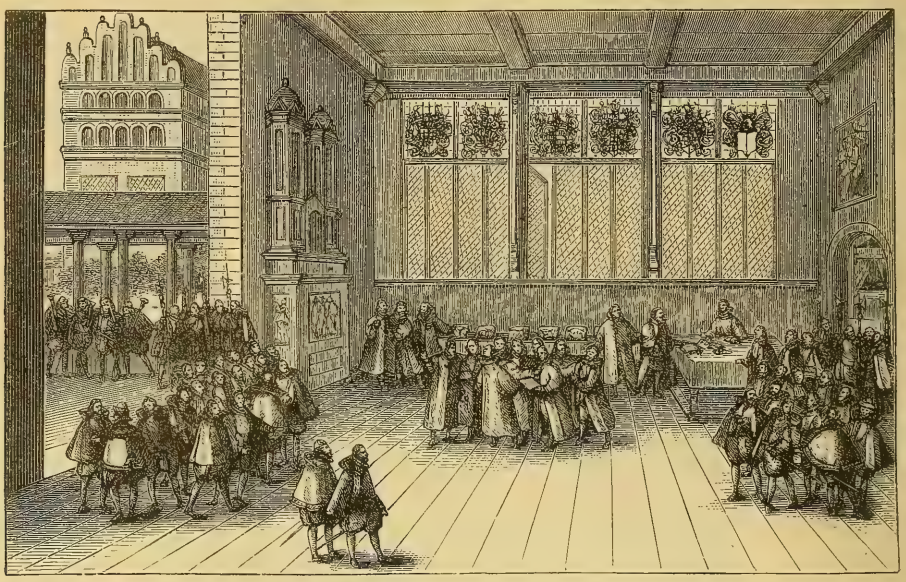
andern als Verschwörer nach dem festen Schloß von Upsala bringen. In einem Anfalle von Wahnsinn stieß er hier mit eigner Hand Nils Sture nieder, befahl dann, auch die übrigen Gefangenen umzubringen, und sah selbst seinen Lehrer, den französischen Calvinisten Dionysius Beureus, der dem Erregten begütigend zusprach, unter den Speeren seiner Trabanten fallen (24. Mai 1567). Erst Karin vermochte den verstörten Sinn des Königs zu besänftigen. Nun faßte ihn tiefe Reue, kniefällig bat er die Familien der Ermordeten um Verzeihung; ja er versöhnte sich mit seinem Bruder Johann, indem er ihn aus dem Gefängnis entließ (Oktober 1567). Als er nun aber die Bürgerstochter Karin feierlich als Königin krönen ließ (Juli 1568) und ihre Kinder als erbberechtigt anerkannte, da fehlten seine Brüder beim Fest und vereinigten sich mit unzufriedenen Edelleuten „gegen des Königs und des Prokurators Göran Persson tyrannisches Regiment“. Rasch von allen Seiten verstärkt, rückten die Aufständischen gegen Stockholm vor. Erich zeigte sich in diesem entscheidenden Augen-

blick unentschlossen, zuletzt entlud sich seine Wut gegen den bisherigen Günstling, er ließ ihn töten. Kurz darauf fiel Stockholm durch Verrat in Johanns Hände (29. September 1568). Der Sieger ließ den königlichen Bruder, in dem er seinen „bittersten Feind" sah, zunächst in Stockholm gefangen setzen. Am 1. Januar 1569 sprach dann der Reichstag Erichs XIV. Entsetzung aus, verurteilte ihn zu lebenslänglichem Gefängnis und entzog auch seinen Kindern das Erbrecht.

19. Johann III., König von Schweden.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Die gemeine Rachsucht Johanns begnügte sich jedoch damit noch nicht. Er übergab den Entthronten persönlichen Feinden zur Überwachung, die ihn mißhandelten und quälten, trennte ihn von Karin und seinen Kindern, an denen er mit zärtlicher Liebe hing, ließ ihm die Laute, Pinsel und Farben wegnehmen, „damit ihm die Tage länger würden". Dabei wurde er von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt und wie ein gemeiner Verbrecher mit Ketten beladen. Anderthalb Jahre lang saß er in demselben runden Turm des Schlosses Gripsholm, wo er einst Johann hatte festhalten lassen. Sein einziger Trost war dort seine treue Karin. Jeden Tag kam sie zu einer bestimmten Stunde an eine Stelle am Ufer des Sees, die er von seinem schmalen Fenster aus sehen konnte, und winkte ihm von fern mit dem Taschentuche, ohne doch jemals ihn selbst zu erblicken. Endlich starb Erich auf Befehl des Königs und des Reichsrats an Gift im Schlosse Örbyhus bei Upsala am 25. Februar 1577. Im Dom von Westerås liegt er bestattet.



20 Friedenskongreß von Stettin 1570.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Der Friede von Stettin.

Sein Nachfolger Johann III. (1569—92) gab schnell der ganzen Politik Schwedens eine völlig veränderte Richtung. Seine persönlichen Beziehungen zu Polen, seine Hinneigung zum Katholizismus und die ehrgeizigen Hoffnungen, die er an das bevorstehende Aussterben des Jagellonenstammes knüpfte, trieben ihn zum Frieden mit dem großen Slawenstaate und also auch mit Dänemark. Nach langen Verhandlungen kam der Vertrag zu Stettin im Dezember 1570 zustande. Schweden gab Livland auf und ließ alle Ansprüche auf norwegische Landschaften und dänische Besitzungen in Südschweden fahren, während Dänemark seinen alten Rechten auf die schwedische Krone entsagte. Lübeck erhielt freie Fahrt nach Narwa, Reval und Wiborg und die Zusicherung einer Zahlung von 75000 Thalern, nicht aber die Erneuerung seiner und der Hansa schwedischen Privilegien: geringe und unsichere Vorteile, die mit den schweren Kriegskosten in keinem Verhältnis standen.

21. Denkmünze auf König Erich XIV. von Schweden.

Russisch-polnischer Krieg um Livland.

Der Friede von Stettin beendete keineswegs den Kampf um Livland, sondern beschränkte ihn nur auf Polen und Rußland. Dabei waren die Russen im ganzen bisher glücklich gewesen. Mit der Eroberung von Polock im Jahre 1563 öffneten sie sich den Weg nach Riga, und obwohl Polen dann im Jahre 1566 den Frieden auf Grund des derzeitigen Besitzstandes anbot, so wies Iwan IV. dies doch ab, gestützt auch auf die Zustimmung des „Landrats" (Semskij Sobor), zu dem er damals Geistliche, Dworjane, Bojaren, Kaufleute u. a. berufen hatte. Ja, Prinz Magnus von Holstein, Bischof von Hapsal und Pilten und vermählt mit einer Nichte Iwans, träumte damals davon, unter russischem Schutz als „König" ganz Livland vereinigen zu können. Mit russischer Hilfe belagerte er seit dem August 1570 Reval, aber die tapfere Bürgerschaft widerstand allen Stürmen, und im März 1571 zogen die Belagerer verzweifelnd ab. Fortschritte der Russen gegen Livland.

Eine für die Russen ungünstige Wendung nahm der Kampf zumal nach dem Aussterben der Jagellonen in Polen mit Sigismunds II. Tode (7. Juli 1572). Damit vollendete sich in Polen die unbeschränkte Adelsherrschaft. Der Konvokationsreichstag vom Januar 1573 in Warschau stellte die Bedingungen fest, die jeder König vor seiner Regierung beschwören sollte (Pacta conventa). Danach führte während des Zwischenreichs der Erzbischof-Primas von Gnesen die Regierung, er berief den Reichstag, dem die näheren Anordnungen betreffs der Königswahl oblagen und zu dem jeder Edelmann Zutritt haben sollte. Aller zwei Jahre sollte der Reichstag zusammentreten; in der Zwischenzeit war der König an die Zustimmung einer Kommission von sechzehn Senatoren gebunden. Ohne Einwilligung der Stände durfte der König weder Steuern erheben, noch über Krieg und Frieden beschließen. Auch sollte kein Feldzug länger als drei Monate dauern, nach Ablauf dieser Frist hatte jeder Edelmann das Recht, heimzuleiten. Zugleich nahm der Reichstag die volle Religionsfreiheit aller Bekenntnisse (pax dissidentium) unter die polnischen Grundrechte auf, damit die Gleichheit unter den Gliedern der „Nation" nicht durch kirchliche Bevorrechtung verletzt werde. Sollte ein König diese Bedingungen nicht halten, dann war die „Nation" ihrer Treue gegen ihn entbunden. Vollendung der Adelsherrschaft in Polen.

Um diese so verstümmelte Krone bewarben sich gleichwohl Johann III. von Schweden, Iwan IV. von Rußland, Ernst von Österreich und Heinrich von Anjou, Karls IX. Bruder. Da aber gegen die ersten beiden die mächtige katholische Geistlichkeit eifrig Partei ergriff und gegen den Moskowiter obendrein altererbte Feindschaft sprach, Maximilian II. aber gewaltthätigen Zwang für seinen Sohn verschmähte, so entschied sich der Wahlreichstag für den Franzosen (Mai 1573). Doch dieser, erst im Januar 1574 in Polen angekommen, verließ auf die Nachricht vom Tode seines Bruders (30. Mai 1574) bereits am 17. Juli nachts wie ein Flüchtling Krakau, ohne auch nur den polnischen Behörden seine Abreise anzuzeigen, und da die ihm für die Wiederkehr gesetzte Frist verstrich, so wurde schon im Oktober 1574 der polnische Thron für erledigt erklärt, und der Wahlkampf begann aufs neue. Dabei trug über den Habsburger Maximilian II., den der Senat auf den Thron erheben wollte und wirklich ausrufen ließ, schließlich der Woiwode von Siebenbürgen, der treffliche Stephan Bathory, den Sieg davon (Dezember 1575—87). Für ihn sprach besonders der Umstand, daß ihm Sigismunds III. Tochter Anna zur Gemahlin bestimmt war, und seine kirchlich etwas unentschiedene Stellung konnte für den gutenteils pro- Heinrich von Anjou und Stephan Bathory.

testantischen Adel Polens nur eine Empfehlung sein. So fand er überall willige Anerkennung und wurde am 1. Mai 1576 in Krakau gekrönt; nur Danzig mußte zur Huldigung gezwungen werden, behauptete aber seine stolze Selbständigkeit.

22. Stephan Bathory, König von Polen und Woiwode von Siebenbürgen.
Nach einem Gemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Die Russen in Livland.

Unter Stephans Führung nahm der Krieg mit Rußland den glücklichsten Verlauf, da zumal jetzt Schweden mit dem Zaren wegen Esthland in Streit geraten war und sich ihm anschloß. Iwan begehrte vor allem Reval und ließ es im Januar 1577 einschließen. Zum zweitenmal jedoch widerstand die tapfere Stadt, und so glänzend zeigte sich die Überlegenheit deutscher Kriegskunst über die Barbaren des Ostens, daß die

Russen im März mit schweren Verlusten abzogen. Da kam der schreckliche Zar selber nach Livland. Den „König" Magnus, der durch zweideutiges Verhalten seinen Zorn gereizt hatte, ließ er gefangen setzen und lagerte sich dann vor Wenden, der alten Hauptburg des Deutschen Ordens. Die wenigen Verteidiger wußten wohl, daß sie kein Erbarmen zu erwarten hätten. Am fünften Tage der Beschießung, 4. September 1577, versammelten sich die Überlebenden, etwa 300, nahmen das heilige Abendmahl und sprengten das Gebäude in die Luft, als die Russen Sturm liefen. Was sie da oben noch unter den Trümmern fanden, wurde unter greulichen Martern hingeschlachtet.

23. Pontius de la Gardie.
Nach einem Kupferstiche.

Bei der schrecklichen Kunde unterwarf sich alles dem Moskowiter, nur Riga und Dünamünde hielten noch stand. Triumphierend zog der Zar in Dorpat ein und kehrte dann nach Moskau zurück.

Es war sein letzter großer Erfolg. Denn mit den Schweden verbündet, siegten die Polen am 21. Oktober 1578 bei Wenden in Livland, und während der schwedische Feldherr Pontius de la Gardie die Russen aus Livland und Ingermanland hinaustrieb, eroberte König Stephan selbst nach langem Kampf am 30. August 1579 Polock. Im nächsten Jahre (1580) drang der polnische Großkronfeldherr Johann Zamojski in einem glänzenden Feldzuge mit einem größtenteils aus königlichen Domanialbauern und fremden Söldnern gebildeten Heere unter unsäglichen Strapazen durch Wald und

Polnische Siege

Sumpf an die obere Düna vor, nahm Welisch und mit dem König vereint im September Welikije Luki, den „Schlüssel Rußlands". Dagegen scheiterte der Angriff des Königs auf Pskow an der tapferen Verteidigung Iwan Schujskijs (seit August 1581).

Die Friedensschlüsse.

Aber die Kräfte Rußlands waren erschöpft. Auf Bitten Iwans übernahm der Papst die Vermittelung — eine unerhörte Demütigung für den Zaren! — und sandte den gewandten Jesuiten Antonio Possevino, den Beichtvater Johanns von Schweden (s. unten), als Unterhändler ins polnische Lager. Obwohl König Stephan anfangs seine Anerbietungen als ungenügend abwies, so litt doch das polnische Heer derart unter Kälte und Hunger, daß er schließlich am 6. Januar 1582 in einen zehnjährigen Frieden willigte. Die Russen räumten ganz Livland, auch Dorpat, und verloren Polock, nur die eigentlich russischen Städte, wie Welikije-Luki u. a., erhielten sie zurück.

Im Jahre darauf kam auch zwischen Schweden und Rußland ein dreijähriger Waffenstillstand zum Abschluß (10. August 1583), auch hier zu Rußlands Nachteil. Es verzichtete auf Esthland und auf Iwangorod mit Narwa, Jamburg und Koporje in Ingermanland. Damit war es vollständig ausgeschlossen von der Baltischen See, der große Plan, in die Reihe der Ostseestaaten einzutreten, war mißlungen, und die eben damals begonnene Eroberung Sibriens (seit 1580, s. unten) konnte das gewiß nicht ersetzen. Unter dem Eindruck einer schweren Niederlage starb Iwan IV. am 18. März 1584. Da er nur einen schwachsinnigen Knaben, Feodor, als Nachfolger hinterließ, so drohte dem Reiche neue Zerrüttung.

Schweden und Polen unter Johann III. und Sigismund.

Die schwedisch-polnische Union.

Die Ziele Johanns III.

Schon der letzte Teil des polnisch-russischen Krieges hatte Schweden und Polen in enger Verbindung gezeigt; doch an die Stelle dieser vorübergehenden Vereinigung sollte nach dem Sinne der leitenden Männer bald eine dauernde treten, beide Staaten sollten unter dem Banne des Katholizismus zu einer gewaltigen Macht zusammenwachsen. Setzte doch um diese Zeit thatkräftiger als je zuvor die katholische Reaktionspolitik in Westeuropa ein: in den Niederlanden war Parma im raschen Fortschreiten, in England wuchs die jesuitische Agitation, in Frankreich begann sich die „heilige Ligue" zu bilden. In dieser Lage unternahm es Johann von Schweden, das Werk seines Vaters zu zerstören und zugleich mit der katholischen Kirche die ständisch beschränkte Monarchie in Anlehnung an Polen aufzurichten.

Katholisierungsversuche.

Ohne Widerstand des altersschwachen Bischofs von Stockholm befahl er die Einführung einer neuen gottesdienstlichen Ordnung (Liturgie), die der römischen nachgebildet war (das sogenannte „rote Buch"). Bald erschienen dann gewandte Jesuiten an seinem Hofe, zuerst 1578 Antonio Possevino, der sein Beichtvater wurde, dann rasch mehrere andre. Mit ihnen besetzte der König zum Teil die Lehrstühle der von Upsala nach Stockholm verlegten Universität. Zudem wurden junge Schweden zur katholischen Erziehung ins Ausland geschickt, in den schwedischen Schulen der Katechismus abgeschafft und eine Auslegung des kanonischen Rechts für die schwedische Kirche verfaßt. Schon 1579 dachte der König daran, einen Katholiken zum Erzbischof von Upsala zu erheben.

Johann Sigismund König von Polen.

Da wird sein politischer Anschluß an Polen freilich erklärlich, erklärlich auch das Bestreben, seinem und der Jagellonin Katharina Sohn, Johann Sigismund, dem Enkel Sigismunds II. (geb. 20. Juni 1566), die Krone Polens zu verschaffen, als Stephan Bathorys Regierung unter heftigen Kämpfen zu Ende ging.

24. Sigismund III., König von Polen und Schweden.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Es war ganz natürlich, daß ein so tüchtiger selbstbewußter Fürst wie Stephan Bathory die heillose polnische Verfassung im Sinne der Erblichkeit des Königtums umzugestalten versuchte. Dabei unterstützte ihn kräftig sein Kronfeldherr und Kanzler Johann Zamojski, der Gemahl einer Nichte des Königs. Ihm entgegen stand, zum Teil aus ganz persönlichen Gründen, die Partei des ehrsüchtigen Zborowski, dem an seiner Erhebung ein Hauptanteil gebührte.

Nach König Stephans Tode (12. Dezember 1586) setzte sich diese Parteiung natürlich fort in der Frage der Königswahl. Die Zborowski, die im Konvokations-

25. Johann Zamojski, polnischer Kronfeldherr.

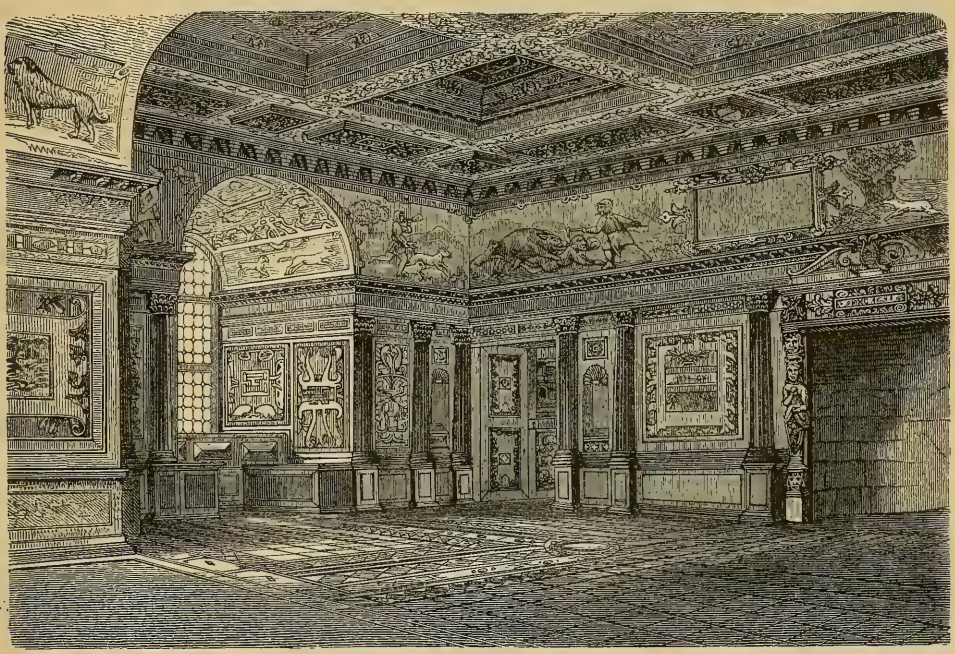
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

reichstage das Übergewicht behaupteten, waren für Erzherzog Maximilian von Österreich, den Sohn Kaiser Maximilians II.; Zamojski, unterstützt von der Königin-Witwe Anna und der hohen Geistlichkeit, für den Jagellonenenkel Sigismund von Schweden, von dem die Bischöfe ein entschiedenes Eintreten für die katholische Reaktion erwarteten. So nahm der Wahlreichstag in Warschau einen überaus stürmischen Verlauf, Gewaltthaten und Ränke kreuzten einander, und eine Vereinbarung mißlang. Denn die Zamojskische Partei entschied sich für Sigismund und rief ihn am 19. August 1587 zum König von Polen aus, die Zborowski hielten an Maximilian fest. In der That versuchte dieser mit Waffengewalt die polnische Krone zu erstreiten, er wurde indes

vor Krakau von Zamojski geschlagen (23. November); Johann Sigismund landete in Danzig, unterzeichnete die Pacta conventa und wurde nach feierlichem Einzug zu Warschau am 28. Dezember 1587 gekrönt. Ein zweiter Versuch des Erzherzogs endete sogar mit seiner Gefangennahme bei Pischen (Bicse) an der schlesischen Grenze (28. Januar 1588). Doch vermittelte der Botschafter Papst Sixtus' V., Kardinal Aldobrandini, den Frieden von Beuthen, durch den Maximilian gegen Verzicht auf die polnische Krone seine Freiheit erhielt (März 1589). Ein besseres Verhältnis zu Habsburg bahnte sich dann dadurch an, daß sich Sigismund mit der Erzherzogin Anna, der Schwester Ferdinands (II.) von Steiermark, vermählte.

Die ständische Monarchie in Schweden.

Mit seiner Thronbesteigung in Polen näherte sich die „Union" zwischen Schweden und Polen rasch ihrer Verwirklichung. Die „Kalmarischen Statuten", von Erich Sparre ausgearbeitet, setzten das künftige Verhältnis beider Reiche fest. Beide, unter



26. Königsgemach im Schlosse zu Kalmar.

einem katholischen König vereinigt, verbündeten sich nun zu Schutz und Trutz gegen Rußland; zur Wahrung der Selbständigkeit Schwedens erhielt indes der schwedische Reichstag das Recht, Beschlüsse des Königs, die dieser in Polen fassen werde, zu bestätigen und über Krieg, Frieden und Bündnis zu entscheiden. Dazu bildete König Johann durch die Konstitution von Wädstena ein adliges Kollegium von sieben Reichsräten, das in Abwesenheit des Königs die Regierung führen sollte und später von Gustav Adolf mit dem der deutschen Kurfürsten verglichen wurde. Damit war die ständische Monarchie in Schweden gegründet, die Wahlmonarchie wenigstens angebahnt. Eine der polnischen ähnliche Verfassung war das Ziel des hohen schwedischen Adels. In Polen aber hoffte man auf die baldige Erwerbung der schwedischen Striche Livlands und womöglich auch Esthlands, zu dessen Abtretung sich Sigismund verpflichtet hatte.

Aussichten u. Pläne.

Johanns III. Tod (19. November 1592) brachte die Union zur Ausführung, denn Johann Sigismund folgte vertragsmäßig dem Vater in Schweden. Die Blicke Europas richteten sich nach dem Norden. Im Westen war mit dem Jahre 1588 die Entscheidung gefallen, die spanische Macht in ihren Grundfesten erschüttert, Heinrich IV. von Frankreich unbezwungen. Vielleicht konnte da ein neuer Umschwung im fernen Osten beginnen. Schon sah man zu Rom in Polen das Spanien, in Sigismund den Philipp II. des Nordens. Nicht bloß die Unabhängigkeit, sondern auch die monarchische Einheit und der Protestantismus Schwedens standen auf dem Spiele, die ganze Zukunft Europas konnte von dort aus eine andre Gestalt erhalten. Sicher war der Protestantismus auch in Deutschland verloren, wenn er in Schweden unterging.

Karl von Südermanland.

Da trat an die Spitze der national-protestantischen Partei der herrische, thatkräftige und kühl berechnende Karl (IX.) von Südermanland, Johanns III. Bruder, gestützt auf die Masse des schwedischen Volkes gegenüber der Selbstsucht des schwedischen Adels. Der Reichstag von Upsala erhob ihn zum Reichsverweser für den abwesenden König, die eben dort gehaltene Kirchenversammlung hob die katholisierenden Einrichtungen Johanns auf und verkündete die lutherische Kirche als die Staatskirche Schwedens (im Frühjahr 1593). Nun kam Sigismund wirklich mit einigen Jesuiten und sogar einem päpstlichen Legaten im Gefolge am 30. September von Polen herüber, wurde nach langen, peinlichen Verhandlungen am 15. Februar 1594 im Dom zu Upsala feierlich gekrönt und beschwor die eben gefaßten Beschlüsse des Reichstags. Aber nicht, um sie zu halten. Den Katholiken Erich Brahe machte er zum Statthalter in Stockholm, Clas Flemming zum Gouverneur von Finnland, auch katholische Kirchen und Schulen errichtete er nach wie vor, und so ließ er die größte Verstimmung und Verwirrung hinter sich zurück, als er im Juli 1594 nach Polen heimkehrte.

Karl Gubernator von Schweden.

Für Schweden lag die Rettung nur im Bruche der unheilvollen Union. Den ersten Schritt in dieser Richtung that Karl (IX.), indem er dem unentschiedenen Kriege, der im Jahre 1586 abermals mit Rußland ausgebrochen war (s. unten), durch den „ewigen Frieden" von Tjawsin (Teusin) ein Ziel setzte (18. Mai 1595), im Widerspruch zu den Kalmarischen Statuten. Weiter trieb die rücksichtslose Art, mit der Johann Sigismund verfuhr. Gegen jene Statuten erhielten einzelne hohe Beamte, wie die Statthalter von Stockholm und Finnland, von ihm die strenge Weisung, nur seinen unmittelbaren Befehlen zu gehorchen, so daß das Ansehen der schwedischen Landesregierung aufs schwerste gefährdet wurde. Dem gegenüber versprachen die Stände, Bürger und Bauern voran, auf dem Reichstage von Söderköping (Michaelis 1595), dem Herzog Karl in allem zu gehorchen, was dem Vaterlande fromme, und gaben ihm den Titel „Gubernator". Als dann ein Teil des Adels ihm Schwierigkeiten machte, weil vielen der ferne König bequemer war als das straffe Regiment des heimischen Gubernators, drohte Karl mit seinem Rücktritt, wenn ihm seine Stellung nicht besser befestigt werde, und erlangte wirklich dadurch auf dem Reichstage zu Arboga (März 1597), auf dem der Adel nur schwach vertreten war, den Beschluß, daß jeder, welcher sich den Bestimmungen von Söderköping widersetze, als Reichsfeind erachtet werden solle. Dem König blieb die Ausübung seiner Rechte vorbehalten, aber nur, falls er nach Schweden komme. Es war die verhüllte Lossagung von der Union.

Bruch der Union.

Bald kam der offene Bruch. In Finnland erhoben die schwedischen Bauern den „Knüttelkrieg" gegen Flemmings Bedrückung und also gegen König Sigismunds Anhänger. Da schlug auch Herzog Karl los, nahm Kalmar und Elfsborg weg und ging dann nach Finnland hinüber, dessen größter Teil ihm jubelnd zufiel. Jetzt erst entschloß sich Sigismund zum bewaffneten Einschreiten. Mit nur 5000 Mann, aber mit großem Hofstaat landete er von Danzig her bei Kalmar, das ihm die Thore öffnete.

Auf diese Nachricht kehrte der Herzog Karl aus Finnland zurück, und indem nun der König gegen Stockholm vorrückte, kam es nach vergeblichen Unterhandlungen in der Nähe von Linköping bei Stångebro zur Schlacht (25. September 1598). Völlig geschlagen, willigte Johann Sigismund schon am nächsten Tage in den Vertrag von Linköping, der ihn verpflichtete, die polnischen Truppen zu entlassen und die Ent-

27. Karl IX., König von Schweden.
Nach einem Gemälde im Schlosse Gripsholm.

scheidung eines neuen Reichstages anzunehmen. Indes war er nicht gesonnen, sein Versprechen zu halten, ging vielmehr wieder nach Polen hinüber und kam ebensowenig der im Juli 1599 an ihn erlassenen Aufforderung des schwedischen Reichstags nach, seinen Sohn Wladislaw zur evangelischen Erziehung nach Schweden zu senden. Gleichzeitig erklärte der Reichstag den Herzog Karl zum „regierenden Erbfürsten" von Schweden.

Darüber brach denn abermals der Krieg mit Sigismund aus, dem doch der Reichstag zu Warschau jede Unterstützung weigerte und Spanien nur dann zu helfen versprach, wenn er ihm Danzig öffne. Karl erstürmte Kalmar, dann Wiborg und Åbo in Finnland; die hier und bei Stångebro gefangenen schwedischen Edelleute ließ er zum großen Teil als Hochverräter enthaupten. Im September 1600 eröffnete er von Esthland aus persönlich den Kampf. Binnen wenigen Monaten verjagte er die Polen aus den wichtigsten livländischen Plätzen, namentlich aus Dorpat, und knüpfte mit dem deutschen Adel Livlands Verhandlungen an. Da die Polen wieder Fortschritte machten, so führten diese nicht zum Ziel, wohl aber kam in Schweden die Thronfrage zum Abschluß.

Karl IX. König von Schweden.

Am 22. März 1604 erkannte der schwedische Reichstag in Norrköping Karl IX. als König von Schweden an. Die Krone sollte erblich sein in seinem Geschlechte und zwar auch in der weiblichen Linie, aber der König mußte dem lutherischen Bekenntnis angehören und sich auf die Grundrechte verpflichten, und durfte nicht zugleich die Krone eines fremden Landes tragen. Kurz darauf, am 7. Juli 1604, kündigten die Stände dem König Sigismund förmlich den Gehorsam auf und erklärten, sich seinen Bemühungen, das Reich wiederzugewinnen, mit allen Kräften widersetzen zu wollen. Das unabhängige, monarchische und protestantische Schweden war durch diese Abwendung von Sigismund zum zweitenmal gegründet.

Die katholische Reaktion in Polen.

Die Jesuiten und der polnische Adel.

Je unsicherer die Hoffnung auf eine Katholisierung Schwedens wurde, desto vollständiger suchte die römische Kirche Polen-Litauen sich zu unterwerfen. Schon unter Stephan Bathory zeigten sich hier die Anfänge der katholischen Reaktion. Hatte er anfangs, wie es heißt, das gute Wort gesprochen: „Ich bin König der Völker, nicht der Gewissen", so ließ er sich bald von dem Jesuiten Solikowski zum tridentinischen Katholizismus herüberziehen und begann die hohen Ämter nur mit Katholiken zu besetzen, wovon wieder die Zusammensetzung des Senates abhängig war. Der Gedanke, die nichtpolnischen Völker des Reichs zu entnaturalisieren und überall die Alleinherrschaft des römischen Katholizismus herzustellen, beherrschte seitdem die polnische Politik. In Rom hegte man bereits die schönsten Hoffnungen, und unter dem „Jesuitenkönig" Johann Sigismund gingen sie vollständig in Erfüllung. Seit Stanislaus Hosius ihnen zu Braunsberg in Ermland das erste Kollegium errichtet hatte, breiteten sich die Väter der Gesellschaft Jesu mit reißender Schnelligkeit über ganz Polen und Litauen aus. In Posen, Krakau, Grodno, Pultusk, Thorn u. s. f., für das russische Litauen in Lublin und in dem den Moskowitern soeben entrissenen Polock begründeten sie ihre Kollegien, in Wilna schon 1570 eine Universität; bald bekamen sie die Erziehung der jungen Adligen vollkommen in ihre Hand und setzten sich als Beichtväter am Hofe wie in den Schlössern der Magnaten ein. Gelockt von äußeren Vorteilen und gefangen durch die bequeme Moral der Jesuiten, fiel so binnen wenigen Jahrzehnten beinahe der gesamte protestantische Adel Polens zur katholischen Kirche zurück. Die geringe Widerstandskraft, die hier der Protestantismus überall zeigte, erklärt sich wesentlich daraus, daß die Polen die neue Lehre zum guten Teile aus sehr äußerlichen Gründen angenommen hatten, und daß ihrer leichtlebigen, sinnlichen Natur der katholische Kultus weitmehr entsprach als die phantasielose Gottesverehrung der Lutheraner, Reformierten und Hussiten. Selbst die russischen Adels-

geschlechter griechischen Glaubens in Litauen entsagten in Masse dem Bekenntnis ihrer Väter und nahmen jetzt mit dem Katholizismus auch polnische Sitte und Sprache an, während die Drohung, sie vom Senate auszuschließen, sogar die meisten griechischen Bischöfe Litauens zur Anerkennung der Union (von Ferrara 1437), d. h. zur Unterwerfung unter Rom trieb (1595). Die Verdrängung der Protestanten und der griechisch-katholischen Abgeordneten aus der Landbotenkammer war der erste folgenschwere Schritt zur politischen Entrechtung der Andersgläubigen, zur unbedingten Alleinherrschaft des unduldsamen katholischen Adels im polnisch-litauischen Staate.

28. Typus eines adligen Polen.

Aus Stefano della Bella, „Bilder der polnischen Gesandtschaft in Rom 1633".

Seitdem beherrschte den leitenden Stand der Geist finsterer Unduldsamkeit und schnöder Rechtsverachtung in Verbindung mit schroffstem, adligem und nationalem Hochmut, unverträglich mit allem, was nicht katholisch, adlig und polnisch war. In Menge wurden die Pfarrkirchen den Protestanten entrissen, oft durch ein sogenanntes gerichtliches Urteil, doch wo es nicht anders ging, mit offener Gewalt. So verwüsteten im Jahre 1603 die Jesuitenschüler die evangelische Kirche in Posen, 1603 die in Krakau, 1611 die zu Wilna, 1616 demolierten sie die böhmische Kirche in Posen und verbrannten die lutherische. Überall verband sich dabei mit kirchlichem Fanatismus der

Haß der Polen und Edelleute gegen das deutsche Bürgertum. Nur da, wo der Adel protestantisch blieb, erhielten sich evangelische Gemeinden.

Livland unter polnischer Herrschaft.

Vor allem im deutsch-protestantischen Livland waltete die ärgste politische und kirchliche Willkürherrschaft. Gegen den feierlich beschworenen Vertrag von 1561 wurde das Land unter polnische Woiwoden und Kastellane gestellt, zwei Drittel der Landesämter mit Polen und Litauern besetzt, das Amt des „Ritterschaftshauptmanns", das einzige, das den Adel der verschiedenen Gebietsteile zusammenhielt, im Jahre 1599 aufgehoben. Die Güter, deren Besitzer dem langen Kriege zum Opfer gefallen oder in russische Gefangenschaft geraten waren, erhielten polnische Herren. Zugleich begann in rücksichtslosester Weise die kirchliche Reaktion. Dem ganz protestantischen Lande drängte man katholische Bischöfe, den protestantischen Landgemeinden katholische Pfarrer auf, zu denen hier und da wohl polnische Söldner die Bauern in die Kirche jagten. In jeder größeren Stadt wurde den Jesuiten eine Kirche eingeräumt, so in Riga, Dorpat, Wenden. War es da ein Wunder, wenn der deutsche Adel Livlands bei dem stamm- und glaubensverwandten Schweden Rettung suchte?

Unterjochung der Kosaken.

Ein ähnlicher Druck sollte auf die Kosakenrepubliken am Dnjepr gelegt werden. Stephan Bathory hatte den Kosaken um Kiew die Bewachung dieses „Grenzlandes" (seitdem Ukraine) gegen Tataren und Russen anvertraut und 20 Reiterregimenter (Polki) zu 2000 Mann aus den jüngeren Männern gebildet, eine sehr wertvolle Verstärkung der polnischen Heeresmacht. Zu gleicher Zeit begannen jedoch auch die Versuche, die griechisch-katholischen Kosaken der „Union", d. h. Rom, zu unterwerfen und ihre alte Freiheit zu vernichten. Schon 1578 brachten die Jesuiten einen der Union geneigten Prälaten nach Kiew. Dann benutzte man 1590 türkische Klagen über Raubzüge der Kosaken, um ihre Verfassung gänzlich umzuwerfen. Der polnische Großkronfeldherr sollte an ihre Spitze treten, alle ihre Vorsteher ernennen, und zwar aus dem Adel, der erst gebildet werden mußte; Flüchtlinge sollten sie nicht mehr aufnehmen dürfen. Zugleich nahmen auf zwei Synoden zu Brzesc in Litauen die Bischöfe der Ukraine die Union an; den Beitritt der Gemeinden hoffte man erzwingen zu können. Zu diesem Zwecke rückte der Kronfeldherr Stanislaw Chodkiewicz mit starkem Heere in der Ukraine ein, schlug ihren Hetman Naliwajko, nahm ihn gefangen und schickte ihn zu martervoller Hinrichtung nach Warschau. Doch nur die ukrainischen Kosaken fügten sich, die Saporoger blieben unerreichbar, das Unterjochungswerk also unvollendet.

Aufgabe Polens.

Polen selbst war durch die Jesuiten wirklich der katholischen Kirche wiedergewonnen worden und zum Spanien des Nordens bestimmt. Diese Aufgabe zu lösen, stürzte es sich in den Kampf mit dem protestantischen Schweden und mit dem griechisch-katholischen Rußland. Es versuchte beide seiner Übermacht und der Alleinherrschaft des Katholizismus zu unterwerfen und so im Norden und Osten Europas eine polnisch-katholische Herrschaft aufzurichten, wie im Westen und Süden Philipp II. das spanisch-katholische Weltreich. In diesen Kämpfen, deren Ziele mit den wahren Interessen Polens nichts zu thun hatten, unterlag es ebenso wie Spanien, indem es zugleich seine Kräfte nutzlos verbrauchte.

Der Kampf um Rußland.

Feodor und Boris Godunow.

Nach Iwans IV. Tode 1584 bestieg sein älterer Sohn Feodor (d. i. Theodor) den Thron Rußlands, während der jüngere Dmitri (Demetrius), noch ein Knabe, mit seiner Mutter, der Tatarin Maria Nagoj, die Stadt Uglitsch mit Gebiet (an der oberen Wolga) angewiesen erhielt. Da Feodor körperlich und geistig ein elender Schwächling war und seine Zeit fast nur mit rohen Possen oder kirchlichen Äußerlichkeiten hinzubringen pflegte, so übernahm zunächst ein Regentschaftsrat von fünf Bojaren die Leitung der Geschäfte. Den Krieg mit Schweden beendete dieser mit dem Frieden von Tjawsin (s. oben); gegen die das arme Land verwüstenden Einfälle der Krimtataren sicherte er das Reich durch eine Verschanzungslinie von Brjansk an der Desna bis Murom an der Oka. Zar Feodor.

Doch wichtiger als diese auswärtigen Beziehungen wurden bald die Kämpfe im Schoße des Hofes. Im Bojarenrat ragte vor den andern Boris Feodorowitsch Godunow hervor, ein Mann von tatarischer Abkunft, durch seine Schwester Irinija (Irene) Schwager des Zaren, und den Genossen überlegen durch Thatkraft wie durch gewissenlose Schlauheit. Indem er unter hier gleichgültigen Vorwänden die bedeutendsten seiner Nebenbuhler durch Verbannung oder Hinrichtung beseitigte — nur der Fürst Wassilij Schujskij behauptete sich durch würdelose Unterwürfigkeit — schwang er sich zunächst zum thatsächlichen Mitregenten Feodors auf und bahnte sich dann den Weg zum Throne durch die auf seinen Befehl heimlich vollzogene Ermordung Dmitris zu Uglitsch (15. Mai 1591), während er Iwans IV. Nichte Maria, die Witwe des Prinzen Magnus von Holstein (s. oben), ins Kloster schickte. Die russische Kirche gewann er, indem er mit Zustimmung der allgemeinen griechischen Kirchenversammlung den Metropoliten von Moskau zum Patriarchen erhob, ihn also denen von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem gleichstellen ließ (1589). Um sich außerdem die Zustimmung der Bojaren zu sichern, verhing er über die Bauern die längst vorbereitete Leibeigenschaft, machte sie durch Aufhebung der schon sehr beschränkten Freizügigkeit zu „Gefesselten“ (Krjepostnye), ohne ihnen doch ein Recht an der Scholle Landes, an die sie nunmehr gebunden waren, zu verleihen (1592). Das hat auf Jahrhunderte hinaus die innere Entwickelung Rußlands bestimmt. Emporkommen Boris Godunows.

Als nun Feodor, der letzte männliche Sproß des Hauses Rurik, 1598 starb, nachdem er wider allen Brauch seine Witwe Irene, Godunows Schwester, zur Nachfolgerin ernannt hatte, spielte dieser mit ihr eine wohlvorbereitete Komödie ab, die ihn bei der Unselbständigkeit des Volkes ohne viel Mühe zum Ziele führte. Irene entsagte der Krone, nahm den Schleier und übergab die Regierung dem Patriarchen und den Bojaren, bis der „Landrat“ die Nachfolge regeln werde. Dessen und des Volkes demütigen Bitten gab endlich Boris nach, nahm die Krone (21. Februar 1598) und ließ sich mit größter Pracht in Moskau krönen. Wenn er auch die Herrschaft mit sehr unlauteren Mitteln errungen hatte und den Bojaren Mißtrauen und Härte bewies, z. B. die mächtige Familie der Romanow-Jurjew ihrer Güter beraubte, ihre Mitglieder verbannte und den ältesten des Geschlechts, Feodor Nikitisch, unter dem Namen Philaret zum Mönch scheren ließ (1601), so zeigte er sich doch im ganzen als ein verständiger Herrscher. Die große Macht der Kirche würdigend, stellte er ihr einen neuen Freibrief aus mit Bestätigung aller der Privilegien, die ihr einst der Mongolenchan verliehen hatte (1599). Anderseits förderte er die Verbindung mit Europa. Die englisch-moskowitische Kompanie (s. Bd. V, S. 705) erhielt manche Erweiterung ihrer Boris Zar.

Rechte; der Hansa oder vielmehr Lübeck — denn von einem Städtebunde wollte er nichts wissen — gab er den Kaufhof in Nowgorod zurück und gestattete die Anlage neuer Kontore in Pskow und Moskau. Den Ansiedlern der „deutschen Vorstadt" Moskaus erlaubte er, frei im ganzen Reiche zu reisen; er trug sich sogar mit dem großen Gedanken, in Moskau eine Universität mit abendländischen Kräften zu gründen.

29. Patriarch Philaret, Vater des Baren Michael Feodorowitsch Romanow.
Nach einem Gemälde in der Romanow-Galerie zu St. Petersburg.

Doch das alles stand im schroffen Widerspruch mit der Begünstigung der fremdenfeindlichen Geistlichkeit und zog ihm bald deren Abneigung und die Feindschaft aller „altrussisch" Gesinnten, d. h. ziemlich des gesamten Volkes zu. Als der Zar vollends mit strengen Strafen gegen das nationale Laster der Trunksucht vorging und die Branntweinschenken schloß, so empörte dies „alle Stände". Eine furchtbare Hungersnot, die infolge von verwüstenden Frühjahrsfrösten drei Jahre durch wütete und trotz der Fürsorge des Zaren bei den mangelhaften Verkehrsmitteln nicht wirksam bekämpft werden konnte, brachte Rußland vollends in eine überreizte Stimmung.

Der erste falsche Demetrius.

In diesem Augenblicke trat in Polen ein Mann auf, der behauptete, er sei Dmitri, der nur angeblich ermordete, thatsächlich wunderbar gerettete Bruder des Zaren Feodor und also der rechtmäßige Erbe des russischen Reiches. Der dies Märchen aufbrachte, stand damals im Dienste des Adam Wisznowiecki, eines polnischen Magnaten in Litauen, und war ein starker und gewandter Gesell von stattlichem Aussehen und nicht gewöhnlicher Begabung, wahrscheinlich ein adliger Pole, des Russischen nicht vollkommen mächtig und deshalb sicher nicht dieselbe Person mit dem entlaufenen russischen Mönche Gregor Otrepjew, mit dem er verwechselt worden ist. Übrigens muß die Frage, ob er von vornherein von den Jesuiten zu seiner Rolle angestiftet oder nur als ein willkommenes Werkzeug benutzt worden ist, in letzterem Sinne entschieden werden. Jedenfalls glaubten die Polen oder gaben vor zu glauben, der Mann sei der echte Demetrius. Wisznowiecki, dessen Schwiegervater Mniczech, Woiwode von Sendomir, und der päpstliche Legat Rangoni nahmen sich seiner an. Der angebliche Demetrius — sein wahrer Name ist unbekannt — kam nach Krakau, trat dort im Hause der Jesuiten zur römischen Kirche über (1604), was vermutlich nur ein Possenspiel war, wurde von König Sigismund III. als rechtmäßiger Herrscher Rußlands anerkannt und mit Geld unterstützt. Zwar blieb der polnische Staat neutral, doch erlaubte der König den Edelleuten, dem vorgeblichen Zaren auf eigne Hand beizustehen. Eine großartige Aussicht schien sich für Polen und die katholische Kirche zu eröffnen, denn es galt, Rußland dem polnischen Einfluß und der päpstlichen Herrschaft zu unterwerfen. Mußte doch Demetrius als Preis der polnischen Hilfe versprechen, Rußland zur römischen Kirche zu bringen, seiner Braut, der schönen Maria Mniczech, Groß-Nowgorod und Pskow, ihrem Vater Smolensk und Sewerien abzutreten und dessen Schulden zu bezahlen.

Demetrius in Polen.

So zog Demetrius am 15. August 1604 von Krakau aus, begleitet von zahlreichen Jesuiten und Tausenden polnischer Szlachcicen unter Führung einiger Magnaten. Bei Kiew vereinigte er sich mit den Kosaken, die ihm Otrepjew zuführte, und indem er sich dann nordwärts gegen Moskau wandte, fand er massenhaften Zulauf von russischen Pomjeschtschiks (Lehnsleuten) und Aufnahme in vielen Städten. Der plötzliche Tod des Zaren Boris (13. April 1605) galt dem Volke als Beweis für die Echtheit des heranziehenden Zarewitsch, und obwohl Patriarch und Bojaren der Witwe Godunows samt seinem sechzehnjährigen Sohne Treue schwuren, so erklärte sich doch schon am 7. Mai das Heer unter Peter Basmanow für Demetrius. Moskau empfing mit Jubel seine Abgesandten, die Witwe und der Sohn Godunows wurden erdrosselt, Vertreter aller Stände begrüßten den angeblich legitimen Herrscher in Kolomenskoje bei Moskau, und am 20. Juni 1605 hielt Demetrius, von polnischen Lanzenreitern und Jesuiten umgeben, seinen feierlichen Einzug in der russischen Hauptstadt.

Demetrius in Moskau.

Seine ersten Maßregeln befriedigten. Die verbannten Romanows wurden zurückgerufen, Philaret zum Metropoliten von Rostow erhoben. Maria Nagoj, die er von Uglitsch herbeiholen ließ, wagte, durch Drohungen eingeschüchtert, nicht zu leugnen, daß er ihr Sohn sei. Doch bald trat die wahre Natur seines Regiments heraus. In einer Überstürzung, wie sie sich nur aus grenzenlosem Leichtsinn oder gänzlicher Unkenntnis des russischen Volkes erklärt, suchte er den Russen polnische Einrichtungen aufzudrängen. Am Hofe führte er polnische Titel ein, den Bojarenrat verwandelte er durch Zuziehung mehrerer Kirchenfürsten in einen Senat nach polnischem Muster und trat ihm doch mit selbstbewußter Überlegenheit und Geringschätzung altrussischer Anschauungen entgegen. Den Jesuiten gestattete er öffentlichen Gottesdienst im Kreml,

Sturz des Demetrius.

mit Rom und Frankreich knüpfte er Verbindungen an. Als er nun vollends daran dachte, die russischen Kirchengüter einzuziehen, um ein stehendes Heer fremder Söldner zu unterhalten, als dann am 1. Mai 1606 Maria Mniczech in polnischer Tracht, von polnischen Edelleuten umgeben, als Zarenbraut in Moskau einzog und ohne zur griechischen Kirche übergetreten zu sein, die Krone empfing (9. Mai), da brach das grollende Unwetter los. Im Rausche der Hochzeitsfestlichkeiten verloren, wurde Demetrius am frühen Morgen des 17. Mai von einem furchtbaren Aufstande überrascht. Unter dem Geheul der Sturmglocken, angestachelt von der Geistlichkeit und geführt von Wassilij Schujskij, warfen sich die erbitterten Volkshaufen auf den Kreml, erschlugen erst Basmanow, dann Demetrius, der beim Sprunge aus dem Fenster den Fuß gebrochen hatte und den Rasenden wehrlos in die Hände fiel. Die meisten Polen in der Stadt, ihrer 1705, wurden ohne Erbarmen umgebracht; nur 700 erkämpften sich durch tapfere Verteidigung in einem Gehöft wenigstens das Leben, doch wurden sie wie auch Maria Mniczech und ihr Vater in verschiedenen russischen Städten festgehalten. Zum erstenmal seit Jahrhunderten hatte das russische Volk eignen Willen gezeigt, freilich mehr aus instinktivem Haß gegen die ketzerischen Fremden, als in klarer politischer Einsicht. Und jener allein war nicht genügend, um das Land durch die Stürme zu führen, die ihm jetzt erst recht bevorstanden.

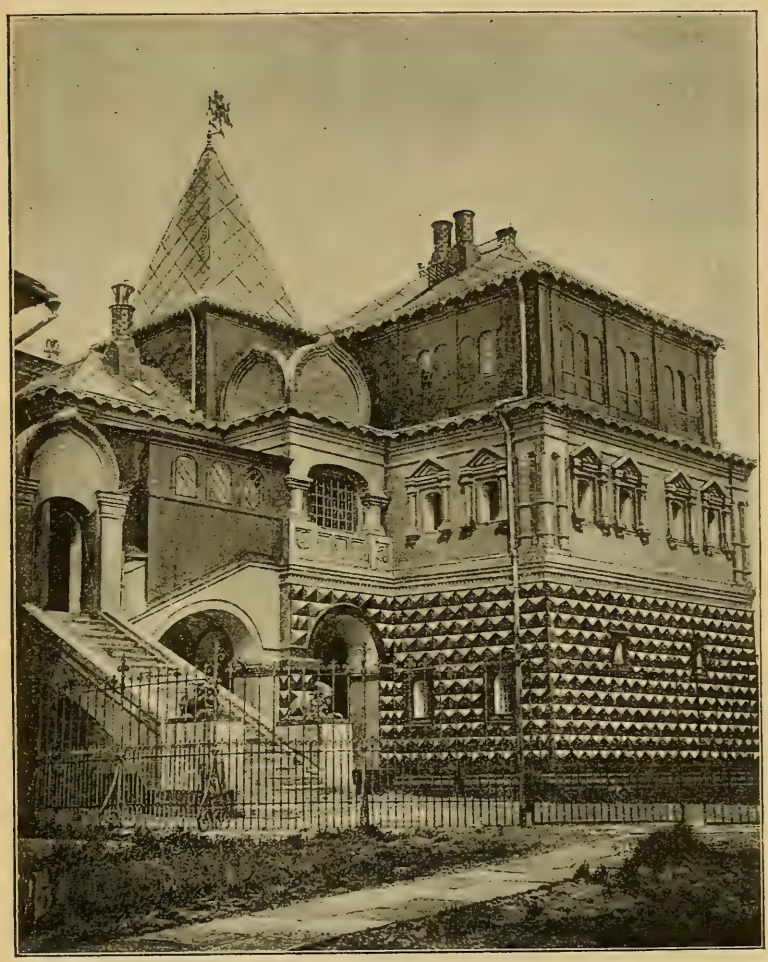
Wassilij V. Schujskij und der zweite falsche Demetrius.

Fortdauer der Unruhen.

Zum Zaren erhoben die Bojaren und Kaufleute in Moskau unter Zustimmung des Volkes, zum erstenmal durch wirkliche Wahl, den Führer des letzten Aufstandes, Wassilij V. Schujskij (1606—10) und riefen ihn an der alten Gerichtsstätte (Schädelstätte, Lobnoje Mjesto) am Roten Platze als Herrscher aus. Obwohl nun dieser die Leiche des echten Dmitri zum Beweise seines Todes von Uglitsch nach Moskau bringen ließ, in den entlegeneren Landschaften konnte das ja nicht wirken, vielmehr fanden dort mehrfach nacheinander, ja nebeneinander dreiste Betrüger, die sich für Demetrius — und zwar jetzt für den angeblich geretteten „falschen" Demetrius als den echten — ausgaben, Glauben und Anhang. Gefährlicher als ein Aufstand des Woiwoden von Sewerien, Gregor Schachowskoj, wurde zunächst die Erhebung der nach Südrußland vor der Leibeigenschaft geflüchteten Bauern, die Iwan Bolotnikow mit andern Haufen unter Prokop Ljapunow, dem Woiwoden von Rjasan, nach siegreichen Gefechten bis vor Moskau führte (November 1606). Indes Wassilij gewann Ljapunow, Bolotnikow wurde von Skopin Schujskij geschlagen, in Tula zur Ergebung genötigt und trotz feierlichen Versprechens mit dem Kosakenhetman Ilejka hingerichtet (Oktober 1607). Kaum war diese Gefahr vorüber, als Schachowskoj mit einigen polnischen Magnaten einen falschen Demetrius aufstellte, von dessen Unechtheit sie selber überzeugt waren und den diese Polen doch im Übermute den Russen als Herrscher aufzudrängen sich vermaßen. Auch dieser suchte, als er mit zahlreichen beutegierigen Haufen polnischer Reiter in Rußland einbrach, die Bauern zu gewinnen, indem er ihnen die Güter ihrer Herren versprach, und so kam er plündernd im Juni 1607 glücklich bis Tuschino bei Moskau, wo er sich anderthalb Jahre lang behauptete und die Hauptstadt arg bedrängte. Sein Ansehen stieg, als Maria Mniczech, in der Verlegenheit von Wassilij Schujskij entlassen, mit erheuchelter Freude dreist versicherte, dies eben sei ihr wunderbar geretteter Gemahl! Auch viele Städte im Norden erkannten den Betrüger an, doch Moskau weigerte sich und das gewaltige feste Kloster Troitza Lawra (Dreifaltigkeitskloster) des heiligen Sergius, etwa 70 km nordöstlich von der Hauptstadt, hielt eine polnische Belagerung von 16 Monaten tapfer aus.

Einmischung der Schweden und Polen.

Da griff die schwedische Politik in den Kampf um Rußland ein. Die unversöhnliche Feindschaft mit Polen führte Karl IX. auf Rußlands Seite, das obendrein einen hohen Preis für diesen Beistand nicht weigern konnte. Im Vertrage von Wiborg (28. Februar 1609) versprach er Hilfe bis zu 6000 Mann; er sollte zwar alle dem falschen Demetrius abgenommenen Plätze an den Zaren ausliefern, aber dafür



30. Das Stammhaus der Romanow in Moskau (Kitajgorod).

Nach einer Originalphotographie.

Dies jetzt in alter Gestalt wiederhergestellte Bojarenhaus enthält im Erdgeschoß die Keller und Vorratsräume, darüber die Küche und die Dienstbotenzimmer, im ersten Stock die Bojarenzimmer mit der Kreuzkapelle, im obersten Stock das Frauengemach (Terem). Enge Treppen und kleine Thüren stellen die Verbindung her. In diesem Hause wurde Michael Romanow geboren.

Kexholm mit Gebiet (am Ladogasee) erhalten. Mit schwedischem Beistande unterwarf hierauf Skopin Schujskij fast den ganzen Norden für Wassilij. Diese Einmischung Schwedens brachte jedoch Polen zu offener Parteinahme, ohne daß es sich für den sogenannten Demetrius aussprach, vielmehr dachte König Sigismund jetzt die russische Krone für sich selber zu gewinnen. So erklärte er den Krieg und begann die Belagerung von Smolensk (September 1609). Diese Wendung zwang den Betrüger

zum Rückzuge nach Kaluga, und der schwedische Feldherr Jakob de la Gardie rückte mit Skopin Schujskij ohne Hindernis in dem jubelnden Moskau ein. Da warfen sich die Polen unter Stanislaw Zolkiewski geradeswegs auf die Hauptstadt. Bei Kluschino unweit Moshaisk erlagen die zarischen Truppen ohne ernsten Kampf den Polen, da die unbezahlten Söldner, Deutsche und Franzosen, zu ihnen übergingen

31. Zar Michael Feodorowitsch, der erste Romanow auf dem Throne Rußlands. Nach einem Gemälde in der Romanow-Galerie zu St. Petersburg.

(24. Juni 1610). Die treugebliebenen Scharen führte de la Gardie erst nach Moskau, dann nach Nowgorod zurück.

Abdankung Wassilijs V. Wladislaw von Polen Zar.

Kurz nachher zwang Zacharj Ljapunow, Prokops Bruder, durch einen Volksaufstand in Moskau Wassilij Schujskij, der sich der schwierigen Lage so wenig gewachsen gezeigt hatte, zur Entsagung und zum Eintritt ins Tschudowkloster (17. Juli 1610).

Eine Zeit der furchtbarsten Verwirrung folgte. Der Bojarenrat, die einzige gesetzliche Macht und doch ohnmächtig gegenüber den Truppenführern, berief den Landrat

zur Zarenwahl und schlug selber den Sohn König Sigismunds, Prinz Wladislaw, vor. Das rasche Vorrücken Zolkiewskis ersparte indes den Versammelten die Qual der Wahl, erzwang die Anerkennung Wladislaws, der freilich zur griechischen Kirche übertreten und diese in Rußland unangetastet lassen sollte (17. August 1610), dann die Übergabe Moskaus und des Kremls an die Polen. Eine russische Gesandtschaft, an der Spitze Philaret Romanow, ging ins Lager vor Smolensk, um Wladislaw die Krone anzubieten.

Die Polen in Moskau.

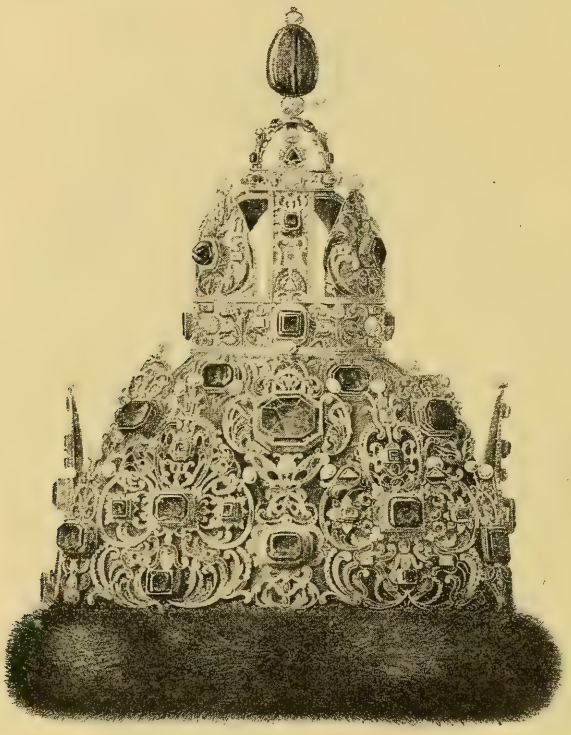
Während nun Sigismund mit der Ausführung des Vertrages zögerte, brach sich abermals der Fremden- und Ketzerhaß der Russen Bahn. Dem Aufrufe des Patriarchen Hermogenes folgend, zogen im Frühjahr 1611 die Mannschaften von fünfund-

32. Marfa, Mutter des Baren Michael Feodorowitsch.
Nach einem Gemälde in der Romanow-Galerie zu St. Petersburg

zwanzig Städten gegen Moskau, Ljapunow aus Rjasan, Fürst Trubezkoj aus Kaluga, der Kosakenhetman Saruzki aus Tula u. a. Doch ehe sie noch vor der Hauptstadt erschienen, rächten die Polen einen verfrühten Aufstand derselben (19. März) durch furchtbare Plünderung und einen Brand, der ganz Moskau bis auf den Kreml und einige steinerne Kirchen verzehrte. In jenem hielten die Polen dem russischen Belagerungsheere tapfer stand, bis Uneinigkeit unter den Führern desselben ausbrach und der bedeutendste von ihnen, Ljapunow, des Verrats beschuldigt, von den Kosaken erschlagen wurde. Das Heer löste sich auf, die Verwirrung erreichte den höchsten Grad.

In Moskau herrschten die Polen, sie nahmen am 13. Juni 1611 durch Übergabe auch das tapfer verteidigte Smolensk; Kasan und Wjatka sprachen sich für den

jungen Sohn der Maria Mniczech und des (zweiten) falschen Demetrius aus, der selbst im Dezember 1610 bei Kaluga ermordet worden war; in Pskow fand ein dritter falscher Demetrius, ein Diakonus Isidor, Anhang. Und im Norden drangen die Schweden siegreich vor, nicht mehr für irgendwelchen Zaren, sondern im eignen Interesse. Im Oktober 1610 hatte de la Gardie Kexholm erobert, am 17. Juli 1611 erstürmte er Groß-Nowgorod und faßte angesichts der hoffnungslosen Verwirrung in Rußland den kühnen Plan, Karl Philipp, den jüngeren Sohn Karls IX., zum Zaren zu erheben. Das Kloster Troitza-Lawra allein hielt noch die nationale Fahne hoch. Es schien mit dem Reiche der Moskowiter zu Ende zu gehen.



33 Krone von Astrachan des Zaren Michael Feodorowitsch.
Nach „Antiquités de l'empire de Russie".

Die national-russische Erhebung.

Da kam Rettung aus den Tiefen der Volkskraft. In Nishnij-Nowgorod an der Wolga rief der wackere Fleischer Kosma Minin Suchorukow seine Landsleute zum Kampfe auf für Vaterland und Kirche (März 1612). An die Spitze der Scharen, die nun, zum Teil unter der Führung von Geistlichen und unter Vorantragung von Heiligenbildern, besonders aus den Städten an der Wolga ihm rasch zuströmten, setzte Minin als „erwählter Mann des ganzen moskowitischen Reiches" den Fürsten Dimitrij Posharskij (geb. 1578), der sich schon in den bisherigen Kämpfen rühmlich ausgezeichnet hatte; Trubezkoj schloß sich an, Groß-Nowgorod sagte sich von den Schweden und Karl Philipp los, und am 20. August erschien das Befreiungsheer vor Moskau. Die Polen wurden in dreitägigen Kämpfen geschlagen, Moskau besetzt, auch der Oberst Strusz im Kreml schließlich durch Hunger zur Übergabe gezwungen (22. Oktober). Rußland war frei.

Michael Romanow Zar.

Nun regte sich auch der bis dahin unthätige Bojarenrat wieder und berief den Landrat zur Zarenwahl. Da von den beiden Hauptbewerbern, den Fürsten Trubezkoj und Mstislawskij (Häupter der Bojaren), keiner mächtig genug war, um den andern aus dem Felde zu schlagen, so vereinigten sich die Parteien auf den kaum siebzehnjährigen Sohn des Metropoliten Philaret, Michael Feodorowitsch Romanow, aus einem Geschlechte, dem auch schon die Mutter des Zaren Feodor entstammte, ohne daß übrigens eine Verwandtschaft mit den Ruriks bestanden hätte. Eine Art von Vertrag (Wahlkapitulation) sollte dem neuem Zaren Schranken auferlegen. Er mußte eine allgemeine Amnestie zusichern und Schutz für die griechische Kirche, sollte in wichtigen Rechtsfällen nur mit Zustimmung des Bojarenrates entscheiden, auch über Krieg und Frieden nur mit diesem beschließen. Erst nach langem Zögern nahm Michael, von seiner Mutter Marfa (Martha) beraten, die gebotene Krone an; am 14. April 1613 huldigte Moskau dem ersten Romanow, kurz darauf zog der Zar triumphierend in der Hauptstadt ein.

Mit der Wahl Michaels hatte Rußland allerdings einen anerkannten Mittelpunkt gefunden, doch der Bürgerkrieg war damit eben so wenig zu Ende wie der Kampf gegen die auswärtigen Mächte. Noch hielt Maria Mniczech den Gedanken fest, ihren Sohn als Zaren anerkannt zu sehen, sie fand Beistand bei dem Kosakenführer Iwan Saruzkij (s. oben), dem sie sich vermählte, und beide konnten erst 1614 gefangen genommen werden. Ihr Schicksal war der Tod. Gefährlicher noch waren die zahlreichen Banden von russischen Edelleuten, die Michael noch nicht anerkannten, und polnische Parteigänger unter Lissowski, der 1616 unbesiegt starb. Dazu kam nun der Krieg gegen Schweden und Polen.

Gustav Adolf, König von Schweden.

Schwedisch-dänischer Krieg.

In Schweden war anderthalb Jahre vor Michael der größte Herrscher ans Ruder gelangt, den es jemals besessen hat, Gustav Adolf (1611—32). Auch ihn, den Siebzehnjährigen (geb. 9. Dezember 1594), umgaben bei seinem Regierungsantritte die größten Schwierigkeiten. Mit Dänemark schon längst in feindlicher Spannung, teils weil dies als die ältere Macht mißgünstig auf den mächtig emporstrebenden Nachbar sah, teils weil es auf Norrland Anspruch erhob, wurde noch Karl IX. durch die dänische Kriegserklärung vom 4. April 1611 überrascht. Schon Ende Mai nahm Christian IV. das wichtige Kalmar. Unter dem Eindrucke dieser Nachricht starb Karl IX. (30. Oktober 1611) in Nyköping und hinterließ Gustav Adolf das Reich im Kriege mit Dänemark, Rußland und Polen. Der junge Fürst richtete zunächst seine ganze Aufmerksamkeit auf den dänischen Krieg. Aber die Dänen blieben im ganzen überlegen. Im Gefecht auf dem Eise des Widsjö in Halland (11. Februar 1612) geriet Gustav in persönliche Gefahr, da sein Pferd einbrach; im Mai nahm Christian IV. Elfsborg, den einzigen schwedischen Nordseehafen; ein zweites Heer unter Gerhard Rantzau drang, nachdem es die Insel Öland verwüstet hatte, bis Söderköping vor. Jönköping am Wetternsee, den Schlüssel des inneren Schweden, rettete vor dänischem Angriff nur die Erhebung der Bauern Smålands. Zuletzt bedrohte Christian IV. mit 36 Segeln selbst Stockholm, doch wich er zurück, als Gustav Adolf herbeieilte. Endlich führten englische Vermittelung und die Unlust des dänischen Adels, den König weiter zu unterstützen, am 9. Januar 1613 zum Frieden von Knäröd in Halland. Beide Mächte gaben ihre Eroberungen heraus, nur Elfsborg sollte den Dänen verbleiben, bis Schweden binnen sechs Jahren eine Million Reichsthaler gezahlt

haben werde, eine Bedingung, die das arme Land vermittelst einer besonderen Steuer, der Elfsborglösen, pünktlich erfüllte. Nach diesem Frieden gewann Gustav Adolfs Stellung noch größere Sicherheit durch ein Handelsbündnis mit den Niederlanden (5. April 1613), die ihrerseits wieder im Mai ein Schutz- und Trutzbündnis mit Lübeck, später auch mit Hamburg, Bremen und Magdeburg schlossen. Denn den Niederländern kam alles darauf an, sich an der Ostsee, die für ihren Handel so außerordentlich wichtig geworden war, feste Stützen gegen den spanischen Einfluß zu verschaffen, der auf Polen wirkte.

34. Kalmar zu Beginn des 17. Jahrhunderts.

Nach einer gleichzeitigen Vorlage.

Friede von Stolbowa.

Der dänische Krieg hinderte Gustav Adolf mehrere Jahre hindurch an jedem ernsten Auftreten in Rußland. Hier lag die Erhebung Karl Philipps seinem nüchternen Sinne fern, nur die Erwerbung Ingermanlands hielt er im Auge. Selbst diese wurde anfangs zweifelhaft, denn Michael lehnte die schwedischen Forderungen ab, seine Truppen siegten bei Staraja Russa unweit des Ilmensees (14. Juni 1614) und nahmen auch einige andre Plätze. Bald darauf gewannen jedoch de la Gardie und der König selbst das Verlorene wieder, ja dieser belagerte 1615 sogar Pskow. Inzwischen arbeiteten englische und holländische Gesandte eifrig an einer Aussöhnung zwischen Schweden und Rußland, um die Kräfte des ersteren gegen Polen frei zu machen. So gelang am 27. Februar 1617 der Abschluß des Friedens von Stolbowa (unweit des Ladogasees). Rußland entsagte dem Besitze von Ingermanland und Karelien (des südöstlichsten Teiles von Finnland nach dem Ladogasee hin), verschaffte somit den Schweden die längst erstrebte Landverbindung zwischen Finnland und Esthland, also die Herrschaft über alle die Küstenlande des Finnischen Meerbusens, die der finnisch-esthnische Stamm

bewohnte und bewohnt. Wo sich heute St. Petersburg erhebt, da ließ Gustav Adolf den Grenzstein des schwedischen Reiches setzen, und mit stolzer Genugthuung konnte er dem Reichstage verkünden: „Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen."

Die Hansa begann diese neue Lage der Dinge an der Ostsee bald drückend zu empfinden. An den Kämpfen, die ihr Aufsteigen begleiteten, vermochte sie keinen Anteil mehr zu nehmen, obwohl ein Stück ihrer Vorrechte nach dem andern zusammensank. In Dänemark hatte Christian IV. (1588—1644) die erbetene Bestätigung der Privilegien verweigert (1598), die vorübergehend gewährte Befreiung von dem erhöhten Sundzoll dann wieder aufgehoben (1604), über Lübeck 1611—31 sogar eine Blockade verhängt, um seinen Handel mit Schweden zu verhindern. Gustav Adolf wieder stellte die Hanseaten den andern Fremden gleich und begünstigte die Schweden vor allen. Unaufhaltsam ging es mit der hansischen Seeherrschaft zu Ende.

Polnisch-schwedischer Waffenstillstand.

Mit Polen hatte Gustav Adolf eben aus Rücksicht auf den russischen Krieg den im Jahre 1611 geschlossenen Waffenstillstand bis 1616 verlängert. Doch Sigismund war weit davon entfernt, seine Ansprüche auf die schwedische Krone aufzugeben, ließ deshalb auch die Verhandlungen von Stettin scheitern (1615) und dachte an ein polnisch-dänisch-spanisches Bündnis gegen Schweden und Holland, wogegen nun wieder der jugendliche König Gustav Adolf durch Verhandlungen mit Holland, England und Brandenburg sowie ausgedehnte Rüstungen sich zu decken suchte. Da nun aber die Schweden im Jahre 1617 Pernau in Livland und Dünamünde nahmen, obwohl sie Riga vergeblich belagerten, und die polnischen Unternehmungen gegen Rußland nicht recht zum Ziele führten, so willigte Sigismund gegenüber Schweden wenigstens in die Verlängerung des Waffenstillstandes auf zwei Jahre (10. Dezember 1618). Der tiefe Gegensatz beider Mächte blieb freilich bestehen und konnte jeden Augenblick wieder zu blutigem Kampfe führen.

Polnisch-russischer Friede.

Kurz darauf ging auch der Krieg Polens mit Rußland zu Ende. Von dem polnischen Reichstage erst im Juni 1616 durch eine mäßige Bewilligung unterstützt, drang Prinz Wladislaw bis Moshaisk vor, dort lief ihm jedoch sein unbesoldetes Heer auseinander, und erst als ihn die Saporogischen Kosaken verstärkten, schreckte er durch einen Zug bis beinahe vor die Thore Moskaus die Russen so, daß sie selbst mit schweren Opfern den Frieden zu erkaufen bereit waren. Zu Dewulino, in der Nähe des Klosters Troitza Lawra, kam er am 24. Dezember 1618 auf vierzehn Jahre zustande. Wladislaw entsagte dem Zarentitel und ließ die russischen Gefangenen frei, darunter Philaret, Michaels Vater; dafür verzichtete Rußland auf Livland und trat das Gebiet von Smolensk ab. Sein Anlauf, die Ostsee und dadurch die unmittelbare Verbindung mit der westlichen Kulturwelt zu gewinnen, war auch hier zurückgewiesen, dazu sein eignes Gebiet im Binnenlande erheblich beschnitten worden. Erst etwa ein Jahrhundert später hat es die alten Bestrebungen wieder aufgenommen.

Die Eroberung Sibiriens.

Die Tataren in Sibirien

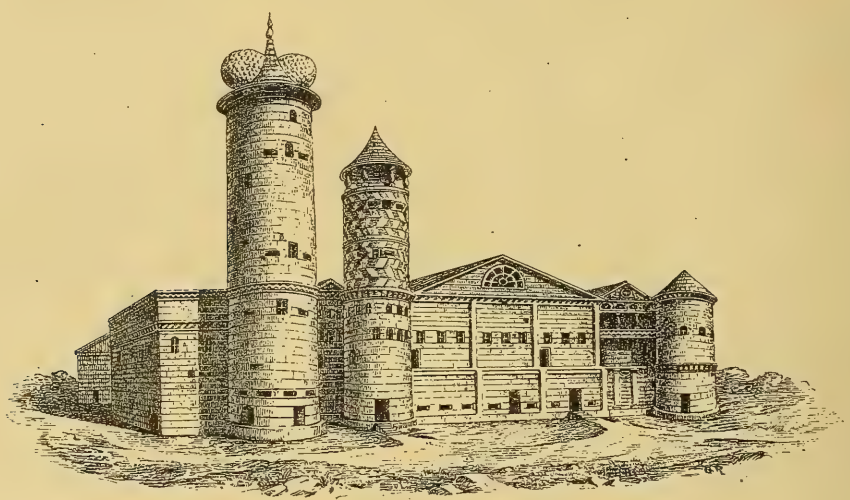
Wenn sich Rußland so den schon halb geöffneten Weg nach dem Westen wieder versperrt sah, so gewann es doch in derselben Zeit den Zutritt zu den unermeßlichen Tiefebenen und Gebirgslanden Nordasiens und brach sich damit Bahn für seine eigentliche weltgeschichtliche Aufgabe, die Zivilisierung dieser nomadisierenden Fischer- und Jägerstämme mongolischer Rasse, zu der die Russen durch innere Verwandtschaft besonders befähigt erscheinen. So haben sie den portugiesisch-spanischen Entdeckungs- und Eroberungsfahrten damals slawische an die Seite gesetzte, in ihren Ergebnissen weniger glänzend, an Heldenmut und Ausdauer der Unternehmer ihnen nicht unebenbürtig.

Dies waren zunächst Privatleute, nicht Beauftragte des Staates. Seit dem 11. Jahrhundert erschienen Pelzhändler von Nowgorod im nordwestlichen Sibirien;

Ende des 15. Jahrhunderts betrachteten sich die Russen schon als Herren der Länder am nördlichen Ural; später gründeten nogajische Tataren aus den Trümmern des alten Tatarenreichs am Tobol und Irtysch ein Chanat mit der Hauptstadt Isker oder Sibir (bei Tobolsk), die später dem ganzen Lande den Namen gab. Von diesem Reiche erhob bereits Iwan IV. Tribut, und schon 1567 sandte er zwei Kosaken auf Erkundung Nordasiens aus, die bis Peking vordrangen.

Die Stroganow.

Russische Ansiedler näherten sich jedoch dem Ural zuerst im jetzigen Gouvernement Perm, angelockt durch das mineralreiche Land und den Pelzhandel. Unter ihnen erhielten die Brüder Jakob und Gregor Anikjew (Anikin) Stroganow von Iwan IV. einen Freibrief, der ihnen gestattete, an der Kama und ihren östlichen Nebenflüssen Festungen und andre Orte anzulegen, freie Leute dort anzusiedeln, Truppen zu halten, die Gerichtsbarkeit auszuüben und zollfreien Handel mit Salz und Fischen zwanzig Jahre lang zu treiben. So entwickelte sich hier seit 1558 eine ansehnliche Kolonisation, die sich auch glücklich gegen Einfälle der nahen Jägerstämme verteidigte.



35. Das Haus der Stroganow im Jahre 1565.

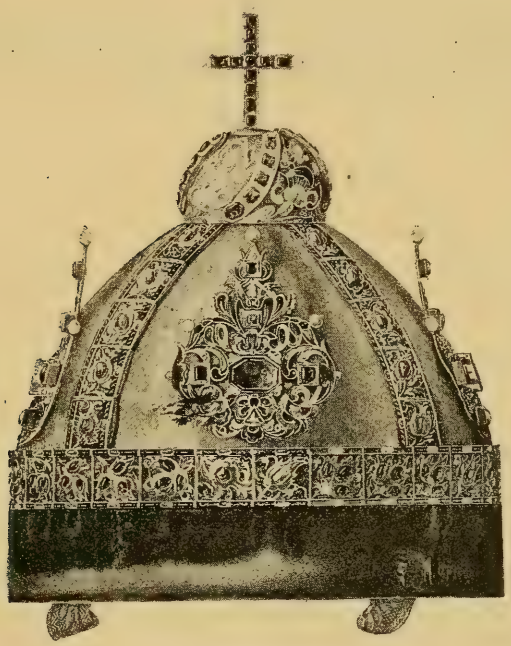
Kopie einer Zeichnung aus dem 17. Jahrhundert. Nach Schiemann.

Als nun Kutschum, der Chan von Sibir, den früheren Tribut nicht mehr zahlte und 1573 die Stroganows durch ostjakische Scharen beunruhigte, bevollmächtigte Iwan IV. diese durch einen zweiten Freibrief zur Eroberung von Sibir (1574). Von ihm machte indes erst Simon Stroganow nach dem Tode seiner beiden älteren Brüder Gebrauch.

Jermak Timothejew.

In seinem Auftrage warben zwei verwegene donische Kosakenhetmane, die vom Zaren wegen Räubereien zum Tode verurteilt waren, Jermak Timothejew (Timofejew) und Iwan Kolzo, 540 Mann, denen Stroganow noch tatarische, litauische und deutsche Kriegsgefangene, die er von den Nogajern loskaufte, zugesellte. Mit nur 840 Mann, doch wohl versehen mit Geschützen und Feuergewehren, begleitet von Priestern, Wegweisern und Dolmetschern, brach Jermak, ein zweiter Cortez, im Herbst 1581 von Perm aus nach dem Ural auf. Seinen buntgemischten Haufen wußte er doch mit einheitlichem Geiste, mit Tapferkeit und Ausdauer, strenger Zucht und religiösem Eifer zu erfüllen. Auf der steinigen Tschussowaja, dann auf der Serebranaja drang die kühne Schar zwischen hohen Felsen in Böten aufwärts, überschritt, die leichten Kähne nach kosakischer

Gewohnheit auf die Schultern ladend, die schmale Wasserscheide auf dem „Sibirischen Wege", einem rauhen Gebirgspfade, an dem noch zahlreiche Namen an Jermak erinnern, kam so durch die Scharablja in den Tagil und diesen abwärts fahrend in die Tura. Vor dem bloßen Knall und Blitz ihrer Feuergewehre flohen die Eingeborenen; erst am Tobol und Irtysch machte Kutschum ihnen das Vordringen streitig. Doch nach drei Siegen, deren letzten und bedeutendsten Jermak mit nicht mehr als 500 Deutschen, Litauern und Kosaken über unendlich überlegene Feindesmassen unter dem Rufe: „Gott mit uns!" in zweitägiger Schlacht am Irtysch erfocht (22. und 23. Oktober 1581), erzwangen die Tapferen den Einzug im verlassenen Sibir, das stark befestigt am hohen Ufer des Irtysch lag (26. Oktober). Reiche Beute an kostbarem Pelzwerk,



36. Die sibirische Krone.

Nach „Antiquités de l'empire de Russie".

asiatischen Stoffen, Gold und Edelsteinen lohnte ihre Anstrengungen. Die Umwohner unterwarfen sich, und im Frühjahr 1582 drang Jermak bis an den Ob vor, unterwarf die Ostjaken und kehrte erst vor den Eismorästen der Tundra um. Von Beresow bis zum Tobol hinauf, vom Ob bis an den Ural herrschten nun die Russen. Erst jetzt sandte Jermak Nachrichten an die Stroganows, seinen treuen Gefährten Kolzo aber an den Zaren, um diesem mit kostbaren Geschenken die Herrschaft über Sibirien anzutragen (Dezember 1582). Iwan empfing den Gesandten ehrenvoll, sandte 500 Strelitzen über den Ural, erlaubte die Werbung von Ansiedlern und beauftragte den Bischof von Wologda mit der geistlichen Versorgung des neuen Gebiets.

Kolzos und Jermaks Tod.

Nach Kolzos Rückkehr nahmen indessen die Dinge eine ungünstige Wendung. Er selbst fiel in einen Hinterhalt und kam mit vierzig Kosaken um. Darauf erhoben sich die unterworfenen Stämme in allgemeiner Empörung und umschlossen Sibir mit einer unabsehbaren Wagenburg (Sommer 1584). Ein kecker Ausfall sprengte sie zwar auseinander, und das ganze Land bis an den Ischim unterwarf sich wieder, doch auf

einem Streifzuge den Irtysch hinauf wurde Jermak in stürmischer Regennacht von Kutschum überfallen, seine Begleiter erschlagen, er selbst ertrank beim Versuch, sich durch Schwimmen zu retten, in dem reißenden Strome (5. August 1584). In zahlreichen Geschichten und Sagen lebt sein Andenken unter der Bevölkerung dieser Gegenden noch heute fort.

Ausbreitung der russischen Herrschaft und Kolonisation.

Auf die Kunde von seinem Tode räumten seine zusammengeschmolzenen Leute Sibir, das Kutschum sofort wieder besetzte. Indessen schon an der Tura trafen sie die bereits früher erbetenen Verstärkungen, die ihnen der Zar Boris sandte, Strelitzen, Reiter und Geschütze. Mit ihnen wagten sie zwar nicht, Sibir anzugreifen, weil dort ein junger, kräftiger Herrscher, Ssaidak, den greisen Kutschum vertrieben hatte, sie unterwarfen jedoch die Ostjaken wieder und begannen die Gründung fester Plätze (Ostrogi). Das waren zuerst nur Blockhäuser und Erdverschanzungen, und zwar stets an solchen Stellen, wo mehrere Flüsse zusammenströmen oder eine schmale, niedrige Wasserscheide zwischen solchen den Transport der Kähne von Fluß zu Fluß ermöglicht (daher Tragplatz, Wolok), eine Art des Vordringens, die durch die ganze Gestaltung des sibirischen Stromnetzes sehr erleichtert wurde. So entstand 1586 Tjumen an der Tura, 1587 Tobolsk mit der ersten sibirischen Kirche. Als Ssaidak bei einem Angriff auf dasselbe gefallen war, verödete Sibir, und Tobolsk trat als Hauptstadt an seine Stelle. Kutschum wurde 1591 geschlagen und nach der Vernichtung seiner letzten Haufen am Ob im August 1598 zur Flucht zu den Kalmücken gezwungen, wo er verscholl. Inzwischen ging die Ansiedelung rüstig vorwärts. Am unteren Ob wurde im Jahre 1592 Berefow gegründet, am oberen 1596 Narymsk, 1600 Turinsk, 1604 Tomsk. So näherten sich die Kosaken rasch dem Jenissei, ohne jemals zurückzuweichen, wo sie einmal Fuß gefaßt hatten, und schon 1610 fuhr eine Schar diesen Strom bis zum Eismeer hinab. Doch die Besiedelung begann hier erst im nächsten Jahrzehnt.

Wie die Spanier in Amerika zuerst nur auf den Gewinn von Edelmetallen ihr Augenmerk richteten, so die Kosaken in Sibirien auf das edle Pelzwerk. Schon im Jahre 1586 lieferte das Land an die zarische Schatzkammer 200 000 Zobel, 10 000 schwarze Füchse, 500 000 Eichhörnchen, außerdem Biber und Hermeline. Und in ihrer Art nicht geringer als die Leistungen der Spanier und Portugiesen im Westen und Südosten erscheinen die Verdienste, die sich die Russen damals und später um die Erforschung Nordasiens erworben haben.

Das Deutsche Reich und seine Nebenlande

im Zeitalter der Gegenreformation.

Deutsche Zustände nach dem Religionsfrieden.

Es gibt keinen stärkeren Beweis für die Unnatur der Lage, in die der Religionsfriede von Augsburg Deutschland versetzt hatte, als die Thatsache, daß es in der Darstellung der Entscheidungskämpfe, die in Nord- und Westeuropa über die Zukunft des Protestantismus ausgefochten wurden, so gut wie ganz mit Stillschweigen übergangen werden konnte, denn das Deutsche Reich als solches hat in ihnen keine Rolle gespielt. Nicht etwa ein auffälliges Sinken seines Wohlstandes, nicht die Abnahme seiner Wehrkraft, die vielmehr der aller Nationen überlegen blieb, nicht das Erlahmen des religiösen Eifers haben zu diesem Ergebnis geführt, sondern lediglich seine elende Verfassung, die unseligen theologischen Streitigkeiten, die den Protestantismus zerrissen, und der Mangel eines kräftigen Gemeingefühls, der durch jene beiden zwar nicht hervorgerufen, aber erheblich verstärkt wurde. In kleinlichen Händeln und Interessen verkamen die Deutschen; vom Tode des hochstrebenden Moritz von Sachsen bis zum Auftreten des Großen Kurfürsten von Brandenburg, ein volles Jahrhundert hindurch, hat das Land keinen großen Staatsmann mehr hervorgebracht. Damit ist im Grunde alles gesagt. Und so verdient nicht, wie es oft geschehen ist, die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege die schmachvollste und trübste zu heißen, denn sie legte den Grund zur Neugestaltung des deutschen Staatswesens und wehrte den französischen und schwedischen Übergriffen keineswegs ohne Erfolg, sondern die Periode des faulen Friedens seit 1555, der den Dreißigjährigen Krieg im Schoße barg.

Es erscheint dies um so unnatürlicher, als Ordnung und Wohlstand, Sittlichkeit und Geisteskultur sich im ganzen behaupteten, in mancher Hinsicht sogar eine Steigerung erfuhren, im Widerspruch zu dem kläglichen Gange, den die großen öffentlichen Verhältnisse des Landes nahmen.

Landesverwaltung.

Steigerung der fürstlichen Macht.

Beim Beginne der Neuzeit waren Adel und Bauernschaft im Sinken, Fürstenmacht und Städtereichtum im Aufsteigen begriffen (s. Bd. V, S. 130). Nach beiden Richtungen hat die Reformation den Gang eher beschleunigt als gehemmt. Denn eben im Bunde mit der obrigkeitlichen Gewalt hatte sie sich durchgesetzt und hatte im Bauernkriege die verwüstende Erhebung der Massen in Stadt und Land unterdrücken helfen. Besonders die fürstliche Macht erfuhr einen sehr erheblichen Zuwachs. Die protestantischen Fürsten hatten mit der Abwerfung der bischöflichen Gewalt auch das geistliche Gericht abgeworfen und die Kirchenhoheit an sich genommen, und indem sie jetzt die Pflege der geistigen Interessen als ihre Aufgabe betrachteten, erwarben sie dem fürstlichen Staat eine weit höhere sittliche Berechtigung, als er früher je besessen hatte. Außerdem ergab sich eine erhebliche Steigerung ihrer Einkünfte teils aus der massenhaften Einziehung des Kirchengutes, teils aus der vielfach, namentlich in Sachsen und Württemberg verbesserten Bewirtschaftung der Domänen, hier und da auch aus den erhöhten Erträgen des Bergbaues. So weisen, verglichen mit den Zuständen um das Jahr 1500 (s. Bd. V, S. 131 f.), die Einnahmen der Fürsten doch eine erhebliche Vermehrung auf. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts schätzte man die regelmäßigen Einnahmen, abgesehen von den wechselnden Bewilligungen der Stände, z. B. in Niederhessen auf 157000 Gulden, in der Kurpfalz auf 200000 Gulden, in Bayern auf 300000 Gulden, in Deutsch-Österreich unter Ferdinand I. auf 872000 Gulden. Kurfürst August von Sachsen (1553—86) fand bei seinem Regierungsantritt eine Jahreseinnahme von 500000 Thalern vor, die er dann bis auf $1\frac{1}{2}$ oder gar 2 Millionen zu steigern vermochte.

Der fürstlich-territoriale Staat.

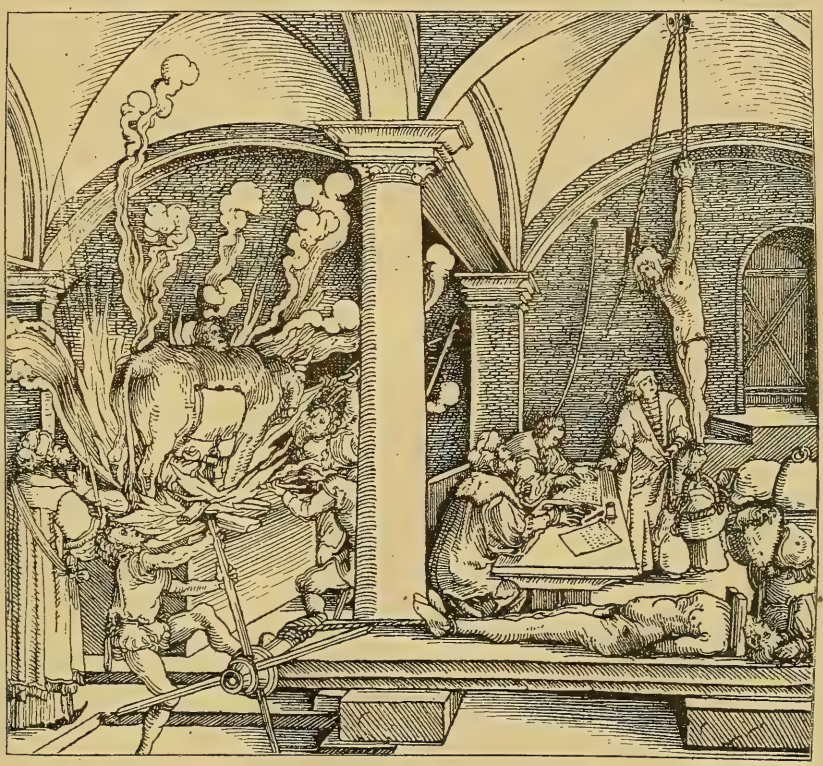
Aus allem folgte eine außerordentliche Vermehrung der Staatsthätigkeit. Hatte der mittelalterliche Staat seine Aufgabe lediglich in dem inneren und äußeren Rechtsschutze gesehen, so ging jetzt der fürstliche Staat darauf aus, die Verwaltung der Kammergüter und Regalien zu verbessern, ein einheitliches Landesrecht aufzustellen und das Landgebiet wirtschaftlich abzuschließen. Daher erschienen jetzt allgemein gültige Ordnungen über Forstwirtschaft, Jagd, Fischerei, Bergbau, Schiffahrt, Maß, Münze und Gewicht, überhaupt über den Verkehr; auch die Veranlagung und Erhebung der Steuern wurde einheitlicher gestaltet, das Kirchen- und Schulwesen durchgreifend geregelt. Dazu bedurfte es überall eines zahlreichen und wissenschaftlich geschulten Beamtentums, das nun die Grundsätze des römischen Rechts dabei immer mehr zur Geltung brachte. Je mehr der Gedanke der territorialen Einheit durchdrang, desto mehr strebte man danach, im Gegensatze zu der früheren rein privatrechtlichen Auffassung durch Feststellung des Erbrechts die Landeseinheit gegen zersplitternde Teilungen zu sichern. Da man jedoch für außerordentliche Anstrengungen, namentlich in Kriegsfällen, die Beihilfe der Stände keineswegs entbehren konnte, so blieb deren Gewalt unangetastet; ja der Adel ersetzte das, was er an politischer Bedeutung seit Sickingens mißglückter Erhebung, an kriegerischer durch die veränderte Kriegsweise verloren hatte, in den protestantischen Landschaften durch den Gewinn an Kirchengut, die stärkere Belastung der Bauern und die Erlangung des Patronats über die Pfarrstellen der unterthänigen Dörfer; hier und da, z. B. in Brandenburg und in den österreichisch-böhmischen Landen, war seine Macht mit der Zunahme der fürst-

Des allerdurchleuchtigsten großmechtigstē vnüberwindtlichsten Keyser Karls des fünfften: vnnd des heyligen Römischen Reichs peinlich gerichts ordnung/auff den Reichstägen zu Augspurgk vnd Regenspurgk/im jaren dreissig/vñ zwey vnd dreissig gehalten/auffgericht vnd beschlossen.

Cum gratia et priuilegio Imperiali.

Faksimile des Titels von Karls V. „peinlicher Halsgerichtsordnung".

lichen Schuldenlast und dem Eindringen des Protestantismus sogar wesentlich im Steigen. Der adligen Selbsthilfe durch das Fehderecht machte allerdings die Durchführung des Landfriedens allmählich ein Ende; was beim Beginn des Jahrhunderts alltäglich gewesen war, das erregte in seiner zweiten Hälfte schon unwilliges Erstaunen. — Wie allerorten, so ist auch in den Städten eine Verstärkung der obrigkeitlichen Gewalt wahrzunehmen. Sie haben das kirchliche Patronat und zum Teil die Kirchengüter erworben, sie üben strengere Polizei, gedruckte Ordnungen in dieser Beziehung werden häufiger; von gewaltsamen Erhebungen der Handwerkerzünfte ist weiter keine Rede.



38. Eine Folterkammer im 16. Jahrhundert.

Faksimile eines Holzschnittes von Hans Burgkmair.

Rechtspflege. Sogar zu einer für das ganze Reich einheitlichen Strafrechtspflege wurde ein Anlauf gemacht in der „peinlichen Halsgerichtsordnung" Karls V. (Carolina), eine Bearbeitung des bischöflich bambergischen Strafrechts, die im Jahre 1532 als Reichsgesetz erschien, ein Versuch, deutsches und römisches Recht zu verbinden, für unser Gefühl freilich höchst abschreckend durch die barbarische Strenge ihrer Strafen und die Anwendung der Folter als beinahe des wichtigsten Beweismittels.

So vollendete die lutherische Reformation zunächst den ständisch-patrimonialen Territorialstaat, d. h. die Herrschaft des Adels und der städtischen Geschlechter über eine unterthänige Masse unter einem in seiner Machtvollkommenheit zwar wesentlich gesteigerten, aber doch von den Ständen noch sehr abhängigen Kleinfürstentum.

Volkswirtschaft.

Landbau und Viehzucht.

Die größere Ordnung und Sicherheit, welche die verstärkte obrigkeitliche Gewalt zu erhalten vermochte, war selbstverständlich auch für das wirtschaftliche Leben ein Vorteil, zumal in dieser Zeit zuerst mit einer wirklich berechnenden fürstlichen Staatswirtschaft eine wissenschaftliche Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen beginnt. Für beides ist Kursachsen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mustergültig, für die Praxis Kurfürst August selbst mit seiner Gemahlin Anna von Dänemark, für die Theorie Abraham von Thumbshirn, Hofmeister der Kurfürstin, in seiner übrigens deutsch geschriebenen „Öconomia". Von großer Bedeutung waren auch die „Sieben Bücher vom Landbau" (1580). Einen allgemeinen Fortschritt des Bodenanbaues hielt freilich die gedrückte Lage des Landvolkes auf, und eben sie war vielleicht das schlimmste Leiden, an dem Deutschland krankte. Da der Adel sich noch selten entschloß, seine Söhne eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen zu lassen und dem protestantischen Adel ihre Versorgung in Dom- und Kollegiatstiftern allmählich abgeschnitten wurde, so sah er sich immer mehr auf die Erträge seiner Güter zurückgedrängt, wenn er es nicht vorzog, auswärtige, namentlich französische Kriegsdienste zu suchen. Daher mußte er immer mehr Bauerngüter einziehen („legen"), um die jüngeren Söhne auszustatten, was besonders in Norddeutschland geschah, oder, was im Süden die Regel war, die Lasten der Bauern vermehren, namentlich sie fester an die Scholle fesseln. An der alten Bewirtschaftungsweise, der Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang, konnte daher nichts geändert werden. Nur im einzelnen sind Fortschritte des Betriebes hier wahrzunehmen. Auf den Domänen wurde die Bewirtschaftung vielfach nicht mehr durch hörige Bauern, sondern durch Pächter betrieben; hier und da tauchten neue Kulturpflanzen auf, so die Kartoffel, die indes lange nur als Merkwürdigkeit gezogen, erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts als Nährfrucht allgemeiner angebaut wurde. Für die Vervollkommnung des Obstbaues sorgte man besonders in Sachsen und Braunschweig; an Gemüse kannte man damals schon so ziemlich alles, was jetzt erzeugt wird. Sehr bedeutend war der Weinbau in Süd- und Westdeutschland; dort war sein Mittelpunkt Ulm, wo im 16. Jahrhundert wohl 300 Weinwagen an einem Tage zur Stadt kamen. An Weinverfälschern fehlte es schon damals keineswegs, besonders im Süden, trotz strenger Verbote, und daneben entwickelte sich die Kunst des Bierbrauens, über die schon 1585 ein Lehrbuch in Erfurt erschien. Die Viehzucht betrieb man besonders in Sachsen rationell, so daß selbst Kaiser Maximilian II. sich von der Kurfürstin Anna nähere Unterweisung darüber erbat.

Jagd.

Weniger förderlich, ja vielfach geradezu verderblich wirkte eine Liebhaberei fürstlicher Herrschaften, die Jagd, wozu der sehr bedeutende Wildstand ebenso Veranlassung gab, wie er anderseits ihr zu Gefallen in schädlicher Höhe erhalten wurde. Selbst Bären, Wölfe, Luchse und Biber waren noch häufig anzutreffen, und die Jagdbeute erscheint deshalb ganz ungeheuer; erlegte doch Johann Friedrich von Sachsen im ganzen 208 Bären, 200 Luchse und 3583 Wölfe! Strenge, ja unmenschliche Strafen drohten dem Wildschützen nicht nur, sondern auch dem Bauern, der einen Hirsch niederschoß, welcher sein Feld abfraß, oder einen Eber erlegte, wenn er den Acker zerwühlte. Ein Erzbischof von Salzburg ließ einen solchen Unglücklichen in die Haut des getöteten Hirsches nähen und ihn von Hunden zerreißen (1537); ertappte Wilddiebe band man wohl auf Hirsche zum entsetzlichen Todesritt.

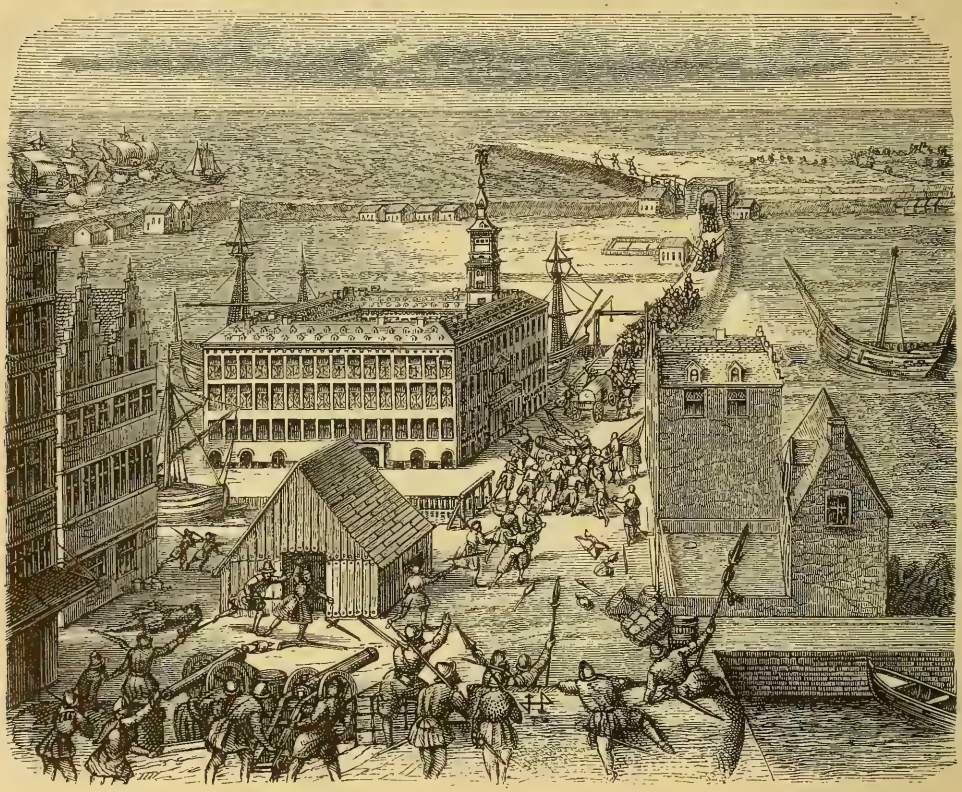
Im ganzen blühender Zustände erfreuten sich die Städte in ihrem Gewerbe und Handel. Das Gewerbe, noch durchaus an die Zunftschranken gebunden und gegen etwaigen Mitbewerb des platten Landes durch harte Verbote geschützt (s. Bd. V, S. 135 f.), was beides freilich das Aufkommen zahlreicher unzünftiger Arbeiter keineswegs verhinderte, entwickelte sich besonders auf dem Gebiete des Kunstgewerbes zu glänzender Blüte (s. Bd. V, S. 422 f.). Nicht minder bedeutend war der eng damit zusammenhängende Bergbau (s. Bd. V, S. 138). In Annaberg gewann man zwischen 1500 und 1600 im ganzen über 5 Millionen Thaler, in Freiberg binnen 71 Jahren über 4 Millionen. Das böhmische Joachimsthal gewährte 1516—1560 über 4 Millionen Thaler reinen Überschuß, Budweis in 7 Jahren 23000 Mark, das unerschöpfliche Schwaz bei Innsbruck trug 1526—1564 mehr als 20 Millionen Gulden ein und gab Ferdinand I. einen Jahresgewinn von 250000 Gulden. Aber auch die Eisenwerke am Harz und in Westfalen waren in lebhaftem Betriebe. Gewerbe.

Für den Handel erwies sich die größere Sicherheit ganz besonders vorteilhaft. Andre Fortschritte förderten noch mehr. Zwar die Straßen waren noch immer elend, und es war für jeden geraten, sie zu Pferde zurückzulegen. Schon um 1550 kamen aus Ungarn die „Kutschen" nach Deutschland, und wenn z. B. in Braunschweig ihr Gebrauch als „verweichlichend" verboten wurde (1558), so hinderte das doch wenig. Für den kaufmännischen Betrieb wurden die Börsen, deren erste und bedeutendste in Hamburg im Jahre 1558 entstand, eine besondere Förderung, nicht minder die bessere Kenntnis der Verhältnisse und Ereignisse in weiter Ferne, wie sie die Anfänge des Zeitungswesens vermittelten. Längst schon wurden Beschreibungen besonders wichtig scheinender Vorkommnisse in Flugblättern von kleinem Oktavformat im Lande verbreitet (s. Bd. V, S. 472); in Flugschriften (Broschüren) erörterten und verfochten die Parteien in Staat und Kirche ihren Standpunkt. Den Übergang zu eigentlichen Zeitungen, also regelmäßig wieder erscheinenden Mitteilungen, machten indes erst die Kalender, die buchhändlerischen Meßkataloge und die sogenannten „Postreiter", die ihrem sonstigen Inhalte am Schlusse eine Übersicht über die Ereignisse des Jahres zufügten. Der früheste Kalender dieser Art erschien erst kurz vor 1550, und 1564 der erste Meßkatalog zu Augsburg. Handel.

Auch die Lebhaftigkeit und der Umfang des deutschen Handels hatten keine Verminderung, sondern in mancher Beziehung eher eine Vermehrung erfahren. Die Handelsherren von Augsburg eroberten sich einen erheblichen Anteil am portugiesisch-indischen Verkehr (s. Bd. V, S. 141), sie machten einen freilich unglücklichen Versuch zu einer Ansiedelung in Venezuela (s. Bd. V, S. 141 f.), sie besaßen auch Plantagen auf der Kanarischen Insel Palma, sie beherrschten mit den Genuesen zusammen den spanischen Geldmarkt (s. Bd. V, S. 731). Durch diese Handelseroberungen wurde Augsburg einer der ersten Bankplätze der Welt. Selbst der Schmalkaldische Krieg, welcher der Stadt 3 Millionen Gulden kostete, vermochte sie nicht auf die Dauer zu schädigen. Ebenso behauptete sich Nürnberg in alter Geltung, in Frankfurt kam die Messe empor. Noch war der Verkehr mit Venedig sehr beträchtlich (s. B. V, S. 141), in Frankreich bestätigten Franz I., Heinrich II. und Karl IX. die alten Freiheiten der oberdeutschen Reichsstädte, besonders auch für die große Messe von Lyon. Im Nordosten strebte Leipzig, auf sein altes Meß- und Stapelrecht gestützt, mit Erfolg danach, den Verkehr mit Schlesien und Polen zu behaupten, und neben ihm brachte Hamburg allmählich den ganzen Elbhandel zum Nachteil Lüneburgs und Magdeburgs an sich. Der Handel auf der unteren Oder litt unter dem Gegensatze zwischen Brandenburg und Pommern, so daß Frankfurt a. O. und Stettin sehr zurückgingen, und dies wieder förderte den Aufschwung Breslaus, das mit Leipzig und Hamburg teils zu Wasser, teils auf dem Landwege durch Sachsen in regen Verkehr trat.

Die Hansa.

Weniger günstig ist das Bild, das die Geschichte der Hansa bietet. Zwar mit Spanien und Portugal traten auch die niederdeutschen Städte in unmittelbaren Verkehr. Sie lieferten dahin namentlich Getreide und Schiffahrtsbedürfnisse aller Art, z. B. für die spanische Armada von 1588; selbst das entlegene Danzig sandte seine Schiffe nach der Pyrenäischen Halbinsel und nach den Häfen Italiens. Aber die Hansa erwies sich unvermögend, ihrem Lande einen selbständigen Anteil an den Entdeckungen und der Kolonisation jenseit des Weltmeeres zu sichern, und sie verlor selbst ihre alten Stellungen in den nordischen Reichen im Laufe des 16. Jahrhunderts fast vollständig. Wie dies in den Niederlanden, in England, in den nordischen Reichen geschah, ist schon im



39. Der Hansahof zu Antwerpen im 16. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

einzelnen besprochen worden (s. Bd. V, S. 706 f., 721 f., Bd. VI, S. 5 f.); es bleibt nur noch übrig, zu erörtern, inwiefern dies auf die Zustände des Bundes wirkte und wieder mit diesen zusammenhing. Die große Zahl der Städte, die noch in den Verzeichnissen von 1553 (62), 1554 (64), 1572 (64), 1603 (58) aufgeführt werden, will wenig besagen, denn die meisten leisteten nichts für die Bundeszwecke, und viele dachten gar nicht mehr daran, daß sie noch zur Hansa gerechnet würden. So dauerten die alten Formen fort ohne den alten Geist. Die Hansetage und Quartiertage wurden nicht seltener gehalten als ehedem, doch nur noch von Vertretern weniger Städte besucht, schon der großen Kosten wegen; gewöhnlich waren nur 10—20 Städte vertreten, sehr selten die großen Kaufhöfe im Auslande. Wie sonst schrieb man die

Bundesbeiträge (Kontributionen) aus, doch in kläglichem Schacher feilschten die Gemeinden um Herabsetzung ihrer Zahlungen. Hannover z. B. wollte 1585 nur 15 Reichsthaler geben, Hildesheim statt 30 nur 20 Reichsthaler. Im Jahre 1598 wollten Eimbeck und Hameln gar nichts zahlen, Magdeburg und Hildesheim nur einen einmaligen Beitrag. Unter solchen Umständen mußten die gutgemeinten Versuche, eine Bundeskasse zu gründen, natürlich fruchtlos bleiben (1584—1619). Die Zahl der wirklich beitragenden Mitglieder sank allmählich auf vierzehn Städte herab (1604), und auch diese waren keineswegs einig, suchten eigensüchtig Sondervorteile und ließen in entscheidenden Fällen ihren Vorort Lübeck sicherlich im Stich, so vor allem in dem Seekriege, den die Hansa 1563—1570 ausgefochten hat (s. Bd. VI, S. 39 f.). Da gehörte denn das Amt des Lübecker Syndikus, dem die Oberleitung der hansischen Geschäfte, namentlich der Hansetage, oblag, zu den undankbarsten und opfervollsten, und die Männer, die es in dieser Zeit des Sinkens versahen, verdienen deshalb besonders ehrende Anerkennung: Dr. Sundermann aus Köln (1553—1591), der unermüdlich und hingebend auf zahllosen Städtetagen und Gesandtschaften thätig war, den Londoner Stahlhof wiederherstellte und den neuen Hof in Antwerpen gründete, um sich schließlich, nachdem er einen Teil seines Vermögens aufgeopfert hatte, mit den Städten um seinen Gehalt streiten zu müssen, und sein Nachfolger Dr. Johann Domann aus Osnabrück (1605—1611), nach dessen Abgange das Amt nur noch provisorisch verwaltet wurde.

Doch so oft auch Deutschland über den Verfall der Hansa zu klagen hatte, niemand hätte ihn vermeiden können. Ihre Größe beruhte auf der wirtschaftlichen Unselbständigkeit der fremden Nationen wie auf der mittelalterlichen Schwäche der kaiserlichen und fürstlichen Gewalt. Sobald jene aufhörte und sobald die Nordländer im eignen Hause Herren wurden, zeigten sich die alten Privilegien der Hansa unhaltbar. Mit der Bildung großer Nationalstaaten, mit dem Aufsteigen der fürstlichen Gewalt war die Zeit, wo einzelne Städte die Stellung einer Großmacht einnehmen konnten, unwiederbringlich vorüber. Nur eine nationale Staatsgewalt hätte die Aufgaben, die einem losen Bunde eigensinniger, selbstsüchtiger und meist beschränkter Gemeinden aus den Händen glitt, in neuer Form zu übernehmen und zu lösen vermocht, aber diese war nicht vorhanden, und die Stelle, welche die Hansa einst ruhmvoll behauptet hatte, blieb leer. Mit dreihundertjähriger Ohnmacht zur See, mit dem Ausschluß vom Welthandel und von der Kolonisation hat Deutschland das zu bezahlen gehabt.

Geselliges Leben.

Äußerlich freilich machte sich das geheime Leiden, welches am Marke des deutschen Wohlstandes zehrte, so rasch noch nicht geltend, namentlich in den Binnenstädten, die vom Verfall der Hansa nicht unmittelbar berührt wurden. Die Bevölkerung war bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges im Zunehmen, und es mögen am Anfange des 17. Jahrhunderts 1500 bis 2500 Menschen auf der Quadratmeile gelebt haben, was für ganz Deutschland auf eine Gesamtzahl von etwa 24 Millionen schließen läßt. Auch fällt in jene Zeit die glänzendste Entwickelung der Baukunst und des Kunstgewerbes, wie sie nur bei einem wohlhabenden Volke zu gedeihen vermögen. Der Italiener Guiccardini nennt Augsburg die reichste und mächtigste deutsche Stadt (1560), der Geograph Sebastian Münster weiß zu rühmen, wie ein jeder in Schmuck und Zierat seines Hauses mit dem andern wetteifere. Der Lustgarten der reichen Fugger übertraf den königlichen Park von Blois, und noch 1567 schaffte der Rat von Augs-

Volkszahl.

Reichlichkeit des Lebens.

burg kostbares Silbergeschirr an, um vornehme Gäste würdig empfangen zu können. Auch sonst tritt das Streben nach prächtiger, reichlicher Gestaltung des häuslichen Lebens überall hervor in ebenso gediegenem als schönem Hausgerät, in üppigen Gelagen und unterhaltenden Vergnügungen, zu denen Gauklerbanden, Tierhetzen und Ringelrennen ebensowohl Gelegenheit boten wie die dramatischen Aufführungen der Meistersinger oder der Lateinschüler.

Wehrfähigkeit und Schützenfeste.

Dabei wurde die Pflege der alten Wehrhaftigkeit nicht vergessen. Starke Erdwälle und tiefe Gräben mit Bastionen und Vorwerken ersetzten die alten Mauern, so an der Citadelle von Nürnberg nach Dürers Entwurf, und eine mächtige Artillerie — in Nürnberg 300 Geschütze — wurde zu ihrer Verteidigung bereit gehalten. Die Waffentüchtigkeit der Bürger, bei dem friedlicheren Zustande des Landes selten mehr im Kriege erforderlich, erhielt sich doch durch die zahlreichen Schützenfeste, zu denen nach bedeutenderen Städten oft aus weiter Ferne Hunderte von Schützen zusammenströmten. So waren 1573 in Zwickau 39 Orte vertreten, 1576 in Straßburg 10, 1586 in Regensburg 35, in Halle 1601 sogar 50 Städte. Man schoß mit Armbrust und Feuerrohr nach dem Vogel und der Scheibe, nicht selten um hohe Preise, Becher, Ketten und Geldprämien. Unter großem Zulauf von Zuschauern und Gästen, die der Rat freigebig bewirtete, zwischen Kletterbäumen und Kegelbahnen, Markt- und Würfelbuden (hier spielte schon seit dem 15. Jahrhundert der „Glückstopf", eine Art Lotto, die Hauptrolle), belebt von den Witzen und Spöttereien der „Pritschmeister" und Narren, währte ein solches Fest oft mehrere Wochen hindurch, alles in jener harmlosen Fröhlichkeit, die ein kräftiges Volk im Gefühle seiner Tüchtigkeit empfindet. In seinem „Glückhaften Schiff" hat Johann Fischart durch Schilderung jener Fahrt der Züricher, die zum Erweis alter Bundesfreundschaft und unverminderter Manneskraft, wie schon im Jahre 1456, vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang durch Limmat, Aar und Rhein mit dem Topfe heißen Hirsebreies zum Straßburger Freischießen von 1576 fuhren, ein treffliches poetisches Denkmal gesetzt.

Die Höfe und der Adel.

Daß die fürstlichen Höfe und der ihnen am nächsten stehende Adel die reicheren Einnahmen, die ihnen zuflossen, auch zu reichlicherem, zum Teil auch edlerem Lebensgenusse verwandten, versteht sich von selbst. Der kleine Adel freilich konnte gewöhnlich nur dann daran teilnehmen, wenn er, wie häufig geschah, Hofdienste nahm, denn seine eignen Einkünfte waren meist knapp, das Leben auf den Burgen oft arm und dürftig. Denn wenn man den überlasteten Bauern auch verstärkte Leistungen abzwingen konnte, so hinderten doch die schlechten Wege gewöhnlich die Verwertung. An bessere Bewirtschaftung dachten nur einzelne, wie z. B. Sebastian Schertlin von Burtenbach (s. Bd. V, S. 369), und diese standen dann an Aufwand und Luxus hinter den städtischen Patriziern nicht zurück. Die Höfe wurden belebt durch Maskeraden in Nachahmung der italienischen Schäferspiele, Preisschießen und Ringelrennen, diese oft in mythologisch-allegorischem Aufzuge. Künstlerische und wissenschaftliche Interessen fanden hier und da verständnisvolle Pflege, die Bildung war unter dem Einflusse des Humanismus und des kirchlichen Interesses eine bessere, tiefergreifende, wenngleich einseitig theologische; bei vielen Fürsten sind ein gesteigertes Pflichtgefühl und berechnende Sorge für das Wohl des Landes zu beobachten. Gewissenloser Verschwendung und sittlicher Verderbnis unter der Decke höfischen Glanzes, wie sie bei den romanischen Höfen im Schwange gingen, begegnet man selten, vielmehr bewahrte das fürstliche Leben eine gewisse Einfachheit und Schlichtheit.

Doch auch dunkle Schatten fehlen nicht. Bedenklicher als die übermäßige Vorliebe für die Jagden, besonders die rohen Hetzjagden, die Adel und Fürsten gleichmäßig teilten, war die wahrhaft ungeheuerliche Ausbildung eines altgermanischen

Lasters, der Trunksucht, der selbst tüchtigere Männer unterlagen. „Gestern abermalen voll gewest, das Trinken auf ein Vierteljahr verredt", also schrieb einmal Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, sonst ein trefflicher Herr, in sein Tagebuch, und Kurfürst Christian II. von Sachsen meinte Kaiser Rudolf II. nach längerem Besuche in Prag nicht besser danken zu können, als durch das Geständnis: „Ew. Majestät haben mich also wohl gehalten, daß ich keine Stunde am Tage nüchtern gewest." Und dies waren nicht etwa Ausnahmen, sondern die Regel. Das Trinken war geradezu ein nationales Leiden geworden, es verdarb die beste Manneskraft, es führte selbst fürstliche Herren in rettungslose Verschuldung, wie Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der sich auf würdelosen Bettelfahrten im Reiche mit seinem getreuen Hofmarschall Hans von Schweinichen abenteuernd umhertrieb.

Verengerung des Gesichtskreises.

Fast noch schlimmer jedoch, für die Zukunft der Nation geradezu ein Verhängnis, ist die klägliche Enge des Gesichtskreises, in dem die überwiegende Zahl der fürstlichen Herren und ihrer Beamten gebannt sind, die unvermeidliche Folge der deutschen Kleinstaaterei, die eine große Nation in Fetzen zerriß. Über ihr kleines Gebiet, über die Interessen ihres Hauses, über das möglichst engherzig gefaßte kirchliche Bekenntnis reicht weder die Teilnahme, noch das Verständnis dieser Fürsten in der Regel hinaus; Eigensinn und Rechthaberei, echte deutsche Charakterzüge, treten obendrein hinzu. Einen großen Gedanken zu fassen und festzuhalten, die ungeheuren Kämpfe, die ihre Zeit erschütterten, zu würdigen, zu ihnen fest und überlegt Stellung zu nehmen, sind sie gänzlich außer stande. Mit stumpfer Gleichgültigkeit, mindestens thatenlos, standen die deutschen Lutheraner dem Ringen ihrer reformierten Glaubensgenossen in den Niederlanden und Frankreich gegenüber. Zahlreiche deutsche Edelleute und Landsknechte beider Bekenntnisse fochten freilich überall mit, wo die Waffen zusammenschlugen, in Holland und Frankreich, das damals der „Kirchhof des deutschen Adels" hieß, wie in Rußland und Polen, ja in Sibirien, aber sie vergossen ihr Blut in fremdem Solde und für fremde Interessen. Die Fürsten rührten kaum einen Finger, wenn nicht gelegentlich die Kurpfalz ihre Glaubensgenossen in Frankreich unterstützte. Kurfürst August von Sachsen wußte dem Oranier Wilhelm keinen besseren Rat zu geben als den: „Gegen Gewalt sollt Ihr Gott von Herzen bitten und ihm die Sach befehlen"; und mit vollem Rechte konnten die Niederländer über „die mehr als viehische Dummheit der Deutschen" klagen. Wenn die Fürsten so waren, wie hätte das Volk anders sein können? In diesem trägen Frieden, in dem Genusse des erworbenen Reichtums, dessen Wurzeln doch schon zu verdorren begannen, in dem Mangel jedes kräftigen Gemeingefühls sanken die Deutschen allmählich zu einer Nation von Kleinstädtern und Philistern herab.

Geistiges Leben.

Der Hexenwahn.

Fast das einzige, was die Massen noch in starke Bewegung zu setzen vermochte, waren kirchlich-theologische Fragen, und auf diesem Gebiete wieder griff ein alter, aus heidnischen, jüdischen und christlichen Vorstellungen wunderlich gemischter entsetzlicher Wahn wie eine verheerende geistige Seuche um sich, die zwar anderwärts auch ihre Opfer gefordert, doch nirgends so blind gerast hat wie in Deutschland, der Glaube nämlich, der Mensch könne in ein persönliches Verhältnis zum Teufel treten, indem er entweder vom Bösen „besessen" wurde, also ohne seine Schuld, oder einen förmlichen Bund mit ihm einging und ihm um den Preis von Zauberkünsten seine Seele verkaufte, oder endlich, indem er Gott förmlich entsagte und dafür zur Anbetung des Teufels und zur Buhlschaft mit ihm überging, um als Hexenmeister oder Hexe den Menschen

durch böse Künste zu schaden. Seit Papst Innocenz VIII. diese Art der Verbindung mit dem Teufel mit den härtesten Strafen bedroht, damit also als unumstößliche Thatsache anerkannt hatte (1484), begann überall im Abendlande die Verfolgung der Hexen.

Der berufene „Hexenhammer" (Malleus maleficarum) vom Jahre 1489 brachte mit deutscher Gründlichkeit den ganzen Wahnsinn in ein sozusagen wissenschaftliches System und gab den Richtern die nötige praktische Anweisung. Ohne Zweifel handelten diese Hexenrichter meist im ehrlichen Glauben, und die Aussagen der Hexen stimmen in den Hauptpunkten, wie in den Angaben, sie seien durch die Luft geflogen und hätten Buhlschaft mit dem Teufel getrieben, so merkwürdig überein, daß irgend etwas Thatsächliches zu Grunde gelegen haben muß. Jene Empfindungen und Wahnvorstellungen waren vermutlich die berauschende Wirkung der sogenannten Hexensalbe, mit der sich die Hexen einrieben, das Ganze erscheint also als eine Art Volkslaster, dem allerdings entgegengewirkt werden mußte. Aber oft genug haben die gemeinsten Beweggründe, wie Habsucht und Rachsucht, zu Anklagen wegen Hexerei geführt, da ein Teil der Habe der unglücklichen Opfer den Angebern zufiel, und die Anklage an sich schon fast rettungslos die Verurteilung nach sich zog. Denn das geringste Anzeichen konnte den Verdacht erwecken, und jeder Unglücksfall konnte von einer Hexe herbeigeführt sein, das ganze Untersuchungsverfahren aber mit seinen scheußlichen Gefängnissen und seinen unsagbaren Folterqualen konnte, ja mußte die Unschuldigsten zum Geständnis selbst der abgeschmacktesten Dinge bringen, also zur Verurteilung führen. Der dumpfe Fanatismus der bethörten Masse unterstützte überall die Mordlust, und Deutschland, zumal das protestantische, entflammte die Scheiterhaufen in einer Zahl, wie sie nur Spanien für die Opfer der Inquisition geschichtet hat, am ärgsten seit 1580. In Nördlingen wurden von 1590—1594 32 Zauberer und Hexen hingerichtet, in Rottweil binnen 30 Jahren 42, in 20 Dörfern um Trier binnen sieben Jahren 368, in Braunschweig 1590—1600 so viele, daß die Brandpfähle standen „wie ein kleiner Wald". Der Hexenrichter Remigius in Lothringen ließ binnen zehn Jahren 800 Hexen verbrennen! Der vereinzelte Widerspruch weniger Vorurteilsfreien änderte nichts. Über ein volles Jahrhundert raste die Seuche, erst mit dem hereinbrechenden Lichte des Jahrhunderts der Aufklärung verging der finstere Wahn.

Kunst. Und mustert man nun die geistige Thätigkeit, so ist ein Erschlaffen der Volkskraft nach der gewaltigen Anspannung der Reformationszeit auch hier unverkennbar. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst leistete zwar die Architektur in Verbindung mit dem Kunstgewerbe bedeutendes (s. Bd. V, S. 413 ff.), dagegen haben Malerei und Bildhauerei in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts keinen großen Meister mehr aufzuweisen. Ihnen war unfraglich der Protestantismus ungünstig.

Litteratur. Dramen. In der Litteratur stirbt das historische Volkslied naturgemäß ab, denn Deutschland nahm keinen thätigen Anteil mehr an den großen Weltgeschicken, in der Lyrik überhaupt gedeiht nur noch das evangelische Kirchenlied. Sonst zeigt sich auf dem Gebiete des Dramas, der Lehrdichtung und der Satire ein frischeres Leben. Im Drama entwickelte sich dies weniger durch eigne Kraft, als unter dem Einfluß der Engländer, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts als wandernde „englische Komödianten" in ganz Deutschland heimische Stücke in prosaischer Übersetzung dem deutschen Publikum vorführten. Von ihnen angeregt schrieb Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) zahlreiche Dramen, immer in Prosa, zuweilen englischen Mustern nachgebildet, in der Anlage nicht ohne Kunst, in der Charakterzeichnung mannigfaltig und keineswegs ohne Schärfe. Ihm gebührt auch das Verdienst, das erste deutsche Hoftheater gegründet zu haben. In seinen Bahnen wandelte gleichzeitig der Nürnberger Jakob Ayrer (gest. 1605), der in seinen Dramen biblische,

antike und deutsch-sagenhafte Stoffe verwendet, in Bau und Charakteristik den Engländern nachstrebt, auch so wenig wie Heinrich Julius die „lustige Person" einzuführen vergißt. Die lateinische Komödie vertrat am wirkungsvollsten der unruhige und haltlose, aber begabte Nikodemus Frischlin in Tübingen (1546—1590), und sie fand besondere Pflege in dem Theater der seit 1538 bestehenden poetischen Akademie in Straßburg.

J. Fischart M.

40. Johann Fischart.
Faksimile eines Holzschnittes im „Ehezuchtbüchlein" (Straßburg 1607).

Doch wahrhaft geniale Begabung entfaltete damals nur ein deutscher Schriftsteller, Satire, Fischart.
Johann Fischart aus Mainz (geb. vor 1550, gest. 1589).

Soviel wir von seinem Leben wissen — und es ist wenig — genoß er seine Schulbildung in Worms, studierte in Heidelberg und Siena, erwarb sich durch Reisen in Süd- und Westdeutschland, in Frankreich, England, Holland ausgebreitete Kenntnis des Lebens und der Litteratur jener Länder und gründete dann mit seinem Schwager Bernhard Jobin eine Druckerei in Frankfurt. Aber schon 1576 taucht er in Straßburg auf, 1581 war er Advokat am Reichskammergericht in Speier, ein paar Jahre später Hohenfels-Riplingischer Amtmann zu Forbach in Lothringen, als welcher er auch gestorben ist.

Wenn von seinem Leben so wenig Sicheres bekannt ist, so trägt er selber im Grunde die Hauptschuld, denn er hat mit seinem Namen förmlich Versteckens gespielt. Fast niemals nennt er sich Fischart, sondern Wisart, Guischart, Jesuwalt Pickhardt oder von seiner Vaterstadt Menzer (d. i. Mainzer), Reznem u. s. f. Schon in diesen Verdrehungen zeigt sich eine Gabe, durch die er in der deutschen Litteratur geradezu

einzig dasteht: seine Sprachgewandtheit. Als Meister in kühnen und überraschenden, oft sehr glücklich und komisch wirkenden, oft freilich auch sehr willkürlichen und zuweilen selbst geschmacklosen Wortbildungen hat er nicht seinesgleichen gehabt; nicht minder gewandt handhabt er Versmaß und Reim. Nach dem inneren Werte betrachtet, spricht aus seinen Schriften überall ein tiefer, scharfer und beweglicher Geist, ein tüchtiger mannhafter Charakter und umfassende Kenntnis. Und wie mannigfach sind die Töne, die er anzuschlagen versteht! Rein lyrisch sind Gedichte wie das „Lob der Lauten" und die treffliche warmpatriotische „Ermahnung an die lieben Teutschen", wie seine Bearbeitungen von Psalmen; episch ist seine lebendige Erzählung „Das glückhaft Schiff von Zürich", lehrend tritt er auf in der „Ermahnung zur Kinderzucht" u. a. Am bedeutendsten jedoch erscheint er als Satiriker, der größte, den Deutschland gehabt hat. Sein ganzer Haß gilt der katholischen Reaktion. Sie bekämpft er in der grimmigen Satire, die das „Jesuiterhütlein" als die ausgesuchteste Erfindung des Teufels selber darstellt (1580), und im „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen". Gegen die Mißstände der Zeit überhaupt richtet sich die „Affentheuerliche naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rathen der Helden und Herren Grandgoschier, Gorgellantua und Pantagruell" (zuerst 1575), eine erweiternde, ganz freie Bearbeitung des ersten Buches von Rabelais' „Gargantua" (s. Bd. V, S. 499); den wüsten Aberglauben an astrologische Prophezeiungen verspottet „Aller Practick Großmutter" (1572); voll derben drastischen Humors und drolligster Erfindung ist die „Flöhhatz".

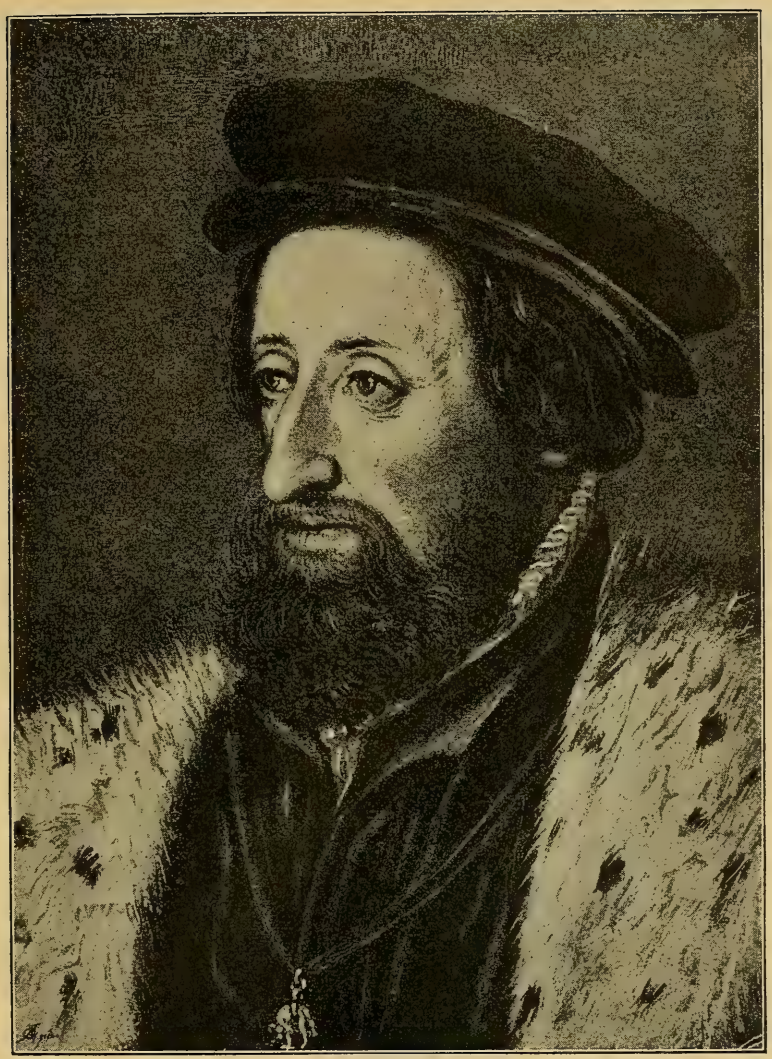
Fischart war der letzte große volkstümliche Dichter, den Deutschland vor dem Beginn der zweiten klassischen Litteraturperiode im 18. Jahrhundert gehabt hat. Mit der Schwächung der Volkskraft und dem Überwuchern der gelehrten Bildung hörte auch die Litteratur auf, volkstümlich und neuschöpferisch zu sein, und wie auf staatlichem und kirchlichem Gebiete die Nation dem fremden Einfluß verfiel, so erlag sie ihm auch in ihrer Dichtung.

Fortschritte und Hemmungen des Protestantismus unter Ferdinand I. und Maximilian II.

Lage des Reiches nach dem Religionsfrieden.

Religionsfriede und Reichsverfassung.

Wenn Deutschland, rings von lodernden Kriegsbränden umgeben, daheim sich des Friedens und sogar verhältnismäßigen Gedeihens erfreute, so gebührte das Verdienst daran keineswegs dem Augsburger Religionsfrieden und der Reichsverfassung. Jener hatte die wichtigste Frage, die nämlich über die kirchliche Zukunft der geistlichen Fürstentümer, zwischen beiden Parteien streitig gelassen und die kirchlichen Verhältnisse der Reichsstädte willkürlich auf einem Punkte festgeschraubt, auf den sie kurz vorher nur durch harten Zwang gegen die protestantische Mehrheit gebracht worden waren (s. Bd. V, S. 398). Die Lage gestaltete sich um so verworrener, als nach wie vor der Kaiser, der reichsgesetzlich zum Schutze des Religionsfriedens verpflichtet war, sowie die geistlichen Fürsten, die ihn gleichfalls anerkannt hatten, an die Bestätigung ihrer Würden durch das Papsttum gebunden blieben, dasselbe Papsttum, das doch gegen den Religionsfrieden noch immer protestierte! Anderseits war die kaiserliche Gewalt durch die Vereinigung der Kurfürsten (s. Bd. V, S. 401) und die jetzt erst wirksam werdende Kreisordnung aufs neue beschnitten worden, denn nach dieser wurden die seit 1521 eingerichteten (s. Bd. V, S. 218) zehn Reichskreise (der österreichische, bayrische, fränkische, schwäbische, ober- oder



41. Kaiser Ferdinand I.
Nach einem Gemälde in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

kurrheinische, niederrheinische, burgundische, westfälische, nieder- und obersächsische) entsprechend der Verfassung des Reichs mit Kreisständen und Kreistagen, welche die „kreisausschreibenden Fürsten" beriefen und leiteten, ausgestattet und vor allem für die Ausführung der kammergerichtlichen Urteile, auch für gegenseitige Kriegshilfe, also besonders zu militärischen Zwecken bestimmt und somit als selbständige, der unmittelbaren Einwirkung des Kaisers entzogene Verbindungen hingestellt, immerhin ein Fort-

schritt gegenüber der früheren grenzenlosen Zerfahrenheit, aber auch ein Sieg der reichsfürstlichen Selbständigkeit. Trübe genug sahen die Zeitgenossen in die Zukunft; „ohne Gottes besondere Hilfe", so urteilte ein brandenburgischer Staatsmann, „ist es unmöglich, daß das Reich nur noch eine kleine Zeit also bestehe."

Ferdinand I.

Wenn es zunächst besser kam, als wohl erwartet wurde, so ist das in erster Linie das Verdienst der beiden ersten Nachfolger Karls V., in zweiter die Folge der Schwäche der katholischen Partei. Kaiser Ferdinand I. (1558—1564) stand dem deutschen Wesen anfangs nicht minder fremd gegenüber, wie sein älterer Bruder, denn er war in Spanien erzogen und lernte das Deutsche nur schwer; doch seine Stellung als Regent

42. Erzherzog Ferdinand, Gemahl der Philippine Welser.
Nach einem Kupferstiche.

deutscher Lande seit 1521, und seit 1531 auch als römischer König, der fortwährende, namentlich später immer engere Verkehr mit deutschen Fürsten, endlich auch der feindliche Gegensatz, in den er zu seinem Bruder durch dessen Bemühungen um die Kaiserwahl Philipps II. geriet (s. Bd. V, S. 385), alles das machte ihn mehr und mehr zum Deutschen. Persönlich strenger Katholik, wies er doch alles, was wie Fanatismus aussah, von sich; er bemühte sich noch in Trient eifrig um eine Annäherung an den Protestantismus (s. Bd. V, S. 436) und hat in seinen Erblanden, freilich auch durch die Rücksicht auf die beständig drohende Türkengefahr bestimmt, die Anwendung kirchlichen Zwanges möglichst vermieden. In solcher Haltung bestärkten ihn noch die Schwierigkeiten, die ihm Rom in der Anerkennung seiner Kaiserwürde bereitete; erst Papst Pius IV. ließ sich nach langen Verhandlungen dazu herbei (Februar 1560). Persönlich freundlich und leutselig, mäßig und haushälterisch, sittlich untadelhaft und in der glück-

lichsten Ehe mit der gleichgesinnten Anna von Ungarn verbunden (s. Bd. V, S. 165), genoß er verdienter Beliebtheit und besaß Söhne, die ihm in vielen Stücken glichen, obwohl ihm zwei derselben schwere Sorge machten.

Erzherzog Ferdinand u. Philippine Welser.

Sein Liebling, der zweitgeborene Ferdinand (geb. 1529), Statthalter von Böhmen, kreuzte die Vermählungspläne des Vaters durch die heimliche Ehe mit der schönen Philippine Welser von Augsburg (1557), die jahrelang auf Schloß Bürglitz in Böhmen verborgen lebte, aber 1561 das Geheimnis brach und durch ihre Bitten und Thränen die Verzeihung und Genehmigung des erzürnten Kaisers erlangte, obwohl ihren Kindern Ebenbürtigkeit und Erbrecht versagt blieben.

43. Philippine Welser, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand.
Nach einem Kupferstiche.

Maximilian II.

Zum Nachfolger war vom Anfang an der älteste Sohn, Maximilian II. (geb. 1527), bestimmt. Doch dieser, lebendigen und empfänglichen Geistes, wurde frühzeitig für den Protestantismus gewonnen, hatte 1554—1560 den protestantisch gesinnten Tiroler Pfauser als Hofprediger, verkehrte mit Führern der evangelischen Bewegung in Österreich, wie mit lutherischen Reichsfürsten, namentlich Christoph von Württemberg, und versöhnte sich auch 1561 nur äußerlich mit dem erzürnten und bestürzten Vater, ohne seine Herzensmeinung aufzugeben. Den offenen Übertritt hat er freilich niemals gewagt, gefesselt durch die Rücksicht auf den nun einmal katholischen Charakter des Kaisertums und die spanische Verwandtschaft; war er doch selbst mit Maria, Philipps II. Schwester, vermählt, und gab diesem wieder 1570 seine eigne Tochter Anna zur Ehe. — Sein Sinn war eher auf Vermittelung und Ausgleich gerichtet, auf ehrliche Duldung, wie er denn einmal an seinen vertrauten Feldherrn Lazarus

44. Kaiser Maximilian II.
Nach einem Gemälde in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

von Schwendi schrieb: „Religionssachen wollen nicht mit dem Schwerte gerichtet und behandelt sein.“ Die lebhafte Abneigung gegen Spanien und alles Spanische befestigte ihn noch mehr in dieser Auffassung, die seiner natürlichen Milde und der Einsicht in die Folgen eines offenen Religionskrieges ohnehin entsprach. Freilich konnte sie in dieser Zeit, wo nur der auf Erfolge rechnen durfte, der in dem Kampfe unversöhnlicher Gegensätze entschieden Partei ergriff, nur zu unentschiedenem Schwanken zwischen den Parteien führen, das keine befriedigte, vielmehr jede verletzte.

Ausbreitung des Protestantismus im Reiche.

Immerhin war der gemäßigte Sinn der beiden nächsten Nachfolger Karls V. für die Sache des deutschen Protestantismus ein Glück, wenn er die Gunst der Lage zu benutzen verstand. Von den größeren Fürstenhäusern waren nur noch die Wittelsbacher in Bayern und die Habsburger in Österreich noch katholisch, das mächtige Haus Kleve wenigstens nicht entschieden evangelisch. Das nächste Ziel mußte sein, die Reichsstädte und die geistlichen Stiftslande zu gewinnen. Und so wuchtig wirkte in den nächsten Jahren nach dem Religionsfrieden das Übergewicht des Protestantismus, daß trotz der Schranken, die der Religionsfriede hatte aufrichten wollen, die Reichsstädte, denen Karl V. das Augsburger Interim aufgezwungen hatte, eine nach der andern mit oder ohne Duldung des Katholizismus zum Luthertume übergingen: 1553 Donauwörth, 1565 Hagenau, 1566 Wimpfen, 1570 Dortmund, 1575 Aalen und Kolmar u. s. f. In Straßburg, Eßlingen, Reutlingen und in dem thüringischen Mühlhausen erfocht der Protestantismus die Alleinherrschaft, so daß von den etwa sechzig Reichsstädten weitaus die meisten ihm huldigten. Aber dies alles waren nur thatsächliche Erfolge, welche die Katholiken nicht anerkannten. Die Reichsstädte

Viel verwickelter noch lagen die Dinge in den geistlichen Reichsfürstentümern. Da sie von den fürstlichen und adligen Geschlechtern schon längst als Versorgungsanstalten für ihre jüngeren Söhne angesehen wurden (s. Bd. V, S. 166), so wollten auch die Protestanten keineswegs auf sie verzichten, ohne sie doch in weltliche, d. h. erbliche Fürstentümer verwandeln zu wollen, denn das hätte eben nur wenigen bestimmten Familien Gewinn gebracht, und sie glaubten an der Bewerbung auch durch die strengste Auslegung des geistlichen Vorbehalts nicht gehindert zu sein, denn dieser erklärte nach ihrer Auffassung zwar einen Bischof, der zum Protestantismus übertrat, seiner Stelle für verlustig, verbot aber keineswegs die Wahl eines Protestanten. So drangen in die norddeutschen Stifter, deren Domkapitel und Unterthanen schon lange meist lutherisch waren, überall evangelische Bischöfe oder „Administratoren" ein. Die erforderliche kaiserliche Bestätigung der Administratoren erfolgte meist anstandslos, da wenigstens Kaiser Maximilian II. sich der protestantischen Auslegung des geistlichen Vorbehalts anschloß; über den Mangel der gleichfalls notwendigen päpstlichen Anerkennung sah man hinweg, und bis 1582 nahmen diese Herren ungehindert auch an den Reichstagsverhandlungen teil. Die geistlichen Fürstentümer.

Magdeburg, seit 1513 fast erblich mit dem Kurhause Brandenburg und durch Personalunion häufig mit dem benachbarten Bistum Halberstadt verbunden, stieß noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts die letzten Reste des Katholizismus aus; 1567 wurde auch der Dom evangelisch. In Halberstadt führte seit 1572 Heinrich Julius von Braunschweig die Reformation durch. In Minden waren schon 1567 nur noch wenig katholische Institute übrig. In Bremen verpflichtete sich Heinrich von Sachsen-Lauenburg (1567—85) gleich bei der Wahl zur Durchführung der Augsburgischen Konfession, die um dieselbe Zeit auch im benachbarten Verden etwas früher im Bistum Lübeck eingeführt wurde. Die große Reichsabtei Hersfeld ging unter dem Abte Joachim (1592—1606) zum Luthertume über und wählte dann stets hessische Prinzen zu Administratoren. Schwankender blieben dagegen die Zustände in den Bistümern Hildesheim, Münster, Osnabrück und Paderborn, wo zum Teil erasmisch gesinnte Bischöfe mit entschiedenen Katholiken oder Lutheranern abwechselten. Ähnliches vollzog sich in den noch ungleich zahlreicheren mittelbaren Bistümern

und Klöstern, deren Verwendung zu weltlichen Zwecken (Säkularisierung) nach 1552 erst recht begann, wiewohl der Religionsfriede den Protestanten nur die bis dahin eingezogenen zugestanden hatte. So wurden z. B. bis gegen 1600 im Bistum Halberstadt 7, in Hildesheim 17, in Braunschweig 52, in beiden sächsischen Reichskreisen 120, in der Kurpfalz 300 Stifte säkularisiert.

Wie unsicher und unnatürlich war doch aber diese Lage! Die augenblicklich schwache katholische Partei duldete die Administratoren nur, weil sie eben deren Einsetzung nicht hindern konnte, ohne doch den thatsächlichen Zustand anzuerkennen. Erlangte sie jemals die Übermacht, dann blieben voraussichtlich die Administratoren keinen Augenblick länger auf ihren Stühlen, und was mehr bedeutete, die Stiftslande verfielen der gewaltsamen katholischen Reaktion.

Das schien nun freilich im weiten Felde zu liegen, denn selbst die Stiftslande, welche katholische Bischöfe behielten, ließen sich der neuen Lehre nicht verschließen. In Münster gab es fast nur verheiratete Priester, im Würzburgischen war die Hälfte des Hochstifts und die Hauptstadt dem Protestantismus zugethan, ähnlich stand es in Bamberg; in Salzburg forderten auf einmal vier Bezirke den Laienkelch, im mainzischen Eichsfeld, im Trierschen, in Fulda gab es zahlreiche Evangelische. Doch noch mehr: auch die ausgedehnten Landschaften der Herzöge von Kleve, der bayrischen Wittelsbacher und der Habsburger hatten sich bereits dem Protestantismus geöffnet.

Jülich-Kleve-Berg.

In den klevischen Landen suchte der Herzog Johann Wilhelm (1539—92) nach seiner Demütigung vor Karl V. (s. Bd. V, S. 359) eine vermittelnde Richtung zu behaupten, gestattete 1565 den Laienkelch und die Priesterehe und ließ 1567 den Entwurf zu einer „neuen Reformation" im erasmischen Sinne ausarbeiten. Aber ohne Rücksicht darauf fielen Mark und Ravensberg dem Luthertume zu, und in den rheinischen Landen breitete sich von den Niederlanden her der Calvinismus aus; für dies Bekenntnis wurde Wesel, für die Lutheraner Soest der Mittelpunkt. In Wesel hielt 1568 die evangelische Kirche des Niederrheins ihre erste Synode ab, 1571 die jülichsche Kirche in Bedburg. Das drängte freilich in Verbindung mit den Bemühungen des Herzogs Alba den Herzog mehr und mehr auf die römische Seite hinüber, so daß er 1570 seinen Erbprinzen Karl Friedrich zur Erziehung nach Wien sandte; doch in den Zuständen des Landes wurde zunächst nicht viel geändert.

Bayern.

In Bayern war das Luthertum so stark, daß im Jahre 1556 Herzog Albrecht V. (1550—1579), obwohl selbst streng katholisch und durch die Vermählung mit Anna Kaiser Ferdinands Schwiegersohn, dem Adel und den Städten auf ihre Forderung das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zugestand und Aussicht auf evangelische Seelsorger eröffnete. Freilich wurde hier diese Bewegung sehr bald zurückgedrängt. Denn die Städte wurden lau, unterstützten deshalb die im Jahre 1563 gestellte Forderung des Adels um Freigebung der Augsburgischen Konfession nicht ernstlich, und als vollends eine Anzahl Edelleute sich in eine, wie es scheint, nicht unbedenkliche Verschwörung gegen den Herzog einließ, der Graf Joachim von Ortenburg aber sein kleines Gebiet auf eigne Hand zu reformieren begann, da gab dies für Albrecht den Grund zu entschiedenem Einschreiten. Er belegte Ortenburg mit Beschlag und schloß die am meisten Verdächtigen vom Landtage aus, so daß schon der nächste 1565 ganz ruhig verlief. Noch um 1570 hielt jedoch ein großer Teil des Adels zäh am Luthertume fest.

Die protestantische Bewegung in Österreich und Ungarn.

Noch viel bedeutender erscheint die evangelische Bewegung in Österreich mit seinen böhmischen und ungarischen Gebieten.

Einheitsstaatliche Bestrebungen.

Wie selbstherrlich hier die Stände, besonders der Adel, dem Landesfürsten gegenüberstanden, wie wenig dieser also Einfluß auf sie hatte, ist schon früher erwähnt worden (s. Bd. V, S. 284 ff.). Auch die Reformen Maximilians I. in den deutsch-österreichischen Gebieten änderten daran nichts. Sie gingen nach burgundisch-französischem Vorbilde darauf aus, die verschiedenen Verwaltungszweige möglichst zu trennen und die verwandten Zweige in allen Ländern durch große Zentralbehörden zusammenzufassen. Nebeneinander standen seit 1493 für Justiz und Verwaltung die drei „Regimente" für Niederösterreich (Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain), Oberösterreich (Tirol) und Vorderösterreich (Elsässischer Sundgau, Breisgau, Oberrheinische Waldstätte). Über ihnen stand seit 1497 der Reichshofrat als Zentralbehörde für alle Erblande und für die Reichssachen, soweit sie den Kaiser betrafen, unter der Leitung des Statthalters und des Hofkanzlers. Die landesfürstlichen Finanzen verwaltete in jedem Lande ein Vizedom, an oberster Stelle die Schatzkammer in Innsbruck und als Aufsichtsbehörde die Hofkammer, die zugleich die Reichsfinanzen bearbeitete. Die deutsch-österreichischen Erblande waren also schon zu einem Einheitsstaate zusammengefaßt, soweit die landesherrliche Macht in Frage kam. Dagegen folgten die Ständeversammlungen dieser Bewegung nur zögernd nnd mißtrauisch, und ein Gesamtlandtag wurde nicht errichtet, vielmehr begnügte man sich damit, in besonders dringenden Fällen Ausschußtage mehrerer oder aller Länder zu berufen. Der erste gesamtösterreichische fand in Innsbruck statt. Die einheitsstaatliche Entwickelung wurde nicht gefördert, sondern aufgehalten durch die Erwerbung der böhmischen und ungarischen Lande. Denn diese waren mit den Erblanden zunächst lediglich durch die Person des Herrschers verbunden und lebten im übrigen nach eignem Rechte. Erst später wagte Ferdinand I., sie in einzelnen Verwaltungszweigen fester mit Österreich zu verknüpfen. Dem Hofkriegsrat vertraute er 1556 die Leitung der militärischen Angelegenheiten an, der Hofkammer die Verwaltung der Finanzen für Hofhalt, Krieg und Auswärtiges, die Oberleitung überhaupt, namentlich die Vorbereitung der Vorlagen an die Landtage, dem Geheimen Rat. Da dies jedoch weder die Rechte der Landtage, noch die selbstständige Polizei- und Gerichtsgewalt der Städte und Grundherren berührte, so konnten beide ziemlich ungestört „reformieren".

Übergewicht des Protestantismus in Deutsch-Österreich.

Zum letztenmal auf Jahrhunderte nahmen damals die Deutschen Österreichs am geistigen Leben Deutschlands regen Anteil. Wie überall wirkten religiöse Überzeugung, Widerwille gegen die sittliche Verwahrlosung der Geistlichkeit und Aussicht auf Gewinn an Kirchengut wie an Einfluß zusammen. Der Adel, in diesen Landen von alters her besonders mächtig, ging hier den Städten noch voran, Prediger aus dem Reiche förderten die Bewegung, die rasch auch in die Klöster eindrang. In Niederösterreich ergab eine Berechnung vom Jahre 1549, daß 268 Ortschaften protestantisch seien, in Wien unterblieb seit diesem Jahre die Fronleichnamsprozession; eine Reihe der bedeutendsten Adelsgeschlechter, die Starhemberg, Roggendorf, Hardegg, Rosenburg u. a., waren dem neuen Glauben ganz oder in einzelnen Gliedern ergeben, und die Stadt Horn wurde der Mittelpunkt der niederösterreichischen Lutheraner. Oberösterreich konnte unter Maximilian II. als ein protestantisches Land gelten: die sieben landesfürstlichen Städte waren alle evangelisch, von den Edelleuten nur einer

noch katholisch, die meisten Klöster ohne Äbte, die Pfarrer und Mönche überwiegend verheiratet. In Steiermark bezeugt ein Visitationsbericht schon von 1528 den scharenweisen Austritt der Ordensgeistlichen; eines der ältesten und berühmtesten Klöster des ganzen Landes, Admont im Ennsthale, erhielt 1545 einen lutherischen Abt. In den meisten Städten und Märkten ging die Bürgerschaft zum Luthertume über, so daß z. B. in Graz im Jahre 1564 von 15 000 Einwohnern, den Hof mit eingeschlossen, nur etwa 200 Katholiken waren; unter dem Adel ragten durch energische Förderung der neuen Lehre Hans von Ungnad und die Brüder Friedrich und Adam Ferdinand Hofmann, Herren des prächtigen Schlosses Strechau bei Rottenmann, hervor, die überall auf ihren Gütern evangelische Geistliche einsetzten und sogar an die Gründung einer lutherischen Superintendentur dachten. Im Jahre 1541 zeigten sich die Stände bereits überwiegend reformationsfreundlich und übergaben dann 1553 die Landesschule in Graz dem eifrigen Lutheraner Balthasar Elster (Pisca), der freilich bald ausgewiesen wurde. Nach Kärnten drang die neue Lehre besonders durch Salzburgische Bergknappen. Zuerst nahm Villach sie auf (1526), dann folgten Klagenfurt, St. Veit und die übrigen Städte; schon 1528 galten die Landesbeamten meist für protestantisch, im Jahre 1563 gründeten die Stände eine evangelische Landesschule. Im überwiegend slowenischen Krain knüpfte sich an die Fortschritte des Protestantismus das Erwachen einer slowenischen Litteratur. Ihr Begründer war Primus Truber (1508—1586), der sich freilich immer nur vorübergehend in Laibach behaupten konnte, dafür in Schwaben feste Stellung fand und unterstützt durch Hans von Ungnad die slowenische Bibelübersetzung zustande brachte (erschienen 1584 in Wittenberg). Der gegebene Anstoß wirkte dann weiter bis nach Görz, Triest und Kroatien hinein. In Tirol konnte sich nach dem Ende des Bauernkriegs (s. Bd. V, S. 252 f.) das Luthertum nur noch in wenigen Städten, wie Meran und Sterzing, behaupten, dafür fand die schwärmerische Sekte der Wiedertäufer weit und breit Anhang und konnte auch durch die blutigste Verfolgung, der mehr als tausend Menschen zum Opfer gefallen sein sollen, nicht gebrochen werden. Noch 1561 kam hier ein gefährlicher Bauernaufruhr zum Ausbruch.

Landesfürstliche Zugeständnisse an die Protestanten.

König Ferdinand I. stand der mächtigen ständisch-protestantischen Bewegung rings um ihn so gut wie machtlos gegenüber. Zwar den ständischen Forderungen auf Religionsfreiheit widerstand er. Er rief die Jesuiten nach Wien (1551) und übergab ihnen ein Gymnasium; da aber schon der Hinblick auf die drohende Türkenmacht im Osten jedes scharfe Einschreiten unmöglich machte, so bemühte er sich in Rom um so mehr um Zugeständnisse, namentlich der Priesterehe und des Laienkelchs, ließ auch die Tridentiner Beschlüsse niemals verkündigen. Den Evangelischen noch viel günstiger war die Haltung Maximilians II. Gleich im Jahre 1565 entzog er den Wiener Jesuiten das 1560 gegründete Seminar für die adlige Jugend und übergab es den Ständen, 1568 versprach er dem Adel freie Religionsübung, wenn er sich über eine Kirchenordnung einigen könne, und als diese Bedingung erfüllt war, gewährte er im Januar 1571 dem niederösterreichischen, im Dezember auch dem oberösterreichischen Adel das schriftliche Versprechen freier Religionsübung auf seinen Gütern, im geheimen auch die Erlaubnis zur Errichtung eines Konsistoriums und einer Superintendentur. Das bedeutete in Niederösterreich die Kultusfreiheit für 321 Ortschaften, in Oberösterreich für 5 Städte, 81 Marktflecken und 217 Edelsitze. Den landesherrlichen Städten aber blieb das gleiche versagt, und so gewannen in den beiden Erzherzogtümern die kirchlich-protestantischen Verhältnisse keinerlei Festigkeit, hingen vielmehr von der Willkür des jeweiligen Landesfürsten ab. Dasselbe gilt von Innerösterreich (Steiermark, Kärnten und Krain) unter der Regierung des Erzherzogs Karl (1564—90), eines jüngeren Sohnes Ferdinands I. (s. unten).

In Böhmen lagen die Verhältnisse etwas anders. Hier bildeten, neben den erst später auftretenden Lutheranern, die hussitischen Utraquisten eine verfassungsmäßig anerkannte Kirchengemeinschaft, gegen die also auch ein streng katholischer Landesherr nicht einschreiten durfte; einflußreicher jedoch waren die nur geduldeten Gemeinden der „böhmischen Brüder", deren Hauptsitz in Jungbunzlau war. Sie traf deshalb nach der Niederwerfung des Aufstandes von 1547 besonders der Zorn Ferdinands, in großen Scharen wanderten sie damals nach Polen aus (s. S. 12), ihr Führer Augusta wurde auf Bürglitz gefangen gesetzt. Erst mit Maximilians Regierungsantritt kamen bessere Zeiten für sie. Augusta wurde entlassen und die Privilegien der Utraquisten thatsächlich aufgehoben, bis endlich der Kaiser trotz der Vorstellungen der Utraquisten den böhmischen Brüdern und den Lutheranern die mündliche Versicherung freier Religionsübung gab und ihnen die Einsetzung von fünfzehn „Glaubensdefensoren" aus den drei Ständen erlaubte (2. September 1575). Seitdem wurde Böhmen rasch ein überwiegend evangelisches Land, wo von den landesfürstlichen Städten nur noch Budweis und Pilsen am Katholizismus festhielten. Die Jesuiten, seit 1555 in Prag angesiedelt, vermochten damals noch keinen besonderen Einfluß zu gewinnen. Im stammverwandten Mähren herrschte der Protestantismus unter dem Adel derartig, daß im Jahre 1550 der Landeshauptmann Wenzel von Ludaniz dem König Ferdinand ins Gesicht sagte, eher werde Mähren in Feuer und Asche aufgehen, bevor es Gewalt in Glaubenssachen dulde. Am Ende des 16. Jahrhunderts bekannte sich von sämtlichen „Herren" (unmittelbaren Vasallen) des Landes nur noch einer zum Katholizismus. Mit dem Eindringen der neuen Lehre blühte zugleich eine einheimische Bildung auf; die Kralicer Bibelübersetzung gewann für die tschechische Sprache ähnliche Bedeutung wie die Lutherische für die deutsche, und die Herrensitze der Zjerotin, Rosenberg, Pernstein, Dietrichstein u. a. wurden kleine Sammelplätze für Gelehrte und Künstler, wie seit Rudolf II. der Prager Hradschin im größeren Maßstabe einer war. Die böhmischen Lande.

Wie sehr in den überwiegend deutschen Nebenlanden der böhmischen Krone das Luthertum um sich gegriffen hatte, ist bereits erwähnt worden (s. Bd. V, S. 239). Selbst in den Landschaften Schlesiens, die dem Kaiser als König von Böhmen unmittelbar unterstanden (Schweidnitz, Jauer, Glogau, Oppeln, Ratibor), und im Fürstbistum Breslau war nicht zu verhindern, daß die meisten Grundherren und Städte eigenmächtig reformierten. In der Oberlausitz behauptete sich zwar in Bautzen ein Domkapitel, sonst aber blieb nur die Bevölkerung in der unmittelbaren Umgebung der beiden Cistercienserklöster Marienstern und Marienthal katholisch.

Wie nun diese raschen Fortschritte des Protestantismus trotz des katholischen Landesherrn nur aus dem sehr hohen Maße von Selbständigkeit, das Adel und Städte überall genossen, erklärlich sind, so wurde diese durch den Übergang zur neuen Lehre noch erheblich erweitert. Denn hiermit warfen Stadtgemeinden und Edelleute die bischöfliche Gerichtsbarkeit ab, sie gewannen das Patronat über ihre Pfarrstellen und auch einigen Anteil am Kirchengute. Doch eben diese Verbindung mit der „Freiheit" (Libertät) der Stände sollte dem österreichischen Protestantismus verhängnisvoll werden.

Noch viel weniger als in den deutsch-böhmischen Landen konnten die Habsburger dem Eindringen des Protestantismus in Ungarn entgegentreten. Über den größten Teil des Landes hatten sie seit 1529 gar keine Gewalt, Siebenbürgen schwankte zwischen türkischer und österreichischer Oberlehnshoheit, und was im Norden und Westen noch die Herrschaft Habsburgs anerkannte, das wollte sehr schonend behandelt sein, wenn man nicht den Abfall zu den Türken riskieren wollte. So ergriff das Luthertum zunächst die deutschen Städte Nordungarns. Evangelische Lehranstalten, die erste in Bartfeld, traten ins Leben, junge Deutsch-Ungarn gingen nach Wittenberg, Jena Ungarn und Siebenbürgen.

und Tübingen, und nicht wenige Deutsche aus dem Reich fanden in Ungarn lohnende Stellungen. Bereits im Jahre 1549 verständigten sich die fünf königlichen Freistädte Oberungarns (s. Bd. V, S. 286 f.) über ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis; zehn Jahre später folgten die sogenannten Bergstädte ihrem Beispiel; auch der magyarische Adel, durch die königliche Gewalt überhaupt nur sehr wenig beschränkt, ging in großer Zahl zum Luthertum über; ein Nadasdy errichtete in Ofen die erste protestantische Buchdruckerei. Indes seit etwa 1543 wandten sich die Magyaren, zum Teil aus Abneigung gegen das Deutschtum, unter der Führung des Matthias Biró von Deva in solcher Menge dem Calvinismus zu, daß dieser in Ungarn fortan der „magyarische Glaube" im Gegensatz zum „deutschen Glauben", dem Luthertum, hieß.

Ganz ähnlich gestalteten sich die Dinge in Siebenbürgen. Hier traten bei den Sachsen schon seit 1522 lutherische Prediger auf, 1529 war Hermannstadt ganz protestantisch und verdrängte die wenigen Katholiken als Anhänger Zapolyas, 1530 folgte Kronstadt, wo seit 1533 der in Wittenberg gebildete Johann Groß, genannt Honter, eine tiefgreifende Wirksamkeit entfaltete. Schon im Mai 1543 hatte zu Mediasch eine lutherische Synode der Sachsen die neue treffliche Kirchenordnung beschlossen, 1544 forderte der sächsische Landtag die noch katholischen Gemeinden zum Übertritt auf. Daß der magyarische Adel auch hier dem Calvinismus zufiel, hinderte wenigstens anfangs nicht das Zusammengehen und das Eintreten der Gesamtlandtage für die Religionsfreiheit aller; erst 1564 trat die völlige Trennung beider Bekenntnisse ein.

Alles in allem betrachtet, waren die Lande der Habsburger um 1570 nicht viel weniger protestantisch als das eigentliche Deutschland. Der regste geistige Verkehr bestand zwischen ihnen und den Deutschen im Reiche, und überall knüpfte sich an die Aufnahme der neuen Lehre die energische Förderung höherer Bildung. Sieben Zehntel aller Deutschen, fand im Jahre 1557 der Venezianer Badoero, seien dem Luthertume zugethan, nur ein Zehntel katholisch geblieben, die beiden andern verschiedenen Sekten zugefallen. Einsichtige Katholiken zweifelten damals nicht, daß Deutschland in kurzem der römischen Kirche völlig verloren sein werde.

Aufgaben der protestantischen Politik.
Sachsen unter Kurfürst August.

Warum ist das nicht geschehen, warum konnte eine gewaltsame Reaktion in ganz Österreich und in großen Teilen Deutschlands den Protestantismus beinahe ausrotten, und damit zugleich auf Jahrhunderte das geistige Band zerreißen, das die Deutschen im Reiche und in den habsburgischen Erblanden miteinander verknüpfte?

Eine thatkräftige, zielbewußte Politik der Protestanten mußte vor allem die Aufhebung der Beschränkungen für die Reichsstädte und die Beseitigung des geistlichen Vorbehalts, die „Freistellung" des Bekenntnisses in den geistlichen Fürstentümern, erstreben. Damit wären die willkürlich aufgerichteten Schranken, die den natürlichen Fortschritten des Protestantismus entgegenstanden, gefallen und die völlige Freiheit des protestantischen Bekenntnisses in Bayern und Österreich nicht mehr zu verhindern gewesen. Das Übergewicht der Lutheraner und die Gesinnung des regierenden Kaisers forderten gleichmäßig auf, diesen Weg zu betreten. Freilich hätte dazu eine entschlossene, kluge Leitung und feste Einigkeit der protestantischen Reichsstände gehört.

Vergrößerung des kursächsischen Gebietes.

An der ersteren schien es in der That nicht fehlen zu können. Denn Kursachsen, in dem seit dem Beginn der Reformation die protestantischen Deutschen den führenden Staat zu sehen gewöhnt waren und das unter Moritz sich besser als jemals dieser Aufgabe bewußt gezeigt hatte, stand damals an Wohlstand und Kultur

allen deutschen Landen entschieden voran und erfuhr obendrein durch Kurfürst August (1553—86) noch sehr erhebliche Vergrößerungen. Zunächst gelang 1559 die Wiedererwerbung des jetzt noch sächsischen Vogtlandes, das schon einmal als böhmisches Lehen seit 1466 im Besitz der Wettiner gewesen war. Nach der Kapitulation von Wittenberg (s. Bd. V, S. 378) übertrug jedoch König Ferdinand von Böhmen das Gebiet, das Johann Friedrich durch „Untreue" verwirkt habe, an Heinrich V.

45. Kurfürst August von Sachsen am Beginn seiner Regierung.
Nach einem Gemälde von Hans Krell in der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden.

Reuß von Plauen, der ihm als böhmischer Staatskanzler die bedeutendsten Dienste geleistet hatte. Da indes Heinrich schon im Jahre 1554 starb und sein älterer Sohn und Nachfolger Heinrich VI. zu seinen eignen verschwenderischen Neigungen auch die beträchtlichen Schulden des Vaters erbte, so sah er sich bereits 1559 genötigt, das Gebiet um 63000 Gulden an Kurfürst August zu verpfänden, und nach seinem Tode war sein Bruder gezwungen, es um 110000 Gulden endgültig

an Kursachsen zu überlassen (1569). Der gothaische Krieg (s. unten S. 89 f.) brachte dem Kurfürsten die pfandweise Erwerbung des (späteren) Neustädter Kreises. Im nördlichen Thüringen legte er im Jahre 1570, und zwar im Einvernehmen mit Magdeburg, Beschlag auf den lehnsabhängigen Besitz der älteren Mansfeldischen Grafenlinie, die durch vielfache Teilungen und unverständigen Aufwand immer tiefer in Schulden (mehr als zwei Millionen Gulden) geraten war. Im Süden des Landes erwuchs ihm wenigstens eine Anwartschaft auf Teile der ansehnlichen Grafschaft Henneberg nach einem Erbvertrage, den Kaiser Maximilian II. im Jahre 1572 bestätigte. Sehr wertvoll endlich war die Erwerbung der Administration in den drei sächsischen Bistümern, nach denen die wettinische Politik schon längst gestrebt hatte, in Merseburg 1561, in Naumburg 1564, in Meißen 1581. Der Verzicht auf das Burggrafenamt im Erzstift Magdeburg (1579) legte dem Kurfürsten doch keine Gebietsabtretung auf.

Verwaltungsordnung.

Die umfänglichen Landschaften, die er so unter seiner Herrschaft vereinigte, bildeten freilich noch keineswegs einen wirklichen Staat. Wie jedes Gebiet seine besonderen Stände beibehielt, so wurde jedes auch durch gesonderte Regierungsbehörden verwaltet. Für die Erblande hatte schon Moritz die Verwaltung neugeordnet. An die Spitze stellte er 1547 eine kollegialische Behörde, den Hofrat; das ganze Gebiet teilte er in vier Kreise, den Kurkreis, Thüringen, Meißen und das Osterland mit den Hauptstädten Wittenberg, Langensalza, Meißen und Leipzig. In jedem Kreise überwachte ein Oberhauptmann den Landfrieden, ein landschaftlicher Ausschuß die Verteilung der Steuern. Den Mittelpunkt für die Rechtspflege bildete das Oberhofgericht (seit 1548 in Leipzig), das mit acht Edelleuten und vier Rechtsgelehrten (Doktoren) besetzt war. Für die unmittelbaren „schriftsässigen" Vasallen des Landesherrn war es die erste, für alle andern „amtssässigen" Unterthanen die zweite Instanz, denn diese wurden in erster Instanz von den kurfürstlichen Amtshauptleuten (Domänenverwaltern), den gutsherrlichen und städtischen Gerichten abgeurteilt. Kurfürst August baute diese Verwaltungsordnung weiter aus. Er entzog dem Hofrat die Verwaltung der in „Ämter" geteilten landesfürstlichen Domänen (Kammergüter) und übergab sie einem Kammermeister, für dessen Geschäftsführung er die genauesten Vorschriften aufstellte; die „Konstitutionen" von 1572, mit Benutzung des römischen Rechts, aber auf Grund des einheimischen Rechts, ausgearbeitet, sollten die Herstellung eines einheitlichen Rechts an Stelle der zahlreichen örtlichen Gewohnheitsrechte anbahnen.

Volkswirtschaft.

Doch die bedeutendsten Leistungen des Kurfürsten liegen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, die er, überall persönlich eingreifend, mit seiner Gemahlin Anna in einsichtigster und thatkräftigster Weise gefördert hat. Die Kammergüter wurden planmäßig vermehrt und von festbesoldeten Beamten mustergültig bewirtschaftet, die nutzbaren Hoheitsrechte (Regalien) durch sorgfältige Forstwirtschaft, mit der sich eine großartige Flößerei auf der Saale und ihren Nebenflüssen verband, und durch eine glänzende Entwickelung des Bergbaues auf Silber, Kobalt, Steinkohlen und Salz, wofür zahlreiche Bergordnungen erlassen wurden, zu den ergiebigsten Einnahmequellen gemacht. Die kursächsische Münze war weit und breit wegen ihrer Solidität anerkannt. Um die Tuchmacherei zu heben, zog der Kurfürst gegen 20000 Niederländer ins Land, die auch die Baumwoll- (Schleier-) weberei neu einführten, und verbot die Wollausfuhr, wie er denn überhaupt sein Gebiet wirtschaftlich möglichst abzuschließen suchte. Für das Erzgebirge war die Erfindung der Spitzenklöppelei durch Barbara Uttmann in Annaberg (1561) eine große Wohlthat. Seine Handelspolitik hielt an den alten Vorrechten Leipzigs zäh fest und faßte sogar den kühnen Gedanken, mit dänischer Hilfe die Stadt zum Mittelpunkte des ergiebigen Pfefferhandels für ganz Ost- und Nord-

europa zu machen, was nur durch die spanische Eroberung Portugals im Jahre 1580 verhindert wurde.

So wurde Kursachsen der blühendste deutsche Staat, der auf 550 Quadratmeilen etwa anderthalb Millionen Einwohner zählte. Nimmt man nun hinzu, daß Kurfürst August einen für jene Zeit sehr beträchtlichen Staatsschatz ansammelte, daß er weiter seit Dezember 1555 Oberster des obersächsischen Kreises war und allgemein unter seinen Mitfürsten eines großen Ansehens genoß, so bleibt die Möglichkeit, ja die Pflicht für den Kurfürsten, an die Spitze der evangelischen Stände die protestantischen Interessen in großem Stile wahrzunehmen, nicht zweifelhaft.

Reichspolitik Augusts.

Kurfürst August hat weder die eine noch die andre Aufgabe gelöst. So hohe Einsicht er in volkswirtschaftlichen Fragen bewies, so sehr er durch seine Fürsorge in dieser Richtung den Namen „Vater August" sich verdiente, für großartige Gedanken war er unzugänglich; politisch und kirchlich beschränkt, sah er über das Interesse seines Hauses und seines engherzig gefaßten Bekenntnisses niemals hinaus und zeigte im Verfolgen seiner Ziele zuweilen eine rücksichtslose Härte und Rachsucht, die selbst in dieser Zeit ungewöhnlich waren. Der leitende Gedanke seiner ganzen Politik war die Furcht vor einer neuen Erhebung der mißhandelten Ernestiner. Sie drängte ihn zum engen Anschluß an das habsburgische Haus und bewog ihn, den Frieden im Reihe aufrecht zu erhalten, selbst mit Preisgebung der wichtigsten protestantischen Interessen. In dieselbe Richtung wies ihn seine Stellung zu der großen europäischen Politik, die durch seine Vermählung mit Anna von Dänemark, der Tochter Christians III., bestimmt war (1548). Denn der Gegensatz Dänemarks zu dem aufstrebenden Schweden zwang es, Anlehnung an Polen und Habsburg zu suchen (s. S. 32).

Theologische Spaltungen im deutschen Protestantismus.

Lehrgegensätze.

Wenn den deutschen Protestanten die einsichtsvolle Leitung zunächst fehlte, so wurden sie auch bald durch die Lehrstreitigkeiten ihrer Theologen in feindliche Parteien zerrissen. Sie knüpften sich an die Lehre von der Rechtfertigung, die schon Luthers Trennung von der römischen Kirche herbeigeführt, und die vom Abendmahl, die ihn von Zwingli und Calvin geschieden hatte. In Kursachsen selbst war unter des milden Melanchthon Einfluß in beiden eine weniger schroffe Auffassung zur Geltung gelangt; um so mehr hielten die Ernestiner mit ihrer Universität Jena und nicht minder die niederdeutschen Städte, die nicht nur Karl V., sondern auch dem Augsburger und Leipziger Interim zähen Widerstand entgegengesetzt hatten, am strengen, reinen Luthertume fest. Zu den heftigsten Auftritten kam es da in Bremen, wo Johann Tilemann (Heßhusius), um die persönliche Gegenwart Christi im Abendmahle zu retten, sogar die Allgegenwart des Leibes Christi predigte und alle, die nicht dieser buchstäblichen Auffassung anhingen, mit dem Kirchenbann bedrohte, bis endlich die erbitterte Bürgerschaft unter ihrem entschlossenen Bürgermeister Büren den Eiferer verjagte und, als dann die niedersächsischen Schwesterstädte, aufgehetzt von dem Ausgewiesenen, dem „ketzerischen" Bremen Freundschaft und Handelsverbindungen kündigten, mehr und mehr zum Calvinismus überging.

Im Herzogtum Preußen wirkten diese theologischen Kämpfe auch auf den Staat ein. Hier hatte der Nürnberger Osiander, zur Zeit des Interims aus seiner Vaterstadt verdrängt, im Widerspruch mit der Mehrzahl der Landesgeistlichen und der Universität Königsberg die strengste Richtung zur Geltung gebracht, deshalb auch viele Pfarrer ihres Amtes entsetzt. Als nun nach seinem Tode (1552) sein Schwiegersohn und Nachfolger, Johann Funcke, unterstützt von einem gewandten Schwindler, Paul

Skalich aus Agram, mehr und mehr Einfluß auch auf die Regierung gewann, die eingeborenen Räte verdrängte und die Vormundschaft über den spätgeborenen (1553) Sohn Albrechts, Albrecht Friedrich, in seine Hände zu bringen suchte, so erhoben sich schließlich die längst durch schwere Steuerlasten gereizten Stände, riefen die Entscheidung einer polnischen Kommission an und erreichten endlich die Hinrichtung Funckes und zweier andern als Landesverräter (Oktober 1566).

Weniger gewaltsam, aber doch ärgerlich genug, zeigte sich der Gegensatz in den sächsischen Landen. Hier trat an die Spitze der rechtgläubigen Lutheraner, die sich schließlich bis zu dem Satze verstiegen, daß die Erbsünde eine „Substanz der Seele" sei, Matthias Frankovich (Vlachovich) aus Albona in Istrien (geb. 1520), gewöhnlich Flacius Illyricus genannt, erst Professor in Wittenberg, später in Jena (seit 1557). Indem er Melanchthon in jener rohen und gehässigen Weise angriff, welche die theologischen Streitigkeiten dieser Zeit so sehr abstoßend macht, ihn als „Türken und Mameluken" bis in die tiefsten Tiefen der Hölle verfluchte, behauptete er in Jena jahrelang eine unumschränkte Herrschaft und bewirkte die Verhaftung oder Verjagung seiner Gegner, bis es denn endlich selbst dem weimarischen Hofe zu arg wurde. Dieser setzte ein landesfürstliches Konsistorium ein, dem künftig das Recht zum Kirchenbann allein zustehen sollte, und verwies mit dreißig Predigern auch Flacius des Landes (1561), der nach langen Irrfahrten bettelarm, aber ungebeugt, im Hospitale zu Frankfurt a. M. starb (1575).

Wenn die Unduldsamkeit der Theologen aller verständigen Erwägung ins Gesicht schlug, so bewiesen doch die evangelischen Reichsfürsten wenigstens anfangs ein größeres Maß von Toleranz und Einsicht, indem sie bei einer Zusammenkunft in Frankfurt a. M. sich jeder Verdammung von Calvins Abendmahlslehre enthielten (1558). Aber die theologischen Eiferer wirksam zu bändigen wußten sie doch nicht; unter ihrem unheilvollen Einfluß lehnte Johann Friedrich, der seinem gleichnamigen Vater im Jahre 1556 gefolgt war, auf dem Naumburger Fürstentage die Frankfurter Beschlüsse ab (Anfang 1561), und der widerwärtige Streit tobte immer weiter in zunehmender Leidenschaft.

Melanchthons Tod.

Unter den niederbeugenden Eindrücken dieser traurigen Kämpfe befreite ein sanfter Tod Melanchthon von aller Feindschaft (19. April 1560). „O daß ich erlöst würde von dem ungeheuren und unversöhnlichen Hasse der Theologen!" hatte er kurz vor seinem Ende geseufzt, und sein letztes Gebet war: „Daß doch die Kirche einträchtig bliebe."

Eindringen des Calvinismus in Südwestdeutschland.

Es wurde nicht erhört. Denn wenige Jahre nach seinem Tode faßte der Calvinismus festen Fuß in der Kurpfalz und vermehrte die Zerklüftung des evangelischen Deutschland. In der Kurpfalz wurde, obwohl schon Friedrich II. (1544—56) sich im ganzen genommen der neuen Lehre angeschlossen hatte, doch erst durch seinen Nachfolger und Neffen Otto Heinrich (1556—59) die lutherische Kirchenordnung folgerichtig durchgeführt. Mit seinem Tode kam die Linie Pfalz-Simmern in der Person Friedrichs III. (1559—76) zur Regierung. Unter harten Kämpfen mit seinem strenggläubigen Vater zu herzlicher Überzeugung von der Wahrheit der evangelischen Lehre durchgedrungen, bewahrte doch dieser treffliche, gebildete und pflichtgetreue Fürst sich einen weiteren Blick als die Mehrzahl seiner Mitfürsten, hielt stets die allgemeinen protestantischen Interessen im Auge, sandte deshalb seine Söhne Johann Kasimir und Christoph den Niederländern zu Hilfe und nahm niederländische Flüchtlinge beim Kloster Frankenthal auf.

Glänzend entwickelte sich unter ihm die Universität Heidelberg. Aber eben weil seinem milden und weitherzigen Sinn die Betonung der Gegensätze zwischen den evangelischen Bekenntnissen widerstrebte, so geriet er in immer schärferen Gegensatz mit

dem Heidelberger Professor und Superintendenten Johann Tilemann (Heßhusius, s. S. 86), der alle Welt, soweit sie nicht mit seiner Auffassung vom Abendmahl übereinstimmte, von der Kanzel herab verketzerte und verfluchte. Als nun vollends Friedrichs Schwiegervater, Johann Friedrich von Sachsen-Weimar, die eigne Frau ihm entfremdete und ihn selbst mit aufdringlichen Bekehrungsversuchen behelligte, da entließ der Kurfürst den Eiferer Tilemann (August 1560), und angewidert von der Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit dieser beschränkten Lutheraner, neigte er, wie auch seine Universität, sich mehr und mehr dem Calvinismus zu. Die Veröffentlichung des Heidelberger Katechismus (1563) und die Einführung einer calvinischen Kirchenordnung bezeichnete den Übergang des Landes zum reformierten Bekenntnis. Wahre Duldsamkeit freilich lag so wenig im Charakter der Zeit, daß auch Heidelberg wie Genf unter Calvin das Schauspiel eines protestantischen Ketzergerichts erlebte, dem Johann Sylvanus aus Ladenburg wegen antitrinitarischer Lehren (s. S. 12) zum Opfer fiel (Dezember 1572), während seinem gleichen Irrtums beschuldigten Genossen Adam Neuser die Flucht nach Siebenbürgen und der Türkei gelang, wo er schließlich zum Islam übertrat. Die Lutheraner triumphierten: so bewähre sich der Calvinismus als der erste Schritt zur Hölle.

Staat und Kirche in Württemberg.

Wenigstens die Spaltungen im deutschen Protestantismus erweiterte er. Denn nicht einmal in allen Landschaften des vielgeteilten pfälzischen Hauses drang er durch. Die Oberpfalz hielt der Statthalter, Kurprinz Ludwig, zum Kummer des Vaters fest bei der Augsburgischen Konfession, und nicht minder blieb ihr das kleine Pfalz-Neuburg treu. Vollends das übrige Süddeutschland verschloß sich dem Calvinismus. In Württemberg wurde eben damals durch Vereinbarung zwischen den Städten („Landschaft") und den lutherischen Prälaten die neue „Landesordnung" geschaffen, nach der die Stände die herzoglichen Schulden übernahmen. Im Zusammenhange damit bestätigte Herzog Christoph (1550—68) die lutherische Konfession und Kirchenordnung des Landes „zu ewigen Zeiten" (1565). Seitdem stellte Württemberg das merkwürdige Bild eines folgerichtig aufgebauten fürstlich-ständischen Doppelstaats dar. Der Herzog war auf die Verwaltung seines allerdings sehr umfänglichen Kammergutes beschränkt, hier aber herrschte er als Grundherr absolut. Dafür hatte der aus den Vertretern der Städte und den Prälaten bestehende Landtag die völlig selbständige Verwaltung der von ihm bewilligten Steuern durch einen „Landesausschuß" und die ständische „Steuerkasse". Die lutherische Landeskirche behauptete das reiche Kirchengut fast unverkürzt. An ihrer Spitze stand die „Visitation" (Oberkirchenrat), unter ihr vier Superintendenten, die zweimal jährlich mit der „Visitation" zur Synode zusammentraten. Eng miteinander verbündete Geschlechter von Theologen („Helfern") und städtischen Beamten („Schreibern") beherrschten Kirche und Staat. Der Adel hatte keinen Teil an beiden, da er reichsunmittelbar geworden war.

Vereinzelung der Kurpfalz.

Unter diesen Umständen blieb die Kurpfalz gänzlich vereinzelt, ja sie lief Gefahr, von den Wohlthaten des Religionsfriedens ausgeschlossen zu werden, der ja nur den Lutheranern galt! In der That trat diese Absicht auf dem ersten Reichstage, den Maximilian II. zu Augsburg im Jahre 1566 abhielt, deutlich hervor. Doch das wenigstens blieb den Protestanten erspart. Denn die glänzende Verteidigung seines Glaubens durch Kurfürst Friedrich riß selbst diese verhärteten Gemüter so hin, daß August von Sachsen ihm zurief: „Fritz, du bist besser als wir alle!" und die Pläne der Unduldsameren hinderte.

Er hatte freilich auch persönlich die dringendste Ursache dazu. Denn die Ernestiner rüsteten sich mit Unterstützung des unzufriedenen Adels, ihre Stellung wieder zu erobern und bereits waren die nordischen Mächte aufeinander gestoßen.

Die Grumbachschen Händel.

Wilhelm von Grumbach und Johann Friedrich von Gotha.

Den vielfach in Deutschland aufgehäuften Zündstoff in Brand zu setzen, unternahm der Reichsritter Wilhelm von Grumbach (geb. 1503). Reich begütert in Franken und Lehnsmann des Stifts Würzburg, hatte Grumbach gegen große Versprechungen die Wahl Melchior Zobels zum Bischof nachdrücklich und erfolgreich gefördert. Da indessen der neue Bischof seine Verheißungen nicht erfüllte, so benutzte der Ritter einen Streit, in den Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, dessen Statthalter er damals war, sich mit Würzburg verwickelte, um den Bischof zur Verwandlung seiner Lehnsgüter in Erbgüter und zur Abtretung des Klosters Marienborn zu zwingen. Kurz darauf entriß jedoch die Acht, die den friedensbrecherischen Markgrafen mit seinen Genossen traf (1553), dem Reichsritter alles Gewonnene, ja er sah seine Güter selbst der Verwüstung preisgegeben und die Entscheidung des Reichskammergerichts, die dem Bischof die Wiedererstattung des Genommenen auflegte, von diesem mißachtet. Da dachte sich der Erzürnte in gut mittelalterlicher Weise selber zu helfen, den Bischof in seine Gewalt zu bringen. Doch die von ihm gedungenen Leute schossen unweit Würzburg den Bischof vom Pferde, statt ihn gefangen zu nehmen (15. April 1558), und verschlimmerten dadurch Grumbachs Sache, statt ihr zu nützen. Um sich zu retten, flüchtete er nach Frankreich und trat in die Dienste Heinrichs II., der damals noch im Kriege mit Spanien war. Und da nun wieder die Ernestiner für ihre Wiederherstellungspläne an Frankreich Rückhalt suchten, so geriet Grumbach damals in Beziehungen zu Johann Friedrich (dem „Mittleren"), in dessen erregbarer und durch das Unglück seines Hauses verdüsterter Seele jener Gedanke am lebendigsten war. Die abenteuerlichsten Pläne berauschten beide und den herzoglichen Kanzler Christian Brück. Mit Hilfe einer allgemeinen Erhebung, zunächst des fränkischen Adels, dachte Grumbach das verhaßte Fürstentum zu erschüttern und seinem Gönner den sächsischen Kurhut, wenn nicht gar die Kaiserkrone zu erobern. Unterstützt von einem Gauner, Hans Tausendschön, der Engelserscheinungen zu haben behauptete, verstrickte er den Herzog immer tiefer in seine Entwürfe; nach allen Seiten bis nach Frankreich und Schweden liefen die Fäden ihrer geheimen Verbindungen (vgl. S. 32).

Der Gothaische Krieg.

Der erste Schlag glückte. Von ernestinischem Gebiete aus wurde am 4. Oktober 1563 Würzburg überfallen, die bischöfliche Regierung zur Bewilligung aller Forderungen Grumbachs genötigt. Doch den Landfriedensbrecher traf auf der Stelle die Reichsacht, und drohend forderte Kaiser Ferdinand I. den Herzog auf, dem Geächteten den bisher gewährten Schutz zu entziehen. Es war umsonst. Der bethörte Fürst zog sich in das feste Gotha zurück, spann weiter an seinen Herrschaftsträumen und verfiel so endlich ebenfalls der Reichsacht (Dezember 1566). Ihre Vollziehung wurde dem Fürsten, den die Pläne des Ernestiners am meisten bedroht hatten, übertragen, dem Kurfürsten August, dem Hauptmann des obersächsischen Kreises. Mit 48000 Mann erschien er im Januar 1567 vor Gotha. Wohl hielt die Stadt mit dem Grimmenstein, von starker Besatzung und zahlreichem Adel verteidigt, die Belagerung den Winter über aus; als jedoch die Hoffnungen auf Entsatz und die Geldmittel schwanden, da meuterten Söldner und Bürger, nahmen Grumbach gefangen und erzwangen die Übergabe, die auf Gnade und Ungnade erfolgen mußte (13. April 1567). Die Stadt huldigte dem Herzog Johann Wilhelm, dem jüngeren Bruder Johann Friedrichs, der sich an den Kaiser angeschlossen hatte, um seinem Hause das Erbe zu retten. Die Festungswerke von Gotha und der Grimmenstein wurden geschleift, Grumbach und Brück, nachdem ihnen die Folter die umfassendsten Geständnisse abgenötigt hatte, auf dem Markte

zu Gotha lebendig geviertteilt, mehrere andre enthauptet. Johann Friedrich wurde nach Wiener Neustadt abgeführt und blieb bis an sein Ende in Haft, die seine Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz, seit 1572 in hingebender Treue mit ihm teilte. Ihren Tod (8. Februar 1594) überlebte der Gefangene nur wenig über ein Jahr (gest. 9. Mai 1595). Seine Söhne Johann Kasimir und Johann Ernst erhielten allerdings 1570 das väterliche Erbe teilweise zurück, aber zum Ersatz für die Kriegskosten war schon 1567 ein ansehnlicher Teil desselben an Kurfürst August verpfändet worden, der dann im Jahre 1660 als Neustädter Kreis endgültig an Kursachsen überging und erst 1815 an Weimar zurückgefallen ist.

Der Ausgang der Grumbachschen Händel war ein Sieg des Fürstentums über die letzte Erhebung des deutschen Adels und des mittelalterlichen Fehdewesens, zugleich die Befestigung der sächsisch-albertinischen Macht. Doch er wirkte besonders in letzter Beziehung nicht versöhnend, sondern nur verbitternd und hielt zugleich den theologischen Gegensatz wach, der zwischen Wittenberg und Jena bestand.

Der Türkenkrieg in Ungarn.

Deutsche Aussichten.

Es gab nur ein Mittel, um die Nation, die in faulem Frieden und in kleinlichen Händeln zu verkommen drohte, aus diesem Elend herauszureißen: einen großen auswärtigen Krieg, der sie zwang, sich zu einigen und ihre inneren Händel zu vergessen. Und ein solcher war schon da; Sultan Soliman erhob sich zu seinem sechsten und letzten Heereszuge nach Ungarn, als Sigismund Zapolya die türkische Unterstützung gegen die Habsburger nachsuchte. Dem gegenüber bewilligte der Reichstag von Augsburg im April 1566 eine sehr ausgiebige Hilfe auf drei Jahre, indem er dabei dem Kaiser die Forderung stellte, Ungarn dem Deutschen Reiche einzuverleiben, damit es, wie es von diesem unterstützt werde, auch seine Lasten und Gefahren teile. Wenn Maximilian II. den großen Augenblick zu benutzen verstand, dann konnte er den Deutschen die zukunftreiche Bahn nach dem Südosten eröffnen, ihre kriegerische Kraft und den Überschuß ihrer Bevölkerung zu gemeinsamen Erfolgen zusammenfassen. An Mitteln fehlte es ihm gar nicht. Das Reich stellte ihm 48000 Mann, seine Erblande und Böhmen 10000, an der kroatischen Grenze standen unter seinem Bruder Erzherzog Karl von Steiermark 12000 Mann, eben so viele unter Lazarus Schwendi in Oberungarn, so daß sich, die ungarischen Streitkräfte hinzugerechnet, 80000 Mann zu Fuß und 25000 Reiter in Ungarn sammelten. Ein einziger großer Sieg, und diese gewaltigen Massen ergossen sich über Bosnien und Serbien, die nur des Befreiers harrten.

Zrinyi in Sziget.

Aber zu solchen Dingen fehlte dem Kaiser, wenn nicht die Einsicht, so doch die Thatkraft. Schon standen seine Truppen bei Komorn und gingen dann bis Raab vor, als der Sultan am 7. August mit 90000 Mann Sziget umschloß, das der tapfere Niklas Zrinyi, einer der bedeutendsten Landherren Kroatiens und bewährt im kleinen Kriege, heldenmütig verteidigte. Noch vor der Entscheidung raffte in der Nacht vom 5. zum 6. September der Tod den greisen Sultan hin, doch sein Großwesir hielt die Kunde geheim, bis alles zum letzten Sturme fertig war. Die Verteidiger warteten ihn nicht ab, in todesmutigem Ausfall gingen sie den Türken entgegen, um sich unter den Leichen ihrer Feinde und den Trümmern des gesprengten Schlosses zu begraben (8. September). Der Wesir gönnte der Leiche Zrinys ein ehrenvolles Begräbnis, den Sieg zu verfolgen wagte er nicht, er führte das Heer zurück. Müßig hatte Maximilian dem Todeskampfe Szigets zugesehen, auch den Abzug des Feindes störte er nicht, und mißmutig löste das christliche Heer sich auf, ohne den Gegner auch

nur erblickt zu haben. Schließlich beendigte den unrühmlichen Krieg ein unrühmlicher Friede auf acht Jahre, der die Besitzverhältnisse in Ungarn bestehen ließ und dem Sultan ein jährliches „Ehrengeschenk", thatsächlich einen Tribut, von 30000 Dukaten gewährte (17. Februar 1568). Mit Zapolya kam erst im Jahre 1570 ein geheimes Abkommen zustande, in dem dieser gegen Verzicht auf die ungarische Krone als Fürst von Siebenbürgen und Oberungarn anerkannt, für den Fall seines kinderlosen Todes den Ständen die Freiheit der Wahl verbürgt wurde. Schon im nächsten Jahre wurde sein Nachfolger der tüchtige Stephan Bathory (25. Mai 1571). Doch Deutschlands glänzende Aussichten waren verspielt, und daheim wuchs die Entzweiung.

Sieg der lutherischen Rechtgläubigkeit in Kursachsen.

Der Sturz der Krypto-calvinisten.

Auch in Kursachsen nämlich gelangte um diese Zeit das „reine Luthertum" zur Alleinherrschaft. Kurfürst August, persönlich ohne wirkliche theologische Einsicht, aber doch so eifrig lutherisch, daß er einmal äußerte, wenn er unbewußt eine calvinische Ader im Leibe habe, so wünsche er, daß der Teufel sie ihm ausreiße, hatte lange Zeit sich überzeugt gehalten, daß die in seinem Lande herrschende Lehre Melanchthons in allen Punkten mit der Luthers übereinstimmte, deshalb auch „Melanchthonisten" oder „Philippisten" um sich gehabt, wie den Geheimen Rat Cracov, den Leibarzt Dr. Peucer, den Hofprediger Sagittarius (Schütz) und den Superintendenten Stößel in Pirna. Zu ihrem Unglück traten diese „Kryptocalvinisten", wie sie von ihren Gegnern geschmäht wurden, nicht duldsamer auf als die andern, ließen vielmehr von sämtlichen kursächsischen Geistlichen eine Glaubensformel, den Consensus Dresdensis vom Oktober 1571, unterschreiben, die sich dem calvinischen Lehrbegriff sehr näherte, und dehnten diese Maßregel sogar auch auf ernestinische Gebiete aus, als Kurfürst August die Vormundschaft über die Kinder Johann Wilhelms von Weimar übernahm (1573); ja hier wurden etwa hundert Pfarrer, die sich der Unterzeichnung weigerten, ihres Amtes entsetzt. Dadurch allzu sicher gemacht, ließen die Melanchthonisten im Jahre 1574 eine „Erläuterung der Lehre vom Abendmahl" (Explicatio perspicua de coena domini) erscheinen, die entschieden calvinistisch war, und bemühten sich, den Einfluß der wirklich lutherischen Umgebung des Kurfürsten, vor allem den seiner Gemahlin, zu brechen. Indes das Gegenteil trat ein. Durch jene „Erläuterung" stutzig gemacht, ließ der Kurfürst eine Untersuchung anstellen, und diese ergab nicht nur, daß das Schriftstück von den Philippisten herrühre, sondern auch, daß diese wirklich die Absicht gehabt hatten, dem Calvinismus in Kursachsen zur Herrschaft zu verhelfen. Die Wut des hintergangenen Kurfürsten überstieg alle Grenzen. Er ließ die Führer der Kryptocalvinisten verhaften (April 1574) und verfuhr, die milderen Vorschläge des Landtagsausschusses in Torgau (Mai) beiseite schiebend, mit rachsüchtiger Willkür, in der ihn Anna nur bestärkte. Cracov wurde mehrfach gefoltert und starb in einem elenden Kerker der Leipziger Pleißenburg (17. März 1575), der Superintendent Stößel folgte ihm, von seinem treuen Weibe bis in den Tod begleitet, ein Jahr später, während Peucer erst nach dem Ableben der Kurfürstin, Schütz nach dem des Kurfürsten freigelassen wurde (1586).

Der Kampf um die „Freistellung".

Wie hätte da nun August mit der calvinischen Pfalz Hand in Hand gehen mögen! Schneidend trat der hoffnungslose Zwiespalt der Evangelischen bei den letzten Reichsverhandlungen Maximilians II. hervor. Die Pfalz wollte den Kurfürstentag im Oktober 1575, der über eine neue Türkensteuer und die Wahl Rudolfs II. zum Nachfolger beraten sollte, benutzen, um die sogenannte Deklaration Ferdinands I. zum

46. Ungarische Rüstung aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (Museum zu Zarskoje Selo).

Die Rüstung besteht aus breiten, eisernen Bändern, die scheinbar durch Bronzenägel aufeinander genietet sind. In Wirklichkeit sind sie aber einzeln auf einem Unterpanzer aus Büffelleder befestigt, so daß der Panzer den Bewegungen des Reiters viel mehr nachgibt, als dies bei den gewöhnlichen, aus einem Stück gefertigten Rüstungen der Fall ist. Am Helm befindet sich, ähnlich wie bei den Cirkassierhelmen, ein Nackenschutz, der aus neun auch beweglichen Teilen besteht.

Religionsfrieden (s. Bd. V, S. 399) in die neue Wahlkapitulation aufnehmen zu lassen, damit also die protestantischen Unterthanen katholischer Bischöfe vor jedem Glaubenszwange zu schützen. Dagegen hielten die geistlichen Kurfürsten unter Führung des päpstlichen Legaten Morone fest zusammen, und da auch Kurfürst August sich gegen die pfälzischen Anträge erklärte, so wurde die Türkensteuer wie die Wahl Rudolfs II. ohne Bedingung bewilligt. Als dann im Jahre 1576 der Reichstag wieder zusammentrat, stellte die Pfalz den entscheidenden Antrag auf die Freistellung des Bekenntnisses in den Stiftslanden. Selbst damals wäre dadurch der völlige Sieg des Protestantismus noch gesichert worden, denn die Fortdauer des Katholizismus in Deutschland hing nach dem eignen Geständnis des Legaten Minucci lediglich an der Fortdauer der Bistümer, und die geforderte Freistellung wäre durchgesetzt worden, selbst gegen den eifrigen Widerspruch der Grafen und Herren, die daraus eine Verstärkung der Fürstengewalt fürchteten, wäre Kursachsen nicht abermals der gemeinsamen Sache untreu geworden. Der günstige Augenblick ging vorüber, um niemals wiederzukehren.

Tod Maximilians II.

Auf demselben Reichstage verschied Kaiser Maximilian II. am 11. Oktober 1576, des Lebens satt. Keine von den Hoffnungen, mit denen man ihn begrüßt hatte, war in Erfüllung gegangen. Die Türken waren unbesiegt, und feindseliger als je standen sich im Reiche die Parteien gegenüber. Da kam das schwarze Verhängnis langsam heran.

47. Medaille mit dem Bildnis Kaiser Maximilians II.
(k. k. Münz- und Antikenkabinett zu Wien).

Der Beginn der katholischen Reaktion unter Rudolf II.

Die Gegenreformation in den Stiftslanden und die Konkordienformel.

Anschluß Maximilians II. an Spanien.

Schon in den letzten Jahren Maximilians II. hatte sich eine verhängnisvolle Wendung in der habsburgischen Politik vorbereitet. Wenn die Spaltung innerhalb des deutschen Protestantismus den Kaiser vom offenen Übertritt zur neuen Lehre

48. Johannes Kepler.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

abgeschreckt hatte, so drängte ihn der Vorteil seines Hauses geradezu zum Anschluß an Spanien, dessen übermächtiger Einfluß schon einmal unter Karl V. für Deutschland verhängnisvoll gewesen war. Denn nach Don Carlos' Tode (s. Bd. V, S. 568) eröffnete sich für den ältesten Sohn Maximilians, den Erzherzog Rudolf (geb. 18. Juli 1552), die Aussicht auf den spanischen Thron, wie er denn schon 1563 zur Erziehung nach Spanien gesandt worden war; denselben Weg ging dann sein jüngerer Bruder Erz-

herzog Albrecht, der später Statthalter der Niederlande wurde (s. Bd. V, S. 697). So erneuerte sich allmählich die unselige Verbindung der deutschen Habsburger mit Spanien, und auch Maximilian II. erlag dem alten Fluche seines Hauses, daß ihm im entscheidenden Augenblick die Vorteile seiner Familie mehr galten als die wichtigsten Interessen der Nation.

Rudolf II.

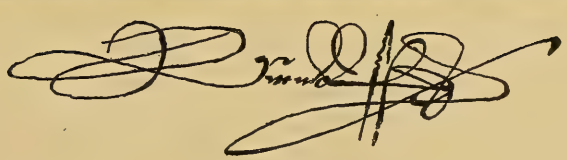
Das erste, was man an seinem Nachfolger Rudolf II. (1576—1612) bemerken wollte, war, daß er die protestantischen Räte seines Vaters beiseite setzte.

Und doch hat dieser unglückliche Fürst viel mehr gesündigt durch das, was er geschehen ließ, als durch das, was er that. Denn trotz seiner spanischen Erziehung war er durchaus nicht spanisch gesinnt und, wenngleich gut katholisch, doch eigentlichem Fanatismus fern. Voll kaiserlichen Selbstbewußtseins wollte er weder dem König von Spanien das begehrte Reichsvikariat über Italien zugestehen noch sich die päpstliche Bestätigung seiner Würde gefallen lassen oder etwas von seinen landesherrlichen Rechten über die Kirche seiner Erblande preisgeben. Er wollte vielmehr, ähnlich dem Vater, eine vermittelnde Stellung im Reiche einnehmen, sein Ansehen nach außen hin behaupten, das zerspaltene Abendland womöglich zu einem Türkenkriege vereinigen. Doch zur Lösung so schwieriger Aufgaben fehlte ihm zwar nicht die Einsicht, wohl aber die Kraft. Voll wissenschaftlichen und künstlerischen Interesses war er allerdings. Man rühmte seine ausgebreitete Sprachkenntnis; zwei der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit, Tycho de Brahe und Johann Kepler, hatte er in seinem Dienst, freilich vielleicht auch ihrer astrologischen Künste wegen, und eifrig spürte er den Geheimnissen der Alchimie nach. In mehreren Sälen des Prager Hradschin stellte er ein großes ethnographisches und zoologisches Museum auf; eine schöne Bibliothek, ein bedeutendes Antikenkabinett und eine reiche Gemäldesammlung brachte er zu stande, er beschäftigte Maler, Kupferstecher und Mosaikarbeiter und förderte das Kunst- und Gewerbeleben der böhmischen Hauptstadt wie des böhmischen Landes so bedeutend, wie kein Herrscher seit Karls IV. Tagen. Auch Bergbau und Goldwäscherei und vor allem die böhmische Glasindustrie pflegte er emsig, der Schiffahrt und dem Straßenbau widmete er verständige Fürsorge.

Aber jene Lieblingsbeschäftigungen, die einem Herrscher doch immer nur Nebensache sein sollen, nahmen ihn allzu einseitig in Anspruch und verstärkten noch seine Neigung zu menschenscheuer Zurückgezogenheit, die ihre Wurzel in einer ererbten, schon seit etwa 1580 hervortretenden krankhaften Schwermut hatte. Außerhalb seiner Hofburg sah man den Kaiser mit den hellleuchtenden Augen unter buschigen Brauen, die nur die gesenkte Haltung des Hauptes beinahe stets verdeckte, so gut wie niemals. Er haßte die Regierungsgeschäfte und den Umgang mit Menschen. Audienzen erteilte er nur ganz selten und ungern, Bittschreiben nahm er nur entgegen, wenn er am Morgen die herrlichen Rosse seines Marstalles besuchte, obwohl er von Herzen leutselig und gütig war. Denn ihm fehlte jederzeit die Kraft des Entschlusses, und doch war er wieder eifersüchtig auf seine Macht und hinderte, ohne jemals etwas selbst zu thun, doch häufig durch mürrisches Dreinreden den Gang der Dinge. So fiel naturgemäß alles seinen Ministern und Untergebenen anheim. Unter ihnen waren der Oberstkämmerer Wolfgang von Rumpf und der Oberhofmarschall Paul von Trautsohn die bedeutendsten, beide gut katholisch, aber Männer, die eine gemäßigte Richtung behaupten wollten.

Die Jesuiten in Deutschland.

Unter einem solchen Fürsten hatte die Partei gewonnenes Spiel, die am entschiedensten und rücksichtslosesten vorging. Und das war die katholische, denn mit einer gewaltigen organisierten Macht verband sie das unerschütterliche Bewußtsein des besseren Rechts. Auch in Deutschland wurde ihr schneidigstes Werkzeug der Jesuitenorden.



49. Kaiser Rudolf II.

Nach einem Gemälde von J. Heinz in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Seit dem Jahre 1552 bestand ein Collegium germanicum zur Heranbildung deutscher Jünglinge in Rom. Im Jahre 1556 gründete der Orden seine Ansiedelungen in Köln und Ingolstadt, 1559 in München, 1563 in Dillingen, 1575 in Heiligenstadt,

1587 in Münster u. s. w. Überall entstanden stattliche Kollegien, bald fiel die Erziehung in Familien der vornehmen Stände ganz in ihre Hände, und in den weitesten Kreisen wirkten sie durch Missionspredigten. Und deutlich konnte man es verfolgen, daß, sobald ihre Zöglinge in die höheren Ämter eingerückt waren, die Gegenreformation ihr Werk begann.

Die Gegenreformation in den geistlichen Fürstentümern.

Zuerst geschah dies in den geistlichen Fürstentümern. Das Vorgehen war überall dasselbe. Zunächst wurden die protestantischen Geistlichen und Lehrer ausgewiesen, an ihre Stelle tüchtige Männer strengkatholischer Richtung berufen und die Kirchen dem römischen Kultus zurückgegeben. Den Gemeindemitgliedern blieb dann nur die Wahl zwischen Auswanderung und Übertritt. Für die gebildete Jugend wurden Jesuitenkollegien oder andre höhere katholische Anstalten gegründet, und auch die Ämter allmählich ausschließlich mit Katholiken besetzt. Soviel dabei auch unter Umständen Gewalt angewendet wurde, es beruhte doch auch viel auf Überredung und Überzeugung, und oft hat diese Reaktion unhaltbar gewordenen, schwankenden Zuständen ein Ende gemacht, freilich auch oft genug eine natürliche Entwickelung abgeschnitten und das sittliche Leben des Volkes auf lange hinaus verwüstet. Den Anfang machte Ostern 1573 der Fürst-Abt Balthasar von Fulda (1570—1606), ihm folgte der Erzbischof von Mainz im thüringischen Eichsfelde, der von Trier in Wetzlar, die Bischöfe von Hildesheim und Bamberg, deren Stiftsgebiete fast ganz protestantisch waren. In Würzburg wurde der Wiederhersteller der römischen Kirche der thatkräftige Bischof Julius Echter von Mespelbrunn (1573 — 1617), der auch die schon seit 1561 bestehende Jesuitenschule 1582 in eine Universität verwandelte und daraus bald die Hochburg des Katholizismus für das ganze südwestliche Deutschland machte. In Paderborn gründete Bischof Salentin von Isenburg (1574—1577) zu gleichem Zwecke das nach ihm genannte Gymnasium Salentinianum, und 1580 zogen die Jesuiten ein. In Münster, wo der heftige Zwiespalt im Domkapitel seit 1574 jede Neuwahl hinderte, übertrug endlich Papst Gregor XIII. dem katholischen Herzog von Kleve vorläufig die Verwaltung, der nun im Mai 1580 die Stadt militärisch besetzte, da die Mehrheit des Domkapitels und der Bürgerschaft, auf die Niederländer gestützt, widerstrebten. In den klevischen Landen selbst hatte der Herzog mit Hilfe des päpstlichen Nuntius Kaspar Gropper zwar seit 1574 den öffentlichen evangelischen Kultus unterdrückt, aber die Organisation der protestantischen Kirchen so wenig zerstören können, daß der Adel und die Städte der Grafschaft Mark sich 1577 auf dem Landtage von Essen förmlich auf die Augsburger Konfession verpflichteten, und der bergische Landtag von Duisburg 1580 dem Herzog das Versprechen abnötigte, jeden Gewissenszwang vermeiden zu wollen.

Die Konkordienformel.

Die immer weiter gehende Zerklüftung unter den deutschen Protestanten kam der Gegenreformation zu Hilfe. „Ihr Krieg ist unser Friede“, so jubelten die Katholiken. Zunächst gelangte in Kursachsen das „reine Luthertum“ zu vollständiger Herrschaft. Am 28. Mai 1577 brachte das „Triumvirat“ Andreä, Selneccer und Chemnitz im Kloster Bergen bei Magdeburg die sogenannte Konkordienformel zustande, als Inbegriff der reinen Lehre Luthers. Allerorten legte dann eine kurfürstliche Kommission den Geistlichen die Schrift zur Unterzeichnung vor, und auch von denen, die ihr innerlich widerstrebten, fügten sich die meisten dem harten Zwange, um nicht ins Elend wandern zu müssen. Ein weitverbreitetes Lied legte damals den geängstigten Pfarrfrauen das bezeichnende Verschen in den Mund:

„Schreibet, lieber Herre, schreibt,
Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt.“

Auch Brandenburg, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, Württemberg und die meisten Reichsstädte nahmen die Formel an. Doch da sie mit ihrer schroffen Betonung lutherischer Rechtgläubigkeit den Zwiespalt zwischen den Evangelischen nur vermehren mußte, so versuchte Johann Kasimir von der Pfalz auf einer Versammlung in Frankfurt a. M. (September 1577), alle Protestanten zu gemeinsamer Abwehr der rasch anschwellenden Reaktion zu vereinigen. Aber obwohl außer vielen Deutschen sich auch Abgeordnete aus England, den Niederlanden, Frankreich, Polen und Ungarn hier einfanden, so fanden doch der Aufruf und die Gesandtschaft, die in diesem Sinne auf die evangelischen Fürsten Deutschlands wirken sollten, bei den meisten nur taube Ohren. Ebensowenig gelang es freilich, alle lutherischen Reichsstände auf die Konkordienformel zu vereinigen, da sie den einen zu schroff, den andern wohl gar zu „mild und flatterig" war. Trotzdem wurde sie am fünfzigsten Jahrestage der Übergabe der Augsburger Konfession am 25. Juni 1580 in Dresden veröffentlicht, mit den Unterschriften von 86 evangelisch-lutherischen Reichsständen versehen.

Ausbreitung des Calvinismus.

Doch ihren Namen hat diese „Eintrachtsformel" sich nicht verdient. Wenn sie nicht einmal bei den Lutheranern allgemeine Anerkennung fand, so warf sie den Calvinisten geradezu den Fehdehandschuh hin und machte somit jede Verständigung zwischen der Kurpfalz und Sachsen über eine gemeinsame Vertretung der evangelischen Sache vollends unmöglich. Im Jahre 1576 hatte es allerdings geschienen, als ob auch die Kurpfalz wieder zum Luthertume zurückkehren werde. Denn nach dem Tode Friedrichs III. begann sein Sohn Ludwig VI. (1576—1583) eifrig und rücksichtslos die Zerstörung der calvinischen Kirchenordnung des Vaters, entließ oder verbannte sogar die meisten Mitglieder des Kirchenrates, stellte in den Hauptkirchen den lutherischen Gottesdienst wieder her, entsetzte die Prediger und Professoren, die am Calvinismus festhielten, und berief streng lutherische Theologen aus Württemberg und Sachsen nach Heidelberg, schloß sich auch im Jahre 1580 der Konkordienformel an. Sein frühzeitiger Tod (1583) jedoch verhinderte nicht nur die Weiterführung des Begonnenen, sondern brachte sogar einen vollständigen Umschwung. Denn für seinen erst neunjährigen Sohn Friedrich IV. übernahm der Oheim Johann Kasimir, ein eifriger Calvinist, die Regentschaft (1583 — 1592), und dieser stellte sofort die calvinische Kirchenordnung Friedrichs III. wieder her. Außerhalb der Kurpfalz blieb die Ausbreitung des Calvinismus freilich eine sehr beschränkte; im Jahre 1588 trat Pfalz-Zweibrücken, 1596 Anhalt-Bernburg, 1599 Baden-Durlach über. In Hessen-Kassel, dem bedeutendsten der drei Teilfürstentümer (Kassel, Marburg, Darmstadt), in die nach dem Tode Philipps des Großmütigen 1567 das ansehnliche Gebiet seines Hauses zerfallen war, siegte unter dem trefflichen Landgrafen Moritz (1592—1631) eine vermittelnde, dem reformierten Bekenntnis zuneigende Richtung, während Darmstadt streng lutherisch blieb und sich der älteren Linie durch den Streit um die 1604 erledigte Marburger Erbschaft noch mehr entfremdete. So war die Einigkeit der deutschen Protestanten vollkommen zerstört. Die eifrigen Lutheraner standen eben innerlich den Katholiken näher als den Calvinisten, die sie kaum als Glaubensgenossen anerkannten und wegen ihrer nüchtern-verstandesmäßigen Auffassung der Abendmahlslehre geradezu als Sakramentsschänder (daher das kursächsische Schimpfwort Sakermenter) betrachteten und haßten. Außerdem bestand der denkbar schärfste Gegensatz zwischen der monarchischen Verfassung der lutherischen Landeskirchen und den demokratisch-republikanischen Formen des calvinischen Gemeindelebens.

Die Katholisierung des Reichstages.

Die Zusammensetzung des Reichstages.

Da konnte es nicht fehlen, daß die katholische Partei sich allmählich in den unbestrittenen Besitz der Reichsgewalt setzte und sie dann rücksichtslos in ihrem Sinne brauchte. Dafür lagen die Verhältnisse günstig genug. Denn das Kaisertum war katholisch, das Reichskammergericht allerdings zum Teil von Protestanten gebildet, aber neben ihm griff weiter und weiter die Wirksamkeit des kaiserlichen Reichshofrates um sich, d. h. des auch nach Errichtung jener ständischen Behörde fortbestehenden speziell kaiserlichen Gerichts, das zugleich dem Kaiser als beratende Behörde für alle Reichssachen zur Seite stand und in seinen Erblanden überhaupt die höchste Gerichtsbarkeit ausübte (s. S. 79 f). Seine Mitglieder wurden demnach allein vom Kaiser ernannt und waren damals alle katholisch. Von den drei Reichstagskollegien (s. Bd. V. S. 156) hielten sich in dem wichtigsten, dem kurfürstlichen, Protestanten und Katholiken die Wage, denn Böhmen übte sein Recht nicht aus, weil der König von Böhmen zugleich der Kaiser war. Im Fürstenkollegium war die Mehrheit evangelisch, solange die protestantischen Administratoren Sitz und Stimme behaupteten, unter den Reichsstädten gab es nur wenige katholische. Die Entscheidung über die Frage, ob am Reichstage eine katholische oder eine protestantische Mehrheit zur Geltung komme, lag also in der Gestaltung des Fürstenrates. Diese Frage rechtlich zu lösen erschien unmöglich, denn eben über die protestantisch gewordenen Stiftslande gab es dank den unlösbaren Widersprüchen des Religionsfriedens kein allgemein anerkanntes Recht. Demnach wurde die ganze Sache zu einer einfachen Machtfrage zwischen den Religionsparteien, bei der nur das Recht des Stärkeren den Ausschlag geben konnte. Daß die protestantische Partei nicht die stärkere war, dafür sorgte ihre eigne Zwietracht, vor allem der Gegensatz zwischen Sachsen und der Kurpfalz, der alle nachdrücklichen gemeinsamen Maßregeln verhinderte. Wollten doch die eifrigsten Lutheraner den verhaßten Calviniſten die Wohlthaten des Religionsfriedens gar nicht zugestehen, und hatte doch auch Kurfürst August schon im Jahre 1576 durch die Ablehnung der „Freistellung“ den „geistlichen Vorbehalt“ thatsächlich anerkannt.

Streit um das Stimmrecht der Administratoren.

Der Gegensatz brach zuerst auf dem Reichstage von Augsburg im Jahre 1582 offen aus. Nach altem Brauche gebührte der Vorsitz im Fürstenrate dem Erzbischof von Magdeburg. Da aber lange Zeit diese Würde mit der des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, des Vorsitzenden im Kurfürstenkollegium, verbunden gewesen war, so war im fürstlichen Kollegium der Erzbischof von Salzburg an die Stelle getreten. Als sich nun jene zufällige Verbindung auflöste, forderte der Administrator von Magdeburg sein gutes Recht zurück, stieß aber sofort auf den entschlossenen Widerstand des salzburgischen Vertreters und überhaupt der katholischen Fürsten, die unter Leitung des päpstlichen Legaten Kardinal Madruzzi fest zusammenhielten. Da Kursachsen, in dessen Abstimmung die Entscheidung lag, aus übertriebener Rücksicht auf den Kaiser die protestantische Sache im Stiche ließ, so verzichtete Magdeburg für diesmal auf die Ausübung seines Rechtes, wenngleich es sich dasselbe vorbehielt. Immerhin war damit ein gefährliches Beispiel aufgestellt, nicht nur für Magdeburg, sondern auch für alle andern protestantischen Stifter, deren Stimmrecht am Reichstage nicht besser und nicht schlechter begründet war.

Der Streit um Aachen.

Die Folgen zeigten sich auf der Stelle, indem die Katholiken ihr thatsächlich gewonnenes Übergewicht in mehreren hochwichtigen Fragen rasch hintereinander zur Geltung brachten. Schon lange drehte sich um die Reichsstadt Aachen ein heftiger

Streit. Zur Zeit des Religionsfriedens nach der Mehrzahl der Einwohner katholisch und also von diesem dazu bestimmt, es für immer zu bleiben, hatte die Stadt doch eine so erhebliche protestantische Zuwanderung aus den nahen Niederlanden aufgenommen, daß im Jahre 1574 einige Ratsstellen den Evangelischen geöffnet wurden und bald auch lutherische Prediger Anstellung fanden. Die kaiserliche Regierung beschloß deshalb, durch eine Kommission den alten Zustand einfach wiederherzustellen. Als diese im Jahre 1581 ihre Forderung in einem drohenden Tone stellte, entstand bei der vorzunehmenden Bürgermeisterwahl ein Auflauf, der die Kommissare und die Führer der katholischen Partei zur Räumung der Stadt veranlaßte. Die katholische Mehrheit des Reichstages von 1582 überließ dem Kaiser die Absendung einer neuen Kommission, diese überwies dann die ganze Sache dem Reichshofrat zur Entscheidung.

Der Kölnische Krieg.

Wenn diese nun auch noch lange auf sich warten ließ, so erfocht die katholische Partei doch an einer andern Stelle einen entscheidenden Sieg, den ersten bedeutenden, den sie davontrug. Wie einst Hermann von Wied das Erzstift Köln hatte reformieren wollen (s. Bd. V, S. 355 f.), so dachte jetzt der Erzbischof-Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg an dasselbe, nur weniger uneigennützig als jener, denn der treibende Beweggrund war bei ihm der Wunsch, sich mit der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld zu vermählen, ohne doch seine fürstliche Würde aufzugeben, wie das der geistliche Vorbehalt in solchem Falle vorschrieb. Im Dezember 1582 trat er offen über, im Januar 1583 verkündigte er die Freistellung des Bekenntnisses für sein Stift und vermählte sich dann in seiner Hauptstadt Bonn mit der Gräfin Agnes. Aber nur der Landtag des Herzogtums Westfalen sprach sich für ihn aus, der Kölnische Stiftstag erklärte sich unter spanisch-römischem Einflusse gegen ihn. Am 1. April (20. März) 1583 bannte Papst Gregor XIII. den Erzbischof und entsetzte ihn seiner geistlichen und weltlichen Würden. Nach Köln aber eilte Ernst von Bayern, der Bruder des Herzogs Wilhelm und bereits Bischof von Freisingen, Hildesheim und Lüttich, und ließ sich am 2. Juni (23. Mai) zum Erzbischof wählen, während Spanien, gereizt durch die Unterstützung der Niederländer vom niederrheinischen Deutschland her, seine Truppen nach dem Rheine vorschob. Offenbar war die Frage für beide Teile von grundsätzlicher Bedeutung, denn gelang es Gebhard, sich zu behaupten, dann war an einem entscheidenden Punkte der geistliche Vorbehalt durchbrochen und zugleich die Mehrheit auch im Kurfürstenrate den Protestanten gesichert. Obwohl nun deren Lebensinteresse die nachdrücklichste Unterstützung Gebhards zu fordern schien, so begnügten sich doch die protestantischen Kurfürsten mit der Bitte an den Kaiser, die fremden Truppen aus dem Reiche zu entfernen und nicht zu dulden, daß der Papst auf eigne Hand einen Kurfürsten seiner Würde entsetze. An thatkräftige Hilfe dachte nur der rührige Johann Kasimir von der Pfalz. Indessen das kleine Heer, das er im August 1583 nach dem Erzstifte Köln führte, löste sich nach der Einnahme von Deutz aus Geldmangel bald wieder auf; dafür ließ Bayern 5000 Mann dahin abrücken. Ihnen übergab die unbezahlte Besatzung im Januar 1584 die kurfürstliche Residenz Bonn, der Erzbischof selbst entfloh nach Westfalen, wurde am 31/21. März bei Burg (Terborg) an der alten Yssel geschlagen und mußte nach den Niederlanden flüchten. — Damit war der Sieg der katholischen Reaktion im ganzen nordwestlichen Deutschland entschieden. Erzbischof Ernst stellte im Herzogtum Westfalen die alte Kirche zwangsweise wieder her und berief die Inquisition nach Bonn und Hildesheim. Seine Wahl zum Bischof von Münster im Mai 1585 verhalf auch dort der Reaktion zum vollständigen Siege, wie um dieselbe Zeit die Wahl Theodors von Fürstenberg in Paderborn.

Der Straßburger Kapitelstreit.

Nach dem Kampfe um Köln folgte ein ähnlicher Streit um das Bistum Straßburg. Gebhard nämlich und drei Kölner Domherren gehörten auch dem Straßburger Domkapitel an, das nur aus Mitgliedern des hohen Adels bestand. Als Protestanten von diesem nunmehr ausgeschlossen, legten sie dagegen Berufung ein an Kaiser und Reich, setzten sich in Straßburg fest, ergänzten sich bis auf vierzehn und wählten nach dem Tode des damaligen Bischofs den Sohn des Magdeburger Administrators, Johann Georg von Brandenburg, während die katholischen Domherren nach der bischöflichen Residenz Zabern wichen und dort den Kardinal Karl von Lothringen, Bischof von Metz, erhoben (1592). Sofort brach der offene Krieg aus. Die Stadt Straßburg mietete Truppen für den Brandenburger und wurde von Heinrich IV. unterstützt; für den Gegner fielen lothringische Truppen ins Land, die greulich hausten, doch behaupteten im ganzen die Evangelischen das Übergewicht. Die protestantischen Kurfürsten thaten wieder nichts, der Kaiser war ratlos und seine Kommissarien, sechs katholische und protestantische Fürsten, konnten im Mai 1593 nur so viel erreichen, daß beide Parteien sich einer kommissarischen Entscheidung unterwerfen zu wollen erklärten; bis dahin sollte die Verwaltung des Stiftes zwischen ihnen geteilt werden. So blieb unter endlosen Verhandlungen die Sache in der Schwebe bis 1604. Da endlich brachte Herzog Friedrich von Württemberg einen der protestantischen Sache keineswegs günstigen Vergleich zu wege, nach dem die evangelischen Domherren einen Teil der Einkünfte noch fünfzehn Jahre lang genießen sollten und Johann Georg gegen eine Abfindungssumme seiner Würde zu gunsten des Lothringers entsagte.

Litterarische Bekämpfung des Protestantismus.

Dieser praktischen Bekämpfung des Protestantismus gesellte sich die litterarische. Schon über die Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders im Jahre 1582 (s. Bd. V, S. 441), den die katholischen Stände annahmen, die Protestanten als „Teufelswerk" verwarfen, war der heftigste Streit entbrannt; seit 1585 richteten dann katholische Schriftsteller ihre Angriffe auf den Religionsfrieden, den Männer, wie der Jurist Georg Eder in Würzburg, die Prager Jesuiten Rosenbusch und Scherer, namentlich der Reichshofratssekretär Andreas Erstenberger, offen oder verhüllt als ein durch die Not erzwungenes, also nicht für immer die Katholiken bindendes Zugeständnis sich zu erweisen bemühten.

Die Verdrängung der Administratoren aus dem Reichstage.

Schon war also auf den verschiedensten Punkten der Streit zum Ausbruch gekommen, als Rudolf II. wegen des soeben (August 1593) wieder begonnenen Türkenkrieges seinen zweiten Reichstag nach Regensburg auf April 1594 ausschrieb. Obwohl dazu die protestantischen Administratoren gar keine Einladung erhalten hatten, so waren sie doch vollzählig vertreten und fest entschlossen, ihr Recht zu behaupten. Da nun die Katholiken unter Leitung des päpstlichen Legaten Madruzzi, Bischofs von Trient, ebenso fest entschlossen waren, das zu verhindern, so drohte der Bruch schon bei Einbringung der kaiserlichen Vorlage, indessen gelang es da noch, den Magdeburgischen Vertreter vom Erscheinen abzuhalten. Das verzögerte freilich nur den Zusammenstoß. Denn als am 13. Juli der Magdeburgische Gesandte seinen Platz im Fürstenrate einnahm, verließen nach heftigem Wortwechsel die Katholiken den Saal und weigerten sich, in die Beratung einzutreten. Um den Reichstag nicht zu sprengen, die dringend notwendige Bewilligung der Türkensteuer nicht zu verhindern, ließ sich schließlich Magdeburg wiederum bewegen, für diesmal auf sein Stimmrecht zu verzichten, aber nur gegen die urkundliche Versicherung des Kaisers, daß dadurch seinem Rechte kein Eintrag geschehen solle.

Das half praktisch gar nichts. Als der Reichstag im Dezember 1597 wiederum in Regensburg und abermals einer Türkensteuer wegen zusammentrat, wollte zwar der Kaiser die Administratoren berufen, die katholischen Stände sahen jedoch die

ganze Frage durch den Vorgang der beiden letzten Reichstage für entschieden an, und wollte Magdeburg nicht jede Beschlußfassung verhindern, so blieb ihm abermals nichts übrig, als einstweilen auf die Ausübung seiner Rechte zu verzichten. So nachdrücklich nun auch die Evangelischen für die Anerkennung derselben eintraten, die Administratoren waren doch thatsächlich aus dem Reichstage verdrängt, und damit war eine geschlossene, obwohl künstliche, katholische Mehrheit geschaffen. Die Reichsgewalt lag also seit 1598 unfraglich in den Händen der Katholiken. Sie säumten nicht, ihre Macht zu brauchen.

Katholisierung Aachens.

Schon am 30. Juni 1598 wurde Aachen wegen seines hartnäckigen Ungehorsams gegen die kaiserlichen Befehle, den kirchlichen Zustand von 1555, also die Verhältnisse vor dem Religionsfrieden, wiederherzustellen, in die Acht erklärt und deren Vollstreckung dem Herzog von Kleve mit den Erzbischöfen von Köln und von Trier aufgetragen. Ohne Widerstand besetzten ihre Truppen, durch den Zuzug spanischer Scharen verstärkt, die Stadt, beseitigten ohne weiteres die evangelischen Ratsmitglieder und stellten den protestantischen Gottesdienst ab. Seitdem ist Aachen für immer streng katholisch geblieben.

Unionsbestrebungen der Protestanten.

Die Protestanten und die Reichsgewalt.

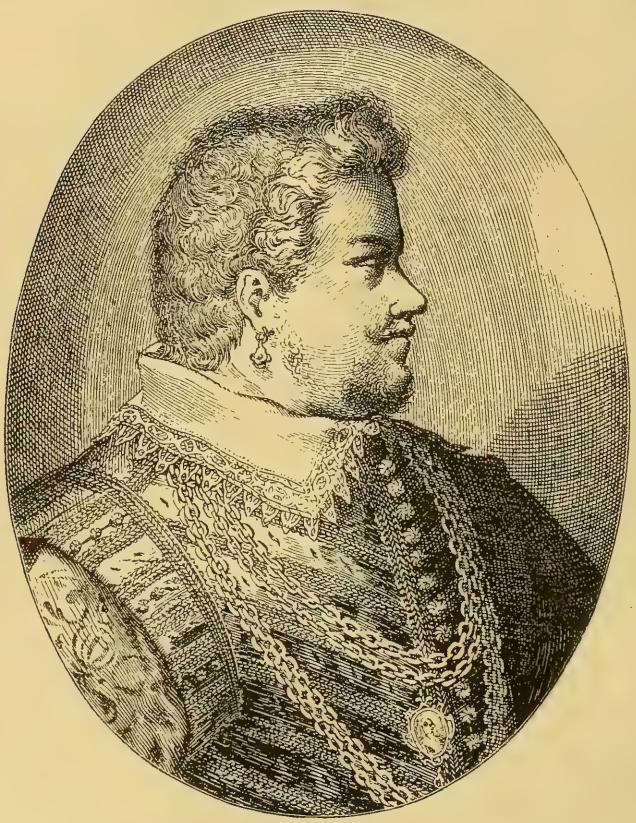
Wollten die Protestanten sich nicht mit gebundenen Händen dieser katholischen Reichsgewalt ausliefern, so blieb ihnen kaum ein andrer Ausweg, als der Versuch, sich ihr als einer ihnen grundsätzlich feindseligen Macht möglichst zu entziehen, ihre Befugnisse also thunlichst zu beschneiden und außerhalb der Reichsordnungen auf eigne Faust die Sicherheit zu suchen, die ihnen innerhalb derselben versagt blieb. Darüber konnte freilich das Reich aus den Fugen gehen.

Das erste war, daß die meisten evangelischen Stände die bindende Kraft eines reichstäglichen Mehrheitsbeschlusses bestritten, wie dies schon im Jahre 1582 bei Gelegenheit der Türkensteuer geschehen war. Dann bekämpften sie die Ausdehnung der Befugnis des Reichshofrates auf Reichsangelegenheiten außerhalb der habsburgischen Lande als verfassungswidrig, so zuerst 1590, dann wieder 1597 und 1598; ja sie bestritten selbst die Zuständigkeit des Reichskammergerichts für Religionssachen, weil dort die Katholiken zuweilen in der Mehrheit waren, und wollten dergleichen friedlicher Vereinbarung auf den Reichstagen vorbehalten wissen. Da diese Versuche wenig Erfolg hatten, so brach sich mehr und mehr der Gedanke an einen Sonderbund, eine „Union“ der protestantischen Reichsstände nach dem Muster des Schmalkaldischen Bundes, Bahn, das alte Auskunftsmittel deutscher Politik, wenn sich die Reichsgewalten als kraftlos erwiesen. Es schien eine kurze Zeit hindurch, als ob Sachsen und Pfalz, ihren Gegensatz überwindend, die gemeinsame Leitung eines solchen Bündnisses übernehmen würden.

Kursachsen unter Christian I.

Mit dem Tode des starrlutherischen Kurfürsten August (11. Februar 1586) trat sein Sohn Christian I. (1586—91) die Regierung an. Seit Moritz schien sich da zum erstenmal eine weitblickendere und duldsamere Richtung Bahn zu brechen und dem Kurstaate seine natürliche Stellung an der Spitze des evangelischen Deutschland wiedergewinnen zu können. Denn der Kurfürst, kränklich und trotzdem den Freuden der Tafel übermäßig ergeben, überließ die Geschäfte fast gänzlich seinem Geheimen Rate Dr. Nikolaus Crell, der in Frankreich und der Schweiz freiere Anschauungen gewonnen, auch mit Theodor Beza verkehrt hatte. Um den verbitternden und widerwärtigen theologischen Zänkereien in Sachsen ein Ende zu machen, verbot er unter Festhaltung des lutherischen Bekenntnisses alle Bekämpfung Andersgläubiger von der Kanzel herab und führte eine Zensur über alle religiösen Schriften ein (August 1588).

Darob erhob sich ein Sturm des Widerspruches unter den lutherischen Eiferern, deren Predigten damit ihr ergiebigstes Thema entzogen wurde. Der Hofprediger Mirus sagte dem Kurfürsten, der ihm einmal seine Schmähungen persönlich vorhielt, ins Gesicht: „Kurfürstliche Gnaden werden dem Heiligen Geist (der natürlich aus Mirus sprach) das Maul nicht stopfen." Dafür kam er auf den Königstein, und Crell, 1589 zum Staatskanzler erhoben, fuhr in seinen Maßnahmen fort, verschaffte in den Konsistorien den Melanchthonianern Boden, hob die Verpflichtung auf die Konkordienformel auf und verbot endlich die übliche Teufelaustreibung (Exorzismus) bei der Taufe.



50. Kurfürst Christian II. von Sachsen.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Domin. Custodis.

Da begann, geschürt von den strenggläubigen Geistlichen, die Aufregung auch in die Volksmassen zu dringen, es regnete Schmähschriften, in Leipzig brachen Tumulte aus, in Dresden drohte sogar ein Fleischer dem Geistlichen, der an seinem Kinde den Exorzismus nicht vornehmen wollte, den Kopf zu spalten. Dazu ergrimmte der streng lutherische Adel des Landes über den bürgerlichen Kanzler, der sich auch erdreistete, seiner Willkür gegen die Unterthanen zu steuern. Indes der Kurfürst und Crell blieben fest. Sie traten in immer engere Verbindung mit der Pfalz, nahmen energisch den Gedanken an ein allgemeines evangelisches Bündnis auf und arbeiteten, als sich Christian persönlich mit Johann Kasimir in Plauen verständigt hatte (Februar 1590),

für seine Verwirklichung gemeinsam bei den protestantischen Reichsfürsten. Ein Jahr später, im Februar 1591, wurde zu Torgau das beabsichtigte Bündnis in der That abgeschlossen, und gemeinsam sandten Pfalz und Sachsen ihre Truppen nach Frankreich zur Unterstützung Heinrichs IV. (s. Bd. V, S. 674). Es schien alles auf dem besten Wege, als ein früher Tod Christian I. hinwegraffte (25. September 1591). Wenige Monate später starb auch Johann Kasimir (Januar 1592).

Crells Sturz und die lutherische Reaktion

Die Rechtgläubigen triumphierten und säumten nicht, ihre Rache zu kühlen. Da Christians I. gleichnamiger Sohn (1591—1611) noch ein Knabe war, so übernahm Wilhelm von Sachsen-Altenburg, starr lutherisch wie die Kurfürstin-Witwe Sophie von Brandenburg, als „Administrator" die Vormundschaft und Regentschaft (1591 bis 1601). Auf das Drängen des Adels wurde Crell gleich nach dem Leichenbegängnisse seines Herrn nach der Festung Königstein gebracht. Die von ihm ernannten Geistlichen verloren alle ihr Amt, aufs neue wurde von einer besonderen Kommission unter Mirus die Verpflichtung auf die Konkordienformel gefordert, die sich Weigernden entsetzt. Das Volk aber billigte dies Verfahren. In Leipzig sah sich der Rat sogar gezwungen, mehrere seiner Mitglieder als „Calvinisten" auszuweisen, und von allen Kanzeln prasselten die Schimpfreden gegen die Reformierten. Doch dergleichen war man gewöhnt. Unerhört selbst in dieser unduldsamen Zeit war das Verfahren gegen Crell. Nachdem man sechs Jahre lang über die Form des Prozesses gestritten und ihn währenddem in enger unheizbarer Zelle hatte schmachten lassen, befahl endlich auf die Bitte seiner verzweifelnden Frau das Reichskammergericht allerdings seine Freilassung, doch der Administrator wies diese Forderung als einen Eingriff in die kursächsischen Privilegien zurück und gab auf Drängen des Adels die ganze Sache an den Reichshofrat zur Aburteilung. Von diesem ging sie schließlich an das böhmische Appellationsgericht zu Prag zum Verspruch, und dies endlich erkannte ohne Verhör und Verteidigung gegen den gefangenen Kanzler auf den Tod durch das Schwert. Christian II., der soeben (23. September 1601) zur selbständigen Regierung gelangte, weigerte dem Unglücklichen seine Bitte um Gehör und weihte den Antritt seiner Regierung mit einem Justizmorde ein, indem er in seiner Abwesenheit am 9. Oktober das Todesurteil an Crell zu Dresden vollstrecken ließ. Auf dem Richtschwerte stand: „Cave Calviniane!" (Hüte dich, Calviner!)

Pfälzische und kursächsische Politik.

So klaffte tiefer als jemals der Spalt zwischen Kursachsen und der Pfalz. Was also seitdem für die Union geschah, ging allein von der Pfalz aus. Allerdings Kurfürst Friedrich IV. (1592—1610), der als achtzehnjähriger Jüngling zur Regierung gekommen war, sich ohne gründliche Bildung, ohne Ernst und Arbeitsamkeit erwies und seine Kraft in Jagden, Turnieren und unendlichen Trinkgelagen vergeudete, überließ alles seinen Räten. Dem Calvinismus zugewandt und an der Westgrenze gelegen, stand die Pfalz in viel engeren Beziehungen zu Frankreich und den Niederlanden als jede andre deutsche Landschaft, konnte deshalb einerseits leichter zu einer weitherzigeren Auffassung der Lage kommen, anderseits freilich auch am ehesten das Bewußtsein ihrer Reichspflichten verlieren und die bedenkliche Hilfe des Auslandes anrufen. Und bei alledem war doch die Pfalz ein ohnmächtiger Kleinstaat und die Fürsten, die sie um sich zu sammeln suchten, ebenfalls machtlos wie sie, deshalb ängstlich, kurzsichtig, geizig und träge, wo es galt, zu beschließen und zu handeln. Das geplante Bündnis mußte also, durch keine überwiegende Macht zusammengehalten, von vornherein zu kläglicher Thaten- und Erfolglosigkeit verurteilt sein, die von den endlosen Verhandlungen nur schlecht verhüllt wurde. Auf einen allgemeinen Anschluß der evangelischen Stände war vollends nicht zu rechnen. Seit dem Sturze Crells war Kursachsen wieder vollständig in die noch mehr ängstliche als konservative Richtung

des Kurfürsten August eingelenkt, die darauf ausging, das Einvernehmen mit dem Kaiserhause zu behaupten, es in seinen Türkenkriegen zu unterstützen und den Frieden im Reiche zu bewahren. Daher wollten die kursächsischen Staatsmänner weder ein Bündnis mit dem Auslande noch einen evangelischen Sonderbund, da dieser sofort einen katholischen Gegenbund hervorrufen, also die Entzweiung im Reiche nur vermehren werde. Wie dem abgeholfen werden sollte, ohne die wichtigsten Interessen der Protestanten preiszugeben, wußten sie freilich ebensowenig zu sagen; ihre ganze Staatskunst lief doch im Ergebnis darauf hinaus, daß „sie sich Ruhe schafften für ihre Tage, und das Schicksal an den Schwertern schleifen ließen, mit denen die Nachkommen sich zerfleischen sollten." Dieser kurzsichtigen, aber gutgemeinten Politik, die noch nicht den einseitigen kirchlichen Gesichtspunkt allen andern Interessen opfern wollte, schlossen sich im ganzen auch die Fürsten des ober- und niedersächsischen Reichskreises und im Süden Pfalz-Neuburg an. Einzelne lutherische Stände, wie Hessen-Kassel, Brandenburg, Braunschweig u. a., wünschten zwar ein Bündnis, aber nicht die Anlehnung an das Ausland. So blieben den unermüdlichen Pfälzern nur wenige Genossen zur Verfügung, und es mußte schon als ein großer Erfolg gelten, daß im März 1594 zu Heilbronn ein Bündnis einiger Fürsten mit der Pfalz zustande kam, das bereits die Anlehnung an Frankreich suchte. Auf den nächsten Reichstagen erzielte es freilich sehr wenig.

Der spanische Einfall.

Nirgends zeigte sich die hoffnungslose Zerfahrenheit Deutschlands kläglicher als da, wo fremde Übergriffe das Reich bedrohten, also festes Zusammenhalten allen Ständen ohne Unterschied des Glaubens zur Pflicht gemacht hätte. Hatten schon in den Kölnischen Streit spanische Truppen eingegriffen, so führte jetzt im September 1598 Franz Mendoza im tiefsten Frieden ein starkes buntgemischtes Heer nach dem Niederrhein, teils um von da aus ins niederländische Gebiet vorzudringen, teils um seinen wie immer unbezahlten Scharen auf deutsche Kosten Sold und Unterhalt zu verschaffen. Jülich, Kleve, Westfalen wurden von diesen zügellosen Banden durchzogen, gepeinigt und gebrandschatzt. Da alle Befehle und Drohungen des Kaisers nicht das mindeste halfen, so vereinigten sich endlich die nächstbedrohten Kreise zu Rüstungen, um die Fremden zu vertreiben. Doch sie erwiesen nur die schimpfliche Unbrauchbarkeit der deutschen Kriegsverfassung. Denn das Reichsheer, das Graf Simon von der Lippe gegen Rees (Kleve) führte, lief nach vergeblicher Belagerung aus Mangel an Sold auseinander (September 1599), und es war nicht die Furcht vor den deutschen Waffen, wenn die Spanier gegen Ende dieses Jahres die besetzten Gebiete räumten. Doch behielten sie Rheinberg besetzt, wie anderseits die Niederländer Emmerich behaupteten, ohne daß von seiten des Reiches das geringste dagegen geschehen wäre.

Die Vierklostersache.

Denn dort verschlang der wachsende Zwiespalt der Religionsparteien alle andern Interessen. Unter den Entscheidungen des Reichskammergerichts hatte seit lange keine so viele Aufregung und Besorgnisse bei den Protestanten hervorgerufen als die, die mehrere weltliche Stände Süddeutschlands, weil sie vier Klöster eingezogen hatten, zur Wiedererstattung des Genommenen verurteilte. Da sich daraus die bedenklichsten Folgerungen für alle seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter ableiten ließen, die „Vierklostersache" also von grundsätzlicher Bedeutung wurde, so fochten die Pfälzer die Rechtmäßigkeit des ganzen Verfahrens an und vereinigten sich im Jahre 1601 mit Brandenburg dahin, in dieser Angelegenheit keine „Revision" (Nachprüfung der Urteile) am Reichskammergericht, wie sie alljährlich von einer ständischen Kommission veranstaltet werden sollte, zuzulassen, weil damit die Rechtsgültigkeit des Urteils in der Vierklostersache, die sie ja bestritten, anerkannt worden wäre. Auf dem Reichstage von Regens-

burg, der im Jahre 1603 zur Bewilligung der Türkenhilfe zusammentrat, wurde nun der Antrag auf Wiederaufnahme der schon seit 1588 unterbliebenen Revisionen am Kammergericht gestellt, Pfalz und Brandenburg legten jedoch dagegen Verwahrung ein, falls dieselben sich auch auf die Vierklostersache erstrecken sollten, und da das nichts half, so verließen ihre Gesandten den Saal. Mit Mühe brachte es Erzherzog Matthias, der Bruder des Kaisers, so weit, daß die ganze Frage auf einen späteren Reichstag verschoben wurde, damit wenigstens die Türkensteuer beschlossen werden konnte, eine wirkliche Verständigung war nicht zu erzielen, und eines der wichtigsten Glieder des Reichsorganismus, das Reichskammergericht, verfiel der Lähmung.

Christian von Anhalt.

Um so mehr fühlten die pfälzischen Staatsmänner die Notwendigkeit, ihr längst geplantes Bündnis zum Abschluß zu bringen. Die Seele dieser Unionspläne war damals Fürst Christian von Anhalt (geb. 1568), ein Mann, der sich durch weite Reisen in den meisten Ländern Europas und fleißiges Studium umfassende Weltkenntnis und vielseitiges Wissen erworben hatte, dabei in warmer und aufrichtiger religiöser Überzeugung ein Anhänger Melanchthons geworden und durch die Führung des protestantischen Hilfsheeres nach Frankreich im Jahre 1591 zu dem Rufe eines unternehmenden Herrn gekommen war. Seit 1595 Statthalter der Oberpfalz, nahm er mehr und mehr die Leitung der Unionspolitik in seine Hände. Doch so aufrichtig und unermüdlich er für die Einigung aller Protestanten gegen die katholischen Mächte eintrat, zum wahren Staatsmann fehlten ihm die praktische Kenntnis großer Geschäfte und das Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit, das den Politiker zwingt, Macht und Mittel sorgfältig zu erwägen, denn er hatte sich immer nur in ohnmächtigen Kleinstaaten bewegt, die nur mit verzweifelter Anstrengung etwas hätten leisten können. So beruhten seine Pläne meist auf unsicherer Grundlage, und da er deshalb in ihrer Durchführung sofort auf Hindernisse stieß, so wurde er ungeduldig, suchte nach immer neuen Gedanken und wurde in der Wahl seiner Mittel immer weniger bedenklich. Soweit der Erfolg das Verfahren eines Staatsmannes oder einer Regierung rechtfertigt, hat er die pfälzische Politik verurteilt. — Erst ein neuer großer Erfolg der katholischen Partei erzwang einen gewissen Abschluß, so wenig das Ergebnis auch den Anstrengungen entsprach.

Ächtung von Donauwörth.

Unter den Reichsstädten, die sich den Bestimmungen des Religionsfriedens entwunden hatten, befand sich auch Donauwörth, damals eine Stadt von nicht mehr als etwa 4000 Einwohnern. Seit 1596 war hier kein Katholik als Bürger aufgenommen worden, so daß man nur noch etwa zwanzig meist arme katholische Familien zählte. Gleichwohl hatte sich inmitten der ganz protestantischen Gemeinde das Kloster zum heiligen Kreuz behauptet, da es unter dem unmittelbaren Schutze des Bischofs von Augsburg stand. Um nicht Streitigkeiten zu erregen, hatte es lange Jahre hindurch die öffentlichen Umzüge möglichst vermieden. Als nun aber der Katholizismus überall wieder sein Haupt erhob, hielt der neugewählte Abt mehrfach die Prozessionen wieder ab, und der Reichshofrat wies den Rat, als er sich darüber beschwerte, bei Strafe der Acht an, das Kloster darin nicht zu stören (Oktober 1605). Demungeachtet kam es am 25. April 1606 bei einem feierlichen Bittgange nach einem nahen Dorfe zu Thätlichkeiten, welche die rückkehrende Prozession am Einzuge in das Kloster hinderten. Unklugerweise versäumte es nun der Rat, die Schuldigen rechtzeitig zu bestrafen, und verschlimmerte seine Sache noch durch die allzu aufrichtige Erklärung, er sei der Bürgerschaft nicht Herr. Daraufhin beauftragte der Reichshofrat mit Umgehung des schwäbischen Kreises, zu dem die Stadt gehörte, den Herzog Maximilian von Bayern mit dem Schutze der Katholiken in Donauwörth. Seiner Forderung, diese in ihren Religionsgebräuchen nicht zu stören, würde sich der Rat gefügt haben, die Bürgerschaft

jedoch wollte nichts davon wissen, und als die Stadt nun auch die ihr gestellte sechswöchentliche Frist verstreichen ließ, weil die protestantischen Stände des schwäbischen Kreises Hilfe in Aussicht stellten, da verhing der Reichshofrat im August 1607 die Acht über Donauwörth und übertrug an Maximilian ihre Vollziehung. Noch hätte die Stadt durch rasche Annahme der bayrischen Forderungen (Aufnahme von Katholiken in den Rat) das Äußerste abwenden können, doch die Stimmung der Bürgerschaft erzwang die Ablehnung, und so ergriff am 17. Dezember 1607 das bayrische Heer, 6600 Mann mit 12 Geschützen, ohne den geringsten Widerstand Besitz von Donauwörth und von der Kirche. Mit allen Mitteln der Überredung und Plackerei begannen die Bayern alsbald die Bekehrung der Bürgerschaft, wobei den Jesuiten die Hauptaufgabe zufiel, doch blieben die Erfolge Jahre hindurch äußerst gering, erst 1625 sind die letzten protestantischen Familien ausgewandert oder übergetreten. Die Stadt selbst verlor schließlich ihre Reichsfreiheit und wurde bayrische Landstadt, weil sie dem Herzog für die Kriegskosten verpfändet blieb und diese von keiner Seite aufzubringen waren.

Die Sprengung des Reichstages.

Der Gewaltakt in Donauwörth rief weit und breit unter den Protestanten die größte Aufregung hervor, so daß der eben nach Regensburg zur Bewilligung von Kriegshilfe gegen die Türken berufene Reichstag durchaus unter der Herrschaft dieser Stimmung stand. Die Pfalz war entschlossen, vor Erledigung der alten Beschwerden über die Rechtspflege des Reichshofrates und der feierlichen Bestätigung des Religionsfriedens die kaiserliche Steuerforderung nicht zu bewilligen; dem gegenüber wollten die katholischen Kurfürsten und Fürsten, auf die der kaiserliche Vertreter, der fanatische Erzherzog Ferdinand von Steiermark, den leitenden Einfluß übte, jene Bestätigung nur unter der Bedingung aussprechen, daß alle Änderungen seit 1555 rückgängig gemacht würden. Diese offene Kriegserklärung führte zum Bruch. Die Pfalz und die meisten übrigen Protestanten verwarfen den kaiserlichen Antrag auf einfache Bestätigung des Religionsfriedens ohne Erledigung der Beschwerden, und am 27. April 1608 übergaben die Pfalz, Brandenburg und neun kleinere Stände dem Erzherzog Ferdinand die Erklärung, daß sie den Reichstag verlassen, den Besitz der geistlichen Güter aber unter Umständen mit Waffengewalt behaupten würden. Kursachsen schloß sich auch diesmal aus. Ohne Abschied (Beschluß) löste sich der Reichstag auf. So tief war die Entzweiung, daß sich die Parteien nicht mehr zu verständigen vermochten. Erst hatte sie die Rechtspflege des Reiches gelähmt, jetzt lähmte sie auch seine höchste politische Körperschaft. Die Reichsverfassung hatte sich dem kirchlichen Zwiespalte gegenüber als ohnmächtig erwiesen, sie war thatsächlich schon gesprengt.

Die evangelische Union.

Endlose Verhandlungen hatten seit Jahren die süddeutschen Protestanten über eine Union gepflogen, noch im Jahre 1606 hatte Christian von Anhalt die evangelischen Höfe und auch Frankreich bereist, ohne etwas auszurichten; angesichts der Vorgänge in Regensburg kam man aber doch endlich zum Entschluß. Nach mehreren Vorverhandlungen zu Stuttgart brachten am 12. Mai 1608 zu Ahausen im Ansbachschen Christian von Anhalt als Vertreter der Kurpfalz, Friedrich von Baden, Johann Friedrich von Württemberg, Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg die evangelische Union zustande. Sie verbanden sich auf zehn Jahre zu gemeinsamer Verteidigung gegen jeden Angriff und beschlossen, eine Bundeskasse zu bilden und an Kurpfalz die Leitung zu übertragen. Trotz guten Willens war es freilich nur der Bund einer geringen Anzahl kleiner Fürsten, zu großer und energischer Politik ganz unfähig.

Bayern und die katholische Liga.

Wenn Kursachsen immer vor einem evangelischen Bündnis gewarnt hatte, weil dies auf der Stelle ein katholisches Gegenbündnis hervorrufen werde, so gab der Erfolg dieser Ansicht allerdings Recht. Und so überlegen seit Jahrzehnten die katholische Politik sich der protestantischen gezeigt hatte, so überlegen war die katholische Liga der Union. Denn ein kräftiger Staat und ein thatkräftiger Fürst übernahmen die Leitung. Das war Bayern unter Maximilian I. (1598—1652).

Stellung der Wittelsbacher im Reiche.

Schon Herzog Wilhelm V. (1579—1598) hatte den Einfluß seines Hauses nach allen Seiten auszubreiten und damit die Beförderung der katholischen Reaktion möglichst zu verbinden gesucht. Sein Bruder Ernst wurde 1583 Erzbischof und Kurfürst von Köln, dem er noch vier andre Bistümer zufügte (s. S. 99); ihm wurde dann, weil er durch sein mehr als ungeistliches Leben das größte Ärgernis erregte und das Stift mit Schulden belastete, sein Neffe Ferdinand, Wilhelms Sohn, damals schon Propst von Berchtesgaden (1594), als Koadjutor beigegeben (1595), während derselbe sich um Passau vergeblich bewarb. In Regensburg bekleidete sein Bruder Philipp bis 1598 die bischöfliche Würde. Die Gelehrtenschulen des Landes eröffnete Wilhelm V. bedingungslos den Jesuiten; er erbaute ihnen in München die Michaelskirche und einen prächtigen Palast.

Maximilian I.

Noch viel größere Erfolge wußte in denselben Richtungen sein Nachfolger Maximilian I. zu erringen. Geboren am 17. April 1573 als Sohn Wilhelms V. und der Renata von Lothringen, hatte er seit 1587 auf der Universität Ingolstadt unter jesuitischer Leitung eine allerdings streng katholische, aber vortreffliche Bildung genossen und sich früh als ein ernster, charakterfester Jüngling gezeigt, der Eifer für seinen Glauben mit dem Stolze und dem Pflichtgefühl eines Fürsten verband und diese Stellung ebenso entschieden gegenüber den Ständen wie der Kirche zu behaupten gedachte. Mit achtzehn Jahren hatte ihn der Vater in die Geschäfte eingeweiht und ihn dann auf Reisen geschickt, wobei er auch Italien und Rom besuchte (1593); im Jahre 1597 übertrug der Herzog ihm die ganze Regierung, der er sich selbst nicht mehr gewachsen fühlte. Denn das Land war mit Schulden belastet, zum Teil infolge der etwas verschwenderischen Kunstpflege Wilhelms V. und Albrechts V., die meisten Beamten unzuverlässig und bestechlich. Kräftig und umsichtig griff Maximilian hier ein. Er selbst ging seinen Beamten mit gutem Beispiel voran, kümmerte sich um jede Einzelheit und erzog sich so allmählich einen gewissenhaften und streng gehorsamen Beamtenstand. Die Schulden übernahmen im Jahre 1605 die Landstände, und durch strenge Sparsamkeit gelang es allmählich, sie abzutragen und bedeutende Überschüsse statt Ausfälle zu erzielen. Gemäß seinem Satze, daß alle Rechte der Landstände auf Übertragungen der fürstlichen Gewalt beruhten und die Stände die notwendigen Steuern zu bewilligen hätten, regierte er thatsächlich unumschränkt, berief den Landtag überhaupt nur zweimal (1605 und 1612) und ließ sich die erforderlichen Steuern durch den ständigen Ausschuß bewilligen. Seine strenge und harte Herrschaft regelte alles genau, schenkte den Bayern ein neues, treffliches Gesetzbuch, den Codex Maximilianeus von 1616, und war zwar nicht beliebt, aber heilsam und für die Machtstellung Bayerns höchst erfolgreich. Die günstige Finanzlage setzte den Herzog auch in den Stand, ein kleines stehendes Heer zu bilden, das zuerst gegen Donauwörth in Wirksamkeit trat; daneben suchte er das Aufgebot seines kräftigen Landvolks durch regelmäßige Waffenübungen wehrfähig zu machen. So straff zusammengefaßt unter kräftiger Leitung, hat Bayern mit viel

bescheideneren Mitteln in der damaligen Kampfperiode eine viel bedeutendere Rolle gespielt als das ungleich mächtigere Sachsen.

Die katholische Liga.

Denn Herzog Max verstand es vortrefflich, den Vorteil seines Hauses mit dem der katholischen Kirche zu verbinden und in nüchterner Abwägung der Verhältnisse den richtigen Augenblick zum Handeln abzuwarten. Er wollte die Bewahrung des Religions-

51. Maximilian I., Herzog von Bayern.
Nach einem Kupferstiche.

friedens nur in dem Sinne, wie ihn die Katholiken verstanden, aber kein Zugeständnis darüber hinaus; mit Freuden hatte er deshalb den Auftrag gegen Donauwörth übernommen, ohne ihn gesucht zu haben. Jetzt trat er an die Spitze der katholischen Reichsstände des Südens, die seines Schutzes viel mehr bedurften, als er ihres Beistandes, und sich deshalb seiner Führung unterwarfen. So kam im Juni 1609 zu

München zwischen Bayern, den Bischöfen von Passau, Regensburg, Augsburg, Konstanz, dem Abt von Kempten und dem Propst von Ellwangen die katholische Liga (ursprünglich Defension) unter Maximilians „Direktorium" auf neun Jahre zustande. Das Haus Österreich, dessen Übermacht diese katholischen Fürsten nicht minder fürchteten als die protestantischen, blieb ausdrücklich ausgeschlossen, sonst wurde jeder katholische Reichsstand willkommen geheißen. Dieser Aufforderung folgten schon am 10. Februar 1610 die drei geistlichen Kurfürsten, so daß Mainz das Direktorium in Niederdeutschland erhielt, dem Herzog aber der alleinige Oberbefehl im Kriege blieb. Der Zweck des Bundes war nicht der Angriff, sondern die Verteidigung der Rechte der Katholiken, wie diese sie verstanden.

So traten sich die kirchlichen Parteien in Süddeutschland in Waffen gegenüber; nicht lange, und sie stießen zusammen in einer Frage, die ganz Mittel- und Westeuropa in Mitleidenschaft zog und dadurch über Deutschland die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschwor: im Jülich-Klevischen Erbfolgestreit. An diesen aber knüpfte sich eine für die ganze Zukunft Deutschlands bedeutsame Thatsache, so wenig sie auch damals in ihrer Tragweite verstanden werden konnte. Brandenburg schickte sich an, aus seinem kleinstaatlichen Stillleben herauszutreten, einzugreifen in die große Politik und Fuß zu fassen im Westen, in demselben Augenblicke beinahe, als die Hohenzollern den äußersten Nordosten ihrer Botmäßigkeit unterwarfen.

Brandenburgs Entwickelung bis auf Johann Sigismund.

Brandenburg nach Joachim I.

Seine bisherige Entwickelung unterscheidet das Land Brandenburg nicht wesentlich von andern deutschen Fürstentümern. Wohlstand und Bildung waren auch hier im Aufblühen. Tuchweberei und Handel machten die märkischen Städte wohlhabend und derbem Luxus geneigt, zahlreiche Einwanderer aus den Niederlanden vermehrten die Bevölkerung. Der Finowkanal, 1605—1620 erbaut, verband Havel und Elbe mit der Oder. Die Universität Frankfurt wurde besser ausgestattet, zwei neue Gelehrtenschulen, das Gymnasium zum Grauen Kloster und das in Joachimsthal, traten zu Berlin ins Leben (1574 und 1607), neue Schloßbauten entstanden. Alles wie anderwärts. Am wenigsten kann man sagen, daß die entschiedenen Ansätze zur Verstärkung der landesfürstlichen Gewalt nach Joachim I. weiter gebildet worden wären; im Gegenteil war die Macht der Stände im Steigen, nicht nur, weil der Adel den größten Teil der Klostergüter an sich zog, sondern besonders deshalb, weil die Stände mehrfach die fürstlichen Schulden übernehmen mußten und dafür ihre Bedingungen stellten. Schon im Jahre 1540 unter dem prachtliebenden Joachim II. (1535—1571), dessen schwachen Einnahmen — nur 80 000 Thaler jährlich — die meist sehr bedenklichen Finanzkünste seines „Hofjuden" Lippold auch späterhin nicht aufzuhelfen vermochten, übernahmen sie 600 000 Thaler gegen das Recht, die zu ihrer Tilgung und Verzinsung nötigen Steuern selbst einzuziehen und zu verwalten, 1549 wieder 900 000 Thaler, 1551 wurde ein neuer Fonds zu jenem Zwecke den beiden älteren zugefügt. Trotz alledem war die Schuldenlast, die Joachim II. seinem anfangs sparsameren Sohne Johann Georg (1571—1598) hinterließ, so erheblich, daß die Stände 1572 abermals $2^1/_2$ Millionen Thaler übernehmen mußten, wofür der Kurfürst versprach, nur Adligen Staatsämter und Domherrenpfründen zu übertragen. Aber auch abgesehen von der ganz entscheidenden Mitwirkung bei der Finanzverwaltung, übten die Stände auch sonst den allergrößten Einfluß auf die Regierung aus, wie denn Joachim II. ihnen

bereits 1540 versprochen hatte, nichts Wichtiges ohne ihren Beirat zu unternehmen. Was an Verwaltungszweigen dem Landesherrn übrig geblieben war, wurde eben von Joachim II. besser geordnet; für die Rechtspflege schuf er das Hof- und Kammergericht, für die Bewirtschaftung der in seine Kasse fließenden Einnahmen, besonders aus den Domänen, die Hofkammer, für die übrige Verwaltung die Hofkanzlei. Joachim Friedrich (1598—1608) fügte noch einen Geheimen Staatsrat hinzu, der neben den auswärtigen Angelegenheiten auch die inneren mit Ausnahme der Lehns-, Landtags-, Justiz- und Kirchensachen als Oberbehörde zu leiten hatte.

Für die Landeskirche war eine solche Oberbehörde das Konsistorium (seit 1552); noch größere Einheit in Lehre und Gottesdienst sollte die Generalsuperintendentur (seit 1572) herstellen. Das Kirchengut blieb meist dem Adel und den Städten überlassen, nur die Landesbistümer Brandenburg, Lebus und Havelberg wurden, nachdem sie eine Zeitlang von jüngeren brandenburgischen Prinzen administriert worden waren, für den Landesfürsten eingezogen, wobei jedoch die Domherrenpfründen erhalten blieben, und zwar die beiden erstgenannten Stifter schon im Jahre 1571, das dritte 1598. Das Erzstift Magdeburg war seit 1513 stets mit brandenburgischen Prinzen besetzt, also in enge Verbindung mit dem Kurfürstentume gebracht worden (Albrecht 1513—1545, Friedrich 1550—1552, Sigismund 1552—1566, Joachim Friedrich 1566—1598, Christian Wilhelm seit 1598).

Gebietserweiterung.

Das alles zeigt das Kurhaus bereits auf demselben Wege bedachtsamer Gebietsvergrößerung, den die meisten damaligen Fürsten überhaupt einschlugen, wenige freilich mit so bedeutenden Erfolgen wie Brandenburg. Besonders nach drei Richtungen tritt dies hervor, vorbedeutend für die ganze Zukunft, in Schlesien, Preußen und Rheinland. Joachim II. empfing im Jahre 1538 die Belehnung mit dem schlesischen Herzogtum Krossen, ohne übrigens jemals seitdem an dem schlesischen Gemeinwesen (s. Bd. V, S. 284) Anteil zu nehmen. Noch ungleich wichtiger war die Erbverbrüderung, die derselbe Fürst mit Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau im Jahre 1537 in der Weise abschloß, daß die beiden Familien einander gegenseitig beerben und durch eine Doppelheirat (vollzogen 1545) das Verhältnis noch mehr befestigen sollten. Freilich erklärte Ferdinand I. im Jahre 1546 als König von Böhmen und demnach Oberlehnsherr diesen Vertrag für null und nichtig und zwang auch die beiden Söhne des im Jahre 1547 verstorbenen Herzogs Friedrich II., sich diesem Ausspruche zu fügen; da jedoch er selbst noch die alten Privilegien, die diesen Herzögen die freie Verfügung über ihre Lande zugestanden, bestätigt hatte (1529), so behauptete Brandenburg unter Protest sein Anrecht. Die Erwerbung eines weiteren schlesischen Gebiets, des Herzogtums Jägerndorf, stand in entfernterer Aussicht, denn dies hatte zunächst die fränkische Linie durch Georg den Frommen schon 1523 erkauft und erst der Sohn desselben, Georg Friedrich, verfügte darüber im Jahre 1595 zu gunsten des Kurprinzen Joachim Friedrich, der es dann im Jahre 1607 seinem älteren Sohne Johann Georg, von 1592 bis 1604 Bischof von Straßburg (s. S. 99 f.), überließ, freilich unter Protest Kaiser Rudolfs II., da dieser es als heimgefallenes Lehen einziehen wollte.

Erwerbung des Herzogtums Preußen.

Eröffneten sich zum Teil hier nur Aussichten auf die fernere Zukunft, so gelang es dagegen, die Erwerbung des Herzogtums Preußen so vorzubereiten, daß sie noch vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ungestört erfolgen konnte. Für dies Land, das ein fränkischer Brandenburger in ein weltliches Herzogtum unter polnischer Hoheit verwandelt hatte (s. Bd. V, S. 240), erhielt Joachim II. schon im Jahre 1563 das Versprechen der Mitbelehnung, die ein Erbrecht in sich schloß; sie wurde jedoch erst im Jahre 1569 erteilt, zugleich mit der Belehnung des neuen Herzogs Albrecht Friedrich (1568—1618), des Gemahls der Maria Eleonore von Jülich-Berg (seit 1572), und

wiederholte sich in der Folgezeit bei jedem polnischen Thronwechsel. In noch viel nähere Beziehung zum deutschen Hause Brandenburg trat das Land, als im Jahre 1577 Georg Friedrich von Ansbach-Bayreuth (1556—1603), der letzte der alten fränkischen Linie, die Regentschaft für den geisteskranken Herzog übernahm, und unmittelbares Erbrecht sicherte sich die Kurlinie durch die Vermählung des Kurprinzen Johann Sigismund mit Albrechts älterer Tochter Anna (1594), der dann die des achtundfünfzigjährigen Kurfürsten Joachim Friedrich mit der jüngeren Eleonore folgte (1603).

52. Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen.
Faksimile eines Kupferstiches von Crispin van Passe.

Wenige Jahre später übernahm der letztere die Regentschaft im Herzogtum Preußen (1605). In dieser Stellung folgte ihm sein Sohn, Kurfürst Johann Sigismund (1608—1619) schon im Jahre 1609, und widerspruchslos ging sodann nach dem Tode Albrecht Friedrichs (August 1618) das Herzogtum Preußen an das Kurhaus Brandenburg über. — Dagegen gewann es zunächst für den Staat keine Bedeutung, daß die beiden jüngeren Brüder des Kurfürsten, Christian und Joachim Ernst, nach dem Tode Georg Friedrichs von Ansbach-Bayreuth dessen Lande erbten (1603), denn sie blieben vom Kurfürstentume getrennt und gingen ihre eignen Wege.

Der Jülich-Klevische Erbfolgestreit.

Sehr bedeutsam wurde dagegen der Anspruch auf Jülich-Kleve-Berg, sehr ansehnliche Gebiete, deren schon unter Karl V. hervorgetretene Bedeutung (s. Bd. V, S. 354) seit der Erhebung der Niederlande gegen Spanien für beide Religionsparteien im Reiche wie für Franzosen, Holländer und Spanier noch weit mehr zur Geltung gekommen war. Eben deshalb gewann der Streit um die Erbfolge eine europäische Wichtigkeit, zumal da die Frage außerordentlich verwickelt lag.

Die Erbfrage.

Karl V. hatte im Jahre 1546 für den Fall, daß die männliche Linie aussterbe, das Erbrecht der Töchter und ihrer männlichen Nachkommen, zugleich aber die Unteilbarkeit der Lande anerkannt, so daß also entweder die älteste der vorhandenen Töchter Herzog Wilhelms I. (1539—1592) allein erben oder eine gemeinsame Regierung aller Schwestern eintreten mußte. Als nun im Jahre 1572 die älteste Schwester Maria Eleonore sich mit Albrecht Friedrich von Preußen vermählte, sicherte der Vater ihr die alleinige Nachfolge zu, während die übrigen, nämlich Anna, seit 1574 Gemahlin Philipp Ludwigs von Pfalz-Neuburg, und Magdalena, 1579 mit Johann von Pfalz-Zweibrücken vermählt, zunächst Verzicht leisteten. Da jedoch aus der erstgenannten Verbindung nur Töchter am Leben blieben, so behaupteten die Pfälzer, die jüngeren Schwestern gingen den Töchtern der ältesten vor, während die preußischen und brandenburgischen Bewerber — seit 1592 war der Kurprinz Johann Sigismund mit Maria Eleonores Tochter Maria Anna verheiratet (s. oben) — zwar keineswegs das nicht beweisbare alleinige Anrecht der Nachkommenschaft der ältesten Schwester, wohl aber das gleichmäßige Erbrecht aller Schwestern und ihrer Nachkommen eifrig verfochten, ohne zunächst den Grundsatz der Unteilbarkeit der fraglichen Gebiete anzutasten. Infolge der Geisteskrankheit Herzog Wilhelms verband sich mit der Erbfrage bald die Frage nach der Einsetzung einer Regentschaft. Die herzoglichen Räte, in deren Händen die Regierung vorerst lag, an ihrer Spitze der adelsstolze Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, Marschall von Berg, wollten jedoch von einer Regentschaft der Bewerber nichts wissen und setzten es in der That, gestützt auf Spanien und Österreich, durch, daß, als die im Sommer 1591 versammelten Stände sich nicht zu einigen vermochten, der Kaiser die Einrichtung einer provisorischen Landesregierung unter seiner sehr weit gehenden Oberleitung einfach befahl (im Dezember 1591). Die Versuche der Erbberechtigten, ihrerseits die Regentschaft in die Hände zu nehmen, scheiterten vollständig; vielmehr behauptete auch nach Wilhelms I. Tode und der Thronbesteigung seines gleichfalls geistesschwachen Sohnes Johann Wilhelm (1592—1609) dessen erste Gemahlin Jakobäa wie auch die zweite, Antoinette von Lothringen (seit 1600), den Besitz der Gewalt, und immer deutlicher traten der kaiserliche Plan, bei günstiger Gelegenheit die Lande als erledigte Reichslehen einzuziehen, und die spanischen Absichten, so viel wie möglich davon an sich zu reißen, hervor.

Verbindung der Kurpfalz mit Brandenburg.

Vollends verworren gestaltete sich nun die Lage, als seit 1604 auch das Gesamthaus Sachsen seine Erbansprüche anmeldete, da im Jahre 1483 die Albertiner auf Jülich-Berg, 1544 die Ernestiner auf das ganze Gebiet eine Anwartschaft erhalten hatten, und der kaiserliche Hof begünstigte scheinbar eben die Sachsen, um die beiden norddeutschen evangelischen Kurfürsten um so mehr miteinander zu verfeinden und das Haus Sachsen um so fester an Habsburg zu fesseln. Endlich brachte eine Annäherung Brandenburgs und der Pfalz die Sache einen Schritt vorwärts. Nach dem Vertrage

vom 17. Februar 1603 sollte Georg Wilhelm, der Sohn Johann Sigismunds, sich mit der geistvollen Tochter Friedrichs IV., Elisabeth Charlotte, vermählen, beide Häuser sich aber zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Rechte in Jülich-Berg vereinigen und mit den Niederlanden gegen Zusicherung wechselseitigen Beistandes in Bündnis treten, was im April 1605 wirklich geschah.

Der Kampf um das Erbe.

Begreiflicherweise hat das Bestreben der Kurpfalz, sich für ihre niederrheinischen Pläne einen festen Rückhalt zu schaffen, an den Bemühungen um die Gründung der evangelischen Union erheblichen Anteil gehabt. Nicht ein volles Jahr, nachdem diese ins Leben getreten war, eröffnete der Tod des Herzogs Johann Wilhelm (25. März 1609) die Erbschaft. Rasch entschlossen verständigten sich Brandenburg und Pfalz in Dortmund zu gemeinsamer Besitzergreifung (31. Mai) und ließen ihre Truppen einrücken,

53. Die Belagerung von Jülich 1610.

Nach einem Kupferstiche in Gottfrieds „Historischer Chronik".

suchten auch die Einwohner für sich zu gewinnen durch die feierliche Versicherung, allen christlichen Konfessionen die gleiche Duldung gewähren zu wollen (1611). Anderseits beauftragte Kaiser Rudolf seinen Vetter Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, mit der Besetzung des Landes, um es als erledigtes Reichslehen einzuziehen, aber dieser konnte nur die feste Hauptstadt Jülich gewinnen. Später erneuerte der Kaiser die Belehnung für Sachsen (Juli 1610). Nun aber setzten sich auch die Union und die fremden Mächte in Bewegung. Zu Schwäbisch-Hall traten der Union damals (11. Februar 1610) Brandenburg, Hessen-Kassel, Ulm und Nürnberg bei; Heinrich IV. schloß mit ihr ein förmliches Bündnis und rüstete sich, den Kampf gegen das Haus Habsburg auf allen Punkten zu eröffnen, als ihn das Messer Ravaillacs traf (14. Mai 1610).

Wohl war damit die Verwandlung der niederrheinischen Fehde in einen europäischen Krieg verhindert, doch sandte die Regentin Maria von Medici die versprochene französische Hilfe, und vereinigt zwangen französische, holländische und unierte Truppen unter Christian von Anhalt nach längerer Belagerung im September 1610 Jülich zur Übergabe. Der Krieg wurde damit zunächst beendet, denn die Liga und die Union waren von den Anstrengungen völlig erschöpft und schlossen einen Waffenstillstand (24. Oktober 1610). Damit hatten sich auch die schweren Befürchtungen, welche die katholischen Reichsstände am Rhein vor protestantischen Plänen zur Eroberung der geistlichen Fürstentümer und zum Umsturze der Reichsverfassung hegten, vorläufig wenigstens als grundlos erwiesen, Befürchtungen, denen wahrscheinlich mehr das tiefe gegenseitige Mißtrauen als wirkliche Veranlassung zu Grunde lag. Inzwischen erlangte Johann Sigismund von Brandenburg vom Kaiser die Belehnung wenigstens mit Kleve und erkannte im Vertrage von Jüterbogk Sachsen als dritten Bewerber an (im März 1611). Dadurch aber verschob sich die Erledigung der Frage wieder ins Unabsehbare, denn natürlich war der pfalz-neuburgische Mitbewerber dagegen, und schließlich kam es auch noch bei den Verhandlungen über die Vermählung Wolfgang Wilhelms von Neuburg mit einer brandenburgischen Prinzessin zum offenen Bruch.

An der Verständigung mit Brandenburg verzweifelnd, suchte und fand der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg Halt bei der katholischen Liga, indem er sich mit Magdalena von Bayern, Maximilians I. Schwester, vermählte und zum Katholizismus übertrat (November 1613). Im nächsten Jahre besetzte er Düsseldorf, und Spinola führte spanische Truppen zu seiner Unterstützung heran.

Übertritt des brandenburgischen Kurhauses zum Calvinismus

Eine ähnliche Überraschung bereitete der Welt kurz nach ihm Johann Sigismund von Brandenburg: er erklärte sich mit seiner ganzen Familie und den meisten seiner Räte für den Calvinismus (Dezember 1613), ein Entschluß, an dem der Widerwille gegen die Unduldsamkeit der Lutheraner ebenso großen Anteil hatte wie der Wunsch, sich dadurch die Unterstützung der Glaubensverwandten in den Niederlanden zu sichern. Doch blieb die evangelisch-lutherische Landeskirche in Brandenburg vollkommen unangetastet, so leidenschaftlich auch sich die Entrüstung über den Bekenntniswechsel im Lande, namentlich in aufrührerischen Bewegungen zu Berlin und andern Orten, äußerte. Um sie zu beruhigen, erklärte der Kurfürst im Februar 1615 ausdrücklich, was noch kein deutscher Fürst gewagt hatte, daß er auf die Einführung seines persönlichen Bekenntnisses in seinen lutherischen Landen verzichte. Ein neuer Grundsatz war damit aufgestellt, der einzige, der in diesem zerrissenen Deutschland zum Frieden zwischen den Konfessionen führen konnte.

Vorläufige Teilung.

In je nähere Verbindung nun Brandenburg seitdem zu den Calvinisten trat, desto erbitterter schien der Streit der Religionsparteien und der großen Mächte am Niederrhein entbrennen zu müssen. Es geschah nicht, weil innere Zerrüttung Frankreich, finanzielle Erschöpfung Spanien, natürlich Schwäche die Union lähmte. Denn in der That ging eine große Politik über die beschränkten Kräfte dieser Staaten weit hinaus. Beispielsweise hatte die Kurpfalz von 1608—1611 allein an Bundesbeiträgen und Vorschüssen für andre Unionsmitglieder etwa 700000 Gulden aufgebracht, und das bei einer Jahreseinnahme von nur etwa 250000 Gulden. Kein Wunder deshalb, daß sich die Union, besonders auf Andringen der Städte, schon im Jahre 1611 zur Neutralität entschloß. So gelang auch eine vorläufige Verständigung zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg. Im Vertrage von Xanten (14. November 1614) übernahm jenes Kleve, Mark und Ravensberg, dieses Jülich und Berg. Doch war damit nichts endgültig entschieden worden, das arme Land blieb seitdem noch lange ein Zankapfel großer und kleiner Mächte.

Kirchliche und ständische Kämpfe in Österreich und Ungarn unter Rudolf II.

Verteilung der Habsburgischen Lande.

Die gewaltige Ländermasse, die das Haus Habsburg unter seinem Zepter hielt, befand sich schon seit Kaiser Ferdinands I. Tode (1564) nicht mehr in einer Hand. Sein ältester Sohn Maximilian II. hatte Österreich mit den böhmischen und ungarischen Ländern erhalten, der jüngste, Erzherzog Karl (geb. 1540), Innerösterreich, d. i. Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Istrien und Triest; Erzherzog Ferdinand (gest. 1594) verwaltete als Statthalter des Gesamthauses Tirol. Diese Teilung blieb auch nach Maximilians II. Tode bestehen, so daß Rudolf II. im wesentlichen in die Stellung des Vaters einrückte, während seine jüngeren Brüder mit Statthalterposten abgefunden wurden, Matthias in Österreich, Maximilian nach Erzherzog Ferdinands Tode in Tirol; Albrecht ging nach Spanien.

Die Gegensätze.

Trotz dieser Teilung zeigt die politisch-kirchliche Entwickelung der habsburgischen Lande doch im wesentlichen dieselben Züge. Das Herrscherhaus macht überall den Versuch, die kirchliche Neuerung zurückzudrängen und zugleich seine landesfürstliche Macht gegen die Freiheit („Libertät") der Stände nachdrücklicher zur Geltung zu bringen. Beides schien, zum Unheil für den österreichischen Protestantismus, aufs engste verknüpft. Denn eben die weitgehende Unabhängigkeit der Stände hatte das Eindringen des Protestantismus ermöglicht, wie sie wieder dadurch verstärkt worden war. So sehr sie nun die kirchliche Reaktion erschwerte, so wurde diese anderseits doch dadurch erleichtert, daß die rechtlichen Grundlagen des österreichischen Protestantismus äußerst unsicher waren, weil sie nur auf persönlichen Bewilligungen Maximilians II., nicht auf Gesetzen beruhten, und es an einer durchgreifenden Ordnung der protestantischen Kirchenverhältnisse fehlte. Ferner bestanden die katholischen Einrichtungen, vor allem die bischöfliche Gewalt, überall noch fort, die Regierung hatte also bei ihren Bestrebungen das formelle Recht und organisierte Machtmittel für sich. Weil nun kirchliche und politische Gegensätze hier besonders eng miteinander verflochten waren, wurde der Kampf auch besonders heftig. Bis 1604 ist die fürstlich-katholische Gewalt im Vordringen, von da beginnt eine rückläufige Bewegung, die mit zunehmender Wucht alle Erfolge der Gegner zerstört, dann Rudolf II. selbst vom Throne wirft, endlich zu jenem gewaltigen Zusammenstoße führt, der den Dreißigjährigen Krieg eröffnet.

Innerösterreich unter den Erzherzögen Karl und Ferdinand.

Zugeständnisse und Reaktionsversuche unter Karl.

Am frühesten und auch am erfolgreichsten trat die Reaktion in Innerösterreich auf. Hier war Erzherzog Karl (II.) trotz seiner streng katholischen Gesinnung anfangs einem kirchlichen Ausgleiche geneigt und keineswegs blind gegen den tiefen Verfall des Katholizismus in seinem Gebiete; auch widerriet Maximilian II. jede Gewaltmaßregel, und der eigentlich nie unterbrochene Türkenkrieg an der östlichen Grenze (s. S. 92 f., 125 f.) gab den Ständen immer Gelegenheit, ihre Geldbewilligungen an die Erfüllung kirchlicher Zugeständnisse zu knüpfen. So erklärten sie im November 1569, die Zahlungen sofort einstellen zu wollen, wenn nur ein einziger evangelischer Prediger vergewaltigt würde. Seit der Vermählung des Erzherzogs mit Maria von Bayern (August 1571) war allerdings ein Anwachsen der katholischen Strömung am Hofe zu bemerken; trotzdem war Karl gezwungen, vor allem durch den Vorgang Maximilians II. in Österreich,

wenigstens dem Adel Glaubensfreiheit zu gewähren (Februar 1572). Seitdem begann ein heftiges Ringen um Ausbeutung und Erweiterung dieser Zugeständnisse auf der einen, um Beseitigung und Beschränkung auf der andern Seite. Schon Anfang des Jahres 1571 waren die Jesuiten in Graz erschienen, zwei Jahre später, im November 1573, wurde ihnen die Stadtpfarre zu St. Egidien zur Errichtung eines Kollegiums

54. Erzherzog Karl (II.) von Steiermark.
Nach dem Gemälde in der k. k. Ambraserſammlung.

übergeben. Diesem setzten die steirischen Stände eine treffliche Landesschule im Eggenberger Stift als einen „Samen- und Pflanzgarten der Religion" gegenüber (1574), sie forderten, allerdings vergeblich, auf dem Brucker Landtage im April 1575 die Ausweisung der Jesuiten, erzwangen dann aber, als ein gefährlicher Bauernaufstand in den slowenischen Strichen Steiermarks und Krains, sowie im benachbarten Kroatien und Slawonien, eine Folge türkischer Beutezüge und gutsherrlicher Bedrückungen

(1573—1575), die äußerſten Anſtrengungen nötig machte, ein neues Zugeſtändnis: auf einem zweiten Brucker Landtage gab ihnen der Erzherzog eine mündliche Erklärung zu gunſten der Glaubensfreiheit auch in den landesfürſtlichen Städten und Märkten (Februar 1578). Die Proteſtanten triumphierten, doch ſie konnten die engen Grenzen dieſer Erlaubnis ebenſowenig innehalten, wie die Regierung ihnen die Überſchreitung verzeihen wollte. Während überall der Bau proteſtantiſcher Kirchen begann, verfügte der Erzherzog die Wegnahme der proteſtantiſchen Bücher, deren an 12000 verbrannt wurden (Herbſt 1581), erzwang 1583 die Annahme des Gregorianiſchen Kalenders, gründete in Graz am 1. Januar 1585 eine Univerſität, die, am 14. April 1586 feierlich eröffnet, im November desſelben Jahres ihre Thätigkeit begann und deren Lehrſtühle den Jeſuiten übergeben wurden, verbot endlich 1587 ſeinen Unterthanen den Beſuch auswärtiger Hochſchulen. Eifrig arbeitete neben ihm der ſtreitbare Biſchof von Lavant in Kärnten (1585—1618), Georg Stobäus, ein geborner Oſtpreuße und Zögling des Collegium germanicum in Rom, an der Säuberung und beſſeren Vorbildung ſeiner Geiſtlichkeit. Aber die „Glaubenskommiſſionen“, die der Erzherzog zur Abſtellung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes durch das Land ſandte, ſtießen faſt überall auf hartnäckigen Widerſtand; der neuernannte ſtreng katholiſche Abt von Admont mußte vor den erbitterten Bauern flüchten, in Graz verbündeten ſich 2000 Bürger zum Schutze ihres Glaubens, heftige Tumulte in der Hauptſtadt bedrohten den päpſtlichen Nuntius Malaſpina. In großer Unruhe und Bekümmernis über dieſe Auftritte ſtarb Erzherzog Karl am 10. Juli 1590.

Durchführung der Reaktion unter Ferdinand II.

Karl hinterließ alles in Gärung und Aufregung. Von entſcheidenden Erfolgen der katholiſchen Reaktion konnte noch gar keine Rede ſein, und die vormundſchaftliche Regierung für ſeinen erſt dreizehnjährigen Sohn und Nachfolger Ferdinand II. (geb. 9. Juli 1578) deren Leitung erſt Erzherzog Ferdinand, dann (ſeit 1592) Maximilian von Tirol übernahm, konnte um ſo weniger an Gewaltmaßregeln denken, als beide ſich mit der energiſchen Erzherzogin-Witwe Maria ſchlecht ſtanden. So huldigten denn auch die drei Lande nur gegen ausdrückliche Verbürgung der Glaubensfreiheit im März 1592, und neue Feſſeln legte der im Auguſt 1593 wieder ausbrechende Türkenkrieg der Regierung an.

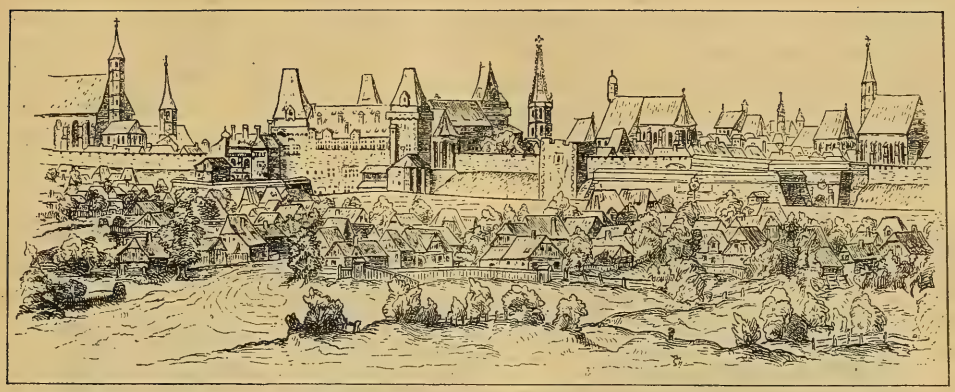
Erſt mit der Rückkehr des jungen Erzherzogs von der Jeſuitenuniverſität Ingolſtadt (1595), wo er mit dem Bayernherzog Maximilian, ſeinem Vetter, enge Freundſchaft geſchloſſen hatte, und ſeiner beſchleunigten Mündigkeitserklärung (Dezember 1596) begann die gewaltſame Reaktion. Ferdinand faßte ſie als Gewiſſenspflicht auf, er dachte zugleich die Macht der Stände einzudämmen. Darin ſtanden ihm ſeine Mutter, ein eifrig katholiſches Ratskollegium mit dem Freiherrn von Schrattenbach an der Spitze und der hohe Klerus zur Seite. So erteilte der Erzherzog ſchon bei der Huldigung die begehrte Verſicherung der Glaubensfreiheit nicht, dann ging er im April 1598 nach Italien, beſuchte Rom, Neapel und den altberühmten Wallfahrtsort Loretto und traf in Ferrara mit Clemens VIII. zuſammen. Es war der entſcheidendſte Augenblick in der neueren Geſchichte Inneröſterreichs. „Man erwartet die Zurückkunft unſres Fürſten aus Italien mit Zittern“, ſo ſchrieb Kepler am 11. Juni 1598 nach Tübingen.

Die Proteſtanten hatten wahrhaftig Urſache dazu. Kaum heimgekehrt und geſtärkt für ſein Gott wohlgefälliges Werk, verfügte Ferdinand durch Dekret vom 13. September 1598 die Ausweiſung aller evangeliſchen Prediger aus Graz und den übrigen landesfürſtlichen Orten; 300 Söldner erzwangen die Vollziehung. Am 22. Oktober erging derſelbe Befehl auch in Laibach, im Dezember gebot der Herzog den Übertritt oder die Auswanderung aller proteſtantiſchen Einwohner in allen landesfürſtlichen Städten und Märkten. Obwohl ſelbſt noch nicht davon betroffen, machte doch der Adel die dringendſten Vorſtellungen gegen dieſe Vergewaltigung; aber Ferdinand blieb

unerbittlich, übergab im Oktober 1599 auch die Grazer Stiftskirche und Stiftsschule den Jesuiten, wies die früheren Prediger und Lehrer, darunter Johann Kepler, aus und sandte seine Glaubenskommissionen durch das ganze Land. Im widerstrebenden Graz führte er selber die Entscheidung herbei. Nach dem Befehle vom 27. Juli 1600, der die Ungehorsamen mit einer Strafe von 100 Dukaten bedrohte, fand sich vier Tage später die Grazer Bürgerschaft in der Stadtpfarrkirche ein, wo auch der Landesherr mit glänzendem Gefolge erschien. Dort mußte jeder seinen Stand und Glauben angeben. Die meisten erklärten sich für katholisch und legten dann am 8. August den Glaubenseid ab. Der Eintritt in den Stadtrat und in die Innungen, also in das Bürgerrecht, wurde seitdem an das katholische Bekenntnis geknüpft. Wie in Graz, so ging man

55. Erzherzog Ferdinand von Steiermark (später Kaiser Ferdinand II.).
Nach einem Kupferstiche.

nun überall in Steiermark, Kärnten und Krain durch Überredung und Zwang vor. Was noch übrig blieb, nahmen die Jesuiten und die sich rasch ausbreitenden Kapuziner auf sich. An Widerstand fehlte es nicht; die Stände dachten Berufung an den Kaiser einzulegen, wandten sich beschwerdeführend an evangelische Reichsfürsten, namentlich an Kursachsen, und drohten nach 1603 mit massenhafter Auswanderung; aber nirgends wagten sie das, was die Niederländer einer freilich noch viel schlimmeren Tyrannei gegenüber gethan hatten, den bewaffneten Aufstand, schon weil ein solcher das Land den Türken überliefert hätte und von dem hartgedrückten Landvolk schwerlich unterstützt worden wäre. So kam das Werk der katholischen Reaktion binnen wenigen Jahren wenigstens äußerlich zum Abschluß. Doch wird von Sprengung protestantischer Versammlungen und Ausweisung Lutherischer bis 1615 berichtet.



56. Wien im Jahre 1588 von der Burgseite.
Nach Lautensack.

Reaktionsversuche in Österreich.

Innere Politik Rudolfs II.

Ein gleicher Erfolg hat in Österreich und den böhmisch-mährischen Gebieten die gleichen Versuche damals noch nicht gekrönt. Rudolfs II. Ziel war hier ein doppeltes, die Stärkung der landesfürstlichen Macht und die Förderung der einheitsstaatlichen Bestrebungen auf der einen, die katholische Gegenreformation auf der andern Seite. In der ersten Beziehung suchte er die ständischen Landesgerichte lahm zu legen und die Rechtsprechung an seine Behörden zu bringen; er griff in die Verwaltung des ständischen Steuerwesens ein, beförderte gegen die Landesverfassungen zuverlässige, namentlich katholische Ausländer zu wichtigen Ämtern und begünstigte in den slawischen Landesteilen überall die Anstellung und Ansiedelung von Deutschen, so daß das Deutschtum in Böhmen und Mähren damals bedeutende Fortschritte machte. Um die damals aufblühende tschechische Litteratur kümmerte sich der Kaiser gar nicht, da er des Tschechischen wenig mächtig war und am liebsten deutsch sprach. In kirchlicher Beziehung behielt er sein Ziel zwar immer im Auge, verfolgte es aber in den ersten beiden Jahrzehnten seiner Regierung nur mit großer Vorsicht und ohne eigentliche Gewaltanwendung. Er zog auch auswärtige Katholiken aus dem Reiche, wie selbst aus Spanien und Italien heran, besetzte allmählich die höheren Hof- und Staatsämter mit ihnen und begünstigte die auf die Wiederherstellung der verfallenen katholischen Kirche zielenden Maßregeln.

Wiederherstellung der katholischen Kirche.

In den einzelnen Kronlanden waren nun die Verhältnisse und daher die Erfolge sehr verschieden. Statthalter von Ober- und Niederösterreich war anfangs der streng katholische Erzherzog Ernst, seit 1595 Matthias (geb. 1557). Jener ging zunächst gegen die landesfürstlichen Städte vor, wo sich der Protestantismus ohne landesfürstliche Erlaubnis Eingang verschafft hatte, wie z. B. selbst in Wien. Zwei Dekrete verboten im Jahre 1578 den Bürgern den Besuch des evangelischen Gottesdienstes und die Aufnahme von Evangelischen ins Bürgerrecht. Das blieb indes zunächst ziemlich wirkungslos. Besser gelang die innere Herstellung der tief verfallenen katholischen Kirche dieser Lande, wie sie Melchior Khlesl (geb. 1553), ein eifriger Zögling der Wiener und Ingolstädter Jesuiten, seit 1580 Offizial (Stellvertreter)

des Bischofs von Passau für Niederösterreich, 1588 Bischof von Wiener Neustadt, später der Vertraute des Erzherzogs Matthias, in die Hand nahm. Die Klöster erhielten wieder eifrige Äbte, zunächst auf dem landesfürstlichen Gebiete wurden die lauen Geistlichen durch strenggesinnte Leute, am liebsten Schüler des Passauer Seminars oder der Wiener Jesuiten, ersetzt, Pfarren, deren Besetzung zwischen (protestan-

Card: Khlesl.

57. Kardinal Melchior Khlesl.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Ägidius Sadeler.

tischen) Edelleuten oder Stadtbehörden streitig war, durch die Hofkanzlei dem Bischof überwiesen, der evangelische Gottesdienst in Wien unterdrückt, schon 1589 die Bekehrung der landesfürstlichen Städte und Märkte gefordert. Die Durchführung übernahm dann seit 1590 Khlesl, unterstützt durch ein neues Dekret vom Jahre 1596, das die von weltlichen Herren den geistlichen Patronen entzogenen Pfarren diesen zurückzugeben

befahl und abermals die Beseitigung des evangelischen Kultus in den fürstlichen Städten und Märkten verlangte. Als „Generalreformator" besuchte er alle diese Orte, brachte die Stadträte zur Unterwerfung und erlangte bis 1602 von ihnen allen schriftliche Erklärungen, in denen sie sich auf den Katholizismus verpflichteten, nur nicht in Wien, Krems und Stein. Sehr lange widerstand die Wiener Universität, obwohl Khlesl seit 1579 ihr Kanzler war; erst im Jahre 1610 haben hier die Jesuiten Zutritt erlangt. Ähnlich ging es in Oberösterreich, wo eine Kommission die Durchführung des Ediktes von 1596 in die Hand nahm. In Linz zogen im Jahre 1600 die Jesuiten ein und gründeten 1608 hier eine Schule. Um die Reaktion noch mehr zu beschleunigen, wurden Katholiken, selbst Fremde, in die höheren Ämter befördert, gefügige Werkzeuge der landesherrlichen Gewalt, oft genug aber auch unfähig und eigennützig, so daß sich die Verwaltung im ganzen eher verschlechterte.

Bauernaufstände und Adelsbündnisse.

Indes fehlte in Österreich sehr viel am vollständigen Gelingen dieser „Gegenreformation"; sie hatte bis jetzt die ausgedehnten Adelsgüter noch kaum berührt, und schließlich kam es sogar zu bewaffneten Erhebungen der Bauernschaften. Von 1594 bis 1596 tobte ein gefährlicher Aufstand fast in ganz Oberösterreich, der sich eben so gut gegen die gutsherrliche Belastung wie gegen die kirchliche Reaktion wandte und weniger durch Gewalt als durch Beschränkung der Frondienste unterdrückt werden konnte. Noch bedeutender war die niederösterreichische Erhebung, die sich übrigens wesentlich gegen die geistlichen und weltlichen Herren richtete. Weithin zu beiden Seiten des Wiener Waldes traten die Bauern hier unter Waffen, tüchtige Führer an der Spitze; sogar die Holzknechte und Bergleute des nahen Steierlandes boten ihre Hilfe an, zumal gegen das „Pfaffennest" Melk, und auch hier machte nur eine Verbindung von Zugeständnissen und Gewalt den Aufständen ein Ende (1596 und 1597). Vorkommnisse dieser Art beweisen zugleich, wie wenig die Edelleute bei etwaigem bewaffneten Widerstande gegen die Regierungsmaßregeln auf ihre Bauern hätten zählen können. Wenn sie aber nun an solche nicht dachten, so verbanden sich doch im Jahre 1603 die Stände beider Lande unter Führung des Freiherrn Erasmus von Tschernembl zur Wahrung ihrer Rechte, sandten Botschaft an alle evangelischen Höfe Deutschlands mit der Bitte um Hilfe und erklärten endlich dem Kaiser Rudolf im Jahre 1604 rund heraus, sie könnten sich „ehren- und gewissenshalber" nicht fügen. Indem nun anderseits die katholischen Stände dagegen sich vereinigten (1605) und der kaiserliche Hof auf Khlesls Rat das Zugeständnis von 1571 aufzuheben, also auch dem Adel die Glaubensfreiheit zu nehmen beschloß, trieb Österreich unaufhaltsam einer gewaltsamen Entscheidung entgegen.

Die Reaktion in Böhmen und Mähren.

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen führte die Gegenreformation in Böhmen und Mähren, obwohl hier der schroffe Gegensatz zwischen den deutschen Stadtgemeinden und dem tschechischen Adel dem Protestantismus leicht verhängnisvoll werden konnte. Die Mittel der Regierung waren hier dieselben wie in Österreich. Katholiken, am liebsten Zöglinge der Jesuiten, auch Spanier und Italiener, wurden zu den höchsten Ämtern befördert, die engste Verbindung mit Rom und Spanien unterhalten. Jesuitische Erziehung, kaiserliche Gunst und spanisches Gold wirkten dann auf den jüngeren Adel so gewaltig, daß viele dem Protestantismus absagten und der Reaktion eifrig Vorschub leisteten, so in Böhmen das weitverzweigte, mächtige Geschlecht der Lobkowitz.

In Mähren verfocht der Kardinal Franz von Dietrichstein, ein Zögling des Collegium germanicum in Rom, seit 1599 Bischof von Olmütz, mit feuriger Beredsamkeit und begeisterter Hingebung besonders unter seinen Standesgenossen die Sache seiner Kirche.

Sieg der streng-katholischen Partei am Prager Hofe.

Mit offener Gewalt ging jedoch die Regierung erst vor, seitdem mit dem jähen Sturze Rumpfs und Trautsons (September 1600) rücksichtslose Vorkämpfer des Katholizismus, wie Andreas Hannewalt und der Reichsvizekanzler Leopold von Strahlendorf, den Geheimen Rat beherrschten. Auch dann aber richtete sich ihre Thätigkeit zunächst nicht gegen den Adel, sondern nur gegen die landesfürstlichen Städte. Im Jahre 1602 erneuerte die Regierung das schon 1584 einmal ohne Wirkung in Erinnerung gebrachte Gesetz König Wladislaws vom Jahre 1508, das nur Katholiken und Utraquisten anerkannte, alle andern mit dem Tode bedrohte, denn unter demselben ließen sich auch die Lutheraner fassen, so wenig zur Zeit jenes Königs schon von Lutheranern die Rede gewesen war. Auf Grund dieses Gesetzes erhielten die königlichen Städte die Weisung, hinfort nur Anhänger jener beiden alten Bekenntnisse in den Rat aufzunehmen und auch nur Geistliche derselben zu dulden (1603). In Brünn, Olmütz und Znaim wurden dann auch die Protestanten aus dem Rate entfernt, in Olmütz der evangelische Gottesdienst gänzlich untersagt. Den Adel aber traf besonders die Verdrängung der protestantischen Mitglieder aus dem Landrecht, der höchsten ständischen Gerichts- und Verwaltungsbehörde Mährens, da sie den alten Eid auf Maria und die Heiligen nicht mehr leisten wollten (1602). Als infolgedessen das Landrecht jahrelang seine Thätigkeit einstellte, zog das königliche Hoflehngericht in Prag die wichtigsten Prozesse an sich, so daß die ganze Verwaltung, zu der es auch unter den Katholiken an tauglichen Persönlichkeiten mangelte, in Verwirrung geriet.

So steigerte sich in allen Kreisen die Zahl der Mißvergnügten. An ihre Spitze trat Karl von Zjerotin, von jeher das Haupt der ständisch-protestantischen Partei und jetzt persönlich gereizt durch seine Ausschließung aus dem Landrecht, im übrigen bei aller Bildung ein adelsstolzer Herr und fanatischer Tscheche. Auch in Böhmen und Mähren bereitete sich also ein Umschlag vor, und Gewitterschwüle lagerte sich um das Jahr 1604 über alle deutsch-slawischen Lande Rudolfs II.

Verhältnisse in Ungarn.

Doch der drohende Sturm kam zunächst nicht hier, sondern in Ungarn zum Ausbruch.

Rudolfs II. Politik; die Jesuiten.

Dort waren die Verhältnisse für die kaiserliche Regierung die denkbar schwierigsten. Zwei Drittel des Landes standen unmittelbar unter türkischer Herrschaft, Siebenbürgen schwankte zwischen habsburgischer und türkischer Oberhoheit; in den habsburgisch gebliebenen Landstrichen war Verlaß nur auf die deutschen und lutherischen Städte. Der magyarische Adel zeigte sich unbotmäßig, der deutschen Herrschaft feindselig und neigte in Sitten und Gewohnheiten so sehr zu den ihm stammverwandten Türken hin, daß ein venezianischer Botschafter geradezu sagt, die Ungarn seien wenig von ihnen verschieden. Wollte die kaiserliche Regierung Ungarn behaupten, so blieb ihr gar nichts andres übrig, als die höchsten Ämter mit zuverlässigen Deutschen und andern Fremden zu besetzen, die Grenzverteidigung wesentlich deutschen Truppen anzuvertrauen und die Selbständigkeit des aufsässigen Adels thunlichst zu beschneiden. Es war ihr Unglück

und ihre Thorheit, daß sie damit die Unterstützung kirchlicher Reaktionsbestrebungen verband, denn diese mußten dem Hause Habsburg auch die deutsch-protestantischen Städte, seine natürlichen Stützen, entfremden. Zunächst beschränkten sich diese Versuche auf die Begünstigung der Jesuiten. Ihre erste Niederlassung gründeten sie schon 1561 in Tyrnau unter dem Schutze des Erzbischofs von Gran, Nikolaus Oláh, doch vernichtete ein großer Brand dies Kolleg sechs Jahre später, und erst seit 1589 gewann der Orden wieder festen Halt, besonders auch in Thurocz und Sellye, von wo aus seine Missionen ganz Nordungarn, selbst die deutschen Städte, durchzogen. Vor allem stieg die Zahl seiner vornehmen Schüler, und die Zeit ließ sich berechnen, wo ein guter Teil des magyarischen Adels der alten Kirche zurückgewonnen sein würde.

58. Ungarische Trachten im 16. Jahrhundert.

Nach einem Holzschnitte von Burgkmair im „Triumphzug des Kaisers Maximilian I."

Die Militärgrenze gegen die Türken.

Diese inneren Schwierigkeiten steigerten sich noch erheblich durch die unaufhörlichen Türkenkriege. Denn selbst der Abschluß eines Friedens hinderte verwüstende Einfälle der benachbarten Paschas bis nach Innerösterreich hinein keineswegs. Überall waren deshalb dort an beherrschenden Punkten befestigte Blockhäuser errichtet und Vorkehrungen getroffen, um durch Feuerzeichen (sogenannte Kreidenfeuer, vom ital. crida, Geschrei) feindliche Einbrüche zu melden, und noch heutzutage sieht man selbst im oberen Steiermark, z. B. in Eisenerz, stark ummauerte Kirchen, die damals als Zufluchtsstätten gegen den wilden Feind befestigt worden sind. Diese Gefahren riefen nun auch die Militärgrenze ins Leben. Schon König Ferdinand I. hatte durch Verträge mit kroatischen Grundherren, Ordnung des Kundschaftswesens und eine Flottille die Grenze zu sichern gesucht, und noch unter ihm begann die Einwanderung dichter

Scharen von serbischen Flüchtlingen (d. i. Uskoken), die sich namentlich nach der Schlacht von Essek (s. Bd. V, S. 347) im Jahre 1537 an der ganzen Linie von Zengg am Adriatischen Meere nordostwärts bis zur Drau in Kroatien niederließen und teils gegen Sold, teils gegen Ausstattung mit Grundstücken als Grenzmilizen in Dienst genommen wurden. So entstanden damals die sogenannte windische Grenze um Warasdin und die kroatische Grenze an der Kulpa. Erzherzog Karl übernahm im Jahre 1578 den Oberbefehl über beide und ließ die Festung Karlstadt an der Kulpa erbauen. So bedeutend nun auch die Kosten waren, die Innerösterreich dafür aufbringen mußte und die im Jahre 1578 z. B. sich auf mehr als 300000 Gulden beliefen, so verstärkte doch anderseits die gemeinsame Verteidigung das Gefühl der Zusammengehörigkeit dieser Lande.

59. Uskoke.

Nach dem Kostümwerke des Cesare Vecellio.

Die „Grenzer" selbst verhielten sich nun keineswegs bloß verteidigend, sie vergalten vielmehr den einbrechenden Türken Gleiches mit Gleichem, so daß der Krieg in diesen Gegenden niemals aufhörte und den Grenzbewohnern beiderseits zur Gewohnheit, zum gewinnreichen Gewerbe wurde. Besonders die Uskoken von Zengg zeichneten sich durch ihre kühnen Raubfahrten zur See aus, nicht selten streiften sie auch von der dalmatischen Küste meilenweit ins Innere. Eben dies veranlaßte Hassan Pascha von Bosnien im Jahre 1593 zu einem Feldzuge gegen Zengg. Doch seinen Einfall wiesen die Innerösterreicher und Kroaten unter Andreas von Auersperg durch einen glänzenden Sieg an der Kulpa zurück, der Pascha selber fiel. Die Folge war die türkische Kriegserklärung im August 1593.

Der Türkenkrieg.

Ohne die nachhaltige Unterstützung Deutschlands, wo Reichs- und Kreistage fortwährend sehr erhebliche Bewilligungen für den Türkenkrieg machten, wäre der Kaiser nicht im stande gewesen, ihn zu führen, denn die eignen Einnahmen aus seinen Erblanden, etwas über drei Millionen Gulden, reichten knapp für die regelmäßigen Ausgaben; der Krieg fügte ihnen noch etwa sechs Millionen hinzu, die teils durch Bewilligungen der Stände, teils durch Beiträge des Reiches (jährlich etwa 1600000 Gulden), teils endlich durch Zahlung der italienischen Reichslehen, des Papstes und Spaniens, im Notfalle auch durch Anleihen gedeckt werden mußten. Diese Mittel reichten doch so weit, daß der Krieg — wie immer wesentlich Festungs- und Belagerungskrieg — im ganzen nicht gerade unglücklich verlief und wenigstens die Gefahr eines großen türkischen Einfalls nach Österreich nicht eintrat. Gleich im Jahre 1593 siegten die Kaiserlichen bei Stuhlweißenburg und machten später die Übergabe des tapfer verteidigten Raab (1594) durch die Eroberung von Gran wieder gut (1595). Empfindlich war der Verlust von Erlau in Nordungarn, zumal da der Versuch des Erzherzogs Maximilian, es wieder zu nehmen, in offener Feldschlacht scheiterte, weil die

allzu wilde Beutelust seiner Truppen den schon gewonnenen Sieg in eine Niederlage verwandelte (1596).

Seitdem erscheinen überhaupt die Osmanen im Vordringen, nahmen 1595 Waitzen, 1600 Kanischa in Südungarn, das im Jahre darauf Erzherzog Ferdinand (II.) umsonst belagerte, und warfen im Jahre 1602 die Kaiserlichen aus dem erst ein Jahr zuvor eroberten Stuhlweißenburg wieder hinaus. Gegenüber ihrem Besitzstande vor dem Kriege blieben so von wichtigen Plätzen Kanischa, Raab, Waitzen und Erlau in ihren Händen.

Siebenbürgen.

Fast selbständig entwickelten sich daneben die Verhältnisse Siebenbürgens. Das unglückliche Land war jahrzehntelang nicht nur der Kampfpreis zwischen den Habsburgern und Türken, sondern auch noch der Spielball selbstsüchtiger Magnaten, die sich um die Fürstenkrone stritten und dabei lediglich ihren persönlichen Vorteil im Sinne hatten, höhere Ziele aber gar nicht kannten. Das einzige Bild, auf dem das Auge mit Teilnahme ruht, bieten in diesen wüsten Kämpfen eigennütziger Machthaber die tapferen Sachsen unter ihrem Grafen Albert Huet (1578—1607), die im schrecklichen Gedränge politischer, nationaler und bald auch kirchlicher Feinde niemals ihren deutschen Bürgermut und ihren evangelischen Glauben verleugnen.

Ein festes Ziel verfolgten in Siebenbürgen nur die Jesuiten, denen Stephan Bathorys Nachfolger, sein Bruder Christoph (1574—81), das Land seit 1579 öffnete. Sie strebten danach, Siebenbürgen, auch die griechisch-katholischen Rumänen, ihrer Kirche zu unterwerfen, deren Herrschaft womöglich auch über die Walachei und Moldau auszudehnen, und deshalb diese Länder ebenso wie Siebenbürgen in die engste Verbindung mit dem Hause Habsburg zu setzen. Den Sohn Christophs, Sigismund Bathory (1581—1602), wußten sie ganz in ihre Hände zu bringen; auch als die Stände im Jahre 1588 ihre Ausweisung erzwangen, blieb ihr Einfluß ungebrochen, und schon im Jahre 1595 erlangten sie aufs neue Zulassung. Mit der Walachei wurden enge Beziehungen angeknüpft. Michael der Tapfere, seit 1592 Woiwode, schloß ein Bündnis mit Siebenbürgen und erkannte schließlich Bathorys Oberhoheit an (Mai 1595), auch in der Moldau gelang die Einsetzung eines siebenbürgischen Vasallen, und glänzend behauptete sich Michael gegen die Türken in den Schlachten um den Donauübergang bei Giurgewo (Oktober und November 1595). Anderseits suchte Sigismund Bathory Anlehnung am Hause Habsburg. Den widerstrebenden magyarischen Adel schreckte er durch einige rechtlose Hinrichtungen in Thorenburg (August 1594), dann brachte er persönlich in Prag unter Anerkennung der ungarischen Oberhoheit ein Bündnis zustande, dem sich auch die Walachei und Moldau anschlossen (Januar 1595); die Vermählung des Fürsten mit Maria Christine, einer Tochter des Erzherzogs Karl, sollte dem Verhältnis noch eine größere Festigkeit geben.

Sigismund stand auf dem Gipfel seiner Macht. Aber in seiner schwankenden Weise wußte er sie nicht festzuhalten und stürzte dadurch das Land in vieljährige Zerrüttung. Schon 1597 trat er, der Herrschaft müde, Siebenbürgen an den Kaiser ab, nahm sie dann wieder und verzichtete abermals zu gunsten seines Oheims Andreas Bathory. Dieser jedoch erlag in der blutigen Schlacht bei Hermannstadt dem ehrgeizigen und gewaltthätigen Michael (Oktober 1599) und wurde auf der Flucht von seiner eignen Garde erschlagen. Nunmehr gewann Michael die Anerkennung der siebenbürgischen Stände, des Kaisers und des Sultans; aber da sein blutiges Wüten gegen die Anhänger der Bathory alles in Verzweiflung brachte, zwang ihn der kaiserliche General Basta durch den Sieg bei Dés zur Räumung des Landes (September 1600). Als sich Michael dann doch mit dem Kaiser in Verbindung setzte und sich trotzdem auch

mit den Türken einließ, ließ Basta den Treulosen überfallen und erschlagen (August 1601). Mit Sigismund Bathory verständigte sich Rudolf II. endlich durch die Einräumung der schlesischen Fürstentümer Oppeln und Ratibor (Juli 1602). Siebenbürgen, völlig zerrüttet und arg verwüstet, war in Bastas Händen, und nachdem ein Aufstand mit walachischer Hilfe zu Boden geworfen worden war, schien die habsburgische Herrschaft über das Land endlich gesichert zu sein.

60. Sigismund Bathory.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Egidius Sadeler.

Diese Erfolge trieben den kaiserlichen Hof zu einem ebenso gewaltsamen als unklugen Vorgehen. Gleichzeitig sollte auch in Ungarn die evangelische Kirche zerstört, der magyarische Adel gebrochen werden, weil seine Übermacht allerdings in diesem Grenzlande, dessen Verteidigung die schärfste Zusammenfassung aller Kräfte verlangte, unerträglich schien.

Katholische Reaktionsversuche in Ungarn.

Im Januar 1604 wurde auf Antrag des vertriebenen Erlauer Domkapitels durch die Truppen des kaiserlichen Feldherrn Barbiano von Belgiojoso die prächtige Elisabethkirche in Kaschau, eines der schönsten Denkmäler des gotischen Stiles in Ungarn, den Evangelischen weggenommen. Den klagenden Beschlüssen des Preßburger Landtags im Februar fügte der Kaiser eigenmächtig einen Artikel hinzu, der die alten, längs vergessenen Ketzergesetze Stephans des Heiligen wieder in Kraft setzte und damit dem ungarischen Protestantismus den Krieg auf Leben und Tod an-

kündigte; als darauf die Stände der oberungarischen Gespanschaften, in Gál-Szécs (Zempliner Komitat) versammelt, die Zahlung der zu Preßburg bewilligten Steuern verweigerten, wurden ihre Häupter zu harten Strafen verurteilt. Zugleich wurde, um die Durchführung des königlichen Willens zu sichern, eine Reformationskommission niedergesetzt. An jenem Beschlusse hatten auch die deutschen Städte der Zips teilgenommen; um so mehr hielt sich die Regierung berechtigt, auch über sie die schärfsten Maßregeln zu verhängen.

61. Stephan Bocskay.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Balthasar Caymox.

Aufstand der Magyaren unter Stephan Bocskay.

Doch dies alles in Verbindung mit der Zurücksetzung, die der magyarische Adel schon Jahre hindurch erfahren zu haben glaubte, wie mit dem Haß gegen alles deutsche Wesen, das freilich hier als das Werkzeug habsburgischer Unterdrückung erschien, trieben einen furchtbaren **Aufstand der Magyaren** hervor, der die kaiserliche Autorität in Ungarn bis in ihre Grundfesten erschütterte, den Türken die Wege bahnte, den Anstoß gab zu heftigster Bewegung auch in den deutsch-slawischen Landen und so den Zusammenbruch der Rudolfinischen Regierung einleitete. Das war das Werk des ostungarischen Magnaten **Stephan Bocskay**. Bereits hatte dieser heimliche Ver-

bindungen mit den Türken in Temeswar und mit siebenbürgischen Unzufriedenen, z. B. Bethlen Gabor, den das Geschick noch zu größeren Dingen bestimmt hatte, angeknüpft, da wurden diese Beziehungen entdeckt, er selbst von Belgiojoso zur Verantwortung gezogen und durch starke Truppenansammlungen um Debreczin und Großwardein bedroht. Da brach er los. Mit Hilfe der ungarischen Truppen in kaiserlichen Diensten, die er zum Abfall bewog, überfiel und vernichtete er am 15. Oktober zwischen jenen beiden Städten ein deutsches Söldnerregiment und zwang, durch eine rasche und allgemeine Erhebung der magyarischen Bevölkerung unterstützt, den kaiserlichen General zum schleunigen Rückzuge nach der oberen Theiß. Jetzt rächte sich auch die Mißhandlung Kaschaus, dessen Güter die Kaiserlichen weggenommen, dessen Ratsherren sie, freilich vergeblich, zum Katholizismus hatten zwingen wollen. Obwohl Belgiojoso jetzt im Drange der Not die Elisabethkirche wieder zurückgab, so sperrte ihm die Stadt ihre Thore, und als die Ungarn vor ihr erschienen, da lieferte der magyarische Teil der Bevölkerung sie Bocskay in die Hände (Oktober 1604). Diesem Beispiele folgten auch die übrigen Gemeinden des Fünfstädtebundes, so wenig sie auch die magyarische Bundesgenossenschaft wünschen mochten.

Als aber nun der kaiserliche Oberfeldherr Graf Georg Basta von Gran aus mit 15000 Mann heranzog und die Ungarn in zwei bedeutenden Treffen am 14. und 28. November völlig schlug, da hielt nur Kaschau eine kurze Belagerung aus, die übrigen Gemeinden ergaben sich wieder an Basta, da dieser ihnen freie Ausübung der Augsburgischen Konfession für alle Zukunft, Bestätigung ihrer Privilegien, Verzeihung für ihren Anschluß an Bocskay, Schutz gegen feindliche Angriffe und Verschonung mit Einquartierung zusicherte. Indessen bald darauf wurde Basta durch eine Meuterei seiner unbezahlten Söldner zur Räumung seiner festen Stellung bei Eperies und zum Rückzuge nach Preßburg gezwungen (Anfang April 1605), und fast ganz Oberungarn fiel den Aufständischen zu.

Unter den wildesten Verheerungen, voll Wut gegen alles, was Deutsch und Kaiserlich war, brachen nun Bocskays Scharen im Sommer 1605 über die Grenzen Ungarns in Mähren, Österreich und Steiermark ein, die Türken aber, den günstigen Augenblick rasch benutzend, nahmen Gran nach tapferer Gegenwehr wieder ein (Oktober 1605). Schon im Februar 1605 hatte Siebenbürgen, im April auch das nordöstliche Ungarn Stephan Bocskay als Fürsten anerkannt, im November empfing er zu Ofen auch die türkische Belehnung. Was die Waffen und die Staatskunst der Kaiserlichen in jahrelanger Arbeit mühsam aufgerichtet hatten, das war in wenigen Monaten vollständig zerstört.

Die Friedensschlüsse.

Da griffen die Erzherzöge ein. Denn das Verfahren des kaiserlichen Hofes in Ungarn schädigte nicht nur die Interessen des Kaisers, sondern auch die des Gesamthauses; sie durften nicht länger so unfähigen Händen überantwortet bleiben. Von Linz aus, wo sie sich verständigt hatten, reisten sie nach Prag (Juni 1605), um auf friedlichen Ausgleich mit Ungarn zu dringen. Doch erst nach harten Kämpfen, nachdem direkte Versuche des Kaisers mißlungen und alle Aussichten auf weitere Unterstützung durch die evangelischen Reichsstände, die in den protestantischen Ungarn doch auch ihre Glaubensgenossen sahen, geschwunden waren, erhielt Erzherzog Matthias Vollmacht, mit Bocskay zu unterhandeln. So kam in Wien am 9. Februar 1606 ein Waffenstillstand, am 23. September der Friede mit den Ungarn zustande. Vollständige Religionsfreiheit für alle Bekenntnisse, Besetzung der Ämter mit geborenen Ungarn, Herausgabe der weggenommenen Güter und Ausweisung der Jesuiten wurden ihnen gewährt, dazu Stephan Bocskay als Fürst von Siebenbürgen und Ostungarn auf

Das letzte Blatt der Wiener Friedensurkunde.

Nach dem Original im Reichsarchiv zu Budapest.

Lebenszeit anerkannt. Dem folgte dann der Friede mit den Türken zu Szitvatorok (bei Komorn) am 11. November 1606 auf zwanzig Jahre, in dem der Sultan zum erstenmal dem Kaiser diesen Titel gab, also die Gleichberechtigung zugestand. Der bisherige Tribut wurde gegen eine einmalige Zahlung von 200 000 Dukaten aufgehoben, die Eroberungen blieben den Osmanen.

Sieg der Stände in Österreich und Mähren. Der böhmische Majestätsbrief und Rudolfs II. Sturz.

Die Erhebung Ungarns war gegen die kirchliche Reaktion und die landesfürstliche Macht gerichtet gewesen, die überall den Kampf gegen den Protestantismus und die Stände aufgenommen hatte; ihr Sieg wirkte deshalb weit über die Grenzen Ungarns hinaus, ein plötzlicher Rückschlag warf alle Erfolge Rudolfs II. jäh über den Haufen.

Die Erkrankung Rudolfs II. und die Erzherzöge.

Er wurde durch eine Spaltung im habsburgischen Herrscherhause unterstützt. Der Monarch war immer unzugänglicher und unthätiger geworden und deshalb mehr und mehr in die Abhängigkeit von untergeordneten und bestechlichen Menschen, wie namentlich seines Kammerdieners Philipp Lang, geraten. Seit 1598 zeigte er sogar unzweifelhaft Spuren von wirklicher Geistesstörung in der Form des Verfolgungswahnsinns. Rings um ihn mußte Totenstille herrschen, seine Gemächer verließ er fast niemals, für seine Spaziergänge ließ er sich bedeckte Gänge bauen, die nach außen nur schießschartenartige Fenster hatten, weil er ermordet zu werden fürchtete. Bei Tag und Nacht trieb er sich ruhelos umher, zuweilen brach er in rasende Heftigkeit aus, mißhandelte seine Diener und glaubte, er sei vom Teufel besessen. Sein Verstand war, solche Momente abgerechnet, scharf wie immer, aber da er nicht mehr unter der Herrschaft des Willens stand, so blieb nichts übrig, als ihm die mißbrauchte Gewalt aus der Hand zu nehmen und ihm einen Nachfolger zu geben, denn trotz mannigfacher Heiratspläne war Rudolf unvermählt geblieben. Diese letztere Frage war schon nach dem Tode des Erzherzogs Ernst, also seit dem Jahre 1595, vielfach erörtert worden, jetzt wurde sie zu einer brennenden. So erkannten die Erzherzöge mit Einwilligung des Königs von Spanien Matthias förmlich als Haupt ihres Hauses an (im April 1606), und dieser wiederum suchte sich der Hilfe der Stände zu versichern. Zuerst in Ungarn gelang ihm dies. Rudolf II. nämlich, der die Friedensschlüsse von Wien und Szitvatorok erst nach langem Zögern und unter mancherlei Vorbehalt bestätigt hatte, dachte schon im September 1607 trotz ganz ungenügender Mittel daran, den Krieg mit den Türken wieder zu erneuern und dabei die Ungarn niederzuwerfen.

Erhebung der ungarischen und der erbländischen Stände unter Matthias.

Darüber kam es in Oberungarn bereits zu einer ziemlich gefährlichen Erhebung, und nun griff die Revolution auch in die deutsch-slawischen Erblande hinüber. Zunächst verständigten sich die Häupter der ständisch-protestantischen Partei Österreichs und Mährens bei Zierotin auf Schloß Rossitz über ein gemeinsames Vorgehen (Dezember 1607). Um die steigende Bewegung für sich auszunutzen, kam darauf Matthias mit den ungarischen Ständen in Preßburg dahin überein, den Frieden zu behaupten und einander beizustehen, wenn sie deshalb angefochten würden, sie verbündeten sich also gegen Rudolf II. (1. Februar 1608). Kurz darauf genehmigten die Stände Ober- und Niederösterreichs auf den Antrag des Erzherzogs das Bündnis mit Ungarn und bewilligten ihm sogar das Landesaufgebot; endlich schlossen sich unter lebhaftem Widerstreben der katholischen Mitglieder auch die Mährer in Eibenschitz an (April 1608). Die vier Länder waren in hellem Aufruhr gegen Rudolf II.

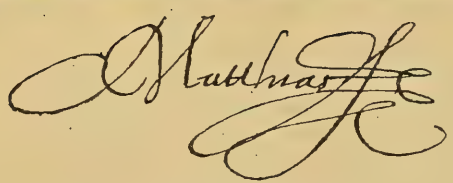
Sieg der protestantischen Stände.

Im April 1608 rückte Matthias mit etwa 20 000 Mann durch Mähren in Böhmen ein. Was er oder vielmehr was die Stände wollten, verkündete ein Manifest: Sicherung des Friedens in Ungarn, Besserung der Regierung und Wiederherstellung der verletzten Freiheiten. Da Rudolf II. so gut wie wehrlos war — denn die böhmischen Stände dachten seine Bedrängnis für sich selber auszunutzen — so stand Matthias schon am 5. Juni bei Sterbohol, eine halbe Stunde von Prag. Unter solchen Umständen blieb dem Kaiser gar nichts andres übrig, als die Forderungen des Bruders zu genehmigen; er sicherte ihm die Nachfolge in Böhmen zu, erkannte ihn als König von Ungarn, als „Gubernator" (nicht Statthalter) von Mähren und Österreich an, trat ihm also thatsächlich diese Lande ab, und behielt für sich nur Böhmen, Schlesien und die Lausitzen (25. Juni).

Es war aber nicht sowohl ein Sieg des Matthias, als der Stände. Hätten sie ihn nun maßvoll und zugleich entschieden zu benutzen verstanden, dann konnte die Zukunft des Protestantismus und der ständischen Herrschaft in Österreich für alle Zeiten gesichert und der kühne Gedanke Zierotins verwirklicht werden, ein österreichisch-ungarisches Reichsparlament ins Leben zu rufen, eine Gesamtverfassung auf aristokratischer Grundlage etwa wie in England zu gründen. Zunächst schienen die Ereignisse wirklich diesen Gang nehmen zu wollen. Noch am 28. Juni schlossen die Stände der vier Länder, vor allem von dem leidenschaftlichen und ehrgeizigen Erasmus von Tschernembl geleitet, in Sterbohol ein festes Bündnis zur Wahrung ihrer Rechte. Daher mußte Matthias auf dem Huldigungslandtage zu Brünn die Erklärung Maximilians II. von 1575 (s. S. 82) erneuern und die ständischen Freiheiten im weitesten Umfange anerkennen (August). Darauf wurden z. B. in Oberösterreich den Protestanten sämtliche ihnen früher weggenommenen Kirchen zurückgegeben. Als Matthias dann zur Krönung nach Preßburg ging, bewilligte er den Ungarn in seiner Wahlkapitulation die Religionsfreiheit im vollsten Umfange und ernannte den Führer der evangelischen Stände, Stephan Illésházy, zum Palatin (Ende 1608). Endlich errangen die Österreicher, nachdrücklich unterstützt von den Mährern und Ungarn, wie von einer Gesandtschaft der Union, zunächst die Wiederherstellung der Erklärung Maximilians II. von 1571 (19. März 1609), im nächsten Jahre aber auch die Verbürgung der Glaubensfreiheit für die landesherrlichen Städte (Februar 1610), die zugleich als vierter Stand des Landtages neben den Prälaten, Herren und Rittern anerkannt wurden. Das war der Preis für die Erhebung des Erzherzogs.

Der böhmische Majestätsbrief.

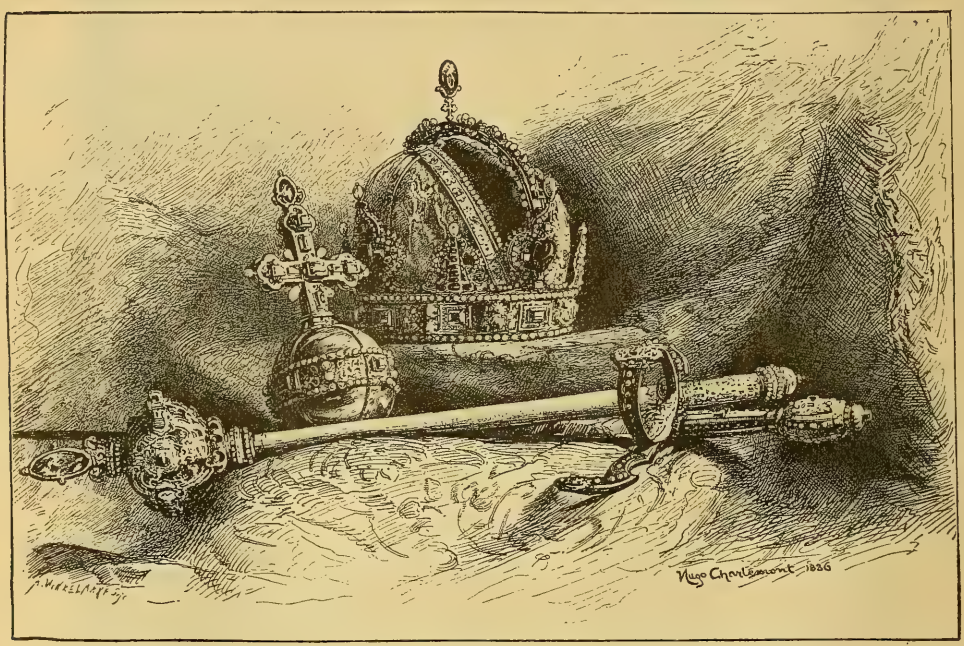
Was nun diese Lande durch ihren Aufstand gegen Rudolf II. gewonnen hatten, das konnte unmöglich den Böhmen für ihre wenn auch unsichere Treue verweigert werden. In der Versammlung vom März 1609 forderte der böhmische Landtag, den der hochgebildete Wenceslaw Budowec von Budowa fest und geschickt leitete, der ehrgeizige Matthias Graf von Thurn leidenschaftlich vorwärtsdrängte, die Sicherstellung seiner politischen und kirchlichen Rechte. Lange widerstand die katholische Partei am Hofe, Lobkowitz, Martiniz, Slawata u. a., gestützt auf den spanischen Gesandten, ja sie setzte sogar die Auflösung des Landtags durch; erst als die Stände eine provisorische Regierung bildeten, Rüstungen begannen und sich mit Schlesien und Mähren zu verbünden drohten, da gelang es besonders der kursächsischen Vermittelung, den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bestimmen: er bewilligte am 9. Juli 1609 den Böhmen den berühmten Majestätsbrief. Alle Anhänger des Abendmahlsritus unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) erhielten volle Religionsfreiheit, und die drei „oberen Stände" Herren, Ritter und königliche Städte, die Erlaubnis, überall, in Städten, Märkten und Dörfern, Kirchen und Schulen zu bauen. Das utraquistische (hussitische)



62. Kaiser Matthias.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Konsistorium und die Universität in Prag sollten an die Stände übergehen, vierundzwanzig „Defensoren“ die protestantischen Angelegenheiten leiten. Ein nachträglicher „Vergleich“ zwischen den katholischen und evangelischen Ständen, den Rudolf genehmigen

mußte, dehnte das Recht zum Kirchenbau noch auf die Bewohner der „königlichen Güter" aus und verbürgte beiden Parteien ihren damaligen kirchlichen Besitzstand. Außerdem sollten die Defensoren das Recht haben, einen Ausschuß der Stände und der protestantischen Landesbeamten zu berufen, falls die Rechte der Protestanten beeinträchtigt würden, und über Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten sollte ein gemischter Gerichtshof entscheiden. Da nun der Majestätsbrief von „Lutheranern" gar nicht ausdrücklich sprach, das Zugeständnis also gelegentlich auf die bisher kaum geduldeten böhmischen Brüder beschränkt werden konnte, so vereinigten sich die Lutheraner mit diesen zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnis (September), um sich die Wohlthaten des Majestätsbriefes auf alle Fälle zu sichern.



63. Österreichische Hauskleinodien aus der Zeit des Kaisers Matthias.

Nach einer Zeichnung von Hugo Charlemont in „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild".

Am 20. August erhielt auch Schlesien seinen Majestätsbrief, mit den Ständen der Oberlausitz wurde über einen solchen verhandelt.

Der Sturz Rudolfs II.

Mit diesem glänzenden Siege der evangelischen Stände, an dem nur die inner-österreichischen trotz mannigfachen Bemühungen keinen Anteil zu gewinnen vermochten, gelangte die kirchliche Bewegung zu einem vorläufigen Abschluß, die politische dagegen nur zu kurzem Stillstand. Denn kaum hatte Erzherzog Matthias unter Vermittelung der Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, die persönlich in Prag erschienen, sich mit Rudolf II. äußerlich ausgesöhnt (Oktober 1610), als wieder neuer Zwiespalt ausbrach und den völligen Sturz des Kaisers entschied. Da er trotz jener Versöhnung mit Matthias in rachsüchtigem Hasse diesen nicht zur Nachfolge kommen lassen wollte, was doch nach Lage der Sache das Natürlichste war, so dachte er sie seinem Vetter, dem jungen Erzherzog Leopold (geb. 1586), zuzuwenden, der, obwohl Bischof von

Passau und Straßburg, doch ein lebenslustiger, streitbarer, unternehmender Herr und dabei eifrig katholisch war. Seine Erhebung auf den Thron wäre freilich ein Sieg der monarchisch-katholischen Pläne gewesen.

Leopold hatte im Interesse des Kaisers das für den klevischen Krieg geworbene Kriegsvolk, etwa 12000 Mann, noch beisammen gehalten, ohne es bezahlen zu können; jetzt rückten diese „Passauer", zügellose Banden, eigenmächtig durch Oberösterreich nach Böhmen und besetzten, als Leopold trotz mehrfacher Gegenbefehle des Kaisers sich an die Spitze der Truppen gestellt hatte, nach blutigen Gefechten den Hradschin samt der Kleinseite von Prag (15. Februar 1611). Nun ging auch Rudolf auf seine Absichten ein. Aber wenn er gehofft hatte, die Böhmen damit zu schrecken und seinen Plänen gefügig zu machen, so war das eine schwere Täuschung. Die äußerste Erbitterung ergriff ganz Böhmen, Prag trat unter Waffen, der Adel rüstete, große Bauernhaufen sammelten sich, es kam in der Hauptstadt selbst zu heftigen Kämpfen. In seiner Beängstigung zahlte jetzt der Kaiser den Passauern den rückständigen Sold und bewog sie damit zum Abzuge, allein es war schon zu spät. Schon am nächsten Tage, 11. März, besetzten die ständischen Truppen den Hradschin und brachten damit den Kaiser in ihre Gewalt. Von den böhmischen Ständen gerufen, erschien auch Erzherzog Matthias mit seinen Truppen schon am 24. März 1611 vor Prag. Auf seine und des böhmischen Landtags Forderung erklärte sich Rudolf II., um wenigstens den Schein zu retten, zum Verzicht auch auf die böhmische Königskrone zu gunsten des Matthias bereit, aber dann zog er sich in die entlegensten Gemächer zurück, um nicht das Jubelgeschrei der Menge und das Schmettern der Trompeten zu hören, welche die Krönung des verhaßten Bruders begrüßten (27. Mai). Erst am 11. August setzte er, rasend vor Zorn, seinen Namen auf das Blatt, das die Erklärung seiner Abdankung enthielt; aber wütend zerbiß er die Feder, mit der er die Urkunde unterzeichnet hatte, und vom Balkon des Schlosses Hradschin hinuntersehend auf das prachtvolle stolze Stadtbild zu seinen Füßen, sprach er einen schweren Fluch aus über Prag, für dessen Wohl er so viel gethan und das ihn so undankbar verraten habe.

Rudolfs II. Tod.

Jetzt, da ihm nichts mehr von seiner Herrlichkeit übrig geblieben war als der leere Kaisertitel, erwachte in dem tiefgekränkten Manne eine überraschende Thatkraft, wie er sie nie zuvor gezeigt hatte. Es war freilich nur die Energie eines Wahnsinnigen. Er dachte daran, in eine Reichsstadt abzureisen und sich auf die Union zu stützen, da riß ihn ein rascher Tod aus allen Entwürfen (20. Januar 1612) und eröffnete für König Matthias die gesetzmäßige Nachfolge auch im Kaisertum.

Die letzten Ausgleichsversuche unter Matthias.

Matthias zum Kaiser gewählt.

Gab es noch eine Möglichkeit, den furchtbaren Zusammenstoß der Parteien im Reiche zu vermeiden, so war es die Wahl des Matthias zum Kaiser, der soeben in den habsburgischen Erblanden den Protestanten die umfassendsten Zugeständnisse gewährt hatte. Deshalb waren auch die evangelischen Reichsstände für Matthias, nur wollten sie die Wahl an Bedingungen knüpfen, an die Erledigung ihrer Beschwerden. Brandenburg und Pfalz sprachen sich für Aufnahme protestantischer Mitglieder in den Reichshofrat, Beaufsichtigung seiner Rechtspflege durch die Reichsfürsten und feste

Begrenzung derselben aus. Doch Sachsen, auch jetzt beherrscht von der alten Abneigung gegen die calvinische Pfalz und von Brandenburg getrennt durch die Jülichsche Frage, ging auch jetzt nicht mit seinen protestantischen Glaubensgenossen, sondern mit den katholischen Kurfürsten und stimmte für Matthias ohne jede schützende Bedingung (Juni 1612).

Scheitern der Verhandlungen in Regensburg.

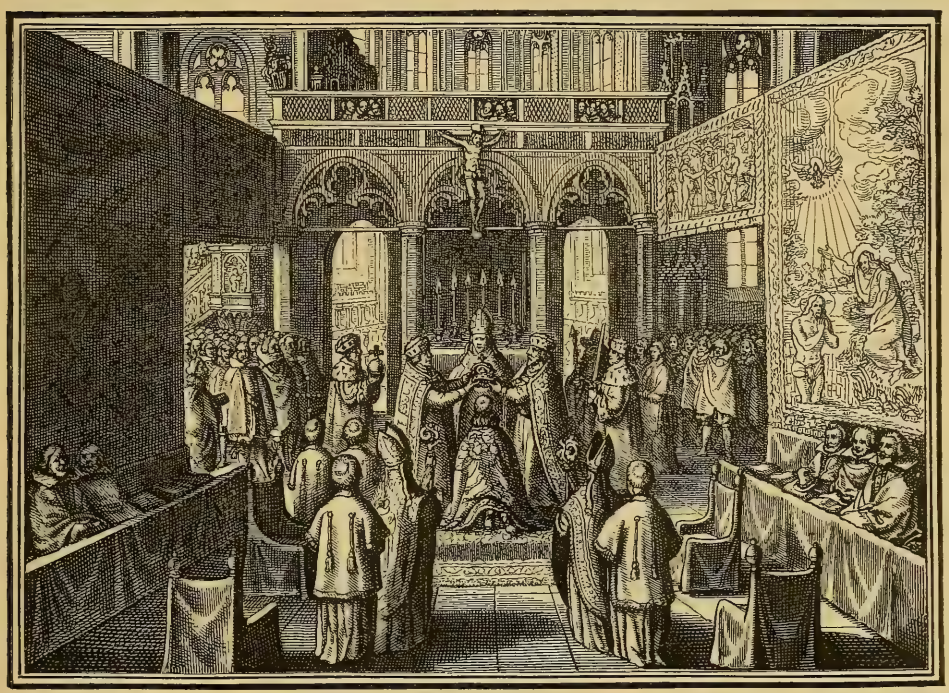
Trotzdem zeigte sich der leitende Staatsmann des Kaisers, Kardinal Melchior Khlesl, auf den es bei der geringen persönlichen Bedeutung des Monarchen vor allem ankam, und der, obwohl selbst gut katholisch, doch kein Fanatiker war, aufrichtig und eifrig auf die Herbeiführung des Ausgleichs bedacht, und nur an dem unbeugsamen Fanatismus der katholischen Stände ist er gescheitert. Khlesl war bereit, zwei Hauptbeschwerden der Protestanten zu erledigen, den evangelischen Administratoren nämlich der Stiftslande Sitz und Stimme am Reichstage zuzugestehen und die Acht über Donauwörth aufzuheben. Der Reichstag, nach Regensburg berufen, sollte darüber entscheiden. Doch schon standen sich die Parteien so schroff gegenüber, daß jede Aussicht auf Verständigung rasch schwinden mußte. Auf einer Versammlung zu Frankfurt (März 1613) beschloß die Liga, auf dem früheren Standpunkte zu beharren, im Notfall es selbst auf einen Krieg ankommen zu lassen und den Beistand des Auslandes anzurufen. Die Unierten wiederum verständigten sich in Rotenburg darüber, vor Erledigung der Beschwerden an keiner Beratung teilzunehmen. Schon dachten auch sie an fremden Beistand. Im März 1612 hatte die Union mit England ein Bündnis abgeschlossen und dies durch die Vermählung Friedrichs V. von der Pfalz mit Elisabeth, der Tochter Jakobs I., befestigt (Februar 1613), dann sich mit den Niederlanden auf fünfzehn Jahre verbündet.

So war der Widerstreit unversöhnlich, als Kaiser Matthias mit allem Pomp zu seinem ersten und letzten Reichstage in Regensburg einritt. Außer Max von Bayern und einigen andern katholischen Fürsten sah er sich hier nur von den Gesandten seiner Stände umgeben. Bald nahmen die Beratungen die unglücklichste Wendung. Denn abermals von Sachsen unterstützt, überrumpelten die katholischen Kurfürsten und Fürsten die Evangelischen mit dem Beschlusse, sofort in die Beratungen einzutreten. Als die Unierten trotzdem fest blieben und als Bedingung ihrer Einwilligung sofortige Einstellung der Reichshofratsprozesse, Herstellung von Donauwörth und Ernennung einer katholisch-protestantischen Ausgleichungskommission forderten, verwarf die Mehrheit diese Forderungen, und der Kaiser, unselbständig wie immer und im Grunde des Herzens gut katholisch, gab die vermittelnde Stellung, die sein hohes Amt ihm zur Pflicht machte, auf, indem er der katholischen Liga beitrat. Damit erfochten die Habsburger freilich einen glänzenden Sieg über Bayern, denn die Liga zerfiel nunmehr in einen rheinischen, bayrischen und österreichischen Kreis, und das einheitliche „Direktorium" Bayerns wurde zum Nachteil des ganzen durch ein dreiköpfiges ersetzt. Mit dieser offenen Parteinahme des Kaisers verschwand aber für die Protestanten jede Hoffnung, sie brachen die Verhandlungen ab, und in voller Entzweiung ging der Reichstag auseinander, der letzte vor dem Ausbruche des großen Krieges.

Die allgemeine Furcht vor dem Ausbruch des inneren Krieges trieb indes Khlesl zu neuen Versuchen. Doch den von der Union vorgeschlagenen Ausgleichstag lehnten die katholischen Fürsten ab, denn ihre Sache sei die Sache Gottes, und den dann von Khlesl gefaßten Gedanken, die Kurfürsten sollten mit dem Kaiser zusammen die Verständigung versuchen und sie, wenn sie zustande gebracht sei, gegen jeden Einspruch auch von päpstlicher Seite decken, drängten neu auftauchende Fragen rasch wieder zurück.

Nachfolge des Matthias.

Auch für Matthias, der kinderlos war und dessen schwache Gesundheit kein langes Leben voraussehen ließ, mußte rechtzeitig ein Nachfolger in Österreich und im Reiche bestellt werden. Die Pfalz dachte an Maximilian von Bayern als Kaiser. Die Erzherzöge, schon längst eifersüchtig auf Khlesls überwiegenden Einfluß und unzufrieden mit seiner Versöhnungspolitik, traten energisch für Ferdinand von Steiermark ein, dessen Erhebung der streng katholischen Partei zunächst in Österreich zum Siege verhelfen mußte, und eifrig unterstützte sie darin Spanien. Dessen Einmischung war hier um so weniger abzuweisen, als Philipp III., der Sohn Annas, einer Tochter Maximilians II., unzweifelhaft ein näheres Anrecht auf die ehemaligen Lande dieses seines Großvaters hatte, wie Ferdinand, der Neffe des Kaisers.



64. Krönung des Kaisers Matthias zu Frankfurt a. M.
Nach Gottfrieds „Historischer Chronik".

Vertrag mit Spanien.

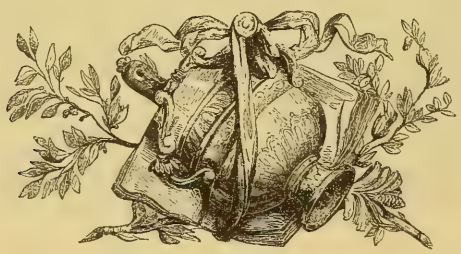
Indem nun Spanien im geheimen Vertrage von Graz (31. Januar 1617) dieses Anrecht aufgab, sich dafür aber die Abtretung des habsburgischen Oberelsaß (Sundgau) ausbedang, erwarb es selbst ein unmittelbares Interesse an der Erhebung Ferdinands zum böhmischen und ungarischen König, also auch das Recht, in diese Verhältnisse thätig einzugreifen. Nach spanischer Auffassung war dieser Vertrag wichtiger als die Anerkennung der Böhmen und Ungarn. Widerstrebend und unter Betonung ihres Wahlrechts genehmigten zuerst die Böhmen die Nachfolge Ferdinands, der bereits am 29. Juni 1617 die Krone zu Prag empfing; ihnen folgten nicht bereitwilliger die Ungarn, bei denen vor allem der neuernannte Erzbischof von Gran, der Jesuit Peter Pázmán, für Ferdinand wirkte, auch sie mit Wahrnehmung ihrer Wahlfreiheit, am 29. Mai 1618.

Kämpfe um Herrschaft über Siebenbürgen.

Hier und in Siebenbürgen fand Ferdinand alles voller Gegensätze. Siebenbürgen zumal war auch unter Matthias nicht zur Ruhe gekommen. Nach Stephan Bocskays raschem Tode (Dezember 1606) folgte erst Sigismund Rákóczy, nach dessen baldigem Rücktritt (1608) der gewaltthätige und wüste Gabriel Bathory, den Matthias erst im Dezember 1612 gegen Zulassung der Jesuiten anerkannte. Aber seine fortgesetzten Kämpfe gegen die Woiwoden der Walachei und Moldau, Radul und Konstantin Scherban, wie seine rohe Willkür, brachten allmählich das ganze Land, zumal die besonders mißhandelten Sachsen, so gegen ihn auf, daß der schlaue Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor), von Türken und Walachen ausgiebig unterstützt, ihn mit leichter Mühe verdrängte und im Oktober 1613 zu Klausenburg den Fürstenhut erlangte. Matthias erkannte ihn erst im Mai 1615 unter den gewöhnlichen Bedingungen an, doch fehlte viel, daß die Habsburger auf Siebenbürgen ernsthaft Verzicht geleistet hätten, besonders diesem ehrgeizigen, begabten und eifrig calvinischen Fürsten gegenüber.

* * *

So trifft der Blick weit umher im Reiche wie in den habsburgischen Erblanden auf unversöhnte Gegensätze, Haß und Fanatismus, Verblendung und Leidenschaft, Eigennutz und Herrschsucht. Gemeinsinn ist nur bei den Katholiken vorhanden, bei den Protestanten herrschen Zwietracht und Zerfahrenheit. Langsam, doch unaufhaltsam steigt die schwarze Wolkenwand am Horizont empor, schon grollen ferne Donner, zucken die Blitze, nicht lange und das rasende Wetter bricht über das unglückselige Land vernichtend herein.



Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.

Der Dreißigjährige Krieg in Deutschland.

(1618—48.)

Einleitung.

Die Kämpfe, die das 16. Jahrhundert erschütterten, werden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im ganzen zum Abschluß gebracht. Während in Westeuropa Katholizismus und Protestantismus, spanische Übermacht und nationale Selbständigkeit in gewaltigem Ringen zusammengetroffen waren, hatte Deutschland, obwohl von denselben Gegensätzen zerrissen, doch müßig und träge zugesehen. Jetzt stießen die Parteien, die ständisch-fürstliche „Libertät" und der Protestantismus auf der einen Seite, die monarchisch-katholische Politik auf der andern, auch hier aufeinander, aber in einem verspäteten Kriege, der nicht als ein Volkskrieg, sondern als ein Krieg der Fürsten und beutegieriger Söldnergenerale geführt wurde. Denn der Krieg traf ein materiell schon sinkendes, in allen seinen Ständen verschuldetes Volk, eine schwache territorialständische Staatsordnung und eine durch kirchliche und politische Gegensätze zerrissene, in kleinlichen Verhältnissen verkommene Gesellschaft. Unter diesen Umständen entbehrte er von Anfang an auch jedes Schwunges der Begeisterung und hat deshalb in Deutschland selber keinen einzigen wirklichen Helden hervorgebracht. Aber auch die deutschen Fürsten haben, die Pfälzer etwa ausgenommen, den Kampf weitmehr ängstlich gemieden, als gesucht; er wird ihnen vielmehr von dem Hause Habsburg aufgezwungen. In Deutschland wie in Westeuropa unternimmt es dies Haus, dessen beide Linien, die österreichische und spanische, wiederum sich eng miteinander verbünden, noch einmal, sein Übergewicht zugleich mit der Alleinherrschaft der katholischen Kirche herzustellen. Dies Beginnen scheitert fast überall außer in den deutsch-habsburgischen Landen, die der katholischen Reaktion verfallen;

in Deutschland bricht damit der letzte Rest der kaiserlichen Macht zusammen, und Österreich verliert für immer die Möglichkeit, die deutsche Nation zu beherrschen. Die Selbständigkeit der einzelnen Fürstentümer wird rechtlich festgestellt, die staatliche Zerrissenheit und Ohnmacht nach außen also vollendet, zugleich gehen wertvolle Landschaften verloren, und die gesamte Kultur verfällt großenteils der Zerstörung, was nun wieder das Aufkommen der beiden künstlichen Großmächte, Schwedens und der Niederlande, fördert. Doch mit der Rettung des Protestantismus wird wenigstens die Grundlage der ganzen modernen Bildung behauptet und die Möglichkeit auch staatlicher Neugestaltung gewahrt. Im Westen scheitert der Anlauf Spaniens am Widerstande der Niederlande und Frankreichs; jene treten in das Zeitalter ihrer glänzendsten Blüte, dieses gewinnt unter heftigen inneren Kämpfen die Grundlage zur unumschränkten Monarchie und bereitet dadurch wie durch die Eroberung westdeutscher Grenzlande seine beherrschende Stellung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wirksam vor, während Spanien, erschöpft und durch den Abfall wichtiger Provinzen in seinem ganzen Zusammenhange bedroht, von seiner Höhe für immer herabsinkt. England wird erst durch verkehrte Politik, später durch schwere innere Kämpfe lange daran verhindert, auf die europäischen Verhältnisse maßgebenden Einfluß zu gewinnen, aber erst in diesen Kämpfen durchdringt der Protestantismus, der im 16. Jahrhundert mehr äußerlich aufgenommen als innerlich angeeignet war, das Wesen des englischen Volkes, und die parlamentarische Staatsform wird gegenüber den Bestrebungen des Königtums nach unumschränkter Gewalt zwar noch nicht endgültig gesichert, das Königtum aber so schwer getroffen, daß nach kurzem Rückschlage die Herrschaft des Parlaments um so sicherer als Ergebnis des schweren Ringens hervorgeht.

Heerwesen.

Charakter und Dauer des Dreißigjährigen Krieges hängen nun viel mehr noch als von den Plänen und den Maßregeln der Gegner von der Organisation des Heerwesens ab. Da die ständisch geordneten Länder weder ein stehendes Heer, noch eine Volksbewaffnung ertrugen, so herrschte überall noch das Söldnertum. Doch der alte National- und Standesstolz der „frommen Landsknechte" war in demselben Maße geschwunden, wie sich die Nation in Parteien zersetzte. Was sich damals unter den Fahnen sammelte, das war auf beiden Seiten von Anfang an fast immer heimatloses Volk, der Auswurf aller Lande.

Bildung und Geist des Heeres.

Sollte damals ein Heer aufgebracht werden, so geschah das entweder so, daß der Kriegsherr unmittelbar eine Anzahl Obersten durch Patent mit der Werbung einzelner Regimenter beauftragte, oder auch, wie in diesem Falle, das ganze Geschäft gewissermaßen einem Unternehmer, einem „obersten Feldhauptmann", übergab, der dann wieder den Obersten ihr Patent im Namen des Kriegsherrn zufertigte. Für die Kosten kam der Kriegsherr selbst, häufig auch, wenigstens zum Teil, der Feldhauptmann und seine Obersten auf, indem sie das Hand- und Wartegeld (bis zum Antritt des Feldzuges) aus ihren Mitteln vorschossen. Waffen und Kleider besorgte sich der Soldat davon selbst, daher denn auch an keine wirkliche Uniformierung zu denken ist. So gewannen nun jene Herren ein sehr erhebliches eignes Interesse an ihren Abteilungen, bei deren Werbung sie ihre Mittel anlegten; sie hatten das natürliche Bestreben, sich dafür im Kriege bezahlt zu machen durch Beute, Plünderung oder Gnadenerweisungen des Kriegsherrn. Das Ganze wurde also für sie wesentlich zu einer Spekulation, zu einem Glücksspiel, und nicht weniger bei den übrigen Offizieren und Soldaten, die in jedem Heere aus den verschiedensten Stämmen ohne jede Rücksicht auf ihr

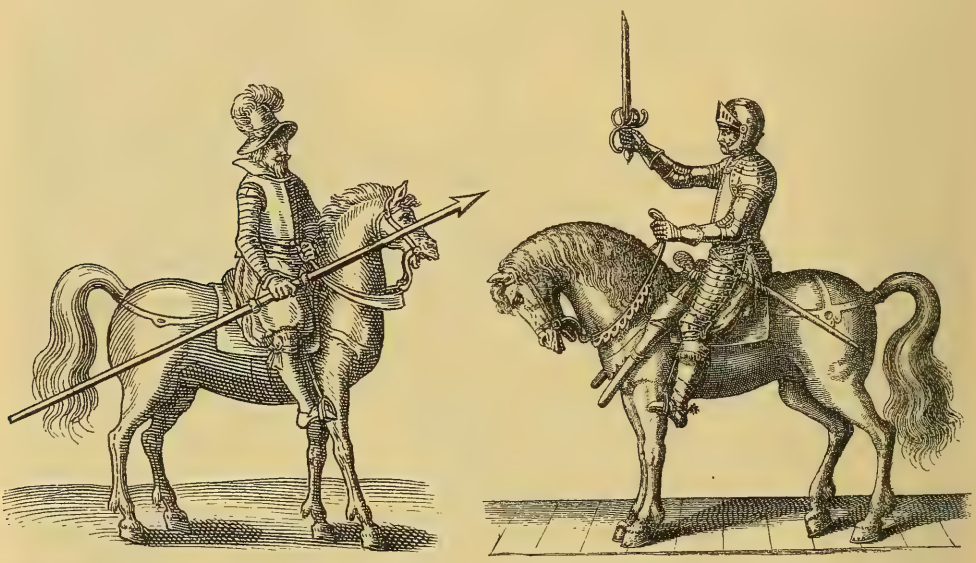
Bekenntnis, das für die meisten ohnehin thatsächlich durch einen wüsten fatalistischen Aberglauben ersetzt wurde, lediglich nach der militärischen Brauchbarkeit zusammengeworfen erschienen. Von solchen Männern konnte niemand Anhänglichkeit an die Sache erwarten, der sie dienten, an das Land, das den meisten fremd war, an den Kriegsherrn, den sie nicht kannten. Im besten Falle ersetzte das alles für sie der Feldherr, und auch er nur so lange, als das Glück ihm treu blieb. So willig sie also einem bedeutenden Manne, der sie an sich zu fesseln verstand, zu Sieg und Beute folgten, vielleicht sich auch gegen den eignen Kriegsherrn brauchen ließen, so morsch war diese Stütze, wenn der Erfolg ihn verließ. Der Übertritt besiegter Truppen zu den Siegern gehörte deshalb zu den alltäglichsten Dingen, eine glückliche Schlacht vermehrte die Armee oft um Tausende Neugeworbener, eine Niederlage löste sie zuweilen beinahe auf.

66. Anwerbung und Ausrüstung der Soldaten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
Faksimile eines Kupferstiches in J. J. v. Wallhausen, „Defensio patriae". Frankfurt a. M. 1621.

Kriegszucht und Heerordnung.

Bei Heeren, die durch keine höhere Idee begeistert, kaum durch ein sittliches Band, außer dem Bewußtsein einer gewissen Standesehre, zusammengehalten wurden, konnte die Kriegszucht nur durch die härtesten Strafen aufrecht erhalten werden, und auch durch sie nur insoweit, als es den Dienst betraf. Denn gegen die Bevölkerung waren die ärgsten Ausschreitungen selbst in Freundesland nicht zu hindern; Klagen darüber fanden bei den Befehlshabern taube Ohren. Jeder Durchmarsch glich deshalb einem verheerenden Orkan, der ganze Dörfer von der Erde wegfegte und nichts als die rauchgeschwärzten Trümmer zurückließ. Je länger der Krieg währte,

desto größer die Verwilderung, desto entsetzlicher die Verheerung. Je mehr ferner bei den meisten dieser Söldner der Krieg zum Handwerk, zum Selbstzweck wurde, desto weniger war es zu verhindern, daß die Soldaten sich eine Art von wildem Hauswesen erlaubten, sich Dirnen hielten und mit ihnen einen Nachwuchs erzeugten, der, im wüsten Lagerleben aufgewachsen, noch schlimmer wurde als die Väter. Das wieder vergrößerte den Troß ins Ungemessene und nötigte zur Aufstellung einer Art von Ordnung, die der „Hurenweibel", gewöhnlich ein Invalide, notdürftig aufrecht erhielt. Seine Masse überstieg die Zahl der Streitfähigen oft um das Drei- bis Vierfache, so daß ein Fußregiment von 3000 Mann mindestens 10000 Köpfe stark war und im Jahre 1648 die vereinigte kaiserliche und bayrische Armee 40000 Soldaten und 140000 Angehörige des Trosses zählte, die, da sie keine Rationen erhielten, sich lediglich auf Beute und Plünderung angewiesen sahen. In endlosem Zuge, mit



67 und 68. Lanzenreiter und Kürassier aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
Faksimilie eines Kupferstiches in J. J. v. Wallhausen, „Kriegskunst zu Pferde". Frankfurt a. M. 1616.

Wagen und Packtieren wälzte sich diese Masse vorwärts, sie fiel wie ein Heuschreckenschwarm in Städte und Dörfer, aß auf, was sie konnte, nahm mit, was ihr gefiel, und zerstörte, was sie nicht brauchte. Dazu mußten die Bauern auch wohl noch die Wagen hergeben, meist ohne Hoffnung, sie je wiederzubekommen. Die äußerste Strenge half hier gar nichts, die Befehlshaber standen den Ungebührnissen machtlos gegenüber, die meisten von ihnen thaten sogar im großen Stile, was ihre Leute sich im kleinen erlaubten.

Kriegführung.

Das riesige Anschwellen des Trosses machte in Verbindung mit den sehr bedeutenden Kosten, die allein an Sold die heute in Deutschland üblichen fast um das Doppelte übertrafen (etwa 1200 Mark gegen 750 Mark), auch wirklich große Heere einfach unmöglich. Kein Feldherr konnte wünschen, mehr als allerhöchstens 40—50000 Mann unter seinem Befehl zu haben, denn das bedeutete schon einen Verpflegungsstand von 120—160000 Köpfen! Die meisten Heere waren deshalb auch viel kleiner, die bei Lützen fechtenden zählten z. B. jedes nur etwa 12000 Mann, und in den letzten Zeiten des großen Krieges vermochte keine Partei mehr als 10000 Mann unter

Waffen zu halten. Daraus folgte ferner, daß ein Feldherr weite Landschaften in der Regel gar nicht beherrschen konnte. Der Erfolg eines Sieges konnte durch die unglückliche Belagerung einer Festung, in die sich die Geschlagenen warfen, rasch wieder verloren gehen, und doch durfte keine bedeutende Stadt, die damals ja sämtlich mehr oder weniger befestigt waren, im Rücken bleiben, weil ein energischer Befehlshaber die Verbindungen eines an ihr vorbei vordringenden Heeres sofort zu unterbrechen vermochte und den Platz, waren sonst die Verhältnisse zur Werbung und Verpflegung günstig, sofort zu einem sedes belli, zum Ausgangspunkte selbständiger Unternehmungen, machen konnte. Also gehörte das Vorgehen ins Herz des feindlichen Staates fast zu den Unmöglichkeiten, ganz abgesehen noch davon, daß ein solches überhaupt nicht die

69. Helm eines Kürassieroffiziers aus dem Dreißigjährigen Kriege.
(Museum von Zarskoje Selo.)
Derselbe ist aus Schmiedeeisen und mit goldenen Verzierungen versehen. Eine Röhre links vorn dient zur Aufnahme eines Federbusches.

Bedeutung haben konnte wie jetzt, weil die Hauptstädte noch nicht im modernen Sinne Mittelpunkte der Verwaltung waren. Ein durch so kühnes Vordringen gewonnener Vorteil konnte wenigstens kaum jemals festgehalten oder ausgebeutet werden; es handelte sich im wesentlichen immer wieder darum, bestimmte Landschaften einzunehmen und zu behaupten. Daher auch die endlose Dauer des Krieges, denn keine Partei war im stande, die andre wirklich tödlich zu treffen.

Waffengattungen u. Ausrüstung.

Mit der furchtbar verwüstenden Art der ganzen Kriegführung und der dadurch sehr erschwerten Verpflegung verband sich auch die Notwendigkeit einer unverhältnismäßig starken Reiterei. Sie machte anfangs etwa den fünften, später mindestens den dritten Teil des ganzen Heeres aus; zuletzt überstieg sie sogar zuweilen die Zahl der Fußtruppen. Zusammengesetzt war sie der Hauptmasse nach aus den Lanzenreitern (Lanziers) und Kürassieren, die, beide auf schweren Rossen reitend, noch

die alte Plattenrüstung trugen, aber statt der Beinschienen mit hohen Reiterstiefeln ausgerüstet waren. Den Schild hatten sie abgeworfen, dafür führten jene als Hauptwaffe noch die Rennlanze, diese nur den schweren Pallasch und das Faustrohr (langes Pistol). Leichter geharnischt waren die Karabiniers (Arkebusiere) und die Dragoner, jene genannt nach ihrer Hauptwaffe, diese geübt, auch zu Fuß zu fechten, weshalb sie auch zu den Reitern im eigentlichen Sinne nicht gerechnet wurden. Zu dieser regulären Kavallerie gesellten sich bei den Kaiserlichen noch Kroaten, Stradioten und Husaren, die indes mehr zur Plünderung und Verfolgung als zum Gefecht verwendbar waren.

Unter dem Fußvolk spielten immer noch die Pikeniere die Hauptrolle; neben der langen Pike führten sie den Degen, deckten sich durch leichten Brustharnisch,

70 und 71. Soldaten (Pikenier und Musketier) vom Anfang des 17. Jahrhunderts. Faksimile eines Kupferstiches von H. Ullrich.

den Kopf durch Sturmhaube oder Filzhut. Doch hatte sich die Zahl der Arkebusiere und Musketiere gegen früher (s. Bd. V, S. 258) sehr vermehrt; diese waren ausgerüstet mit der schweren Muskete, die nur auf der Gabel ruhend abgefeuert werden konnte, jene mit leichterem Rohr und oft in besondere Fähnlein formiert. Dagegen steht die Artillerie noch wesentlich auf dem früheren Standpunkte (s. Bd. V, S. 261).

Die übliche Einteilung von Reiterei und Fußvolk war das Regiment, das bei der Infanterie aus 3000 Mann in zehn Fähnlein (Kompanien), bei der Kavallerie aus 500 bis 1000 Pferden in 5 bis 10 Kornetten (Schwadronen) bestehen sollte. Die Regimenter nannten sich nach der Farbe ihrer Fahnen oder Standarten (Kornette), später nach dem Obersten. Als Erkennungszeichen dienten, da eine Uniform fehlte, die Feldbinde der Offiziere und das Feldgeschrei oder besondere Abzeichen; die Feldbinde war bei den Kaiserlichen rot, bei den Schweden grün, bei den Sachsen schwarzgelb.

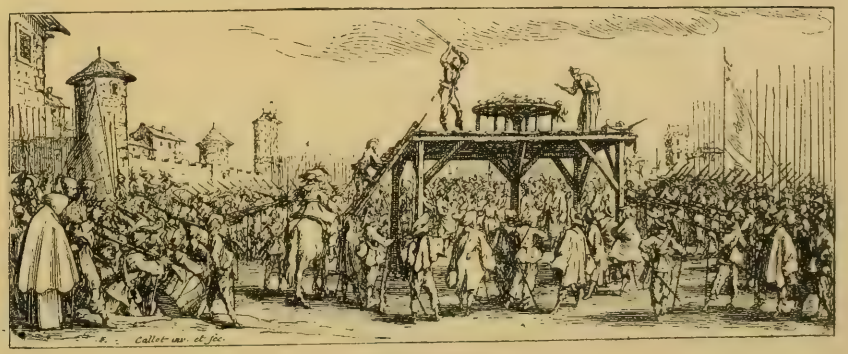
Plünderung eines Gasthauses.

Militärstrafen: Der sog. Wippgalgen.

Brandschatzung eines Dorfes und Fortführung seiner Bewohner.

Militärstrafen: Tod durch den Strang.

Plünderungen im Innern eines Hauses und Martern der Bewohner.



Militärstrafen: Rädern.

Aus dem Werke: **Die Übel des Kriegs** (Les misères et les malheurs de la guerre).

Radierungen von Jacques Callot (Paris 1633).

Die damals bei den Deutschen herrschende Aufstellung war immer noch die alte: in der Mitte ordneten sich die gewaltigen Schlachthaufen der Pikeniere in tiefe lanzenstarrende Vierecke, die sogenannten „spanischen Bataillone", die durch Musketierabteilungen an den Ecken verstärkt wurden, an den Flügeln stand die Reiterei in ähnlichen Massen, vor der Front des Mitteltreffens fuhr die „Batterie" auf, d. h. die Geschütze, auf deren Mitwirkung nur beim Beginn der Schlacht gezählt wurde. Dann ging Reiterei gegen Reiterei, Fußvolk gegen Fußvolk vor und suchte zunächst den Gegner durch Feuer zu erschüttern; aber auch jetzt noch brachte erst der schreckliche Zusammenstoß mit der blanken Waffe im blutigen Handgemenge die Entscheidung. Taktik

Der böhmisch-pfälzische Krieg.

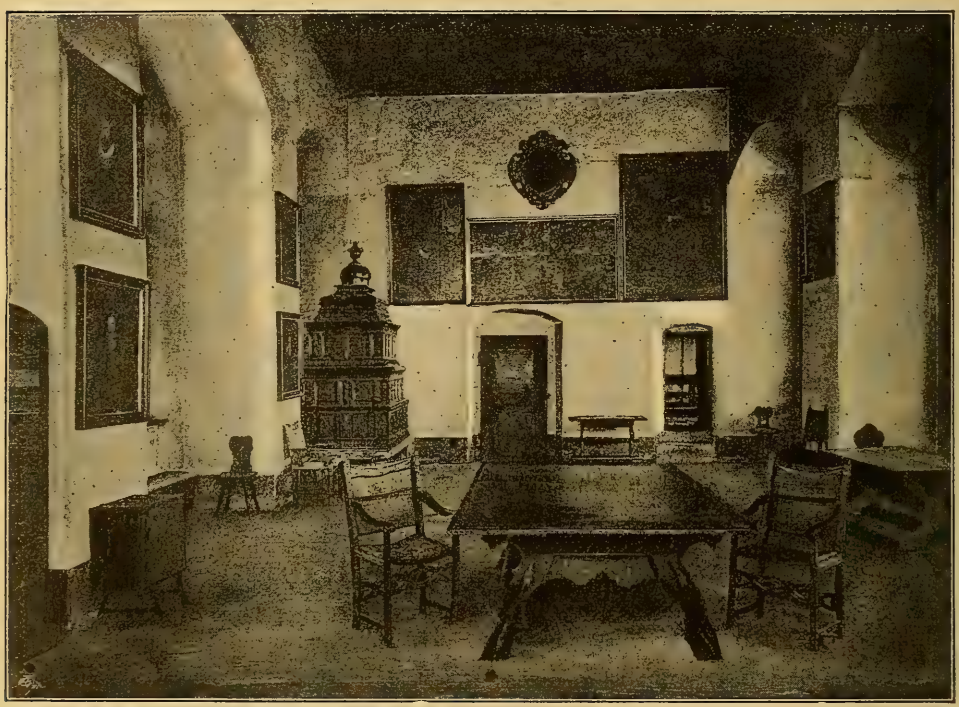
(1618—1623.)

Nirgends waren die Gegensätze schroffer als in den habsburgischen Erblanden. Hier stand die Adelsfreiheit (Libertät) gegen die Monarchie, der Protestantismus gegen den Katholizismus, und beide waren so ineinander verflochten, daß Sieg oder Niederlage der Libertät auch den Ausgang des kirchlichen Streites bestimmen mußte. Und noch hatte die protestantisch-ständische Partei die Erfolge, die sie in den ehemaligen Gebieten Rudolfs II. errungen hatte, nicht nur nicht befestigt, sie war auch keineswegs damit zufriedengestellt, sie schweifte mit ihren politischen Plänen ins Maßlose und bereitete eben dadurch sich selber das Verderben. Verhängnisvoll mußte es namentlich sein, daß die verblendete hussitische Unverträglichkeit des tschechischen Adels den Gegensatz zum Deutschtum außerordentlich verschärfte. Das berüchtigte Sprachengesetz vom Jahre 1615 machte die Zulassung von Ausländern nach Böhmen von der vollständigen Kenntnis der tschechischen Sprache abhängig, gewährte auch, wenn diese Bedingung erfüllt war, erst den Enkeln den Zutritt zu einem öffentlichen Amte, gebot überall, deutsche Geistliche und Lehrer nach ihrem Tode durch Tschechen zu ersetzen, und bedrohte den Gebrauch der deutschen Sprache in irgend welchen Zusammenkünften mit Landesverweisung. Und das geschah in einem Lande, das seine Kultur größtenteils den Deutschen verdankte und auf die Hilfe der deutschen Protestanten rechnete! Daß die Stände sich auf kirchlichem Gebiete zur Wehr setzten, war freilich in der Ordnung, denn auf diesem wurden sie von der Gegenpartei mit rücksichtsloser Verletzung des böhmischen Majestätsbriefes angegriffen. Zustände in Böhmen.

Allerdings wurde das durch die mannigfach unsicheren und schwankenden Bestimmungen desselben begünstigt. Wenn es hieß, daß die Bewohner der „königlichen Güter" das Recht zum Kirchenbau besitzen sollten, so meinten die Katholiken darunter eben nur die königlichen Domänen verstehen zu müssen, die Protestanten dagegen hielten sich an die Auffassung des altböhmischen Staatsrechtes, das unzweifelhaft auch die kirchlichen Güter zu den königlichen rechnete, und begannen deshalb den Kirchenbau in Braunau auf dem Gebiete der dortigen Abtei und in Klostergrab unter der Botmäßigkeit des Klosters Ossig (1611). Anderseits setzten die Statthalter, deren Mehrheit (sieben) katholisch war, auf königlichen Gütern katholische Pfarrer an Stelle der protestantischen, ernannten in den meist evangelischen königlichen Städten katholische Ratsherren, suchten die Protestanten sogar vom Bürgerrecht möglichst auszuschließen und vernichteten die Selbständigkeit Prags, indem sie die Gerichtsbarkeit in die Hände eines „Königsrichters" legten. Endlich verfügten sie im Dezember 1617 die Schleifung der Kirchen in Braunau und Klostergrab, die sie bereits im Jahre 1614 geschlossen hatten, konnten sie aber nur im letzteren Orte erreichen, da sich die Bürger des ersteren gewaltsam widersetzten. Streit über die Auslegung des Majestätsbriefes.

Der Fenstersturz in Prag.

Das alles rief nun in protestantischen Kreisen Entrüstung und Besorgnis hervor. Diesen Gefühlen Ausdruck zu geben, beriefen die „Defensoren", wie es ihre Pflicht war, die evangelischen Landesbeamten und Kreisdeputierten nach Prag und überreichten mit ihnen den Statthaltern eine Beschwerdeschrift (März 1618). Da diese zurückgewiesen wurde, richteten sie eine zweite Eingabe an den Kaiser und setzten eine zweite Protestantenversammlung auf den 21. Mai fest. Wiewohl nun die kaiserliche Regierung jene in sehr ungnädigen Ausdrücken abwies und diese verbot, so traten die Abgeordneten dennoch auf Grund ihres Rechtes, das ihnen der Majestätsbrief gewährleistet hatte, am festgesetzten Tage zusammen. Schon gingen die Wogen der Entrüstung hoch, vor allem gegen den Burggrafen von Karlstein, Jaroslaw von Martiniz und den

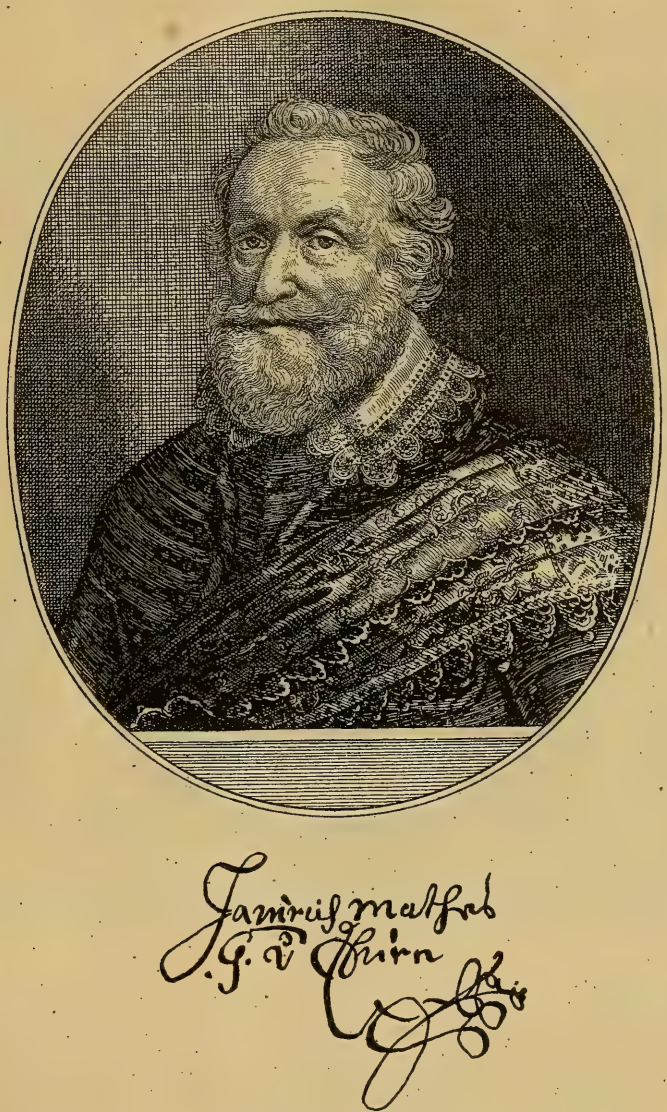


72. Die alte Landstube auf dem Hradschin zu Prag.

Nach einer Originalphotographie.

Oberstlandrichter Wilhelm von Slavata, in denen man — übrigens mit Unrecht — wegen ihrer entschieden katholischen Gesinnung die Urheber jener kaiserlichen Antwort sah, und so faßten die heißblütigen und gewaltthätigen Edelleute, meist Tschechen, geradezu den Beschluß, jene beiden als Verräter an ihrem Lande und Volke umzubringen. An der Spitze der Verschworenen stand Heinrich Matthias, Graf von Thurn, aus einem ursprünglich italienischen Geschlecht, das noch nicht lange in Böhmen ansässig war, eifrig protestantisch, aber auch persönlich gereizt, weil er das Amt des Burggrafen von Karlstein, das vornehmste böhmische Kronamt im Jahre 1617, an Martiniz hatte abtreten müssen. So zum Äußersten entschlossen, begaben sich die Herren am Vormittage des 23. Mai nach dem Hradschin hinauf, um in der sogenannten Landstube mit den Statthaltern zu verhandeln. Nicht lange, und das Gespräch nimmt

von Minute zu Minute einen gereizteren Ton an, die Köpfe erhitzen sich mehr und mehr, von allen Seiten hagelt es Beschuldigungen auf Martiniz und Slavata, bis endlich eine Stimme aus dem erbitterten Haufen ruft: „Werft sie nach altböhmischer Sitte zum Fenster hinaus!" Umsonst reden der Oberstburggraf Adam von Sternberg



73. Heinrich Matthias, Graf von Thurn.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

und der Großprior (des Malteserordens) von Lobkowitz den Wütenden zu, sie werden beiseite gedrängt, die Rasenden stürzen auf Martiniz, schieben und stoßen ihn nach dem breiten, dreiflügeligen Fenster an der Schmalseite des langen Zimmers und stürzen den Unglücklichen kopfüber hinunter. Eine kurze Pause, da ruft Thurn, Slavata am

Kragen packend: „Da habt ihr auch den!“ Er wird dem ersten nachgeschickt, und endlich auch der ganz unschuldige Sekretär Fabricius. Der Sturz in den Burggraben war 18 m tief, und die oben glaubten, sie hätten alle drei den Hals gebrochen. Doch nur Slavata hatte sich beim Anprall an ein Fenstergesims eine tiefe Schramme am Kopf geschlagen und blieb, ohnmächtig durch den jähen Fall und den Blutverlust, unten liegen; die beiden andern waren, wie durch ein Wunder behütet, nur leicht verletzt, gefährlich nicht einer. Sobald die Herren von der Landstube aus sehen, wie die

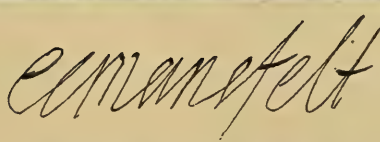
74. Karl Bonaventura de Longueval, Graf von Bucquoy.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Abr. Hogenberg.

Herabgestürzten sich zu regen beginnen, feuern sie Schuß auf Schuß hinunter, doch kein einziger trifft, und es gelingt den zu Hilfe eilenden Dienern, die Gestürzten aus dem Graben in das Haus ihres Amtsgenossen Diepold von Lobkowitz in Sicherheit zu bringen. Die mutige Gattin desselben verweigerte dann den Ständen die verlangte Auslieferung, so daß diese sich entschlossen, die Männer als Staatsgefangene dort vorläufig festzuhalten. Fabricius indes entkam glücklich nach Wien, wo er am 16. Juni anlangte, Martiniz später nach Bayern; Slavata konnte erst im nächsten Jahre zunächst nach Sachsen und dann auf weitem Umwege ebenfalls nach Bayern flüchten.

Die böhmische Direktorialbewegung.

Das war der verhängnisvolle Fenstersturz in Prag, unfraglich eine rechtlose Gewaltthat, die würdige Einleitung zu dem entsetzlichen Kriege der dreißig Jahre. Die sie begingen, wußten recht wohl, daß sie damit den Weg der Empörung betreten hatten, und sie handelten danach. Eine provisorische Regierung von dreißig Direktoren

wurde eingesetzt, die zwar eine Rechtfertigungsschrift an den Kaiser erließ, sonst aber sich ganz selbständig gebärdete. Am 2. Juni schon wies sie die Jesuiten aus, dann schickte sie Botschafter nach Mähren, Schlesien und Ungarn, um die Stände dieser Lande zur Hilfe aufzubieten, sie begann Verhandlungen auch mit der Union. In Wien aber führte die Kunde vom Fenstersturz den Fall des Staatsmannes herbei, der bisher alle Kräfte angestrengt hatte, um das herannahende Verderben aufzuhalten und die verfeindeten Parteien zu versöhnen, des Kardinals Khlesl. Schon lange war er den



75. Peter Ernst Graf von Mansfeld.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Erzherzögen, namentlich Maximilian von Tirol, ein Dorn im Auge; jetzt wurde der Minister bei einem Besuche in der Hofburg festgehalten, in einen Wagen gebracht und nach Schloß Ambras bei Innsbruck geführt (20. Juli). Seitdem herrschten am Kaiserhofe die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, also die streng katholische Partei, die sich auf Spanien stützte; der kränkelnde Matthias war thatsächlich beiseite gedrängt, wie durch ihn selbst einst sein Bruder Rudolf II., und von Nachgiebigkeit gegen die Böhmen konnte nun nicht weiter die Rede sein.

Eröffnung des böhmischen Krieges.

Vielmehr rückten kaiserliche Söldner unter den Wallonen Boucquoy und Dampierre auf der Stelle im südlichen Böhmen ein (13. August). Sie besetzten Budweis und warfen in einzelnen kleinen Gefechten die Böhmen unter Graf Ernst von Mansfeld zurück. Doch als dieser Verstärkungen erhalten und Pilsen mit Sturm genommen hatte (21. November), wichen die Kaiserlichen, nur Budweis behauptend, vor den Böhmen unter Thurn über die Grenze zurück und vermochten auch einen verwüstenden Streifzug desselben nach Niederösterreich nicht abzuwehren.

Graf Peter Ernst von Mansfeld gehört zu den namhaftesten und begabtesten Parteigängern der ersten Hälfte des großen Krieges. Daß er, um 1580 geboren, ein illegitimer Sohn seines Vaters, des Grafen Ernst und damaligen spanischen Statthalters von Luxemburg, war, brachte ihn von Anfang an in eine schiefe Stellung und nötigte ihn, seinen eignen Weg zu gehen. Schon mit 14 Jahren wurde er nach Ungarn in den Türkenkrieg geschickt und erhielt 1603 ein selbständiges Kommando vom Erzherzog Matthias. Dann machte er in spanischen Diensten die Belagerung von Ostende mit und diente im Jülich-klevischen Erbfolgekriege 1609 dem Erzherzog Leopold, trat aber, als sein Anspruch auf einen Teil des väterlichen Erbes schnöde abgefertigt wurde, 1610 zur Union über, focht unter den Fahnen des mit dieser in Verbindung stehenden Herzogs Karl Emanuel von Savoyen zum erstenmal gegen die Habsburger und trat im August 1618 in den Dienst Friedrichs V. von der Pfalz, der ihn sofort den Böhmen zu Hilfe sandte. Seit dem Jahre 1610 hat er treu auf der protestantischen Seite ausgehalten, obwohl er persönlich katholisch war und blieb, ein unverzagter Kriegsmann, um Mittel nie verlegen und unermüdlich in Kämpfen wie in Verhandlungen.

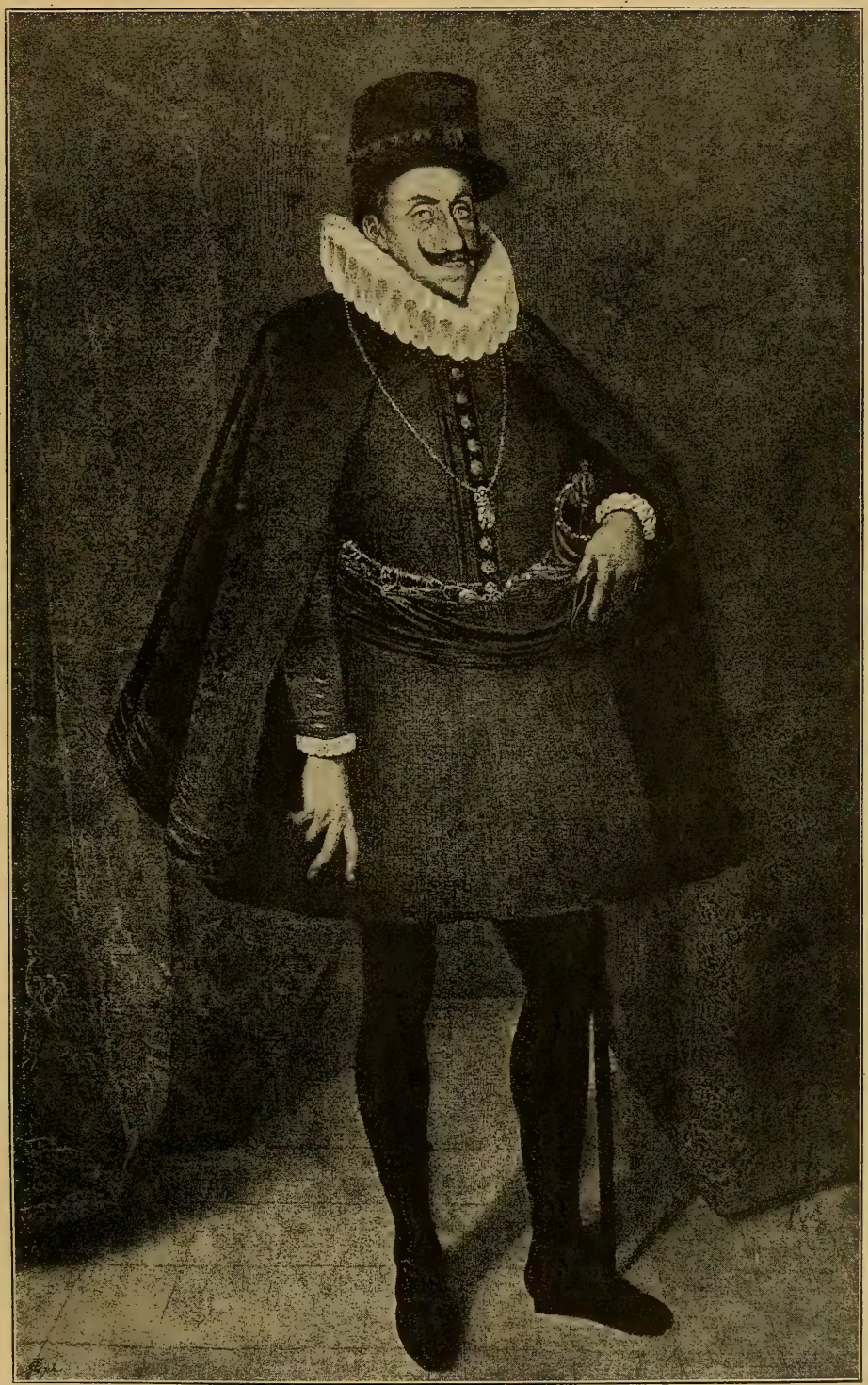
Ferdinand II.

Inmitten dieser Wirren starb Kaiser Matthias am 20. März 1619, nachdem ihm einige Monate zuvor sein Bruder Maximilian vorangegangen war (2. November 1618), und Erzherzog Ferdinand, bereits als König von Böhmen und Ungarn anerkannt, übernahm in der schwierigsten Lage die Regierung. Der starre Fanatiker, den man wohl in ihm vermuten möchte, ist er im Grunde nicht gewesen. Er war von Natur ein zur Bequemlichkeit neigender Herr von leutseligen Formen, in Geldsachen sorglos bis zur Verschwendung und deshalb stets in Verlegenheit, in Urteil und Entschluß ohne wirkliche Selbständigkeit. Aber um so eifriger schloß er sich der Kirche an, deren Vorschriften er unwandelbar ergeben blieb, und wurde durch seinen Charakter wie durch seine ganze Erziehung ein gefügiges Werkzeug seiner Beichtväter, vor allem des Jesuiten Wilhelm Lämermann (La Moire Mannie, aus dem Luxemburgischen, geb. 1570, seit 1624 Beichtvater des Kaisers) und seiner Minister, unter denen Fürst Hans Ulrich von Eggenberg (geb. 1568), ein vollendeter Weltmann von geschmeidigen, liebenswürdigen Formen, Konvertit und ohne eigentlich religiöse Wärme, ihn vollständiger beherrscht hat, als jemals Kardinal Richelieu den König Ludwig XIII. Aber eben, weil ihm jeder Zweifel an der Berechtigung seiner Sache unendlich fern lag, bewies er einerseits den Besiegten erbarmungslose Härte, anderseits eine ruhige Festigkeit in schwierigen Lagen, die zuweilen etwas Imponierendes hat. Er sollte bald Gelegenheit finden, sie zu erproben.

Fortschritte des Aufstandes.

Denn seine Lage gestaltete sich zunächst verzweifelt. Nicht nur in den böhmischen Landen herrschte der Aufruhr, auch Nieder- und Oberösterreich weigerten ihm die Huldigung, da ihr rechtmäßiger Herr Rudolfs II. Bruder, Erzherzog Albrecht, sei, und damit waren sie formell vollkommen im Rechte; sie beschlossen ein Bündnis mit Böhmen und begannen zu rüsten. Auch in Innerösterreich, Ferdinands Erblanden, stieg die Aufregung von Tag zu Tag. Und jetzt rückte im April 1619 Graf Thurn von Budweis her in Mähren ein.

Die wenigen Regimenter, die hier Ferdinand zur Verfügung standen, waren meist ständisch gesinnt — nur Albrecht von Waldstein rettete von seinem Reiterregiment ein paar Schwadronen samt der Kriegskasse mit 96 000 Gulden für Ferdinand — der Landtag in Brünn entschied sich für das Bündnis mit Böhmen, übertrug die Regierung an dreißig Direktoren und wies die Jesuiten aus. Umsonst widersprach



76. Kaiser Ferdinand II. im Alter von 42 Jahren.
Nach einem Gemälde von Franz Porbus im Pradomuseum zu Madrid.

Karl von Zerotin, der sein lebenlang an einer ständischen Gesamtverfassung der habsburgischen Lande gearbeitet hatte, aber nicht die Auflösung der alten Verbindungen wollte; er wurde, wie auch Kardinal Dietrichstein, sein geschworener Gegner, gefangen gehalten. Währenddem besetzten schon oberösterreichische Truppen Kloster Hohenfurt in Südböhmen, um die Verbindung dahin zu sichern, und von Österreich her aufgefordert, überschritt Thurn die Thaya. Als die Kaiserlichen, kaum 5000 Mann, die Grenzfestung Laa räumten, ging Graf von Thurn, ihnen rasch folgend, bei Fischament über

77. Fürst Ulrich von Eggenberg, der Minister Ferdinands II.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

die Donau und lagerte am 5. Juni vor Wien, dessen Vorstädte er zum Teil schon in der nächsten Nacht besetzte. Der spanische Gesandte Graf Oñate gab die Sache Ferdinands verloren.

Ferdinand in äußerster Gefahr.

Sie war es auch, wenn die Gegner ihren Vorteil energisch und geschickt zu benutzen verstanden. In Wien lagen nur 2000 Mann, auf die meist protestantisch gesinnte Bürgerschaft war kein Verlaß, auf Hilfe weit und breit nicht zu rechnen. Doch weder die Österreicher noch die Böhmen wußten den Sieg zu fassen, den sie in Händen hatten. Noch am Vormittage des 5. Juni forderte eine Deputation der evangelischen Stände vom Erzherzoge in der Hofburg den Frieden mit Böhmen und Zugeständnisse für sich; als er fest blieb, kam es zu heftigen Reden, die jede Ehrfurcht beiseite setzten, so daß die ausschmückende Sage erzählt, Andreas von Thonradl, einer der Hauptwortführer, habe Ferdinand an einem Knopfe seines Wamses fassend ihm gesagt: „Nandl, gib dich, du mußt doch unterschreiben." Die peinliche Szene unterbrachen

jedoch vom Burghofe her die Trompetenfanfaren einiger eben einrückenden Kürassierschwadronen, welche die Deputierten, die festgehalten zu werden fürchteten, zum eiligsten Rückzuge bewogen. Doch empfing sie der Erzherzog am Nachmittage nochmals, um durch sie mit Thurn zu verhandeln. Darüber versäumten die Wiener, den Böhmen ihre Stadt in die Hände zu spielen und gaben dem Erzherzoge Zeit, die katholischen Bürger und Studenten zu bewaffnen, und da Thurn gar kein Belagerungsgeschütz mit sich führte, auch schlimme Nachrichten aus Böhmen eintrafen, so zog er schon am 14. Juni wieder nach Norden ab. Der entscheidende Augenblick war verspielt.

Umschwung in Böhmen.

In Böhmen hatte sich das Blatt inzwischen gewendet. Bedeutend verstärkt ging Boucquoy wieder vor, schlug Mansfelds Stellvertreter, den Fürsten Hohenlohe, bei Netoliz, nordwestlich von Budweis, aufs Haupt (10. Juni) und ließ weit und breit das Land verheeren. Die elende Verwaltung der böhmischen Direktoren kam ihm zu statten. Bestechlichkeit und Unterschleife waren an der Tagesordnung, in Trinkgelagen vergeudeten die Generale ihre Zeit, der Adel entzog sich scharenweise seiner Dienstpflicht, das Landesaufgebot lief auseinander, die Söldner, die binnen dreiviertel Jahren nur auf $3^1/_2$ Monate Sold erhalten hatten, hungerten, versetzten und verkauften Kleider und Waffen, die Reiterei drohte schließlich mit offener Meuterei. Nur durch die verzweifeltsten Mittel, durch Wegnahme sämtlichen Grundbesitzes der katholischen Kirche, Plünderung der Klöster und Zwangsanleihen gelang es, das Notwendigste zu beschaffen.

Unter solchen Umständen hätte ein tüchtiger Feldherr an der Spitze eines zuverlässigen Heeres binnen wenigen Monaten mit dem böhmischen Aufstande fertig werden können, aber Boucquoys Fähigkeiten waren gering, und seine Regimenter nicht viel besser als die böhmischen. Als nun vollends Dampierre, den er mit 8000 Mann nach Mähren geschickt hatte, einer weit schwächeren mährischen Abteilung unterlegen war, hielt er sich ruhig in Südböhmen, ohne die Gunst der Verhältnisse irgendwie zu benützen.

Die Kaiserwahl in Frankfurt.

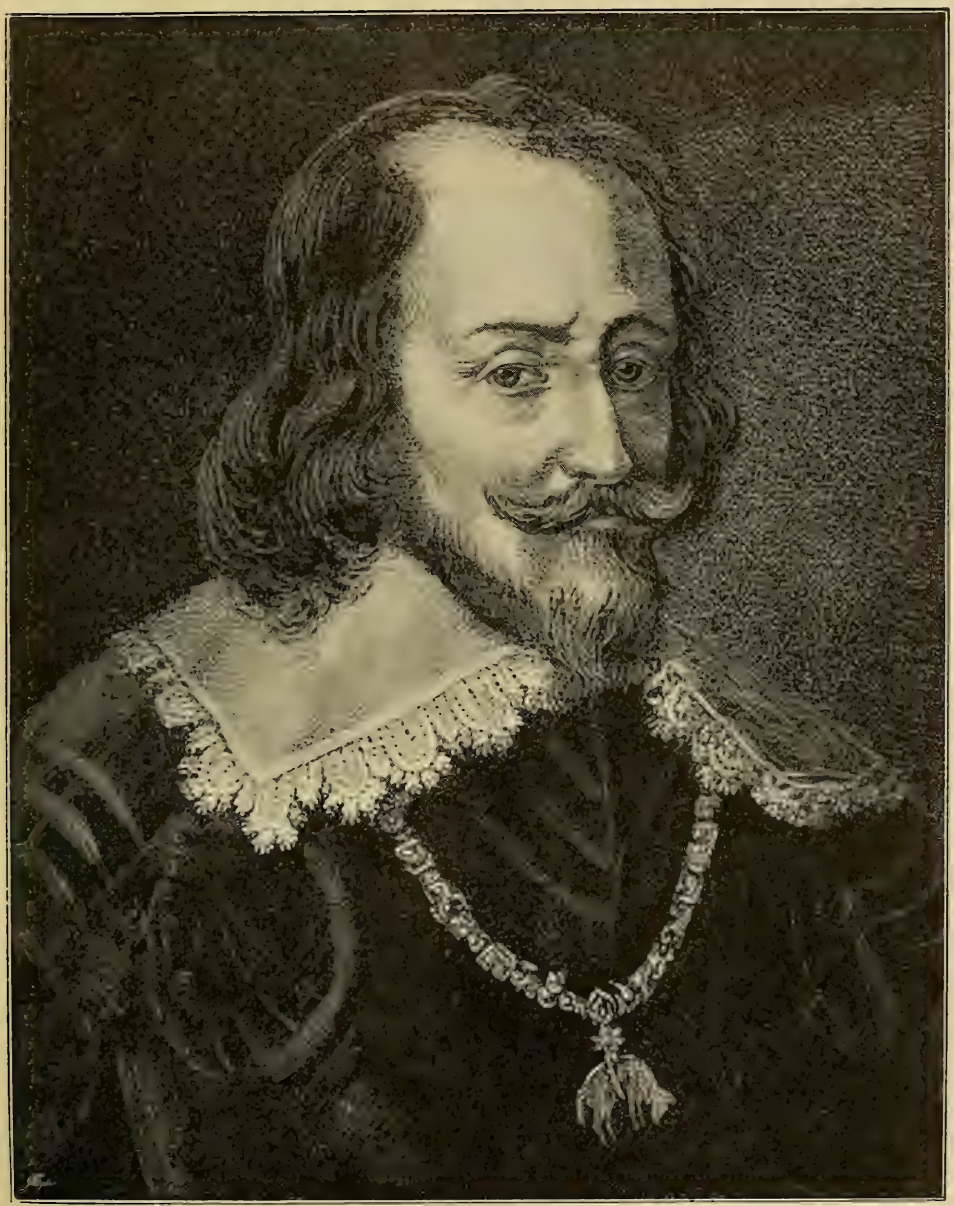
Wie nun in den habsburgischen Ländern die Bewegung immer mehr anschwoll, trieben auch im Reiche die Dinge zur Entscheidung. Mit Matthias' Tod war der deutsche Kaiserthron erledigt, und als Nachfolger kam auch hier Ferdinand II. in Betracht. Doch wie sollten die evangelischen Kurfürsten ihre Stimme diesem Manne geben, der ihre Glaubensgenossen in seinen Erblanden so unbarmherzig bedrängt hatte, diesem gefügigen Werkzeug der Jesuiten und Spanier! Hieß das ja auch Partei ergreifen gegen die Böhmen, die trotz aller Mißstände bei ihnen doch immer die Vorkämpfer des Protestantismus waren. Die pfälzischen Staatsmänner dachten deshalb zunächst an Aufschiebung der Wahl und sprachen sich zu gunsten des Protestes aus, den die Böhmen gegen die Ausübung der böhmischen Kurstimme durch Ferdinand eingelegt hatten. Doch zu einer klaren Stellung vermochte die Union nicht zu gelangen. Auf dem Tage zu Heilbronn (Juni 1619) wies man die böhmischen Gesandten nicht geradezu ab, ermunterte sie sogar, ihren Protest gegen Ferdinands Kurstimme aufrecht zu erhalten, aber entschiedene Unterstützung stellte man ihnen nicht in Aussicht. Zugleich mißlang der wohlüberlegte Versuch der Pfälzer, Maximilian von Bayern als Kandidaten für die Kaiserwahl aufzustellen. Nahm er an und wurde er, wie dann wahrscheinlich, gewählt, dann öffnete sich zwischen Bayern und Habsburg eine unausfüllbare Kluft, die diese beiden Hauptmächte des deutschen Katholizismus unwiderruflich trennte, und zugleich vermied man die ungeheure Gefahr, daß der böhmische Brand auch das Reich ergreife. Indes das lockende Anerbieten fand eben aus jenen Gründen beim Herzoge kein Gehör, und so blieb denn nur Ferdinand II. übrig. War seine Wahl nun wirklich unvermeidlich, dann blieb es wenigstens die Aufgabe der protestantischen Politik, den Kampf der Böhmen vor der Erhebung Ferdinands zu beenden, damit er nicht ins Reich herüberschlage. Der erste Versuch dazu, den ein paar englische Gesandte machten,

blieb jedoch wirkungslos, und so traf Ferdinand, als er über Salzburg und München in Frankfurt anlangte (29. Juni), dort eine Stimmung wie vor einem Gewitter. Die Wahlstadt war von straßburgischem und nürnbergischem Kriegsvolke besetzt, anderseits erfüllt von dem Gefolge der geistlichen Kurfürsten, die allein persönlich erschienen waren, und ungescheut predigten die Kapuziner den Kampf gegen die Protestanten. Wollten nun die evangelischen Kurfürsten dem Erzherzog die entscheidende Bedingung stellen, daß er *vor* der Wahl seinen Streit mit Böhmen beilege, so mußten sie fest zusammenstehen, dann, aber auch nur dann, waren sie im stande, das Äußerste abzuwenden. Als nun über diesen Antrag lebhaft verhandelt wurde, schlug der kursächsische Gesandte vor, neue Instruktionen einzuholen, und der Pfälzer Graf Dohna ging nach Dresden, um Kurfürst Johann Georg I. für den rettenden Antrag zu gewinnen. Doch dieser, voll Abneigung gegen die calvinische Pfalz und die rebellischen Böhmen, wies seinen Vertreter an, mit der Mehrheit, d. h. mit den geistlichen Kurfürsten zu stimmen, und so entschied Kursachsen, wie hundert Jahre zuvor die verhängnisvolle Wahl Karls V., jetzt die kaum minder verhängnisvolle Ferdinands II. Da nun auch Brandenburg und die Pfalz nicht gegen die Mehrheit anzukämpfen wagten, so erfolgte am 16. (26.) August 1619 die einstimmige und bedingungslose Wahl Ferdinands zum deutschen Kaiser. Mit sehenden Augen gingen die Evangelischen in ihr Verderben.

Als darauf die Vertreter der Kurfürsten noch einmal zusammenkamen, da überbrachte ihnen der Reichspostmeister von Thurn und Taxis die eben eingelaufene Depesche, daß Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen gewählt worden sei! Durch die Versammlung ging es wie das Vorgefühl ungeheurer Katastrophen; nahm Friedrich die Krone an, dann trat eben das ein, was man um jeden Preis hätte verhindern müssen: der Krieg brach auch im Reiche los und floß mit dem böhmischen in einen verheerenden Brand zusammen. Nur die Katholiken sahen mit ruhiger Sicherheit in die Zukunft. Vor ihnen that sich jetzt die Aussicht auf, erst die Böhmen zu vernichten, ihrem Adel durch die Befreiung der Bauern den Boden unter den Füßen wegzuziehen, die Jesuiten zurückzuführen, dann die beiden calvinischen Kurfürsten von Pfalz und Brandenburg zu überwältigen, die Lutheraner zwar noch zu schonen, aber nur fürs erste nach dem Satze: „Lasset das Unkraut wachsen bis zur Zeit der Ernte auf Gottes Befehl."

Die böhmische Konföderation und die Königswahl Friedrichs V.

Mit der Wahl Friedrichs V. zum König von Böhmen erstieg dort die Bewegung ihre Höhe. Kurz zuvor war auf dem Generallandtage aller böhmischen Kronlande die „*Konföderation*" derselben zustande gekommen (31. Juli 1619), die im Sinne der ständischen Libertät den böhmischen Gesamtstaat in fünf nur durch die Person des gewählten Königs lose miteinander verbundene Landschaften auflöste, die bisherigen Vorrechte der Katholiken aufhob und alle Bekenntnisse gleichstellte, unzweifelhaft ein ganz unhaltbares Produkt ständischer Selbstsucht und staatsmännischer Unfähigkeit. Auch die niederösterreichischen Stände, in Horn versammelt, richteten eine Direktorialregierung ein und schlossen das längst vorbereitete Bündnis mit Böhmen; in Oberösterreich hielten Tschernembl und Genossen das Heft in der Hand. Da dies so umgestaltete Böhmen sich natürlich als Wahlreich betrachtete, demnach ein Erbrecht Ferdinands nicht anerkannte, so entsetzten die konföderierten Lande ihn geradezu des Thrones, obwohl sie ihm schon im Jahre 1617 gehuldigt hatten (9. August), und rüsteten sich zur Wahl eines neuen Königs. Nur vorübergehend kamen Karl Emanuel von Savoyen und Christian IV. von Dänemark in Betracht, ernsthaft nur Johann Georg I. von Sachsen, obgleich er sich gar nicht beworben hatte, und *Friedrich V. von der Pfalz*. Da indessen gegen jenen seine kirchliche Beschränktheit sprach, für diesen sein Gesandter Graf Dohna eifrig und geschickt wirkte, vor allem aber seine



78. Maximilian, Kurfürst von Bayern.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Stellung als Haupt der Union, wie seine Verbindung mit den großen Mächten des Auslandes ins Gewicht fiel, so wurde am 16. (26.) August in der Landstube mit großer Mehrheit Friedrich V. zum König von Böhmen gewählt, und auch die Nebenlande erklärten sich am nächsten Tage in demselben Sinne. Glockengeläute und Kanonensalven begrüßten die verhängnisvolle Entscheidung, die jeden Ausgleich mit Habsburg unmöglich machte.

79. Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz und König von Böhmen (der „Winterkönig").
Nach einem Gemälde von M. J. Miereveld im Rijksmuseum zu Amsterdam.

Friedrich V.

Die Leitung des böhmischen Staates in so schwieriger Lage zu übernehmen, dazu fehlte es dem jungen Fürsten außer dem guten Willen an allem. Damals im dreiundzwanzigsten Lebensjahre (geb. 1596), der Sohn Friedrichs IV. und der trefflichen Luise Juliane, einer Tochter Wilhelms von Oranien, hatte er, zum Teil bei dem reformierten Herzog von Bouillon in Sedan, seine Erziehung in französischer Hofsitte und strengem Calvinismus genossen, sich aber auch unter Leitung Meinhards von Schönberg gute Kenntnisse in modernen Sprachen und Wissenschaften angeeignet. Sehr jung (1613) war er dann mit der schönen, stolzen Elisabeth Stuart, der Tochter Jakobs I. von Großbritannien, vermählt worden, der er in den trübsten Tagen unerschütterliche Hingebung gewidmet hat, aber seine Eigenschaften waren die eines

Lieber Graff vnd Herr Ewer Schreiben vom 3 Decemb. habe ich wol empfangen vnd daraus Ewer Graffen vnd Marschalck Todt vngern vernommen Vo ist Ewer Gemüth vber gedachtes Ewer Graffen vnd ihres Sohns Jo[illegible] Christoph Leben sich das Te Deum darüber gesungen sie haben Dessen noch nicht genommen Es seindt noch etzliche Landschafften Städte vnd Herren welche mit Ihrer Mayestät wegen Ihrer Kron Böheim nicht außgesöhnet ist mit Grund Ewer Graffen Herren Ihr geht nicht bessern Rath anbringen aber sie seindt alzu Ceremoniesch ist auch ihr nicht die Gelegenheit wol fassen vnd dadurch E. G. Landschaften verwandt. auszgehen als Ihrer Albrecht seinen Gemüth wol bekandt gemacht Ich hoffe es aber Ihrer Liebe glauben Mahe die Rebellion und andere mehr Ihre Majestät in Böheim nur ein Land die andere Königreich Hauptsach endlich Ihr Ehre werden wol gar Ihrer Majestät selbigen König Ihre Würdt retten Herr Dupleix mir Gedenkt Daselbst Christ Ihnen als Ihrer Majestät Printzen Ihrer Majestät Printzen gnedigen gnedigen Printzen Printzen Printz

Privatmannes: ein ehrliches Gemüt, ein offener Sinn, Empfänglichkeit für alles Gute und Tüchtige. Umblick und Entschlossenheit zu zeigen, hatte er bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, und auch, als die Möglichkeit der Königswahl herantrat, da schwankte er unsicher zwischen ehrgeizigen Wünschen und banger Furcht und rief einmal aus: „Gott, wenn mich die Böhmen erwählten, was wollte ich dann thun!" Als er dann zu Amberg in der Oberpfalz die entscheidende Kunde empfing, wirkte sie auf ihn nur bestürzend und betäubend; nur Christian von Anhalt meinte zuversichtlich: „Euer Liebden setzen sich nur in den Stuhl, wer wird dieselben sobald wieder heraustreiben?" Der Unionstag in Rotenburg (Anfang September) konnte dem schwankenden Fürsten ebensowenig eine feste Stütze gewähren, denn die Meinungen waren geteilt, und Moritz von Hessen hob mit Fug und Recht hervor, wenn Friedrich die Krone annehme, so setze er sich in vollen Widerspruch mit seiner Abstimmung in Frankfurt. Auch kamen dringende Abmahnungen von Bayern und Sachsen, und Jakob I. wieder erschien so unsicher, daß weder Zustimmung noch Widerspruch aus seiner Haltung herauszulesen war. Vorwärts drängte nicht Elisabeth, wie ihr lange nachgesagt worden ist, mit Unrecht, denn sie kümmerte sich damals im wesentlichen nur um „Komödien, Ballette und Romanlesen", noch weniger die Mutter, die vielmehr abriet, sondern Anhalt, Schönberg, Dohna u. a. So nahm Anfang Oktober Friedrich die böhmische Krone an, die ihm und seinem Lande zu einer Quelle namenloser Leiden werden sollte, und verließ sein herrliches Heidelberger Schloß, aus dessen Fenstern Luise Juliane weinend und ahnungsvoll dem glänzenden Reiterzuge des Sohnes nachsah. Am 21. (31.) Oktober zog der Kurfürst als König in Prag ein, am 4. November wurde er gekrönt.

Die Union und die Liga

Da schien sich endlich auch die Union aufzuraffen. Auf dem Tage von Nürnberg (Dezember 1619) beschloß sie zwar nicht, Böhmen in den Bund aufzunehmen, wohl aber zu rüsten und auch im Reiche zu den Waffen zu greifen, falls die Liga ihre Forderungen zurückweise. Das war vorauszusehen, denn sie lauteten auf Abrüstung der Liga binnen zwei Monaten, Sicherung des Besitzes der geistlichen Güter für die Evangelischen und volle Stimmengleichheit im Reichskammergericht und im Reichshofrat. In der That erwiderte Maximilian entschlossen, einen Angriff auf die Katholiken werde er nicht dulden, und so schien auch im Reiche der Ausbruch des Krieges bevorzustehen.

Erhebung in Ungarn; Bethlen Gabor.

Fast zu gleicher Zeit wie Böhmen sagte sich Ungarn vom Hause Habsburg los. Schon der Preßburger Landtag hatte Ferdinands Steuerforderungen mit Beschwerden beantwortet, kurz nachher erhob sich Gabriel Bethlen von Siebenbürgen.

Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor) war ein Szekler, und als Sohn des Wolf Bethlen 1580 auf Schloß Illyi in Oberungarn geboren. Als Anhänger der Bathory wurde er tief in die fortgesetzten Streitigkeiten um die siebenbürgische Fürstenwürde verflochten, mußte 1602 in die Türkei fliehen, wo er sich eine gründliche Kenntnis der türkischen Verhältnisse erwarb, unterstützte dann Stephan Bocskay (1604—1606), vertrat später dessen Nachfolger Gabriel Bathory in Konstantinopel und wurde endlich nach dessen Sturze im Oktober 1613 selbst zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt, im Dome von Klausenburg gekrönt und vom Sultan im Jahre 1614 bestätigt.

Dieser hochstrebende Fürst, ein eifriger Calvinist und Freund der höheren Bildung, strebte an den Grenzen der abendländischen Kultur und osmanischer Barbarei ein evangelisches Ungarreich zu gründen, das sich selbständig zwischen beiden halten sollte. Niemals konnte der Augenblick günstiger sein. Denn seit Ende August 1619 besetzte er fast mühelos ganz Oberungarn bis zur Waagmündung, am 9. Oktober schon empfing er in Tyrnau die Gesandten der Böhmen und Mährer und schickte ihnen 8000 Reiter zu Hilfe, am 14. fiel Preßburg, und die österreichische Grenze überschreitend, lagerte er sich Ende des Monats vor Wien. Dahin drangen auch, die Kaiserlichen vor sich hertreibend, in der Stärke von 35 000 Mann die Böhmen und Mährer vor, doch wußten die Truppen Ferdinands ihnen den Übergang über die

Donau zu wehren, und Bethlen selbst wurde bald heimgerufen, denn sein alter Nebenbuhler Druget von Homonna (Homonnay) brach mit 11 000 polnischen Kosaken über die Karpaten in Ungarn ein. Trotzdem wies der Reichstag in Preßburg, wo fast nur

80. Gabriel Bethlen, Fürst von Siebenbürgen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

der Palatin Forgács Ferdinands Sache vertrat, die weitgehenden Anerbietungen desselben ab und erhob Bethlen zum „Fürsten von Ungarn". Ferdinand mußte zufrieden sein mit einem Vergleiche, der einen Waffenstillstand auf Grund des gegenwärtigen Besitzes gewährte (Januar 1620), und doch verhinderte das nicht, daß die Ungarn über die Jesuiten samt Pázmán und Homonnay die Verbannung verfügten als über Landes-

verräter, und daß Bethlen mit Österreich und Böhmen ein förmliches Bündnis abschloß (25. Januar 1620). Von allen Seiten umworben hielt er Hof zu Kaschau; das „schicksalsverhängte Ende des Hauses Österreich" schien nahe, unvermeidlich.

Das katholische Bündnis.

Die so dachten, triumphierten indes zu früh. Gegenüber der mächtigen Erhebung des Protestantismus in Österreich bewiesen die katholischen Mächte eine Einmütigkeit, die den Gegnern zum Muster hätte dienen sollen. Als der erste hatte Philipp III. von Spanien schon im Mai 1619 Zuzüge aus Italien und Flandern angeordnet; jetzt im Januar 1620 wies er trotz tiefster Ebbe im Staatsschatz 1600000 Dukaten zum Angriff auf die Rheinpfalz an, deren Erwerbung zur Sicherung der Landverbindung zwischen Italien und den Niederlanden das Kabinett von Madrid schon damals scharf ins Auge faßte. Von unmittelbarerer Wichtigkeit noch war der Münchener Vertrag zwischen Ferdinand und Maximilian von Bayern (8. Oktober 1619). Er überließ dem Herzog wieder die alleinige Leitung der Liga (vergl. S. 136) und für die zu leistende Hilfe den Pfandbesitz eines habsburgischen Landes. Mündlich versprach ihm der Kaiser noch die Kurwürde und von der Pfalz so viel, als er erobern werde. Daraufhin beschloß die Liga in Würzburg die Aufstellung eines Bundesheeres von 21000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern. So wurde das Reich unaufhaltsam in den österreichischen Krieg hereingerissen, und zugleich gewann Spanien einen so beherrschenden Einfluß in den deutschen Angelegenheiten wie beinahe in Karls V. Tagen.

Weniger erheblich waren die Subsidien Pauls V. (20000 Gulden), und das Versprechen Polens, in Ungarn einzufallen, wofür der Kaiser dieser Slawenmacht selbst die Abtretung schlesischer Lande in Aussicht stellte. Sogar Savoyen erwies sich hilfreich, indem es den Durchmarsch spanischer Truppen gestattete, und Frankreich, Habsburgs Erbfeind, damals jedoch in den Händen einer katholisch gesinnten Regierung, bewahrte wenigstens eine freundliche Neutralität.

Anschluß Kursachsens.

Diesem Bunde der katholischen Welt schloß sich zum Erstaunen der Zeitgenossen der mächtigste Staat der deutschen Protestanten, Kursachsen, an. Die alte Abneigung gegen den Calvinismus, durch den Hofprediger Hoë von Hoënegg, der eindringlich darüber jammerte, daß (mit der Wahl Friedrichs V.) „so viele edle Länder dem gottverdammten Calvinismo sollten in den Rachen gestecket werden", beim Kurfürsten zum blinden Hasse gesteigert, der Widerwille gegen die ständische Libertät, die in Österreich so keck das Haupt erhob, und schließlich die Furcht vor den Ernestinern, die in der That daran dachten, die verlorene Kurwürde mit böhmischer Hilfe zurückzuerobern, alles dies wirkte zusammen mit dem Streben, als Preis dieses Verrats an der protestantischen Sache die Lausitzen zu gewinnen, um Johann Georg I. auf die Seite der Habsburger zu treiben. Als er durch geheime Verhandlungen die Zusicherung des Pfandbesitzes der Lausitzen, des Erwerbs von Anhalt und des ungestörten Besitzes der geistlichen Güter in den beiden sächsischen Reichskreisen erhalten hatte und darüber hinaus noch das Versprechen, daß die Lutheraner der habsburgischen Lande in ihrer Religionsübung nicht gestört werden sollten, so begab sich der Kurfürst mit Hoë nach Mühlhausen zur Zusammenkunft mit den Kurfürsten von Köln und Mainz, den Vertretern Maximilians und Ferdinands (März 1620). In kaum begreiflicher Kurzsichtigkeit ließ er sich hier noch den endgültigen Verzicht auf das Stimmrecht der protestantischen Bistümer abhandeln und gab selbst zu, daß die geistlichen Fürsten sich das Recht der Klage auf Zurückgabe kirchlicher Güter in allen einzelnen Fällen vorbehielten! An der Niederwerfung Böhmens versprach er thätigen Anteil zu nehmen unter der Bedingung, daß dort die Lutheraner geschont würden. Selbst den Katholiken erschien diese Blindheit kaum faßlich; Erzherzog Albrecht und Spinola wollten die erste Nachricht gar nicht glauben.

Zwietracht der protestantischen Mächte.

Während sich so von allen Seiten das Netz um die Böhmen zusammenzog, trugen deren Bemühungen um auswärtigen Beistand wenig oder gar keine Frucht. Friedrichs V. Schwiegervater, Jakob I., war sich seiner Stellung als der mächtigste Fürst der Protestanten so wenig bewußt, daß er den Böhmen als Rebellen jede Hilfe verweigerte und ihnen nur die Anwerbung von 2000 Mann in England gestattete. Die Niederlande, den drohenden Ausbruch des spanischen Krieges vor Augen, konnten und wollten nichts thun. Nur der junge König Gustav Adolf von Schweden, dessen staatsmännischer

81. Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen.

Nach einem Kupferstiche von Anselm van Hulle.

Scharfblick stets den großen Zusammenhang der Dinge im Auge behielt, dachte daran, den oft schon geplanten Bund aller protestantischen Mächte zu begründen und den Böhmen durch einen Angriff auf Polen zu Hilfe zu kommen. Die Union aber versagte in der entscheidenden Stunde. Nachdem ihr Heer dem viel stärkeren ligistischen an der oberen Donau unthätig gegenübergestanden hatte, schloß sie am 3. Juli 1620 in Ulm Frieden mit der Liga, ohne doch Böhmen in diesen mit aufzunehmen. Die Liga versprach, die Pfalz nicht anzugreifen; da aber der Vertrag Spanien gar nicht erwähnte, also auch nicht verpflichtete, so blieb diesem gegen die Pfalz freie Hand. Als der große Kampf beginnen sollte, den ihre Staatsmänner seit Jahren beflissen

vorbereitet und mit ruhmredigen Worten vorher verkündet hatten, steckte die Union das halb gezückte Schwert in die Scheide und gab Böhmen, augenblicklich die Hauptstellung des Protestantismus, kampflos preis. Auch von Österreich war nicht viel zu erwarten. Nur die oberösterreichischen Stände handelten mit folgerichtiger Entschlossenheit; sie setzten Ferdinand II. geradezu ab und wählten Friedrich V. zu ihrem Schutzherrn. Die niederösterreichischen dagegen verdarben ihre Sache durch überspannte Forderungen (wollten sie sich doch selbst das Recht auswärtiger Bündnisse gewahrt wissen!), die keine Regierung bewilligen konnte, versäumten darüber, sich mit Ferdinand über die kirchliche Frage zu verständigen, was damals sehr wohl möglich gewesen wäre, dem Kaiser sogar von den Jesuiten empfohlen wurde, und leisteten ihm doch schließlich, als Albrecht auf sein Erbrecht verzichtet hatte, der Mehrzahl nach die begehrte Huldigung (13. Juli 1620).

Böhmen unter Friedrich V.

Böhmen blieb also im wesentlichen auf sich selber angewiesen. Doch in dem unseligen Lande herrschte nichts als Zerfahrenheit und Zwietracht. Hatte doch der Adel den Aufstand unternommen nicht um des Landes, sondern in nackter Selbstsucht um seiner eignen unumschränkten Herrschaft willen. Diese zu gunsten des gewählten Königs etwas zu verkürzen oder auch nur sich selbst erhebliche Leistungen aufzulegen, fiel den Herren nicht ein. Deshalb fand Friedrich auf seiner Huldigungsreise durch Mähren, Schlesien und die Oberlausitz (Januar bis März 1621) zwar überall glänzende Aufnahme, in ernsten Sachen aber schlechten Willen. Die schlesischen Stände weigerten ihm sogar die geforderten Steuern und dachten ihn mit einem „Geschenk“ von 64 000 Gulden abzufinden. Vollends der Gedanke, den Krieg zu einem volkstümlichen zu machen durch Aufhebung oder Erleichterung der unerträglichen bäuerlichen Lasten, lag diesen ständischen Regierungen unendlich fern; der böhmische Krieg bewahrte den Charakter einer Adelsrebellion von der ersten bis zur letzten Stunde.

Friedrich V. hatte eher dazu beigetragen, die Verwirrung zu vermehren, statt sie zu vermindern. Seine und Elisabeths Beliebtheit war von kurzer Dauer. Ihr heiteres, dem französischen sich näherndes Hofleben und die freieren Sitten ihrer pfälzischen Umgebung erregten bei den darin strenger denkenden Böhmen Erstaunen und Befremden, der plumpe calvinische Eifer des Hofpredigers Scultetus rief geradezu Erbitterung hervor. Aus dem Dome auf dem Hradschin und der altstädter Jesuitenkirche wurden alle Bilder entfernt; die Wegnahme des Kreuzes auf der Karlsbrücke mußte das Volk fast mit Gewalt hindern. Natürlich ließen sich die lutherischen Geistlichen die Gelegenheit, gegen die Calvinisten zu donnern, nicht entgehen; wenn Scultetus bewies, es sei recht, sich mit den Türken zu verbinden, so wiesen die Lutheraner nach, es sei besser, sich mit den Türken als mit den Calvinisten zu verbinden. Schwerer als diese theologischen Zänkereien wog der Unwille des böhmischen Adels über seine Zurücksetzung hinter den pfälzischen Räten, namentlich Christian von Anhalt, die doch bei der Unfähigkeit der böhmischen Herren schwerlich zu vermeiden war. Von einer Begeisterung für die eigne Sache ist unter solchen Umständen auf böhmischer Seite keine Spur zu finden.

Unentschiedene Kämpfe.

Da geschah natürlich auch im Felde nichts Entscheidendes. In Österreich wichen die Böhmen mehr vor Hunger und Krankheit als vor dem Feinde nordwärts zurück. Ein paar Gefechte (bei Langenlois, Meissau und Gars) entschieden nichts, im Heer wuchs die Zuchtlosigkeit, das arme Land wurde darüber beinahe zur Wüste, und im Rücken riefen die Habgier des Adels und die greulichen Plünderungen einen Aufstand der böhmischen Bauern hervor, deren Haufen endlich nur der Hunger auseinander trieb (Sommer 1620). Schon rückten auch spanische Truppen unter Maradas von Passau her in Böhmen ein.

Bethlen Gabor Herr von Ungarn.

Von diesen erbärmlichen Verhältnissen sticht die rasche Entschlossenheit, mit der die Ungarn ihre Sache führten, sehr vorteilhaft ab. Der glänzende Reichstag in Neusohl (Juni bis August 1620), wo sich 10 000 Ungarn, dazu Gesandte des Kaisers, Polens, Böhmens, Österreichs und der Union zusammenfanden, nahm Siebenbürgen in den ungarisch-böhmischen Bund auf, zog das gesamte Grundeigentum der katholischen Kirche ein, der in ganz Ungarn nur drei Bistümer blieben, erhob endlich, trotz der energischen Vertretung des Kaisers durch Graf Raimund Colalto, Gabriel Bethlen zum König von Ungarn (27. August), und da auch der Sultan ihn anerkannte, so schien die Stellung des hochstrebenden Mannes gegen jeden Angriff befestigt zu sein. Bis zum Oktober war er Herr des Landes mit Ausnahme von Raab und Komorn.

Angriff auf Böhmen.

Nun aber griffen endlich die Heere Spaniens, Bayerns und Sachsens in den Kampf ein. Am 27. Juli 1620 überschritten die Bayern unter Graf Johann Tserclaes von Tilly die Grenze.

Tilly war ein wallonischer Belgier und im Februar 1559 auf dem Schlosse Tilly bei Gembloux als spanischer Unterthan geboren. Sein Vater, als Kriegsrat in kaiserlichen Diensten, bestimmte ihn anfangs zum geistlichen Stande und ließ ihn daher von den Jesuiten erziehen, so daß der Knabe eine gründliche gelehrte Bildung erhielt. Eine entschiedene Neigung führte ihn jedoch schließlich in den spanischen Kriegsdienst. Später trat er in kaiserliche Dienste und focht in Ungarn gegen die Türken mit. Wenige Jahre nach der Beendigung dieses Krieges (1606) vertauschte er 1610 die kaiserlichen Fahnen mit den bayrischen. Den schlimmen Ruf, den ihm die schreckliche Zerstörung Magdeburgs später eingetragen, hat er nicht ganz verdient. Er war persönlich rechtschaffen, ein treuer Diener seines Kriegsherrn und ein fester Soldat, der seine Leute in Ordnung zu halten wußte. Als überzeugter Katholik und früherer Jesuitenzögling sah er natürlich in den Ketzern die Feinde Gottes und der Kirche und behandelte sie demgemäß.

Nach kurzem Gefechte nahmen sie Linz (4. August), vereinigten sich am 8. September in der Gegend des mittleren Kamp mit den Kaiserlichen Boucquoys und brachen, die Böhmen vor sich hertreibend, in Böhmen ein. Vor den zuchtlosen Banden beider Heere verschwanden ganze Dörfer wie weggefegt, aber bei den Böhmen war die Auflösung fast noch schlimmer. Weigerten sich doch z. B. ihre adligen Offiziere, zu einem Kriegsrate früh um 7 Uhr zu erscheinen, denn dergleichen Strapazen seien wider ihre Privilegien! Die Befehle führten sie schlecht oder gar nicht aus, der Sold blieb wie gewöhnlich zum großen Teil aus, obwohl Friedrich V. aus seinen eignen Mitteln monatlich 80 000 Gulden dafür hergab, und Mansfeld stand mit seinen 12 000 Mann in Pilsen fast selbständig neben Anhalt. Vor Pilsen oder in seiner Nähe lagerten auch von Ende September bis Ende Oktober beide Heere einander gegenüber, die Kaiserlichen in der Hoffnung, Mansfeld werde ihnen die Festung übergeben, während er selbst wohl nur zum Scheine darüber mit ihnen verhandelte, um sie möglichst lange festzuhalten. Erst am 26. Oktober zogen die Böhmen, von ihnen gefolgt, nach Rakoniz ab. Noch lange das Feld zu halten war beiden Teilen unmöglich; wenn sich aber die Böhmen für die Verteidigung auf Prag stützen konnten, mußten die Kaiserlichen den ganzen Feldzug verloren geben, falls ihnen nicht eine rasche Entscheidung gelang.

Schlacht am Weißen Berge.

Eben eine solche wollten sie deshalb. Am 5. November brachen sie gegen Prag auf. Sobald Anhalt dies bemerkte, veranlaßte er Friedrich V. und den Grafen Thurn, nach Prag vorauszueilen, um die herrschende Stellung am Weißen Berge zu besetzen, d. i. die westlichen, ziemlich steilen Abfälle der Hochebene, die in ihrem östlichen Teile den Hradschin trägt und dann sich rasch zur Moldau hinuntersenkt. Quer über ihn führt die Pilsener Straße nach dem Reichs(Strahov)thore. Christian von Anhalt selbst erreichte in zweitägigem Eilmarsch am 7. November über Unhoscht, bereits vom bayrischen Vortrab gedrängt, nachts 1 Uhr den Weißen Berg, nur zwei Stunden westlich von der Hauptstadt. Hier nahm sein Heer, 21 000 Mann mit 6—10 Geschützen, in drei Treffen gegliedert, Stellung. Der rechte Flügel, meist mährische Truppen,

Johann Tserclaes, Graf von Tilly

82. Johann Tserclaes, Graf von Tilly, Generalfeldmarschall und Oberfeldherr des ligistischen Heeres.

Nach einem Gemälde A. v. Dycks in der Königl. Pinakothek zu München.

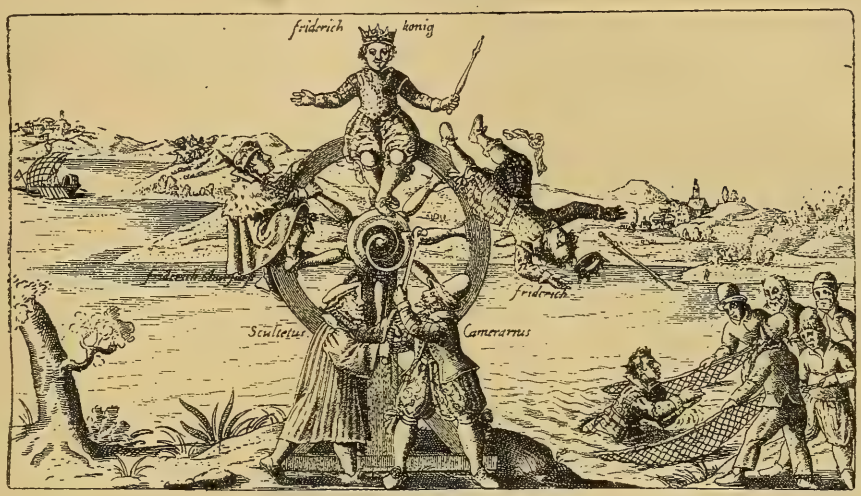
lehnte sich an die Mauer des Tiergartens, der den „Stern", ein auf sternförmigem Grundriß erbautes, innen prächtig ausgestattetes Jagdschloß aus der Zeit Georg Podjebrads, umgibt, den linken deckte der steile Abhang. Das dritte Treffen bildete in weitem Halbmond die von Bethlen gesandte ungarische Reiterei. Vor der Front dehnte sich eine breite Wiesenfläche, von einem Bach durchflossen, über den eine einzige Brücke führte. Außer der natürlichen Festigkeit war für die Verstärkung der Position nichts geschehen, dank dem trägen Ungehorsam der Böhmen, welche die vom König angeordneten Verschanzungen eben erst angefangen hatten. Für den 8. November wurde von den marschmüden Böhmen eine Schlacht weder beabsichtigt noch erwartet. Um so ungestörter vollzog sich der Aufmarsch des katholischen Heeres, den erst die Nacht und dann ein dichter Nebel deckte. Vom Feinde unbemerkt, überschritten zuerst die Bayern den Bach; als auch die Kaiserlichen eingetroffen waren, formierte sich das ganze Heer zum Angriff, beide Teile in zwei Treffen, rechts die Kaiserlichen, die an Stelle des verwundeten Boucquoy Tiefenbach führte, links die Bayern unter Tilly, alles in allem 32 000 Mann zu Fuß und 7 500 Reiter mit 16 bis 18 Kanonen. Die feindliche Aufstellung im Gesicht beschloß der Kriegsrat den sofortigen Angriff. Mit dem Schlachtruf: „Maria!" gingen gegen 1 Uhr mittags die Heersäulen unter dem Donner des böhmischen Geschützes zum Sturme vor. Kaum sah das Fußvolk Thurns die pikenstarrenden Massen auf 3—400 Schritte vor sich, als es nach einer ersten schlechtgezielten Gewehrsalve in völliger Auflösung zurückwich. Den Feiglingen folgte der größte Teil der böhmischen Reiterei; es war auf diesem Flügel nur eine schimpfliche Flucht, keine Schlacht. Nur der junge, gleichnamige Sohn Christians von Anhalt ritt, mit seinem deutschen Regiment den Abhang hinuntersprengend, die nächsten Kolonnen über den Haufen und drang bis dicht an die Geschütze der Bayern vor, aber seine Schwadronen prallten an dem Feuer eines spanischen Regiments ab, und die bayrische Reiterei des Obersten Kratz sprengte sie vollends auseinander; der Führer selbst wurde gefangen. Tapfer fochten am Stern auch die Mährer, die Ungarn dagegen jagten in wilder Hast über die Hochebene der Moldau zu, wobei sie teilweise über die steilen Abfälle des Laurentiusberges hinunterstürzten oder im Flusse ertranken. Binnen einer Stunde war die Schlacht beendet, die Böhmens Schicksal auf Jahrhunderte hinaus entschied.

Flucht Friedrichs V.; Übergabe von Prag.

König Friedrich erörterte eben im Prager Schlosse mit ein paar englischen Gesandten die Frage, ob man wohl eine Schlacht zu erwarten habe, als der rollende Kanonendonner ihren Beginn ankündigte. Beim Reichsthore begegnete bereits Christian von Anhalt dem König mit der Meldung, sie sei verloren, und von der Höhe des Walles herab sah Friedrich, wie sein Heer in völliger Auflösung flüchtend über die Ebene daher kam. Noch am Nachmittage raffte deshalb der Hof in eilfertiger Hast Papiere und Wertsachen zusammen und flüchtete hinüber nach der Altstadt. Man dachte zunächst an Widerstand, doch nicht ein Fähnlein brachten die Signale zusammen, schon begann vielmehr die zuchtlose Soldateska in der Stadt zu plündern, die Bürgerschaft selbst war zur Verteidigung nicht aufgelegt. Es blieb also gar nichts übrig, als die Räumung der unhaltbaren Stadt, die Flucht nach Schlesien. Am 9. November wurde sie angetreten, als sich Herzog Maximilian bereits dem Hradschin näherte. Am 10. gegen Mittag zog er ein. Schon am nächsten Tage huldigten die Prager Städte bedingungslos Ferdinand I. als ihrem „Erbherrn und König", am 13. die Stände, soweit sie vertreten waren. Trotzdem wurde Prag von den Siegern schonungslos geplündert, bis es sich durch schwere Brandschatzung freikaufte.

Mit der Schlacht von Prag war jedoch nicht bloß in Böhmen das Spiel zu Ende; Friedrichs Hoffnung, sich auf die Schlesier stützen zu können, erwies sich als eitel, sie dachten nur an Unterwerfung und nötigten ihn, seine trübselige Flucht nach

Deß gweſten Pfaltzgrafen Glück vnd Vnglück.



WEr Glück vnd Vnglück wiſſen woll/
Der ſeh an deß Pfaltzgrafen ſpil.
Sehr glücklich war er in dem Reich/
So bald hett er nit ſeines gleich/
Jhm manglet nit an Leit vnd Land
Regieret weißlich mit Verſtand
Ein Fratv von Königlichem Stam̃/
Die mehret jhm ſein hohen Nam/
War glückhafftig mit jungen Erben
Sein Stam̃ ſo bald nit ſolt abſterben.
Von reich vnd arm von jung vnd alten
Ward er in groſſer Ehr gehalten.
Wie ſolches dann auch billich gſchach
Weil er die höchſte Chur verſach
Auß Weltlichen Churfürſten vier
Dem Römiſchn Reich war er ein zier.
Jn Summ jhm war wol allermaſſen
Wann er ſich nur hett gnügen laſſen.
O Ehrgeitz du verfluchte ſucht:
Hie ſicht man dein vergiffte frucht/
Die Ehr vnd Würd machſt manchem ſüß
Biß er kompt andern vnder dFüß.

Wie anſehlich wie zierlich wol
Wie dapffer alles Glücks ſo vol
War Pfaltzgraf Friderich zuuor/
Ehe das jhn Hoffart hebt empor.
Die beſten Maiſter in dem Rath
Die waren da ſein höchſter ſchad
Der Bleſſen/ Camerarins/
Kein Müh kein Arbeit ſie verdruß/
Biß ſie jhn in die höch gebracht
Vnd auß jhm einen König gmacht
Das hett doch in die läng kein bſtand
Weil er ſich brauchet frembder Land
Sein Reich war nit von diſer Welt
Darumb er bald zu boden felt.
Wo felt er hin? Jns tieffe Möhr/
Verlaſſen von ſeim gantzen Heer/
Die Staden haben jhn auffgfangen
Thun mit dem newen Fiſch jetzt prangen
Vnd halten jhn für ein Gſchauſſen
Das Glück hat ſeiner gar vergeſſen
Hat jhn zu ſpott gmacht vor der Welt
Vnd wie ein Spiegel fürgeſtellt

Daß ſich ein jeder hinfürbaß
Am ſeinigen genügen laß
Wie gern wolten jhn ſeine Räth
(Die das Rath zu ſtarck vmbgedräht)
Jetzt wider in die höch auffſchwingen
Es wil jhn aber alls mißlingen
Er iſt zu tieff hinab geſuncken
Er wer villeicht gar wol ertruncken
Wann nit Holland geholffen hett
Da es vmb jhn noch mißlich ſtehe
Dann als er auß dem Netz gekrochen
Hand ſie jhm weiter nichts verſprochen
Als daß er mög bey jhnen wohnen
Jetzt ſeynd hindurch vil gute Cronen.
Der hett zuuor vil Leit vnd Land
Der hat jetzund ein lære Hand
Der vor hett auff dem Haupt ein Cron
Hat jetzt kaum ein gantz Hemet an
Helff Gott dem armen Friderich
Er kompt doch nimmer vber ſich.

Getruckt im Jahr/ 1621.

83. Verkleinertes Fakſimile eines Spottflugblattes aus dem Jahre 1621 auf Friedrich von der Pfalz, den Winterkönig.

Der Miniſter Camerarius und der Hofprediger Scultetus drehen das Glücksrad Friedrichs, welcher im Fallen ein Hoſenband verliert (die ausgebliebene engliſche Hilfe); er wird dann von holländiſchen Fiſchern ans Land gezogen (ſeine Zuflucht in Holland).

Brandenburg und Holland fortzusetzen. Erst hier fand der unglückliche „Winterkönig", wie ihn der Spott seiner Feinde nannte, Zuflucht und Schutz.

Die Sachsen in der Lausitz und in Schlesien.

Als er noch in Schlesien verweilte, waren die Sachsen bereits in die Lausitz einmarschiert, um in Ausführung der kaiserlichen „Kommission" das Land für Ferdinand zu besetzen. Die Lausitzer, halben Herzens bei der Sache, in die sie nur das Beispiel der größeren böhmischen Lande hineingerissen hatte, würden vermutlich dem glaubensverwandten Kurfürsten keinen Widerstand geleistet haben, hätten nicht die schlesischen Stände, im wesentlichen freilich nur, um den Krieg von ihren eignen Grenzen fern zu halten, Truppen in die Landschaft geworfen, die Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf führte. So widerstand die oberlausitzische Landeshauptstadt Bautzen tapfer einer vierwöchigen Belagerung, bis endlich eine furchtbare Beschießung sie, fast schon als Trümmerhaufen, zur Übergabe zwang (5. Oktober). Sonst leistete nur noch Löbau Widerstand; das übrige Land, nach der Prager Schlacht ohne jede Aussicht auf Hilfe, unterwarf sich ohne Gegenwehr durch den Dresdener Vertrag vom 21. Februar 1621, der vollständige Amnestie und Bestätigung aller Privilegien zusicherte, und huldigte dem Kurfürsten als kaiserlichem Kommissar. Dasselbe that

84. Medaille auf das Jahr 1620
(k. k. Münz- und Antikenkabinett zu Wien).

Schlesien, dessen Huldigung Johann Georg im Namen des Kaisers zu Breslau entgegennahm (8. November 1621); Ferdinand versprach, den Majestätsbrief für die Lutheraner zu behaupten. Nur in Glatz setzte der geächtete Johann Georg von Jägerndorf den Widerstand bis in den Oktober 1622 hinein fort. In Böhmen ergab sich Pilsen erst 26. März, Tabor am 18. November 1621. Eger hatte sich schon im November 1620 unter kursächsischen Schutz gestellt.

Vertrag mit Bethlen Gabor.

Kurz darauf gelang es dem Kaiser, auch die von Ungarn her drohende Gefahr zu beseitigen, indem er mit Gabriel Bethlen den Frieden von Nikolsburg schloß (31. Dezember 1621). Der Fürst entsagte der ungarischen Krone, empfing aber dafür Oppeln und Ratibor und sieben ostungarische Gespanschaften auf Lebenszeit. Anderseits versprach Ferdinand allgemeine Amnestie und die Beobachtung des Wiener Friedens von 1606, der Zugeständnisse des Matthias von 1608 und seiner eignen Wahlkapitulation von 1619. Der Ödenburger Reichstag regelte dann vollends sein Verhältnis zu den Ständen (Sommer 1622).

Reaktion in den böhmischen Landen.

Dem Waffensiege in Böhmen folgte in den habsburgischen Landen eine erbarmungslose politische und kirchliche Reaktion, beispiellos selbst in dieser harten Zeit. Dabei folgte Ferdinand weniger seinem eignen Antriebe, als vielmehr der Leitung des päpstlichen Nuntius Caraffa und seines Beichtvaters, des Jesuiten Lämer-

mann, die alle Rücksichten der Billigkeit und Menschlichkeit siegreich überwanden. Am wuchtigsten traf sie Böhmen und Mähren. Dort lenkte sie der neue Statthalter Karl von Liechtenstein, dem der Spanier Maradas als Landeskommandant zur Seite stand, hier Kardinal Dietrichstein als Landesverweser. Ihre Werkzeuge waren die heimkehrenden Jesuiten und die massenweise einwandernden, zum Teil landfremden Dominikaner und Kapuziner. Voran ging die politische Vernichtung, denn eine solche war es. Hatte sich doch fast der gesamte Adel Böhmens der Rebellion schuldig gemacht und damit nach habsburgischer Theorie seine Rechte ein- für allemal verwirkt. Fünfundvierzig der bedeutendsten Männer des Landes wurden im Juni 1621 zu Tod, Kerker

85. Der Altstädter Ring zu Prag.
Nach einer Originalphotographie.

und Güterverlust verurteilt; von ihnen bestiegen 24, darunter Graf Andreas Schlick, Wenceslaw Budowec von Budowa, Jessenius von Jesenew, in der That die Blüte des tschechischen Volkes, auf dem Altstädter Ringe zu Prag an einem Tage das Blutgerüst (21. Juni). Von den Gütern des böhmischen Adels unterlag bis 1630 etwa ein Drittel der Konfiskation, damit verschwand der einheimische niedere Adel (der Ritterstand) zum größten Teil, der höhere fast gänzlich, und kolossale Gütermassen häuften sich durch kaiserliche Schenkung oder Schleuderkauf in den Händen einzelner Herren an. Vielfach waren das Fremde, nicht selten Spanier und Italiener, die mit dem Lande, dessen Adel sie nun vorstellten, in gar keiner inneren Beziehung standen. Schon im Jahre 1621 erreichte der Wert der eingezogenen Güter die Höhe von etwa 15 Mill. Reichsmark, und die Konfiskationen dauerten danach noch zwei Jahre lang fort. Allerdings sollte den weniger schuldigen Besitzern ein Drittel oder ein Viertel des Wertes

von der böhmischen Kammer ausgezahlt werden, allein dies geschah in verschlechterter, minderwertiger Münze. Ungleich verderblicher noch als diese weit über jedes billige Maß hinausgehende Bestrafung der Rebellen wirkte die gewaltsame Vernichtung des Protestantismus. Zuerst wurde im Jahre 1621 die Ausweisung der calvinischen Prediger und Lehrer verfügt, im Oktober 1622 kamen, dem an Kursachsen gegebenen Versprechen zum Trotz, die lutherischen Geistlichen an die Reihe; in den nächsten Jahren erging dann eine Menge von Befehlen, die den Lutheranern, Utraquisten und Böhmischen Brüdern, kurz, den nicht-katholischen Einwohnern, nur die Wahl ließen zwischen Übertritt und Landesverweisung, im Jahre 1627 hob Ferdinand II. den Majestätsbrief förmlich auf. Da begann nun seit 1623, besonders stark 1628, jene Massenauswanderung, die Böhmen seiner besten Bürger beraubte; nach der Oberlausitz, Sachsen, Brandenburg, bis in die Küstenlande und nach Holland hinaus zogen diese „Exulanten", im Jahre 1628 allein 30000 Familien, darunter 185 adlige Geschlechter. Die massenhafte Vernichtung ketzerischer Bücher und die Erfindung eines neuen Schutzheiligen, des Johannes von Nepomuk, dessen Verehrung das Andenken des großen Tschechenapostels Huß verdrängen sollte, vollendeten das fromme Werk; Böhmen wurde katholisch bis auf das letzte Dorf.

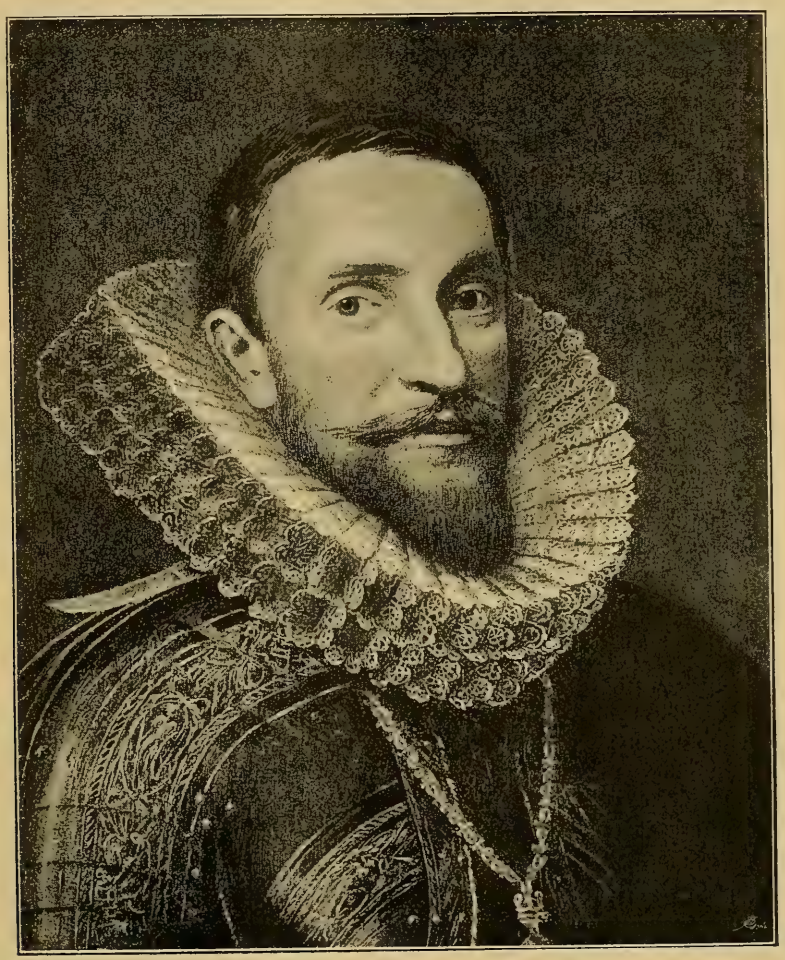
Ganz ebenso wurde Mähren betroffen, nur daß dort keines von den 23 Todesurteilen zur Vollstreckung kam; doch die Zwangsbekehrungen und Gütereinziehungen haben dort nicht weniger zur Massenauswanderung getrieben als in Böhmen. Hand in Hand mit der kirchlichen Reaktion ging eine, übrigens völlig begründete Verstärkung der landesherrlichen Gewalt durch die „verneuerte Landesordnung", die für Böhmen und Mähren gleichlautend am 10. Mai 1627 unterzeichnet wurde. Sie erklärte die Krone für erblich, wahrte dem König allein das Recht der Gesetzgebung, fügte den drei Ständen der Landtage (Herren, Ritter, königliche Städte) den geistlichen als vierten hinzu und ließ ihnen nur die Mitwirkung in Steuersachen. Ferner ernannte der König allein die obersten Landesbeamten, erteilte das Staatsbürgerrecht und hatte gegenüber den Sprüchen des (ständischen) Landrechts das Recht der Revision. Die deutsche Sprache sollte fortan der tschechischen gleichberechtigt sein. — In Schlesien, wo der Kaiser nur zum Teil als unmittelbarer Landesherr, sonst nur als Oberlehnsherr regierte, konnte von so durchgreifenden Maßregeln überhaupt nicht die Rede sein. Die Zwangsbekehrungen begannen dort in den habsburgischen Gebieten erst seit 1627, besonders durch den Kammerpräsidenten, den Grafen Hannibal von Dohna, den Fürst Liechtenstein seine Dragoner, die berüchtigten „Seligmacher" zur Verfügung stellte; sie schwächten dort den Protestantismus zwar sehr erheblich, konnten ihn aber trotz alles Druckes keineswegs vernichten. Die Lausitzen deckte gegen jede Reaktion die sächsische Pfandherrschaft.

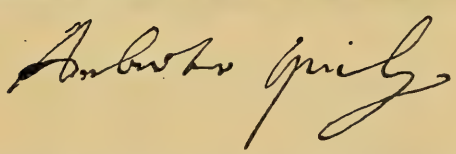
Reaktion in Niederösterreich.

Dagegen griff sie ebenso rücksichtslos in Niederösterreich durch. Schon im September 1620 ächtete Ferdinand 31 Herren und Ritter, die ihm die Huldigung verweigert hatten. Später überwies er die evangelische Pfarre zu Horn, den Mittelpunkt des niederösterreichischen Protestantismus, den Jesuiten und gab die Universität Wien ganz in die Hände des Ordens. Im Jahre 1624 wurden alle evangelischen Prediger aus Wien verwiesen, 1627 aus dem ganzen Lande, und alle Behörden von Ketzern gesäubert. Da verließen auch hier Edelleute und Bürger in Scharen die geliebte schöne Heimat.

Die beste Volkskraft war es auch hier, die der Unterwerfung die Selbstverbannung vorzog. Was daheim blieb, das lebte dahin, innerlich gebrochen, gleichgültig, ohne Hoffnung. Es war ein Völkermord, wie die abendländische Geschichte keinen zweiten kennt, grauenvoll für alle Zeiten. Ein fremder, romanischer Einfluß verwüstete das sittlich-religiöse Leben des damaligen Geschlechtes. Denn er zwang, einen

Glauben zu heucheln, von dem das Herz nichts wußte, er zerstörte die freiere Geistesbildung, die sich mit dem Protestantismus verbunden hatte und nun ersetzt wurde durch die mechanische Abrichtung der Jesuitenschulen, er brach auf Jahrhunderte die geistige





86. Ambrosius Marquis Spinola, Oberbefehlshaber der spanischen und italienischen Truppen.
Nach einem Gemälde von M. J. Miereveld im Rijksmuseum zu Amsterdam.
(Zu S. 170.)

Kraft der Deutschösterreicher und schwächte unersetzlich ihre Überlegenheit den fremden Stämmen ihres Reiches gegenüber, er vernichtete ihre lebendige Verbindung mit dem deutschen Mutterlande und trennte dieses kraftvolle, hochbegabte Volk innerlich auf Jahrhunderte von Deutschland. Seitdem ward die Beherrschung der deutschen Nation durch Österreich zur Unmöglichkeit. —

Ächtung Friedrichs V.

Daß mit der Niederwerfung Böhmens der unselige Krieg keineswegs beendet sein werde, war schon deshalb mit Sicherheit zu erwarten, weil Spanien bereits im Herbst 1620, den Gewinn der Rheinpfalz im Auge, Ambrosius Spinola mit Heeresmacht, die der Kaiser als „burgundische Kreistruppen" zu bezeichnen liebte, von den Niederlanden aus dahin entsendet und eine ganze Reihe rheinischer Städte besetzt hatte. Die formelle Berechtigung zu diesem Vorgehen gab dann die Achtserklärung gegen Friedrich V. Nachdem der Kaiser sich darüber wie betreffs des Überganges der Kurwürde an Bayern schon zu Anfang 1620 mit Herzog Maximilian verständigt, und auch Sachsen zugegeben hatte, daß in diesem Falle nicht, wie es Rechtens war, ein Kurfürstentag berufen werden sollte, wurde die Sache dem (katholischen) Reichshofrate zur Aburteilung übergeben. Dieser sprach wegen Majestätsverbrechen und Friedensbruches über Friedrich V., Christian von Anhalt und Georg von Brandenburg-Jägerndorf des Reiches Acht und Aberacht, die am 23. Januar 1621 in Beisein des Kaisers zu Wien feierlich verkündet wurde. Ihre Ausführung übertrug Ferdinand an Bayern.

Versuche zu einem evangelischen Bunde; Auflösung der Union.

Unaufhaltsam also wälzte sich der Krieg ins Reich hinein. Wieder wurde dem gegenüber an der Bildung eines evangelischen Bundes gearbeitet. Jakob I. schien sich diesmal aus seiner verdrossenen Neutralität aufraffen zu wollen; handelte es sich doch nicht mehr um die Unterstützung einer Rebellion, sondern um die Verteidigung eines legitimen Fürstenrechtes. Seine Thronrede, mit der er im Januar 1621 das Parlament eröffnete, forderte Hilfe für die Pfalz, wohin er im nächsten Frühjahr ein englisches Heer zum Beistand schicken werde; das Parlament bewilligte die geforderten Summen, und mit Jubel begrüßten die Engländer diese kriegerische Wendung. Darauf versammelten sich im März zu Segeberg in Holstein die Gesandten Englands, Hollands und Dänemarks und verabredeten ein Verteidigungsbündnis zum Schutze Niederdeutschlands sowie der Union, doch kam dies nur zwischen England und Dänemark zustande (April), und Frucht trug es um so weniger, als der Union keine irdische Macht mehr aufhelfen konnte. Als sie einmal Böhmen preisgegeben hatte, verfiel sie schnell vollständiger Auflösung. Der Drohung mit der Reichsacht wichen zuerst Württemberg und Ansbach, indem sie versprachen, Friedrich V. nicht zu unterstützen und die Union überhaupt aufzulösen (April 1621). Gleichzeitig fielen die meisten Reichsstädte von ihr ab, so Straßburg. Die noch übriggebliebenen Bundesmitglieder versammelten sich zum letztenmal in Heilbronn, und hier ging unter heftigen gegenseitigen Vorwürfen der ganze Bund auseinander (Mai 1621). Er ging unter an seiner eignen Schwäche und hatte reichlich den Spott verdient, den die Gegner über ihn ausgossen. Das Volk sang damals:

„Der Unierten Treu' ging gar verlor'n,
Kroch endlich in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies sie in den Wind,
Das macht, daß man sie nirgend find't."

Bundesgenossen Friedrichs V.

Da nun auch von England und Dänemark aus nichts geschah, um der bedrängten Pfalz beizustehen, so sah sich Friedrich V. auf seine eignen, schwachen Kräfte angewiesen und auf den Beistand derer, die für ihn freiwillig zu den Waffen griffen. Das war zunächst der wilde, abenteuerliche Christian von Braunschweig, Administrator des Bistums Halberstadt, dessen Gesinnung schon sein Wahlspruch: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" genügend kennzeichnet. Die Furcht, der Kaiser möge ihm sein Stift entreißen, wirkte bei ihm zusammen mit der ritterlichen Schwärmerei für die schöne Elisabeth von Böhmen; nicht eher wollte er die Waffen niederlegen, als bis

87. Christian, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel und Administrator des Bistums Halberstadt.

Nach einem Gemälde A. van Dycks gestochen von R. v. Voerst.

er ihr wieder zu ihrem Eigentum verholfen habe. Zunächst begann er auf eigne Faust die westfälischen Stiftslande zu brandschatzen. Er nahm Paderborn, ließ die silbernen Statuen der zwölf Apostel zu Münzen umprägen, um seine Truppen zu bezahlen, und rechtfertigte sich dabei spöttisch damit, daß Christus ja den Aposteln gesagt habe: „Gehet hin in alle Welt!“ Dann zog er den Rhein aufwärts. Größtenteils mit englischem Gelde warb dann Georg Friedrich von Baden-Durlach, früher ein eifriges Mitglied der Union, einen stattlichen Heerhaufen; endlich erreichte Ernst von Mansfeld, der sich bisher im westlichen Böhmen noch behauptet hatte, durch einen verwegenen Marsch die Pfalz und verstärkte seine Mittel durch schwere Kriegssteuern, die er den geist-

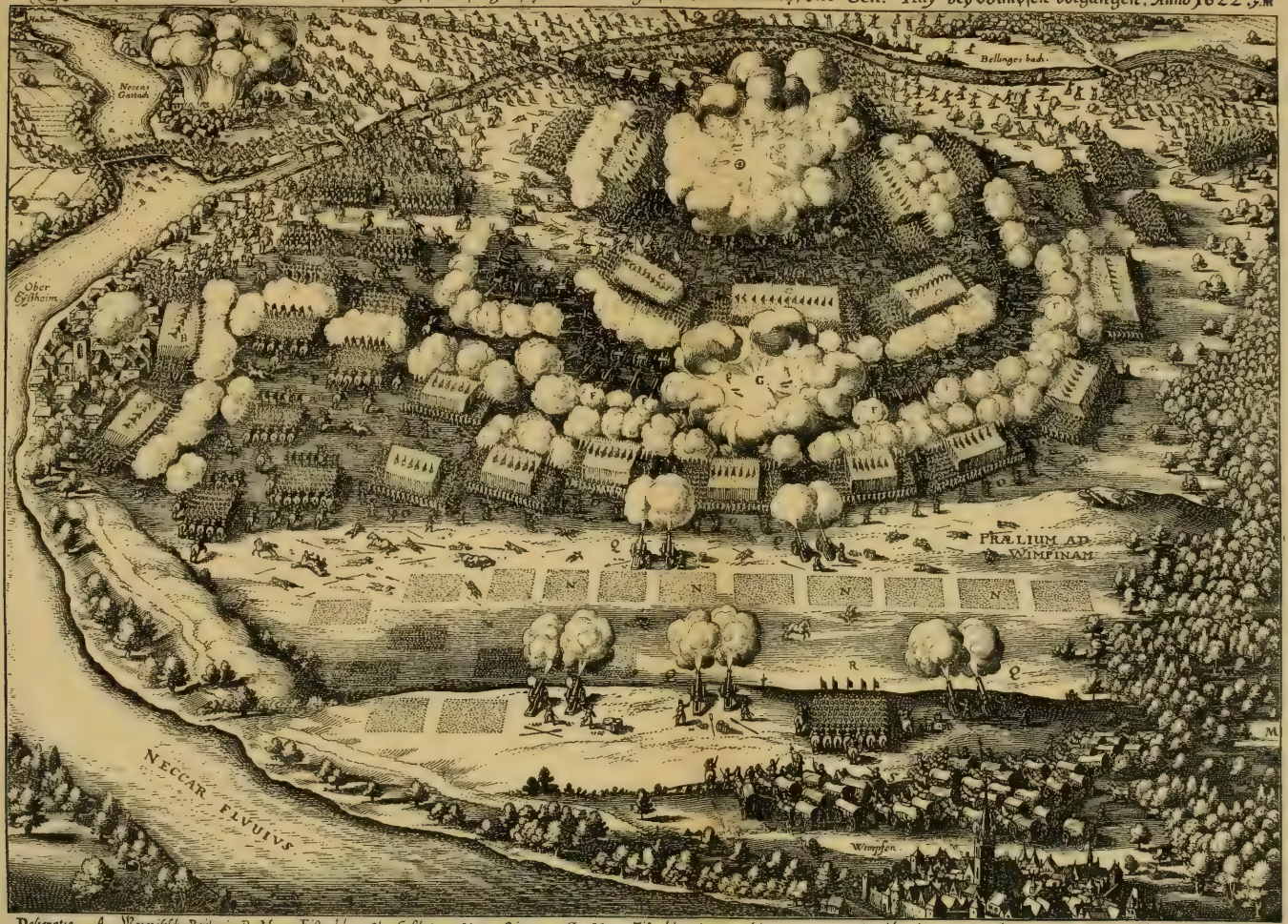
lichen Stiftern abpreßte. So konnte Friedrich V. es wagen, nach der Pfalz zurückzukehren (Anfang 1622), während von der andern Seite Tilly die Truppen der Liga heranführte.

Eroberung der Pfalz.

Der Anfang des Kampfes war der Sache Friedrichs nicht ungünstig. Vereinigt trugen Mansfeld und Friedrich von Baden bei Wiesloch einen Sieg über Tilly davon (27. April). Doch da sie wenig übereinstimmten, weil der Markgraf sein Versprechen, Mansfeld mit einem Teile seines Landes zu belehnen, unmittelbar nach dem Siege brach, und auch die Verpflegung Schwierigkeiten machte, so trennten sie sich wieder, und so erlag Georg Friedrich dem ligistischen Feldherrn vollständig in der Schlacht bei Wimpfen am Neckar (6. Mai); kaum daß er sich selber nach Stuttgart zu retten vermochte. Nicht glücklicher war Christian. Eigensinnig die Vereinigung mit dem nahestehenden Mansfeld verschmähend, ließ er sich am 20. Juni bei Höchst, den Main im Rücken, von Tilly angreifen und erlitt in blutigem Kampfe eine vollkommene Niederlage. Trotzdem war noch keineswegs so sehr viel verloren, denn gewitzigt durch bittere Erfahrungen, vereinigten sich die Trümmer der geschlagenen Heerhaufen mit Mansfeld und boten so, weit über 30000 Mann stark, dem Kurfürsten festen Halt. Da somit die rasche Entscheidung, an welcher der habsburgisch-ligistischen Politik alles lag, durch offenen Kampf nicht zu erwarten war, so suchte sie den Gegner zu überlisten. Sie bot in London und bei Friedrich V. dessen Wiedereinsetzung in die Pfalz an, falls er die Waffen niederlege. Des verwüstenden Krieges müde, entließ darauf der Kurfürst in der That sein Heer und ging selbst nach den Niederlanden. Bald sah er sich grausam enttäuscht; von der Herausgabe seines Stammlandes war keine Rede weiter, vielmehr gingen die Spanier und Bayern daran, die letzten festen Städte, die ihnen dort noch widerstanden, in ihre Hände zu bringen. Am 19. September ergab sich nach tapferster Verteidigung Heidelberg an Tilly, der nun die prachtvolle Universitätsbibliothek als eine kleine Entschädigung für die Kriegsunkosten nach Rom sandte und damit der Universität selbst einen unverwindlichen Schlag versetzte. Noch stehen die Bände der „Palatina“ im Vatikan, nur 900 altdeutsche Handschriften wurden im Jahre 1815 zurückgegeben, und zum 500jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1886 übersandte Papst Leo XIII. einen kostbar ausgestatteten Katalog der ehemaligen Büchersammlung. Am 4. November fiel auch Mannheim, erst im März 1623 Frankenthal.

Übertragung der pfälzischen Kur an Maximilian von Bayern.

Hatten bisher die Heere beider Teile das unglückliche Land schonungslos verheert, so begannen jetzt die Sieger mit allen Mitteln der Überredung und Gewalt die kirchliche Reaktion so nachdrücklich, daß binnen wenigen Jahren die Pfalz, äußerlich betrachtet, einem katholischen Lande glich. Wie es im Herzen des mißhandelten Volkes aussah, danach fragte man hier so wenig wie anderwärts. Doch der Sieg sollte noch weiter ausgebeutet werden. Ohne die Formen des Reichsrechtes zu beachten, berief der Kaiser auf den Dezember 1622 einen Deputationstag nach Regensburg, an welchem außer den katholischen Fürsten nur noch Sachsen und Brandenburg Anteil nahmen, und obwohl diese gegen den Gewaltstreich Verwahrung einlegten, so übertrug die katholische Mehrheit doch durch einen Machtspruch die pfälzische Kur an Maximilian von Bayern, zunächst allerdings nur ihm persönlich (25. Februar 1623). Schon hatte der Kaiser dem Herzog die Oberpfalz eingeräumt, um das verpfändete Oberösterreich einzulösen; jetzt zerstörte er die bisher sorgfältig bewahrte Gleichheit der protestantischen und katholischen Stimmen im Kurfürstenrate. Damit war die Reichsgewalt vollständig an die katholische Partei übergegangen. Was von ihr die Protestanten zu erwarten hatten, das lehrte der Augenschein. Sie empfanden, daß man nicht am Ende, sondern am Anfange des Krieges stehe.



Designatio. A. Marggrafisch Reuterei. B. Marggr: Fußvolck zu Ober Eyßtheim im Haupt Quartier. C. Marggr: Fußvolck in der Wagenburg. D. Marggr: Fußvolck neben der Wagenburg. E. Marggr: Wagenburg von Spitzwagen mit Fewr Mosßen F. Marggr: Stuck. G. Marggr: Pülver so von Stucken angangen. H. Marggr: Munition wägen so angangen. I. Marggr: Baggagi. K. der Frantzosen flucht. L. Platz da der Marggr: wo der schlacht gehalten. M. der Waldt da Tilly eßlich gehalten. N. Eßtes standt des Tilly da der eßte angriff geschehen. O. Tillyßche Fußvolck. P. Tillyßch Reuterei. Q. Tillyßch geschütz. R. Herbeßtoffisch halb Regiment die Stuck bewahrenste. S. Tillisch Baggagi wägen.

Die Schlacht bei Wimpfen, 6. Mai 1622.

Nach Merians „Theatrum Europaeum“.

Epitaphium oder deß guten Geldes Grabschrifft.

O du Geitzteuffel auff der Baan/ Was hebstu alls mit dem Geldt an/ — Ist es noch nicht genug der zeit/ Unfrid vnd Widerwertigkeit.

WO sind doch Leut also verflucht/
So akg/verschlagen vñ durchsucht/
Als die Gottlose Juden seyn/
In den Münghandel gesetzt ein/
Send die ärgsten Feind in der Welt/
Die zu grund richten das gut Geld.
Hie kömpt ein Christ/
Der ärger ist/
Merck Jud sehr gut Geld bring ich die/
Was gibstu auff den Wechsel mir?
Auff den Gulden Häller zu lohn/
Jud: Da hastu 30. Kreutzer schon.
Christ: Wz auff den Guldē Pfenig im brauch
Jud: Hier hastu 30. Kreutzer auch.
Christ: Was auff den Gulden Kreutzer her/
Jud: Zehen Pazen gib ich nicht mehr.
Christ: Was auff den Gulden halbe Pazn/
Jud: Hie hast 12. Pazen in den Tazn.
Christ: Was gibst du auff ein Guldē Groschn
Jud: Ein ß hast nit hart drum droschn.
Christ: Auff ein ß. 6. Kreutzer was gibst dar/
Jud: Da hastu einen Gulden bar.
Christ: Auff ein Gulden Drey Pazner wol.
Jud: Ein Gulden 5. Plappart für wol.
Christ: Auff 2. Gulden Sechs Pazner was/
Jud: Vier Gulden 30. Kreutzer fürbas.
Christ: Was gibst auff ein 12. Pazner gut/
Jud: Dreissig Kreutzer ist mir zu muth.
Christ: Auff ein Reichshaler was gibst ein/
Jud: Fünff Gulden 30. Kreutzer sein.
Christ: Was gibst auff ein Guldgulden mir.
Jud: Funff Gulden/30 Kreutzer dafür/
Christ: Endlich/was gibst auff 1. Ducaten du
Jud: Acht Gulden 30. Kreutzer darzu.
Je besser Geld/je mehr gib ich/
Darauff darnach so richte dich/
Komm bald zu mir wider in samm/
Ich zahl dirs wol bey meiner scham.

DIs Epitaphium O Christ/
Deß guten Geldes Begräbnuß ist.

Schaw an der Gottloß Christ vorab/
Trägt selbst das gut Geldt zu dem Grab.
Das ist der Juden Teuffels Tregl/
Zu Lohn solt sein ein starcker Prügl/
Auff ihren Rucken für ein pahr/
Sag O Leser/ist es nicht wahr?
Der Geitzteuffel ist der recht Thäter/
Der Wucherer deß Gelds Verräther/
Die bringens den Juden gestissen/
Wo kondten sie das Geldt sonst wissn.
Die werffens in den Tregel ir/
Gott werff sie in die Höll dafür/
Ist ob Gott will nicht lang dahin/
Wird die Höll seyn ihr aller Gwinn/
Wiewol sie dessen nicht besorgn/
Der Vmbhang helt ihr Sach verborgn.
Discordia vns sein andeut/
Diser Welt widerwertigkeit/
In hohem vnd Niderm Stand/
Vnter deß das gut Geld zuhand/
Schreyt vmb hülff/ das es muß von
Den Juden schändlich zu grund gahn/
Ja es schreyt vber die danebn/
So jhnen den Gwalt haben geben
Vnter dem obgemeltem Fürhang/
Hat die Gerechtigkeit kein Gang/
Dann jhr Klarheit will mich hinein/
Hie bey den Teuffels Juden seyn/
Dieweil sie als der Edel Schatz/
In der schnöden Welt hartem blatz.
Weil die Welt im Vnfrieden steht/
Die zeit der Juden Gelt fortgeht.
Schickt aber Gott gutes Regiment/
Der Juden Teuffels Geldt sich endt.
Ihr wider Christische Bosheit/
Mit all ihr Vngerechtigkeit/
Ihr vngerechtes Geld zumal/
Gemacht von allerley Metall/
Wer das nach jhnen schmelzen thut/
Bringt darnon kaum 2. Pfenning gut.

Solt das nicht zubeklagen sein/
Gegen dem guten Geldt gemein.
Hie spüer man jhren Neid vnd Haß/
Gegen der Christenheit ohn maß/
Vorzeiten hat man sie erkennt/
Mit jhrem falschen Geldt verbrennt/
Man sicht in aller Welt vmbher/
Daß kein Gerechtigkeit ist mehr/
Warumb sie hat keinen Fortgang/
Das macht der Welt Teuffels vmbhang/
Der in allem nicht schafft das Gut/
Biß Gott den Fürhang hinweg thut.
Secht der wigt das Geit mit Vntrew/
Ey daß es sein letzts wegen sey.
Hynder jhm schlegt der drauff das Präg/
Ach daß sein Seel auch darob leg/
Sampt seiner Münz tieff in der Erdn/
Daß der Wundsch an jhm war soll werdn/
Daß der Träger/Graber/Todtengräber/
Komm in Höllischen finstern Nebel/
Was wündsch ich? Sie haben mehr Plag/
Weder man jhnen wündschen mag.
Es ist vmb den Armen zu thun/
Dem thut es vbel darob gahn/
Weil die gut Münz starck geht zu grund/
O Christ bitt Gott herzlich jezundt/
Daß er vns laß nach disem Zorn/
Die Himlische Münz widerfahrn/
Dardurch vns Christus mit Wolthat/
Erkaufft vnd erlöset hat/
Von der Münz deß Teuffels die zeit/
Als der verfluchten Vnwarheit/
Deßwegen last vns bitten gleich/
Den lieben Gott im Himmelreich/
Daß er abwend diß vngemach/
Das wird gedruckt zu Denck jm nach.

Zu Augspurg bey Daniel Manasser Kupfferstechern beym Werthabrucker-Thor.

Spottblatt auf die Münzverfälschung zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

(Verkleinert.)

Kipper und Wipper.

Schon begann sich auch in viel weiteren Kreisen als da, wo der Krieg unmittelbar hauste, sein zerstörender Einfluß geltend zu machen. Gelegentliche Durchmärsche und das Zuströmen wilden Gesindels waren nicht das Ärgste; viel schlimmer, alle Vermögensverhältnisse erschütternd, wirkte die reißend um sich greifende Münzverschlechterung, die seit dem Anfange des Krieges, besonders aber seit 1621 im Schwange ging. Große und kleine Landesherren, die Geld für ihre Rüstungen brauchten, zuerst die Braunschweiger, ließen das Geld weit leichter ausprägen, als reichsgesetzlich war, schlugen selbst aus Kupfer mit geringem Beisatz Silbermünzen, die zunächst ebensoviel galten als das gute alte Geld. Das wirkte förmlich ansteckend. Überall wurde durch berechtigte und unberechtigte Münzer, Kipper und Wipper, wie das Volk sie nannte, das gute Geld in leichtes umgeprägt und von den glücklichen Besitzern der so plötzlich erlangte Zuwachs des Vermögens bald leichtsinnig vergeudet, bis erst allmählich, dann immer schneller, wie natürlich, eine allgemeine Entwertung des neuen Geldes eintrat und ein furchtbarer Zusammenbruch alles Vertrauens. Zu helfen war nur und wurde geholfen durch rasche Einziehung des schlechten Geldes seit 1623, doch Millionen waren verloren gegangen. Die Vorboten allgemeiner Zerstörung hatten sich gemeldet.

Der niedersächsisch-dänische Krieg.

(1623—1629.)

Ziele der katholischen Politik.

Im Vollbesitz der langsam errungenen Macht konnte die habsburgisch-katholische Politik nicht stillstehen bis zum vollständigen Siege, mindestens nicht vor der Wiederherstellung des Besitzstandes, den sie im Jahre 1552 anerkannt hatte, also nicht vor der völligen Durchführung des geistlichen Vorbehaltes, d. h. der Rückforderung aller nach 1552 eingezogenen geistlichen Güter. Dies war seit 1555 der Kern der ganzen Frage; um deswillen verwandelte sich der böhmisch-deutsche Krieg zuerst in einen allgemein deutschen, dann in einen europäischen. Diese Bestrebungen wurden aber im wesentlichen nicht von Ferdinand II. vertreten, der vielmehr mit dem Siege in seinen Erblanden befriedigt war und den Frieden vorgezogen hätte, sondern durch Kurfürst Maximilian und die Liga. Sie waren auch im stande, ihre Gedanken durchzuführen, denn bis 1625 warfen sie militärisch betrachtet das Hauptgewicht in die Wagschale, bis sich der Kaiser zur Werbung eines großen, selbständigen Heeres entschloß und Wallenstein an dessen Spitze die Wiederherstellung einer wirklichen Kaisermacht in die Hand nahm, im Gegensatze nicht minder zu den protestantischen Fürsten wie zur Liga.

Einmarsch der Ligisten in Norddeutschland.

Die erste Veranlassung, den Krieg nach dem Norden Deutschlands zu tragen, bot Christians Auftreten daselbst. Zunächst waren Mansfeld und Christian, nachdem Friedrich V. sie preisgegeben hatte, nach Frankreich abgezogen, hatten sich dann, mit den Spaniern bald verhandelnd, bald kämpfend, nach den Niederlanden gewendet, wo Mansfeld bei Fleurus die Spanier völlig schlug und das belagerte Breda entsetzte. Um die unbequeme Truppeneinlagerung los zu werden, veranlaßten die Holländer unter der Hand die beiden Generale, ihre Winterquartiere 1622—23 in Ostfriesland zu nehmen. So wollten sie sich selber des reichen Landes bemächtigen und die Spanier an der Besitzergreifung hindern, mit denen Graf Enno angeblich in Verhandlungen stand. Das arme Land litt entsetzlich unter den wüsten Söldnerbanden, bis Christian nach Niedersachsen abzog. Um sich seiner wilden Scharen zu entledigen, beschloß der niedersächsische Kreis, sich unter Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg in Verteidigungszustand zu setzen. Doch nicht vor dieser, sondern vor dem Einverständnis des Kreises mit dem Kaiser wich Christian zurück; er räumte durch förmlichen Vertrag

das Land (Juli 1623) und ging nach Westfalen. Hierhin von Tilly verfolgt, erlag er diesem in der blutigen Schlacht bei Stadtlohn (5. und 6. August) und entkam mit nur 2000 Mann über die holländische Grenze. Mansfeld räumte erst zu Anfang 1624 das ausgeplünderte Ostfriesland, als ihm Ablohnung seiner Truppen zugesichert wurde, löste sein Korps auf und ging nach Holland.

Gewaltherrschaft Tillys.

Obwohl nun somit jede Veranlassung, ein ligistisches Heer in Nordwestdeutschland zu belassen, verschwunden war, so blieb Tilly nicht nur dort stehen, sondern dehnte seine Quartiere immer weiter aus, zum Teil ganz eigenmächtig, sogar im Widerspruch mit dem Willen des Kaisers. Dazu lockte allerdings die Zerfahrenheit in diesem Westen des Reiches. Hessen-Kassel haderte mit Hessen-Darmstadt um Marburg, Braunschweig-Lüneburg mit Braunschweig-Wolfenbüttel um Grubenhagen; andre Streitfragen erwuchsen über den Besitz der geistlichen Wahlfürstentümer. So rückte Tilly ohne weiteres in Hessen-Kassel ein, verjagte den Landgrafen Moritz (September 1623) und räumte das Land auch dann nicht, als der Kaiser es geradezu befahl. Vom niedersächsischen Kreise, dessen Fürsten zum Teil miteinander verfeindet waren, geschah nichts, um sich der fremden Heerhaufen zu entledigen, denn die Kreistage in Braunschweig und Lüneburg im Februar und Juni 1624 blieben ergebnislos. Der obersächsische Kreis bewilligte sogar zwölf Römermonate (s. Bd. V, S. 220) für den Unterhalt des Tillyschen Heeres, und die Liga beschloß auf Maximilians Andringen in Augsburg (April und Mai 1624), ihr Heer in Norddeutschland auf dem Stande von 15000 Mann zu erhalten. Rücksichtslos wurde dasselbe in den protestantischen Landschaften einquartiert. Auf dem unglücklichen Lande lag die rohe Gewaltherrschaft ruchloser Söldnerführer, von denen jeder den andern an Habgier zu übertreffen suchte, nicht zuletzt Tilly. Und Schlimmeres als die Gegenwart schien die Zukunft bringen zu müssen, denn die Rückforderung der protestantischen Stiftslande stand als drohendes Schreckbild vor Augen.

Denn es gab in Deutschland nirgends eine Macht gegenüber der Liga und Österreich. Der Staat, der sie hätte sein können, Kursachsen, war jetzt fester als zuvor an Habsburg gefesselt. Im Jahre 1623 hatte Johann Georg den Besitz der Lausitzen als Pfand für seine Kriegskosten angetreten und dafür die Übertragung der Kur an Bayern förmlich anerkannt (Juni 1624). Sollte also der mächtig anschwellenden Gewalt des Hauses Habsburg und der mit ihm verbündeten katholischen Reaktion ein Damm entgegengeworfen werden, so konnte das nur durch die evangelischen Mächte des Auslandes geschehen. Damit aber wurde der deutsche Krieg unvermeidlich zu einem europäischen.

Der evangelische Bund.

Der Gedanke an einen „evangelischen Bund" war längst aufgetaucht, doch nicht zur Thatsache geworden, da die englische Regierung ihre Aufgabe nicht begriff. Zornig sagte damals der pfälzische Staatsmann Camerarius von Jakob I.: „Es ist unmöglich, derselbe muß päpstisch oder ein Stier sein." Selbst als die Pfalz verloren war, hielt der König mit unbelehrbarem Eigensinn an seinem alten Lieblingsplane fest, seinen Sohn Karl (I.), den Prinzen von Wales, mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen und so auf friedlichem Wege die Wiederherstellung der Pfalz zu erreichen. Erst als die Brautwerbung Karls, der mit dem Herzog von Buckingham, dem leitenden Minister und Günstling des Vaters, im März 1623 persönlich nach Madrid gegangen war, scheiterte, lenkte England in eine habsburgfeindliche Richtung ein und suchte Anlehnung an Frankreich. Denn dort vollzog sich eben damals die Schwenkung in die Bahnen Heinrichs IV. hinüber, unter dem Eindrucke der Bemühungen Spaniens, sich der Rheinpfalz zu versichern, dadurch und durch die militärische Besetzung der Alpenpässe im Veltlin und Graubünden die sichere Landverbindung zwischen Mailand

Christian

88. Christian IV., König von Dänemark.

Nach einem Gemälde von Abraham Wuchters in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Eine dunkle Pelzmütze deckt das Haupt, ein weißer Halskragen fällt über eine Halsberge und ein schmales rotes Schnurgeflecht, mit einer kleinen Muschel endigend, hängt über die linke Schulter herab. An der Brust trägt der König an einer Ordenskette mit Edelsteinen das Kreuz mit dem Elefanten.

und Belgien herzustellen, damit Frankreich zugleich im Osten zu umklammern. In lebhafter Besorgnis vor diesen Plänen schlossen Frankreich, Savoyen und Venedig ein Verteidigungsbündnis, zu dessen Feldherrn Mansfeld ausersehen wurde (7. Februar 1623). So fand eine englische Gesandtschaft in Paris freundliche Aufnahme, und wirklich knüpfte sich schließlich ein engeres Band zwischen beiden Staaten durch den Vertrag über die Vermählung Karls (I.) mit Henriette Maria, der Schwester Ludwigs XIII. (12. Dezember 1623). Das am 19. Februar 1624 zusammengetretene englische Parlament bewilligte dann 300 000 Pfund Sterling zum Kriege gegen Spanien, Ende April setzte Buckingham den Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch, und da nun auch die Niederlande, seit 1621 in schwerem Kriege mit Spanien, fremde Unterstützung dringend wünschten, so schien der Abschluß eines französisch-englisch-niederländischen Bündnisses ganz nahe gerückt. Ein solches mußte Deutschland in erster Linie ins Auge fassen.

Wirklich kam nun Mansfeld nach Paris (Anfang April) und erbot sich, für die Wiederherstellung Friedrichs V. ein Heer von 32 000 Mann zu werben, wenn Frankreich 360 000 Livres zahle. Dann ging er nach England hinüber, wo der König ihn mit hohen Ehren, das Volk mit lautem Jubel als Feldherrn der evangelischen Sache begrüßte. Schon am 25. April empfing er die Bestallung für Werbung eines Heeres von 10 000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern, und Jakob I. versicherte, die Pfalz „um jeden Preis“ wiederherstellen zu wollen. Am Tage darauf trat Richelieu, der erklärteste Gegner Habsburgs, in den französischen Staatsrat ein, und im Mai schlossen England und Holland ein besonderes Bündnis.

Doch so sicher die Aussichten auf einen Erfolg der unionistischen Bestrebungen schienen, so wenig erfüllten sie sich. Richelieu wollte keineswegs an England die Führung der Sache überlassen, er wollte ebensowenig die Liga in die Arme Spaniens treiben, sondern vor allem den Einfluß Frankreichs auf Westdeutschland erweitern. Daher zögerte der leitende Staatsmann mit der Ausführung der gefaßten Pläne, und da auch Venedig und Savoyen schließlich keine Zahlungen leisteten, so trat der Bund in der ursprünglich geplanten Ausdehnung wieder nicht in Wirksamkeit. Nur mit England schloß Richelieu am 6. September 1624 einen Vertrag in St. Germain-en-Laye, wonach Mansfeld ein Heer am Niederrhein aufstellen sollte.

Zweiter Versuch eines evangelischen Bundes.

Da machte Gustav Adolf von Schweden zum zweitenmal den Versuch, den großen evangelischen Bund ins Leben zu rufen. In richtiger Erkenntnis des engen Zusammenhanges aller europäischen Verhältnisse wollte er den Krieg gegen Polen wieder aufnehmen und ihn gegen die schlesische Grenze hin spielen, um die noch tief erregten Erblande des Kaisers zu bedrohen, ihn aber nicht nur im eignen Namen, sondern als Bundeskrieg führen. Darüber verhandelte er, als der Versuch Englands, mit Dänemark anzuknüpfen, am Widerspruche des dortigen Reichsrats gescheitert war, seit dem August 1624 mit einer englisch-pfälzischen Gesandtschaft; als Brandenburg seinen Schutz beanspruchte, zeigte er sich bereit, den Krieg unmittelbar nach Deutschland zu verlegen, sobald er ein paar Häfen als sichere Stützpunkte für sein Heer erhalte; er dachte dabei an Bremen und Wismar.

Politik Christians IV.

Doch diese Verhandlungen wurden durch die alte Eifersucht Dänemarks gekreuzt. Ehe Christian IV. (1598—1648) sich dazu verstand, die Leitung des großen Unternehmens an den aufstrebenden schwedischen Nebenbuhler zu überlassen, war er selbst entschlossen, sie in die Hand zu nehmen. Noch war sein Staat die erste Macht des Nordens, und sein inneres Leben eben unter Christians einsichtiger Regierung in lebhaftem Aufschwunge begriffen, obwohl die Macht des Adels die Krone genug hemmte (s. Bd. V, S. 332).

Seine auswärtige Politik richtete sich naturgemäß zunächst auf Ausdehnung seiner Macht in dem zerfahrenen Norddeutschland, dem er ohnehin seiner Abkunft nach wie als Herzog von Holstein angehörte. Nicht von kirchlichen, sondern von politischen Interessen geleitet, suchte er dort Fuß zu fassen in den Stiftslanden, welche die Mündung der Elbe und Weser beherrschten. Schon im Jahre 1621 erlangte er die Wahl seines Sohnes Friedrich zum Koadjutor von Bremen, dann zum Bischof von Verden, beides im Gegensatze zu Johann Adolf von Oldenburg, der dann in kaiserliche Dienste trat. Später wurde Friedrich auch zum Koadjutor von Magdeburg neben Christian Wilhelm von Brandenburg, 1624 zum Bischof von Osnabrück erhoben. So hatte der König ein ganz unmittelbares Interesse daran, die habsburgisch-ligistischen Reaktionspläne im nördlichen Deutschland zu verhindern. Er konnte es nicht besser, als wenn er die Führung eines evangelischen Bundes übernahm, wozu ohnehin die Eifersucht gegen Schweden aufforderte.

Christian IV. als Oberst des niedersächsischen Kreises.

Dem kam England entgegen, das sich lieber mit Dänemark, als mit dem aufstrebenden und deshalb verwegeneren Gustav Adolf verbinden wollte. Bereits im Januar 1625 kam es zwischen beiden Mächten zu einem Abschluß, der den Schwedenkönig, weil er die Leitung der gemeinsamen Sache mit niemandem teilen wollte, beiseite schob. Darauf berief Christian IV. den dänischen Reichsrat, und obwohl sich dieser gegen den Krieg mit dem Kaiser erklärte, so blieb der König doch fest und ging nach Lauenburg zum niedersächsischen Fürstentage, dessen Berufung er veranlaßt hatte (März 1625). Wirklich beschloß dieser, sich in Verteidigungszustand zu setzen, und bot König Christian IV. das eben erledigte Amt des Kreisoberſten an. In Braunschweig erfolgte dann die Wahl (Juni 1625), und schon sammelten sich bei Itzehoe, um Bremen und Verden die dänischen Heerhaufen zum Marsche an die obere Weser. Der Zusammenstoß war unvermeidlich. Fiel er zum Vorteile Dänemarks aus, dann trat an die Stelle der ohnmächtigen und untereinander verfeindeten kleinen Fürstentümer des deutschen Nordwestens wahrscheinlich eine kräftigere Staatenbildung. Daß diese unter dänischer Leitung erfolgen mußte, das empfand das tief gesunkene, fast erloschene Nationalgefühl der Deutschen kaum, zumal da der Dänenkönig Christian IV. als Herzog von Holstein zugleich deutscher Reichsfürst war, daher mit seiner deutschen Umgebung durchaus nicht als ein Fremder erschien, weniger noch als Gustav Adolf, und Dänemark ganz von deutscher Bildung erfüllt war.

Albrecht von Wallenstein.

Die Liga allein wäre dem Angriffe Christians IV. schwerlich gewachsen gewesen. Diese Überzeugung und der Unmut über die bisherige Abhängigkeit von der Liga bestimmten den Wiener Hof, ein selbständiges kaiserliches Heer aufzustellen und damit die Leitung des Krieges in die eigne Hand zu nehmen. Ermöglicht wurde ihm dies aber nur dadurch, daß sich ein Mann fand, der diese Armee auf eigne Hand zu bilden im stande war, Albrecht Eusebius Wenceslaw von Waldstein, der erste von den wenigen wahrhaft bedeutenden Männern, die der große Krieg emporgehoben hat.

Waldstein, oder wie ihn die Romanen und er selber sich schon 1621 nannte, Wallenstein, stammte aus einem wenig begüterten Zweige des weitverbreiteten nordböhmischen (tschechischen) Geschlechts der Ralsko, der sich nach dem Schlosse Waldstein (tschechisch Valdštyn), zwischen Turnau und Gitschin, nannte. Sein Vater Wilhelm saß auf dem Gute Hermanic im Königgrätzer Kreise, östlich von Gitschin, und hier wurde ihm der Knabe als der dritte Sohn von seiner Gattin Margareta Smiřicky (sprich Smirschizky) am 14. September 1583 unter der Konjunktur des Jupiter und Saturn geboren. Die erste Erziehung genoß er in einer Schule der Böhmischen Brüder, zu denen sich seine Eltern hielten; als sie beide rasch hintereinander starben, brachte ein Oheim, Adalbert von Slavata-Koschumberg, den verwaisten Knaben in das Jesuitenkolleg von Olmütz. Hier lernte er Latein und trat zum Katholizismus über. Mit sechzehn Jahren sandte man ihn unter Leitung eines Präzeptors, Johannes Heldreich aus Görlitz, trotzdem nach der nürnbergischen, also protestantischen Universität Altdorf, wo er am 29. August 1599 als Albertus de Waldstein, Baro bohemus, immatrikuliert wurde. Doch

das stürmische Blut des Jünglings schickte sich schlecht in die Gesetze der Anstalt, er wurde wegen mehrfacher nächtlicher Unruhstiftung und eines Duells vom Nürnberger Rate in Stubenarrest „verstrickt“ und in milder Form veranlaßt abzugehen (April 1600), und vertauschte dann Altdorf mit Padua. Hier ergriff ihn mächtig die geheimnisvolle Wissenschaft der Astrologie, deren angebliche Wahrheiten ihn bis an sein Ende mehr als alles andre bestimmten, aber er lernte auch das italienische Leben kennen und erweiterte dann seine Anschauungen durch längere Reisen in Italien, Frankreich, Holland und England. Als er zurückgekehrt war, trieb ihn sein hochstrebender Sinn bald in Kriegsdienste; im Jahre 1605 stand er als Führer einer Kompanie unter General Basta mit vor Gran. Der Wiener Friede führte ihn wieder nach Böhmen, wo er die nächsten Jahre zubrachte. Erst die Vermählung mit der reichbegüterten Lukretia Neskowa von Landeck und die Erbschaft seines Oheims öffneten jedoch dem armen Edelmann die heißersehnte Laufbahn nach Macht und Ehren, und als nun bereits im Jahre 1614 seine Gemahlin starb und ihm alle ihre Güter hinterließ, da wußte der nunmehr Dreißigjährige ebensowohl als guter Haushalter wie durch glänzendes Auftreten bald die allgemeine Aufmerksamkeit, auch die des Kaisers Matthias, auf sich zu lenken. Seinen Beziehungen zum kaiserlichen Hofe verdankte er dann wohl auch die Verbindung mit dem Erzherzog Ferdinand, Matthias' mutmaßlichem Nachfolger; er gewann seine volle Gunst, als er ihm für den Krieg gegen Venedig im Jahre 1617 ein selbstgeworbenes Dragonerregiment zuführte und sich an der Spitze desselben vor Gradiska glänzend hervorthat. Im nächsten Jahre sollte seine habsburgische Gesinnung die Probe bestehen. Der Aufstand in Böhmen brach aus, die mährischen Regimenter, deren er eines kommandierte, erklärten sich für die Stände. Wallenstein aber, im Gegensatz zu der Mehrzahl des böhmisch-mährischen Adels, hielt am Kaiserhause fest im allerbedenklichsten Augenblick, er warb auf eigne Kosten ein wallonisches Kürassierregiment, focht unter Dampierre bei Netoliz, stand am 24. Oktober 1619 vor Wien im Feuer gegen die Böhmen und nahm dann am Feldzuge von 1620 teil, wobei sein Regiment, allerdings in seiner Abwesenheit, den Sieg am Weißen Berge mit gewinnen half. In den nächsten Jahren (1621 und 1623) befand er sich bei den Truppen, die Mähren gegen Bethlen deckten.

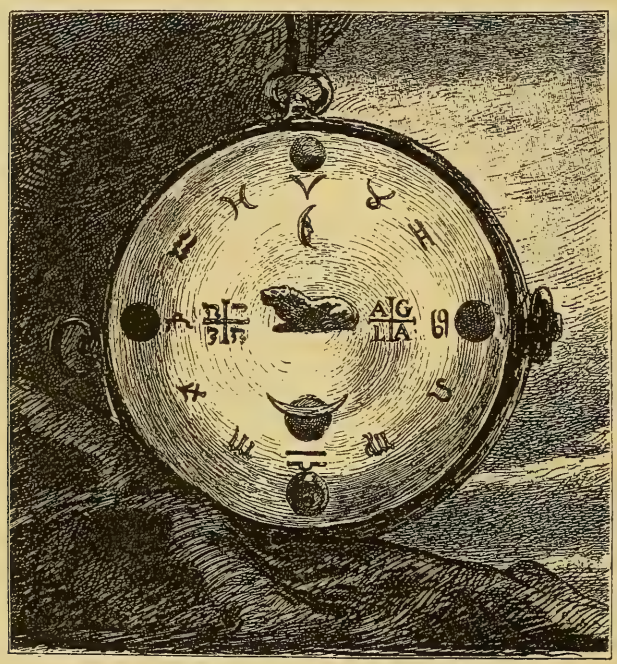
So feste Treue und so bedeutende Leistungen machten sich belohnt, als die erbarmungslose Vergeltung über seine böhmisch-mährischen Standesgenossen hereinbrach. Im Besitz sehr bedeutender Barmittel erwarb er binnen kurzem 68 Güter im Gesamtwert von 5 Mill. Gulden, 1622 die Herrschaft Friedland um das Spottgeld von 150 000 Gulden, verdrängte 1623 seine mütterlichen Verwandten rücksichtslos aus dem Besitze von Gitschin und bereicherte sich unbedenklich auch noch durch Teilnahme an schmutzigen Finanzspekulationen mit dem minderwertigen Gelde. In demselben Jahre erhob ihn Ferdinand zum „Fürsten von Friedland“, und gewährte ihm 1624 die Umwandlung der Gesamtherrschaft Friedland in ein Fürstentum, das mit der Krone Böhmen nur durch den Lehnsverband verknüpft sein sollte, etwa wie die schlesischen Fürstentümer. (Das Schloß Friedland auf hohem Thonschieferfelsen über der rauschenden Wittig, angesichts des Isergebirges, ist in seiner ältesten Anlage als eine deutsche Burg wohl um 1250 entstanden. Wallenstein übernahm es von den Herren von Redern, als Melchior von Redern nach der Schlacht am Weißen Berge nach Polen geflüchtet war und seine Güter verloren hatte. Der älteste Teil ist der auf dem höchsten Punkte des Felsens stehende Turm, der Berchfrit; das jetzt sogenannte alte Schloß erbauten die Herren von Bieberstein um 1550 in den Formen der Renaissance, das neue Schloß mit der (evangelischen) Kapelle Melchior von Redern seit 1598.) Damals besaß er ein zusammenhängendes Gebiet von etwa 4000 Quadratkilometer mit 9 Städten, 57 Schlössern und Dörfern, dazu 3500 lehnspflichtige Grundstücke. Sein Glück schien vollendet, als er im August 1624 Isabella Katharina, die Tochter des Grafen Karl von Harrach, der Ferdinands II. leitenden Minister Eggenberg (s. S. 150) zu vertreten pflegte, als Gemahlin heimführte. Er konnte damals daran denken, für sein Fürstentum einen Landtag zu errichten und ein selbständiges Bistum in seiner Hauptstadt Gitschin zu gründen. Jedenfalls baute er sich dort am Markte ein stattliches Schloß in edler Renaissance, einen zweiten Palast in Prag, und an beiden Orten schuf er herrliche Gartenanlagen. Unermüdlich und mit Einsicht arbeitete er zugleich daran, die materiellen Hilfsquellen seiner Lande zu entwickeln; er gründete in Gitschin ein Jesuitenkolleg für die Erziehung des Adels, ein Augustinerstift auf dem Bösig bei Hirschberg i. B. u. a. m., alles Dinge, die den festen Glauben an eine große und sichere Zukunft seines Hauses verraten. So hätte er auch als der größte Grund- und Lehnsherr Böhmens jedenfalls eine glänzende Rolle gespielt. Doch seinem Charakter entsprach das wenig.

Ihn trieben ein gewaltiges Selbstbewußtsein, ein hochstrebender, rastloser Ehrgeiz von Stufe zu Stufe; als kleiner böhmischer Landjunker hatte er begonnen, als Herzog von Friedland, Reichsfürst und Oberbefehlshaber endete er. Er liebte es, Pläne zu schmieden, Unterhandlungen nach den verschiedensten Seiten anzuknüpfen, ohne gerade sie immer in vollem Ernste zu nehmen oder sie bis zu ihren letzten Konsequenzen zu verfolgen. Heftig war sein Haß gegen alle, die ihm persönlich den Weg kreuzten, dann pflegte er wohl in der Erregung harte Drohungen auszustoßen, die oft gefährlicher

89. Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, Mecklenburg und Sagan, kaiserlicher Generalissimus.

Nach einem Gemälde van Dycks in der Königl. Pinakothek zu München.

klangen, als sie gemeint waren, und gar nicht vermied er es, seine Feinde persönlich seine Rache fühlen zu lassen, besonders, wenn sie im Range über ihm standen. Als Emporkömmling war er Fatalist; wie Napoleon I. an seinen Stern, so glaubte er fest an die wahrsagende Kraft himmlischer Konstellationen, und wenn seine Entschlüsse oft einmal nicht recht erklärlich erscheinen, so sollte man sich immer dabei vergegenwärtigen, daß er mit Faktoren rechnete, die wir nicht zu bestimmen vermögen. Endlich — und auch das kennzeichnet den jäh zu glänzender Höhe Aufgestiegenen — er liebte es, sich in stolzer Zurückgezogenheit zu halten, er umgab sich mit dem Schimmer des Geheimnisvollen und mit blendender Pracht, mit einem Hofhalte, der dem des Kaisers kaum



90. Das Horoskop Wallensteins (k. k. Schatzkammer zu Wien).

Dies Horoskop stellte der große Astronom Kepler im Jahre 1609. Der Himmelskreis zeigt die zwölf Zeichen des Tierkreises, an jedem Viertel einen (unten zwei) der großen Planeten, dazu oben den Mond, unten die Sonne, die man damals beide mit unter die sieben großen Planeten rechnete. Den ganzen Himmel teilten die Astrologen in die zwölf „Häuser" des Lebens, des Glücks und Reichtums, der Brüder, der Verwandtschaft, der Kinder, der Gesundheit, der Ehe, des Todes, der Würden oder Kronen, der Freunde und Wohlthäter, der Feinde oder der Gefangenschaft. Je nach der Stellung, die bei der Geburt die Planeten unter sich oder in einem oder andern dieser Häuser einnahmen, zog man seine Schlüsse. Da Wallenstein geboren war, als Saturn und Jupiter im Hause des Lebens in Konjunktion standen, so prophezeite Kepler aus Saturn ihm gärende, melancholische Gedanken, Nichtachtung menschlicher Gebote und selbst der Religion und Mangel an Liebe, aus Jupiter aber eine große und siegreiche Zukunft.

nachstand. Aber er war doch noch mehr als ein Emporkömmling. Vom Beginne seiner Feldherrnlaufbahn lenkten ihn große Interessen; wollte er anfangs des Kaisers unumschränkte Macht über ganz Deutschland begründen, selbst das Nordmeer ihm unterwerfen, so strebte er später nach dem Frieden mit den evangelischen Reichsfürsten. Denn weit entfernt lag ihm konfessionelle Engherzigkeit, freilich auch jede religiöse Wärme; er war kirchlich nur gleichgültig, nicht duldsam, und bevorzugte die katholische Kirche besonders deshalb, weil er in ihr ein vortreffliches Mittel sah, um seine Unterthanen zum Gehorsam zu erziehen. Aus demselben Grunde haßte er den demokratischen Calvinismus. Ein deutschnationaler Held mit deutschnationalen Zielen vollends ist er niemals gewesen, sowenig wie er jemals ein treuer Diener seines Kaisers war. Denn jene großen Gesichtspunkte verbanden sich untrennbar mit den persönlichen, und es ist kein

Zweifel: diese standen ihm höher als jene, und er trug kein Bedenken, das allgemeine Interesse seinem eignen zu opfern.

Nur ein solcher Mann war im stande, so gut wie auf eigne Kosten ein Heer aufzustellen, den Auftrag anzunehmen, den ihm der Kaiser am 7. April 1625 erteilte.

Wallensteins Heer.

Das Heer, das nun Wallenstein im Frühjahr 1625 meist in den österreichischen Erblanden warb, war, wie alle Heere dieser Zeit, ein buntes Gemisch von Abenteurern aller Völker und Konfessionen. Am 25. Juli empfing er seine Ernennung zum

91. Schloß Friedland in Böhmen.
Nach einer Originalphotographie.

„General-Oberst-Feldhauptmann der kaiserlichen Armada", aber er sah diese Armee durchaus als die seinige an und hielt es niemals der Mühe wert, den kaiserlichen Hof über die Zahl und Stärke seiner Regimenter zu unterrichten, zahlte dafür freilich auch den Sold ausschließlich aus den Kontributionen, die er von den besetzten Landschaften erhob. Daher wandte er auch, als er sein Heer nach Franken hinüber führte, zum erstenmal eine verständigere und schonendere Weise der Verpflegung an. Er duldete nicht mehr die übliche regellose Aussaugung und Plünderung durch die einzelnen Regimenter, sondern legte den Städten und Kreisen bestimmte Lieferungen und Geldzahlungen auf, von denen dann Sold und Unterhalt in einigermaßen geregelter

Weise bestritten werden konnte. So schwer diese Lasten auch drücken mochten, so konnte das Land doch bei dieser Weise wenigstens eine Zeitlang bestehen und wurde nicht mit einem Male sinnlos zu Grunde gerichtet.

Kämpfe im Jahre 1625.

Ehe Wallenstein nun in Niederdeutschland erschien, hatte dort der Krieg bereits begonnen. Von Bremen und Verden her rückte Christian IV. die Weser aufwärts über Hoya und Nienburg bis Hameln vor. Seine Annäherung ermutigte Christian Wilhelm von Magdeburg, dem der Kaiser bisher die Anerkennung verweigert hatte, zum Anschluß an die dänische Sache, aber anderseits überschritt auch Tilly die Weser (28. [18.] Juli) und besetzte unter greulichen Verheerungen braunschweigisches Gebiet. Zu größeren Zusammenstößen kam es jedoch nicht, weil ein schwerer Sturz mit dem Pferde den König unfähig machte, den Befehl weiter zu führen, und so auch sein Heer lähmte; es wich wieder in seine früheren Stellungen um Verden zurück. Der Winter brachte dann den Krieg völlig zum Stillstande. Tilly überwinterte im Gebiete von Braunschweig und Hildesheim, Wallenstein, den der Kaiser erst Anfang November beauftragt hatte, in Niedersachsen einzurücken, nahm sein Quartier im Halberstädtischen und Magdeburgischen, bereits durch massenhafte Werbungen bis auf 50 000 Mann verstärkt und den Ligisten weit überlegen.

Abschluß des evangelischen Bündnisses.

Dies selbständige und entschiedene Auftreten der kaiserlichen Politik brachte endlich das langgeplante evangelische Bündnis zur Reife. Bereits am 7. September 1625 hatten sich England und die Niederlande gegen Spanien verbunden, jetzt folgte am 9. Dezember im Haag der Abschluß des Bundes dieser Mächte mit Dänemark zum Kriege gegen Habsburg in Deutschland, den Christian IV. leiten sollte. Unter diesen Umständen konnten die Verhandlungen, die Wallenstein im Auftrage des Kaisers seit Anfang Dezember mit den Ständen des niedersächsischen Kreises in Braunschweig führte, kaum Erfolg haben. Forderte er die Entwaffnung des Kreises, so bestanden sie auf den vorhergehenden Abzug der kaiserlichen Armee; wollten sie die Anerkennung des Besitzes ihrer geistlichen Stifter, ihre Aufnahme in des Kaisers Schutz und Schirm, so mußte der General ihnen eben diese verweigern. So kam man nicht zusammen, die Waffen mußten entscheiden.

Eröffnung des Feldzuges in Norddeutschland 1626.

Da gewann denn nun der Feldzug des Jahres 1626 einen viel großartigeren Charakter. Über die ganze Breite von Norddeutschland dehnte sich jetzt die protestantische Aufstellung. Auf dem äußersten rechten Flügel in Westfalen kommandierte Johann Ernst von Weimar, im Zentrum an der Weser König Christian IV., den linken Flügel bildete das Heer, das Mansfeld schon im Jahre 1625 mit englischem Gelde geworben und seither, als es die Spanier an der Einnahme von Breda nicht hatte hindern können, durch Plünderungen und Erpressungen in den Rheinlanden erhalten hatte. Jetzt kam er mit etwa 20 000 Mann durch Niedersachsen heran, nahm Brandenburg und rüstete sich, die Oder aufwärts in Schlesien einzubrechen, um Gabriel Bethlen die Hand zu reichen und den Krieg in die kaiserlichen Erblande zu tragen, deren Stimmung ein solches Unternehmen zu begünstigen schien. Da aber Schlesien ein größeres Heer nicht mehr zu erhalten vermochte, so mußte er die Oder für seine Proviantransporte beherrschen. Das war jedoch unmöglich, solange Wallenstein an der Dessauer Elbbrücke stark verschanzt in seiner Flanke stand; denn von hier aus konnte er jederzeit die Oder erreichen und Mansfelds Fahrzeuge abfangen oder seine Verbindung mit dem Norden durchbrechen. So warf sich dieser am 15. (5.) April 1626 auf die kaiserlichen Schanzen an der Dessauer Brücke, doch Wallenstein schlug seinen Angriff ab und rannte dann am Nachmittage Mansfelds zuverlässigste Truppen, die Niederländer, in wütendem Handgemenge über den Haufen. „Zertrennt und zerhackt" wichen die Reste der geschlagenen Armee, nur noch 5000 Mann, nordwärts zurück.

Hätte Mansfeld gesiegt, so würde er auch die Elbe in seine Hände gebracht, den Kaiserlichen und Ligisten ihre Zufuhren abgeschnitten und sie zur Räumung Norddeutschlands gezwungen haben. Drang doch auch Christian von Halberstadt bereits in ihrem Rücken im mainzischen Eichsfelde vor, während Moritz von Hessen gegen sie rüstete.

Hatte Mansfeld nun diese Aussichten zunächst verspielt, so gab doch Christian IV. den Feldzug nach Schlesien noch keineswegs auf, obwohl die Aussichten dort nicht besonders günstig waren. Denn zwar hatten die schlesischen Stände, jetzt wie immer geneigt, sich möglichst bequem lästigen Dingen zu entziehen, die Aufnahme kaiserlicher Truppen verweigert, wozu sie nach dem Friedensvertrage von 1621 berechtigt waren, und nur das allgemeine Landesaufgebot beschlossen, falls der Feind komme, aber ebensowenig waren sie für thatkräftigen Anschluß an die protestantische Sache gestimmt.

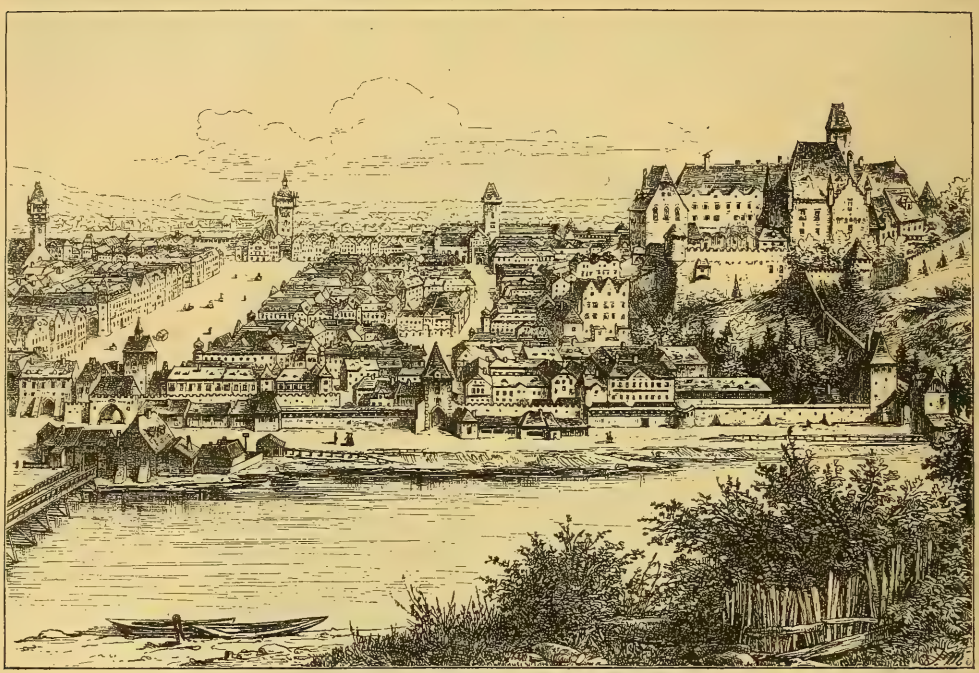
92. Stephan Fadinger, Führer der aufständischen Bauern in Oberösterreich. Nach einem Kupferstiche.

Gabriel Bethlen wiederum hatte sich noch zu gar nichts verpflichtet, da seine Gesandten bisher von den evangelischen Mächten mit leeren Vertröstungen hingehalten worden waren. Weit bessere Aussichten eröffneten sich in Oberösterreich.

Bauernkrieg in Oberösterreich.

Denn hier tobte seit dem Mai 1626 ein gewaltiger Bauernkrieg, der zu den mächtigsten Volksbewegungen dieser Zeit gehört. Auch hier hatte, nicht durch die Bayern, in deren Pfandbesitz sich das Land befand, sondern durch den Kaiser die kirchliche Reaktion begonnen. Ein Mandat verfügte die Ausweisung der protestantischen Prediger und Lehrer binnen acht Tagen und die Unterdrückung des evangelischen Gottesdienstes (20. November 1624). Aber erst im Jahre 1625, als das Land wieder gehuldigt hatte, begann eine Reformationskommission die Durchführung in den sieben landesfürstlichen Städten. Ein volles Jahr hatte sie mit Zwangseinquartierungen und Auswanderungsbefehlen gearbeitet, die Ergebnisse waren dürftig geblieben, und nur eins

sicher, die steigende Erbitterung des kräftigen, wohlhabenden, durch und durch protestantisch gesinnten Bauernstandes. Als nun die Kunde von Mansfelds Plänen kam, da flammte die Empörung auf. Am 17. Mai 1626, einem Sonntage, erhoben sich die Bauern des Mühl- und Hausruckviertels unter Stephan Fadinger von St. Agatha bei Aschach. Bald standen ihrer 16 000 unter Waffen, über das ganze Land hin verbreitete sich die Erhebung, fest organisiert nach Kreisen und Gemeinden mit Ausschüssen, Kriegsräten, Proviantmeistern und Feldschreibern, vielfach gebildeten Leuten,



93. Linz zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Nach einer Zeichnung von J. M. Kaiser in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild".

Predigern und Lehrern. Mit 70 000 Mann und 30 Geschützen ging Fadinger Ende Mai ins Feld als „Oberhauptmann der christlichen Armee"; auf ihren Fahnen stand der Spruch:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Blut, so geb' uns Gott ein Heldenmut;
Es muß sein!"

Die Städte schlossen sich meist nach geringem Widerstande an, am 24. Juni lagerte Fadinger vor Linz, wo der bayrische Statthalter Graf Herberstorf stand. Seine schwere Verwundung (29. Juni), der er kurz danach erlag, zwang indes das Bauernheer zum Abzuge; der Zusammenhang desselben lockerte sich, da keiner den Führer zu ersetzen vermochte, und bayrische Verstärkungen warfen den Aufstand in drei Vierteln des Landes zu Boden. Als aber die Bauern des Hausruckviertels in zwei Treffen siegten, da brach er zu beiden Seiten der Donau wieder mit verdoppelter Heftigkeit los. Erst Graf Pappenheim bewältigte mit 8000 Mann kaiserlicher Söldner den Widerstand zuerst im Mühlviertel, dann schlug er während des November in vier heißen Treffen binnen drei Wochen bei Efferding, Gmunden, Vöcklabruck und Wolfsegg die Bauern der südlichen Landschaften nieder; doch er selbst bekannte, nie habe er mit

Brief Wallensteins an den Grafen von Trautmannsdorf.

Transskription:

Hoch und wolgeborner Graf.

Der Herzog Christian*) ist gewis todt, an seinerstelle giebt man vor, das der Graf Ernst von Nassau soll kommen. Auf die Wochen werdt ich mihr mitt dem Grafen von Tilli zu Duderstat . . . . . und verhoffe in kurzen diesem vnwesen endt zu machen, denn er ist ausmarschirt, sich mit mir zu conjungiren. Der Graf Schlick ist wieder zu der schantz, wirdt lassen ein Schisbrücken bauen

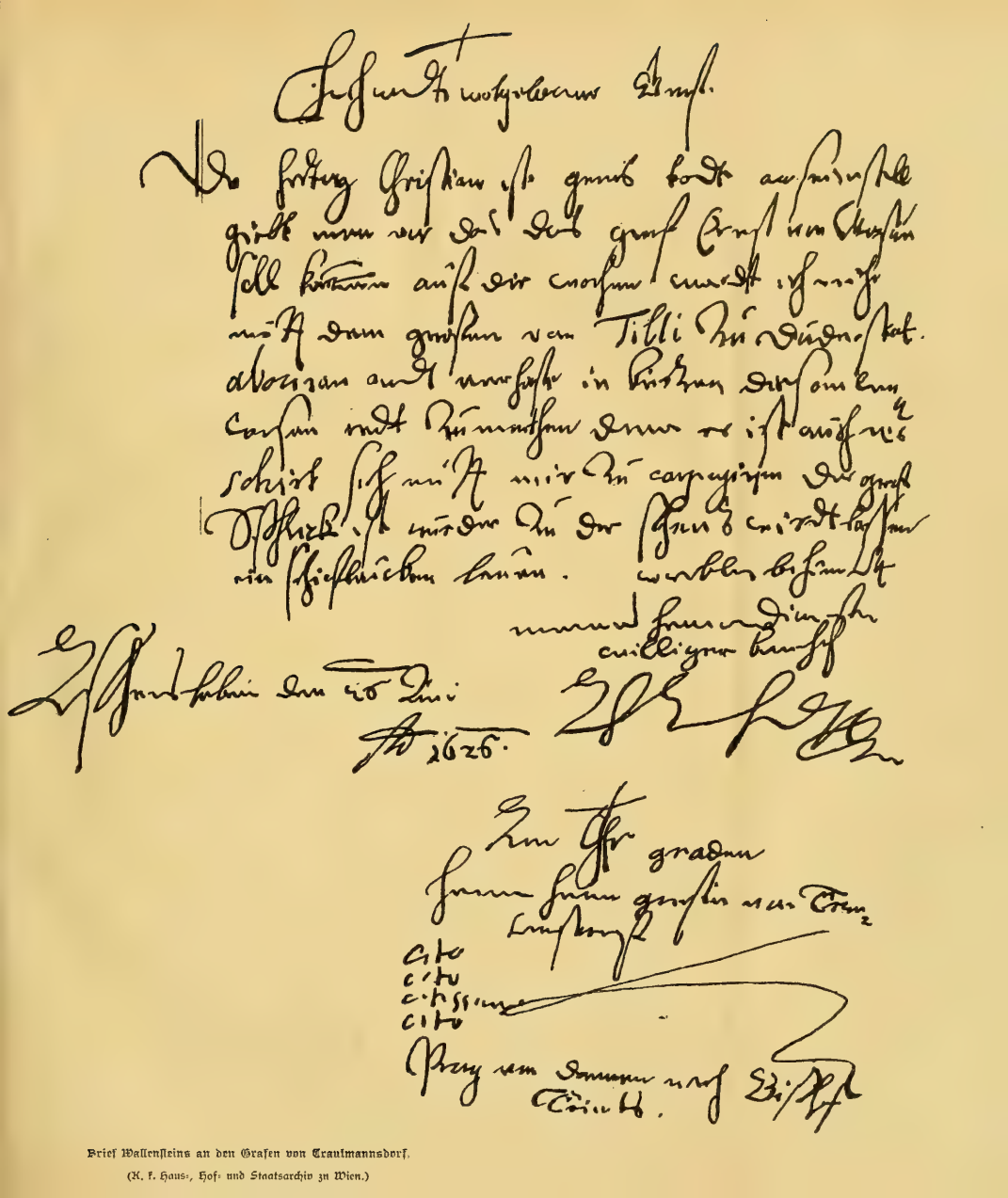
verbleib himit
meinem Herrn Dienst
williger
v. Wldstn.

Aschersleben, den 26. Juni
An. 1626.

An Ihr gnaden
Herrn Herrn grafen von
Trautmannsdorf.
cito
cito
citissime
cito

Prag, von dannen nach Bischof Trinits.

*) von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, der 6./16. Juli 1626 in Wolfenbüttel starb.



Brief Wallensteins an den Grafen von Trautmannsdorf.

(K. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.)

so wilder Todesverachtung streiten sehen. An 10 000 Bauern bezahlten den heldenmütigen Kampf mit ihrem Leben. Eine Anzahl Hinrichtungen in Linz vollzog die Züchtigung an den gefangenen Führern (März und April 1627), eine Reformationskommission erzwang dann auch den äußerlichen Glaubenswechsel. Doch nirgends hat sich der österreichische Protestantismus zäher behauptet wie in diesem herrlichen Alpenvorlande; gibt es doch dort noch heute starke evangelische Gemeinden, vornehmlich im Salzkammergut. — Dem Kaiser selbst hatte der Aufstand die Einlösung des Landes von Bayern besonders nahe gelegt. In der That gab Maximilian Oberösterreich wieder heraus gegen die Einräumung der Oberpfalz und des rechtsrheinischen Teiles der Kurpfalz (Mai 1628), indem er sich so mit dem Besitze des geächteten Friedrich V. die Kriegskosten bezahlen ließ.

Mansfeld in Schlesien und Ungarn.

Den oberösterreichischen Aufstand hatte Christian IV. mit im Auge, als er den Marsch nach Schlesien zum zweitenmal anordnete und dem Mansfelder, der sich schon durch Werbungen im Brandenburgischen verstärkt hatte, noch Johann Ernst von Weimar mit 5000 Mann zusandte, freilich zum Nachteil für die Einheit der Unternehmung in der Stellung eines gleichberechtigten, nicht eines untergeordneten Feldherrn. Um den 20. Juli 1626 überschritten beide, voneinander getrennt, die schlesische Grenze, dann bei Frankfurt die Oder und gelangten bis nach Öls, wo sie sich vereinigten, um sich dann schon in Namslau wieder zu trennen. Aber obwohl sie das Land, das sie ja gewinnen wollten, sehr schonend behandelten und im ganzen gute Mannszucht hielten, zur Erhebung, zum Anschluß zeigte sich Schlesien keineswegs geneigt; nur verzweifeltes, hungerndes Volk lief ihnen zu, um so lange im Lager auszuhalten, als eben die Lebensmittel reichten; halb mit Gewalt mußten sie die Lücken ihrer Regimenter füllen, und von den etwa 5000 Mann, die sie so anwarben, kam keiner mit über die schlesische Grenze. Außerdem stimmten die beiden Führer in ihren Plänen keineswegs überein. Johann Ernst von Weimar wollte sich in Schlesien festsetzen, besetzte deshalb Kosel, Troppau, Jägerndorf u. a. Mansfeld versicherte sich zwar des Jablunkapasses, um die Verbindung mit Bethlen Gabor herstellen zu können, dachte dann aber, sich mit ganzer Macht nach Böhmen und Österreich, vielleicht gar nach Bayern und Franken zu werfen. Da nun Johann Ernst ihn nicht genügend unterstützte, so konnte er nicht rasch genug vorwärts und fand, als er über Teschen auf der großen Straße nach Olmütz bereits Leipnik, kaum vier Meilen davon, erreicht hatte, Wallensteins überlegene Massen sich gegenüber. Dieser war schon seit Mitte Juli von der Elbe her durch die Niederlausitz auf dem Marsch, war unter greulichen Verheerungen über Sagan, Bunzlau, Strehlen und Neiße vorgegangen und stand, das mährische Gesenke hinter sich, am 2. September vor Olmütz, um Mansfeld den Weg nach Westen zu sperren. Da blieb diesem nichts übrig, als den Marsch über die Jablunka wirklich anzutreten, in der sicheren Voraussicht freilich, daß er in sein Verderben gehe. Denn es war durchaus unsicher, ob Bethlen jetzt, nachdem die Schlacht von Lutter im Norden bereits alles entschieden hatte, sich in den Krieg mit dem siegreichen Kaiser stürzen werde. So überschritt Mansfeld, Johann Ernst folgend und von Wallenstein schon hart bedrängt, den Paß am 18. September und zog eilig das Thal der Waag hinab der Donau zu. Und nun geschah, was er kaum erwartet hatte, Bethlen schlug doch los und stieß bereits am 18. Oktober vor Gran zu den 8000 Mann Kerntruppen Mansfelds und Johann Ernsts. Eine Schlacht freilich vermied er, da Wallenstein ihm gegenüber sich in der ausgesogenen Gegend gar nicht zu halten vermochte, zumal da seine erschöpften und hungernden Leute in Masse hinstarben; er dachte vielmehr an Frieden mit dem Kaiser, und die beiden deutschen Feldherren mußten ruhig zusehen, wie über ihr Geschick mit verhandelt wurde, ohne daß

sie das mindeste dazu thun konnten. Da wollte Johann Ernst wieder nach Schlesien zurück und starb auf dem Marsche (14. [4.] Dezember 1626); Mansfeld gedachte, durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zu gehen, von da nach England und Holland zurückzukehren. Sein Kriegsvolk hatte er dem Herzog Johann Ernst übergeben, er selbst trat mit zwölf Gefährten auf türkisches Gebiet über. Da ereilte den unermüdlichen, längst kränkelnden Kriegshelden in Ratona bei Serajewo der Tod am 29. (19.) November 1626. Er starb stehend im Harnisch, auf zwei seiner Begleiter gestützt und hinausblickend in das Morgenrot des aufdämmernden Tages. So ward ihm erspart, das völlige Mißlingen seiner Pläne in Ungarn zu erleben. Denn wenige Tage nachher schloß Bethlen mit dem Kaiser den Frieden von Leutschau ab, der ihm seinen Besitzstand ließ (28. November). Der große Feldzug gegen die kaiserlichen Erblande war vollständig gescheitert, fast in demselben Augenblicke, als sich in Oberösterreich der Bauernaufstand verblutete.

Niederlage Christians IV.

Nicht besser für die Evangelischen verlief der norddeutsche Feldzug. Christian IV. dachte durch Thüringen, wo die Ernestiner zum Anschluß bereit waren, in die fränkischen Bistümer einzubrechen, die Liga also in ihrem eignen Gebiete anzugreifen, wie Mansfeld den Kaiser in seinen Erblanden. Am 12. August stand er bereits in Duderstadt auf dem Eichsfelde. Indes Tilly, durch wallensteinische Scharen verstärkt, erwies sich als übermächtig, und indem dann der König in sein altes Lager bei Wolfenbüttel zurückkehren wollte, wurde er bei Lutter am Barenberg am 27. (17.) August von den Ligisten festgehalten, zur Schlacht gezwungen und mit starken Verlusten völlig geschlagen. Im katholischen Lager jubelte man laut über diesen Sieg; doch wenn er jedes Vordringen nach dem Süden unmöglich machte, so behauptete der König doch selbst Wolfenbüttel und hielt sich in fester Stellung um Stade. Schottische, englische und französisch-hugenottische Zuzüge füllten die Lücken wieder aus, er konnte mit einiger Zuversicht den kommenden Ereignissen entgegensehen. So brachte erst das Jahr 1627 die volle Entscheidung.

Überwältigung Dänemarks.

Mit dem Frieden, den Bethlen in Leutschau abschloß, hatten die in Ungarn und Schlesien stehenden Mansfelder jeden Anhalt verloren, sie versuchten daher sich nach Norden durchzuschlagen. Doch Wallenstein, ihnen dreifach überlegen, hielt sie fest, schlug sie bei Kosel aufs Haupt und setzte der Reiterei, die sich zu retten suchte, so zu, daß nur schwache Reste entkamen. Nachdem er so bis zum August Schlesien dem Kaiser völlig gesichert hatte, wandte er sich dem Norden zu. Schon stand dort Georg von Lüneburg als kaiserlicher General an der Havel, ihm gegenüber Georg von Baden-Durlach. König Christian IV. fühlte sich der Lage nicht gewachsen, denn auf eine Bundesgenossenschaft im Osten konnte er nicht mehr hoffen, die Aussicht auf Hilfe von den Westmächten zerstörte der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England um der Hugenotten willen, Dänemark selbst, am Kriege eigentlich gar nicht beteiligt, da sein König nicht für sein Land, sondern als Führer der Evangelischen eintrat, gewährte keinen festen Rückhalt, und seine Truppenführer galten dem König als Fremde nicht für recht zuverlässig. Und nun sah er sich von einem gewaltigen Angriff der Kaiserlichen und Ligisten bedroht. Zu Anfang August 1627 überschritt Georg von Lüneburg die Havel, Tilly bei Artlenburg die Elbe. Vor ihnen räumten die Dänen Lauenburg und wichen nach Holstein zurück. Auch hier vermochten sie sich nicht zu behaupten, als nun auch Wallenstein von Schlesien herankam und sich bei Lauenburg mit Tilly vereinigte. Von hier rückten 18000 Mann zu Fuß, 7500 Küraſſiere, 5500 Dragoner in zwei Kolonnen in Holstein ein. Die östliche unter Graf Schlick fing bei Heiligenhafen die Regimenter Georgs von Baden auf, der von Wismar zur See dorthin gelangt war, und brachte sie zum Übertritt; Wallenstein

selbst trieb die Hauptmasse der Dänen fast widerstandslos vor sich her und zersprengte sie endlich bei Kolding, während Schlick die letzten Reste in Vendsyssel jenseit des Limfjords zur Ergebung zwang. Das ganze dänische Festland bis Kap Skagen lag den Siegern zu Füßen.

Aus der fast hoffnungslosen Lage, die Kaiser Ferdinand II. beim Antritt seiner Regierung vorgefunden, war er zu einer Macht über Deutschland aufgestiegen, wie sie selbst Karl V. niemals besessen hatte. Bis an die Küsten der Ost- und Nordsee, ja bis an das Skagerrak wehten seine siegreichen Fahnen. Da tauchten auch die alten stolzen Pläne in der Hofburg wieder empor.

94. Der Bawren-Renter.

Faksimile einer Abbildung auf einem Flugblatte über die Leiden der Bauern während des Dreißigjährigen Krieges.

Des Kaisers Truppen lagerten sich ein, schrieben Lieferungen und Brandschatzungen aus ohne jede Rücksicht auf die Landesherren und die Kreisordnung. Die auferlegten Lasten waren ungeheuer. Nürnberg z. B. mußte an Wallenstein 100000 Thaler zahlen, das Stift Halberstadt später mit 7000 Thaler wöchentlich nur für Wallensteins Tafel aufkommen; das Stift Magdeburg berechnete seine Zahlungen an ihn vom Oktober 1625 bis September 1627 auf etwa 687000 Thaler, von den Reichsstädten erpreßte er bis 1627 über 3 Mill. Thaler, Frankfurt a. O. hatte wöchentlich 9000 Thaler aufzubringen, die Mark bis Ende 1628 über 2 Mill. Gulden. Was Wallenstein im großen that, das thaten seine Offiziere mit ganz wenigen Ausnahmen im kleinen. Montecucculi erhob 1627 in der Neumark für seinen Stab und 12 Kompanien monatlich gegen 30000 Gulden, außerdem für sich noch 1200 Gulden Tafelgelder. Es gab Rittmeister, die für ihre Person wöchentlich 50, 200, 400 Thaler erpreßten. Dabei sind die gewöhnlichen Plünderungen der Soldaten gar nicht mitgerechnet, weil sie sich nicht berechnen lassen.

Die kaiserlich-ligistische Gewaltherrschaft in Norddeutschland.

So furchtbar war der Druck, den diese Raubwirtschaft auf das wirtschaftliche Leben ausübte, daß schon 1629 z. B. in Stendal 561 Häuser, in Halberstadt 530 Häuser

leer standen, eine Zahl, die sich dort im nächsten Jahre auf 960 steigerte! Dazu lockte die Armee die kräftigsten Leute aus den besetzten Landschaften in ihren Dienst, entzog und entwöhnte sie der friedlichen Arbeit. „Es war eine Revolution der ärgsten Art; sich fortwälzend verwandelte sie einen Landstrich nach dem andern in Schlacke."

Kaiserliche Machtpläne.

Dann wurde mit der Auffassung, daß jede Teilnahme am Kriege gegen den Kaiser als Hochverrat zu ahnden und mit Verlust des Lehnsbesitzes zu bestrafen sei, wirklich bitterer Ernst gemacht. Tilly erhielt das Fürstentum Calenberg, für Pappenheim wurde Wolfenbüttel bestimmt, das Amt Hadersleben fiel an Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, Graf Schlick bekam Querfurt, andre kaiserliche Generale teilten sich in die Herrschaften des Administrators von Halberstadt, alle aber machten sich dadurch zugleich für ihre Auslagen in kaiserlichen Diensten bezahlt. Welch eine Aussicht, wenn der Kaiser in dieser Weise fortfuhr! Der ganze Besitzstand im Norden war bedroht. Aber damit noch nicht genug. Zu Anfang des Jahres 1628 stellte der kaiserliche Beichtvater Lämermann als Ziel der habsburgischen Politik die unumschränkte Gewalt des Kaisertums über Deutschland hin. Dem widerstrebten, wie er meinte, nur noch die norddeutschen Städte; die Binnenstädte unter ihnen seien jedoch leicht zu

95 und 96. Silberthaler Wallensteins (Berlin, Königl. Münzkabinett).

gewinnen, nur gegen die Seestädte werde man Gewalt anwenden müssen. Um sie der Unterstützung Dänemarks und Schwedens zu berauben, seien diese Mächte durch Unterhandlungen hinzuhalten, gleichzeitig müsse man die Polen gegen Schweden unterstützen. Nach Überwältigung der Seestädte habe dann mit deren Mitteln, d. h. mit ihren Kriegsschiffen, der Angriff auf die dänischen Inseln zu erfolgen, wobei man sich vor allem des Sundes versichern müsse. Mit ganzer Seele lebte Wallenstein in solchen Entwürfen. Seine eigne Stellung war stolzer, gewaltiger als je zuvor. Im Jahre 1627 erhob der Kaiser die Herrschaft Friedland zu einem erblichen Herzogtum mit Rechten, die Wallenstein den deutschen Reichsfürsten gleichstellten, er übertrug ihm das schlesische Herzogtum Sagan, er überwies ihm schließlich zur Entschädigung für seine Auslagen, die der Feldherr auf 3 Mill. Gulden angab, als Pfand das Herzogtum Mecklenburg (1. Februar 1628), nachdem er die Herzöge wegen ihrer Beteiligung am niedersächsischen Kriege geächtet hatte (19. Januar). Am 9. April (29. März) empfing Wallenstein zu Güstrow die Huldigung der lange vergeblich widerstrebenden Stände. Schon im Oktober 1627 hatte er einige mecklenburgische Hafenstädte zur Übergabe gezwungen, er besetzte Pommern und Rügen. In der Einsicht, daß der Kaiser ohne Seemacht doch den nordischen Staaten gegenüber stets in der Verteidigung bleiben müsse, ließ er sich jetzt den Titel eines „Generals des baltischen und ozeanischen Meeres" übertragen (21. April 1628). Als solcher ordnete er den Bau von Kriegsschiffen an, er dachte Dänemark zu einem deutschen Vasallenstaate zu machen, den Sund

für den Kaiser zu erobern. Anderseits träumte er von einem allgemeinen Kriegszuge des Abendlandes zur Eroberung der Türkei, in drei Jahren meinte er damit fertig werden zu können. Großartige und an sich gewiß auch gut deutsche Gedanken; doch eines allein hätte ihre Ausführung verbürgt: die aufrichtige, entschlossene Unterstützung der gesamten Nation. Diese aber fehlte ihnen und mußte fehlen, denn wenn die Fürsten vor allem vor der Erneuerung kaiserlicher Machtvollkommenheit zurückschreckten, so sah die protestantische Mehrheit des Volkes mit feindseligem Mißtrauen auf dies habsburgische Kaisertum, das sich mit rücksichtsloser kirchlicher Reaktion verband. Es ist eben allezeit unmöglich, nationale Ziele zu verfolgen ohne die Nation.

Verhandlungen des Kaisers mit den Hansestädten.

An diesem inneren Widerspruche scheiterte auch ein großartiger Plan, der zum erstenmal überhaupt das deutsche Kaisertum in der Förderung norddeutschen Seehandels begriffen zeigt. Es galt nichts Geringeres, als die Hansa unter kaiserlichem Schutz aus ihrem tiefen Verfalle wieder emporzuheben und auf der Nord- und Ostsee die Flagge einer kaiserlichen Kriegsflotte zu entfalten, ihr also den festen Rückhalt einer starken Reichsgewalt zu geben, an deren Mangel ihre Größe zu Grunde gegangen war (s. oben S. 68). Deutsch-habsburgisches und spanisches Interesse wirkten hier zusammen. Den Spaniern war es vom höchsten Werte, den Niederländern, deren Unterwerfung sie noch keineswegs aufgegeben hatten, den Ostseehandel zu verschließen, dem Kaiser, über die hanseatischen Kriegsschiffe gegen Dänemark und Schweden verfügen zu können. Die feindselige Stellung eines Teiles der Hansestädte zu Holland und zu Dänemark wegen der Gründung Glückstadts (1620), ihre alte, immer noch bedeutende Verbindung mit Spanien, wohin z. B. im Oktober 1626 von Hamburg aus 40, von Lübeck 20 Schiffe in See gingen, schien das Gelingen des Planes zu erleichtern. So kam der kaiserliche Gesandte, Graf Ludwig von Schwarzenberg, ein Mann voll Ehrgeiz und leidenschaftlicher Energie, der ganz durchdrungen war von den Gedanken kaiserlicher Größe, im Oktober 1627 nach Lübeck und bot zunächst dem dortigen Rate, durch ihn den wendischen Städten die Begründung einer hanseatisch-spanischen Handelsgesellschaft unter kaiserlichem Schutze an, die den ganzen so hoch bedeutenden Verkehr zwischen den Nordmeeren und Spanien in ihre Hände nehmen, die Niederländer davon ausschließen sollte. Doch die Städte, zu einer kühnen, großartigen Auffassung der Verhältnisse überhaupt nicht mehr fähig, dazu besorgt um ihre kirchliche Freiheit und geschreckt durch die dänischen Drohungen, erklärten, dies nicht allein entscheiden zu können, sondern einem Hansatage überweisen zu müssen (18. Dezember 1627). Als dieser darauf im Februar 1628 zu Lübeck zusammentrat, ließ der Kaiser seinen Vorschlag erneuern und zugleich die Stellung von Kriegsschiffen fordern. Er fand auch diesmal kein besseres Gehör; noch bedenklicher gemacht durch die Bedrohung Stralsunds (22. April), lehnten die Städte seinen Antrag ab und verwandten sich ebenso eifrig als erfolglos durch eine besondere Gesandtschaft für die bedrängte Genossin. Keinen andern Ausgang hatte die Bemühung Spaniens, mit Danzig direkt anzuknüpfen; die Besorgnis, das Schicksal Stralsunds zu teilen, drängte alle andern Erwägungen zurück.

Kampf um Stralsund.

Eben deshalb gewann der Kampf um Stralsund eine besondere Bedeutung. Da die Stadt sich schon Ende 1627 der Forderung, herzogliche oder kaiserliche Besatzung aufzunehmen, durch Geldzahlungen entwunden hatte, Wallenstein aber ihrer unbedingt zum Angriff auf Dänemark bedurfte, so hatte er bereits Rügen und die kleine Insel Dänholm, die, mitten in dem kaum stundenbreiten Strelasunde gelegen, den Hafen der Stadt völlig beherrscht, besetzen lassen. Um sie entbrannte der Streit zuerst; die Bürgerschaft vertrieb die Kaiserlichen von der Insel und versicherte sich ihrer selbst. Da wies Wallenstein zu Ende Februar 1628 seinen Generalleutnant Hans Georg von Arnim an, Stralsund auf jeden Fall zu bezwingen. So trafen

vor den Wällen dieser Stadt die größten Interessen im Kampfe aufeinander. Auf der einen Seite stand der Gedanke der kaiserlichen und katholischen Oberherrschaft, auf der andern der trotzige Entschluß einer einzigen Gemeinde, ihre politische und kirchliche Selbständigkeit zu behaupten bis zum Äußersten, selbst mit Hilfe der Fremden. Das schwur die gesamte Bürgerschaft Mann für Mann; sie wollten eher mit ihrer

95. Die Belagerung von Stralsund.
Verkleinertes Faksimile eines Kupferstiches im „Theatrum Europaeum".

Habe zu Schiffe gehen, die Heimat preisgeben, als sich der kaiserlichen Forderung unterwerfen. Sie sangen damals:

„Steh Stralsund fest, verzage nit,
Thut dir der Feind schon dräuen."

In Dänemark und Schweden begriff man sehr wohl, welchen Wert diese Haltung Stralsunds für beide Mächte habe, da ja die kaiserlichen Entwürfe ihre Macht auf der Ostsee in allererster Linie bedrohten. Zuerst versprach Christian IV. seinen Beistand und sandte noch vor Ende Mai 600 Mann in die Stadt; dann folgten schwedische Truppen, und am 25. Juni schloß Stralsund mit Gustav Adolf ein Schutz- und Trutzbündnis auf 20 Jahre ab. So standen die Dinge, als Wallenstein selber aus Böhmen herankam. Auf dem Marsche versicherte er sich Brandenburgs durch die Anerkennung seines Erbrechtes auf Pommern, Pommerns durch das Versprechen, seine Truppen herauszuziehen, beide stellten ihm dafür ihre treffliche Artillerie zur Verfügung. Mit 20000 Mann umschloß er seit Ende Juni die Stadt. Er müsse sie haben, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden, schwur er nach einer wohlverbürgten Nachricht.

Die ganze Wucht seines Angriffes traf das Frankenthor im Süden. Mit äußerster Mühe wiesen die Belagerten einen dreitägigen Sturm zurück, aber sie verloren eine Schanzlinie, und die furchtbare Beschießung des 3. (13.) Juli erschütterte auch die Tapfersten. Am 4. (14.) Juli war der Rat zur Einnahme kaiserlicher Besatzung geneigt; nur die Haltung der Bürgerschaft, von der drei Viertel seine Vorlage verwarfen, erzwang schließlich die Ablehnung. Und nun trat die Wendung ein. Starke dänische und schwedische Abteilungen langten an, vor allem zeigte sich ein dänisches Ge-

96. Stralsund.

Nach einem Gemälde im Museum zu Stralsund.

Die Ansicht ist von Rügen her aufgenommen. Im Vordergrunde sieht man den Strelasund, darüber die turmreiche Stadt, ganz links das Frankenthor.

schwader mit 8000 Mann Landungstruppen in den Gewässern von Rügen und bedrohte durch die Einnahme von Wolgast die Stellung Wallensteins vor Stralsund im Rücken.

So hob Wallenstein schon am 15. (25.) Juli die Belagerung auf, indem er nur schwache Abteilungen zur Beobachtung zurückließ, warf sich auf Wolgast und schlug die Dänen hinaus. Wohl befestigte er dadurch die kaiserliche Macht in Pommern und Mecklenburg, wo Rostock sich im September 1628 unterwarf, aber Stralsund blieb unbezwungen und war thatsächlich schon eine schwedische Festung auf deutschem Boden. Das bestärkte auch die Hansa in ihrer ablehnenden Haltung. Schon hatte Gustav Adolf ihr sein Bündnis angetragen (Ende April), jetzt wies der Hansatag die erneuerten kaiserlichen Vorschläge endgültig ab (September 1628), und einzelne ihrer Städte, wie Lübeck und Bremen, setzten sich bereits in Verteidigungszustand. Zwar brachte Wallenstein auch so eine kleine Anzahl Kriegsschiffe zusammen, und eine spanische Flotte erschien in der Ostsee; es schien, als ob sie mit dem kaiserlichen Heere zusammen die Hansa zu dem zwingen wolle, was auf gütlichem Wege nicht zu erreichen gewesen war; der große Entwurf war aber doch gescheitert. Daß das geschah, ist erklärlich, ein Glück für Deutschland war es nicht.

Ablehnung der kaiserlichen Anerbietungen.

Friede von Lübeck.

Da nun ohne überlegene Flotte jeder Angriff auf das seemächtige Dänemark fruchtlos bleiben mußte und dies auch bereits an Schweden, sogar an England festen Rückhalt fand — denn die Könige beider Länder verpflichteten sich im Februar 1629, ihre Rechte im Baltischen Meere gemeinsam zu behaupten — Wallenstein überdies den Beginn des Türkenkrieges immer bestimmter ins Auge faßte, so erklärte er sich für möglichst rasche Beendigung des dänischen Krieges. In Lübeck traten dann die Gesandten zusammen, doch die schwedischen wies er zurück, wollte überhaupt von einer Aufnahme Schwedens in den Friedensvertrag nichts wissen. Dafür zeigte er sich Dänemark gegenüber zu großen Zugeständnissen bereit, und so wurde am 2. (12.) Mai 1629 der Friede unterzeichnet. Die Kaiserlichen räumten alle dänischen Lande, Christian IV. verzichtete dagegen auf die niedersächsischen Stiftslande und versprach, sich jeder Einmischung in die deutschen Dinge zu enthalten. Der erste Versuch eines gemeinschaftlichen Widerstandes aller Evangelischen war also völlig mißlungen.

Wallenstein als Landesherr.

Kurz nach diesem Friedensschluß erhielt Wallenstein die förmliche Belehnung mit dem Herzogtum Mecklenburg (16. Juni). Seitdem nannte er sich: „Albrecht, von Gottes Gnaden Herzog von Mecklenburg, Friedland und Sagan, Fürst zu Wenden, Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr“ und verband in seinem Wappen den Engel von Friedland, den Adler von Sagan, den Ochsenkopf von Mecklenburg und den Greifen von Rostock. Er dachte auch daran, seine Besitzungen an seinen Neffen Maximilian von Waldstein zu übertragen, um so sein Geschlecht dauernd in den Fürstenstand des Reiches einzuführen. Aber auch große Pläne landesfürstlicher Fürsorge erfüllten ihn. Unumschränkt wollte er herrschen, unweigerlichen Gehorsam finden bei Ständen und Unterthanen. „Meine Diener wissen“, so sagte er, „daß ich nicht zu schwatzen pflege und, was ich will, ernstlich will.“ Aber seine Gewalt wollte er nur zum Wohle des Landes brauchen. Wie er eifrig auf seinen böhmischen Gütern die Industrie zu heben suchte, so sollte im Norden ein Kanal von Wismar her durch die Seen nach der Elbe geführt werden. Den mecklenburgischen Ständen gewährleistete er ausdrücklich das lutherische Bekenntnis, zum Statthalter ernannte er einen Protestanten, in Sagan entsetzte er den Statthalter, weil er Versuche zu katholischer Reaktion gemacht hatte. Aufs engste waren seine Interessen mit denen des Kaisers verbunden, denn seine mecklenburgische Herrschaft war unhaltbar, sobald die kaiserliche Übermacht einmal zusammenbrach.

Die Höhe der kaiserlichen Macht.

Das war nun freilich in jener Zeit nicht zu fürchten. „Die österreichische Politik war in ihrer stolzesten Höhe; das Großartigste, das Verwegenste war ihr gelungen; durch sie war Deutschland, um welchen Preis immer, geeint, eine Macht, die dominierende Macht in der Christenheit.“ Schon konnte man aus Wallensteins Munde die Äußerung hören: man bedürfe überhaupt der Fürsten nicht mehr, der Kaiser müsse Herr sein wie die Könige von Frankreich und Spanien, es brauche auch keiner Wahl mehr, die Nachfolge Ferdinands III. verstehe sich von selbst. Namentlich gegen die geistlichen Fürstentümer zeigte er heftige Abneigung, er wollte sie völlig beseitigen.

Spannung zwischen dem Kaiser und der Liga.

Solche Entwürfe, wie sie damals auch von andern kaiserlichen Staatsmännern gehegt wurden, mußten alle Fürsten Deutschlands, katholische wie protestantische, gegen Habsburg aufbringen. Am gefährlichsten aber war unzweifelhaft die Liga. Schon auf dem Bundestage in Bingen (Juli 1628) hatte sie die Forderung gestellt, den Stand des kaiserlichen Heeres herabzusetzen. Als unter Wallensteins Einfluß eher das Gegenteil geschah, erneuerte sie auf dem Tage zu Heidelberg (Februar 1629) ihr Verlangen und beschloß, zu rüsten, falls es nicht erfüllt werde. Die Liga freilich allein vermochte die kaiserliche Politik schwerlich aufzuhalten, doch hinter

ihr stand Frankreich, das sich in ihr geflissentlich ein Gegengewicht gegen die habsburgische Allgewalt zu erhalten bemühte, zumal in diesem Augenblick. Denn eben stießen im Mantuanischen Erbfolgekriege die Interessen der Habsburger und Franzosen hart zusammen, und Gustav Adolf schickte sich an, den Krieg nach Deutschland zu tragen.

Ganz sicher wäre der Kaiser allen diesen Feindseligkeiten mehr als gewachsen gewesen, wenn er die deutsche Nation hinter sich gehabt hätte. Aber er hatte sie nicht hinter sich, sondern gegen sich. Die Macht, die er begründet, erschien der ungeheuren Mehrheit der Deutschen als eine rechtlose Gewaltherrschaft, die den gesamten Besitzstand im Norden in Frage stellte, lediglich gehalten durch ihre wilden Söldnerheere, ein Säbelregiment schlimmster Art, schlimmer als das Karls V. nach der Schlacht bei Mühlberg. Und eben jetzt bewies der Kaiser, daß seine Erfolge sich unzertrennlich verbanden mit der rücksichtslosesten kirchlichen Reaktion.

Restitutionsedikt.

Teils geleitet vom päpstlichen Nuntius Kardinal Caraffa, teils in der Hoffnung, die Liga, besonders die geistlichen Fürsten, mit seiner Herrschaft zu versöhnen, erließ der Kaiser ohne Befragung des Reichstages, nur im Einverständnis mit den katholischen Ständen, in der Form einer kaiserlichen „Dezision" über die seit dem Religionsfrieden von 1555 aufgetauchten Streitfragen, die mehrfach von den Ständen begehrt worden sei, am 6. März 1629 das berufene Edikt „über etliche Punkten den Religion-Frieden, sonderlich die restitution der Geistlichen Güter betreffendt". Es beschränkte den Religionsfrieden ausdrücklich nach seiner jesuitischen Auslegung auf die Anhänger der ungeänderten Augsburgischen Konfession, schloß also die Reformierten davon aus, und verordnete vor allem, daß alle geistlichen Güter — allein in den beiden sächsischen Kreisen 14 große, im ganzen 120 Stifter und Abteien — die seit dem Passauer Vertrage (1552) von evangelischen Fürsten in Besitz genommen worden seien, der katholischen Kirche zurückgegeben werden, also an katholische Kirchenfürsten übergehen sollten. Es war die notwendige Folgerung aus dem geistlichen Vorbehalt. Welch eine Aussicht war dies für das protestantische Deutschland! Daß sich an die „Wiederherstellung" des geistlichen Besitzes auch die Wiederherstellung des Katholizismus in diesen Landschaften schließen werde, war gar nicht fraglich. Wurde doch bereits die Gründung zahlreicher Jesuitenkollegien über das ganze Reich hin geplant. Achtzig Jahre nationaler Entwickelung sollten aus der Geschichte dieser Gebiete gestrichen, die Existenz einer ganzen Reihe evangelischer Fürstentümer in Frage gestellt werden. Und wofür? Für die starre Einheit des restaurierten Katholizismus, für die Herrschaft des Rosenkranzes und der Heiligenverehrung, für einen geistlichen Despotismus, der grundsätzlich jede freie Regung des Glaubens und der Wissenschaft niederhielt und zu seinem eignen Bestande niederhalten mußte. Eine fremde Bildung war es, die sich feindselig dem deutschen Leben und Streben entgegensetzte, unendlich verderblicher, als die vielgescholtene französische, die Deutschland seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges bemeisterte. Vom Gnadenbilde zu Loretto her hatte sich Ferdinand als Erzherzog die Kraft geholt zur Zerstörung des heimischen Protestantismus der Steiermark, römisch-spanischer Geist war es, der ihn als Kaiser vorwärts trieb, nicht zum geringsten Teil fremde Geistliche und fremde Truppen führten seine Pläne durch. Und war das Ganze eine schreiende Ungerechtigkeit, eine Sünde wider den Geist der Geschichte, so war es ebenso und zwar gerade vom Standpunkte des kaiserlichen Interesses aus ein ungeheurer, verhängnisvoller Fehler, nur zu vergleichen mit dem Wormser Edikt von 1521, der Sieg des kirchlichen Fanatismus über die nüchterne staatsmännische Erwägung. Denn der Kaiser verfeindete sich damit die Evangelischen tödlich und gewann doch die Katholiken keineswegs vollständig, entwaffnete nicht ihr Mißtrauen gegen seine Militärgewalt.

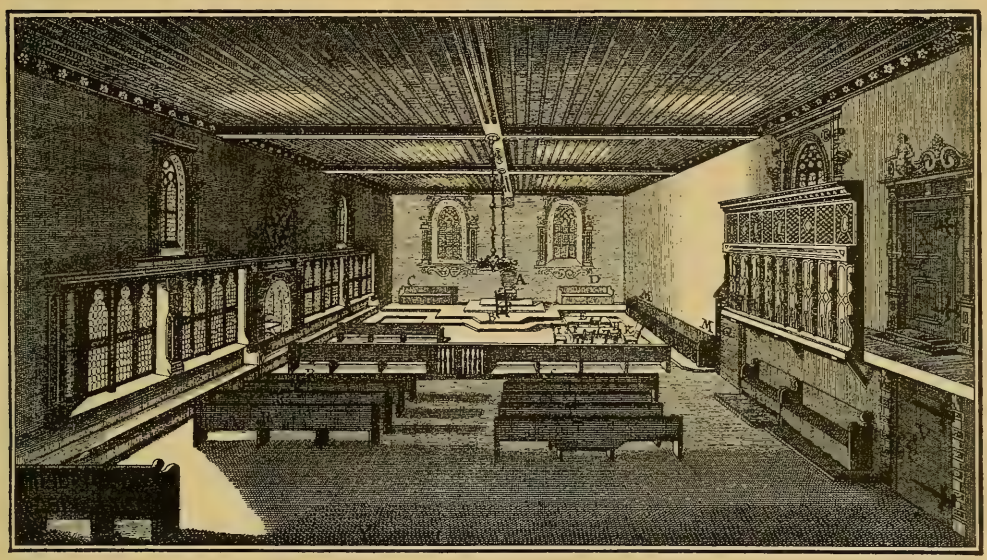
Versuche zur Durchführung des Restitutionsedikts.

Vollends die beginnende Durchführung des „Restitutionsediktes“ regte überall in Deutschland unermeßliche Zwietracht und Verwirrung auf. Von kaiserlichen und ligistischen Truppen unterstützt, gingen die Kommissarien an ihr Werk, zuerst im Süden. Augsburg z. B. wurde der geistlichen Gewalt seines Bischofs wieder unterworfen, die Protestanten ausgewiesen oder zum Übertritt gezwungen. Ähnlich ging es in ganz Schwaben und Franken. Im Norden erlangte Ferdinand die Erhebung seines Sohnes

99. Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich.
Nach einem Gemälde Peter Tyssens in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien

Leopold Wilhelm zum Bischof von Halberstadt, Bremen und Osnabrück; er suchte ihm weiter zum Erzbistum Magdeburg zu verhelfen, dessen Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg von dem mit seinem Regiment unzufriedenen Domkapitel schon 1628 entsetzt worden war, verweigerte deshalb dem an seiner Stelle gewählten sächsischen Prinzen August die Bestätigung und erwirkte vom Papst Urban VIII. die Ernennung Leopold Wilhelms. Prämonstratensermönche nahmen mehrere Klöster des Stiftsgebietes in Besitz, und als darüber die heftigste Aufregung in der Stadt entstand, schloß Wallenstein sie im Sommer 1629 ein. Aber diese Bedrohung brachte

die entschieden protestantische, demokratische Partei in die Höhe, sie erzwang die Ernennung von 18 Bürgerschaftsbevollmächtigten (Plenipotenzern), die den Ratssitzungen beiwohnen sollten. Endlich vermittelten die Hansestädte den Abzug Wallensteins gegen Zahlung von 10000 Thaler (27. September), kurze Zeit nachher aber auch den Sturz des österreichisch gesinnten Rates und die Umgestaltung der Verfassung in demokratischem Sinne (Februar 1630). Die nunmehr herrschende Partei erstrebte nun, um sich noch mehr zu sichern, die Rückberufung Christian Wilhelms, der mit Gustav Adolf bereits heimlich verhandelte. Die Sache gelang indes erst, als im Frühjahr 1630 kaiserliche Kommissare die Huldigung für Leopold Wilhelm im Saalkreise um Halle einforderten, und ein kaiserliches Mandat alle evangelischen Geistlichen anwies, ihre Häuser und Pfründen binnen acht Tagen an diese zu übergeben (7. Juli). Inmitten der leidenschaftlich aufwogenden Erbitterung erschien Christian Wilhelm mit einem



100. Der große Re- und Korrelationssaal im Rathause zu Regensburg.

A Sitz des Kaisers oder seines Stellvertreters. B Kurfürst von Trier. C und D Kurfürsten und kurfürstliche Gesandte. E Kurmainzisches Direktorium. F, G und H Fürstliche Direktorien. I und K Österreichische und salzburgische Sekretäre. L, M, N, O und P Geistliche und weltliche Fürsten. Q Thüre zum fürstlichen Kollegium. R Reichsstädte. S und T Kurfürstliche Sekretäre. V und X Thüre zum fürstlichen Nebenzimmer und zum reichsstädtischen Kollegium. Y Eingang in den Saal.

schwedischen Agenten in der Stadt (27. Juli). Hatte der Rat bisher mit einer offenen Erklärung zu seinen gunsten gezögert, jetzt mußte er Farbe bekennen für oder wider Habsburg. Die Dinge waren am Brechen.

Kurfürstentag zu Regensburg und Wallensteins Sturz.

Wie dort, so war es überall. Waren die Evangelischen in die heftigste Aufregung versetzt, so erschienen die Katholiken keineswegs beruhigt, geschweige für den Kaiser gewonnen. In Mergentheim Anfang 1630 versammelt, erneuerten die Fürsten der Liga ihre Forderung, das Heer zu vermindern; sie verlangten außerdem die Entlassung Wallensteins, sie traten offen mit Frankreich in Verbindung. Unter solchen Umständen versammelten sich die Kurfürsten — von den protestantischen nur die Vertreter — außerdem aber auch spanische und französische Gesandte um den Kaiser zu einer der größten diplomatischen Schlachten des Jahrhunderts in Regensburg (Juli 1630). In der That war die Lage des Kaisers heillos. Fügte er sich der Liga, dann verzichtete er auf seine neugegründete Gewalt und verlor den Feldherrn, der allein sie behaupten konnte und dessen Erfolge, so unbotmäßig er sich verhalten haben

mochte, doch der Kaiser rücksichtslos ausgebeutet, also gutgeheißen hatte; brach er mit der Liga, dann drängte er sie auf Frankreichs Seite und war doch außer stande, sich auf die Evangelischen zu stützen, ohne das Restitutionsedikt preiszugeben. Furchtbar rächte sich nun sein widerspruchsvolles Verfahren. Da entschied er sich für die Liga: er versprach, sein Heer auf 40000 Mann zu vermindern, Wallenstein zu entlassen, Tilly den Oberbefehl über seine Truppen zu übertragen und keinen Krieg ohne Beirat der Kurfürsten zu beginnen (13. August). Auch die Liga setzte ihre Streitmacht auf 20000 Mann herab, bewilligte aber dem Kaiser nicht einmal die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König. Grollend zog sich Wallenstein nach Gitschin zurück, er wußte, daß seine Zeit wiederkommen werde. Frankreich aber gewann als Preis der Hilfe, die es der Liga geleistet hatte, die Übergabe Mantuas an Karl von Nevers und im Jahre 1631 im Frieden von Chierasco das eroberte Pinerolo (s. unten). Die habsburgische Politik war auf der ganzen Linie geschlagen, das Kaisertum an die Liga gekettet wie zuvor, unzertrennlich verbunden mit der kirchlichen Reaktion und also in unversöhnlichem Gegensatze zu der evangelischen Mehrheit des deutschen Volkes. Der deutsche Kaiser war der deutschen Nation tödlicher Feind geworden.

Die Lage.

Woher sollte die Rettung kommen? Sicher nicht von den deutschen Fürsten, die in ihrer Uneinigkeit, Kurzsichtigkeit und Ohnmacht verharrten, sondern nur von den Fremden. Die Verbindung der deutschen Protestanten mit ihnen brachte freilich den Bürgerkrieg und die Herrschaft des Auslandes, aber um geringeren Preis war die Vernichtung des deutschen Protestantismus und seiner Geistesbildung, war die geistige Selbständigkeit Deutschlands und damit seine Zukunft nicht mehr zu verhindern. Gehäufte Schuld der Fürsten und des Volkes beider Bekenntnisse hatte die Nation vor diese furchtbare Wahl gestellt.

Ein Glück wenigstens, daß die fremde Macht, die sich zu helfen anschickte, eine stamm- und glaubensverwandte, daß der Fürst, der sie leitete, ein wahrhaft großer Held war und eine Gestalt voll Schwung und Adel des Geistes.

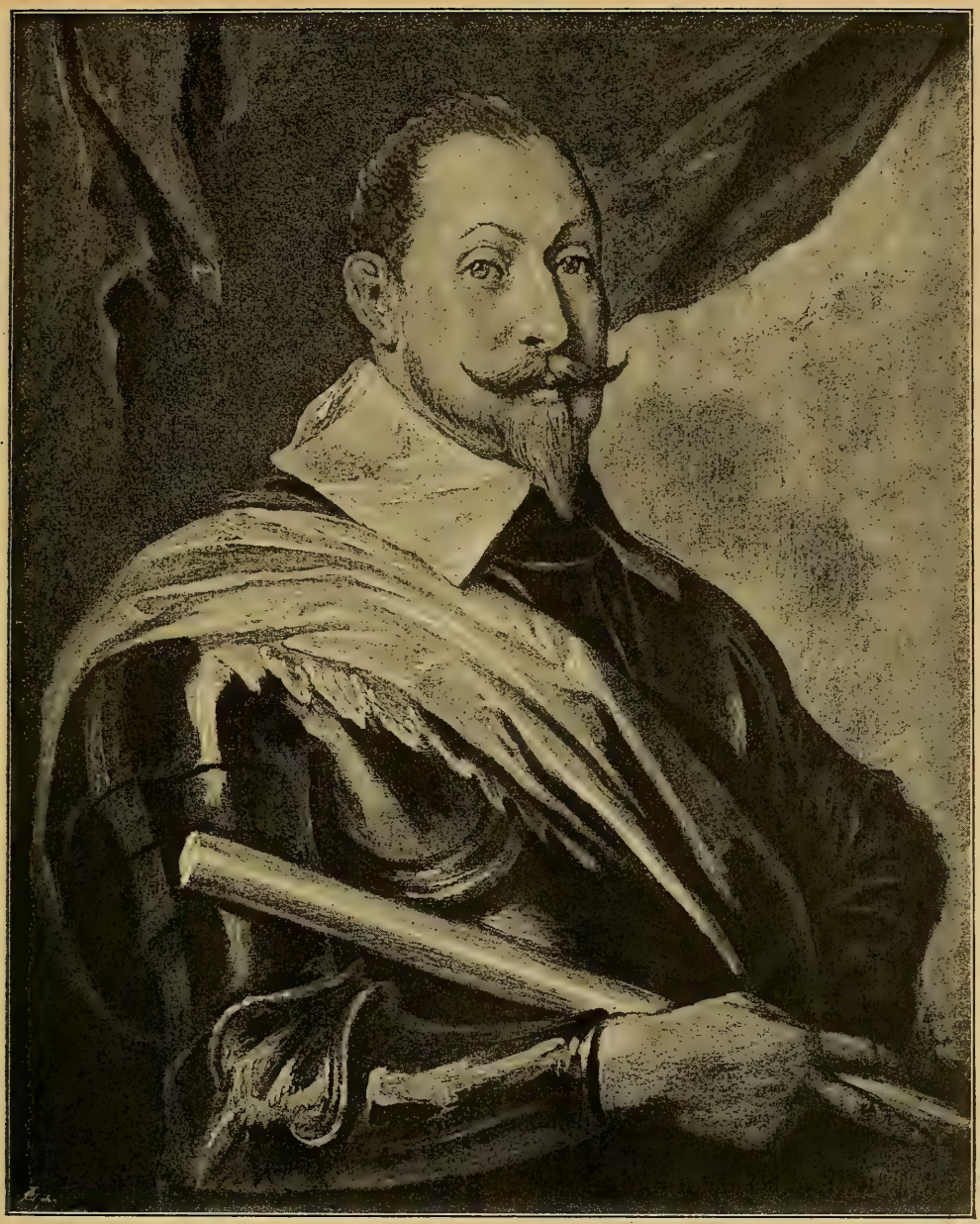
Gustav Adolf in Deutschland.

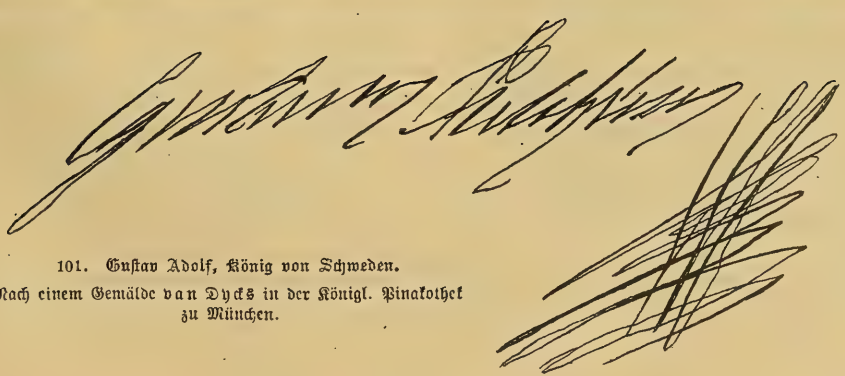
(1630—1632.)

Gustav Adolf.

Gustav Adolf von Schweden, den seine Landsleute mit gerechtem Stolz den Großen nennen, stand in der Fülle erster Manneskraft, als er den Fuß auf deutschen Boden setzte.

Karl IX. hatte dem Sohne, den ihm am 19. (9.) Dezember 1594 im Schlosse zu Stockholm Christine von Schleswig-Holstein gebar, die sorgfältigste Erziehung geben lassen, die der vielgereiste Johann Skytte und der Brandenburger Helmar von Mörner leiteten. Bei frühreifem Wissensdrange und außergewöhnlicher Begabung machte der Knabe die glänzendsten Fortschritte, lernte außer den beiden alten klassischen Sprachen neben seiner schwedischen Muttersprache auch das Deutsche, Holländische, Italienische, einigermaßen auch das Russische und Polnische, las mit Vorliebe den Xenophon, den er für den ersten Kriegsschriftsteller erklärte, von neueren besonders Hugo Grotius und schrieb als Jüngling eine knappgefaßte Geschichte des Hauses Wasa mit vornehmer Ruhe und scharfem Urteil. Voll herzlicher Freude folgte der Vater seinen tüchtigen Fortschritten, er gab ihm in seinem „Denkzettel“ kurze, treffende Ermahnungen für seinen Regentenberuf auf den Weg, ließ den zehnjährigen Knaben schon den Sitzungen des Staatsrates beiwohnen und rief einmal, als sich die Herren dort in schwieriger Sache keinen Rat wußten, mit stolzer Freude auf den Sohn deutend, ihnen zu: „Der wird's machen!“ („Ille faciet!“) Schon 1600 hatte er ihn mit nach Finnland genommen, 1610 begehrte der sechzehnjährige Prinz den Oberbefehl gegen Polen, ein Jahr darauf trug er bereits die Krone. Wie er dann die schwierigsten Verhältnisse zu überwinden wußte, ist bereits erzählt worden (s. oben, S. 55).





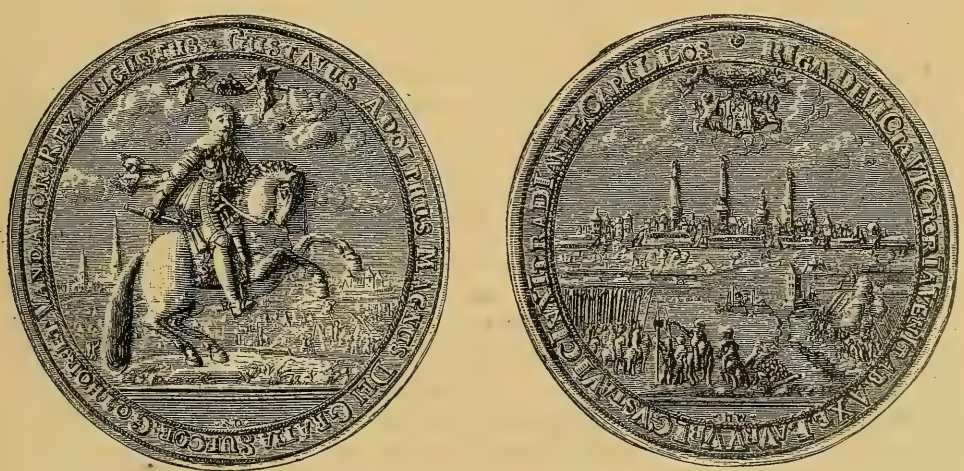
101. Gustav Adolf, König von Schweden.
Nach einem Gemälde van Dycks in der Königl. Pinakothek zu München.

Er war ein König und ein Held vom Wirbel bis zur Zehe, ein Germane und ein Protestant. Eine imposante, hohe Gestalt, an Größe die meisten seiner stattlichen Landsleute überragend, mit hellblondem Haar, weißer Haut und blauen, leuchtenden Augen, so erschien er den Deutschen vertraut wie ein Landsmann. Mit aufrichtiger Frömmigkeit — er hat wohl selbst die Lieder gedichtet, unter deren Klange seine Scharen angriffen — verband er herzliche Liebe zu den Seinigen und wohlthuende Leutseligkeit dem Bürger und Bauer gegenüber, die dem gewöhnlichen Kriegsobersten nur als die Lasttiere der Soldaten galten; als Unterhändler und Redner von einer naturwüchsigen, schlagenden Beredsamkeit war er unwiderstehlich, dazu ein guter Gesell beim Becher, ohne doch in die rohe Trunksucht der Zeit zu verfallen, und ein Liebhaber kunstloser Musik, der oft einmal einsam über seiner Laute träumte. Doch ihm vertraut waren wenige, verschlossen vielmehr, streng, unnahbar erschien er zumeist seiner Umgebung, die gewöhnt war, ihm blind zu gehorchen, ohne je nach den Gründen zu fragen. Und sie durfte es. Denn seine Pläne entwarf er mit genialer Umsicht und größtem Scharfblick, immer den großen Zusammenhang der europäischen Dinge im Auge haltend, zu ihrer Ausführung traf er den rechten Weg mit fast unfehlbarer Sicherheit, vor keinem Hindernis schreckte er zurück. Und wie fest wußte er die Verhältnisse und Personen zu beherrschen, wie umsichtig und straff die wilden Kriegerscharen zu leiten, dabei persönlich erfüllt von einem stürmischen Wagemut, der ihn mehr als einmal in Lebensgefahr, endlich in den Tod geführt hat!

Schweden unter Gustav Adolf.

Wenn die Deutschen in ihm vor allem den Staatsmann und Feldherrn bewunderten, so hatten die Schweden auch dankbar auf seine Landesverwaltung zu blicken. Er reformierte das Steuerwesen, indem er seit 1625 auch den bis dahin steuerfreien Adel heranzog; er gewöhnte diese stolzen Herren weiter daran, den persönlichen Heeresdienst, den sie bisher nur „nach Willen und Bequemen“ geleistet, pünktlich und gewissenhaft zu versehen, mit dem König zu wetteifern im Kampfe für Schwedens Größe. Dafür dehnte er die Mitwirkung der Reichsstände auf alle öffentlichen Angelegenheiten aus (1617), erkannte durch die „Rittershausordnung“ von 1626 den hohen Adel als den ersten Stand, als eine Art Oberhaus, förmlich an. In der Gewalt des Adels über seine unterthänigen Bauern etwas zu ändern, war er freilich nicht im stande, so hart und willkürlich sie auch oft ausgeübt wurde — im Jahre 1624 erhob sich sogar einmal das trotzige Landvolk in Dalarna — aber er sicherte wenigstens allen Ständen eine rasche und unparteiische Rechtspflege durch eine neue Prozeßordnung, nach der die Hofgerichte zu Stockholm und Åbo über den Bezirks- und Patrimonialgerichten standen. Das städtische Wesen ordnete er ferner durch das neue Stadtrecht. Schöpferisch trat er vor allem auf dem Gebiete des Heerwesens auf. Er zuerst bildete ein nationales Heer, indem er die Bauern bezirksweise zum Dienst verpflichtete, so daß die Leute jedes Bezirks eine Kompanie (Fahne) oder eine Reiterschwadron (Kornett) bildeten, eine national-schwedische Armee als festen Kern für die später viel zahlreicheren, geworbenen, fremden Truppen. So schwer er nun das Land belastete, so sehr sorgte er doch wieder für die Entwickelung seiner wirtschaftlichen Kräfte, schloß Handelsverträge mit den Niederlanden u. a., baute das verwüstete Elfsborg als Götaborg (Gotenburg) wieder auf. Freilich blieb Schweden auch unter ihm noch ein armes, dünnbevölkertes Land. Mit Finnland und den Ostseeprovinzen zählte es nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner — Böhmen allein hatte vor dem Kriege das Doppelte —, die Staatseinnahmen betrugen 1630 nur wenig über 12 Mill. schwedische Reichsthaler, denen eine Jahresausgabe von etwa 13 Mill. gegenüberstand, denn die Kriegskosten allein waren damals auf mehr als $9\frac{1}{2}$ Mill. Reichsthaler veranschlagt, und das Leben war einfach und rauh. Aß der Bauer noch Rindenbrot wie zur Zeit Gustav Wasas die

Dalekarlier (s. Bd. V, S. 318), so rühmt doch der französische Gesandte Graf d'Avaux, der im Winter 1634, also mitten im Kriege, durch Schweden reiste, daß er nirgends auf dem Lande nackte und zerlumpte Leute gesehen habe wie in Frankreich. Auch der Edelmann wohnte in hölzernem Hause, behalf sich mit rohen, schlechten Möbeln, sah mehr auf die Masse als die Güte der Speisen und Getränke, zu denen der Wein nur in den vornehmsten Häusern zählte, und kannte kein andres Geschirr als von Kupfer und Zinn, das selbst Gustav Adolf bei seiner Hochzeit durch geborgtes ergänzen mußte. Auch die geistige Bildung stand noch auf niederer Stufe. Noch 1620 klagte Gustav Adolf, wenige gebe es, die zum Predigtamt taugten, und die städtischen Magistratsbeamten könnten nicht einmal ihren Namen schreiben. Zwar hatte die Reichsversammlung von Upsala 1593 (s. S. 32) beschlossen, die dortige Universität aus ihrem tiefen Verfalle wiederaufzurichten, aber eine bessere Zeit brach für sie erst an, als Gustav Adolf sie 1625 mit ansehnlichem Grundbesitz, den Kronzehnten mehrerer Kirchspiele und Pfründen ausstattete, ihr bestimmte Geldeinkünfte anwies, eine Bibliothek und eine Buchdruckerei schenkte und ein stattliches Haus (Academia Gustaviana) baute. Ferner stiftete der König 1632 für Livland und Esthland die Hochschule zu Dorpat, übrigens als eine rein schwedische Anstalt, und verwandelte verfallene Domschulen in Gymnasien, worin der hohe Adel ihm dann mehrfach folgte. Solche entstanden damals in Schweden zu Westerås, Strengnäs und Linköping, für Finnland in Wiborg und Åbo. Auch für die Volksschule geschah manches; die erste ständige Volksschule wurde in Sigtuna 1607 gegründet, anderwärts half man sich mit Wanderlehrern; doch soll es schon 1637 in Wermland kaum ein Bauernkind gegeben haben, das nicht lesen und schreiben konnte. Buchdruckereien gab es noch äußerst wenige, die erste Papiermühle entstand erst im Jahre 1613. Um die dürftige Bildung der Geistlichen zu heben, ließ der König neben andern Schriften auch eine neue schwedische Bibelübersetzung verbreiten, der später, im Jahre 1642, auch eine finnische folgte; für das südliche Lappland stiftete er ein theologisches Seminar. Die Geistlichkeit blieb freilich ebenso wie das ganze Volk so streng lutherisch, daß der Schotte Duräus, der dem König einen Plan zur Vereinigung der protestantischen Bekenntnisse vorlegte, sich nicht im Lande zu behaupten vermochte.



102 und 103. Denkmünze auf die Eroberung Rigas 1621.

Auf der Vorderseite: Gustavus Adolphus Magnus dei gratia Suecor. Gothor. et Vandalor. rex Augustus.
Auf der Rückseite: Rigâ devictâ victoria venit ab axe, Lauru ubi Gustavi cinxit radiante capillos.

Was befähigte nun dieses kleine, arme, rauhe Volk, an die Spitze der evangelischen Welt zu treten, den Kampf aufzunehmen gegen die siegreiche katholische Reaktion, sie zurückzuwerfen und für sich selber die Ostseeherrschaft zu erstreiten? Vor allem die willige Hingabe der ganzen Nation an die große Politik ihres Königs, die starke Krone, das schlagfertige Heer, der große Fürst, der es zu führen wußte. Abermals erlebte es die Welt, daß in gewaltigen Entscheidungen nicht Reichtum und Bildung den Ausschlag geben, sondern der feste Wille, der Charakter.

Ziele Gustav Adolfs.

Als echter Erbe des Vaters und Großvaters erstrebte Gustav Adolf als Ziel die Herrschaft über das Baltische Meer durch Besitznahme seiner wichtigsten Küstenlande, im Gegensatz zu Polen, später auch zu Habsburg. Damit verband sich untrennbar die Verteidigung des Protestantismus zunächst in Schweden, wo er samt der nationalen Unabhängigkeit auf dem Spiele stand, wenn jene Mächte siegten, denn der polnische Zweig des Hauses Wasa war weit davon entfernt, seine Ansprüche auf die schwedische Krone aufzugeben.

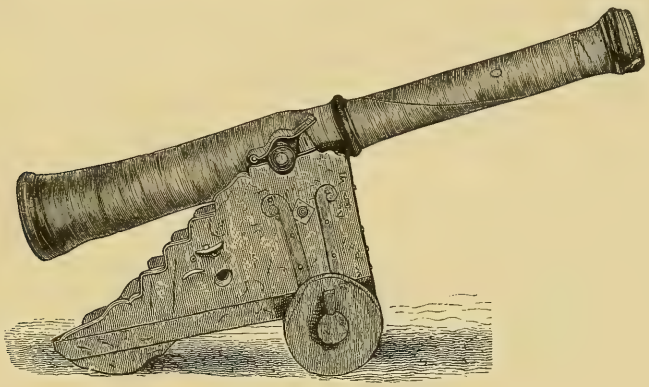
Gustav Adolf gegen Polen.

So richtete sich der König zuerst gegen Polen, da der Waffenstillstand mit November 1620 ablief und nicht erneuert werden konnte. In Livland gelandet, eroberte er nach sechswöchentlicher Belagerung Riga (Mitte September 1621), brachte damit auch Livland, das er durch den Besitz Rigas von Polen und Kurland völlig abschnitt, in seine Hand und rückte im Herbst in Kurland ein. Ein Stillstand von einem Jahre unterbrach dann 1622 den Kampf, und auch nach seinem Ablaufe beschränkten sich beide Teile auf kleinere Unternehmungen, die für Schweden Livland völlig sicherten und Teile Kurlands erwarben, zumal da Gustav Adolf schon damals daran dachte, an der Spitze des evangelischen Bundes den Krieg nach Deutschland zu tragen (S. 160, 175). Erst als dort Dänemark im Jahre 1625 die Führung übernommen hatte, beschloß der König sein Heer nach Preußen zu führen und damit in die große protestantische Schlachtlinie einzutreten, die bereits von Westfalen bis an die Oder reichte. Im Juni 1626 erschien er mit 150 Segeln an der ostpreußischen Küste, nahm Pillau, brachte die brandenburgische Landesregierung zur Neutralität und rückte dann im Weichsellande, im polnischen Preußen, ein. Die Schnelligkeit, mit der er sich des ganzen Weichseldeltas, namentlich Elbings und Marienburgs, bemächtigte, wirkte wahrhaft betäubend, so daß ein polnisches Heer, das sich bei Graudenz sammelte, keinen ernsten Kampf wagte. Das Jahr 1627 verging unter kleinen Gefechten und fruchtlosen Unterhandlungen; erst als Dänemark machtlos am Boden lag, die Kaiserlichen ganz Norddeutschland überfluteten, unterhandelte Gustav Adolf ernstlicher, um in die deutschen Verhältnisse eingreifen zu können, und schloß ein Bündnis mit Dänemark (April 1628), das sich dann in der gemeinsamen Unterstützung Stralsunds bewährte. Da aber eben diese den bisher noch verhüllten Gegensatz zwischen Schweden und dem Kaiser zum offenen Ausbruch brachte, so versprach dieser den Polen seine Waffenhilfe, für die der polnische Reichstag die Kosten bewilligte, denn es galt unter allen Umständen, den König von Deutschland fern zu halten. Doch ehe noch, von Wallenstein gesendet, dessen Generalleutnant Arnim 10000 Mann Kaiserliche an die untere Weichsel führte, drangen die Schweden nach ihrem Siege bei Gorzno (Februar 1629) bis Thorn vor, und obwohl das Gefecht bei Stuhm (17. [27.] Juni) mit ihrem Rückzuge nach Marienburg endete, so hemmten Krankheiten Arnim und die Polen doch derartig, daß sich deren Stimmung entschieden zum Frieden neigte. Frankreich, aufs eifrigste bestrebt, Schweden für einen Feldzug in Deutschland frei zu machen, vermittelte endlich die sechsjährige Waffenruhe von Altmark (bei Marienburg) am 16. (26.) September 1629, an der auch Brandenburg Anteil nahm. Die Schweden behielten ganz Livland, Memel, Pillau, Elbing und den größten Teil des

Danziger Werders. Ost- und Westpreußen bildeten fortan ein Glied in der Kette der schwedischen Ostseelande, und Gustav Adolf war frei für Deutschland. „Eine aufsteigende Sonne" nannte ihn damals Richelieu, den „Löwen aus Mitternacht" sahen in ihm die deutschen Protestanten.

Gustav Adolfs Entschluß zum deutschen Kriege.

Wenn er nun das Schwert zog gegen Österreich, so konnte solchen verwegenen Entschluß nur die höchste Gefahr des eignen Landes rechtfertigen. Dem drohenden Angriff der furchtbaren habsburgischen Macht, der die Unterstützung Polens auf die Dauer nicht gefehlt hätte, konnte er nur dadurch zuvorkommen, daß er sich in Deutschland selbst festsetzte, Pommern als eine mächtige „Ostseebastion" für Schweden eroberte. Darauf war sein nächstes Absehen gerichtet. Dies schwedische Interesse fiel aber in diesem Augenblicke zusammen mit dem allgemeinen der evangelischen Welt, insbesondere des evangelischen Deutschlands. Wenn Gustav Adolf den Protestantismus in Schweden retten wollte, so mußte er ihn in Deutschland retten. Das ist die große Fügung, die ihn zu seiner weltgeschichtlichen Rolle berief.



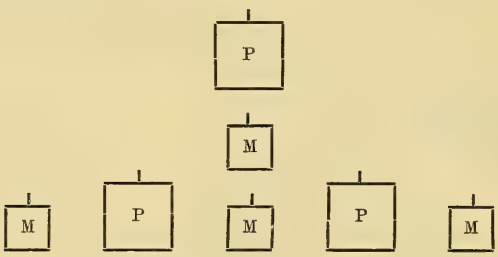
104. Lederkanone der schwedischen Artillerie (Historisches Museum in Stockholm).

Im vollen Bewußtsein von der schweren Bedeutung des Schrittes forderte und erhielt Gustav Adolf im Juni 1629 die Einwilligung des schwedischen Reichstages für den Angriffskrieg und die Bewilligung der nötigen Mittel. Trotzdem erwog er nochmals mit dem Reichsrate in Upsala alle Gründe für und wider den Krieg. Einstimmig sprachen sich die Mitglieder für das Unternehmen aus (3. November), und in tiefernster Stimmung sagte der König, das Unabsehbare des Kampfes erwägend, in den er sich stürzte: „Ich sehe, daß ich selber keine Ruhe mehr zu erwarten habe als die ewige Ruhe." Es war ein prophetisches Wort. Sein Entschluß mußte in der That noch verwegener erscheinen, da alle Versuche, Frankreich, die Niederlande und Dänemark zur Unterstützung zu bewegen, völlig mißlangen; nur Gabriel Bethlen schickte einen Gesandten zu Unterhandlungen nach Danzig, doch sein Tod (5. November 1629) unterbrach alles und der dann folgende Thronstreit lähmte Siebenbürgen auf lange Zeit. Ohne Bundesgenossen also, allein auf seine Kräfte angewiesen, trat Schweden in den deutschen Krieg.

Das schwedische Heer.

Die Stärke des gesamten Heeres belief sich auf 76 000 Mann, darunter 43 000 Schweden. Davon bestimmte jedoch der König zunächst nur 15 000 Mann für den deutschen Krieg, eine kleine Armee selbst für die damaligen Verhältnisse, aber hervorragend durch ihren nationalen Zusammenhalt, die treffliche Mannszucht auch gegenüber der wehrlosen Bevölkerung, den religiösen Geist, der in ihr herrschte, und endlich

die vorgeschrittene Bewaffnung und Kriegsweise. Panzer und Pike der Pikeniere waren leichter als bei den Kaiserlichen, das Gewehr, seit 1630 mit Steinschloß (statt des Luntenschlosses), ohne Gabel zu handhaben und zu schnellerem Feuer geeignet. Die Artillerie gewann erst durch Gustav Adolf einigermaßen den Charakter einer Feldartillerie, indem er jedem Regimente leichte eiserne „Feldstücke" beigab, die von zwei bis drei Pferden gezogen wurden, überaus beweglich waren und die Zeitgenossen durch ihr rasches Feuern in Erstaunen setzten. Dagegen bewährten sich die sogenannten Lederkanonen (dünne Kupferrohre, mit Eisenringen verstärkt, mit Tauen umwickelt, durch eine starke, oft bunt bemalte Lederhülse geschützt und auf einer Blocklafette montiert) so wenig, daß man sie schon 1631 nach der Schlacht von Breitenfeld wiederabschaffte. Vorzüglich waren Minier-, Befestigungs- und Brückenwesen eingerichtet, auch für Verpflegungs- und Lazarettwesen besser gesorgt als in andern Heeren. — Ebenso bedeutsam war der Fortschritt in der Aufstellung des Fußvolks. Die schwerfälligen spanischen Bataillone ersetzte der König nach dem Vorbilde des Prinzen Moritz von Oranien durch die Form der Brigade, die aus selbständigen kleinen Abteilungen von Musketieren und Pikenieren gebildet und viel leichter beweglich war als jene. Auch schob er wohl zwischen die einzelnen Reiterregimenter kleine Scharen von Musketieren ein.



105. Schwedische Brigadeaufstellung.
M Musketiere. P Pikeniere.

Gustav Adolfs Landung; Eroberung von Pommern.

So vorbereitet nahm der König am 19. Mai 1630 Abschied vom Reichstage und begab sich zur Flotte, die in den Skären vor Stockholm bei Elfsnabben lag. Von hier aus wandte er sich noch einmal in schwungvoller Proklamation an sein Volk, doch widrige Winde hielten das Geschwader bis zum 17. Juni zurück. An diesem Tage in See gegangen, kam es doch langsam vorwärts; erst am 24. Juni steuerte es an der hohen Ostküste Rügens vorüber und sah bald die waldigen Strandhügel der Insel Usedom vor sich. An dessen Nordwestspitze beim Dorfe Peenemünde begann am 26. Juni die Landung, während ein schweres Gewitter herniederging; unter den ersten, die deutschen Boden betraten, befand sich der König. Binnen wenigen Tagen bemächtigten sich von dort aus die Schweden Usedoms und Wollins, damit der Odermündungen; dann ging die Flotte durch das Haff und die Oder nach Stettin hinauf. Dem alten Herzog Bogislaw XIV., dem letzten seines Stammes, blieb nichts übrig, als die Stadt den Schweden zu übergeben und selbst mit ihnen in Bündnis zu treten (10. Juli). Im Besitz von Stettin, der Odermündungen, Stralsunds und Rügens hatte Gustav Adolf die sichere Grundlage für die Eroberung ganz Pommerns und für weiteres Vorrücken gewonnen. Die Kaiserlichen, da Wallensteins Rücktritt eben bevorstand und im August wirklich eintrat, schlecht geführt, nicht bezahlt und elend verpflegt, leisteten keinen energischen Widerstand, so daß sich bald nur noch Kolberg und Greifswald in ihren Händen befanden; das erstere war bereits von den Schweden eingeschlossen. Als das ursprünglich geplante Unternehmen des Königs, durch Mecklenburg an die

Elbe und diese aufwärts auf Magdeburg vorzudringen, zwar mit der Einnahme der Grenzfestung Ribnitz Ende September glücklich begonnen, dann aber aufgegeben worden war, weil Herzog Franz Albert von Lauenburg, der sich ihm anschließen wollte, von Pappenheim in Ratzeburg zur Übergabe gezwungen wurde, beschloß Gustav Adolf den Angriff auf die kaiserliche Hauptstellung in Pommern bei Gartz und Greifenhagen oberhalb Stettins und führte ihn durch Erstürmung beider Plätze am 24. und 26. Dezember glücklich durch.

Der Frühjahrsfeldzug 1631.

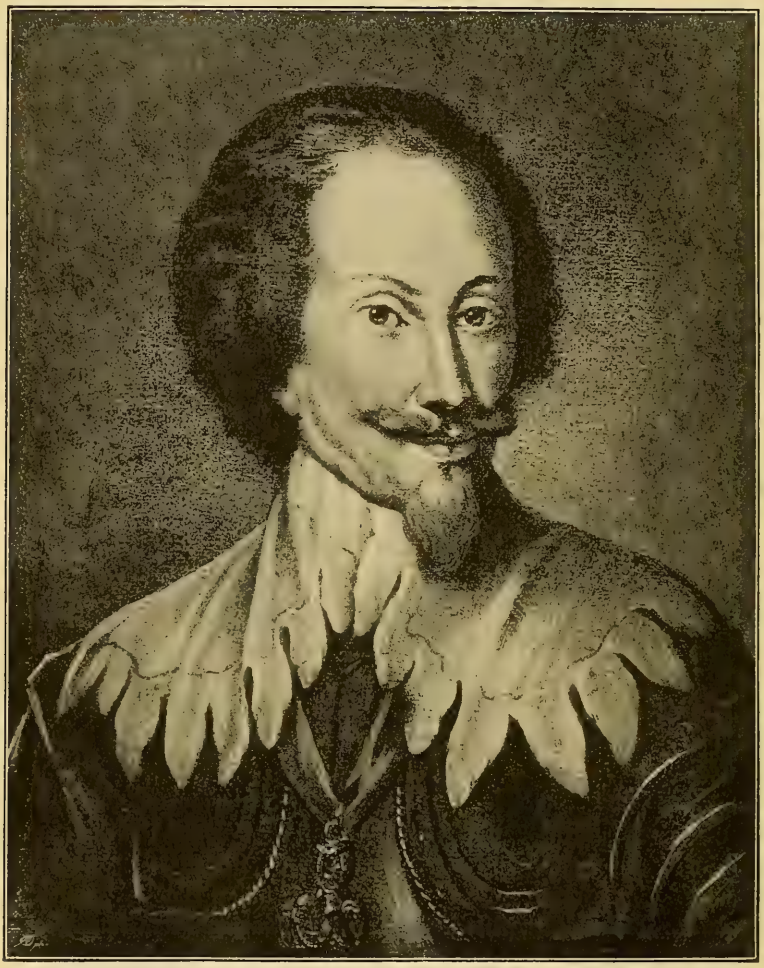
Mit der Sicherung fast ganz Pommerns ging der Feldzug des Jahres 1630 zu Ende. Für das nächste Jahr stellte der König zwei Heere auf; das eine sollte Pommern decken, mit dem andern dachte er selbst den Marsch auf Magdeburg durch das Mecklenburgische wieder aufzunehmen. Bereits hatte er die Grenzplätze, namentlich Demmin und Neubrandenburg genommen, und stand längs der Reckenitz und Tollense, während er Greifswald und Kolberg schon belagern ließ, als Tilly von der Weser her über Brandenburg herankam, um die sehr schwache Stellung der Kaiserlichen am brandenburgischen Oderlaufe zu verstärken. So erschien er vor Neubrandenburg, dessen Befehlshaber General von Kniphausen in der Hoffnung, der König werde nach seinen ursprünglichen Anordnungen ihn entsetzen, und ohne Kenntnis von ihrer Änderung die schlecht befestigte Stadt mehrere Tage hindurch heldenmütig verteidigte, bis endlich die Kaiserlichen sie unter Mord, Brand und Plünderung mit Sturm nahmen (16. März). Indes wich Tilly, ohne den Erfolg zu benutzen, südwärts und wandte sich gegen Magdeburg.

Dieses Gegners ledig, dachte der König den alten Plan des Mansfelders zu verwirklichen, die Oder hinauf in die kaiserlichen Erblande einzubrechen. Der brandenburgische Befehlshaber übergab ihm die wichtige Sperrfestung Küstrin ohne Widerstand. Am 3./13. April 1631 nahmen die Schweden Frankfurt im Sturm, wobei eine Menge hoher kaiserlicher Offiziere ihnen in die Hände geriet, am 15. fiel Landsberg an der Warthe, der Weg nach Schlesien war frei geworden. Auch Tilly vermochte oder versuchte wenigstens nicht ihn zu sperren. Auf die Nachricht vom Marsche Gustav Adolfs zog er allerdings von Magdeburg heran; da er jedoch schon in Brandenburg die Einnahme Frankfurts erfuhr, blieb er unthätig stehen und verriet in kläglichen Briefen nach München seine Unschlüssigkeit. Jetzt erst erkannte man in Österreich und den Ländern der Liga, wie gefährlich doch dieser vorher mißachtete kleine Schwedenkönig sei, von dem man wohl spöttisch gesagt hatte, seine Macht werde zerschmelzen wie der Schnee, je weiter er nach Süden vorzudringen wage. In Prag wurde die Bürgerwehr unter Waffen gerufen, in Ingolstadt veranstaltete die Geistlichkeit besondere Gebete zur Jungfrau Maria. „Das Wasser rinnt uns ins Maul", schrieb damals der kaiserliche Kriegsrat Questenberg an Wallenstein.

Belagerung von Magdeburg.

Indes lenkte die Gefahr Magdeburgs die Schweden von der zuletzt eingeschlagenen Richtung wieder ab. Als der Administrator Christian Wilhelm Ende Juli 1630 in der Stadt erschien, erkannten Rat und Bürgerschaft unter dem Drucke seiner Partei ihn als ihren Herrn an (1. August) und schlossen ein Bündnis mit Schweden ab, das nicht gegen den Kaiser gerichtet sein, sondern nur den Religionsfrieden sichern sollte. Geworbene Truppen besetzten darauf den größten Teil des Erzstifts, räumten aber, als kaiserliche Scharen anrückten, Halle und die meisten Orte außerhalb Magdeburgs wieder. Erst die Ankunft des schwedischen Obersten Dietrich von Falkenberg im Oktober befestigte einigermaßen die schwankende Stimmung. Seiner eifrigen Thätigkeit gelang es, die schwachen Streitkräfte zu ergänzen, die Wälle zu verstärken und durch eine Reihe weit vorgeschobener Schanzen besonders auf der

Elbinsel (Marsch) und auf dem rechten Stromufer den Kreis der Werke so zu erweitern, daß die Einschließung nur mit sehr bedeutenden Massen möglich war. Diese standen aber Pappenheim, der Anfang November vor Magdeburg erschien, nicht zur Verfügung, da sich seine Truppen selbst noch im Anfange des Jahres 1631 nur auf etwa 10 000 Mann beliefen.



106. Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim, kaiserlicher Feldmarschall.

Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim stammte aus einem uralten, damals protestantischen Adelsgeschlecht, das sich nach seinem Schlosse im Altmühlthale unweit Eichstädt nannte, und war hier am 29. Mai 1594 geboren. Anfänglich zu einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt, studierte er die Rechte in Altdorf und Tübingen, und machte dann die übliche „Kavalierstour" durch die Länder West- und Südeuropas. Dabei wurde er vom Katholizismus erfaßt und trat 1614 öffentlich zu ihm über. Seitdem wurde er der eifrigste Parteigänger und Verfechter der römischen Kirche, und zwar nicht als Jurist, sondern als Soldat, erst in polnischen, dann in ligistischen Diensten. Am Weißen Berge schwer verwundet, focht er nach seiner langsamen Heilung zunächst in der Pfalz und als spanischer Oberst in Italien, warf 1626 als bayrischer Generalwachtmeister den oberösterreichischen Bauernaufstand blutig nieder und zeichnete sich später im niedersächsisch-dänischen Krieg, namentlich vor Wolfenbüttel, glänzend aus, knüpfte damals

Belagerung von Magdeburg im Jahre 1631.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstichs von Matthäus Merian.

auch enge Beziehungen mit Wallenstein an. Hart bis zur Grausamkeit und kirchlicher wie politischer Fanatiker durch und durch, ehrgeizig, großsprecherisch und habgierig wie fast alle seine Kameraden, war Pappenheim doch auch eine ritterliche, feurige Natur, kein Feldherr, aber ein glänzender Truppenführer, verwegen im höchsten Grade und trotzdem Meister in Belagerungen.

Erst Ende März lagerte sich Tilly mit im ganzen 26 000 Mann und 86 Geschützen rings um die Stadt. Er rechnete von Anfang an nicht bloß auf Anwendung militärischer Gewalt, sondern ebenso gut auf die unzweifelhaft in der Bürgerschaft vorhandene kaiserliche Partei, die anderseits Falkenberg beständig mit der lebhaftesten Sorge erfüllte. Die Seele des Belagerungsheeres war Pappenheim. Schon am 30. März bemächtigte er sich der meisten Schanzen des rechten Ufers; als Tilly dann von seinem zweiten Zuge nach Osten wiederzurückgekehrt war, nahm er den Brückenkopf und setzte sich auf der Elbinsel fest (18. bis 20. April). So zog sich der Kreis enger zusammen. Um alle Kräfte zur Verteidigung des Hauptwalles zu vereinigen, befahl Falkenberg, die beiden großen Vorstädte, die Sudenburg im Süden, die Neustadt im Norden zu räumen und niederzubrennen (24. und 25. April). Er selbst übernahm den Befehl auf der Westseite der Stadt, der Administrator auf der Sudenburger Seite, Oberst Amsterroth auf dem Neustädter Wall. Gleichzeitig schritten auch die Kaiserlichen zum regelmäßigen Angriff, von der Neustadt her Pappenheim, von der Sudenburg Mansfeld. Auf der Westseite lagerten nur große Reitermassen, andre Scharen auf der Marsch am rechten Ufer. Die Stadt war völlig eingeschlossen. Trotzdem blieb die Bürgerschaft noch gutes Muts, wies die Aufforderung zur Übergabe zurück, obwohl sie sich zu Unterhandlungen bereit erklärte, und suchte durch heftige Ausfälle die feindlichen Belagerungsarbeiten zu stören. Doch diese Stimmung beruhte nur auf der Hoffnung, Gustav Adolf möge zum Entsatz herankommen, denn ein langer Widerstand war der Stadt unmöglich.

Der Leipziger Konvent.

Diese drängende Gefahr einer verbündeten Gemeinde zwang den König nach Westen abzuschwenken. Dies wiederum konnte mit Sicherheit nur geschehen, wenn er Brandenburg und Sachsen zum Anschluß brachte. Daß beide sich dazu nur langsam und widerwillig bequemten, war sehr erklärlich. So drohend die Gefahr für den Protestantismus seit dem Restitutionsedikt sein mochte, der Schwedenkönig blieb doch immer ein Fremder, der Bund mit ihm bedeutete eine Empörung gegen Kaiser und Reich, dazu war die Übermacht Österreichs und der Liga trotz der letzten Mißerfolge bei alledem unzweifelhaft. Deshalb berief Kursachsen im Februar 1631 einen Konvent der evangelischen Reichsstände nach Leipzig, um zwischen den ringenden großen Mächten eine „dritte Partei" zu bilden, die weder habsburgisch noch schwedisch sein und ihre Neutralität nach beiden Seiten hin behaupten sollte. So aussichtslos auch in diesem entscheidenden Augenblicke eine solche Haltung war, der „Leipziger Schluß" kam in diesem Sinne zustande, die Bundesgenossen begannen jeder auf eigne Hand zu rüsten und sandten eine Beschwerdeschrift an den Kaiser. Höhnisch antworteten die Katholischen mit den anzüglichen Versen:

„Ach die armen lutherischen Hündlein
Halten zu Leipzig ein Konventlein!
Wer war dabei?
Anderthalb Fürstlein.
Was wollten sie machen?
Ein kleines Kriegelein.
Wer sollte ihn führen?
Das schwedische Königlein.
Wer soll Geld dazu geben?
Das sächsische Jägerlein." u. s. f.

Indem die „Leipziger Schlußverwandten" sich so zwischen Schweden und Österreich einschoben, hinderten sie dieses keineswegs, wohl aber hemmten sie Gustav Adolfs Vorgehen sehr empfindlich, denn er konnte das bedrängte Magdeburg nicht entsetzen, ohne sich Brandenburgs versichert zu haben. Sein Vormarsch gegen Berlin zwang

nun wirklich den bestürzten Kurfürsten, ihm Spandau für die Dauer des Kampfes um Magdeburg einzuräumen (3. Mai); der König zog die Havel hinab, stand am 8. Mai in Potsdam und dachte daran, bei Dessau über die Elbe zu gehen, um mit sächsischer Hilfe Magdeburg zu befreien. Indes Kurfürst Johann Georg wollte davon nichts hören, verweigerte die Öffnung des Elbüberganges bei Wittenberg, und am 10. Mai fiel Magdeburg.

Fall und Zerstörung Magdeburgs.

Des Königs Annäherung hatte das Verderben der stolzen Stadt eher beschleunigt als gehemmt, weil sie Tilly nötigte, alle Mittel aufzubieten, um sie vor seinem Erscheinen in die Hände zu bekommen. Unter heftiger Beschießung drängten Pappenheims Leute von der Neustadt heran, mehrere Werke wurden stark beschädigt, an einer Stelle der Wall in Bresche gelegt. Die Ausfälle der Belagerten und das Feuer der Wallgeschütze vermochten sie nicht aufzuhalten, das Pulver wurde knapp, die hart angespannten Kräfte der schwachen Besatzung gingen zur Neige, die Stimmung schwankte, und noch immer säumte der König. Als nun Tilly am 8. Mai durch einen Parlamentär einfache Unterwerfung forderte, berief der Rat die Bürgerschaft, und da deren Meinung sehr geteilt erschien, beschloß er am Nachmittage des 9. Mai mit Tilly zu unterhandeln, verschob jedoch auf Falkenbergs dringende Bitte die Beschlußfassung bis zum nächsten Morgen. Inzwischen beschloß Tilly, von den Zuständen in der Stadt durch Verrat aufs genaueste unterrichtet, auf Pappenheims Andrängen, ohne Rücksicht auf die schwebenden Unterhandlungen am selben Morgen zu stürmen, während die ermüdete Bürgerschaft in ihrer Sicherheit noch bestärkt wurde, denn am 9. Mai schwieg das Feuer der Beschießung, und die Batterien fuhren zum Teil ab, wobei es unklar bleibt, ob dies Verfahren eine berechnete Täuschung oder die Folge eines noch einmal schwankenden Entschlusses war. Jedenfalls überließen sich die Magdeburger nach langer Zeit zum erstenmal ungestörter Ruhe, ein Teil der Wallbesatzung wurde zurückgezogen, und ohne Ahnung der nahenden Gefahr trat der Rat am frühen Morgen des 10. Mai zu einer Sitzung zusammen. Während nun Falkenberg eifrig gegen die Übergabe sprach und auf Gustav Adolfs Hilfe vertröstete, kamen Meldungen, daß die kaiserlichen Heersäulen von allen Seiten heranrückten. Noch fuhr der Oberst ruhig in seiner Rede fort, da blies der Wächter von der nahen St. Johanniskirche Sturm, man sah die weiße Kriegsfahne vom Turme wehen, und als der Ratsherr Otto von Guericke zum nahen Elbufer hinuntereilte, sah er schon Kroaten die nahen Fischerhäuser plündern. Es war morgens 7 Uhr, als die Kaiserlichen von der Neustädter und Sudenburger Seite her die fast unverteidigten Wälle auf Leitern erstiegen und sich beutegierig in die überraschte Stadt ergossen. Obwohl des Überfalls nicht gewärtig, setzten sich doch Bürger und Soldaten, rasch gesammelt, in erbittertem Straßenkampf mannhaft zur Wehr, doch umsonst: Falkenberg fällt, der Administrator wird verwundet und gefangen, der letzte Haufe unter Hauptmann Schmidt zusammengehauen, und nun kommen alle Greuel, deren entmenschte Söldnerbanden fähig sind, Mord und Plünderung, Marter und Schändung über die unselige Stadt. Inmitten dieser Szenen voll Grauens und Entsetzens bricht Feuer aus; vom Winde getragen ergreift die Lohe Straße um Straße, bis am Abend Magdeburg nichts mehr ist als eine wüste Masse dampfender, glühender, blutüberströmter Trümmer. Nur der herrliche Dom, in dem die elenden Reste der Bevölkerung in bebender Angst oder dumpfer Verzweiflung den letzten Augenblick erwarteten, das Liebfrauenkloster und einige Fischerhäuser blieben unversehrt. Die Urheberschaft des schrecklichen Brandes wird niemals mit voller Sicherheit festgestellt werden können. Nachweislich hat Pappenheim einige Häuser an der Hohen Pforte in Brand stecken lassen, um den dort geleisteten Widerstand zu brechen, aber die Hauptsache haben höchst wahrscheinlich einzelne entschlossene Magdeburger Bürger gethan, die ihre Stadt lieber zerstören, als dem verhaßten Feinde überlassen wollten. Am nächsten Tage betrat

Tilly den Schutthaufen, der einst Magdeburg war, er begnadigte die Flüchtlinge im Dom und ließ das Gotteshaus katholisch weihen. Daß er die ungeheure Zerstörung befohlen habe, ist ganz undenkbar, denn sie vernichtete die Früchte seines Sieges; sie war die Folge teils des rohen Kriegsbrauches seiner Zeit, teils grimmiger Verzweiflung der Besiegten, aber an seinem Namen hing sie wie ein Fluch, das Volk meinte, seitdem sei das Glück von ihm gewichen.

107. Soldatentypen aus der Zeit von 1630—1635.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Rudolf Meyer.

Eindruck der Katastrophe.

Lauter Siegesjubel auf katholischer, tiefe Bestürzung und Entmutigung auf evangelischer Seite begleiteten Magdeburgs Fall.

„Vor Jahren hat die alte Magd [1550/1]
Dem Kaiser einen Tanz versagt,
Jetzt tanzt sie mit dem alten Knecht [Tilly],
So geschieht dem stolzen Mädchen recht.
Es ward nie keine Nuß so hart,
Die endlich nicht aufbissen ward."

So sang man im katholischen Lager, während die Fax Magdeburgica (Magdeburgs Brand) des Eucharius Eleutherus die „elende Dame" Magdeburg also klagen läßt:

„Meine Wächter waren entschlafen,
Die Verräter aber nicht,
Drum ich mit Feuer und Waffen
Treulos ward hergericht.

Mein Buhl, alt und verschlagen,
Durch Brief mich sicher macht,
Wer traut, der wird betrogen,
Man nehm' sich nur in acht."

Übertritt Brandenburgs; die schwedische „Ostseebastion".

Wenn Gustav Adolf nicht einmal diese ihm verbündete und hart bedrängte Stadt hatte retten können, was war dann überhaupt von ihm zu hoffen? Er selbst war tief betroffen und hielt es für nötig, sich durch eine besondere Schrift zu verteidigen. Von einem Vorrücken konnte fürs erste keine Rede mehr sein; ja selbst die Behauptung seiner damaligen Stellung war unmöglich, solange Brandenburg nicht ganz auf seine Seite trat. Um dies zu erzwingen, erschienen die Schweden am 10. Juni vor Berlin. Da entschloß sich Kurfürst Georg Wilhelm schweren Herzens in das schwedische Bündnis zu willigen, Küstrin und Spandau für die ganze Dauer des Krieges dem König

einzuräumen. Jetzt erst sah sich dieser in fast unangreifbarer Stellung. Die Havel mit Spandau deckte seine Front, die Oder mit Küstrin und Frankfurt seine linke, die Elbe, gesichert durch das verschanzte Lager von Werben bei Havelberg, die rechte Flanke, die Einnahme Kolbergs, Greifswalds (15. Juni), Rostocks, Wismars und Schwerins machte ihn völlig zum Herrn Pommerns und Mecklenburgs und schützte seine Verbindung mit dem Meere. So war er im Besitz einer mächtigen „Ostseebastion" einem Feinde gegenüber, der ihn lange nicht anzugreifen wagte. Vollends seitdem Tillys Unternehmen gegen das Lager von Werben zum Erstaunen der Welt mit einer empfindlichen Schlappe geendet hatte (Ende Juli), war von dieser Seite kaum noch etwas zu besorgen. Immerhin aber war der König von raschem Angriff auf die Verteidigung zurückgeworfen, also ganz außer stande, eine Entscheidung herbeizuführen. Da übernahm es die kaiserliche Politik, ihn aus dieser mißlichen Lage zu befreien.

Bündnis zwischen Schweden und Sachsen.

Siegesgewiß durch den Erfolg von Magdeburg, beschloß der Wiener Hof, die Leipziger Verbündeten zum einfachen Anschluß zu zwingen. Denn schon standen außer Kursachsen Wilhelm von Hessen-Nassau und Bernhard von Weimar unter Waffen, bereit zum Bündnis mit Schweden. Als der erstere eine drohende Aufforderung Tillys trotzig abgewiesen hatte (Mitte Juli), zogen die kaiserlichen Generale, da der Mantuanische Erbfolgekrieg zu Ende war, aus Italien heran, zwangen die süddeutschen Bundesgenossen zur Unterwerfung und rückten gegen Hessen vor. Dem gegenüber bemächtigte sich Bernhard von Weimar, schon als königlich schwedischer General, Hersfelds und Fuldas. Das trieb nun wieder Tilly vorwärts; um Sachsen zur Entscheidung zu drängen, zog er 27 000 Mann um Eisleben, 11 000 Mann in Niederschlesien zusammen, und da der Kurfürst den geforderten Anschluß ablehnte, überschritt er am 26. August von Halle her weithin sengend und brennend die sächsische Grenze, und erschien vor Leipzig, das indes die Aufforderung zur Übergabe zurückwies. So vor die bittere Wahl gestellt, ob er den Krieg mit dem Kaiser oder mit dem Schweden haben wolle, entschied sich Johann Georg für das erstere, also für das Bündnis mit Schweden. Schon stand sein Heer bei Torgau, Gustav Adolf aber besetzte bereits am 23. August Wittenberg, und unter dem Eindruck des Einmarsches der Kaiserlichen kam am 1. (11.) September das Bündnis zwischen Sachsen und Schweden zustande. Erst damit gewann der König im Innern Deutschlands festen Fuß.

Schlacht bei Breitenfeld.

Jetzt folgten sich die entscheidenden Schläge mit betäubender Schnelligkeit. Am 5. (15.) September trafen die beiden Fürsten in Düben an der Mulde zusammen, vereinigten ihre Heere und beschlossen, Tilly vor Leipzig die Schlacht anzubieten, um die von ihm belagerte Stadt zu entsetzen. Doch am selben Tage ergab sich der Platz, geschreckt durch die Beschießung mit Brandkugeln und mit dem Schicksal Magdeburgs bedroht, die Schweden und Sachsen kamen also zu spät zur Rettung der Stadt, wenn auch nicht zur Schlacht. In Erwartung derselben nahm Tilly etwa 7 km nördlich von Leipzig auf den flachen Landwellen südlich von Podelwitz und östlich vom Rittergute Breitenfeld quer über der Straße nach Düben Stellung. Davon und vom Falle der Stadt unterrichtet, näherten sich am Morgen des 7. (17.) September die Schweden und Sachsen in voller Schlachtordnung, jene, fast 27 000 Mann stark, rechts in zwei Treffen, diese links in der gewöhnlichen Aufstellung. Beide Heere zählten zusammen etwa 46 000 Mann. Nach 1 Uhr mittags waren die Gegner aneinander. In heißem Gefecht wies die schwedische Reiterei des rechten Flügels den stürmischen Angriff der Kaiserlichen unter Pappenheim zurück; als aber die kaiserlichen Bataillone des Mitteltreffens mit furchtbarer Wucht auf die Sachsen stießen, da wich deren Fußvolk, meist junge Soldaten, dem Anprall und riß in seine Flucht auch die Reiterei samt dem Kurfürsten mit sich fort. Die ganze Artillerie war verloren, die linke Flanke der Schweden

108. Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.

Nach einem Gemälde im Königlichen Schlosse zu Berlin.

entblößt. Es war der entscheidende Moment der Schlacht. Doch rasch entschlossen läßt Horn seinen linken Flügel im heftigsten Feuer schwenken, aus dem zweiten Treffen des Zentrums führt der König selbst zwei Infanteriebrigaden heran, nach raschen Gewehrsalven werden in furchtbarem Handgemenge die speerstarrenden kaiserlichen Bataillone zersprengt, endlich die sächsischen Geschütze wiedererobert, des Feindes eigne Batterie genommen. Bis tief in die Nacht währte die Verfolgung. Wenn auch die

109. Feldmarschall Johann Aldringen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Sieger den Erfolg teuer bezahlten — gegen 2100 Tote und Verwundete zählten allein die Schweden — er war des Preises wert. 26 Geschütze, 90 Fahnen und Standarten, 7000 Gefangene, 10—12 000 Tote und Verwundete bewiesen seine Größe. Das kaiserliche Heer zog sich in völliger Auflösung nach Halle und Halberstadt zurück, der Ruf seiner Unbesieglichkeit war vernichtet, der Feldherrnruhm des Königs fest begründet, die Entscheidung zwischen der veralteten spanischen und der modernen schwedischen Kriegsweise gefallen. Erst seitdem richteten sich die Blicke der evangelischen Deutschen auf Gustav Adolfs Heldengestalt; sie begannen zu glauben, daß eine Rettung noch möglich sei und begrüßten den König u. a. in folgendem Liede:

„Wer ist denn nun der Held und Mann,
Der endlich Deutschland helfen kann?
Das ist Gustavus Adolfus,
König in Schweden wohlgerust!

O du König, o du kannst gwiß
Aushelfen, dein Nam bürget dieß.
„„Ich wills auch thun, wanns Gotts Will ist,
Durch meinen General Jesum Christ.““

Gustav Adolfs Feldzugplan.

Eben dieser Sieg zwang ihn, sich höhere Ziele als die bisherigen zu stecken. Mit einem Schlage an die Spitze des evangelischen Deutschland gehoben, mußte er den

110. General Hans Georg von Arnim.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Krieg fortan als einen deutsch-protestantischen, durfte ihn nicht mehr als einen schwedischen führen. In der That plante er einen Feldzug im größten Stile.

Nachdem sich Leipzig schon am 9. (19.) September den Schweden ergeben hatte, wies der König den Sachsen die Aufgabe zu, in Böhmen einzurücken, weil sie hier nur auf schwache Kräfte trafen und so ihr Kurfürst unwiderruflich mit dem Kaiser brach; ja es eröffnete sich hier die verlockende Aussicht, Wallenstein, der grollend auf seinen Gütern saß und schon seit dem Frühjahr mit dem König verhandelte, für die evangelische Sache zu gewinnen, damit er als „Vizekönig von Böhmen“ an der Spitze eines schwedisch-sächsischen Korps den Stoß gegen das Herz der kaiserlichen Erblande, gegen Wien führe. Er selbst hatte diesen Angriff auf Böhmen empfohlen. Erst sein Wiedereintritt in kaiserliche Dienste brach die Verhandlungen darüber ab. Der König selbst wollte durch Thüringen in die Länder der Liga einbrechen, gegen Niedersachsen sollte Åke Tott von Hamburg aus vorgehen.

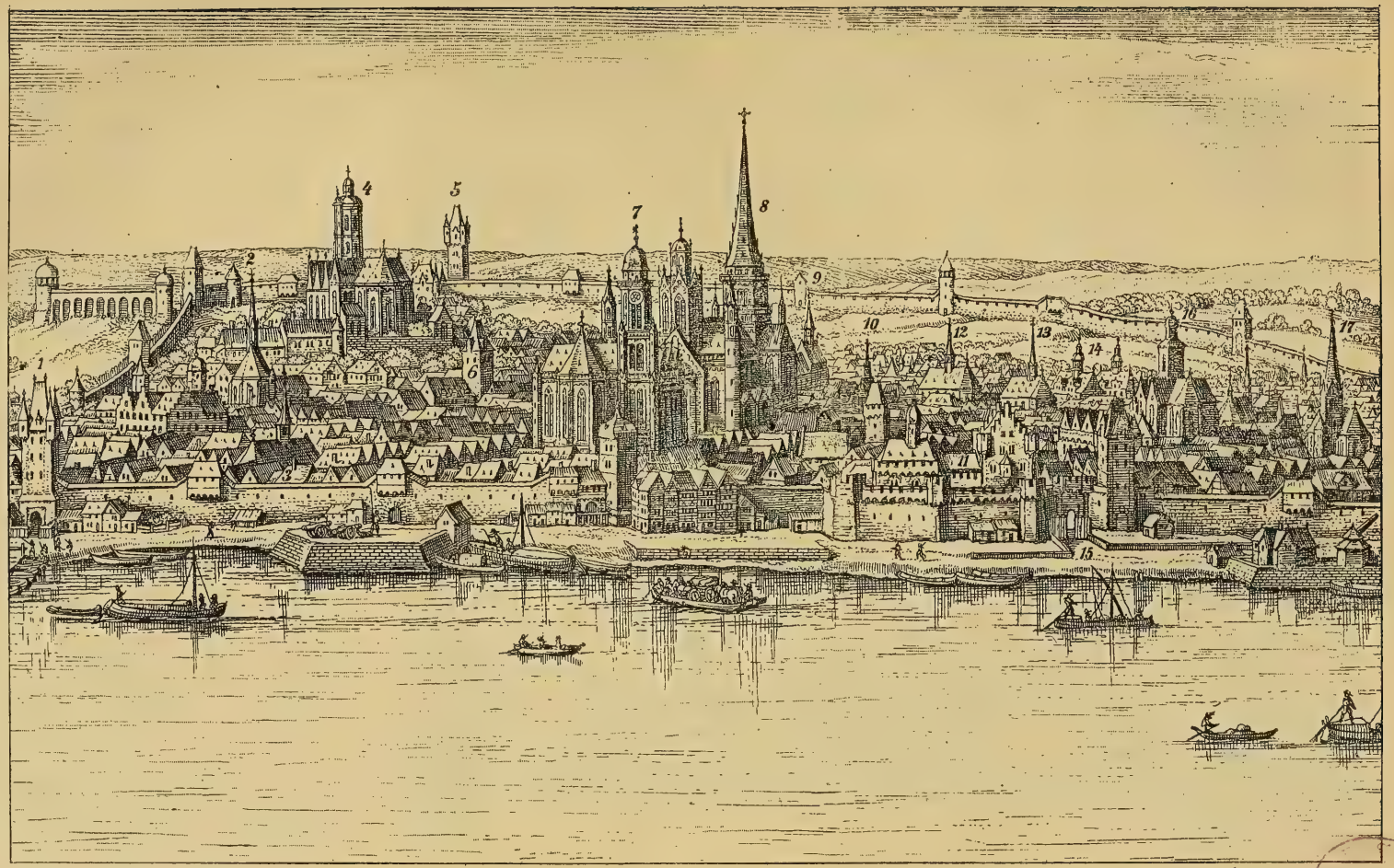
Gustav Adolf gegen Süddeutschland.

Der Erfolg war wenigstens bei Gustav Adolfs Heer ein überraschend schneller. Nachdem er sich der Saalübergänge bei Merseburg und Halle versichert hatte, überraschte am 21. September Wilhelm von Weimar das widerstrebende kurmainzische Erfurt durch einen kecken Handstreich und zwang es zum Anschluß an den König. In zwei Heersäulen überschritten darauf die Schweden von Arnstadt und Gotha aus den Thüringer Wald und erschienen vor Würzburg. Die schlecht befestigte Stadt ergab sich; nur die Marienburg, wohin sich Adel und Prälaten des Stifts mit ihrer besten Habe geflüchtet hatten, wehrte sich wacker, bis am 8. Oktober die Belagerer sie im Sturme gewannen, mit ihr die reichste Beute an Waffen, Geschützen, Kostbarkeiten und Vorräten. Fortan waltete im Stift Würzburg eine königlich schwedische Regierung,

111. Prag: Die Karlsbrücke und Blick auf den Hradschin.

Nach einer Originalphotographie.

aus zuverlässigen Eingeborenen gebildet; sie forderte die Huldigung für den König, zog die Kirchengüter ein und rief die erst kürzlich verjagten protestantischen Prediger und Lehrer zurück. Erschreckt bot der Bischof von Bamberg seine Neutralität an, die ihm freilich verweigert wurde; die evangelischen Stände Frankens, Nürnberg, Brandenburg-Kulmbach und die Reichsritterschaft traten entweder zu Schweden über, oder öffneten wenigstens ihr Gebiet; Württemberg erklärte sich zum Bündnis bereit. So konnte Gustav Adolf ungehindert den Main abwärts gehen. Aschaffenburg und Offenbach wurden besetzt, Frankfurt und Hessen-Darmstadt schlossen sich an, noch vor Ende November stand er vor Mainz, das die vom Kurfürsten herbeigerufenen Spanier (2000 Mann) besetzt hielten. Während nun die Schweden von Kastel aus die Belagerung des Platzes begannen, kam Tilly heran. In weitem Bogen war er über



112. Mainz im Jahre 1633. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

1 Holzthor. 2 Augustinerkirche. 3 St. Moritz. 4 St. Stephan. 5 Gauthor. 6 Johanniterhaus. 7 Unsere lieben Frauen Kirche. 8 Dom. 9 S. Johanni Bapt. 10 St. Agnes. 11 Rathaus. 12 Dominikanerkirche. 13 Jesuiterkirche. 14 Neues Jesuitenkolleg. 15 Eisenthörlein. 16 St. Quentinkirche. 17 St. Christoph.

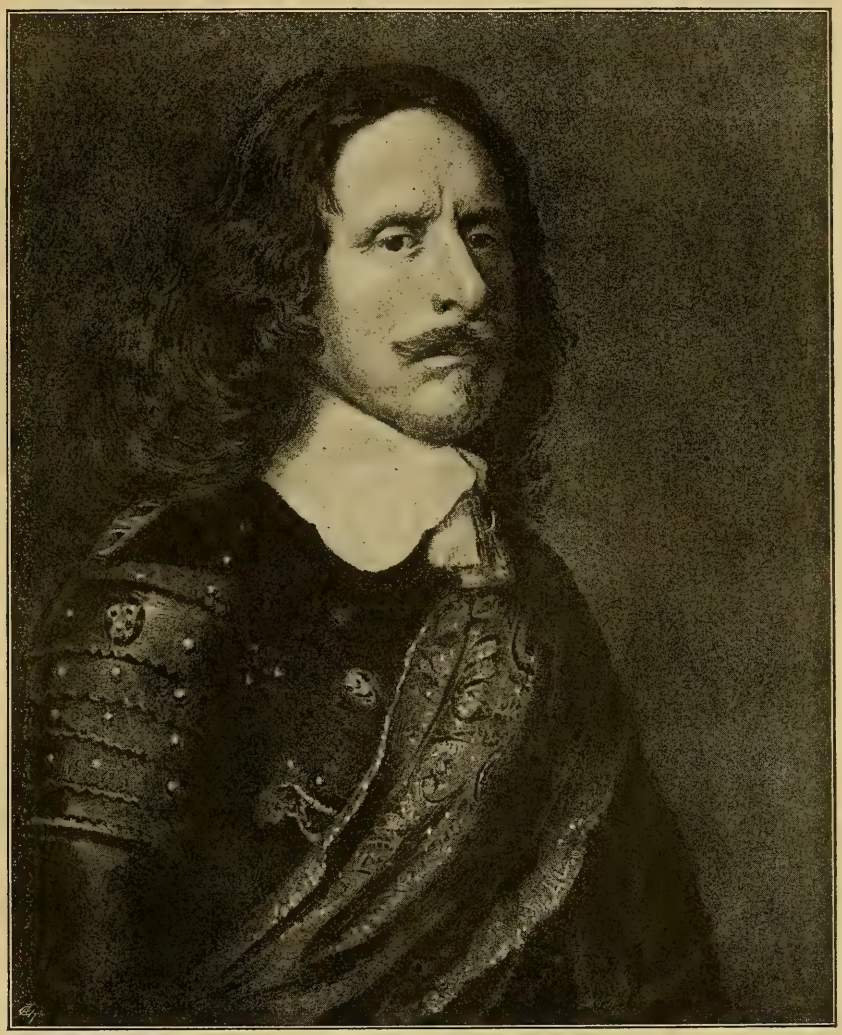
Halberstadt und Hildesheim nach der Weser und Westfalen gezogen, dann nach Hessen gegangen, wo er sich durch die Vereinigung mit Aldringen beträchtlich verstärkte; von da rückte er in Franken ein und bedrohte Nürnberg. Da jedoch der elende Zustand seines Heeres ihm eine Belagerung der festen Stadt verwehrte, so sandte er einen Teil desselben nach Böhmen, den andern führte er selbst über Donauwörth nach Bayern zurück. So konnte der König, der bereits Nürnberg zu Hilfe kommen wollte, die Belagerung von Mainz ungehindert zu Ende führen. Am 12. Dezember ergab sich die Stadt gegen freien Abzug der Besatzung und Zahlung einer bedeutenden Brandschatzung. Eine schwedische Regierung übernahm die Verwaltung des Gebiets, Mainz selber wurde des Königs Hauptquartier. Von hier aus rückte dann Bernhard von Weimar in die Rheinpfalz ein und eroberte sie bis auf Heidelberg.

Die Sachsen in Böhmen.

Minder glänzend, wenn auch in seinen Erfolgen nicht unbedeutend, verlief der sächsische Feldzug in Böhmen unter Arnims Führung, der nach Wallensteins Rücktritt den kaiserlichen Dienst mit dem sächsischen vertauscht hatte. Die schwachen kaiserlichen Streitkräfte vor sich hertreibend, besetzten die Sachsen im geheimen Einvernehmen mit Wallenstein den ganzen Norden des Landes mit Eger, nahmen Prag durch Übergabe (11. [1.] November), das Wallenstein kurz vorher verlassen hatte, um es nicht mit verteidigen zu müssen, und schickten sich an, den Protestantismus wiederherzustellen. In ihrem Gefolge kehrte auch Matthias Thurn nach Prag zurück, im März 1632 leistete die Hauptstadt dem Kurfürsten den Eid der Treue. Bei alledem vermied man es, den Kaiser durch einen Vorstoß auf Wien zum Äußersten zu treiben, denn im letzten Grunde betrachteten Arnim und Johann Georg den Bund mit Schweden nur als einen Notbehelf, den Ausgleich mit Österreich als letztes Ziel.

Verhandlungen in Mainz.

Welch eine Wendung war es doch, wenn Gustav Adolf zurückblickte vom Winter 1631 auf den von 1630! Damals stand er in der Mark inmitten härtester Anstrengungen, die kaum eine Erholung gestatteten, jetzt war sein Hauptquartier die Residenz des ersten geistlichen Kurfürsten, das „goldene Mainz", und seine schwedischen und finnischen Bursche ließen sich's wohl sein im schönen Frankenlande beim feurigen Frankenwein. Mit 15 000 Mann war er in Pommern ans Land gestiegen, jetzt hielt er beinahe 80 000 Mann unter seinen Fahnen von der Ostsee bis zum Rheine. Damals hatten die Gegner ihn als einen kleinen Fürsten geringgeschätzt, jetzt war sein Hauptquartier der Mittelpunkt der europäischen Politik geworden. Denn während die Waffen ruhten, arbeiteten unausgesetzt die Staatsmänner. So freudig Frankreich die Niederlage der habsburgischen Macht begrüßte, Kardinal Richelieu sah doch mit kaum verhaltenem Ärger die Schweden am linken Rheinufer und wünschte auch keineswegs die in der Liga vereinigten katholischen Fürsten noch mehr geschwächt zu sehen, da sie ihm als Gegengewicht gegenüber Österreich wertvoll waren, betrieb deshalb durch seinen Gesandten Charnacé eifrig einen Waffenstillstand zwischen der Liga und Schweden, um dessen Kräfte ausschließlich gegen Habsburg zu kehren und jene zu schonen. Köln und Trier hätten sich den schwedischen Bedingungen gefügt, Maximilian von Bayern jedoch wollte sich in Rom einen solchen „Verrat" an der katholischen Sache nicht nachsagen lassen und förderte eifrig seine Rüstungen. Da sich indes jene beiden geistlichen Kurfürsten neutral hielten, Mainz und Würzburg in Gustav Adolfs Händen waren, so war die Liga thatsächlich zersprengt. Ebensowenig wie eine Verständigung mit ihr glückte, führten die Bemühungen Sachsens, mit dem Kaiser auch ohne Schweden zum Frieden zu gelangen, zum Ziele; sie bewiesen nur, wie wenig der König sich auf den wichtigsten seiner deutschen Bundesgenossen verlassen könne. Anderseits blieben auch die Bemühungen des Kaisers, seine Kräfte durch Bündnisse mit katholischen Mächten zu stärken, im wesentlichen vergeblich. Polen war durch den



Gustaf Horn.

113. General Graf Gustav Horn.

Nach einem Gemälde im Schlosse Gripsholm.

Waffenstillstand von 1629 gebunden, die italienischen Fürsten wenig geneigt, die drückende Übermacht des Hauses Habsburg noch vermehren zu helfen. Pabst Urban VIII. erklärte sogar rund heraus, der Krieg sei nur vom Kaiser veranlaßt, überhaupt kein Religionskrieg, da Gustav Adolf den Katholizismus nirgends gefährde. Spanien schloß zwar mit dem Kaiser den Bund von Wien (14. Februar 1632), wurde aber durch Frankreich in Schach gehalten. Wenn Österreich und Bayern sich nicht durch eigne Kraft retteten, so waren sie verloren.

Schlacht am Lech.

Des Königs ursprünglicher Gedanke beim Beginn des Feldzuges von 1632 war, von Mainz aus, das er durch das Fort „Gustavsburg" auf der Mainspitze bedeutend verstärkte, südlich vorzudringen, den Württembergern die Hand zu reichen und Kurfürst Friedrich V., der im Februar bei ihm eintraf, in den Besitz der Pfalz wieder einzusetzen. In Franken sollte Gustav Horn selbständig vorgehen. Als dieser nun Bamberg ohne Widerstand besetzt und notdürftig befestigt hatte, wurde er von Tilly am 28. Februar energisch angegriffen, aus der Stadt geworfen und zum Rückzug mainabwärts gezwungen. Das gab Gustav Adolfs Unternehmungen eine andre Richtung, es galt zunächst Bayern niederzuwerfen. Bei Schweinfurt mit Horn vereinigt, eilte er südlich von Bamberg vorüber nach Nürnberg, dessen Bürgerschaft ihn frohlockend begrüßte (21. März), nahm Donauwörth mit Sturm, Ulm durch Übergabe. Um dem bedrohten Bayern Hilfe zu bringen, kam jetzt Tilly über Ingolstadt heran und beschloß, standzuhalten am rechten Ufer des Lech bei Rain, gedeckt in der Front durch diesen breiten, reißenden Fluß, rechts durch die Donau. Doch die Schweden erzwangen in der Nacht des 3. April unter heftigem Feuer den Bau einer Schiffbrücke und schlugen am 4. in blutiger Schlacht die Bayern aufs Haupt. Für Tilly, der schwer am Schenkel verwundet worden war, übernahm Kurfürst Maximilian den Oberbefehl und führte das geschlagene Heer donauwärts nach dem festen Ingolstadt, wo Tilly seiner Wunde erlag (20. April). In Rom gab man Bayern verloren: „Der Vorhang ist gefallen, das Spiel ist aus", so hieß es dort.

114. Silbermedaille mit Tillys Bildnis (Berlin, Königl. Münzkabinett).

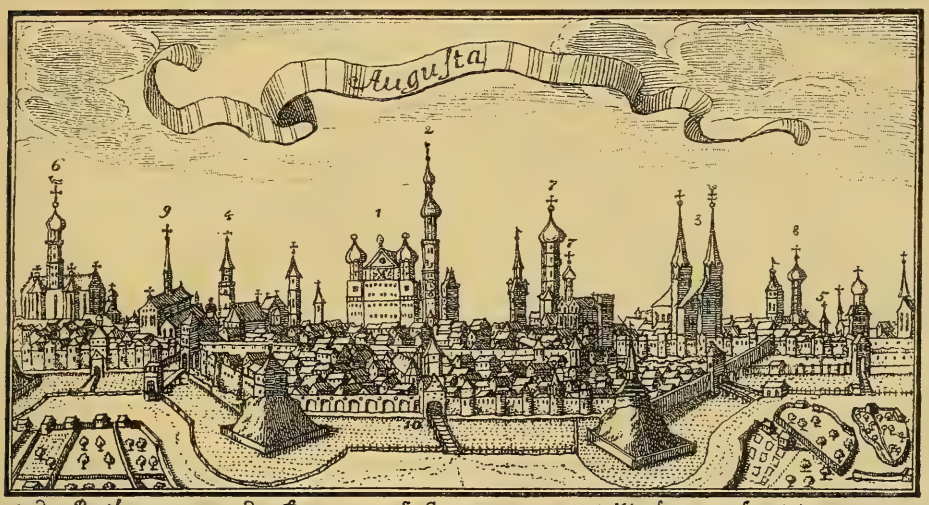
Gustav Adolf in Bayern.

Der König zeigte indes keine Eile, das wehrlos vor ihm liegende Land zu überfluten; er zog es vor, sich zunächst des wichtigen und reichen Augsburg zu bemächtigen, wo er den katholischen Rat durch einen evangelischen ersetzte, Besatzung einlegte und die Huldigung forderte (10. April). Erst dann folgte er den Bayern nach Ingolstadt. Am 20. April stand er vor der Festung. Indes eine Rekognoszierung, bei der ihm selbst das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, überzeugte ihn, daß der Platz ohne langwierige Belagerung nicht zu nehmen sei und Maximilian, weit entfernt, sich hier einschließen zu lassen, gab sein Land vorläufig preis, um nur die Verbindung mit Böhmen und dem kaiserlichen Heere nicht zu verlieren, und wandte sich, indem er in Ingolstadt nur eine Besatzung ließ, ostwärts nach Regensburg. Schon war Wallenstein gegen die Sachsen in Böhmen in raschem Vordringen, ein Sonderfriede mit Sachsen und Brandenburg wurde von ihm und Arnim eifrig angestrebt. Um diesen gefährlichen Dingen ein Ende zu machen, beschloß Gustav Adolf, sich Bayerns völlig zu bemächtigen, damit Wallenstein sich nachzuziehen. Am 19. (9.) Mai zog er

Treffen bei Rain am Lech am 4. April 1632.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Matthäus Merian.

mit Friedrich V. durch das jetzige Karlsthor in München ein, das mit Zittern und Entsetzen die Barbaren und Ketzer des Nordens erwartete und blutige Vergeltung für Magdeburg fürchtete. Es kam jedoch nichts derart. Der König begnügte sich, die unter den Steinfliesen des Fußbodens im Zeughause versteckten Geschütze wegzunehmen und eine starke Brandschatzung zu fordern; den katholischen Gottesdienst ließ er ungestört, nur in der Schloßkapelle wurde evangelisch gepredigt. Inzwischen besetzten die Schweden das östliche Schwaben zwischen Iller und Lech bis Lindau am Bodensee, freilich unter heftigen Kämpfen mit dem katholischen Landvolk, das der heimische Adel, von kaiserlichen Truppen unterstützt, gegen die Ketzer unter Waffen rief. Anderseits erhob sich abermals, durch die Hoffnung auf schwedische Hilfe angeregt, die Bauernschaft Oberösterreichs, geführt von Thomas Eckenlehner, so daß ein schwedischer Feldzug längs der Donau nach Wien dort auf kräftige Unterstützung rechnen durfte.



115. Augsburg zu Anfang des 17. Jahrhunderts.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Gustav Adolfs letzte Ziele.

Gustav Adolf stand auf der Höhe seiner kriegerischen Erfolge. Daraus dauernden Gewinn für Schweden und den deutschen Protestantismus zu ziehen, mußte die Aufgabe seiner Staatskunst sein. Wenn die Evangelischen etwa hofften und die Katholiken fürchteten, er werde über die Alpen gehen, den Papst in Rom bedrohen, mindestens sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen, so trafen sie damit den Sinn des Königs keineswegs. Er begehrte für sich zunächst im Sinne der schwedischen Ostseepolitik den Besitz von Pommern, für das er zahlreiche süddeutsche Gebiete in Tausch geben konnte, soweit er nicht die geistlichen Fürstentümer zu gunsten weltlicher Fürsten, namentlich Sachsens und Brandenburgs, einzuziehen gedachte. Als Herzog von Pommern und deutscher Reichsstand wollte er weiter einen Sonderbund der Evangelischen im Reiche (Corpus Evangelicorum) stiften und an dessen Spitze treten. Für Skandinavien allerdings flogen seine Gedanken höher. Dort dachte er Norwegen und Dänemark bis zum Großen Belt mit Schweden zu vereinigen, also unter schwedischer Führung die Union von Kalmar wiederaufzurichten, ein nordisches Kaisertum zu begründen. Eine großartige Doppelstellung würde er so eingenommen haben. Gewiß nicht auf die Dauer

und nicht zum Heile Deutschlands. Denn was er für Deutschland erstrebte, hätte die Nation auseinandergerissen und ihre Einheit für lange hinaus, wenn nicht für immer verhindert, und wenn der Gedanke einer engeren Verbindung der evangelischen Stände oder überhaupt des außerösterreichischen Deutschland an sich auch richtig war, so durfte doch diese Aufgabe niemals von einem Fremden und niemals im Interesse des Auslandes gelöst werden. Schon die ersten Andeutungen erweckten das rege Mißtrauen seiner Bundesgenossen, besonders Kursachsens. Und vor allem: die Siegeslaufbahn des Königs neigte sich zum Ende.

Wallenstein zum zweitenmal Oberbefehlshaber.

Wallenstein war auch nach seiner Entlassung mit dem kaiserlichen Hofe fortwährend in Verbindung geblieben. Die Verhandlungen mit Gustav Adolf (s. oben S. 210) brach er ab, als der Kaiser, geängstigt durch das unaufhaltsame Vordringen des Schwedenkönigs, gleich nach der Einnahme von Prag wieder mit ihm anknüpfte und ihm im Dezember 1631 zum zweitenmal den Heerbefehl antrug. Er übernahm ihn zunächst nur auf drei Monate, freilich mit solchem Erfolge, daß er in dieser Zeit ein Heer von 50000 Mann sozusagen aus dem Boden stampfte. Um so größer wurden die Zugeständnisse, die der Gewaltige bei der Zusammenkunft mit dem Fürsten Eggenberg, seinem alten Gönner, im Lager von Göllersdorf bei Znaim dem Kaiser abzwang als Preis der vollständigen Übernahme des Kommandos (14. [15.] April 1632). Er übernahm das Generalat auf Lebenszeit, so daß neben dem seinigen kein selbständiges Oberkommando im Reiche bestehen und auch der Thronfolger Ferdinand (III.) nicht einmal bei der Armee erscheinen dürfe; alle kaiserlichen Erblande standen seinem Heere jederzeit offen, er hatte das Recht der Konfiskation und Begnadigung in weitestem Umfange. Als „ordentliche Entschädigung" (Ordinari Recompense) erhielt er die Anweisung auf ein österreichisches Erbland (für Mecklenburg, dessen Wiedergewinnung auch ins Auge gefaßt war); fürs erste räumte ihm der Kaiser pfandweise das Herzogtum Glogau ein. Es war ein Vertrag, wie ihn nur die äußerste Not dem Kaiser abpressen konnte, der aber auch zugleich die Gefahr des Bruches von Anfang an in sich trug.

Die ursprüngliche Niederschrift des verhängnisvollen Dienstvertrages ist nicht erhalten, und es bleibt selbst zweifelhaft, ob eine solche überhaupt jemals vorhanden gewesen ist. Wir kennen den Inhalt nur aus einigen Aufzeichnungen, die auf Erzählungen beruhen und von denen die des venezianischen Residenten Antelmi in Wien vom Dezember 1632 die zuverlässigste zu sein scheint.

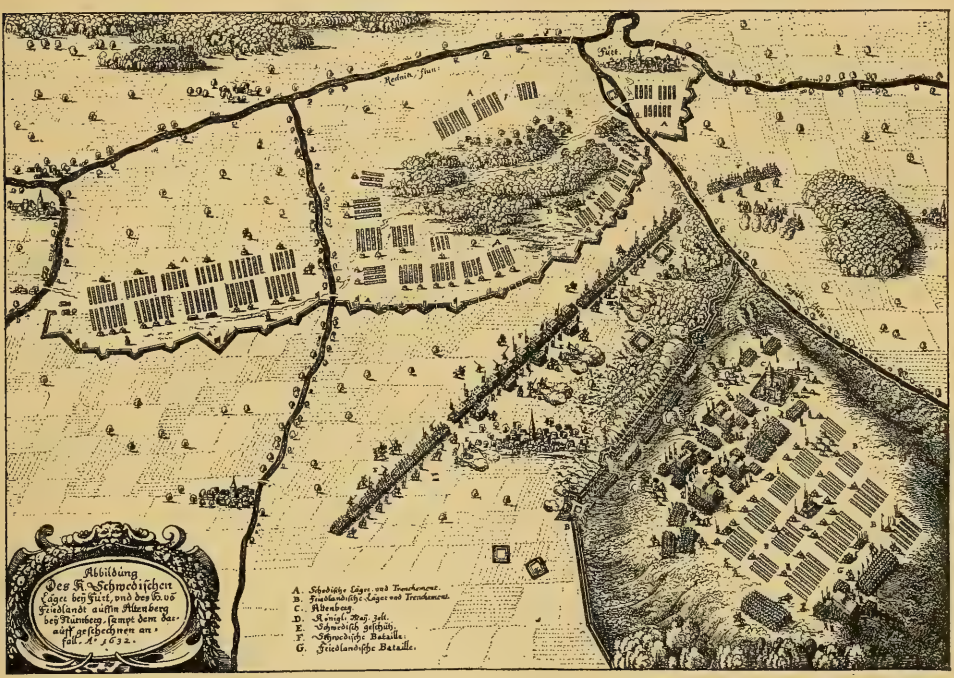
Wallensteins Ziele.

Doch wenn Wallenstein auszog, um eine glänzende, persönliche Stellung für sich zu gewinnen, so war sein Ziel doch auch, den Reichsfrieden wiederherzustellen durch die Trennung Sachsens und Brandenburgs vom schwedischen Bündnis auf Grundlage der Aufhebung des unseligen Restitutionsediktes, in die der Kaiser gewilligt hatte.

Wallenstein und Gustav Adolf bei Nürnberg.

Am 26. April schlug Wallenstein sein Hauptquartier in Tabor auf, schon am 22. (12.) Mai nahm er Prag, am 11. Juni war er in Eger, binnen drei Wochen warf er die Sachsen aus Böhmen, die sich darauf gegen Schlesien wandten. Dabei verhandelte er beständig mit Arnim und bot ihm in einer persönlichen Zusammenkunft die Aufhebung des Restitutionsediktes an. Der Abfall Kursachsens, der die schwedische Stellung im südlichen Deutschland unhaltbar gemacht hätte, schien näher als jemals. Das zwang Gustav Adolf, sich gegen Wallenstein zu kehren, Anfang Juni erschien der König mit 16000 Mann in Nürnberg. Hier traf ihn die Nachricht, der kaiserliche Feldherr sei von Eger her in Vormarsch gegen Regensburg zur Vereinigung mit den Bayern, deren Kurfürst Selbstverleugnung genug besaß, sich unter das Kommando des einst von ihm gestürzten Friedländers zu stellen, als des einzigen Mannes, der ihn retten konnte. Zum erstenmal dem Gefürchteten gegenüber, schwankte Gustav Adolf und kam zu spät: am 14. Juni vereinigten sich die Kaiserlichen mit den Bayern bei Weiden. Zu schwach, um ihren Massen (60—80000 Mann) die Schlacht anzubieten,

schlug der König rings um Nürnberg mit eifriger Beihilfe der Bürgerschaft ein verschanztes Lager auf, das 300 Geschütze unangreifbar machten. Ihn im weiten Bogen südlich von der Stadt umgehend, überschritt Wallenstein die Rezat und verschanzte sich gleichfalls etwa eine Meile westlich von Nürnberg an dem waldigen Höhenzuge, dessen östlichsten Ausläufer die „Alte Feste“ (Altenberg) krönt. Keiner der beiden Feldherren wollte die Schlacht; es kam nur darauf an, welches von beiden Heeren es am längsten auszuhalten vermöge. Da waren nun die Schweden entschieden im Nachteile. Von Schwaben schnitt Wallensteins Lager sie ab, seine Reiterei war stärker, sie selbst hatten auch noch die zahlreiche Bevölkerung Nürnbergs mit zu ernähren. Kein



116. Das schwedische und kaiserliche Lager bei Nürnberg 1632.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Unten sieht man den Höhenrücken mit der Alten Feste und dem kaiserlichen Lager, davor die schwedische Schlachtlinie im Angriff, hinter ihr die Schanzen des schwedischen Lagers westlich des Städtchens Fürth. Nürnberg liegt östlich (rechts).

Wunder, daß nun in der Sommerhitze ansteckende Krankheiten schrecklich wüteten. In der Stadt wurden in diesem Jahre überhaupt 29000 Menschen beerdigt, von den Armeepferden fielen an 4000. Das zwang den König, eine rasche Entscheidung zu suchen. Von allen Seiten rief er seine Korps zusammen, und als er 48000 Mann um sich sah, griff er von der Nordseite her das kaiserliche Lager bei der Alten Feste an. Mit todverachtender Tapferkeit gingen am ersten Tage (24. August) schwedische und deutsche Regimenter wetteifernd gegen die verschanzte Stellung der Kaiserlichen vor; Gustav Adolf selber bezeichnete im heftigsten Kugelregen die Stellen, wo Geschütze aufgefahren werden sollten. Aber die Kanonen waren auf den steilen Waldwegen nur schwer vorwärts zu bringen, und große Truppenmassen auf einem Punkte zu vereinigen, war wegen des waldigen und hügeligen Geländes nicht möglich. So scheiterten alle Angriffe; die Alte Feste, einen verlassenen „Burgstall“ auf dem äußersten rechten Flügel der Kaiser-

lichen, nahmen die Schweden dreimal, und dreimal warf sie Aldringen wieder hinaus. Da es am Abend stark regnete, so wurde die Schlacht abgebrochen, weil auf den durchweichten Wegen nicht mehr vorwärts zu kommen war. Beide Teile blieben die Nacht über in ihrer Stellung. Am nächsten Tage erneuerte Gustav Adolf den Angriff; doch gegen 10 Uhr vormittags führte Wallenstein persönlich seine Truppen in breiter Front zum Gegenstoße vor und drängte die Schweden die Höhen hinunter. Er triumphierte, der König habe sich „die Hörner abgestoßen". In der That hatte Gustav Adolf zum erstenmal nicht gesiegt, und eben deshalb war er geschlagen. Noch hielt er sich im Lager bei Fürth, bis der Mangel an Verpflegung ihn endlich am 8. September zum Abzug zwang. Am kaiserlichen Lager vorüber nahm er den Weg nach Süden, noch immer in der Hoffnung, sich den Gegner nachzuziehen.

Wallenstein gegen Sachsen.

Er hatte sich geirrt: Wallenstein verfügte über einen stärkeren Magneten als der König. Am 12. September von Nürnberg aufbrechend, warf er sich mit voller Wucht auf Sachsen, dessen Heer in Schlesien stand. Durch das Vogtland brachen seine drei Heersäulen unter Gallas, Holke und seiner eignen Führung verheerend ein; Freiberg, Chemnitz, Meißen fielen in seine Hand, dann vereinigte er alles bei Altenburg, zwang durch heftige Beschießung Leipzig binnen fünf Tagen zur Übergabe (23. Oktober), bemächtigte sich sämtlicher Saalübergänge und schickte sich an, zwischen Saale und Mulde seine Winterquartiere zu beziehen. Sachsen war für Schweden verloren, wenn der König nicht kam.

Schlacht bei Lützen und Gustav Adolfs Tod.

Diese Erwägung machte bei Gustav Adolf allem Schwanken ein Ende. Von Neuburg aus, wo ihn die Nachrichten aus dem Norden trafen, ging er in Eilmärschen wieder nordwärts. In Nürnberg gab er seinem Kanzler Axel Oxenstjerna die letzten Weisungen, die sich auf den evangelischen Sonderbund und die Regierung Schwedens für den Fall seines Todes bezogen, dann ging es dem Thüringer Walde zu. Am 23. Oktober vereinigte er sich jenseit des Gebirges in Arnstadt mit Bernhard von Weimar und ging dann über Erfurt, wo er den letzten Abschied von seiner Gemahlin Eleonore (von Brandenburg) nahm, auf der großen Straße nach der Saale vor. In Naumburg umringte ihn noch einmal das protestantische Volk als seinen Retter und Helden mit so begeistertem Jubel, daß er selber solcher Abgötterei bescheiden wehrte. Hier wollte er sich ursprünglich in verschanzter Stellung halten, um den Anmarsch der sächsischen Armee abzuwarten, den er vom Kurfürsten dringend erbeten hatte; er ahnte nicht, daß Johann Georg, die nahende Entscheidung vor Augen, ihm statt dessen nur zwei Reiterregimenter sandte. Als er aber erfuhr, daß die Kaiserlichen Weißenfels geräumt hätten und im Rückzuge seien, beschloß er, die Straße über Lützen nach Leipzig einzuschlagen, überschritt die Saale und gelangte am 5. (15.) November, jener Straße folgend, unter fortwährendem Plänkeln mit dem Feinde bis in die Nähe von Lützen, wo die Schweden im offenen Felde die Nacht durch lagerten. Hier, nordöstlich vom Städtchen, stand Wallenstein. Alles, was ihm an Truppen erreichbar war, hatte er eiligst zusammengezogen. Auch Pappenheim hatte er von Halle, wo dieser die Moritzburg belagerte, herbeigerufen mit dem Befehle, „alles stehen und liegen zu lassen". Auf den flachen Hügelwellen nördlich der Straße dehnte sich seine Schlachtordnung in der gewöhnlichen Aufstellung, in der Mitte die Infanterie, in vier riesige „Bataillone" zusammengeballt, links und rechts die Reiterei, das Ganze noch verstärkt durch Schützenschwärme, die in den vertieften Straßengräben gedeckt lagen und die ganze vorliegende Fläche beherrschten. Ein dichter Nebel verhüllte die Sonne des 6. (16.) November und verhinderte stundenlang jede Bewegung; als sie endlich durchbrach, erschien sie strahlenlos, blutrot, wie ein Sinnbild des blutigen Tages. Der König, der die Nacht, die letzte seines Lebens, mit Bernhard von Weimar im Wagen zugebracht und sich

Schreiben Pappenheims an Kaiser Ferdinand II.

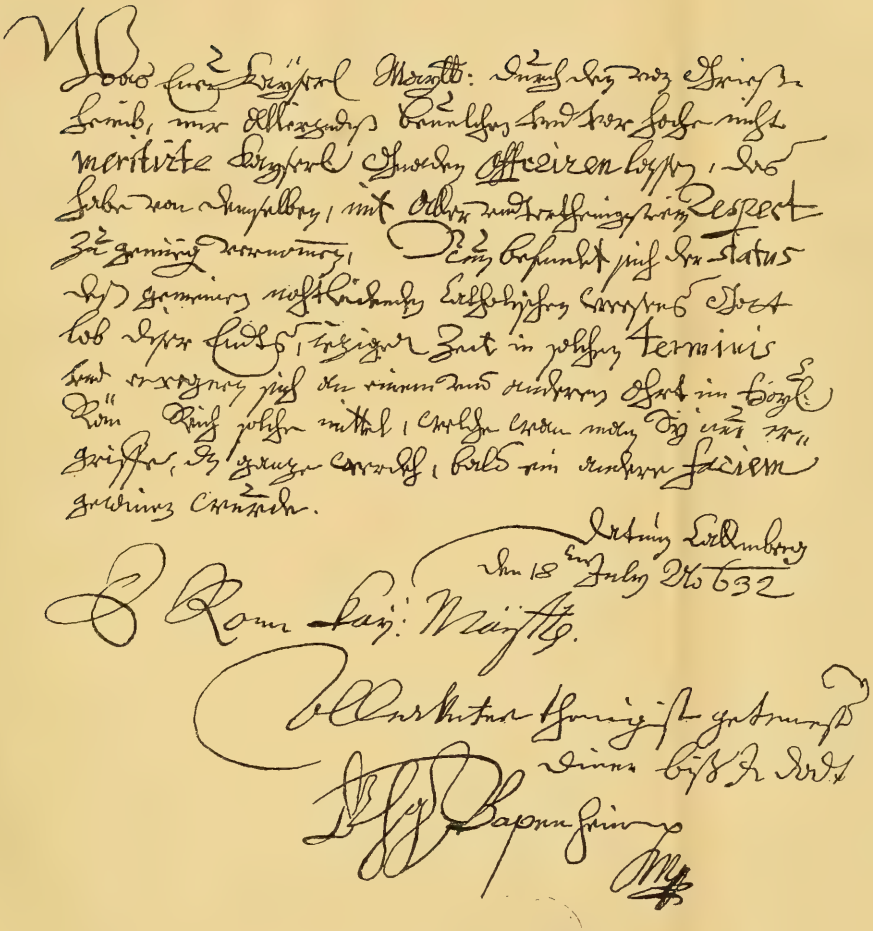
Transskription:

Was Ew. Kayserl. Maytt: Durch den von Grießheimb mir Allergnädigst bevelchen vnd vor hohe nicht meritirte Kayserl. Gnaden offeriren lasse, das habe von demselben, mit Allerundterthenigstem Respect zu genueg vernommen. Nun befindet sich der status deß gemeinen nohtleidenden katholischen Wesens Gott lob dieser Endts ieziger Zeit in solchen terminis vnd erregen sich an einem und anderen Ohrt im Heyl. Röm. Reich solche mittel, welche wan man Sy nur ergriffe, das ganze werkh bald ein andere Faciem gewinnen würde.

Datum Callenberg
den 18ten July Ao 632.

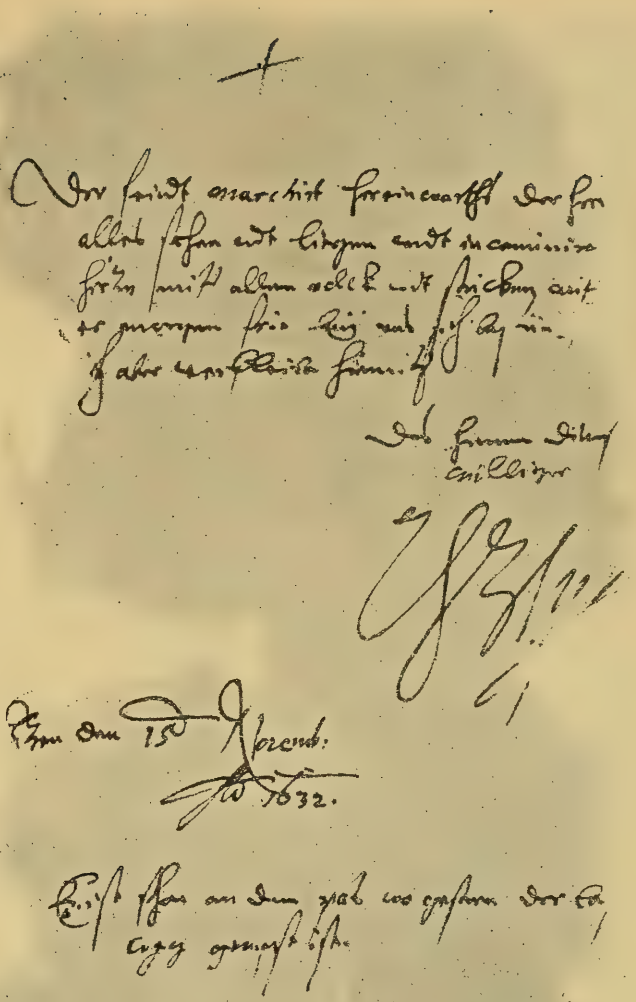
E. Rom. Kayf. Mayftt.
Aller Vnterthenigster getreuester
Diner biß In Dodt

G. H. Grf. v. Papenheim p. m.



Schreiben Pappenheims an Kaiser Ferdinand II.

(K. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.)



Transskription.

Der feindt marchirt hereinwarthß der her(r lasse) alles stehen undt liegen undt incaminire (sich) herzu mitt allem volch undt stücken, auf (daß) er morgen frie bey uns sich befun(de).
Ich aber verbleibe hiermith

des herrn dienst=
willliger

A. H. z. M.

(Tür)zen den 15 Novemb.
Ao 1632.

Er ist schon an dem pas, wo gestern der la(i) (Isolani) weg gewest ist.

Die Adresse auf der Rückseite lautet:

Dem Hoch= vndt Wolgebornen besonders lieben Schwager Gottfried Heinrichen Graven zu Pappenheim auf Treichling. Röm. kay. Maj. Reichs=Hofrath, Cammerer vndt Dero wie auch der Catholischen Liga Armee bestellten Veltmarschallchen.

Daneben der Dringlichkeits=Vermerk: „Cito, cito citissime, cito."

Auf dem Siegelabdruck befindet sich Wallensteins Herzogswappen, umgeben von der Kette des goldenen Vließes.

117. Befehl Wallensteins an Pappenheim, sofort zu ihm zu stoßen; datiert vom 15. November 1632, dem Tage vor der Schlacht bei Lützen. Das Blatt wurde in der Brusttasche des Gefallenen, die Ränder mit Blut getränkt, gefunden und befindet sich heute im Kaiserl. und Königl. Heeresmuseum zu Wien.

2/3 der Originalgröße.

mit ihm beraten hatte, ordnete seine Scharen südlich der Straße in zwei Treffen. Den linken schwedischen Reiterflügel befehligte Bernhard von Weimar, das Fußvolk im Zentrum Nils Brahe, die Leitung des rechten Reiterflügels übernahm der König, denn mit diesem wollte er selbst den Hauptstoß führen, die Kaiserlichen von Leipzig abdrängen, um die Straße für den Anmarsch der bestimmt erwarteten Sachsen freizumachen. Obwohl er dabei selbst ganz sicher ins Gefecht geraten mußte, so war er doch auch an diesem Tage nur mit einem Koller aus gelblichgrauer Elenshaut angethan, da ihm eine in Westpreußen erhaltene Wunde an der Schulter, in der noch die Kugel steckte, einen drückenden Harnisch zu tragen nicht gestattete. Sein Heer zählte etwa 20000 Mann, während Wallenstein zunächst nur 16000 Mann um sich hatte. Als die Schweden aufmarschiert waren, verrichteten sie ihr Gebet und sangen das alte Lutherlied „Eine feste Burg ist unser Gott"; dann ritt der König ihre Fronten ab und ermutigte sie durch kurze, kernige Anreden, die sie mit freudigem Zuruf erwiderten. Unter heftigem Geschütz- und Gewehrfeuer, mit dem Rufe: „Gott mit uns!" von der einen, „Jesus Maria!" von der andern Seite gerieten dann gegen Mittag die Heere aneinander. Im ersten Stoß drangen die Regimenter des Königs über die Gräben und warfen den linken Flügel Wallensteins zurück. In diesem Augenblicke kommt Pappenheim mit acht Reiterregimentern im vollen Galopp von Halle heran. „Wo steht der König?" ist seine erste Frage; mit Ungestüm wirft er sich auf die Schweden, doch er selbst wird tödlich verwundet, seine Geschwader geraten in Unordnung, abermals dringen die Schweden vor. Indes macht der wiedereinfallende Nebel ihren Angriff unsicher, sie vermögen den heldenmütigen Widerstand Octavio Piccolominis nicht zu brechen, auch die Kerntruppen ihres Fußvolkes nicht, das blaue und das gelbe Regiment. Ungeduldig, den Sieg zu erfechten, setzt sich da Gustav Adolf selber an die Spitze des Smäländischen Kürassierregiments unter Oberst Stenbock. Aber sein schneller Brauner trägt ihn weit voraus; kurzsichtig, wie er ist, kommt er feindlichem Fußvolk zu nahe, eine Musketenkugel zerschmettert ihm den linken Ellbogen. Von Schmerz und Blutverlust überwältigt, bittet er seine Umgebung, ihn aus dem Gefecht zu bringen. Da gerät er, wie es scheint, in den Angriff eines kaiserlichen Kürassierregiments, die Smäländer werden geworfen, der König erhält im Getümmel der Reiterschlacht einen Degenstich in die linke Brust und aus nächster Nähe einen tödlichen Schuß dicht am Rückgrate. Sterbend sinkt er aus dem Sattel, ohne daß jemand von seinen Leuten helfen kann. Es mag nachmittags gegen 2 Uhr gewesen sein. Sein Roß, das reiterlos und blutbedeckt an den Reihen der Schweden vorüberjagt, bringt den Entsetzten die Kunde von seinem Falle. Rache und Wut im Herzen, ringen sie unter Bernhards Befehl mit dem Gegner bis in die sinkende Nacht und behaupten die leichenbedeckte Walstatt; doch Wallenstein von Leipzig abzudrängen war nicht gelungen. Aber er gab sich geschlagen, führte sein erschüttertes Heer nach Leipzig, wo Pappenheim, erst 38 Jahre alt, schon am nächsten Morgen in der Pleißenburg seinen Wunden erlag, und wich dann nach Böhmen zurück.

Trauer um Gustav Adolf.

Der Sieg gehörte den Schweden, Sachsen war befreit. Aber um welchen Preis! Aller Siegesjubel verstummte bei dem Gedanken an Gustav Adolfs Ende. Man fand die Leiche des Königs inmitten von Gefallenen an der Stelle, wo sich heute das Schwedendenkmal erhebt, ausgeplündert, blutbedeckt und von Rosseshufen zerstampft; nur das Gesicht war unverletzt. In Weißenfels empfing sie die trostlose Königin Eleonore; hier wurde sie einbalsamiert und in der Hauptkirche aufgebahrt, im nächsten Jahre über Wittenberg und Wolgast nach Schweden gebracht und am 21. Juni 1634 in der Kirche von Riddarholm zu Stockholm beigesetzt, umgeben von eroberten Fahnen. Laut scholl die Totenklage durch alle evangelischen Lande; nicht wie einen Fremden,

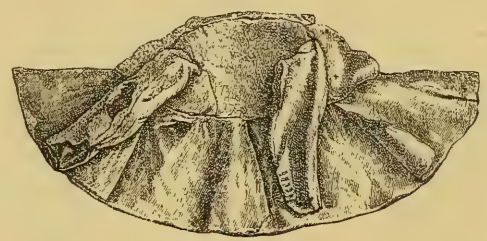
118. Gustav Adolfs Tod in der Schlacht bei Lützen. Nach dem Gemälde von J. V. C. Wahlbom.

sondern wie einen Helden des eignen Volkes betrauerten ihn die evangelischen Deutschen. Damals sang der Württemberger G. R. Weckerlin ihm nach:

„Siegreich und selig zwar hat dich, weil in der Schlacht
Du frei für Gottes Wort dein teures Blut vergossen,
In die endlose Freud' und Ehr' dein End' gebracht;
Jedoch in Leid und Not sind deine Bundsgenossen,
Weil deine Herrschung du mit Sieg, Triumph und Pracht
Dort in dem Himmelreich anfangend, hier beschlossen."

Auch auf katholischer Seite war von Triumphgesängen nichts zu hören. Papst Urban VIII. ließ für den König, der die Übermacht der Habsburger gebrochen hatte, Seelenmessen lesen, und Kaiser Ferdinand hielt die Thränen nicht zurück, als man ihm den zerfetzten Koller des Toten überbrachte, der noch heute im Waffenmuseum zu Wien aufbewahrt wird. Es war, als ob alle fühlten, daß mit dem Schwedenkönige der einzige wahrhafte Held des ganzen Krieges gefallen sei.

Sein Andenken ist im deutsch-protestantischen Volke rein und ungetrübt geblieben. Denn sein tiefbetrauerter jäher Tod in der Blüte der Jahre hat es ihm und den Deutschen erspart, zu erleben, daß seine politischen Pläne ihn zum Gegner der Nation machen mußten. Unbestritten ist ihm der Ruhm, daß er die deutsche Geistesfreiheit vor dem Untergange gerettet hat, als die Deutschen zu schwach geworden waren, sie selbst zu schützen. Kein Fremder hat jemals so Großes für Deutschland geleistet.



119. Koller Gustav Adolfs,
das er in der Schlacht bei Lützen getragen hat.
(Wien, Kaiserl. Arsenal.)

Der schwedische Krieg bis zum Frieden von Prag.
(1632—1635.)

Leitung der schwedischen Politik.

Gustav Adolfs Tod machte sich sofort nach allen Richtungen hin fühlbar. In Schweden brachte er, da ihn nur eine Tochter Christine, damals ein Kind von sechs Jahren, überlebte, die Regierung völlig in die Hände des adligen Reichsrates, der sich auf fünfundzwanzig Mitglieder verstärkte. In Deutschland führten die tüchtigsten Feldherren und Staatsmänner die schwedische und evangelische Sache, die Generale Gustav Horn und Bernhard von Weimar und vor allem sein Kanzler Axel (Absalon) Oxenstjerna.

Als Sprößling eines schwedischen Adelsgeschlechts am 16. Juni 1583 zu Fanö in Upland geboren, war er schon 1608 in den Reichsrat getreten und von Gustav Adolf gleich nach seinem Regierungsantritt zum Reichskanzler erhoben worden. Vorzüglich gebildet, behielt er auch später noch im größten Drange der Geschäfte seine Gewöhnung bei, sich durch Lektüre zu erfrischen. Er kannte die Verhältnisse Schwedens und der europäischen Staaten überhaupt von Grund aus, besaß einen durchdringenden Scharfblick und war trotz seiner ruhigen, phlegmatischen Art, die

120. Axel Oxenstierna, schwedischer Reichskanzler, im 53. Jahre.
Nach einem Kupferstiche in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

sich auch darin zeigte, daß er viel zu schlafen liebte und, wie er sagte, mit den Kleidern alle seine Sorgen ablegte, ein unermüdlicher, wenn auch etwas langsamer Arbeiter. Nüchtern, unbestechlich und treu, ein eifriger Protestant, ein warmer Patriot und ein stolzer Aristokrat im guten Sinne, der nicht den Vorteil seines Standes über den des Reiches stellte, hat er mehr als zwanzig Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen die auswärtige Politik Schwedens umsichtig und thatkräftig mit dem glänzendsten Erfolge geleitet. Als bevollmächtigter Legat der Krone Schweden im römischen Reiche und bei allen Armeen stand er vor allem während des Krieges an der Spitze der Geschäfte.

Doch die zusammenfassende, gewaltige Autorität des Königs, der die staatliche und kriegerische Leitung in seiner festen Hand vereinigte, und die ganz persönliche Geltung des siegreichen, populären Helden besaß weder Oxenstjerna noch ein andrer und konnte keiner besitzen. Mit seinem Falle entwich der schwedischen Politik auch der Schwung, der sie bisher vorwärts getrieben hatte; mehr und mehr traten reinpolitische, schließlich persönliche Ziele in den Vordergrund.

Das zeigte sich auf der Stelle in dem Versuche, den Oxenstjerna nach des Königs letzten Weisungen mit der Errichtung des evangelischen Sonderbundes machte. Dem Bunde von Heilbronn (13. April 1633) traten nur die vier süddeutschen Reichskreise, der fränkische, schwäbische und die beiden rheinischen, bei. Sie verpflichteten sich zur Verteidigung der deutschen Libertät, d. h. der fürstlichen Unabhängigkeit, zur Herbeiführung eines sicheren Friedens und zur Entschädigung Schwedens, schlossen dafür ein Bündnis zu Schutz und Trutz mit Schweden und unterwarfen sich schwedischer Leitung, die nur durch einen ständischen Ausschuß einigermaßen beschränkt wurde. Kursachsen und Brandenburg blieben dieser Vereinigung fern, wenngleich sie ihr Bündnis mit Schweden noch aufrecht erhielten. Sodann hatte der König selbst den unbequemen Einfluß Frankreichs möglichst fern zu halten gesucht; jetzt gewann Richelieu einen viel stärkeren Anteil am ganzen Kampfe durch einen Subsidienvertrag, der ihn zur Zahlung von einer Million Livres jährlich an Schweden verpflichtete (19. April). Die Heere endlich, die Schweden ins Feld stellte, wurden, seitdem die Deutschen und andre Söldner in ihnen weit überwogen, durch kein nationales Band, kein Interesse für die Sache, der sie dienten, am allerwenigsten durch ein religiöses, zusammengehalten und entarteten bald zu Horden verwilderter Abenteurer, die außer dem Dienste dieselbe Zuchtlosigkeit, der unglücklichen Bevölkerung dieselbe entmenschte Grausamkeit erwiesen wie alle andern.

Mehr als bisher tritt dann eine scharfe Trennung des Kriegsschauplatzes in einen östlichen und westlichen hervor. Jener umfaßt die Länder von der Ostsee bis tief nach Österreich hinein, dieser den deutschen Südwesten, beide hängen miteinander nur wenig zusammen, am wenigsten durch eine wirklich einheitliche Leitung.

Die Franzosen am Rheine.

Im Westen war schon im Jahre 1632 das stärkere Eingreifen Frankreichs bemerkbar geworden. Im heillosen Gedränge zwischen Schweden, Franzosen, Kaiserlichen und Spaniern warfen sich die kleinen, hilflosen Reichsstände am Rhein der Macht in die Arme, die sie wenigstens am wirksamsten schützen konnte, und das war unzweifelhaft Frankreich. So schloß der Erzbischof-Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, gedrängt von den Schweden, mit Frankreich ein Schutzbündnis, durch das Koblenz mit dem Ehrenbreitstein französischen Truppen eingeräumt wurde. Obwohl nun die Stände, damit sehr unzufrieden, die Spanier nach Koblenz riefen, so übergab doch der Triersche Kommandant die unbezwingliche Bergfeste den Franzosen (Juni 1632), die darauf auch die spanische Besatzung in Koblenz zum Abzuge nötigten. Ähnlich überlieferten ihnen im Elsaß die Württemberger ihre Grafschaft Montbéliard (Mömpelgard), Graf Salm das feste Grenzschloß Hohbar, der Rheingraf die Reichsstädte Kolmar und Schlettstadt, mühelose Eroberungen, die nur Verhandlungen, aber kein Blut kosteten. Lothringen vollends unterwarfen die Franzosen ihrer Gewalt völlig. Hatten die lothringischen Herzöge, obwohl deutsche Reichsfürsten, einst in Frankreich an der Seite des hohen französischen Adels eine hervorragende Rolle gespielt, so wandte sich jetzt, als die aufsteigende Macht der französischen Krone die unbotmäßigen Vasallen zu Boden drückte, Herzog Karl IV. (seit 1624) wieder den Habsburgern zu. Indes wurde er von den Franzosen durch die Belagerung seiner Hauptstadt Nancy zum Frieden und zur Gestattung französischer Durchmärsche gezwungen (Juni 1632), und als er dann Anfang 1633 wieder losschlug, nötigte ihn die Nieder-

lage bei Pfaffenhofen (im August) zu einem neuen Vertrage (6. September 1633), der den früheren bestätigte und Nancy den Franzosen einräumte. Mit raschen Schritten näherten diese sich ihrem Ziele, der Herrschaft über das linke Rheinufer.

Zustände im schwedischen Heere.

Anderseits hinderte die einreißende Zuchtlosigkeit des schwedischen Heeres jedes wirksame Vorgehen. Nach der Schlacht von Lützen hatte Bernhard von Weimar die Truppen für den Winter an die obere Donau zurückgeführt und lagerte bei Neuburg, als eine offene Meuterei der Offiziere und Soldaten ausbrach (30. April 1633). Sie wollten wissen, zu wessen Nutzen der Krieg weitergeführt, die Eroberungen gemacht würden, sie begehrten für sich selbst Anteil an der Beute. Es blieb dem Reichskanzler nichts übrig, als eine Reihe der eroberten Güter und Herrschaften, im ganzen einen Besitz von etwa 5 Millionen Thaler Wert, als schwedische Lehen den Herren zu übergeben, mit der Verpflichtung, als Kreiseingesessene für die Kriegslasten, namentlich den Sold aufzukommen. Am stattlichsten hatte sich Bernhard bedacht. Im Vertrage zu Heidelberg erhielt er die schönen Stiftslande Würzburg und Bamberg unter dem Titel eines Herzogs von Franken und schickte sich somit an, den Ernestinern die verlorene Stellung im Reiche wiederzuerobern (10. Juni). An seiner Stelle übernahm zunächst sein trefflicher Bruder Ernst der Fromme (geb. 1601) die Verwaltung des neuen Herzogtums.

Der Krieg in Süddeutschland 1633.

Inzwischen entfalteten die Gegner auf dem westlichen Kriegsschauplatze sehr bedeutende Streitkräfte. Um den Lothringern Luft zu machen und die Ausbreitung der Franzosen am Oberrhein zu verhindern, sandte Spanien von Mailand aus den Herzog von Feria mit 24000 Mann durch das Veltlin, Graubünden und das Oberrheinthal nach Schwaben hinein, wo dann Konstanz den Ausgangspunkt für das weitere Vordringen bilden sollte, Aldringen aber wurde auf das Drängen Spaniens und Bayerns vom Kaiser unter Kurfürst Maximilian gestellt. Nun versuchte zwar Horn durch die Belagerung von Konstanz das Eindringen der Spanier zu verhindern (September), Feria umging ihn jedoch, vereinigte sich bei Lindau mit Aldringen und entsetzte, an den Rhein vordringend, (Alt-)Breisach (Oktober). Zu einer Entscheidungsschlacht mit Horn kam es nicht, obwohl dieser den Spaniern folgte, da Aldringen seine Mitwirkung verweigerte, vielmehr trennten sich schließlich beide. Aldringen zog sich nach Württemberg, Feria setzte seinen Weg den Rhein hinunter fort, bis Hunger und Kälte ihn zur Umkehr nötigten. Mit dürftigen Resten erreichte er das südliche Bayern, bald darauf erlag er selbst in München den Strapazen des Feldzuges (Januar 1634). Im ganzen behaupteten auf diesem Kriegsschauplatze die Schweden weitaus das Übergewicht.

Wallenstein und die Parteien am Wiener Hofe.

Für Wallenstein erschien es also als die dringendste Aufgabe, dem bedrängten Kurfürsten von Bayern Hilfe zu bringen. Er dachte anders; nicht der Waffensieg über die Schweden, sondern der Friede mit Sachsen und Brandenburg, natürlich mit Aufhebung des Restitutionsedikts, ihre Lösung vom schwedischen Bündnis hielt er für das Wichtigste, denn dann wurde die Stellung der Schweden in Süddeutschland ganz von selber unhaltbar. So sehr nun aber diese Politik von Fürst Eggenberg, Bischof Anton von Wien und dem Kriegsrat Questenberg beim Kaiser unterstützt wurde, so sehr arbeiteten ihr der Thronfolger Ferdinand (III.), der Gemahl einer spanischen Prinzessin, Graf Schlick, der Präsident des Hofkriegsrats, Tieffenbach, Maradas und andre Mitglieder desselben, der kaiserliche Beichtvater, der Jesuit Lämermann u. a. entgegen, teils aus persönlicher Feindschaft, teils aus allgemeinen Gründen, insofern die streng-kirchliche Partei von der Aufhebung des Restitutionsedikts nichts wissen wollte. Unterstützt wurde diese Partei einerseits durch Maximilian von Bayern, der in der Art, wie Wallenstein den südlichen Kriegsschauplatz als nebensächlich behandelte und Bayern der

Bedrängnis preisgab, persönliche Gehässigkeit erkennen zu müssen glaubte, anderseits und vor allem von Spanien. Dies wünschte wohl den Frieden im Deutschen Reiche, keineswegs jedoch um den Preis der Aufhebung des Restitutionsedikts und nur zu dem Zwecke, die deutschen Kräfte im spanischen Interesse gegen Frankreich zu vereinigen. Dazu begehrte es für sich selbst zur Beherrschung der Rheinstraße außer dem Elsaß, das ihm der Vertrag vom Jahre 1617 zugesichert hatte (s. S. 137), auch noch den Besitz der Rheinpfalz. So war es von Anfang an zweifelhaft, ob die Friedenspolitik Wallensteins auf die Dauer ihre Herrschaft bei Hofe behaupten werde; jedenfalls zwang sie den Feldherrn zu einer sehr weitgehenden Rücksicht auf den Einfluß der Gegner,

121. Wallensteins Palast in Prag.

Nach einer Originalphotographie.

und sie konnten es als ihren ersten Sieg betrachten, daß Wallenstein den Einmarsch Ferias und die Unterordnung Aldringens unter bayrischen Oberbefehl zugeben mußte, obwohl diese Bildung selbständiger Heere auf deutschem Boden dem Vertrage von Znaim widersprach.

Wallensteins geheime Verhandlungen.

Um so eifriger arbeitete Wallenstein, mit dem Kaiser zunächst noch in Einverständnis, an der Herstellung des Friedens mit den beiden norddeutschen Kurfürsten. Damals hatte Arnim die schlesischen Fürsten und Stände mit sich fortgerissen und den kaiserlichen General Gallas bis an den Rand der Grenzgebirge zurückgeworfen; im Januar 1633 ging er gegen Neiße vor und vereinigte dann seine Regimenter um Schweidnitz zum Einbruch in Böhmen, während er zugleich den Siebenbürgerfürsten Georg Rákóczy zu einem Angriff auf Mähren zu bestimmen suchte. Trotzdem hoffte Friedland sich mit ihm und den Schweden verständigen zu können. Im Mai knüpfte er

Brief Kaiser Ferdinands II. an Wallenstein.

Transskription:

Hochgeborner lieber Oheimb vnd Fürst.

Ich hab aus des Obrs. Philip Friderich Breiners relation Eur. Lb. tragende eifrige intentionen zu fortbeförderung meiner nothwendigen Kriegsobligen sonders gern angehört und vernommen. Auch darauf das Werckh mir also angelegen sein lassen, wie es desselben Wichtigkeit für sich selbsten erfordert, und E. Lb. solches von Ihme Breinern mit mehrem verstehen werden, Wird auch noch nit Unterlassen demselben mit fernern eifer und ernst nochzusetzen, damit die Zeith gewunnen und alles zu baldster endschaft und richtigkeit möglichst vollführt werde. So Ich dieselbe hiemit in antwort erinnern wöllen, und verbleib Ihr sonsten zu aller annemblich gnedigen erweisung geneigt willig.

Geben in meiner Statt Wienn den 29. Jan. Aº 1633.

E. L.

Gutwilliger Freundt

Ferdinand.

Bei diesem Briefe ist besonders auch die Anrede bemerkenswert, in welcher der Kaiser an Wallenstein wie ein Souverän an den andern schreibt.

Hochgeborner lieber Oheimb und Fürst.

Ich hab aus des Obrs: Philip Friderich Breiners relation, Eur L.d tragende eifrige intentiones zu fortbeförderung meiner nothwendigen Kriegsobligen sonders gern angehört und vernommen. Auch darauf das Werckh mir alß angelegen sein lassen, [illegible] es desselben Wichtigkeit für sich selbsten erfordert, und E. L.d solches v. Ihme Breinern mit mehrern verstehen werden, wird auch noch nit unterlassen denselben mit fernern eher und ernst nachzusetzen, damit die Zeith gewinnen, und alles zu beldster endschafft und richtigkeit möglichst volführt wer[illegible] so Ich dieselbe hiemit in antwort erinnern wöllen, und verbleib Ihr sonsten zu aller annemblich gdg. erweisung geneigt willig.

Geben in meiner Statt Wienn den 29 Jan: Ao 1633.

E. L.

Gutwilliger Freundt

Ferdinand

Brief Kaiser Ferdinands II. an Wallenstein.

(K. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.)

im Einverständnis mit nur wenigen seiner Vertrauten, dem Feldmarschall Christian von Ilow (Illo), einem gebornen Brandenburger, und seinem Schwager Graf Adam Erdmann Trtschka (Terzky), durch böhmische Emigranten, den schwedischen Generalwachtmeister von Bubna, den Grafen Matthias von Thurn und den gewandten Unterhändler Jaroslaw Sesyma Raschin von Riesenburg (Schillers Sesin), geheime Verbindungen unmittelbar mit Oxenstjerna an. Bubna und Raschin verhandelten damals mit Wallenstein persönlich in Gitschin, worauf sich Bubna nach Frankfurt a. M. zum schwedischen Kanzler begab. Im wesentlichen liefen diese Pläne darauf hinaus, in Böhmen die alte Wahlfreiheit wiederherzustellen und Wallenstein die Krone zu übertragen, obwohl er das selber als „ein groß Schelmenstück" bezeichnete. Im Reiche sollte der Religionsfriede wiederhergestellt und der Jesuitenorden ausgewiesen werden. Für Sachsen und Brandenburg waren dabei ausgedehnte Gebietserwerbungen in Aussicht genommen. Zu diesen Zwecken sollten beide Parteien ihre Heere „conjungieren" und dem Kaiser einen Frieden in diesem Sinne aufzwingen. In ähnlicher Weise verhandelten die böhmischen Emigranten durch Wilhelm von Kinsky in Dresden mit dem französischen Gesandten Feucquières und dem schwedischen Agenten Laurens Nicolai. Noch war indessen nichts abgeschlossen, als Wallenstein noch im Mai 1633 seinen prachtvollen Palast in Prag mit dem ganzen Prunk eines fürstlichen Hofhalts verließ, um sich über Glatz nach Münsterberg zu begeben. Schon am 7. Juni schloß er einen Waffenstillstand mit Arnim und begann unter dänischer Vermittelung Friedensverhandlungen in Breslau, während er zugleich seine persönlichen Pläne weiter betrieb. Doch kam es mit den Schweden zu keinem Abschluß, weil Wallenstein noch nicht den Zeitpunkt für gekommen hielt, um offen mit dem Kaiser zu brechen, wie es Oxenstjerna zu seiner Sicherung offenbar verlangte, und der Friedländer sandte nach dem Ablauf des Waffenstillstandes sogar seinen General Holke über das Erzgebirge in das ungedeckte Sachsen hinein, das dieser bis nach Leipzig, Halle und Naumburg furchtbar verheerte (August). Indessen wurde bald ein neuer Stillstand auf vier Wochen unterzeichnet, und Holke trat den Rückzug an. Sein plötzlicher Tod in Adorf erschien dem bedrängten Lande wie ein Gottesgericht (8. September). Inzwischen war Arnim mit Oxenstjerna am 11. September in Gelnhausen bei Frankfurt zusammengetroffen, um ihn von Wallensteins geheimen Plänen aufs neue zu verständigen. Der Kanzler wußte die Bedeutung dieser Anerbietungen sehr wohl zu würdigen, aber er hegte begründetes Mißtrauen gegen Wallenstein, und bald sollte sich das rechtfertigen. Denn als Arnim wieder bei diesem eintraf, um die Sache zum Abschluß zu bringen, begehrte der kaiserliche Feldherr plötzlich, daß Arnim mit ihm die Schweden „herausschmeiße". Entrüstet wies das Arnim ab, und man griff wieder zum Schwerte.

Wallenstein erobert Schlesien.

Noch einmal, zum letztenmal, zeigte sich Wallenstein als siegreichen Kriegsfürsten. So bedrohlich erschien die Lage Sachsens einem etwaigen neuen Einfalle aus Böhmen gegenüber, daß Arnim mit dem größten Teile seines Heeres (12 Regimentern Infanterie und 14 Reiterregimentern) dahin aufbrach und bei Pirna an der Straße nach dem Gebirge ein festes Lager bezog. In Schlesien blieb nur der alte Graf Matthias Thurn mit 5000 Schweden und ein paar sächsischen Regimentern an der unteren Oder zurück. Dort bei Steinau (nördlich von Liegnitz) wurde er am 11. (21.) Oktober von Wallenstein mit gewaltiger Übermacht auf beiden Seiten des Stromes angefallen. Seine Kavallerie zerstob auf der Stelle vor den imposanten feindlichen Reitermassen von 8000 Pferden, sein Fußvolk vermochte die Schanzen nicht zu halten, ergab sich mit Sack und Pack, mit 16 Kanonen, 60 Fahnen und allen Vorräten dem Sieger; nur die Oberoffiziere erhielten freien Abzug, und auch den Grafen Thurn, den alten

„Erzketzer und Hauptrebeller", wie man ihn in Wien hieß, die „Fackel dieses unglückseligen Kriegs", wie ihn Schiller nennt, entließ Wallenstein vertragsmäßig aus seinem Lager. Der rasche Sieg lieferte ganz Schlesien in seine Hände — fast unmittelbar nachher kapitulierten Liegnitz und Glogau — eröffnete ihm auch den Weg nach Sachsen und Brandenburg. Krossen und Frankfurt a. O. fielen, die Kroaten streiften durch die Mark bis an die pommersche Grenze. Der Feldherr selbst brach in die Oberlausitz ein, nahm am 3. November Görlitz mit Sturm, am 6. Bautzen durch Übergabe; drohend schickte er sich an, gegen das zitternde Dresden aufzubrechen.

122. Feldmarschall Heinrich Graf Holke.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Nun sandte allerdings der Kurfürst Johann Georg den Herzog Franz Albert von Lauenburg zu Wallenstein, den er in Guben traf, aber auch diesmal blieben die Unterhandlungen vergeblich, da schließlich Brandenburg die Annahme der kaiserlichen Bedingungen zurückwies (Mitte November 1633).

Einnahme von Regensburg im Nov. 1633.

Konnten schon diese fruchtlosen Friedensversuche Wallensteins Ansehen nur schaden, so erschütterte in demselben Augenblicke ein furchtbarer Stoß seine Stellung in ihren Grundfesten. Um die kaiserlichen Streitkräfte von Sachsen abzuziehen, hatte dies mit Bernhard von Weimar einen Doppelangriff auf Böhmen verabredet. Arnim sollte über das Erzgebirge einbrechen, Bernhard gegen Eger vorrücken.

Von dieser Absicht genau unterrichtet und sicher, die Ausführung verhindern zu können, betrachtete Friedland die Furcht des Wiener Hofes vor einem schwedischen Angriff auf Regensburg, den Schlüssel der kaiserlichen Erblande, als unbegründet und schickte erst am 9. November einige Reiterabteilungen nach der Donau. Doch das Unerwartete, kaum zu Vermutende geschah. Schon im Marsche auf Eger begriffen, erfuhr Bernhard von Weimar, daß Regensburg nur schwach besetzt sei. Da wandte er sich nach der Donau, erschien plötzlich vor der Festung, zwang sie durch überwältigenden Angriff binnen zwölf Tagen zur Übergabe und hielt am 5. (15.) November unter dem Jubel der protestantischen Bevölkerung seinen Einzug. Am nächsten Tage veranstaltete er zur Erinnerung an den Tod Gustav Adolfs eine großartige Trauerfeierlichkeit im Dome; dann schob er seine Kolonnen unter furchtbaren Verheerungen die Donau abwärts bis dicht an die österreichische Grenze vor. Unbeschreiblich war der Eindruck des Ereignisses in Wien und München, und ein Eilbote nach dem andern flog nach dem Norden, um Wallenstein herbeizurufen. Der Friedländer zögerte nicht. Er durfte die österreichischen Lande nicht gefährden lassen, ohne sich selbst zu schaden; auf der Stelle brach er auf, ging über Leitmeritz und Rakonitz nach Pilsen; von dort eilte er mit 4000 Reitern und auserlesenem Fußvolk am 28. November gegen die bayrische Grenze und war zwei Tage später in Furth. Aber der Anmarsch Bernhards, der darauf brannte, sich mit dem gefürchteten Gegner zu messen, die strenge Kälte, der Mangel an Lebensmitteln zwangen Wallenstein zum Rückzug nach Böhmen; in Pilsen nahm er sein Hauptquartier. — Hier entwickelte sich nun die entscheidende Krisis, die nach wenigen Wochen zur blutigen Katastrophe führte. Sie entsprang in erster Linie aus der unnatürlichen Stellung Wallensteins zu seinem Kaiser, sodann aus seinem Gegensatze zu der spanisch-klerikalen Partei.

Verwickelungen mit dem kaiserlichen Hofe.

Die Umstände begünstigten die Gegner des Feldherrn. Den Frieden, den auch der Kaiser wünschte, hatte er nicht zustande gebracht. Seit dem Falle von Regensburg war Bayern so gut wie verloren, selbst die Erblande erschienen bedroht. So wurde es dem neuen spanischen Gesandten Graf Oñate, der eben erst nach Wien gekommen war, nicht schwer, dies Unglück wesentlich Wallenstein auf die Rechnung zu setzen und seinen verspäteten Zug nach der Donau als böswillige Zögerung darzustellen. Das erwachende Mißtrauen zu beschwichtigen, dazu that Wallenstein gar nichts, sehr viel aber, um nicht bloß die Spanier, sondern auch den Wiener Hof schwer zu reizen. Die kaiserliche Forderung zunächst, statt im erschöpften Böhmen, in Thüringen und Brandenburg Winterquartiere zu nehmen, schlug er rund ab, übrigens mit gutem Grunde, denn sie war, wie die Dinge standen, unausführbar; den General Suys, dem der Kaiser in der ersten Angst direkt befohlen hatte, gegen Bernhard von Weimar vorzugehen, rief er unter Androhung der Todesstrafe zurück. Jetzt kam ihm obendrein zu Anfang Januar 1634 durch Pater Quiroga — und Friedland liebte es gar nicht, politisch-militärische Geschäfte mit Geistlichen zu verhandeln — die Mitteilung zu, im Frühjahr werde sich der Kardinal-Infant Ferdinand von Mailand her durch Österreich nach den Niederlanden in Bewegung setzen, 6000 leichte Reiter der Wallensteinschen Armee sollten zu ihm stoßen. Verstieß das erste gegen die Bedingung seines Dienstvertrags, daß kein selbständiges Kommando neben dem seinen im Reiche bestehen dürfe, so schwächte das zweite sein Heer zu gunsten der verhaßten Spanier. Er lehnte also beides ab. Indem er sich jedoch so den Befehlen seines Kriegsherrn widersetzte, arbeitete er seinen zahlreichen Feinden in die Hände. Einen so eigenwilligen Feldherrn wollte der Kaiser nicht länger dulden; war er schon Ende Dezember mit dem Entschlusse umgegangen, im Oberbefehl eine Veränderung vorzunehmen, so brachten die letzten Verhandlungen in der Verbindung mit der Drohung Oñates, Spanien werde

dem Kaiser jede Hilfe entziehen, wenn er auf Wallensteins Friedenspläne eingehe, ihn zur Reife. Dazu gesellten sich die drückendsten Geldverlegenheiten. Schon im Frühjahr 1633 hatte die Armee so hohe Soldrückstände zu fordern, daß sie zum Ausmarsch sich erst dann entschloß, als Wallenstein die Bürgschaft übernahm. Wie nun aber diese Forderungen zu befriedigen seien, wußte in Wien niemand zu sagen, es sei denn, daß man zu dem alten Mittel, zu umfassenden Konfiskationen, seine Zuflucht nahm. Zu ihnen zu gelangen, gab es nur einen Weg: den Sturz Wallensteins. So wirkten die verschiedensten Beweggründe zu einem Ziele; die drängenden Geldverlegenheiten, die Verstimmung des Kaisers über die Eigenwilligkeit des Feldherrn, endlich die spanisch-katholische Politik, die den Frieden mit den Ketzern verabscheute, Österreich fest an Spanien ketten wollte und kein Auge hatte für den Jammer des zertretenen Deutschland. So vollständig beherrschte sie wieder das Kaiserhaus, wie einst in Karls V. Tagen.

Wallensteins letzte Pläne.

In der Erkenntnis der von Wien her drohenden Gefahr hatte Wallenstein schon im Dezember 1633 die abgebrochenen Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen wiederaufgenommen. Er wollte das „Dominat" der Spanier brechen, die Pfalz wiederherstellen, den Bischöfen (der Liga) ihre Stifter zurückerstatten, an Schweden die „Meerporten", also Pommern, geben, Brandenburg dafür anderweit entschädigen. Sachsen sollte die beiden Lausitzen, sowie Magdeburg und Halberstadt behalten, Bernhard von Weimar etwa im Elsaß oder in Bayern entschädigt werden. Aber Graf Thurn, der im Januar 1633 darüber mit Oxenstjerna in Mainz verhandelte, fand es schwer, „das gefallene Vertrauen aufzurichten", und in Halberstadt gab dann der schwedische Kanzler gegenüber Bubna zwar seine Bereitwilligkeit zu erkennen, sich mit Wallenstein zu verbinden, doch nur unter der Bedingung, daß dieser zuvor mit dem Kaiser breche. Wollte das Wallenstein, dann war es nur unter einer Bedingung möglich: er mußte seines Heeres unbedingt sicher sein. An der Frage also, ob Friedland sich im Kommando behaupten könne, hing eine welthistorische Entscheidung.

Revers von Pilsen.

Er war fest entschlossen dazu. Am 12. Januar 1634 versammelte er seine Oberoffiziere, im ganzen 57, in Pilsen. Durch Feldmarschall Ilow (Illo) ließ er ihnen die kaiserlichen Forderungen und seinen Entschluß zum Rücktritt mitteilen. Die Obersten, in erster Linie besorgt, ihre sehr ansehnlichen Vorschüsse und Rückstände zu verlieren, erklärten, das dürfe nicht geschehen, sie unterzeichneten fast alle (49) einen Revers, der sie verpflichtete, bei ihrem Feldherrn auszuharren, damit ihm kein Schimpf widerführe; sie thaten es in ihrem eignen Interesse, meist vor dem Bankett, nicht im Taumel eines Rausches; sie empfingen dagegen die feierliche mündliche Versicherung Wallensteins: er habe nichts gegen den Kaiser oder die katholische Religion vor, nur den Frieden mit Sachsen und Brandenburg wolle er auf seine Weise zustande bringen.

Die Urschrift dieses Reverses, wie auch die des zweiten vom 19. Februar, befindet sich jetzt in der gräflich Schaffgotschen Bibliothek zu Warmbrunn, der Besitzung des ehemaligen kaiserlichen Generalwachtmeisters Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch, der das Aktenstück mitunterzeichnete. Die durch Schiller berühmte „Klausel", wodurch sich die Offiziere die Verpflichtung gegen den Kaiser vorbehielten, stand nur im ersten Entwurf des Schriftstückes und wurde den Unterzeichnern gar nicht mit vorgelegt.

Entscheidung am Wiener Hofe.

Da erhielt Graf Oñate von den verschiedensten Seiten, aus Bayern, Savoyen und Böhmen, die verhängnisvolle Meldung: Friedland beabsichtige, sich zum König von Böhmen zu machen.

Dem Spanier kam diese Kunde eben erwünscht, um den letzten entscheidenden Druck auf die Entschlüsse des Kaisers zu üben. Er und Fürst Eggenberg wichen jetzt den spanischen Vorstellungen und den klerikalen Einwirkungen gegen Wallenstein; jetzt galt der Feldherr schlechtweg als Verräter.

123. Gastmahl der Wallensteinschen Generale am 12. Januar 1634. Nach dem Gemälde von Julius Scholtz.

Aber wie war es möglich, ihm beizukommen, ohne den Gewaltigen zum offenen Aufruhr zu treiben, eben das also herbeizuführen, was man verhüten mußte? Im tiefsten Geheimnis geschah der erste Schritt: ein kaiserliches Patent vom 24. Januar 1634 übertrug an Gallas und Aldringen vorläufig das Kommando, verbot den Obersten,

124. General Graf Matthias Gallas.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Wallenstein zu gehorchen und verkündete allen allgemeine Amnestie, außer dem Feldherrn und zwei andern. Gegen Wallenstein selbst erhielten jene beiden zuverlässigen Generale den Befehl zur „Exekution", doch blieb es ihnen überlassen, ob sie „violenter oder auf anderm Wege" vorgehen wollten. Sie versuchten zunächst den milderen Weg. Während Gallas, Piccolomini, Aldringen und andre Generale unter der Hand den

Versuch machten, eine Anzahl Offiziere und Truppenteile für den Hof zu gewinnen, hatte Piccolomini den Plan, im Verein mit Gallas den gefährlichen Mann in Pilsen zu verhaften; aber er mußte ihn aufgeben, weil Friedland der Garnison des Platzes ganz sicher war.

Peinliche Tage vergingen. Noch war kein offener Schritt zum Abfall gethan worden, noch auch von Wien aus nichts offen geschehen, vielmehr blieb der Kaiser bis zum 17. Februar in amtlichem Briefwechsel mit dem Feldherrn. Entschlossen aber ging Wallenstein auf sein Ziel los. Freilich dachte er jetzt auch daran, sich für den äußersten Fall einen Rückhalt zu sichern: er sandte den Herzog Franz Albert von Lauenburg zu Bernhard von Weimar. Er selbst verpflichtete in einer neuen Versammlung am 18. und 19. Februar seine Offiziere nochmals zur Treue; er sandte anderseits am 18. seinen Neffen Max von Waldstein nach Wien, um sich zu rechtfertigen. Zugleich ergingen nach allen Richtungen seine Befehle, um bis zum 24. die Regimenter um Prag zu versammeln. Hier am Weißen Berge, auf dem Felde der Unglücksschlacht, die Böhmens Rechte und Religionsfreiheit zertrümmert hatte, wollte er den Frieden proklamieren, der sich auf der Gleichberechtigung beider Konfessionen auch in den österreichischen Erblanden, der Wiederherstellung der böhmischen Emigranten, der Sicherung seiner eignen Stellung auferbauen sollte. Wie wollte der Kaiserhof es wagen, seine Anerkennung zu verweigern, wenn die Armee ihren Feldherrn mit starkem Arme aufrecht hielt?

Abfall der Armee.

Wenn sie es that. Daß Wallenstein fest auf ihre Treue baute, daß er sie, die er in des Kaisers Namen geworben hatte, auch gegen den Kaiser fortzureißen meinte, das war der größte Fehler im Exempel des klugen Rechners. Auf die Nachricht von der beabsichtigten zweiten Versammlung zu Pilsen und dem Scheitern des Verhaftungsversuchs war in Wien der letzte Schlag beschlossen worden. Ein kaiserliches Patent vom 19. Februar verfügte die sofortige Entsetzung Wallensteins, Ilows und Adam Trtschkas, und wies alle Offiziere an, sie zu verlassen. Schon am 20. wurde ein kaiserlicher Kommissar ernannt, um Wallensteins und Trtschkas Güter einzuziehen, und — was entscheidend war — es erging durch Graf Oñate von Wien mündlich der Befehl des Kaisers an Aldringen und Piccolomini, sich Wallensteins „lebend oder tot“ zu versichern. Durch die offene Erklärung, Wallenstein sei ein Verräter, schwankend gemacht, fielen die Prager Regimenter ab und schwuren dem Kaiser aufs neue den Eid der Treue. Ihrem Beispiele folgten rasch alle Truppen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Im Augenblicke der Entscheidung versagte dem Feldherrn sein Heer. Es ging zu Ende.

Wallensteins Rückzug nach Eger.

Am 21. Februar war es, da meldete in Pilsen Oberst Sparr, daß Prag verloren sei. Der Eindruck war tief und niederschmetternd. In wildem Zorn brauste Graf Trtschka auf, stumm blickten Ilow und Kinsky zu Boden. Nur Wallenstein verlor seine Haltung nicht. „Ich hatte den Frieden in meiner Hand; Gott ist gerecht!“ sagte er dem Obersten Beck; er verbarg sich nicht, daß er verspielt habe. Doch sein persönliches Interesse gab er keineswegs verloren. Noch verfügte er über mehrere Tausend Mann; Pilsen, Elbogen und Eger, die wichtigste Festung Böhmens nächst Prag, hielt er in seiner Hand, er war kein verächtlicher Bundesgenosse, wenn er sich jetzt, um sich selbst zu retten, den Schweden in die Arme warf. Und das wollte er. Ein Schreiben nach dem andern, immer eiliger, immer dringender — dreizehn Kuriere flogen in diesen drangvollen Tagen zwischen Pilsen und Regensburg hin und her — sandte Ilow an Herzog Bernhard mit der Bitte, er möge zur Vereinigung mit dem Feldherrn auf Eger marschieren, wohin auch Arnim auf die willkommene Kunde von dem Bruche Wallensteins mit dem Kaiser von Sachsen her in langsamen Tagemärschen

Ottavio Piccolomini

125. General Octavio Piccolomini.
Nach einem Gemälde von Franz Leux im Nationalmuseum zu Stockholm.

vorging. Doch nur zögernd und mißtrauisch setzte sich der Herzog in Bewegung; noch meinte er einen Betrug, ein „Schelmstück“ des Unergründlichen befürchten zu müssen.

Nach Eger wollte auch Wallenstein gehen, denn schon drängten kaiserliche Truppen heran. Dort war er den Schweden und Sachsen nahe, die Festung war stark, vielleicht schienen ihm auch die Kommandanten, weil protestantisch, zuverlässiger, jedenfalls war

Die „Pilsener Schlüsse“.

Die beiden sog. „Pilsener Schlüsse“ gehören zu den interessantesten Urkunden, die uns in der Weltgeschichte begegnen. Die Reverse wurden in drei bis vier Exemplaren ausgefertigt, deren eines im Besitze des Grafen Ulrich Schaffgotsch war, der selbst den ersten Schluß mitunterzeichnet hatte. Die Schriftstücke brachten ihrem Inhaber das Verderben; man fahndete nach ihnen, Graf Schaffgotsch, der sich nach dem blutigen Ende des Friedländers nach Schlesien geflüchtet hatte, wurde verhaftet, nach Wien gebracht und dort als Mitschuldiger des Herzogs hingerichtet. Die Urkunden selbst aber blieben in Schlesien und befinden sich noch heute daselbst im Reichsgräfl. Schaffgotschschen Archive zu Warmbrunn.

Die Aktenstücke bestehen aus mehreren Bogen kleinen Kanzleipapieres, die mit einer dünnen Seidenschnur zusammengeheftet sind.

Der vollständige Text des ersten Pilsener Schlusses, in dem sich 49 Generale, Obristen und Regimentskommandeure dem Wallenstein mit Hand und Mund „bis zum letzten Blutstropfen“ verpflichteten, lautet in heutiger Schreibweise:

„Zu wissen hiermit und in Kraft dieses: Demnach wir hierunter beschriebene sämtliche General Offiziere, Obristen und andere der Regimenter Kommandanten gewisse Nachrichtung bekommen, maßgestalt der durchleuchtige, hochgeborne Fürst und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mecklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau &c. wegen vielfach empfangener Disgusti Ihro zugezogener hochschmerzlicher Injurien und wider sie angestellter gefährlicher Machinationen, sowohl verweigerter notwendiger, unentbehrlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittieren und sich zu retirieren gänzlich entschlossen, und aber wir in Erwägung, daß durch solche Ihr fürstl. Gn. vorhabende Resignation nicht allein Ihr Kayss. Mej. Dienst, das bonum publicum und die Khay. Armaden leiden, ja gar unfehlbar zu Grunde gehen, besonders wir auch sämtlich und ein jeglicher insonderheit, als die wir unsere einzige Hoffnung gnädiger Erkenntnis unserer getreuen Dienste jederzeit zu Ihr fürstl. Gn. gesetzet, auf derselben Fürstl. Parola in Hoffnung künftiger Recompens und Ergötzlichkeit all unser Vermögen, zusamt unserem Leben treuherzig dargestrecket, wenn wir dergestalt Ihr Fürstl. Gn. Patrocinii und allzeit verspürter gnädiger Versorg beraubet werden sollten, in äußerste Ruin und Verderben geraten würden, dessen uns auch keine andere Hoffnung machen dürften; insonderheit wenn wir, aller vielfältig deswegen vorgegangener Exempel zu geschweigen, uns allein auf der unlängst von Herrn von Questenberg dahin produzierte Khayss. Instruction und dessen Inhalt reflektieren, solches alles nicht allein mit hoch bestürztem Gemüt vernehmen, besonders auch nicht unbillig, unsere und der ganzen Armada unfehlbare gänzliche Zerrüttung und Untergang zu verhüten, Ihr fürstl. Gn. &c. &c. durch solche vorhabende Resignation alle, uns und unsere armen Soldaten, über den Kopf schwebende Not, Elend und Ruin unterthänig durch (titul.) Herrn Feldmarschall von Ilow &c. und denselben adjungierte hier Obriste, also Herrn Obristen Mohrwaldt, Breda, Losi und Henderson remonstrieren und daraus dergestalt uns nicht zu lassen, besonders weiter mit Ihrer Gnade, Huld, Protektion und väterlicher Fürsorge uns beizuwohnen, jehnlich ersuchen und bitten lassen, Ihr Fürstl. Gn. &c. auf unser unnachlässiges, jehnliches Flehen und Bitten Ihro zu mehrberührter Resignation stattlich angeführte sehr bewegliche Motiven soweit zurückgesetzet, daß Sie noch eine Zeit lang, damit Sie sehen, was für Mittel zur Unterhaltung der Armada geschaffet werden möchten, bei uns zuvor bleiben und ohne unser ausdrückliches Vorwissen und Willen von uns und der Armada sich nicht zu begeben gnädig sich resolvieret: Als thun wir auch hingegen uns sämtlich und ein jeglicher insonderheit kräftigster, beständigster Form Rechtens und anstatt eines körperlichen Eids hiermit verpflichten, bei hochgedachter Ihr Fürstl. Gn. &c. desfalls ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weise von denselben uns zu separieren, zu trennen noch trennen zu lassen, besonders alles dasjenige, so zu Ihrer und der Armada Conservation gereichet, neben Ihr Fürstl. Gn. &c. äußerster Möglichkeit zu befördern und bei, neben und für dieselbe alles unsers bis den letzten Blutstropfen ungespart aufzusetzen, wie wir denn auch, im Fall einer oder der andere unseres Mittels diesem zuwiderhandeln und sich absondern wollte, sämtlich und ein jeder insonderheit den oder dieselben wie treulose, eidesvergessene Leute zu verfolgen und an dessen Hab und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen schuldig und verbunden sein sollen und wollen. Solches alles ehrbar und ohne alle Gefährde aufrichtig zu halten, haben wir zu mehrerer Bestätigung dieses eigenhändig unterschrieben und besiegelt. So geschehen im Hauptquartier Pilsen, den zwölften Januarii Anno 1634.

(Folgen die Unterschriften.)

Der zweite Pilsener Schluß ist eine abschwächende Erklärung des ersten. Er zeigt an der Spitze Wallensteins eigne Namenszeichnung, trägt aber sonst nur die Unterschriften von 30 Obristen; unter andern fehlten bereits Piccolomini, Isolani und Butler.

Die letzten zwei Seiten des „ersten Pilsener Schlusses“.

Transskription.

vnßers mittelß diesem zuewieder handeln, vnndt sich absondern wolte, sambtlich vndt ein ieder inn sonderheit, den oder dieselbe wie treuloße Aydts vergeßene Leuth zuuerfolgen vndt an deßen Haab undt Güethern, Leib vndt Leben vnß zurechnen schuldieg vndt verbunden sein sollen vndt wollen. Solches alles Erbar vndt ohn alle gefehrde aufrichtieg zue halten, haben wir zue mehrer bestettiegung dieses Eygenhandlich vnterschrieben vndt Besiegelt. So geschehen im Haubt Quartier Pilsen, den zwölfften January Anno 1634.

Julius Heinrich, Herzog zu sachsen.

Ch. v. Ilow.

Hanss Vlrich Schaffgotsch.

O. C. Piccolomini.

Joan Ernst H. v. Scherffenberg.

E. G. v. Sparr.

Adam Trczka.

R. Fr. v. Morzin.

Suys.

Joan Lodouico Isolano.

G. H. v. Scherffenberg.

Fr. Wilhelm Mohr vom Waldt, Obr.

Hans Rudolff v. Bredav.

W. Lamboy.

Gonzaga.

Johan Beck.

v. Wolff.

A. Waeuell, Obr.

Jh. v. Wiltberg.

Florent de la Fosse.

John Henderson.

Walter Butler, Col.

Montar v. noyrel.

Julio Diodati.

Buryan Ladislaw von Waldstein.

Hans Kharl von Prjchowycz.

la Tornett.

J. G. Rauchhoupt.

Petrus v. Lossy.

Sebestyan Kosseczky.

Marcus Corpesz.

A. Gordon.

Georg Friderich von Milheim, Obl.

Johann Vlrich bissinger, O. L.

M. W. v. Teufel.

de la mouilly.

Siluio Piccolomini.

Johan Wangler, Oberstleutn.

J. Heinrich v. u. zu Schütz.

Tobias von Gissenborg.

Juan de Salazar.

Hs. von Waldenfelss.

Lucas Notario.

Don Felipi Corrasco dessineros.

Carl Balbiano.

Johan Jacob von Rodell zu Rodell.

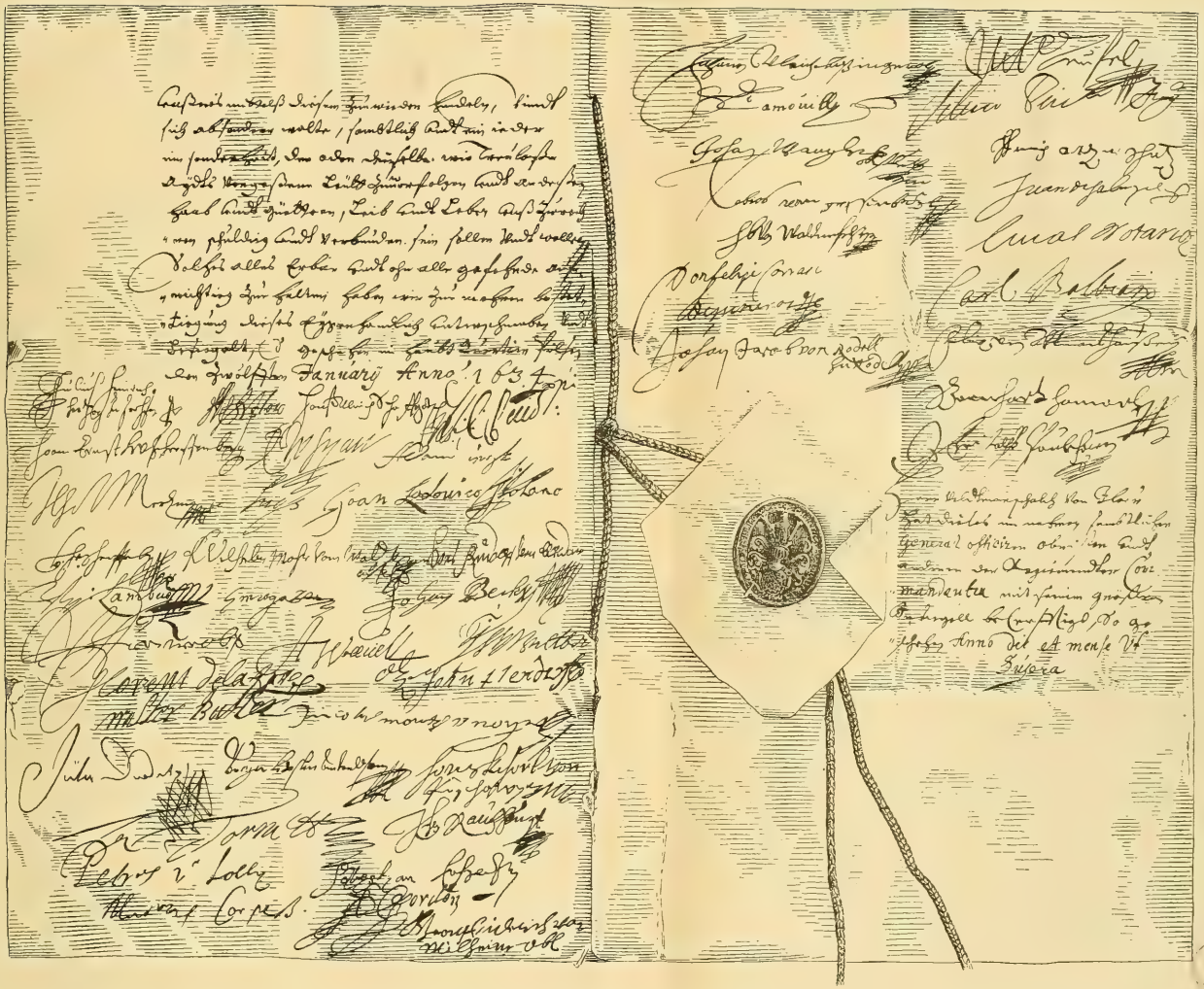
Felix von Altmanshaussen.

Bernhart Hamerl.

J. Christoph Peukher.

Siegel.

Herr Veldtmarschalch von Ilow hat dieses im nahmen sambtlicher Generalofficiren Obristen vndt anderen der Regiemendter Commandanten mit seinem größern Insiegell becrefftigt. So geschehen Anno die et mense vt supra.



Faksimile der letzten zwei Seiten des „ersten Pilsener Schlusses“ mit den Unterschriften der 49 Offiziere Wallensteins.

die Bürgerschaft erst vor kurzem mit Gewalt zur Annahme des Katholizismus gezwungen worden und daher dem Kaiser abgeneigt. So brach er am Vormittage des 22. Februar mit etwa 2000 Mann von Pilsen auf, selbst verstimmt und gichtleidend; in einer Sänfte machte er den Weg. Unterwegs bei Mies, wo er nächtigte, zwang er das irische Dragonerregiment des Obersten Walther Butler, das auf seinen Befehl von Kladrau her nach Prag marschieren wollte, sich ihm anzuschließen; er ahnte nicht, daß es sein Henker war, den er da mit sich führte. Am Nachmittage des 24. zog er in Eger ein und nahm sein Hauptquartier in dem stattlichen Hause des verstorbenen Ratsherrn Alexander Pachhälbel am großen Ringe, und zwar im ersten Stock nach dem Markte hinaus rechts vom Eingange; im Nebenhause wohnten Ilow und Trtschka mit ihren Frauen. Butlers Dragoner, denen man nicht recht traute, lagerten vor den Thoren, nur der Oberst mit den Standarten war in der Stadt, mehr als Geisel, denn als Bundesgenosse. Die Posten an der Grenze wurden zurückgezogen, und noch am Abend ließ Friedland den Oberstwachtmeister Leßley, den Oberstleutnant Gordon und Butler rufen und teilte ihnen seine Absichten mit. Die gewissenhaften schottischen Calviniſten schwankten; sie verhehlten ihre Bedenken nicht und erklärten noch am 25. Februar früh dem Feldmarschall Ilow offen ihren Standpunkt. Es war nicht möglich, ihnen eine bestimmte Zusage zu entlocken, sie dachten sogar an Flucht, um sich der peinlichen Lage zu entziehen.

Die Mordnacht in Eger.

Da trat die finstere Gestalt des Obersten Butler an sie heran. Aus einem vornehmen irischen Geschlecht entsprossen, eifrig katholisch und, obwohl ein Fremder, entschieden kaiserlich gesinnt, hatte er zwar Wallensteins Achtung, nie aber sein Vertrauen genossen. Als er sich ihm unterwegs anschloß, geschah es mit dem Vorsatz, diesen gefährlichsten Feind des Hauses Habsburg unschädlich zu machen, so oder so; ob er dazu den direkten Befehl von Piccolomini, den dieser am 23. Februar durch Butlers Beichtvater P. Taaffe von Mies aus an ihn ausfertigte, noch erhalten hat, ist im Grunde gleichgültig; jedenfalls war er gewiß, im Interesse des Kaisers und der klerikal-spanischen Partei zu handeln. Aufs lebhafteste stellte er den beiden Schotten die Gefahren der Lage vor Augen, und mußte doch auch betonen, Wallenstein zu verhaften, sei bei der Stärke seiner Truppen und der Gesinnung der Bürgerschaft unmöglich. In finsteres Sinnen verloren stand Leßley, stumm, unentschlossen Gordon, lauernd beobachtete sie Butler. Da bricht Leßley das ratlose Schweigen mit dem Rufe: „Laßt uns sie töten, die Verräter.“ Eifrig stimmt Butler bei — ihm nahm der Schotte das Wort vom Munde — zögernd gab Gordon nach. Die furchtbare That ward beschlossen, Butler versprach dazu Leute seines Regiments zu stellen und ließ mit 100 Mann die Burg heimlich besetzen.

Die Verhältnisse lagen günstig. Arglos hatten sich Wallensteins Vertraute, Ilow, Trtschka, Kinsky und Niemann, ihr Geheimsekretär, für den Abend bei Gordon zu Gaste geladen, lebte man ja doch in der Zeit fröhlicher Fastnachtsschmäuse; an seiner eignen Tafel auf der Burg, die auf steilem Felsen hoch über dem Egerflusse ragt, wollte Gordon seine Gäste ermorden lassen. Es war in den ersten Abendstunden, als sie dort in einer der breiten Fensternischen des großen Rundbogensaales, im alten Pallas Friedrich Barbarossas, sich zu Tische setzten. Noch genossen sie eine Stunde heiteren Mutes; ihre Gedanken flogen weit voraus in eine glänzende Zukunft, sie brachten Trinksprüche aus auf Wallenstein und auf Bernhard von Weimar, den nunmehrigen Bundesgenossen.

Da wurden gegen 9 Uhr Leßley die Schlüssel des Burgthores überbracht, es war das verabredete Zeichen. Die Seitenthüren des Saales fliegen auf, Dragoner Butlers dringen herein, den blanken Stoßdegen in der Faust. Jäh gellt ihr Ruf: „Viva

Kaiser Ferdinando!“ den überraschten Gästen in das Ohr. Sie greifen nach dem Degen, aber noch ehe sie zum Widerstande fertig sind, fallen sie bereits unter den Streichen der Iren. Nur Trtschka reißt die Waffe von der Wand, wie ein Verzweifelter fechtend sinkt auch er. Den Rittmeister Niemann, der bis auf den Hof entkommen ist, streckt dort ein Schuß der Wache zu Boden. In wenigen gräßlichen Minuten war alles vorüber.

Die Getreuen lagen in ihrem Blute, noch blieb ihr Führer. Leßley eilt nach der Hauptwache, um die Leute dort zu unterrichten und für den Kaiser in Pflicht zu

126. Die Burg von Eger von der Nordseite.

Nach „Beiträge zur Geschichte Böhmens“.

Das Hauptgebäude (Pallas) im Vordergrunde hatte ursprünglich noch einen Oberstock aus Fachwerk mit hohem Dach. Dahinter sieht man die berühmte romanische Doppelkapelle und noch weiter links den aus dem schwarzen Lavagestein des nahen Kammerbühls erbauten Wartturm, den ältesten Teil der Burg.

nehmen, Butlers Dragoner besetzen die Straßen. Der Sturm, der um Giebel und Schornsteine heulend durch die schwarze Nacht einherfährt, verschlingt jedes Waffengeräusch. Noch einmal haben da im letzten Augenblick die Verschworenen Rat gehalten, ob sie Wallenstein nicht schonen, ihn nur gefangen nehmen sollten; aber die Nähe der Schweden, die Stimmung seiner eignen noch ahnungslosen Truppen machten jeden milderen Ausweg unmöglich, man schritt zur That. Major Geraldin und Butler besetzten die Zugänge des Hauses am Markte, dann stiegen Hauptmann Deveroux und sechs Dragoner mit Partisanen bewaffnet die große Treppe hinauf zum ersten Stock. Eben hat der Kammerdiener dem Feldherrn den Schlaftrunk gebracht, als er zurückkehrend auf dem Flur den Bewaffneten begegnet. Ein rascher Stoß macht ihn stumm, die Thür zum Vorzimmer wird gesprengt, die Mörder dringen ein. — —

Wallenstein war aus dem Bette gesprungen, wahrscheinlich beunruhigt durch das Jammergeschrei aus dem Nebenhause, wo eben die Gräfinnen Trtschka und Kinsky das Ende ihrer Männer erfahren hatten, er stand am Fenster, vielleicht um die Wache zu rufen; da sah er Deveroux vor sich mit gefällter Hellebarde. „Schelm und Verräter, du mußt sterben!“ schreit ihm der entgegen. Da breitet der Feldherr die Arme weit aus und ohne einen Laut empfängt er den tödlichen Stoß mitten in die Brust. Er starb als Soldat und als Fatalist; ohne den leisesten Versuch zu hoffnungsloser Gegenwehr ergab er sich in sein Schicksal.

So fiel der gewaltige Kriegsfürst, der acht Jahre hindurch die Welt mit dem Rufe seiner Thaten und Entwürfe erfüllt, der zweimal dem Kaiser ein Heer geschenkt, der allein den Siegeslauf Gustav Adolfs gehemmt hatte, durch den Stahl seiner eignen Die Konfiskationen.

127. Wallensteins Ermordung.

Verkleinertes Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Merian.

Soldaten. Der kaiserliche Hof erkannte den Mord als berechtigte Exekution an, belohnte reichlich die Mörder und verteilte die eingezogenen Güter Wallensteins und seiner vornehmsten Anhänger, darunter die des schlesischen Grafen Schaffgotsch, der im Juli 1635 in Regensburg hingerichtet wurde, obwohl ihm keine besondere Schuld nachzuweisen gewesen war, an die Offiziere, die durch ihren Abfall vom Friedländer die Sache des Kaisers gerettet hatten.

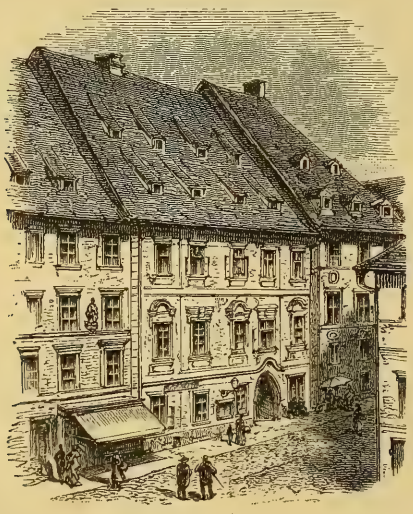
Das eingezogene Gesamtvermögen Wallensteins wurde (wahrscheinlich sehr niedrig) auf 8661113 Gulden eingeschätzt, doch fehlen dabei noch manche bedeutende Posten. Trtschkas Vermögen betrug etwa 4 Mill. Gulden, Illos ungefähr 134000 Gulden, der Gesamtertrag der Konfiskationen gegen 14 Mill. Gulden. Graf Gallas erhielt die große Herrschaft Friedland mit Reichenberg und Grafenstein, die seine Nachkommen, die Grafen Clam-Gallas, noch jetzt inne haben, Aldringen Teplitz, den jetzigen Besitz der von seiner Schwester Anna abstammenden Fürsten von Clary-Aldringen, Butler das schlesische Friedberg mit dem Grafentitel, Piccolomini Nachod mit 100 000 Gulden. Gitschin fiel an den Grafen von Traut-

mannsdorf. Das verhältnismäßig Wenige des großen Besitzes, das die Familie Wallenstein oder, wie sie sich selbst noch heute nennt, Waldstein behauptete, blieb teils seiner Tochter Marie Elisabeth, die sich mit dem Grafen Rudolf von Kaunitz verheiratete (Böhmisch-Leipa), teils seinem Neffen Max von Waldstein, von dem die noch heute bestehenden Grafen Waldstein-Münchengrätz und die 1891 in ihrem männlichen Zweige ausgestorbene Linie Waldstein-Dux abstammen.

Eine ziemlich ungeschickte Verteidigungsschrift sollte nachträglich die blutige That von Eger vor der Welt rechtfertigen.

Rückblick.

Daß Wallenstein mit höchst bedenklichen Plänen umgegangen ist und sich in geradezu hochverräterische Verhandlungen mit den Gegnern des Kaisers eingelassen hat, das läßt sich heute nicht mehr in Abrede stellen. Aber seine sittliche Schuld ist geringer, als es auf den ersten Blick scheint. Von Anfang an war seine Stellung zum Kaiser ganz ungewöhnlich und unklar, und im zweiten Generalat steigerte sich das noch weiter bis zum Unerträglichen. Ein Feldherr, der vom Kriegsherrn nicht etwa an die Spitze eines schon vorhandenen Heeres gestellt worden war, sondern das Heer aus dem Nichts erst schaffen mußte, der war thatsächlich nicht der Diener, sondern der Herr seines Kriegsherrn, und der konnte schwer der Versuchung widerstehen, auch seine eigne Politik zu machen, zumal, wenn er als Reichsfürst auch noch eine selbständige politische Stellung behauptete. Ein solches Verhältnis konnte kaum anders als gewaltsam gelöst werden. Und nach dem Urteile der Zeit beging der Kaiser kaum ein Unrecht, sondern übte nur seine oberstrichterliche Gewalt in unregelmäßiger Form aus, wenn er den zwar nicht gerichtlich, aber durch andre Mittel für seine Auffassung sicherlich des Hochverrats überführten Feldherrn, dem auf andre Weise schwerlich beizukommen war, kurzerhand niederstoßen ließ, wie es anderwärts früher und später auch geschehen ist (vgl. Bd. V, S. 623 u. 670).



128. Wallensteinhaus (jetzt Rathaus) in Eger.

Die Gestalt der Fenster im ersten Stock, wo Wallenstein wohnte, ist jetzt geändert. Die Dielung des Sterbezimmers zeigte noch im vorigen Jahrhundert die Blutspuren, doch wurde sie damals herausgerissen und durch eine neue ersetzt.

Freilich, wem Wallensteins Tod am meisten zum Vorteil gereichte, das bewies der laute Jubel der siegreichen spanisch-katholischen Partei. „Eine große Gnade, die Gott dem Hause Österreich erwiesen hat", rief der spanische Gesandte Oñate bei der Nachricht aus; „ein sehr wichtiger Dienst ist der Sache Gottes und des Kaisers von den Fremden geleistet worden", schrieb Piccolomini. In der That waren es Fremde, Spanier, Italiener, Schotten und Iren, nicht Deutsche, die den Mord des Friedländers ersannen und ausführten; die Deutschen haben das Scheitern seiner Friedenspläne mit vierzehnjähriger Fortdauer des unsäglichen Kriegselendes zu bezahlen gehabt, und auch das Haus Habsburg mit der Erkenntnis, daß die wichtigsten Grundlagen, die Wallenstein dem Frieden hatte geben wollen, unvermeidlich seien. Jetzt freilich herrschten am Wiener Hofe die Spanier und die Klerikalen; Fürst Eggenberg, lange Zeit Wallensteins beste Stütze, trat zurück und starb schon am 18. Oktober 1634 in Laibach.

* * *

Mit Wallensteins Tode gingen dem Kaiser die Eroberungen des Jahres 1633 rasch wieder verloren. Die Sachsen siegten bei Liegnitz (13. Mai 1634), nahmen Glogau, und Schlesien stellte sich unter ihren Schutz. Am Oberrhein eroberte der Rheingraf Otto Ludwig Philippsburg, das südliche Elsaß und Freiburg im Breisgau, während Hagenau und Zabern Frankreichs Hilfe anriefen. Gleichzeitig besetzten die Franzosen ganz Lothringen, wo Herzog Karl zu gunsten seines Bruders, des Kardinals Franz, dem Throne entsagt hatte.

Schlacht bei Nördlingen (1634).

Auch im Reiche gewann die französische Politik mehr und mehr Einfluß und zwar im Kampfe mit Schweden, dem auch Kursachsen entgegen arbeitete. So gelang es der kaiserlichen Kriegführung, über die uneinigen Gegner einen vollkommenen Sieg zu erfechten und damit den Schweden alle Früchte vierjähriger Anstrengungen mit einem Schlage zu entreißen. König Ferdinand (III.) von Ungarn (geb. 13. Juli 1608), der nach Wallensteins Tode den Heerbefehl übernommen und der Armee durch eine neue Heeresordnung einen strengkatholischen Charakter aufgedrückt hatte, vereinigte sich bei Ingolstadt mit den Bayern und brachte am 16. (26.) Juli 1634 das feste Regensburg zur Übergabe. Bernhard und Gustav Horn, bei Augsburg vereinigt, aber durch die Belagerung und Erstürmung Landshuts aufgehalten (22. Juli), kamen zu spät und mußten sich nach Augsburg zurückziehen. Sie vermochten dann auch nicht zu hindern, daß, wie längst beabsichtigt, der Kardinal-Infant Ferdinand von Spanien auf seinem Marsche von Mailand nach den Niederlanden über die Tiroler Pässe hereinbrach und vor Nördlingen mit der kaiserlich-bayrischen Armee zusammentraf. Um die wichtige Stadt zu retten, kamen Bernhard und Horn heran, und obwohl sie schwächer waren als die Gegner (20 000 Mann gegen 35 000 Mann), so drängte doch der Weimaraner, ohne die Ankunft des nahenden Rheingrafen abzuwarten, den vorsichtigeren Genossen zum Angriff. Nach hartem Kampfe erstürmten sie am 26. August (5. September) die feindliche Stellung auf dem Arnsberge, einem langgestreckten Höhenzuge südlich von der Stadt, aber statt nun ruhig die Trennung der schwererschütterten feindlichen Heere abzuwarten, die gar nicht lange vereinigt bleiben konnten, weil den Spaniern der Marsch nach den Niederlanden für die Hauptsache galt, erneuerte Bernhard am 27. August (6. September) die Schlacht durch den verwegenen Sturm auf die waldigen Höhen nördlich des Arnsberges und erlitt in mörderischem Kampfe eine vollkommene Niederlage. Er selbst entkam verwundet, Horn geriet in Gefangenschaft, mit ihm zahlreiche hohe Offiziere und 6000 seiner Leute, 10 000 blieben tot und verwundet, 80 Geschütze, das ganze Gepäck und 300 Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Das schwedische Heer war vernichtet, alles, was seit 1631 in Süddeutschland

erobert worden, rettungslos verloren. Die Kaiserlichen überrannten in den nächsten Monaten alles Land bis zum Main und Rhein, Schwaben, Hessen und die Pfalz. Auch Bernhards schönes Herzogtum Franken ging natürlich verloren. Bernhard selbst war nach Württemberg geflüchtet und sammelte dort an Truppen, was er konnte; er

129. Der „Kardinal-Infant" Ferdinand von Spanien, der Sieger von Nördlingen. Nach einem Gemälde A. van Dycks gestochen von John Paine.

betrachtete das Heer als das seinige, und die entmutigten Soldaten hatten nichts dagegen einzuwenden, weil sie alles Vertrauen zu der schwedischen Führung verloren hatten.

Bernhard von Weimar im Bunde mit Frankreich.

Der Krieg konnte zu Ende sein, wenn die kaiserliche Politik aufrichtig die Versöhnung wollte und, gestützt auf die Reichsstände, die fremden Mächte hinausdrängte. Doch einerseits hinderte begründetes Mißtrauen viele der Süddeutschen am Anschluß an Österreich, anderseits hielt der Eigennutz der Fremden, zumal Frankreichs, sie beim

Kriege fest. Bei diesem fand jetzt Hilfe, wer sich dem Kaiser nicht unterwerfen wollte, nachdem die schwedische Macht in Süddeutschland zerbrochen war, und tiefer und tiefer bohrte sich die französische Herrschaft in den siechen Körper des Reiches ein. Unbedacht und ohne jede entsprechende Gegenleistung räumte Anfang Oktober der Rheingraf seine Eroberung, das Oberelsaß, den Franzosen ein, und auch Schweden sah sich gezwungen, ihnen maßgebenden Einfluß auf den Krieg zu gestatten, obwohl Oxenstjerna lange widerstrebte. Nach dem Pariser Vertrage vom 24. Oktober (1. November) 1634 verpflichtete sich Frankreich dem Heilbronner Bunde gegenüber, 12000 Mann unter einem deutschen Reichsfürsten nach Süddeutschland zu entsenden und eine einmalige Zahlung von 500000 Livres zu leisten; dafür erhielt es Sitz und Stimme im Bundesrat und das ganze Elsaß mit Breisach und Konstanz für die Dauer des Krieges. Den Oberbefehl über das Bundesheer übernahm Bernhard von Weimar. Nicht mehr Schweden, sondern Frankreich leitete seitdem den Krieg im Südwesten, und in greuelvollem Getümmel rangen nun mit schwankendem Glück die Heerscharen um die alten Städte am Oberrhein.

Friede von Prag (Mai 1635).

Nur im Norden gelang es der kaiserlichen Politik, den Sieg von Nördlingen zu einem großen politischen Erfolge auszunutzen: Sachsen vollzog seinen längst vorbereiteten Abfall von Schweden, gewiß von eigennütziger oder doch kurzsichtiger Berechnung geleitet, aber auch von der richtigen Erwägung, daß die Fortsetzung des Krieges wesentlich den Fremden zu gute komme. Nach langen Verhandlungen, zuerst in Leitmeritz, dann in Pirna, endlich in Prag, wobei Arnim die sächsische Sache führte, kam am 20. (30.) Mai 1635 der Friede von Prag zustande, in vielen Punkten nach den Anschauungen Wallensteins, im ganzen aber für die Protestanten ein trauriger Notbehelf und ihrer Sache wenig günstig. Er hob das Restitutionsedikt der Sache nach auf, aber er sicherte das Ergebnis der Gegenreformation in den österreichischen Erblanden, gab also die dortigen Evangelischen preis, denn er traf die Bestimmung, daß alle Kirchengüter, die nach 1552 eingezogen worden waren und am 22. November 1627 sich in den Händen der Evangelischen befunden hatten, ihnen auf vierzig weitere Jahre verbleiben sollten. Im besonderen blieb dem sächsischen Prinzen August das Erzstift Magdeburg, während Leopold Wilhelm, der Sohn des Kaisers, Halberstadt behauptete. Das Stimmrecht der protestantischen Stiftslande sollte währenddem ruhen. Die entscheidende Frage, die ganz besonders den Krieg verschuldet hatte, blieb also wieder unentschieden und der Keim neuen Zwistes. Allerdings wollte man einen Ausgleich versuchen; gelang er nicht, so sollte jeder Teil im Besitz dessen bleiben, was er hatte. Von einer Ausdehnung des Religionsfriedens auf die Reformierten war natürlich gar keine Rede; sie blieben also nach wie vor rechtlos. Sachsen erhielt außerdem die 1623 ihm verpfändeten Lausitzen, diese als königlich böhmische Lehen und mit der Bestimmung, daß es die dort noch erhaltenen katholischen Stifter und Klöster in ihrem Zustande unter königlich böhmischem Schutze belasse, und daß die Lande nach dem Aussterben des dermalen regierenden albertinischen und des damaligen sachsen-altenburgischen Hauses im Mannesstamm von der Krone Böhmen gegen Zahlung der alten Pfandsumme (800000 Thaler) zurückgefordert werden könnten. Auch die Wiederherstellung der Pfalz wurde nicht erreicht, und von der allgemeinen Amnestie, die der Kaiser gewährte, blieben der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden-Durlach und die noch rebellischen Erbunterthanen des Kaisers ausgeschlossen. Demnach blieb die katholische Mehrheit im Kurfürstenrate ebenso bestehen wie im Fürstenrate, also die Katholisierung der Reichsgewalt. Anderseits nahm der Kaiser seine alten Pläne militärischer Obmacht im Reiche wieder auf. Es sollte künftig ein einheitliches Reichsheer von 80000 Mann geben und davon 30000 unter dem erblichen Oberbefehle des Kurfürsten von Sachsen als des Reichserzmarschalls stehen, das ganze Heer aber auf Kosten der Reichsstände unterhalten werden;

nur ihre Festungen sollten die Fürsten mit eignen Truppen besetzen dürfen. Endlich wurden alle Sonderbündnisse und alle Unionen im Reiche aufgehoben, mit Ausnahme des Kurvereins von Rense (1338), der Erbvereine des Hauses Österreich und der Erbverbrüderung zwischen Sachsen, Hessen und Brandenburg. Die Reichsfürsten verloren also ihr altherkömmliches, allerdings reichsgesetzlich niemals anerkanntes Bündnisrecht und jede Möglichkeit einer selbständigen Politik. Sie wurden in strengerem Sinne als jemals Vasallen des Kaisers, kaum mehr als erbliche Verwalter ihrer Gebiete, mit alleiniger Ausnahme des Kurfürsten von Sachsen. Eine habsburgisch-kursächsische Verbindung beherrschte das halb und halb zum Einheitsstaat gewordene und überwiegend katholische Reich. Mit vereinten Kräften gelobten sich noch der Kaiser und der Kurfürst, die Fremden aus dem Reiche zu drängen. Und dieser Friede, der eine ungeheure Umwälzung über das Reich bringen wollte, wurde als Reichsgesetz verkündet, obwohl der Reichstag gar nicht befragt worden war. Da er aber allen Reichsfürsten den Beitritt offen hielt, so vollzogen ihn noch vor Ende des Jahres 1635 Brandenburg, Weimar, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt und die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunschweig, Erfurt, Frankfurt a. M., 1637 auch noch der Herzog von Württemberg, also der größte Teil des evangelischen Deutschland.

Doch der Prager Friede hat den Krieg nicht beendet, sondern verlängert. Denn nicht nur Schweden und Frankreich, gegen die er sich richtete, mußten ihm widerstreben, sondern auch alle die evangelischen Deutschen, die ihre österreichischen Glaubensgenossen und die Reformierten nicht preisgeben und die Katholisierung der Reichsgewalt nicht anerkennen, nicht minder die Fürsten, die von ihren Hoheitsrechten nicht lassen wollten.

Der schwedisch-französische Krieg.

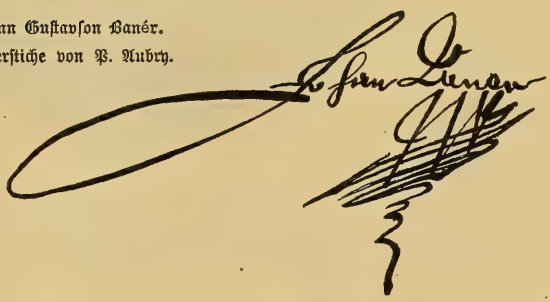
(1635—1648.)

Bündnis zwischen Schweden und Frankreich.

Der Vereinigung der meisten deutschen Reichsstände mit dem Kaiser stellten Schweden und Frankreich die Erneuerung ihres Bündnisses auf drei Jahre gegenüber, das beide Mächte verpflichtete, keinen Sonderfrieden abzuschließen und das jährliche Hilfsgeld Frankreichs auf eine Million Livres feststellte. Bei beiden traten damit die eignen Interessen vollends in den Vordergrund. Der Krieg wurde jetzt also zum großen Teile ein Eroberungskrieg fremder Mächte auf deutschem Boden, obwohl er wesentlich mit deutschen Kräften geführt wurde.

Die bisherige Teilung des Kriegsschauplatzes in einen östlichen und westlichen blieb bestehen, doch das wichtigste, immer wieder ins Auge gefaßte Ziel war der Stoß gegen die kaiserlichen Erblande von Westen und Norden her. Da aber die Kräfte beider Parteien mit der zunehmenden Erschöpfung des Landes schwächer und schwächer werden, keine also im stande ist, eine wirklich durchschlagende Entscheidung herbeizuführen oder das Gewonnene auch nur unverkümmert zu behaupten, so schlagen die Wogen des Krieges immer wieder bald von der Ostsee und dem Oberrhein ins Innere Deutschlands herein, bald wieder zurück nach Norden und Osten, eine so verwüstend wie die andre, aber immer kürzer und kraftloser. Und je weniger ein Sieg wirklich von Dauer ist, desto mehr verlängert sich das blutige Spiel, bis endlich die allgemeine Erschöpfung und die Unmöglichkeit, in dem verwüsteten Lande noch Heere zu ernähren, zum Frieden zwingen.

130. Feldmarschall Graf Johann Gustavson Banér.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von P. Aubry.



Auf dem östlichen Kriegsschauplatze war die Lage der Schweden unter Johann Banér, der mit seinen meist unzuverlässigen Truppen um Magdeburg stand, im Jahre 1635 keineswegs günstig. Während die Kaiserlichen selbst in Pommern eindrangen und Stargard nahmen, drohte der Ablauf des polnischen Waffenstillstandes von 1629 den Ausbruch eines neuen Krieges. Indes gelang es dem französischen Gesandten, dem Grafen d'Avaux, eine Verlängerung desselben auf 26 Jahre zu vermitteln, indem Schweden die preußischen Küstenplätze an Brandenburg herausgab, Polen dagegen auf Livland verzichtete, und Sigismund seinem schwedischen Königstitel entsagte (12. September 1635). Verstärkt durch die Regimenter, die Leonhard Torstenson aus den ostpreußischen

Krieg in Ostdeutschland.

Festungen heranführte, schlug sodann Banér nach einem ersten Erfolge bei Dömitz a. E. (22. Oktober, 1. November), das kaiserlich-sächsische Heer bei Goldberg (Kyritz) in Mecklenburg (17. [27.] November), nahm Havelberg, Werben und Fehrbellin und drang bis Meißen und Thüringen vor, das seine Truppen rachgierig verheerten. Doch im Jahre 1636 führte Hatzfeld bedeutende Streitkräfte nach dem Norden und nahm das vielgeplagte Magdeburg (15. Juli), während anderseits ganz Hessen und die meisten Städte Westfalens besetzt wurden, und der Landgraf Wilhelm von Hessen sich zum Übertritt nach Holland genötigt sah. Abermals warf jedoch der Sieg Banérs bei

131. General Melchior von Hatzfeld.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von P. Aubry.

Wittstock (14. [24.] September) die Kaiserlichen und Sachsen bis nach Thüringen zurück, ja am 1. Januar 1637 fiel Erfurt abermals den Schweden in die Hände, um fortan ihre feste Burg in Mitteldeutschland zu bleiben. Als nun aber der Tod des letzten Pommernherzogs, Bogislaws XIV. (20. März 1637), die altbegründeten Ansprüche Brandenburgs auf dies Küstenland, dessen Besitz doch für Schweden der Preis des langwierigen Ringens sein sollte, aufs neue wachrief, da nahm Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg als „kaiserlicher Generalissimus" Truppen in seine Dienste, und Gallas führte ihm kaiserliche Regimenter zu. Vor ihnen weichend, gewann Banér nur durch verwegene Märsche aus seiner festen Stellung bei Torgau und Wittenberg die untere Oder; aber unvermögend, das Feld zu halten, mußte er sich

auf die pommerschen Küstenfestungen beschränken. Bis auf ihre Ausgangspunkte vom Jahre 1630 waren die Schweden hier zurückgedrängt.

Bernhard von Weimar

Fast hartnäckiger noch gestaltete sich das Ringen der Gegner im südwestlichen Deutschland. Bis zum Jahre 1639 nahmen hier die Pläne und Thaten Bernhards von Weimar das meiste Interesse in Anspruch.

132. Herzog Bernhard von Weimar.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Christian Richter.

Ein Urenkel Johann Friedrichs des Großmütigen und der jüngste von den elf Söhnen des Herzogs Johann von Sachsen-Weimar (geb. 6. [16.] August 1604) hatte er schon im Jahre 1605 den Vater verloren und deshalb unter der Vormundschaft der Kurfürsten Christians II. und Johann Georgs I. von Sachsen seine Erziehung erhalten, die unter Leitung seiner trefflichen Mutter Dorothea Maria von Anhalt (gest. 1617) und des Dr. Friedrich Hortleder vor allem auf die Erwerbung einer festen protestantischen Religiosität gerichtet war und keinen eigentlich gelehrten Charakter trug, obwohl Bernhard Latein, Französisch, Mathematik und Geschichte eifrig

trieb. Nach kurzem Aufenthalte in Jena begab sich Bernhard an den ritterlichen Hof des Herzogs Johann Kasimir von Sachsen-Koburg und trat dann thatendurstig schon 1622 in den Dienst der Heerführer, die für die Wiederherstellung der Pfalz fochten. Später nahm er an dem niedersächsisch-dänischen Kriege und an den Kämpfen in den Niederlanden teil und schloß sich 1631 sofort an Gustav Adolf an, dessen Züge er mit Auszeichnung mitmachte.

Aufrichtig fromm, persönlich unbestechlich, rechtschaffen, und in seiner strengen, von religiösem Geiste getragenen Kriegszucht Gustav Adolf ähnlich, dessen Feldgeschrei „Gott mit uns!“ auch sein Heer annahm, dabei ein tüchtig gebildeter Herr und Gönner der Wissenschaft, fröhlich von Gemüt und voll Thatenlust, ein Menschenkenner von seltenem Scharfblick und doch im Umgange von bestrickender Liebenswürdigkeit, in seiner eleganten Erscheinung und fast zarten Gestalt mit dem feinen, schmalen, blassen Gesicht nnd den dunklen, glänzenden Augen eher einem Gelehrten, als einem Kriegsmanne ähnlich, verband er das Bestreben, die Macht der Habsburger zurückzudrängen mit dem andern, seinem ernestinischen Hause die alte Bedeutung wiederzuerobern. Schon durfte er sich als Herzog von Franken betrachten, als die Schlacht von Nördlingen das Werk jahrelanger Mühen zertrümmerte und ihn selber den Franzosen in die Arme trieb. Doch weit entfernt davon, für Frankreich zu arbeiten, wünschte er vielmehr, sich mit französischer Hilfe selbständig zu behaupten, sie in seinem eignen Interesse auszunützen und die Interessen des Reiches zu wahren. Das mußte freilich mißlingen und ist mißlungen, weil der Herzog als kleiner deutscher Reichsfürst zu schwach war, um die Großmacht Frankreich gegen ihren eignen Vorteil brauchen zu können, und so haben alle Anstrengungen dieses begabtesten unter seinen Standesgenossen nur das traurige Ergebnis gehabt, den Franzosen das obere Elsaß, seine schöne Eroberung, in die Hände zu spielen.

Bernhard im Dienste Frankreichs.

Gleich die ersten Erfahrungen bewiesen, daß er ohne Frankreich nichts vermochte. Den ersten Vertragsentwurf, den ihm Richelieu im März 1635 übersandte, hatte er abgewiesen, weil er ihm eine zu starke Abhängigkeit von Frankreich zumutete; aber die Hilfe der Franzosen mußte er annehmen, weil die Kaiserlichen sogar auf dem linken Rheinufer Fortschritte machten. Mit Lavalette vereinigt, ging Bernhard auf das rechte Rheinufer hinüber und drang bis Frankfurt vor, wurde aber bald zurückgeworfen und mußte sich damit begnügen, die Besatzung von Mainz zu verstärken. Dann ging er, von der kaiserlichen Reiterei fortwährend verfolgt, über Kreuznach nach Metz zurück, wo er am 20. September ankam. So sicher und umsichtig war dabei seine Führung, daß Lavalette in Paris dringend riet, den Herzog dauernd an den französischen Dienst zu fesseln. So schloß nun Bernhard das Bündnis mit den Franzosen in St. Germain (19. Oktober 1635). Gegen die Zahlung von einer Million Livres jährlich versprach er, ein Heer von 18000 Mann deutscher Truppen in französischem Solde aufzustellen, und erhielt dafür die Anwartschaft auf die (österreichische) Landgrafschaft Elsaß. Trotzdem blieben die Kaiserlichen noch lange im Vorteil. Gallas drang tief nach Lothringen vor, wo sich der Herzog Karl mit ihm vereinigte und den Truppen Bernhards bei Dieuze die Schlacht anbot. Doch kam es zu keiner Entscheidung. Gallas zog sich nach dem Rheine zurück, wo noch im Dezember 1635 Mainz wieder in die Hände der Kaiserlichen fiel; Herzog Karl marschierte nach Hochburgund. Im nächsten Jahre 1636 tobte der Kampf besonders im nördlichen Elsaß, in Lothringen, im Elsaß und in Burgund, wobei Bernhard auf der einen Seite Pfalzburg, Saarburg und Zabern eroberte, auf der andern sich im nördlichen Burgund (Franche Comté) festsetzte. — Glücklicher waren die Kaiserlichen am Mittel- und Niederrhein. Obwohl Lüttich ihnen tapfer widerstand, nahmen sie doch im April 1636 Koblenz und brachen dann unter dem verwegenen Reiterführer Johann von Werth in Frankreich ein. Vor einem neuen französischen Heere wichen die Eingedrungenen im September freilich zurück,

Brief des Feldmarschalls Banér an den Bürgermeister und den Rat der Stadt Löbau.

Faksimile des im Besitz der Verlagsbuchhandlung befindlichen Originals.

Wofür Sie denn hiemit gewarnet werden, Ihr
bestes beobachten, Und ein solch Unheil zuuerhüten sich
in der resistentz bey der defension also bezeigen
wollen, wie es zu ihrer erhaltung wirdt gereichen
können, Dagegen Sie auch hinwieder der
Königl: Mayt: und Cron Schweden schutzes
zugeniessen haben, Und sowohl ietzo als allemahl
mit Succurs und hülffe beschützet und Conser-
viret sein und bleiben sollen, Thue die Herren
damit Gottes obacht empfehlen, Datum
Leutmarit den 22. 8bris Ao. 1639.

D. H.
Ew. Fr.

Johan Banier

anderseits waren aber 1637 am Oberrhein die Anstrengungen Bernhards, der nach weiteren Eroberungen in der Franche Comté am 26. Juli zwischen Straßburg und Breisach den Strom überschritten hatte, in den blutigen Kämpfen um die Schanzen bei Wittenweier (östlich von Schlettstadt) gegen Johann von Werth fruchtlos, die Kaiserlichen blieben Meister des Oberrheins, und Bernhard wich wieder auf die linke Seite des Stromes zurück.

133. General Freiherr Johann von Werth.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Der Kampf um Breisach (1638).

Erst der Anfang des Jahres 1638 brachte hier die Wendung. Vor dem belagerten Rheinfelden (oberhalb Basels) von Werth empfindlich geschlagen (19. Februar [1. März]), führte doch der Herzog wenige Tage danach seine Regimenter abermals vor und vernichtete durch plötzlichen Überfall das siegreiche Heer der Kaiserlichen vollständig (21. Februar [3. März]). Werth selbst wurde gefangen nach Paris gesandt, wo man den gefürchteten Feldherrn mit größter Auszeichnung behandelte, aber erst im Jahre 1642 gegen den schwedischen General Gustav von Horn austauschte. Als nun auch Rheinfelden und Freiburg i. Br. gefallen waren, hinderte nichts mehr Bernhard an der Belagerung des festen (Alt-) Breisach, das, auf isolierter vulkanischer Felshöhe inmitten der gesegneten Rheinebene gelegen, die ganze Rheinstraße beherrschte und deshalb auch für die Verbindung der Spanier mit den Niederlanden von der größten Bedeutung war. Doch weder die unausgesetzten Anstrengungen der Kaiserlichen,

die Festung zu entsetzen, noch die todesmutige Ausdauer und Gegenwehr der Verteidiger vermochten Breisach zu retten. Bernhard zog seine Schanzen auf beiden Seiten des Rheins um die Festung zusammen; die heranrückenden Hilfsheere wurden bei Wittenweier (30. Juli [9. August]), Thann (5. [15.] Oktober), zuletzt vor Breisach selbst geschlagen (Oktober). Schon am 9. [19.] Oktober fiel der Brückenkopf durch Sturm in die Hände der Belagerer, am 19. [29.] Oktober forderte Bernhard den tapferen Kommandanten Reinach zur Übergabe auf. Doch dieser wies die Zumutung mehrmals zurück, und erst, als ein Bollwerk nach dem andern gefallen war und in der Stadt Hunger und Verzweiflung entsetzlich wüteten, willigte er in die Übergabe (7. [17.] Dezember 1638). Zwei Tage später hielt Bernhard seinen Einzug in den verödeten, halb-

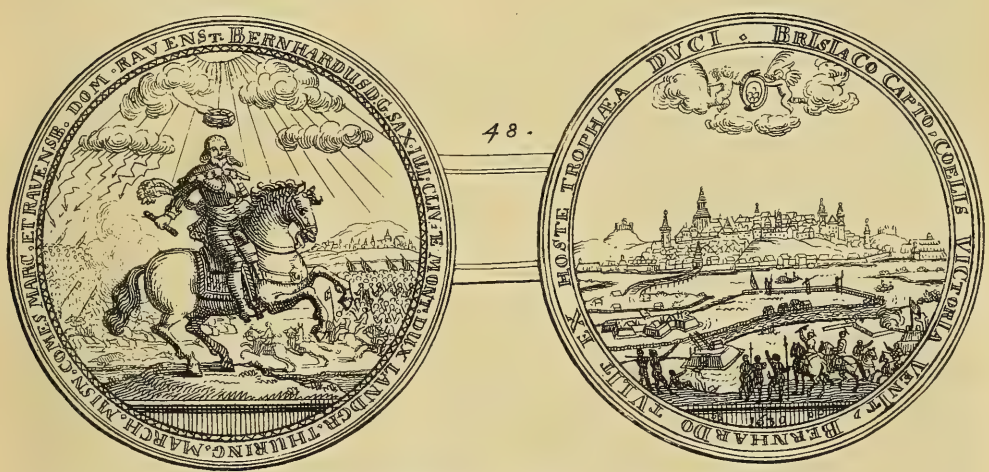
134. Alt-Breisach.
Nach einer Originalphotographie.

zerstörten Platz. Für ihn sollte er die unbezwingliche Hauptstadt eines starken deutschen Fürstentums am Oberrhein werden, er ließ bereits als „Herzog von Sachsen-Breisach" Münzen prägen, und als er nun in den ersten Monaten des Jahres 1639 auch die Franche-Comté mit leichter Mühe vollends erobert hatte, da schienen sich seine kühnsten Hoffnungen verwirklichen zu sollen. Im Besitz der vormals habsburgischen Landschaften, des Oberelsaß und des Breisgaues, und an der Spitze eines kampfgestählten, mächtigen Heeres deutscher Truppen, nahm er eine starke Stellung zu beiden Seiten des oberen Rheins an der Grenzscheide Deutschlands und Frankreichs ein; er durfte hoffen, sich in ihr auch gegenüber Frankreich zu behaupten und eine „dritte Partei" unter den deutschen Fürsten zu gründen, die, zwischen Franzosen, Schweden und Habsburgern mitten innestehend, die deutsche Sache des Protestantismus und des Reichsfürstentums selbständig verfechten könne. Daß solche Pläne, die eine doch immer auf

französische Kosten und im französischen Auftrage gemachte Eroberung zur Grundlage einer in ihren letzten Zielen gegen Frankreich gerichteten Politik machen wollten, dem entschiedensten Mißtrauen und Widerstreben Richelieus begegneten, ist selbstverständlich. Darum jedoch unbekümmert, dachte Bernhard daran, den alten Plan Gustav Adolfs, einen zusammenfassenden Angriff auf Österreich, aufnehmend, die Donau hinunter gegen Wien vorzudringen, während Banér von Norden her in Böhmen einmarschieren sollte.

Banér in Böhmen.

In der That setzte sich der schwedische Feldherr, ungehindert durch die Kaiserlichen, die das ausgesogene Pommern, weil es einem Heere keinen Unterhalt mehr bieten konnte, im Jahre 1638 geräumt hatten, durch die Altmark nach Sachsen in Bewegung, schlug die Sachsen bei Chemnitz (4. [14.] April 1639), überschritt das Erzgebirge und gelangte unter greulichen Verheerungen bis vor Prag. Da indes die starke Festung ihm unangreifbar blieb und in dem zertretenen Volke sich niemand zur Unterstützung der Schweden rührte, so beschränkte sich seine Thätigkeit auf nutzlose Verwüstungszüge, bis ihn neue kaiserliche Heeresmassen unter Hatzfeld und Erzherzog Leopold Wilhelm zurückdrängten.



135 und 136. Denkmünze Bernhards von Weimar auf die Eroberung von Breisach.

Bernhards Tod und seine Folgen.

Wie nun die Schweden nichts Entscheidendes ausrichteten, so unterbrach die schon begonnene Unternehmung Bernhards der jähe Tod des Herzogs, der in Neuenburg am Rhein (unterhalb Basel) am 8. (18.) Juli 1639 einem typhösen Fieber binnen wenigen Tagen erlag, eben als er dicht vor dem offenen Bruche mit Frankreich stand. Mißtrauische Zeitgenossen waren geneigt, den so plötzlichen Tod des Helden französischem Gifte zuzuschreiben, denn der ganze Vorteil desselben fiel Frankreich in den Schoß. Zwar hatte der Herzog in seinem Testamente seine Brüder, vor allen den tüchtigsten, Ernst (den Frommen) von Gotha, falls sie es übernehmen wollten, als Erben eingesetzt, aber der wahre Erbe war doch das schlagfertige Heer, das er zumeist aus thüringischen Landeskindern geschaffen hatte, und das fest in sich zusammenhielt. Wer dies Heer gewann, der gewann die Landschaften und Festungen, die es behauptete, und gewinnen konnte es nur, wer ihm Unterhalt und Sold verbürgte. Eine Zeitlang arbeitete Karl I. von England daran, es seinem Neffen Karl Ludwig für die Wiedereroberung der Pfalz zu sichern; aber dieser wurde, als er durch Frankreich reiste, verhaftet und in Vincennes festgehalten, und geschickt verstand dann Richelieu durch seinen Unterhändler Guébriant diese Sachlage zu benutzen, zumal der

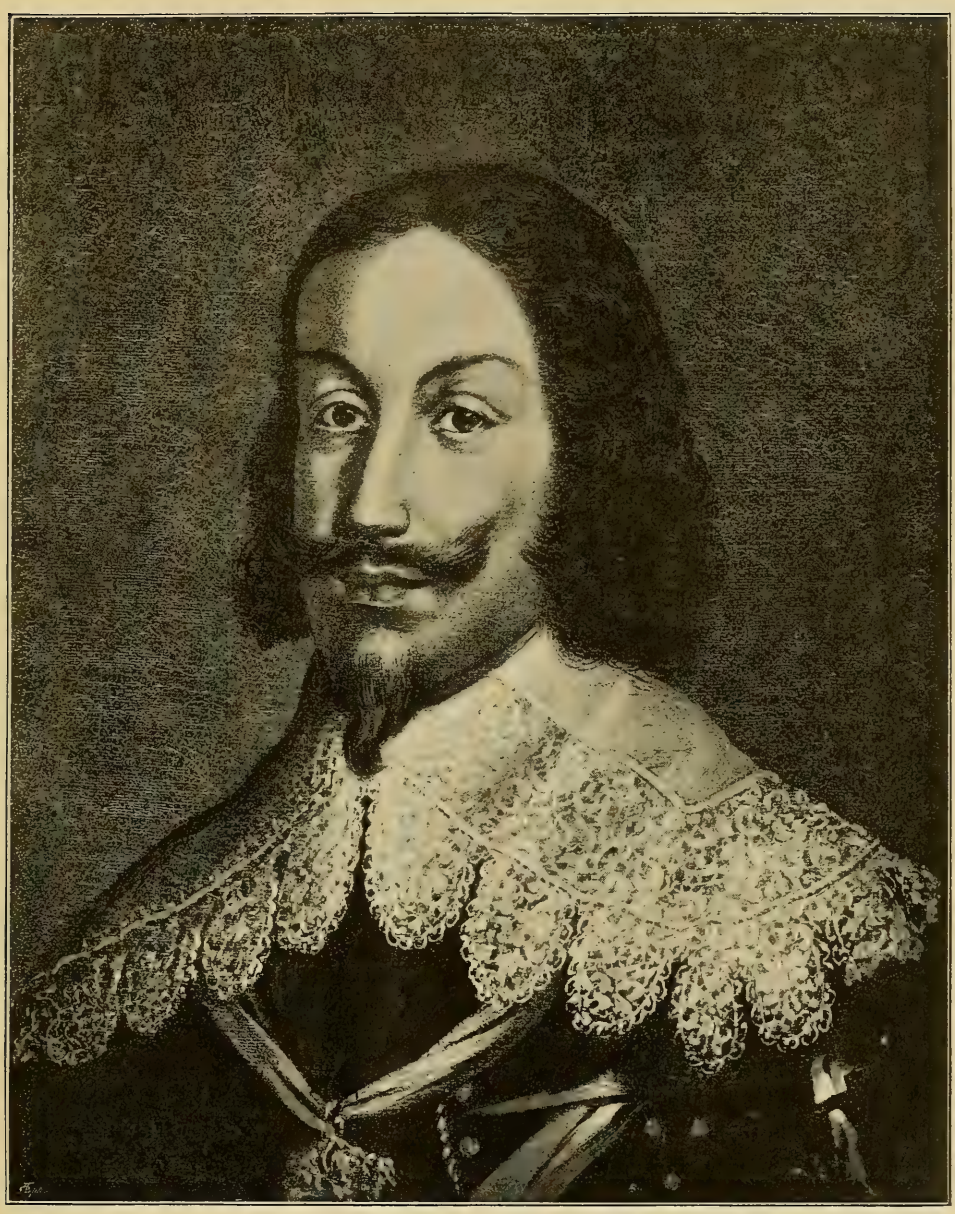
frühere Vertreter Bernhards in Breisach, General Johann Ludwig von Erlach (ein Berner Patrizier, übrigens überzeugter Protestant), ihnen in die Hände arbeitete. So schwuren nach dem Vertrage vom 9. (19.) Oktober 1639 die deutschen Regimenter der Krone Frankreich den Eid der Treue, unter der Bedingung, daß sie nur in Deutschland und für die Sache des Evangeliums gebraucht würden; sie überlieferten ihr damit ihre Eroberungen am Oberrhein und räumten außerdem Breisach und Freiburg i. Br. französischen Besatzungen ein. Was französische Tapferkeit niemals vermocht hatte, das gewann französisches Gold, zugleich mit dem besten Heere, das im Süden im Felde stand. Doch damit nicht genug. Mit Bernhards Tode war die Aussicht, eine deutsche Mittelpartei im Reiche zu gründen, wieder verloren, und nicht ein deutscher Fürst stand wie bisher an der Spitze der westdeutschen Gegner Habsburgs, sondern Frankreich übernahm ganz unmittelbar ihre Leitung und machte sie damit thatsächlich zu Werkzeugen seiner Eroberungspolitik. Indem der Herzog von Longueville und Marschall Guébriant im Januar 1640 bei Bacharach und Oberwesel die weimarische Armee über den Rhein führten, gelang es ihnen, die Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel und Georg von Braunschweig-Lüneburg zum Bunde mit Frankreich zu vermögen (im April 1640).

Aufs neue dachte man nun an vereinten Angriff auf des Kaisers Erblande. Banér, von Leopold Wilhelm gänzlich aus Böhmen verdrängt, vereinigte sich im Mai 1640 bei Erfurt mit den weimarischen, braunschweigischen und hessischen Truppen und lagerte sich den Kaiserlichen gegenüber, die unter Piccolomini und Leopold Wilhelm aus Böhmen vorgerückt waren und bei Saalfeld standen. Doch der arge Mangel, die Uneinigkeit der Führer, endlich die drohende Vereinigung der Bayern mit den Kaiserlichen nötigten ihn in wenigen Wochen zur Trennung der verbündeten Heere und die Schweden zum Abzuge nach Niedersachsen (im Juni 1640).

Ferdinand III. und die Anfänge zu Friedensunterhandlungen.

Doch eine günstige Folge wenigstens führte der Tod Bernhards und das damit zusammenhängende unmittelbare Eingreifen Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten herbei: man begann in Wien ernsthafter als bisher an den Frieden zu denken. Der wenige Jahre zuvor hier eingetretene Thronwechsel erleichterte das. Kurz nachdem Ferdinand II. noch die Wahl seines erstgeborenen Sohnes, Ferdinand III., zu seinem Nachfolger im Reiche durchgesetzt hatte (20. [30.] Dezember 1636), war er gestorben (5. [15.] Februar 1637), eine achtzehnjährige Regierung beschließend, die für seine Erblande noch viel verhängnisvoller gewesen war, als für das übrige Reich. Nicht einmal die Einheit derselben, die seine Thronbesteigung herbeigeführt, hatte er zu behaupten vermocht, vielmehr nach langen Verhandlungen Tirol mit Vorarlberg und den vorderösterreichischen Ländern seinem Bruder Leopold abtreten müssen (1625, erweitert 1630), der seine bischöfliche Würde kurz zuvor niedergelegt und sich mit Claudia, der Tochter Ferdinands I. von Toscana, vermählt hatte (1626). Nach seinem Tode (1633) übernahm dann diese thatkräftige Frau die Regentschaft für ihren jugendlichen Sohn Ferdinand Karl. Die Hauptmasse der österreichischen Erblande blieb indes in den Händen Ferdinands III. (geb. 13. Juli 1608 in Graz).

Seit seinem zehnten Jahre Augenzeuge des Kriegselendes, vorübergehend selbst als Oberbefehlshaber (s. S. 241) und obwohl gut katholisch, sogar einstiger Zögling der Jesuiten, doch weniger einseitig kirchlich als der Vater, war er auch nicht durch seine Vergangenheit an dessen Politik gebunden, deshalb eher geeignet und geneigt, zum Frieden die Hand zu bieten. Es galt namentlich, die beiden Fürsten, die erst seit 1640 im französischen Bunde standen, davon zu trennen, die deutschen Reichsstände also sämtlich um den Kaiser zu scharen. Dazu sollte der Reichstag dienen, den Ferdinand III. auf den September 1640 nach Regensburg berief und selbst



137. Kaiser Ferdinand III.

Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

besuchte, während die übrigen Fürsten sich meist durch Gesandte vertreten ließen. Weil nun aber der ganze Versuch natürlich gegen das schwedisch-französische Interesse war, so machte Banér, mit Guébriant vereinigt, den kecken Versuch, durch einen winterlichen Eilmarsch gegen Regensburg den Reichstag zu sprengen oder vielleicht gar aufzuheben, und in der That erschien er am 21. Januar 1641 vor der geängsteten Stadt. Indes die schon begonnene Beschießung unterbrach der unerwartete Eisgang der Donau, den frühzeitiges Tauwetter in Bewegung setzte, die feindlichen Heere trennten sich, die Schweden wichen, hitzig verfolgt, durch die Oberpfalz, den Böhmerwald und das Erzgebirge nach der Saale zurück, und Banér starb, erst 45 Jahre alt, auf dem Rückzuge in Halberstadt (20. [30.] Mai 1641). Ungestört also durch schwedische Bedrohung, vermochte der Reichstag das Friedenswerk wenigstens einzuleiten. In seinem Abschiede (am 9. Oktober) bestimmte er Münster und Osnabrück zu den Orten der Verhandlungen mit den fremden Mächten, lud sämtliche Reichsstände zur Beschickung des Kongresses ein und setzte als Termin für die Rückgabe der weltlichen Güter den Besitzstand des Jahres 1630, für die der geistlichen aber den Status vom 12. November 1627 fest. Von der allgemeinen Amnestie, die Brandenburg energisch forderte, nahm der Kaiser immer noch seine Erblande, Magdeburg und die pfälzische Sache aus, zugleich erhielt er 130 Römermonate (s. Bd. V, S. 220) für den Krieg bewilligt. Eine ständische Friedensdeputation in Frankfurt a. M. sollte die Beschwerden der einzelnen Stände untereinander erledigen. Schon am 25. Dezember 1641 verständigten sich zu Hamburg Schweden und Frankreich, die am 29. Mai ihr Bündnis bis zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens erneuert hatten, mit dem Kaiser über die Form der Geleitsbriefe für die Gesandten und den Beginn der Friedensverhandlungen am 25. März 1642. Und kaum weniger wichtig war es, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der seinem Vater Georg Wilhelm am 1. Dezember 1640 gefolgt war, durch den Waffenstillstand mit Schweden (24. Juli 1641), der allerdings das Recht des Durchmarsches und der Besetzung von Küstrin und Spandau für Schweden in sich schloß, von jeder thätigen Teilnahme am Kriege zurücktrat. Er gab damit das Beispiel zu jener Neutralitätspolitik der deutschen Reichsfürsten, die den Krieg auf immer engeren Raum beschränkte und vielleicht mehr zu seiner Beendigung beigetragen hat, als die Verhandlungen von Münster und Osnabrück.

Neutralität Brandenburgs.

Es war ein leiser Dämmerschein des anbrechenden Morgens am umnachteten Horizont der verzweifelnden Völker. Und doch sollte der entsetzliche Krieg noch sieben Jahre lang rasen, denn keine Partei war stark genug zu einem entscheidenden, jeden Widerspruch entwaffnenden Siege.

Nach Banérs Tode brachen die meist deutschen Obersten beinahe in offenen Aufruhr aus, unzufrieden über mangelhafte Besoldung und die schwedische Führung. Sie zu beruhigen gelang erst, als im Herbste, durch nationalschwedische Truppen verstärkt, Lennart (Leonhard) Torstenson den Heerbefehl übernahm, vielleicht der tüchtigste Feldherr aus Gustav Adolfs Schule, berühmt vor allem durch die blitzartige Schnelligkeit seiner Bewegungen und doch so gichtkrank, daß er den Märschen und Schlachten oft in einer Sänfte folgen mußte. Von neuem drang er im Mai und Juni 1642 in Schlesien ein, nahm Glogau, dann nach einem Siege über Franz Albert von Lauenburg auch Schweidnitz und nach Mähren vorbrechend Olmütz (5. Juli), dessen kostbare Jesuitenbibliothek er nach Schweden sandte. Seine Reiter streiften bis sechs Meilen vor Wien. Vor Piccolomini wich er allerdings nach Schlesien zurück, indem er nur Olmütz als schwedischen Waffenplatz festhielt, und lagerte bei Guben; dann aber warf er sich, um den vorsichtigen Gegner zur Schlacht zu zwingen, auf Sachsen, eroberte fast unter seinen Augen Zittau und belagerte Leipzig. Als um dies

Vorstöße gegen die kaiserlichen Erblande.

138. General Leonhard Torstenson, Graf von Ortala.
Nach einem Gemälde von David Beck gestochen von J. Falck.

zu entsetzen, Piccolomini herankam, wurde er beinahe an derselben Stelle, wie elf Jahre zuvor Tilly, bei Breitenfeld vollständig geschlagen (23. Oktober [2. November] 1642) und mußte Sachsen räumen. Leipzig fiel infolgedessen am 6. Dezember, und nur die heldenmütige Verteidigung Freibergs, an der die Bergleute wacker Anteil nahmen, hielt die Fortschritte der Schweden auf (Januar und Februar 1643).

Auch die verbündeten Franzosen blieben im Westen anfangs siegreich. Guébriant bemächtigte sich nach dem Siege bei Kempen über Lamboy (7. [17.] Januar 1642) der vielumstrittenen Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg und des Erzbistums Köln. Weniger glücklich verlief dagegen der Feldzug in Süddeutschland. Vor dem trefflichen bayrischen

General Franz Mercy, einem der hervorragendsten Heerführer in der späteren Zeit des Krieges, der erst 1638 den kaiserlichen Dienst mit dem bayrischen vertauscht hatte, mußte Guébriant unter großen Strapazen aus Schwaben bis in den Breisgau und endlich bis an den Bodensee zurückweichen, und da Frankreich damals nach Richelieus Tode (4. Dezember 1642) durch innere Wirren und den spanischen Krieg in Anspruch genommen wurde, so konnte ihm der Herzog von Enghien (Condé) erst nach seinem glänzenden Siege bei Rocroi (19. Juni 1643) 6000 Mann zu Hilfe senden. Verstärkt trat er nun wieder den Marsch gegen Schwaben an, um von dort in Bayern einzubrechen. Doch Mercy durchschaute rechtzeitig seine Absichten, sperrte ihm an der oberen Donau den Weg und drängte ihn schließlich über den Rhein zurück. Bei einem neuen Vormarsch starb Guébriant vor Rottweil, und sein Generalmajor Reinhold von Rosen wurde am 14. (24.) November bei Tuttlingen von Mercy so vollständig geschlagen, daß er nur Trümmer seines Heeres nach dem Elsaß zurückbrachte und über 7000 Mann in Gefangenschaft gerieten. Die Bayern unter Mercy, auf 27 Regimenter verstärkt, drängten nach, nahmen am 17. (27.) Juli 1644 nach längerer Belagerung Freiburg i. Br. und behaupteten sich dort in ihren Schanzen auch gegen die furchtbaren Angriffe, in denen die neu herbeigekommenen Feldherren Turenne und Enghien (Condé) ihre Truppen schonungslos opferten (Anfang August), konnten dagegen die Einnahme von Philippsburg, Worms, Mainz u. s. f. nicht hindern, weil ihr Heer allzusehr erschöpft war und ihr Hauptzweck die Verteidigung Schwabens und Bayerns bleiben mußte.

Der schwedisch-dänische Krieg.

Währenddem wurde Torstenson durch einen von neuem entbrennenden Krieg aus Deutschland abberufen, so daß er den Gegnern hier das Feld fast ganz überlassen mußte. Seit 1629 hatte Dänemark dem deutschen Kriege unthätig zugesehen; doch Christian IV. nahm mit wachsender Eifersucht wahr, wie Schweden zur beherrschenden Ostseemacht aufstieg, und hatte seine alten Pläne auf die Erwerbung der Stiftslande von Bremen und Verden, die noch im Besitze des Prinzen Friedrich waren (s. S. 176), noch keineswegs vergessen, vielmehr den Versuch gemacht, sie durch vermittelnde Teilnahme an den Friedensverhandlungen sich als Preis zu verdienen, und schon Verbindungen mit dem Kaiser und Polen angeknüpft. Die gereizte Stimmung der nordischen Mächte kam dann vor allem in dem Streit um den Sundzoll zum Ausdruck, als die vertragsmäßige Freiheit der schwedischen Flagge von der lästigen Abgabe von Schiffen andrer Staaten gelegentlich mißbraucht wurde, und die Dänen deshalb ein paar schwedische Schiffe mit Beschlag belegten. Da beschloß die schwedische Regierung den Krieg, an gewaltthätige Politik gewöhnt wie sie war und sehr wohl unterrichtet von den mißlichen Verhältnissen in Dänemark, wo der Adel, damals vertreten durch den Reichshofmeister Corfiz Uhlefeld, mit den meisten Einkünften (außer dem Sundzoll) aus Lehen und Krongütern auch die ganze Verwaltung in Händen hielt und das Heerwesen absichtlich vernachlässigte, damit nicht etwa der König, auf die Armee gestützt, die Adelsherrschaft breche, aber auch durch sein herrisches und eigennütziges Verfahren die übrigen Stände in tiefe Verstimmung versetzt hatte.

In Oberschlesien, wohin er zum zweitenmal vorgerückt war, nachdem er Mähren heimgesucht hatte, empfing Torstenson im September 1643 den Befehl seiner Regierung, sofort gegen Dänemark aufzubrechen. Durch falsche Nachrichten die Feinde meisterhaft täuschend, überschritt der Feldherr Ende November bei Glogau die Oder, stand am 6. Dezember bei Havelberg und schon am 12. an der holsteinischen Grenze, während die amtliche Kriegserklärung erst am 16. Januar 1644 übergeben wurde. Wie im Fluge besetzte er das fast wehrlose Schleswig-Holstein und Jütland. Gleichzeitig rückte ein andres Korps in Schonen ein, nahm Helsingborg und belagerte Malmö.

139. Chriſtian IV. in der Seeſchlacht bei der Inſel Fehmarn am 6. Juli 1644. Nach einem Gemälde von Marſtrand im Dome von Roeskilde.

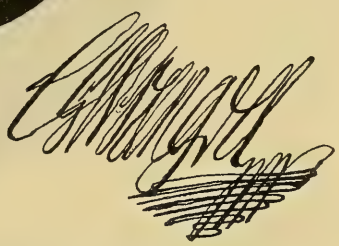
Doch mannhaft widerstand dem unerwarteten Überfall der greise Dänenkönig, fast ohne Unterstützung seines Adels. Er selbst leitete zeitweise die Verteidigung von Malmö, übernahm dann den Befehl über die Flotte und maß sich mit dem schwedischen Admiral Clas Fleming in blutiger Seeschlacht bei der Insel Fehmarn an der Kolberger Heide vor Kiel (Juli). Als er dort an Bord der „heil. Dreifaltigkeit" das Gefecht persönlich leitete, traf ihn ein Balkensplitter am rechten Auge, so daß er blutend zu Boden stürzte; aber er raffte sich sofort wieder auf und blieb an Deck, aller Bitten seiner Leute ungeachtet, bis die Schweden in die Kieler Förde zurückwichen. Die Dänen haben den unentschiedenen Kampf als Sieg gefeiert und nachmals auf einem großen Wandgemälde in der Grabkapelle des Königs im Dome zu Roeskilde verherrlicht. Um so unglücklicher für die Dänen verlief ein zweites Seetreffen zwischen Laaland und Fehmarn, wo Karl Gustav Wrangels mehr als doppelte Übermacht ihr Geschwader bis auf zwei Schiffe vernichtete (13. Oktober). Ein schwedischer Angriff auf die dänischen Inseln wäre jetzt möglich gewesen, hätte nicht Gallas die Armee Torstensons in Holstein bedroht. Eben das bewog die schwedische Regierung zu Verhandlungen, die im Frieden von Brömsebro ihren Abschluß fanden (13. [23.] August 1645). Dänemark gewährte für die schwedischen Schiffe Zollfreiheit im Sund und in den Belten und trat auf 30 Jahre Jemtland, Herjedalen, Halland, Gotland und Ösel an Schweden ab.

Torstenson in Österreich.

Damit war die Übermacht Schwedens auf der Ostsee besiegelt, zu derselben Zeit, als seine siegreichen Fahnen tief im Innern Österreichs wehten. Um Torstenson den Rückweg nach Deutschland abzuschneiden, war Gallas in Holstein eingerückt und hatte Kiel besetzt. Doch der Schwede umging ihn von Rendsburg aus, zwang ihn zum Rückmarsch und richtete dabei sein Heer so übel zu, daß der kaiserliche Feldherr sein Amt niederlegte und Hatzfeld an seine Stelle trat. Ungehindert brach Torstenson im Anfang des Jahres 1645 über Eger und Kaaden in Böhmen ein, stürmte an Prag vorüber südwärts, um womöglich den abermals aufständischen oberösterreichischen Bauern die Hand zu reichen, und schlug das neugesammelte und durch bayrischen Zuzug verstärkte kaiserliche Heer unter Hatzfeld bei Jankau (Jankowitz) in einer Schlacht aufs Haupt, die zu den glänzendsten Thaten des Dreißigjährigen Krieges zählt (24. Februar [6. März] 1645). Den Ausschlag gab der stürmische Angriff der schwedischen Reiterei. Unter den mehr als 3000 Gefangenen befand sich Hatzfeld selbst mit vier andern Generalen und 174 Offizieren, 6000 Tote und Verwundete deckten das Feld, fast die ganze Artillerie und 77 Fahnen waren erobert, der Weg nach Wien stand offen. Und nun fanden die Schweden auch die längst begehrte Bundesgenossenschaft des Siebenbürgerfürsten Georg Rákóczy (I.), der nach langem Wahlstreit als Nachfolger Gabriel Bethlens im November 1630 erhoben, lange aber durch die Nebenbuhlerschaft Stephan Bethlens von der Teilnahme am deutschen Kriege abgehalten worden war. Jetzt verpflichtete er sich im Vertrage von Munkács zu bewaffneter Hilfe (12. [22.] April 1645). Der Zusammenbruch des Hauses Österreich schien abermals nahe, unvermeidlich.

Doch in zäher Widerstandskraft hat es immer seinesgleichen gesucht. Der Kaiser eilte schon am Tage der Unglücksschlacht von Prag nach Wien zurück und berief das niederösterreichische Landesaufgebot, an dessen Spitze Erzherzog Leopold Wilhelm trat, in Wien eilte die Bürgerschaft unter die Waffen, während der Kaiser persönlich in Regensburg auch die Reichshilfe anrief. Mittlerweile kamen die furchtbaren Schweden rasch heran, nahmen Iglau, Nikolsburg, Lundenburg, Znaim, Krems, Korneuburg, selbst den Brückenkopf von Wien, die sogenannte Wolfsschanze (10. April), nur Rákóczys Scharen fehlten noch, um die Belagerung der Hauptstadt zu beginnen. Aber sie kamen nicht, und selbst zu schwach zu einem ernsthaften Angriff mußte Torstenson mißmutig

140. Feldmarschall Graf Karl Gustav Wrangel.
Nach einem Gemälde im Schlosse Gripsholm.



nach wenigen Tagen den Rückzug nach Mähren antreten, um Brünn zu belagern. Die Bürgerschaft wies aber mit der schwachen Besatzung unter dem Oberbefehle zweier protestantischer Offiziere, die früher in schwedischen Diensten gestanden hatten, des Franzosen de Souches und des Schotten Ogilvi, entschlossen und ausdauernd alle Stürme ab, und obwohl hier endlich 12 000 Ungarn erschienen, so zwangen doch bald die türkischen Drohungen Rákóczy zum Frieden, seine Truppen zum Rückzuge (Ende August), während Pest und Ruhr Torstensons Truppen bis auf 10 000 Mann herabbrachten. Da hob er die Belagerung der heldenmütig verteidigten Stadt auf und ging, selbst schwer krank, nach Böhmen zurück. Es war sein letzter Feldzug. Von der Gicht in Brust und Kopf ergriffen, übergab er im Frühjahr 1646 den Befehl an Karl Gustav Wrangel, der ihn nun bis fast an das Ende des Krieges, bis zur Ernennung Karl Gustavs von Pfalz-Kleeburg (Januar 1648), geführt hat.

Kursachsen neutral.

Der Vorstoß der Schweden auf Wien war also mißlungen, aber um dieselbe Zeit hatten sie an einer andern Stelle des ostdeutschen Kriegsschauplatzes einen wichtigen Erfolg errungen. Ihr General Hans Christoph Graf von Königsmark, ein geborner Altmärker (geb. 1600), und schon seit 1631 in schwedischen Diensten, hatte längere Zeit die schwedische Sache im nordwestlichen Deutschland mit wechselndem Erfolge vertreten und dann auf Weisung der schwedischen Regierung 1644 das Stift Verden, im Februar

141. General Hans Christoph Graf von Königsmark.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. Falck.

1645 auch das Stift Bremen dem dänischen Prinzen Friedrich, dem Administrator beider, entrissen, worauf er Generalgouverneur dieser Gebiete wurde und die schwedische Regierung für sie einrichtete. Von dort drang er im Sommer des Jahres 1645 nach Sachsen vor, eroberte Meißen, bedrohte Dresden und nötigte so mit Unterstützung Torstensons den Kurfürsten Johann Georg I. zum Neutralitätsvertrage von Kötzschenbroda bei Dresden (27. August [6. September] 1645), der Sachsen aus der Reihe der Gegner Schwedens ausschied und Schweden doch das Recht des Durchmarsches und der Besetzung von Leipzig und Torgau, also die militärische Beherrschung des Landes sicherte.

Die Franzosen im Jahre 1645.

Wenn der schwedische Vorstoß gegen Wien schließlich nicht den gewünschten Erfolg brachte, so trug daran auch die wenig glückliche Kriegführung der Franzosen schuld, die durch Schwaben gegen Bayern vorgingen. Guébriants Nachfolger Turenne wurde von Mercy und Werth bei Mergentheim in Franken völlig geschlagen (25. April [5. Mai] 1645) und bis an den Main zurückgedrängt, siegte dann zwar, von Enghien verstärkt, bei Allerheim in der Nähe von Nördlingen über Mercy, der selber fiel, nach furchtbarem Ringen, durch das entscheidende Eingreifen der Hessen zu seinen gunsten entschieden (24. Juli [3. August]), erlitt aber so herbe Verluste, daß er über den Rhein zurückwich und zufrieden sein mußte, den Spaniern Trier zu entreißen und dort den gefangenen Erzbischof zu befreien (im November 1645). Zum Lohne dafür übergab dieser den Franzosen die Schutzherrschaft über seine linksrheinischen Besitzungen.

Übergewicht der Franzosen und Schweden in Süddeutschland.

Erst die Jahre 1646 und 1647 fesselten in Süddeutschland den Sieg endgültig an die französisch-schwedischen Fahnen. Beunruhigt über die großen Zugeständnisse, die der Kaiser unter dem Eindruck von Torstensons Erfolgen damals in Osnabrück den Protestanten machte, hatte Kurfürst Maximilian sich auf Frankreich zu stützen gesucht und gegen Zusicherung seiner Kurwürde durch die Drohung, sich ganz von Österreich zu trennen, dies zu dem Versprechen gezwungen, im Friedensschluß das Oberelsaß an Frankreich abzutreten. Als er darauf seine Truppen wieder zu den Kaiserlichen stoßen ließ, da vereinigte sich, von Leopold Wilhelm wieder aus Böhmen verdrängt, Wrangel mit Turenne bei Fritzlar, und beide führten, den Erzherzog, der bei Frankfurt a. M. stand, täuschend, 40 000 Mann durch Franken und Schwaben gegen Augsburg, das sie belagerten, während sie zugleich Bayern entsetzlich verwüsteten. Um sein armes Land vor dem erbarmungslosen Feinde zu retten, „vom Untergange", wie er selber meinte, sagte sich Kurfürst Maximilian zugleich im Namen der drei von ihm geleiteten Reichskreise der Liga im Vertrage von Ulm (im Mai 1647) von Österreich los und schloß einen Waffenstillstand, indem er den Schweden Memmingen und Überlingen, den Franzosen Heilbronn überließ und selber Augsburg räumte. Diesem Beispiele folgten rasch Köln, Mainz und Hessen-Darmstadt. Mehr und mehr wurde Österreich isoliert, und die Spannung zwischen ihm und Bayern stieg aufs höchste, als Johann von Werth und Spork den Versuch machten, das bayrische Heer zum Kaiser überzuführen und dafür vom erzürnten Kurfürsten geächtet worden waren. Von den bayrischen Truppen verlassen, mußten die beiden Generale ins kaiserliche Lager nach Böhmen flüchten. Wrangel folgte, nahm Eger und rückte bis in die Nähe von Pilsen vor, wo die Kaiserlichen unter dem General Melander (Holzapfel), einem Protestanten, standen, mußte aber im Spätsommer das Land wieder räumen. Trotzdem bewog die Furcht, von den Fremden übervorteilt zu werden, und die starke Schwächung der französischen Heeresmacht im Süden durch den Übertritt der meisten weimarischen Regimenter zu Königsmark, die sich nicht nach den Niederlanden schicken lassen wollten (im Juli 1647), den Kurfürsten Maximilian, in die gewohnten Bahnen zurückzulenken; er vereinigte nach dem Vertrage von Passau (2. September 1647) sein Heer wieder mit dem kaiserlichen, kündigte den Stillstand (im September 1647) und beschwor dadurch neue Leiden über sein unglückliches Land herauf. Denn um seinen Abfall zu rächen, erschien Turenne mit Wrangel vereinigt abermals in Bayern (im März 1648), öffnete sich das Land durch den Sieg bei Zusmarshausen (bei Augsburg) über den kaiserlichen General Melander (7. [17.] Mai), der dabei fiel, und die bayrisch-kaiserlichen Truppen über die Isar bis an den Inn zurückdrängend, verwüsteten sie Bayern so furchtbar, daß die elenden Reste der Bewohner in das Gebirge flüchteten und Maximilian nach Salzburg entwich, bis drückender Mangel die Sieger selber zum Abzuge zwang.

Die Schweden in Prag.

Waren hier die kaiserlichen Waffen bis an den Inn zurückgeworfen, so glückte endlich dem Grafen Königsmark ein entscheidender Schlag, der in Wien zum Frieden drängte. Verstärkt durch die erprobten weimarischen Regimenter war er auf Wrangels Befehl nach Böhmen gegangen und durchzog von Eger aus das Land, immer den günstigen Augenblick zum Angriff auf Prag erspähend. Geführt von dem früheren kaiserlichen Rittmeister Ernst Ottowalsky von Streitberg, den die Wiener Regierung trotz treuer Dienste und schwerer Verwundung (1639) der bittersten Not überantwortet und dadurch zum Verräter gemacht hatte, näherten sich die Schweden der Hauptstadt und brachen am 26. Juli nachts 2 Uhr vom Weißen Berge her durch das Strahovthor in die Kleinseite und den Hradschin ein. Unermeßlich war die Beute, die ihnen in die Hände fiel, denn seine beste Habe hatte der böhmische Adel in der Festung geborgen; aber die Altstadt Prag widerstand tapfer der Beschießung und den Stürmen der Schweden, deren Streitkräfte sich unter dem neuen Oberbefehlshaber Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, dem schwedischen Thronfolger, von allen Seiten hier sammelten; auch den Hauptangriff am 24. Oktober schlugen Bürger und Studenten am Altstädter Brückenturme zurück. Es war der letzte Kampf des schier endlosen Krieges. Denn an demselben Tage unterzeichneten die Gesandten den Frieden.

Der Friede von Münster und Osnabrück.

Die letzten Friedensverhandlungen.

Gegen die Erwartung waren die Bevollmächtigten erst im April 1645 zusammengetreten, da der Kaiser lange nicht in die Zuziehung der Reichsstände willigen wollte die der Frankfurter Deputationstag entschieden forderte. In Münster wurde dann mit den Franzosen, in Osnabrück mit den Schweden und den protestantischen Reichsständen verhandelt. Jene vertrat besonders d'Avaux, diese in erster Linie Adler Salvius, Johann Oxenstjerna u. a., den Kaiser sein gewandter und versöhnlicher erster Minister Graf Max von Trautmannsdorf. Ihm besonders war es zu danken, wenn es allmählich gelang, die Forderungen der Parteien zu formulieren und die Möglichkeiten, sie auszugleichen, schärfer zu bestimmen. Um die Verhandlungen rascher vorwärts zu bringen, vereinigte sich Ende Mai 1647 der ganze Kongreß in Münster. So mannigfach die Interessen waren, um die seit 1618 auf deutscher Erde gefochten wurde, so schwierig war es nun auch, sie unter sich auszugleichen, zumal da die wechselnden Erfolge des Krieges die Ansprüche der Parteien bald höher spannten, bald wieder herabstimmten. Außer der Entschädigung der fremden Mächte durch deutsches Gebiet bereiteten vor allem die Fragen der allgemeinen Amnestie, der Wiederherstellung der Pfalz und der österreichischen Protestanten die größten Schwierigkeiten, und Spanien besonders that alles, den Abschluß des Friedens hintanzuhalten, um nicht gegenüber Frankreich und den Niederlanden vereinzelt zu bleiben. Um diesen Einfluß nachdrücklich zu bekämpfen, ging Graf Trautmannsdorf im Juli 1647 nach Wien zurück. Aber erst als einerseits Brandenburg sich mit Schweden verständigte und eine evangelische Mittelpartei unter den Reichsfürsten bildete, anderseits Bayern, auf Frankreich gestützt, die katholischen Reichsstände in gleichem Sinne um sich vereinigte, Spanien aber mit den Niederlanden abschloß (30. Januar 1648) und seinen Gesandten abberief, da kamen die Dinge in besseren Fluß, und unter dem Eindrucke der schweren Kriegsgefahr im eignen Lande gab der Kaiser in den wichtigsten Punkten nach, verzichtete auch darauf, den deutschen Frieden von der Verständigung zwischen Frankreich und Spanien abhängig zu machen. Am 24. Oktober 1648 unterzeichneten alle Gesandten im Rathaussaale in Münster die umfängliche Friedensurkunde.

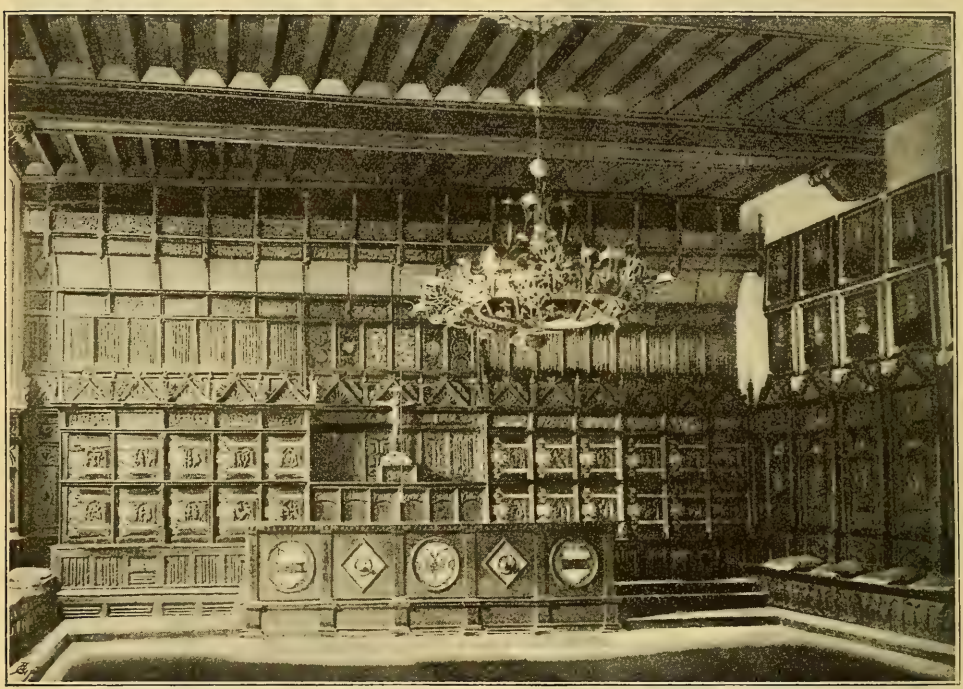
142. Die Beschießung von Prag durch die Schweden unter dem Pfalzgrafen Karl Gustav und dem Grafen Königsmark 1648.

(Im Vordergrund ist dargestellt, wie Karl Gustav von Zweibrücken, der Oberbefehlshaber der schwedischen Truppen in Deutschland, die Nachricht vom Abschluß des Westfälischen Friedens empfängt.)

Nach Merian.

Kirchliche Bestimmungen.

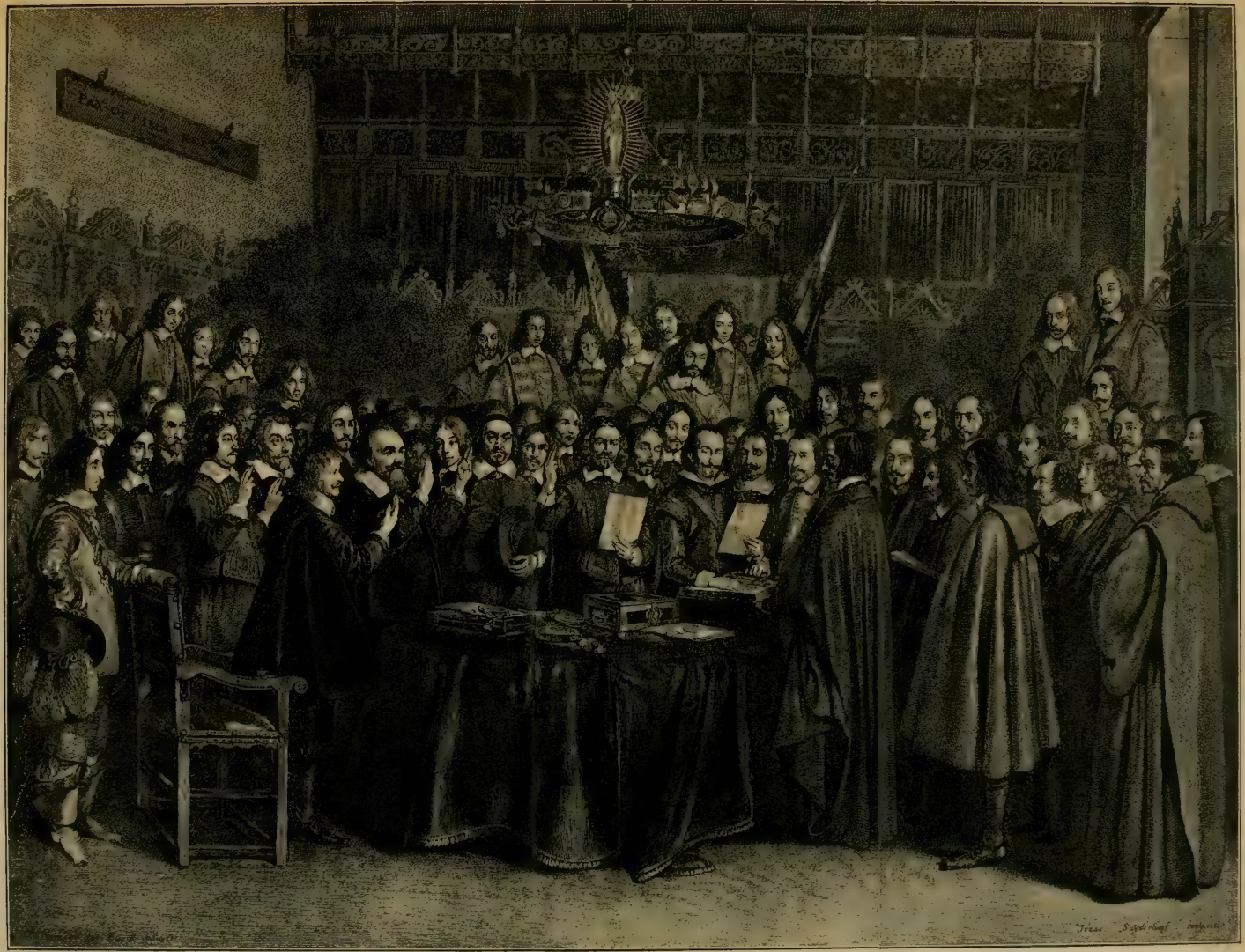
Diese bestätigte in kirchlicher Beziehung auch die Friedensschlüsse von Passau und Augsburg und dehnte, besonders auf Brandenburgs Andringen, trotz Kursachsens Widerspruch, den Religionsfrieden auf die Reformierten aus. In streitigen Gebieten sollte der Zustand des 1. Januar 1624 wiederhergestellt werden; wo sich nachher unter katholischen oder protestantischen Regierungen Andersgläubige festgesetzt hatten, da wurde der kirchlichen Minderheit nur die häusliche Andacht, die Erziehung der Kinder im elterlichen Bekenntnis und freie Auswanderung gestattet; doch blieb der Regierung das Recht, ihr die Auswanderung zu befehlen. Das alte jus reformandi wurde also grundsätzlich aufrecht erhalten. Damit war das Ergebnis der kirchlichen Reaktion im Reiche zerstört, dagegen in den österreichischen Landen im wesentlichen gesichert, in



143. Der Friedenssaal im Rathause zu Münster.
Nach einer Originalphotographie.

einem Drittel Deutschlands also der Protestantismus vernichtet. Nur in Schlesien blieb das Resultat unvollständig. Hier gewährte den Kaiser den protestantischen Herzögen von Brieg, Liegnitz, Öls und Münsterberg, sowie der Stadt Breslau freie Religionsübung, und selbst in den unmittelbar unter seiner landesherrlichen Gewalt stehenden Gebieten durften die Evangelischen in Schweidnitz, Jauer und Glogau außerhalb der Stadtmauer je eine Kirche errichten; auch sollten die protestantischen Edelleute nirgends zur Auswanderung genötigt werden, wenn sie sich ruhig verhielten, ein Zugeständnis, das auch auf Niederösterreich Anwendung finden sollte.

Für die geistlichen Stiftslande galt ebenso der 1. Januar 1624 als Normaltag, das Restitutionsedikt war damit also aufgehoben, anderseits das Bekenntnis der Bevölkerung hier unabhängig von dem etwaigen Übertritt eines geistlichen Herrn zum Protestantismus. Den dadurch bedeutungslos gewordenen geistlichen Vorbehalt erkannten



Die Gesandten beschwören den Frieden zu Münster am 15. Mai 1648.

Nach dem in der Nationalgalerie zu London befindlichen Gemälde von Gerard Terborch, der vom Jahre 1646 an selbst in Münster anwesend war. Gestochen von Jonas Snyderhoef.

die Protestanten an, wogegen die evangelischen Administratoren zum Reichstage zugelassen wurden. Jedenfalls wurde durch diese Bestimmungen der größte Teil des katholischen Kirchengutes dem Katholizismus erhalten; was man preisgab, das war ja thatsächlich längst verloren gewesen. Zu weiterer Sicherung beider Bekenntnisse erlangte der Satz, daß in kirchlichen Dingen der Reichstag nicht durch Stimmenmehrheit, sondern nach friedlicher Vereinbarung entscheide, Gesetzeskraft, und geschlossen traten seitdem die protestantischen Reichsstände als ein Corpus Evangelicorum unter Führung Kursachsens den katholischen im Corpus Catholicorum unter Mainz vereinigten Ständen gegenüber. Auch der lange Streit um die Besetzung des Reichskammergerichts wurde im protestantischen Sinne beendet, denn es sollte künftig aus 26 katholischen und 24 evangelischen Mitgliedern bestehen. Ebenso sollten in den kaiserlichen Reichshofrat einige evangelische Mitglieder eintreten.

Politische Bestimmungen.

Waren so die Ziele der katholischen Politik in Deutschland in sehr wesentlichen Punkten unerreicht geblieben, so waren die stolzen Pläne, das habsburgische Kaisertum zu unumschränkter Macht emporzuheben, noch viel vollständiger gescheitert, ja die letzten Reste einer monarchischen Ordnung des Reiches wurden jetzt zerstört, die selbständige Entwickelung der einzelnen Gebiete gewährleistet, vor allem eben deshalb, weil sich das Kaisertum mit der kirchlichen Reaktion verbunden und der Nation feindselig entgegengesetzt hatte. Das Recht des Reichstags, über Gesetzgebung, Besteuerung und auswärtige Politik zu entscheiden, wurde jetzt ausdrücklich anerkannt und zwar so, daß die Einstimmigkeit aller drei Kollegien für jeden Beschluß verlangt wurde. Ferner wurde die Landeshoheit (im französischen Texte ungenau le droit de souveraineté), die rechtlich bisher nur die Kurfürsten in vollem Umfange besaßen, allen Fürsten zugestanden, folgerichtig auch das Recht, Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich und den Frieden vom Jahre 1648. Das Reich verwandelte sich also auch der Form nach in einen Bund selbständiger Staaten. In seiner schwerfälligen Gliederung und bei der Selbstsucht seiner Teile zu jeder einheitlichen Politik unfähig, war es seitdem keine Macht mehr, sondern nur noch ein willkommenes Feld für die Eroberungsgelüste fremder Mächte. Es war im Grunde die Verwirklichung jener Forderungen, die wenige Jahre zuvor der schwedische Publizist Bogislaw Philipp Chemnitz (geb. 1605 in Stettin) unter dem Namen Hippolytus a Lapide ausgesprochen hatte, als er alles Unglück Deutschlands von der willkürlichen Anmaßung des Hauses Habsburg ableitete, deshalb seine Verdrängung aus Deutschland und eine staatenbündische Verfassung verlangte (1640).

Gebietsveränderungen.

Von mäßigem Umfange erscheinen die Gebietsveränderungen, nur daß hier zum erstenmal der Grundsatz, weltliche Fürsten mit geistlichen Stiftslanden zu entschädigen, deutsche und europäische Anerkennung fand. Frankreich erhielt das österreichische Ober- und Unterelsaß (d. h. den Sundgau und die Umgegend von Hagenau) und die Landvogtei, eine Art Oberaufsichtsrecht, über die zehn Reichsstädte des Elsaß (Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Thal, Kaisersberg und Türkheim), die (ebenso wie das nicht unter der alten habsburgischen Landvogtei stehende Straßburg), im Reichsverbande blieben, unbeschadet der französischen Oberhoheit, dann Breisach, Metz, Toul und Verdun und das Besatzungsrecht in Philippsburg. Alle diese Gebietsteile und Rechte gingen an Frankreich über, ohne daß dies die Reichsstandschaft erwarb, so daß diese Gebiete auch formell vom Reiche gelöst wurden, obwohl Frankreich einen Gesandten am deutschen Reichstage halten durfte. Es waren durchaus widerspruchsvolle und unklare Bestimmungen, die von dem Stärkeren leicht mißbraucht werden konnten. Niemand hat deshalb die dadurch geschaffenen Verhältnisse als dauernd betrachtet, am wenigsten natürlich Frankreich.

An Schweden fielen Vorpommern mit Stettin, Rügen, Usedom und Wollin, also sämtliche Mündungen der Oder, das nächste, was Gustav Adolf erstrebt hatte, dazu Wismar mit Gebiet, an der Nordsee die Stiftslande Bremen (ohne die Stadt Bremen) und Verden, damit die Herrschaft über die untere Elbe und Weser; doch wurde die Krone Schweden als Herrin dieser Lande Reichsstand. Außerdem bewilligte ihr der Friede fünf Millionen Thaler zur Bezahlung ihres Heeres, während die Abfindung der kaiserlichen und der bayrischen Armee ihren Landesherren überlassen blieb. Für Brandenburg, dessen Rechtsansprüche auf Pommern unfraglich die besseren waren, blieb nur das fast hafenlose Hinterpommern mit dem Bistum Kammin, doch ohne dessen Hauptstadt, und die Abgrenzung im einzelnen blieb noch späterer Vereinbarung mit Schweden überlassen; für Vorpommern empfing es zur Entschädigung die Bistümer Halberstadt, Minden und Magdeburg, letzteres freilich erst nach dem Tode des derzeitigen Inhabers August von Sachsen (gest. 1680). Mecklenburg wurde für Wismar durch die Bistümer Schwerin und Ratzeburg und einige Johannitergüter entschädigt, Braunschweig-Lüneburg sollte abwechselnd mit einem katholischen Reichsstande das Bistum Osnabrück besetzen und erhielt außerdem die Klöster Gröningen und Walkenried. An Hessen-Kassel fielen die Abtei Hersfeld, Schaumburg und Stadthagen, Kursachsen wurde im Besitz der Lausitzen bestätigt. Die schwierige pfälzische Frage löste ein Ausgleich: Friedrichs V. Sohn Karl Ludwig erhielt nur die Rheinpfalz zurück, für die eine neue, die achte Kurwürde geschaffen wurde; im Besitz der Oberpfalz und der alten Kurstimme blieb Bayern. Es war dies die natürliche Folgerung aus der endlich dem Kaiser abgerungenen allgemeinen Amnestie. Nur auf die österreichischen Lande konnte sie keine vollständige Anwendung finden, weil dies eine neue gewaltsame Umwälzung des Besitzstandes seit 1620 bedeutet hätte; hier wurden nur die wegen Übertritts zu Schweden oder Frankreich eingezogenen Güter, also sehr wenige, zurückgegeben. Die Anerkennung der vollen Unabhängigkeit der Schweiz und der vereinigten Niederlande bestätigte nur alte, aber schwere Verluste.

Unterzeichnung des Friedens.

Am 24. Oktober 1648 wurden die umfänglichen Urkunden des Friedens von den kaiserlichen, schwedischen und französischen Gesandten nochmals verlesen, die Abschriften (in lateinischer und französischer Sprache) unter sich verglichen, unterzeichnet und untersiegelt und dann nach dem Bischofshofe gebracht, wo die reichsständischen Gesandtschaften ihrer harrten. Bis in die späten Abendstunden dauerte es, ehe die Unterzeichnung dort beendet war. Dabei verkündete fortwährend Kanonendonner das freudige Ereignis, und Kuriere jagten nach allen Richtungen ins Land hinaus zu den Reichsständen und zu den Heerführern, um den Abschluß zu melden und die Einstellung der Feindseligkeiten anzuordnen. Am nächsten Tage, einem Sonntage, fand in Münster und Osnabrück ein feierlicher Dankgottesdienst für die Bekenner der verschiedenen Konfessionen statt; dann ritt der Stadtsekretär von Münster in feierlichem Aufzuge durch die geschmückte Stadt und rief unter Musketensalven und Geschützdonner den Frieden aus.

Ausführung des Friedens.

Die Auswechselung der Ratifikationen am 8. Februar 1649, die Festsetzung der Ausführungsbestimmungen auf dem „Exekutionstage“ in Nürnberg am 23. Sept. 1649 und 16. (26.) Juli 1650, wobei von kaiserlicher Seite der Fürst Ottavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, von schwedischer der Thronfolger Karl Gustav den Vorsitz führten, die Aufnahme des ganzen Friedensvertrages in den nächsten Reichstagsabschied und die Wahlkapitulation bildeten den Abschluß des mühseligen und langwierigen Werkes, dessen Erhaltung alle verhandelnden Staaten, also auch die fremden Mächte Schweden und Frankreich, gewährleisteten. Der Protest Papst Innocenz' X. gegen den kirchlichen Inhalt des Friedens wurde nicht beachtet, die darauf bezügliche Bulle vom 3. Januar

1651 durfte im Reiche nicht veröffentlicht werden, während der Kaiser sie in seinen Erblanden anschlagen ließ, obwohl er doch den Frieden anerkannt hatte! Aber noch jahrelang standen die fremden Besatzungen im Lande, um die Ausführung der Friedensbestimmungen zu sichern und die Zahlung der für die Heere (namentlich das schwedische) bestimmten Abfindungssummen zu erwirken. Daher räumten die Schweden z. B. Böhmen erst gegen Ende des Jahres 1649, Leipzig am 1. Juli, Olmütz am 6. Juli 1650, noch später die an Brandenburg abgetretenen Stiftslande (s. unten). Die Spanier verließen Frankenthal in der Pfalz gar erst im Mai 1652, als das Reich Besançon, das bisher formell immer noch als Reichsstadt gegolten hatte, als Landstadt an Spanien abtrat. Erst im Jahre 1650 wurde in den verödeten menschenleeren Städten und Dörfern das Friedensfest allgemein gefeiert. Das Gefühl, das damals in Tausenden gedrückter Gemüter auflebte, hat niemand besser ausgesprochen als Paul Gerhard in den Versen:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.

Das drückt uns niemand besser
In das betrübte Herz hinein,
Als die zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein.

Und Gräber voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß
Von Helden, derengleichen
Auf Erden niemand weiß.

Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges.

Wie aber sah es in dem unglücklichen Lande aus, das dreißig Jahre hindurch die Kriegsbanden halb Europas zertreten hatten? Allerdings war keine einzige Landschaft diese ganze Zeit hindurch unmittelbar von dem Kriegselende betroffen worden; zwischen Zeiten schwerer Erschütterung waren auch wieder größere Ruhepausen eingetreten, einzelne Städte waren sogar überhaupt von wirklicher Kriegsgefahr verschont geblieben, wie z. B. Hamburg und Danzig, und hier und da hatten auch verständige Befehlshaber ganz unmittelbar für die Schonung des friedlichen Verkehrs mitten im Kriege gesorgt, wie z. B. Torstenson 1643 für das von den Schweden besetzte Leipzig trotz des Kriegszustandes mit Sachsen Verordnungen zum Schutze der Messe erließ. Trotzdem war die Verwüstung doch beispiellos, und wenn die Städte hinter ihren festen Mauern noch einigermaßen gegen die Gewaltthaten einer rohen Soldateska geschützt waren, so hatte das platte Land nicht bloß die eigentlichen Schlachtfelder geboten, sondern war auch jeder Ungebühr wehrlos preisgegeben gewesen.

Verwüstung und Entvölkerung.

„Gewiß sind in einzelnen Zeiträumen der Völkerwanderung große Landschaften noch mehr verödet worden, zuweilen hat im Mittelalter eine Pest die Bewohner großer Städte ebensosehr dezimiert; aber solches Unglück war entweder lokal und wurde leicht durch den Überschuß an Menschenkraft geheilt, der aus der Umgegend auf den geleerten Grund zusammenströmte, oder es fiel in eine Zeit, wo die Völker nicht fester auf dem Boden standen, als lockere Sanddünen am Strande. Hier aber wird eine große Nation mit alter Kultur, mit vielen hunderten festgemauerten Städten, vielen tausend Dorffluren, mit Acker- und Weideland, das durch mehr als dreißig Generationen desselben Stammes bebaut war, so verwüstet, daß überall leere Räume entstehen, in denen die wilde Natur wieder die alten Feinde der Völker aus dem Boden erzeugt, wucherndes Gestrüpp und wilde Tiere" (G. Freytag). Ganze Dörfer waren vom Boden wie weggefegt, viele entstanden nie wieder, sondern blieben wüste Marken, wie nach dem Hussitenkriege, wo nur noch einzelne Ortsnamen oder ein paar Trümmer an die ehemalige Bewohnung der Stätte erinnern. Auf den unbebauten Äckern war Gestrüpp

und Gehölz aufgeschossen, und der Viehstand so sehr zerstört, daß er vielfach erst in unserm Jahrhundert wieder die Höhe vor dem Dreißigjährigen Kriege erreicht hat; in allen Teilen Deutschlands klang das Geheul der Wölfe. An den Flüssen waren die Gräben und Dämme verfallen, die Gewässer überfluteten Ackerland und Wiesen und versumpften weit und breit die Thäler, wie der Oberrhein und die Schwarzwaldflüsse, die Ortenau oder die Spree, Havel und Oder ihre Niederungen, die Ströme versandeten und wurden fast unfahrbar. Die Städte wiesen hinter ihren zertrümmerten Mauern und versumpften Gräben wüste Plätze auf, die meisten Häuser standen leer und halb zerstört. Sicher ist die Bevölkerung durch die Kriegsnot und ihre entsetzliche Genossin, die Pest, die den Heeren wie ein Gespenst nachzog, im ganzen auf zwei Drittel, in einzelnen Strichen auf einen noch geringeren Teil ihres früheren Bestandes herabgesunken. Die alte Grafschaft Henneberg, eine mäßig wohlhabende Landschaft von etwa 30 Quadratmeilen am Südfuße des Thüringer Waldes, die unmittelbar nur etwa 10 Jahre lang, von 1633—43, das Kriegselend erfuhr, verlor in dieser Zeit mindestens 70 Prozent ihrer Bevölkerung und 66 Prozent ihrer Wohnstätten; in 20 ihrer Ortschaften gingen von dem Bestand an Pferden 85 Prozent, an Kühen 82 Prozent, an Ziegen 83 Prozent zu Grunde, die Schafe verschwanden ganz. In Hessen zählte man 17 Städte, 47 Schlösser, 45 Dörfer als ganz oder halbzerstört auf. Göttingen besaß im Jahre 1642 noch 500 Bürger von 1000, und 150 Häuser standen leer. Kursachsen ergänzte die Lücken seiner Bevölkerung rascher als andre Landschaften durch die noch lange fortdauernde starke Zuwanderung böhmischer „Exulanten“ (gegen 150 000), die überall ihre böhmischen Gemeinden und Kirchen gründeten und in den „böhmischen Gassen“ zahlreicher Orte noch Erinnerungen an sich hinterlassen haben; immerhin lagen noch Jahre nachher z. B. in Chemnitz von 402 Häusern der inneren Stadt 78, von 535 Häusern der Vorstadt 261 wüst, und in Freiberg zählte man nur noch 500 wehrhafte Männer, vor dem Kriege gegen 4000. In der unglücklichen Pfalz (nach einer freilich ganz unsicheren Schätzung) soll nur noch der fünfzigste Teil der Bevölkerung übrig geblieben sein, in Frankenthal von 18 000 Einwohnern nur noch 324! Württemberg berechnete seine Kriegsschäden auf mehr als 58 Millionen Gulden, die Zahl der vernichteten Häuser auf 36 000, der zerstörten Haushaltungen auf mehr als 57 000; von seinen 400 000 Einwohnern sollen schon 1641 nur noch 48 000 übrig gewesen sein. Augsburg war, wie es heißt, von 80 000 Einwohnern auf 18 000 herabgekommen. In Bayern verbrannten die Franzosen im Jahre 1646 allein 100 Dörfer; wohlhäbige Dörfer im Bistum Freising, die vor dem Kriege 400 Einwohner gehabt, hatten nachher kaum 20.

Zustand der habsburgischen Lande.

Von den habsburgischen Landen hatten nur die nördlich der Donau unmittelbar unter dem Kriege gelitten, von der Geißel der Gegenreformation, die sie härter traf als alle andern, war aber auch Innerösterreich nicht verschont geblieben. Böhmens Einwohnerzahl war von 3 Millionen auf 780 000 herabgesunken, die seiner steuerfähigen Grundholden (Bauern) aber auf 30 000. Prag zählte schon 1624 mehrere Hundert verlassener Häuser, Leitmeritz bald nach 1634 nur noch 69 bewohnte. Reichenberg berechnete seine Kriegsschäden von 1635—48 auf 200 000 Gulden. Von den 800 Häusern Egers, das mehrfach gewaltsam „reformiert“ wurde, waren 1635 kaum ein Dritteil bewohnt, von den Bauern seines Gebietes verloren sich zwei Dritteile. Das Joachimsthaler Bergrevier beschäftigte im Jahre 1544 9000 Häuer, 1648 kaum 100. In Olmütz waren von 1168 Häusern noch 168 bewohnbar, in Iglau, dessen altberühmte Tuchindustrie im 16. Jahrhundert allein 7800 Meistern Verdienst gegeben hatte, gab es 1647 noch 299 Bürger in 234 Häusern, in Znaim starben allein im Jahre 1646 gegen 6000 Menschen an der Pest. In Schlesien war Glogau schon

MITTELEUROPA
nach dem westfälischen Frieden
vom Jahre 1648
bearbeitet von Carl Wolf
Maſsstab 1 : 8000000
Kilometer
NORDSEE
OSTSEE
MITTELLÄNDISCHES MEER
ADRIATISCHES MEER
Deutsches Kaiserreich
Österreichisches
Brandenburgisches
Geistliches
Reichstädtisches
Gebiet
Abkürzungen.
AB Augsburg
BB Bamberg
BL Bistum Lübeck
BR Brixen
BS Braunschweig-Wolfenbüttel
C Calenberg
CO Constanz (Bistum)
DO Deutscher Orden
E Eichstedt
FR Freising
FU Fürstenberg
HA Hessen-Kassel
IS Grafschaft Isenburg
K Köln
KS Kursachsen
L Lauenburg
LU Lüttich
M Magdeburg
MZ Mainz
N Nassau
P Passau
R Reuss
S Grafschaft Solms
SB Salzburg
SL Schaumburg-Lippe
SP Speyer
ST Strassburg
T Trier
V Venedig
W Wirtemberg

1638 von 2500 ansässigen Bürgern auf 122, 1648 auf etwa 20 herabgekommen, Löwenberg von 1700 Bürgern auf 40, Bunzlau hatte nach dem Kriege noch 80 Einwohner, in Schweidnitz waren von 1300 Häusern noch 118 bewohnt. Kleinere Städte lagen jahrelang wüst, und noch 1653—54 waren allein in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer 26 Dörfer ganz, 20 größtenteils unbewohnt. — Natürlich sind die Bewohner solcher Orte nicht gerade alle umgekommen, sondern anderswohin, namentlich in feste Städte geflüchtet, und konnten dann wenigstens zum Teil zurückkehren. So lebten z. B. in Weimar im Jahre 1640 neben 2836 Einheimischen 4103 Fremde, und anderwärts war es sicherlich ebenso, die Entvölkerung des platten Landes ist also viel größer gewesen als die der Städte.

Volkswirtschaftlicher Rückgang.

Doch damit nicht genug. Der Krieg zerstörte nicht nur den angesammelten Volksreichtum bis auf geringe Reste, er vernichtete zum Teil auch die Mittel, ihn wiederzugewinnen. Der ländliche Grundbesitz war längst nicht nur tief verschuldet, sondern geradezu bankrott, was nun wieder den städtischen Kapitalisten, die Hypotheken auf ihm stehen hatten, die schwersten Verluste zufügte, und die furchtbare Entvölkerung des platten Landes trieb den Arbeitslohn eben dort so in die Höhe, daß die Bodenbestellung kaum das Notdürftigste schaffen konnte. Und doch lohnte der Anbau weniger als früher, weil die Getreidepreise nach dem Kriege infolge des verringerten Verbrauchs sehr heruntergingen. Vollends die alten Handelsverbindungen waren vielfach zerrissen, ganze Gewerbszweige verloren, und in die entstandenen Lücken hatten sich die Fremden, vor allem die Engländer und Niederländer, eingedrängt. Was in dieser Beziehung der Verfall der Hansa begonnen hatte, vollendete der Dreißigjährige Krieg. Um zweihundert Jahre hat er Deutschland in seiner Entwickelung zurückgeschleudert, es mußte seine Kulturarbeit sozusagen von vorn anfangen.

Sittliche Verrohung.

Und nicht bloß die Wiederherstellung seiner äußeren Kultur. „Eine ganze Generation war aufgewachsen innerhalb der Zeit der Zerstörung. Die gesamte Jugend kannte keinen andern Zustand als den der Gewaltthat, der Flucht, der allmählichen Verkleinerung von Stadt und Dorf, des Wechsels der Konfession.“ Der Simplicissimus Grimmelshausens wundert sich in der Schweiz über nichts mehr, als daß die Ställe voll Vieh stehen und alles ohne Besorgnis seinen friedlichen Geschäften nachgeht; das hat er in Deutschland noch niemals und nirgends gesehen. Wer Kraft genug in sich gefühlt, hatte sich den Heeren angeschlossen, um nicht zertreten zu werden, die Schwachen hatten Unmenschliches geduldet, solange es ging, dann waren sie geflüchtet und verdorben. Vollends das Landvolk war jedem plündernden Soldatenhaufen preisgegeben und längst gewöhnt, beim Nahen eines solchen sich und sein Vieh und das Beste seiner kümmerlichen Habe in Waldverstecken zu bergen. Wehe freilich vereinzelten Soldaten, gleichviel welcher Partei, die den Bauern in die Hände fielen! Sie wurden unbarmherzig erschlagen wie Räuber, der Rache und der Beute wegen. Doch in der ärgsten Not, während die Glocken geraubt, die Kirchengeräte geplündert, die Kirchen verwüstet wurden und sie selbst kaum noch den nötigsten Unterhalt hatten, hielten die evangelischen Dorfpfarrer ihre schwindenden Gemeinden zusammen, bis sie vielleicht selber allein noch übrig blieben oder ebenfalls flüchten mußten und vielleicht auch verkamen. In Württemberg z. B. waren nach dem Kriege von 1046 Geistlichen nur noch 330 übrig. Die höheren Schulen hatten sich, soweit sie hinter den schützenden Mauern von Städten lagen, wohl im ganzen, wenn auch kümmerlich, gehalten, aber die Volksschulen waren meist völlig zu Grunde gegangen, und überall fehlte es an Mitteln, um die Lehrer zu unterhalten, worüber z. B. in Sachsen der Landtag schon 1635 klagte. In weiten Kreisen war so der Sinn, ja die Fähigkeit zu friedlicher Arbeit verloren, die Sitte und Denkungsart verwildert. Noch lange dauerte das

unruhige, nomadenhafte Hin- und Herwogen der vom Boden wie losgelösten Bevölkerung fort, Tausende von faulenzenden Landstreichern lagen auf den Landstraßen, obwohl es überall an arbeitenden Händen mangelte, und zahlreiche alte Soldaten fristeten nach dem Kriege in Räuberbanden ihr Dasein. Der getretenen und mißhandelten Masse der Bürger und Bauern war alles Selbstgefühl gegenüber Höhergestellten abhanden gekommen, ein gedrücktes, furchtsames Wesen ist das Kennzeichen der nächsten Geschlechter. Und was war noch übrig von dem stolzen Nationalgefühl, das die Deutschen der Reformationszeit beseelt hatte! Fremde Bildung beherrschte die Vornehmen, spanische, italienische, französische, lateinische Worte und Wendungen verunzierten die deutsche Sprache, in schüchterner Nachahmung ausländischer Muster suchte die kümmerlich erwachende Dichtung ihr Heil, an die Stelle des ausgebildeten Kunstsinnes, der Freude an schmuckvoller Umgebung trat geschmacklose Dürftigkeit.

Rückblick und Ausblick.

Es war der Höhepunkt einer jahrhundertelangen Krankheit. Sie hatte begonnen, als sich die Nation unfähig erwiesen, sich eine genügende Gesamtverfassung zu geben; durch die feindselige Stellung der Habsburger gegenüber der Reformation war sie gesteigert, durch den faulen Frieden von 1555 und die klägliche Politik der protestantischen Reichsstände nachher für friedliche Mittel unheilbar geworden. Aber diese höchste Steigerung enthielt auch die Keime der Genesung. Gerettet war doch der Protestantismus und damit trotz aller Verkümmerung der Keim jener freien Geistesbildung, in der alles Hohe und Herrliche wurzelt, was Deutschland seit der Reformation hervorgebracht hat, also die nationale Entwickelung selber, und gesichert werden konnte diese, seitdem sich das habsburgische Kaisertum dem deutschen Wesen entfremdet hatte, nur noch durch die Selbständigkeit der Einzelstaaten. Von diesen Grundlagen aus hat sich auch die staatliche Neubildung des Deutschen Reiches vollzogen, nicht durch die Belebung der absterbenden Reichsverfassung. Doch eine Folge der schrecklichen Krisis ist in Geltung geblieben: gewaltsam zur alten Kirche zurückgeführt, blieb Deutsch-Österreich fast zwei Jahrhunderte hindurch halb ausgeschlossen von der deutschen Bildung und schied sich auch staatlich mehr und mehr vom Mutterlande. Ist jene geistige Scheidung allmählich überwunden worden, so hat sich die staatliche dagegen immer weiter entwickelt und endlich zu völliger Trennung geführt.

Süd- und Westeuropa im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.

Die spanische Monarchie unter Philipp III.

Philipp III. und Lerma.

Wie bedeutsam die spanische Politik seit etwa 1617 in die deutschen Verhältnisse eingriff, ist bereits besprochen worden. In Westeuropa stand sie geradezu im Mittelpunkte des ganzen Getriebes; in Madrid wurden die Pläne gefaßt und ins Werk gesetzt, die alle Länder des Erdteiles umspannten. Das nächste Jahrzehnt nach Beendigung des niederländischen Krieges durch den Waffenstillstand vom Jahre 1609 verging freilich im wesentlichen friedlich. Denn weder König Philipp III., noch sein allmächtiger Günstling Franz Gomez de Sandoval y Rojas, Herzog von Lerma, waren kriegerischen Unternehmungen sehr geneigt. Der König war gutmütig und sittenstreng, aber ohne Selbständigkeit, ohne Leidenschaft und ohne Thatkraft, der Kirche blindgläubig ergeben, wie er denn die Austreibung der Moriscos verhängte (s. Bd. V, S. 732 f.), und Lerma ein im Grunde oberflächlicher Mensch von geringen Kenntnissen und Fähigkeiten, obwohl er das wenige, was er von beiden besaß, vortrefflich zu benutzen verstand. Sein Hauptinteresse war, die unbedingte Herrschaft über den König zu behaupten, der in der That den Günstling gar nicht entbehren konnte und ihm kaum jemals zu widersprechen wagte, und diese Herrschaft im Interesse seiner Familie oder seines Anhanges rücksichtslos auszubeuten. Der Beichtvater des Königs, Gaspar de Cordova, war sein Geschöpf, sein junger Page Rodrigo Calderon, ein unverschämter und geldgieriger Mensch, Kammerherr und Sekretär der Consulta, sein Bruder Vizekönig von Valencia, sein Schwager Lemos Statthalter von Neapel u. s. f. In dieser Verwaltung war daher mit Geld alles, ohne Geld nichts zu erreichen, jedes Urteil der Gerichte käuflich, jeder Beamte und namentlich Lermas Günstlinge bestechlich. Die Einkünfte des Königreichs verschwanden zumeist in den Taschen der herrschenden Sippe, wie denn das Einkommen der Familie Lermas auf 700000 Scudi jährlich geschätzt wurde, oder sie wurden vergeudet im üppigen Leben des Hofes, wofür die Pflege der Kunst und Litteratur, namentlich des Dramas, keineswegs eine entsprechende Entschädigung bot.

Spanien und die italienischen Staaten.

Zu einer großartigen Politik war freilich eine solche Regierung außer stande, sie begnügte sich mit der Behauptung des Besitzes. Und da erschien die Monarchie doch durchaus noch als eine Macht ersten Ranges. Zwar die Niederlande waren verloren und die Aussicht, sie wiederzuerobern, gering, auch die Ausbreitung der Holländer im portugiesischen Ostindien war nicht zu hindern, aber in den amerikanischen Besitzungen hatten sich die Fremden noch an keinem Punkte festzusetzen vermocht. Auch im west-

145. Philipp III., König von Spanien.

Nach einem Gemälde von Diego Velasquez gestochen von Fr. Goya.

lichen Mittelmeere herrschte unbestritten die spanische Flagge, sie war glücklich gegen Barbaresken und Türken: im Jahre 1613 schlug ein spanisch-neapolitanisches Geschwader die Osmanen bei Chios, ein andres zeigte sich im Jahre 1616 an der Südküste Kleinasiens. In Italien behaupteten die Spanier ihr Übergewicht nicht unbestritten, aber doch ohne ernste Gefährdung. Mailand, Neapel und Sizilien gehorchten ihnen unmittelbar, der Kirchenstaat hielt sich neutral; Parma, Urbino, Modena, Lucca, Mantua, Genua waren ganz spanisch gesinnt, das letztere vor allem wegen seiner einträglichen spanischen Geldgeschäfte (s. Bd. V, S. 649, 734). Toscana suchte eine gewisse Mittelstellung zu behaupten, wurde aber durch die spanischen „Presidios", Elba und einige Küstenpunkte, in Schach gehalten und lenkte unter Ferdinand II. (1621—70), dem Sohne der Erzherzogin Maria Magdalena, ganz in spanisch-österreichische Bahnen ein.

Bis zu einem gewissen Grade selbständig waren nur Savoyen und Venedig. Heinrichs IV. Tod war auch hier den Spaniern zu gute gekommen. Der König hatte sich nach kurzem Kampfe mit Herzog Karl Emanuel ausgesöhnt, indem er ihm gegen die Abtretung der ganz französischen Landschaft Bresse an der oberen Rhone das ganz italienische Saluzzo überließ (1600); dann hatte er Savoyen, Mantua, Venedig und Toscana zu näherer Verbindung mit Frankreich gebracht, um der spanischen Macht in Italien ein Gegengewicht zu bieten, und als er sich im Jahre 1609 zur Einmischung in den Jülich-klevischen Erbfolgestreit anschickte, Savoyen durch die Aussicht auf die Erwerbung Mailands gewonnen. Sein Tod machte allen diesen Dingen

146. Franz Gomez de Sandoval y Rojas, Herzog von Lerma.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

ein Ende. Als sich Karl Emanuel rüstete, dem Herzog von Mantua die Markgrafschaft Montferrat zu entreißen, zwang Spanien ihn, davon abzustehen (1613), stellte ihm sogar die Forderung, sein Heer zu entlassen und wegen seines Benehmens um Verzeihung zu bitten. Er weigerte sich dessen, und unterstützt von französischen Edelleuten wußte er sich zu behaupten; ja, er gewann die Hoffnung, seinen Thronerben Viktor Amadeus I. (1630—37) mit der französischen Prinzessin Christine, der Tochter Heinrichs IV., zu vermählen und dadurch Anlehnung an Frankreich zu finden.

Anderseits wurde auch Venedig durch seine ganze Lage zwischen den beiden Venedig.
großen habsburgisch-katholischen Mächten, insbesondere damals durch die Gefährdung der Unabhängigkeit Savoyens und durch seine Verwickelungen mit Ferdinand von Steiermark zu feindlicher Haltung gegenüber Spanien getrieben. Zwischen den Habs-

burgern und der Republik von San Marco bestanden von jeher Grenzstreitigkeiten, denen auch der Vertrag von 1521 keineswegs ein Ende gemacht hatte. Denn Venedig wollte das Aufkommen österreichischer Hafenplätze am Adriatischen Meere nicht dulden, nahm deshalb Marano bei Aquileja weg (1542) und gründete dicht an der Grenze die Festung Palma nuova (1593). Neuen Anlaß zu Streit gaben die Seeräubereien der verwegenen Uskoken von Zengg aus (s. S. 121 ff.), die alle Drohungen und Befehle der österreichischen Regierung, selbst eine venezianische Blockade (seit 1611) nicht hindern konnten; im Gegenteil, die Uskoken streiften selbst an der istrischen Küste und

147. Eingang zum Palast der Herzöge von Lerma zu Lerma.
Nach Villa-Amil, „España".

bis Palma nuova. Gereizt schlugen endlich die Venezianer los, überfielen Cormons und Aquileja (1615) und belagerten Gradiska (1616), um das nun sich der Kampf lange bewegte, da Ferdinand bemüht war, es zu entsetzen. Die Spanier, denen auf die sichere Verbindung zwischen Neapel und Triest sehr viel ankam, unterstützten hierbei die Österreicher sogar mit Truppen und setzten endlich den Abschluß eines Friedens durch (6. September 1617), der Gradiska bei Österreich beließ, dies dagegen verpflichtete, die Uskoken im Binnenlande anzusiedeln.

Der spanischen Politik war indes damit noch nicht genug geschehen. Unter den zahlreichen, namentlich den französischen Soldtruppen, die noch vom Kriege um Gradiska her in Venedig lagen, tauchte der Gedanke auf, sich der Stadt zu bemächtigen und sie zu plündern. Der französische Gesandte, der damals in seiner Heimat herrschenden spanisch-katholischen Partei angehörig, wußte darum, der spanische Botschafter und der

Vizekönig von Neapel, der Herzog von Ossuña, Todfeinde Venedigs, begünstigten, wie man wenigstens allgemein glaubte, das ruchlose Unternehmen. Es war ein Glück für die Republik, daß ein französischer Hauptmann, ein Protestant, Balthasar Juven, die Verschwörung verriet und damit die Regierung in den Stand setzte, sie noch im Keime zu ersticken (1618).

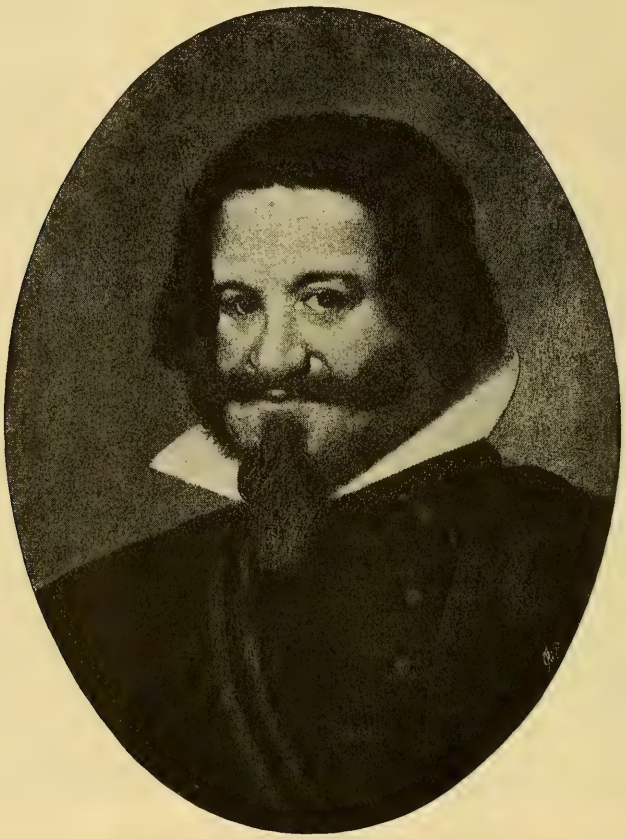
Lermas Rücktritt.

Alle diese Dinge waren nicht im Sinne Lermas, aber er vermochte die mächtige Partei, die den Staat in die Bahnen der Eroberungspolitik Philipps II. zurückzulenken versuchte, nicht mehr völlig zu beherrschen. Nicht nur die Statthalter der großen

148. Philipp IV., König von Spanien. (Zu S. 276.)
Nach einem Gemälde von Velasquez im Pradomuseum zu Madrid.

Provinzen waren von jeher an ein hohes Maß von Selbständigkeit gewöhnt, auch der Adel und die Geistlichkeit Spaniens lebten noch durchaus in den Ideen Philipps II. und betrachteten Lermas Friedenspolitik, dessen beherrschender Einfluß ihnen ohnehin äußerst lästig fiel, als eine Entwürdigung der Monarchie. Die Hauptträger dieser Richtung waren Balthasar de Zuñiga, der spanische Gesandte in Prag, und Graf Oñate, damals Botschafter in Rom; ihr erster Erfolg war jener Vertrag von Graz mit Erzherzog Ferdinand (II.) vom 30. März 1617, der Spanien die Erwerbung der vorderösterreichischen Lande in Aussicht stellte und ihm dadurch unmittelbar Anlaß zur Einmischung in die deutschen Verhältnisse gab, ihr zweiter der Sturz Khlesls, durch den die strengkatholische Richtung in Wien die Oberhand gewann (s. S. 131, S. 149). Da wurde auch Lermas Stellung schließlich unhaltbar. Indem der König ihn widerwillig entließ, weil man ihm gesagt hatte, es sei sündlich, sich einem

Günstlinge hinzugeben (4. Oktober 1618), gelangte zwar die Kriegspartei noch nicht unmittelbar ans Ruder, vielmehr wurde der Herzog von Uzeda, Lermas Sohn, sein Nachfolger, doch die äußere Politik vermochte er nicht zu beherrschen, sie wurde thatsächlich von Zuñiga, dem Gesandten am Wiener Hofe, gemacht, und je glänzender die Erfolge der habsburgischen Waffen im Jahre 1620 waren, desto weniger war zu verhindern, daß sich die Männer dieser Gesinnung endlich auch in Madrid der Herrschaft bemächtigten. Der Tod Philipps III. am 31. März 1621 entschied den Kampf zu ihren gunsten.



149. Gaspar de Guzman, Graf von Olivarez.
Nach einem Gemälde von Velasquez in der Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg.

Philipp IV. und Olivarez.

Sein Nachfolger Philipp IV. (1621—65) entließ auf der Stelle Uzeda und übertrug die Leitung der Geschäfte zunächst an Balthasar de Zuñiga, nach dessen baldigem Tode an Gaspar de Guzman, Graf von Olivarez (geb. 1587 in Rom), der, weil ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, in Salamanca studiert hatte, dann aber, als ihm nach dem Tode seines älteren Bruders das Majorat der Familie zufiel, im weltlichen Stande geblieben, schon Kammerherr des Thronfolgers gewesen war und sich dessen ganzes Vertrauen erworben hatte. Das bedeutete die Wiederaufnahme der Politik Philipps II. im vollsten Sinne. Denn der König, ein echter

Spanier in seiner katholischen Frömmigkeit und seinem Nationalstolze, aber auch in seiner Neigung zur Teilnahme an Volkslustbarkeiten und zum Theater, wie zur Malerei, die sich beide damals an seinem Hofe zu glänzendster Blüte entfalteten, in seiner Haltung würdevoll und gemessen, besonders stattlich zu Roß und ein unermüdlicher Jäger, obwohl er von zartem Körperbau war, besaß den lebhaftesten Ehrgeiz, mehr Ruhm zu erringen als sein Vater und dem Großvater Philipp II. nachzueifern. Die Regierung freilich in so selbstherrlicher Weise zu führen, wie dieser es gethan hatte, dazu reichten doch seine Willensstärke und seine Arbeitskraft bei weitem nicht aus, wiewohl er seine Pflicht zu thun bemüht war. Um so wichtiger war es, daß er in Olivarez einen Minister gefunden hatte, der in seinen Anschauungen und Neigungen mit ihm übereinstimmte und damit die Fähigkeiten vereinigte, die dem Monarchen abgingen. Stolz und hochfahrend, lebhaft, ja leidenschaftlich, eifersüchtig auf den vollen Besitz der Macht, duldete er in den verschiedenen Regierungskollegien nur abhängige Männer um sich und entzog diesen auch noch die wichtigsten Sachen, um sie einigen Kommissionen (im ganzen drei) oder Juntas vorzulegen, die er völlig beherrschte. Aber sonst begehrte er doch nichts für sich, lebte persönlich mäßig und sparsam, setzte sogar sein Vermögen für den Staat zu und arbeitete unermüdlich. Wie sein Herr lebte und webte er in der spanisch-katholischen Überzeugung. Beide glaubten die Sache Gottes zu verfechten, wenn sie die Ketzer bekämpften, und so schickte sich Spanien zum letztenmal an, das katholische Weltreich zu begründen, unter Bedingungen, die günstig genug erschienen. Denn die österreichischen Habsburger standen mit ihm im Bunde, ein ähnliches Verhältnis zu England schien sich eben anzubahnen, und Frankreich war seit 1610 in den Händen einer Regierung, die eine enge Anlehnung an Habsburg im katholischen Interesse für geboten hielt.

Schwächung und Wiederherstellung der Königsmacht in Frankreich.

(1610—1629.)

Regentschaft und Günstlingsherrschaft.

Maria von Medici.

Als Heinrich IV. unter dem Messer Ravaillacs verblutete, war sein Sohn und Nachfolger Ludwig XIII. (1610—43) erst neun Jahre alt, und wie von selber fiel, thatsächlich mehr durch einen kecken Handstreich als nach dem Beschluß des Pariser Parlaments, die Regentschaft an seine Mutter Maria von Medici, eine Frau in der besten Blüte der Jahre, von vornehmer Haltung, schön, liebenswürdig und gewinnend, deshalb allgemein beliebt. Obwohl ihrer Würde sich durchaus bewußt, besaß sie doch nicht genügende Fähigkeit, um die Politik ihres verstorbenen Gemahls mit Erfolg fortzusetzen, vielmehr erhob sich gegen die von ihm befolgten Bestrebungen eine starke Gegenströmung, welche die von Heinrich IV. errichteten Grundlagen des unumschränkten Königtums großenteils wieder hinwegspülte.

Wendung in der inneren Politik.

Zunächst machte der hohe Adel, verbündet mit den königlichen Prinzen, an ihrer Spitze Prinz Heinrich (II.) von Condé, damals Gouverneur von Guyenne, die alten Forderungen auf Teilnahme an der Regierung und ausgedehnte Selbständigkeit der Provinzialgouverneure wieder geltend. Keinen Beschluß, so wurde verlangt, sollte der Staatsrat fassen ohne Condés Einwilligung, weiter sollten die königlichen Truppen aus den Festungen entfernt und durch andre den Gouverneuren vereidete ersetzt werden. Das letztere geschah nun in der That mehrfach, der ersten Forderung entzog sich die Regierung allerdings, indem sie den großen Seigneurs reiche Jahrgelder, zum Teil auch Schuldentilgung bewilligte. Damit aber zerstörte sie auch das Gleichgewicht im Staatshaushalt, das Sully hergestellt hatte, so daß dieser schon im Januar 1611

seinen Abschied nahm und sich auf seine Güter zurückzog, wo er erst im Dezember 1641 starb. Die Leitung der Geschäfte ging auf den Kanzler Villeroy über.

Wendung in der äußeren Politik.

Wie nun Maria von Medici im Innern die Bahnen Heinrichs IV. verlassen hatte, so setzte sie auch die von ihm begonnene Politik nicht nur nicht fort, sie suchte vielmehr, persönlich strengkatholisch, ein möglichst enges Verhältnis zu Spanien, der ersten katholischen Macht, anzubahnen, indem sie nach langen Verhandlungen einen Vertrag über eine französisch-spanische Doppelvermählung zustande brachte (im August 1612). Danach sollte der junge König Ludwig XIII. mit Anna von Spanien,

150. Henry de Rohan.
Nach einem Gemälde von Taffaert gestochen von Wolf (Galeries de Versailles).

seine älteste Schwester Elisabeth sich mit dem Infanten Philipp (IV.) vermählen, um dadurch „Liebe und Verbrüderung zwischen Ihren Majestäten zu begründen und den Frieden der (katholischen) Christenheit zu befestigen".

Drohende Erhebung des Adels und der Hugenotten.

Daß Frankreich somit thatsächlich die Selbständigkeit seiner auswärtigen Politik aufgab, um sich der spanischen anzuschließen, also ihr unterzuordnen, erweckte naturgemäß die Besorgnis der Hugenotten, die einen so zahlreichen und mächtigen Teil seiner Bevölkerung ausmachten. Ihre Abgeordneten versammelten sich zu La Rochelle, und obwohl eine gemäßigtere Minderheit unter dem Herzog von Bouillon widersprach, so formulierte doch die Mehrheit, von Sully und Rohan geführt, weitgehende

Maria

151. Maria von Medici, Regentin von Frankreich.

Nach einem Gemälde van Dycks in der Königl. Pinakothek zu München.

Forderungen an die Regentin. Sie verlangten Gleichstellung der reformierten Geistlichen und Schulen mit den katholischen, Vermehrung und Einräumung der Sicherheitsplätze auf weitere zehn Jahre, sowie die Erlaubnis, ihre politischen Versammlungen (assemblées) in jedem zweiten Jahre abzuhalten. Als nun die Regentin eine solche bewilligte, wurden in Saumur die Abgeordneten für die Überreichung der Beschwerden zwar im Sinne der Minderheit gewählt, doch die Mehrheit dachte, angesichts jenes Vertrages mit Spanien, an Gewalt und sah sich in ihrer gegnerischen Haltung noch bestärkt durch die Haltung der Sorbonne und des Prinzen von Condé. So sehr die Sorbonne immer für einen Hort des Katholizismus gegolten hatte, so entschieden trat sie damals durch ihren Syndikus Edmond Richer gegenüber der spanisch-römischen

152. Henry de la Tour, Herzog von Bouillon.
Nach einem Kupferstiche in der Nationalbibliothek zu Paris.

Gesinnung, wie sie eben am Hofe zur Herrschaft gelangt war, für die Beschränkung der päpstlichen Macht durch die Konzilien und die Selbständigkeit der französischen (gallikanischen) Kirche auf. Anderseits rüstete Condé im Bunde mit den Herzögen von Longueville, Nevers, Bouillon und andern zur offenen Erhebung und bemächtigte sich bereits der Citadelle von Mezières bei Sedan (Anfang 1614), um auch der östlichen Provinzen sicher zu sein.

Die letzten Reichsstände.

Um den drohenden Sturm zu beschwören, machte die Regentin dem Prinzen eine große Geldschenkung und gestand die Berufung der Reichsstände (Etats généraux) zu, das letzte Mal vor 1789. Kurz danach, am 27. September 1614, seinem 14. Geburtstage, wurde der junge König nach dem Gesetz für mündig erklärt, was freilich an der Machtstellung seiner Mutter thatsächlich nichts änderte. Da kamen denn nun, als die Versammlung der Reichsstände in den alten Formen, also in den drei

Kurien der Geistlichkeit (140 Abgeordnete), des Adels (132) und des „dritten Standes“ (tiers-état, Bürger und Bauern, 192 Mitglieder), am 27. Oktober 1614 im Augustinerkloster zu Paris unter großer Teilnahme der Bevölkerung zusammentrat, sehr weitgehende Reformgedanken des dritten Standes zu Tage. Er verlangte Herabsetzung der Taille (Grundsteuer), Abschaffung der Paulette (Bd. V, S. 682), Einstellung der Pensionszahlungen an die großen Herren, dazu Zurückweisung des päpstlichen Anspruchs auf das Recht, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, eine Forderung, die auch das Pariser Parlament zu der seinigen machte, alles in scharfem Gegensatze zu den aristokratischen und klerikalen Bestrebungen, die sich teils für, teils gegen die Regierung geltend machten, und wie eine drohende Prophezeiung auf eine ferne Zukunft klangen bereits die Worte des Sprechers, der den dritten Stand vertrat, Robert Miron, als er unter Hinweisung auf die Not des Volkes warnte, die Massen allzuschwer zu belasten, denn der Amboß könne einmal Hammer werden. Indem aber nun der dritte Stand ebensowohl die Vorrechte des Adels angriff, als die Selbständigkeit der weltlichen Gewalt gegenüber der geistlichen verteidigte, vereinigten sich die beiden dadurch bedrohten Stände, Adel und Geistlichkeit; sie forderten die Einführung der Tridentinischen Beschlüsse, der Frankreich sich bis jetzt immer widersetzt hatte, allerdings unbeschadet der gallikanischen Freiheiten, aber auch ohne Vorbehalt zu gunsten der Hugenotten, und der Sprecher des Klerus, Armand du Plessis de Richelieu, Bischof von Luçon, stellte darüber hinaus ein Bild der kirchlichen Macht dem Staate gegenüber auf, wie sie keine Regierung hätte zugestehen können. In der That war die Regentin zufrieden damit, daß einerseits die Versammlung ihre kirchliche Richtung billigte, anderseits aber Condés ehrgeizige Bestrebungen nicht weiter unterstützte; sie meinte nunmehr nach Verabschiedung der Generalstände im Februar 1615 zur Vollziehung der spanischen Vermählung schreiten zu können.

Aufstand unter Condé.

Indes Herrin der vielfachen Schwierigkeiten war sie doch bei weitem noch nicht. In seinen Absichten von den Reichsständen nicht unterstützt, konnte Condé sie nur noch mit Gewalt der Waffen durchzuführen hoffen, während sich die Hugenotten durch jene Beschlüsse geradezu bedroht fühlten und der Regentschaft feindseliger gegenüber standen als je, das Pariser Parlament sich endlich entschieden für die Rechte der Hugenotten, die Teilnahme der königlichen Prinzen an der Regierung und außerdem für möglichste Selbständigkeit der Gouverneure wie der Städte aussprach. Da nun jetzt nicht nur Rohan, sondern selbst der in seinen Ansprüchen gemäßigte Herzog von Bouillon sich auf der hugenottischen Versammlung in Grénoble für die Anwendung von Gewalt aussprach, so kam wirklich der Bund zwischen Condé und den Hugenotten in Nîmes zustande (21. November 1615). Gemeinsam versprachen sie für die Reform des Staats und die gegenseitige Sicherheit einzutreten.

Wieder einmal brach der Bürgerkrieg in Südfrankreich aus. Aber beide Teile beschränkten sich im wesentlichen darauf, das arme Land zu verwüsten, ohne einander viel Schaden zu thun; nicht einmal die Reise des Hofes nach Bordeaux zur Vollziehung jener erwähnten Doppelvermählung (Ende November 1615) vermochten die Aufständischen zu hindern.

Friede von Loudun.

Trotzdem wurde die Regentin des Kampfes so bald müde, daß sie im Dezember 1615 Friedensanträge an Condé richtete und nach längeren Verhandlungen zu Loudun in einen Frieden willigte, der den Aufständischen so ziemlich alles zugestand, was sie wollten (6. Mai 1616). Der König versprach, die Prinzen und andre Herren zum Staatsrat zuzuziehen, die gallikanischen Freiheiten und die Rechte der Hugenotten aufrecht zu erhalten, die Gerechtsame der Parlamente zu achten, auf die von den Reichsständen geforderten Reformen Bedacht zu nehmen und eine allgemeine Amnestie zu

bewilligen. Die adlig-hugenottische Partei schien den vollkommensten Sieg erfochten, Condé insbesondere sich eine glänzende Stellung erobert zu haben, und in der That war das Ansehen der Regierung durch den Erfolg der Empörer schwer geschädigt.

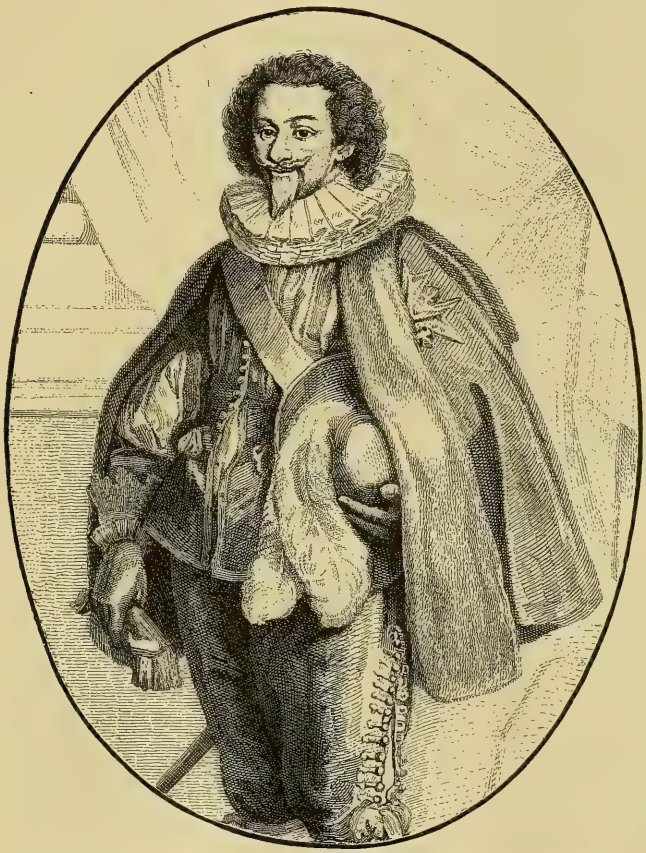
Marschall d'Ancre.

Doch der Prinz konnte sich seines Sieges nicht wirklich erfreuen. Vielmehr vereinigte sich damals alle Gewalt in den Händen eines italienischen Günstlings der Königin-Mutter, des Gemahls ihrer Milchschwester und vertrauten Kammerfrau Leonora Dosi Galigai, die ihr aus Italien gefolgt war und sich ihr ganz unentbehrlich zu machen gewußt hatte. Das war Concino Concini, ein Landsmann Leonoras aus Florenz, aus einer Familie des höheren Bürgerstandes, dessen Vater Notar gewesen war, ein eitler, habsüchtiger und gewaltthätiger Mensch. Durch die Gunst der Königin

153. Ermordung des Marschalls d'Ancre (der junge König sieht aus dem Fenster). Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Nationalbibliothek zu Paris.

wurde er zum Marquis d'Ancre und Marschall von Frankreich erhoben und durch das persönliche Vertrauen, das er wie seine Frau genoß, der einflußreichste Ratgeber Marias, ohne den nichts Wichtiges und Unwichtiges zu geschehen pflegte. Den jungen König schob er ganz beiseite und behandelte ihn mit Geringschätzung. Diese Dinge erweckten alle die bösen Erinnerungen wieder an die Wirtschaft der italienischen Günstlinge unter den letzten Valois, der die Franzosen so viel Unheil zuschrieben. Indem nun aber in begreiflicher Erbitterung über den fremden Emporkömmling die großen Seigneurs wie Bouillon, Mayenne und andre sich um Condé scharten, kam ihnen Concini zuvor und erwirkte die Verhaftung Condés im Louvre am 1. September 1616. Am 30. November trat der entschlossene Richelieu in den Staatsrat ein. Das half aber nur für den Augenblick, die Herren gingen in die Provinzen und rüsteten, um den Prinzen

zu befreien und sich selbst die Teilnahme an der Regierung zu sichern. Abermals schlugen die Waffen zusammen. Wie nun die Partei der Königin und d'Ancres das Übergewicht zu gewinnen begann, gelang es einigen Edelleuten, die zwar nicht mit den Aufständischen verbündet, aber Feinde d'Ancres waren, den König zu entscheidender That mit sich fortzureißen, ganz im Stile der letzten Valois. Als sich der Marschall am 14. (24.) April 1617 nach dem Louvre begab, um vor seiner Abreise nach der



154. Charles d'Albert, Herzog von Luynes, Günstling Ludwigs XIII.
Nach dem Gemälde von Robert Fleury gestochen von Migneret (Galerie von Versailles).

Normandie den König noch einmal zu sehen, streckte ihn der Gardekapitän Vitry im Schloßhofe mit einem Schusse zu Boden, während Ludwig XIII. aus dem Fenster zusah und triumphierend ausrief: „Jetzt bin ich König!"

de Luynes u. die Erhebung des Königtums.

Er irrte sich. Um König in Wahrheit zu sein, war er zu jung und zu unfähig, er vertauschte nur einen Vormund mit dem andern. Der neue war Albert de Luynes, der Sohn eines Hauptmanns, der sich durch Geschicklichkeit und Anhänglichkeit das Vertrauen des Königs erworben hatte, an dem Entschlusse der Ermordung d'Ancres stark beteiligt war und jetzt die Zügel der Regierung ergriff. Leonora Concini wurde gefangen gesetzt, schließlich auf völlig ungenügende Beweise hin vom Pariser Parlamente zum Tode verurteilt und enthauptet, Maria Medici in milder Haft gehalten, dann mit Richelieu aus Paris verwiesen. Der aufständische Adel unter-

warf sich, da er nur gegen d'Ancre, nicht gegen den König die Waffen erhoben habe. Das Königtum hatte über den fremden Günstling und über den Adel gesiegt, und Luynes bestrebte sich eifrig, das erschütterte Ansehen der Monarchie nach allen Richtungen wiederherzustellen. Von der gehofften Teilnahme der großen Herren an der Regierung war gar keine Rede, nicht einmal Condé erhielt seine Freiheit wieder, und bald legte die neue Regierung die Hand an Reformen, die dem Adel sehr widerwärtig waren. Mit Zustimmung einer Notablenversammlung in Rouen (Ende 1617) wurde eine Anzahl Pensionen gestrichen und die Paulette abgeschafft, die Besatzungen in den festen Plätzen verstärkt. Doch der hohe Adel, geführt vom Herzog von Epernon, dem alten Günstling Heinrichs III., erhob sich dagegen. Um eine wertvolle Bundesgenossin auf seine Seite zu ziehen, befreite er die Regentin Maria aus Blois, wo sie sich in milder Haft befand, und brachte sie nach dem festen Angoulême, Epernons Sitz. So kam der alte Kampf zwischen Aristokratie und Königtum aufs neue zu heftigem Ausbruch. Der Versuch de Luynes', die Königin durch Einräumung des Gouvernements Anjou von Epernon zu trennen (September 1619), war erfolglos, sie hielt nichtsdestoweniger an der jetzt ergriffenen Partei fest, und überall arbeiteten ihre Anhänger in den Provinzen, die sie verwalteten, vornehmlich im Norden und Westen; auch die Reformierten zeigten sich geneigt, ihre Waffen mit denen des Adels zu verbinden, da ja ihre Selbständigkeit mit der Unabhängigkeit der Provinzen aufs engste verbunden schien, während anderseits Spanien die Sache der Aristokratie begünstigte.

Inmitten dieser ihn und das Königtum umringenden Gefahren verfuhr de Luynes mit großem Geschick. Er gab Condé die Freiheit wieder, um ihn gegen seine alte Feindin, die Königin-Mutter, auszuspielen, vor allem stützte er sich auf den bürgerlichen Mittelstand, der mit den großen Herren sehr wenig übereinstimmte und vielfach nur auf eine Gelegenheit wartete, um sich offen gegen die Gouverneure zu erklären. Mit geringen Streitkräften unter Condé ging der König am 4. Juli 1620 persönlich ins Feld, besetzte Rouen vor Longueville und nahm das feste Schloß von Caen binnen wenigen Tagen. Der Normandie sicher und ohne Besorgnis für Paris, wandte er sich nach der unteren Loire, an der die Aufständischen unter Vendôme ihn erwarteten. Ein Gefecht von wenig mehr als einer Stunde am Pont de Cé (südlich von Angers in Anjou, 7. August) genügte, um die Befestigungen dieser Brücke in die Hände der der königlichen Truppen zu bringen. Damit war der Aufstand des Adels zu Ende. Als König ihm Amnestie anbot und der Mutter die Rückkehr an den Hof gestattete, unterwarf sich alles dem Königtum, das zum erstenmal seit Heinrichs IV. Tode einen entschiedenen Willen gezeigt hatte (10. August 1620).

Unterwerfung und Einverleibung von Béarn.

Kaum mit der Aristokratie einigermaßen fertig geworden, dachte die herrschende Partei am Hofe daran, gedrängt vom päpstlichen Nuntius Bentivoglio und unter dem Eindrucke der in Deutschland soeben siegreichen katholischen Reaktion, gegen die Hugenotten vorzugehen, die ja in der letzten Zeit gleichfalls eine dem Königtum feindliche Haltung eingenommen hatten, und den Anfang dazu mit Béarn zu machen. Diese kleine Pyrenäenlandschaft, das Heimatland Heinrichs IV., hatte dessen Mutter Johanna d'Albret völlig reformiert, die beiden Bistümer aufgehoben, die Kirchengüter an protestantische Stiftungen übergeben (Bd. V, S. 527). Heinrich IV. hatte dann nach seinem Übertritt zum Katholizismus die Bistümer zwar wiederhergestellt, sie aber auf seine Kosten unterhalten und ihnen die eingezogenen Güter nicht zurückerstattet. Nun hatte de Luynes gleich am Anfange seiner Verwaltung die Rückgabe verfügt und dafür den Reformierten Entschädigung auf königliche Kosten in Aussicht gestellt, indes durch die bürgerlichen Unruhen an der Vollziehung dieses Edikts bisher verhindert, konnte er erst nach dem Siege am Pont de Cé daran denken, ihm Nachdruck zu geben und

Louis

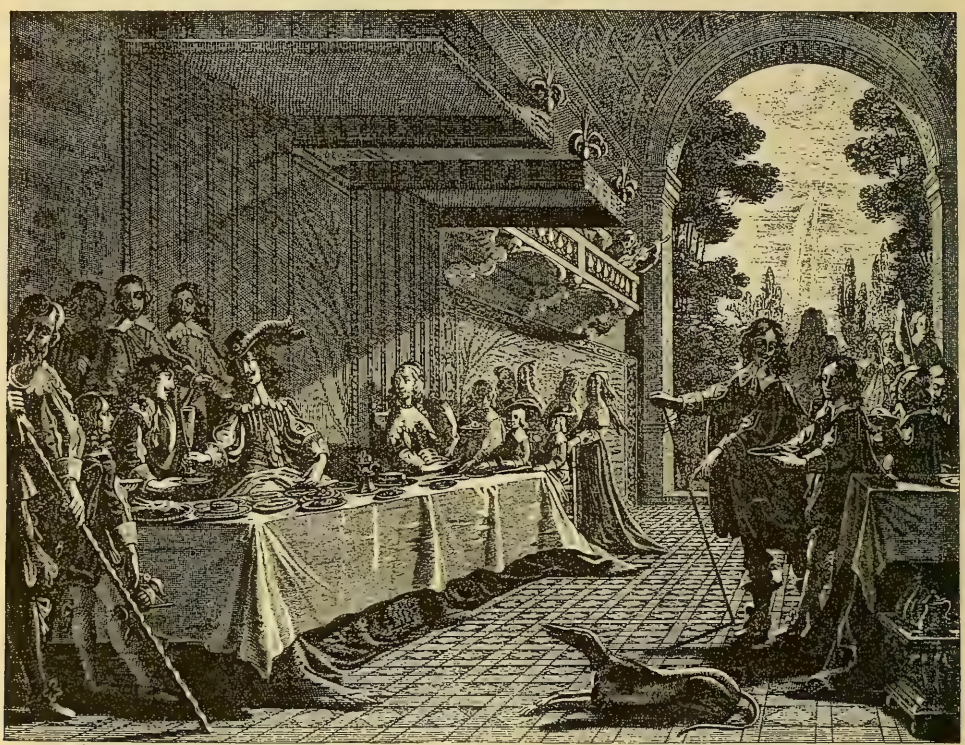
155. Ludwig XIII., König von Frankreich.

Nach dem Gemälde von Ph. Champaigne gestochen von Morin.

ein königliches Heer nach Béarn zu senden. Die kleine Landschaft war keineswegs wehrlos, aber sie glaubte an keine ernste Gefahr, wurde deshalb ohne Widerstand besetzt, ihre für unüberwindlich gehaltene Festung Navarreins genommen, ihre Stände durch Herstellung des geistlichen Standes völlig verändert, ihre Vereinigung mit Frankreich ausgesprochen und das Edikt von Nantes als kirchliches Grundgesetz verkündigt.

Erhebung der Hugenotten.

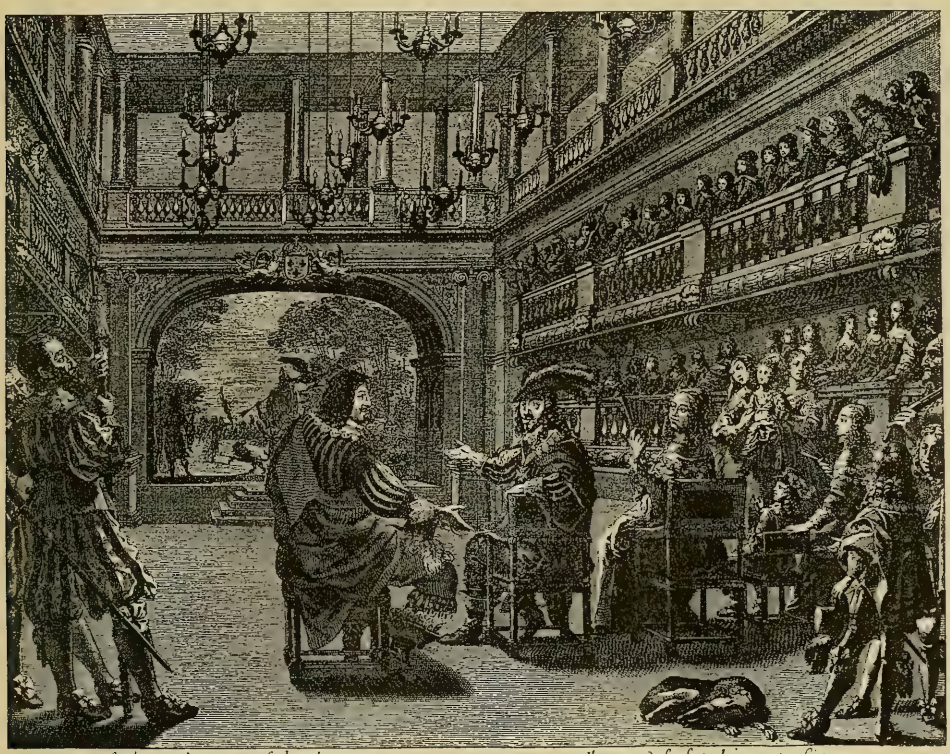
Gewiß war Béarn ein Bollwerk der Hugenotten gewesen, aber ob es wohlgethan war, wenn die Reformierten ganz Frankreichs sich deshalb in den Kampf stürzten, ohne daß ihnen selbst oder auch nur der Ausübung ihres Kultus in Béarn irgend



156. Aus dem Leben König Ludwigs XIII.: Mittags.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Abraham de Bosse.

welche Gefahr drohte, ist eine andre Frage, und dringend riet der besonnene Duplessis-Mornay von einem Gewaltschritt ab. Doch die Versammlung in La Rochelle beschloß, vom König die Wiederherstellung des vorigen Zustandes in Béarn zu fordern (März 1621). Da dies abgelehnt wurde, schritten die Reformierten zu Rüstungen, teilten zu diesem Zwecke ganz Frankreich in sieben Provinzen und boten ihrem tapfersten Kriegsmann, dem Marschall Lesdiguières, den Oberbefehl an. Dieser jedoch, höchst unzufrieden mit der Haltung der Versammlung von La Rochelle, trat auf des Königs Seite und übernahm selbst die Leitung des Feldzuges gegen seine Glaubensgenossen; überhaupt zeigte sich bei den Führern derselben solche Uneinigkeit, daß ihre ganze Widerstandskraft gelähmt war. Ohne Mühe wurden darauf die Protestanten in der Normandie und Picardie entwaffnet, dann Touraine, Poitou und Guyenne von dem königlichen Heere besetzt.

Erst als die Mißhandlung und Beraubung der Hugenotten in den eroberten Plätzen den Beweis lieferte, daß es sich in der That um Verteidigung ihres Glaubens handle, setzten sie sich tapfer zur Wehr, zuerst die Einwohner des festen Montauban, von zahlreichen Flüchtlingen verstärkt und durch den Herzog von Rohan, einen ihrer treuesten Anhänger, unterstützt. Dritthalb Monate lag das königliche Heer vor den Mauern der Bergfeste, die es mit 20 000 Kugeln überschüttete; im November 1621 mußte es die Belagerung aufheben. Ebenso glücklichen Widerstand leistete im nächsten Jahre Montpellier in Nieder-Languedoc.



157. Aus dem Leben König Ludwigs XIII.: Abends.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Abraham de Bosse.

Abkommen mit den Hugenotten.

Das ermüdete den König, und da nun auch Lesdiguières, der zum Katholizismus übergetreten und dafür zum Connétable erhoben worden war, sich eifrig für den Frieden verwandte, so sagte Ludwig XIII. den Protestanten die Beobachtung des Edikts von Nantes zu. Die verlorenen Sicherheitsplätze erhielten sie allerdings nicht zurück, und auch die Abhaltung ihrer Versammlungen ohne königliche Erlaubnis wurde ihnen untersagt (19. Oktober 1622). So hatte die Krone in kurzer Zeit über den aufständischen Adel und die Hugenotten gesiegt. Gebrochen waren beide freilich keineswegs, doch den Gegensatz auf die Spitze zu treiben, widerriet dringend die Lage der europäischen Dinge. Wollte die französische Regierung nicht die wichtigsten Interessen des Landes aufs Spiel setzen, so durfte sie den unaufhaltsamen Fortschritten der habsburgisch-spanischen Macht nicht länger unthätig zusehen.

Kardinal Richelieu.

Die Anfänge der Verwaltung Richelieus.

Zu einer solchen Politik, wie sie nun etwa seit 1623 in der That versucht wurde, fehlte es freilich zunächst am rechten Manne. Denn de Luynes war schon am 14. Dezember 1621 gestorben, unbetrauert und für ihn selbst zu rechter Zeit, da der König seiner bereits überdrüssig geworden war; der Kanzler Brullart de Sillery, der ihm in der Leitung der Geschäfte folgte, gestattete der Königin-Mutter wieder größeren Einfluß, doch vertrugen sich beide so schlecht, daß im Januar 1624 der Kanzler seine Entlassung erhielt. Auch sein Nachfolger La Vieuville genügte seinem Amte nicht, bis endlich der Mann, der die Zukunft Frankreichs neu gestalten sollte, erst als Mitglied, dann als leitender Minister in den Staatsrat trat (April, bez. August 1624). Das war Jean Armand du Plessis de Richelieu.

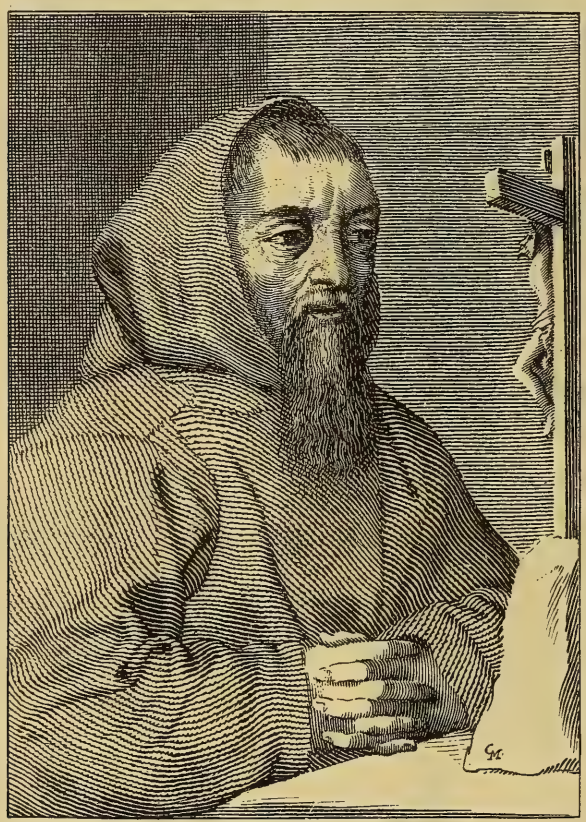
Richelieu war 1585 geboren und der Sohn eines Mannes, der als eifriger Katholik und Anhänger Heinrichs III. eine gewisse Rolle gespielt hatte, und dessen Oberhofmarschall gewesen, später Mitwisser beim Morde der Guisen geworden und bei der Belagerung von Paris im Jahre 1589 geblieben war. Der Sohn, seines Vaters frühzeitig beraubt, wurde, obwohl ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, schließlich wegen seiner nicht eben festen Gesundheit und infolge einer Anwartschaft auf das kleine dürftige Bistum Luçon in Nieder-Poitou, „das elendeste und unangenehmste Bistum von Frankreich", die er nach dem Brauche der Zeit frühzeitig erhalten hatte, dem geistlichen Stande zugeführt und kam durch Eifer und Begabung so rasch vorwärts, daß er vor der sonst üblichen Zeit die Weihen empfing und Doktor der Theologie wurde. Als er im Jahre 1608 die Verwaltung seines Sprengels übernahm, zeichnete er sich in der Seelsorge vorteilhaft aus, bewies aber auch bei der Versammlung der Reichsstände im Jahre 1614 eine Thatkraft und Beredsamkeit, die den Marschall d'Ancre bewogen, ihn ins Kabinett zu berufen. Obwohl er nach dessen Sturze wieder in sein Bistum zurückkehren mußte, so blieb er doch in Verbindung mit dem Hofe, vermittelte im Jahre 1619 die Aussöhnung zwischen Ludwig XIII. und seiner Mutter und gewann seitdem das Zutrauen beider in solchem Grade, daß ihm die Verwendung des Königs den Kardinalshut verschaffte und seine Erhebung an die Spitze der Staatsgewalt wie selbstverständlich erschien.

Von Anfang an standen seine Ziele fest: Herstellung des unumschränkten Königtums durch Niederwerfung aller selbständigen Mächte im Staat, mit allen Mitteln, auch den gewaltsamsten, aber Schonung der Volkskraft, Entwickelung der Mittel des Landes, nach außen Kampf gegen die weltumspannenden Pläne der spanischen und österreichischen Habsburger, also Wiederaufnahme jener Gedanken, die Heinrich IV. zu verwirklichen gesucht, die Regentschaft Marias von Medici zum Schaden Frankreichs verlassen hatte. Denn kirchliche Interessen bestimmten ihn als Staatsmann niemals; am wenigsten war er geneigt, die Rechte des Staats zu gunsten der Kirche zu verkürzen. Mit solchen Anschauungen stand er fast allein, nur unterstützt von seinem treuen Pater Joseph (Franz Leclerc du Tremblay), dessen Kapuzinerkutte einen gewiegten Diplomaten verbarg. Die heftige Feindschaft, die ihm seine Pläne erweckten, machte seine ganze Stellung sogar stets zu einer äußerst gefährdeten. Zwar des unselbständigen Königs war er sicher. Nicht dadurch, daß er wie ein Günstling seinen Launen geschmeichelt hätte, vielmehr durch die Überlegenheit seines Geistes und die würdige Art, wie er den Monarchen behandelte: er verschmähte es, ihn zu überreden; er wußte ihn stets durch Gründe zu überzeugen und so völlig für sich zu gewinnen, daß er in ihm seine sicherste, zuweilen seine einzige Stütze besaß. Um so tödlicher war der Haß, den ihm die Gegner des unumschränkten Königtums widmeten. In ununterbrochenem Kampfe mit ihnen, keine Stunde ohne Besorgnis vor hinterhaltigem oder offenem Angriff, vermochte er sich nur zu sichern durch die Schnelligkeit und Gewaltsamkeit, mit der er, sehr oft ohne Achtung der Rechtsformen, ihnen zuvorkam oder begegnete, und durch eine beispiellose Spionage auch mit Verletzung des Briefgeheimnisses, die ihm zu einer Art von Allwissenheit verhalf. Aber er konnte mit vollem Rechte behaupten, daß seine Sache die Sache Frankreichs, seine Macht die des Königs sei. Daß er prachtvoll auftrat als ein großer Herr, verlangte seine eigne

Armandus Card. de Richelieu

158. Jean Armand du Plessis Cardinal de Richelieu.
Gemälde von Philippe de Champaigne im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Neigung wie die Sinnesart seines Volkes. In seinem herrlichen „Palais Cardinal“ (jetzt Palais Royal) umgaben den kleinen, früh von Gicht gequälten Mann eine eigne Leibwache und ein Hofstaat, der sich fast glänzender ausnahm, als der des Königs; Bittsteller erfüllten seine Vorzimmer, fremde Gesandte drängten sich, ihn zu sprechen, oft kam sogar der König von St. Germain herein zu ihm in den Staatsrat gefahren. Inmitten der Flut von Geschäften, die ihn umrauschte, fand er doch Zeit, sich um Kunst



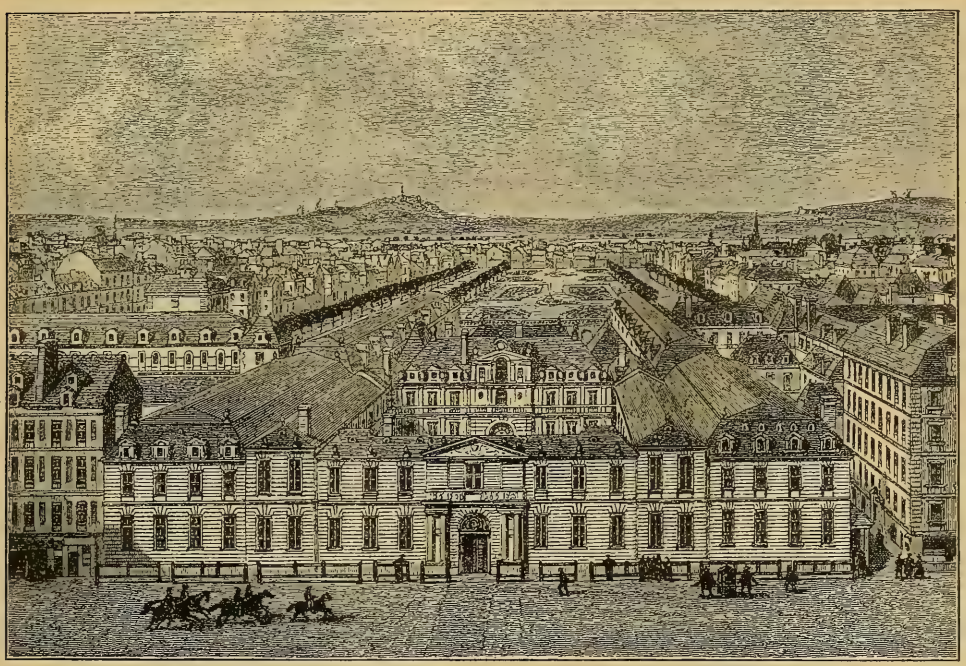
159. Pater Joseph (Franz Leclerc du Tremblay).
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

und Litteratur zu kümmern; das französische Schauspiel verdankte ihm Schutz und Anregung, und die französische Akademie hat sich aus einer Vereinigung von Gelehrten entwickelt, die er um sich versammelte.

Wendung gegen Spanien.

Die ersten Proben seiner Politik gab Richelieu gleich im Anfange seiner Verwaltung. Am 10. Juni 1624 schloß er das Schutz- und Trutzbündnis mit Holland, dann brachte er die Vermählung der Prinzessin Henriette Maria mit Karl (I.) von England zustande, zu der Urban VIII. halb widerwillig den Dispens erteilte. Der erste Offensivstoß aber war gegen Spanien gerichtet. Schon im Februar 1623 hatte Frankreich mit Savoyen und Venedig die Ligue von Lyon abgeschlossen, um die spanischen Besatzungen aus dem Veltlin und Graubünden zu vertreiben. Jenes wichtige Thal

der oberen Adda mit den Grafschaften Chiavenna (Cläven) und Bormio (Worms), also die Zugangsstraßen zum Splügen und zum Stilfser Joch, war seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts als unterthänige Landschaft im Besitz von Graubünden, aber im Anfange des 17. Jahrhunderts von den Spaniern besetzt worden, um ihnen den Durchmarsch von Mailand nach dem oberen Rheinthale und somit die Verbindung mit ihren Niederlanden zu sichern. Das aber beunruhigte aufs lebhafteste Savoyen und Venedig, das dadurch nur noch mehr von habsburgischen Gebieten umklammert wurde. In Ausführung jenes Bündnisses von Lyon warb jetzt auf Richelieus Befehl der französische Gesandte in der Schweiz, Marquis de Coeuvres, schweizerische und graubündensche Söldner, warf, noch von französischen Truppen unterstützt, die spanischen



160. Das „Palais Cardinal“ (jetzt Palais Royal) zu Paris.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Besatzungen aus Graubünden und dem Veltlin hinaus und besetzte auch Bormio (Worms) und Chiavenna, die Plätze, die den Zugang zum Splügen und zum Stilfser Joch, also nach der Schweiz und Tirol, beherrschen (Ende 1624). Die spanische Stellung, welche Frankreich im Osten umklammern und die Verbindung zwischen Mailand und dem Oberrhein sichern sollte, war damit zerrissen, und Italien atmete auf.

Der erste Hugenottenkrieg.

Indes den Gegensatz zu Spanien bis zum offenen Kriege zu treiben, wurde Richelieu durch den aufs neue ausbrechenden Hugenottenkrieg verhindert. Durch mancherlei Vorkommnisse, besonders die Verstärkung des Forts St. Louis bei La Rochelle, argwöhnisch gemacht, beschlossen die alten Führer der Reformierten, Rohan und Soubise, der ihnen, wie sie meinten, drohenden Gefahr zuvorzukommen, und bemächtigten sich zuerst der königlichen Kriegsschiffe im normannischen Hafen Blavet, dann der beiden Inseln Rhé und Oléron, welche die Reede von La Rochelle beherrschten (Januar 1625). Da ersetzte Richelieu die verlorene königliche Marine durch Kriegsfahrzeuge, die ihm England und Holland, beide mit Frankreich damals in

gutem Einvernehmen, zur Verfügung stellten; zum Teil mit Franzosen bemannt, schlug dies Geschwader die Flotte vor La Rochelle und nahm Rhé wieder ein. Ein Friede, den darauf England vermittelte, verpflichtete die Reformierten zur Auslieferung von Oléron und zur Aufnahme eines königlichen Intendanten (Finanzbeamten) in La

161. Gaston, Herzog von Orléans (jüngerer Bruder Ludwigs XIII.).
Nach einem Gemälde von van Dyck gestochen von Vostorman.

Rochelle, wogegen der König ihnen bei fernerem Gehorsam seine Gnade zusicherte, d. i. nach dem Sinne der Hugenotten, die Schleifung von St. Louis (5. Februar 1626).

Kaum war dieser Streit notdürftig beigelegt, als Richelieu die Erfahrung machte, daß er noch keineswegs allein die Politik Frankreichs leite. Hinter seinem Rücken und gegen seinen entschiedenen Willen brachte die eifrig katholische Partei, die sich um die Königin-Mutter scharte und der das Einvernehmen mit den ketzerischen Mächten ein Greuel war, einen Vertrag mit Spanien zustande, nach dem das Veltlin und Grau-

Die Pariſer Kaufmannſchaft vor König Ludwig XIII. (1628).

Nach einem gleichzeitigen Stiche von Abraham de Boſſe

bünden zurückgegeben, die festen Plätze in beiden Landschaften geschleift werden sollten. Richelieu blieb schließlich nichts übrig, als ihn zu genehmigen, worauf er in Barcelona unterzeichnet wurde (10. Mai 1626). Denn schon sah er seine eigne Stellung durch eine aristokratische Erhebung bedroht.

Verschwörung Ornanos.

Es handelte sich um den Sturz des Kardinals, um dadurch den königlichen Prinzen, Condé und dem jüngeren Bruder des Königs, Gaston von Orléans, den stets begehrten und von Richelieu stets verweigerten Anteil an der Regierung zu verschaffen. An der Spitze stand Marschall Ornano, von Geburt ein Corse. Indes, ehe er noch etwas Ernsthaftes unternehmen konnte, wurde er durch einen Gardehauptmann verhaftet und ins Schloß von Vincennes gebracht, wo er kurz nachher an einer Krankheit verschied (August 1626). Als dadurch nicht abgeschreckt, die beiden natürlichen Brüder des Königs, der Herzog von Vendôme, Gouverneur der Bretagne, und der Großprior von Vendôme, ihre Pläne weiterspannen, ließ sie Richelieu gleichfalls festnehmen und die Untersuchung gegen sie einleiten; der junge Henry de Talleyrand, Graf von Chalais, der sich ebenfalls in diese Umtriebe verwickelt hatte, wurde sogar hingerichtet, weil er angeblich mit Mordanschlägen gegen den König umgegangen war.

Die Notablenversammlung.

So Sieger über seine adligen Gegner, dachte der Kardinal daran, seine Politik zu kräftigen durch die Zustimmung einer Notablenversammlung, die meist aus Angehörigen des höheren Bürgerstandes gebildet wurde und gegen Ende des Jahres 1626 in Paris zusammentrat. Ganz im Sinne Richelieus beantragte sie die Kürzung der Pensionen um 5 Millionen Livres und die Schleifung aller festen Plätze, die nicht zur Verteidigung des Reiches bestimmt seien; sie billigte Richelieus Antrag auf Bildung eines stehenden Heeres von 20000 Mann und bestätigte, daß jede Auflehnung gegen den König ohne gerichtliches Verfahren mit Amtsentsetzung, und wenn das Verbrechen erwiesen sei, an Leib und Gut gestraft werde, alles in gut monarchischem, den adligen Ansprüchen durchaus entgegengesetztem Sinne. Zugleich gewann er sie für die Errichtung einer Handelsgesellschaft und einer Kriegsflotte, deren Mangel sich noch jüngst gegenüber den Hugenotten und längst schon gegen die Barbaresken Nordafrikas fühlbar gemacht hatte; er ließ sich eben damals selbst zum Oberintendanten des Handels und zum Admiral ernennen. Kein Zweifel, die große Mehrheit der Nation war durchaus königlich gesinnt, sie sah in der Stärkung der monarchischen Gewalt das Interesse des ganzen Landes, in den Bestrebungen des Adels nichts als ständische Selbstsucht.

Der zweite Hugenottenkrieg.

Wenn sich die gewaltige Kraft des festgegründeten Königtums nach außen wandte, dann warf Frankreich ein schweres Gewicht in die Wagschale der europäischen Ereignisse. Doch neue Feindseligkeiten erhoben sich damals im Innern, auswärtige Schwierigkeiten kamen hinzu. Das Verhältnis zu England hatte sich durch den Vertrag von Barcelona schon gelockert und verwandelte sich beinahe in offene Feindschaft, als die Engländer, verletzt durch den aufdringlichen katholischen Eifer des französischen Hofstaats, den die Königin Henriette mit herübergebracht hatte, diesen nach Frankreich zurückschickten, was man nun dort wieder als Bruch des Ehevertrags deuten wollte. Das verschaffte natürlich am französischen Hofe der spanisch-katholischen Partei das Übergewicht, sie sprach bereits von einer spanisch-französischen Unternehmung zur Unterwerfung des ketzerischen England. Nichts konnte die Hugenotten mehr aufregen, als solche Aussichten, zumal da sie sich über mangelhafte Ausführung der Friedensbedingungen von 1626 beklagen zu müssen glaubten. Denn das Fort St. Louis wurde nicht geschleift, die Schanzen vor La Rochelle blieben besetzt, St. Martin auf der Insel Rhé wurde neu befestigt. Klagend wandten sie sich an Karl I. von England als Bürgen des Friedens, und dieser, damals mit Dänemark und Holland schon im Bunde gegen Habsburg (s. oben S. 182) und fortgerissen vom Herzog von Buckingham, dem

leitenden Minister und Günstling Jakobs I., entschloß sich zur Unterstützung der Hugenotten, also zum Kriege gegen Frankreich, das ja in diesem Augenblicke ganz im spanischen Fahrwasser schwamm. Mit einer Flotte von 100 Segeln und 7000 Mann landete Buckingham im Juli 1627 auf Rhé und begann die Belagerung von St. Martin;

162. Die Einnahme von La Rochelle 1628.

Nach einem vom Kardinal Richelieu für sein Palais bestellten und jetzt in der Galerie von Versailles befindlichen Gemälde gestochen von Chavane.

gleichzeitig rief er die Reformierten Westfrankreichs und der Cevennen zur Erhebung auf, während sich auch die unzufriedenen Edelleute schon wieder rührten. Doch Richelieu blieb unerschütterlich. Mit 30 000 Mann ließ er La Rochelle auf der Landseite einschließen, warf nach dem schwer bedrängten St. Martin von Sables d'Olonne aus Verstärkungen und Lebensmittel hinüber und zwang dadurch die Engländer nach einem

mißlungenen Sturme zum Abzuge (Mitte November 1627). Darauf wandte er alle Anstrengungen auf La Rochelle. Um den Hafen wirksamer, als es die schwache königliche Flotte vermocht hätte, zu sperren, wurden von beiden Seiten gegen den Eingang desselben mächtige Steindämme ins Meer gebaut und an den tiefsten Stellen Schiffe versenkt. Zugleich wurde die Stadt von der Landseite her mit einer drei Stunden langen Umwallung abgesperrt, die mit den schwersten Geschützen besetzt war.

An diesen Schutzwehren prallte ein Entsatzversuch der Engländer ab (Mai 1628), ein zweiter wurde vorläufig durch die Ermordung Buckinghams, die That des fanatischen Puritaners Felton (23. August 1628), gehemmt. Trotzdem setzte die heldenmütige Stadt, der letzte Hort des französischen Protestantismus, wie gleichzeitig Stralsund des deutschen, ihre Gegenwehr unerschüttert fort, geleitet und festgehalten von dem ehernen Willen ihres Bürgermeisters (Maire) Jean Guiton, der bei seiner Einsetzung den blanken Dolch auf den Tisch gelegt und erklärt hatte, mit diesem werde er jeden durchbohren, der von Ergebung spreche. In gleich heldenmütiger Gesinnung standen ihm die beiden Herzoginnen von Rohan, Mutter und Tochter, zur Seite. „Ein fester Friede, ein entscheidender Sieg oder ein ehrenvoller Tod" sei ihr Wahlspruch, so schrieb damals die Mutter an ihren Sohn, den Herzog von Rohan, der die Hugenotten im südlichen Frankreich führte. Aber derselbe Guiton, der nichts von einer Übergabe wissen wollte, wies auch entrüstet den Antrag eines Menschen zurück, der sich dazu erbot, den Kardinal zu ermorden. Erst als im September ein neuer Entsatzversuch der Engländer trotz dreimaligen Anlaufs an den Werken der königlichen Truppen, die hier Richelieu selbst leitete, gescheitert war, als in der Stadt die entsetzlichste Hungersnot wütete und zwei Drittel der Bevölkerung ihr unterlegen waren, Guiton aber sich gegen die zornige Verzweiflung der Bevölkerung nur noch durch eine Leibwache und mit dem Pistol in der Hand schützen konnte, da ergab sich La Rochelle der Gnade des Königs (18. [28.] Oktober 1628). Die tapfere Besatzung erhielt freien Abzug, und die Königlichen wollten ihren Augen nicht trauen, als sie ausrückte, die Offiziere und Edelleute mit dem Degen an der Seite, die Soldaten mit dem Stabe in der Hand, ein Häuflein von 64 Franzosen und 90 Engländern, hohläugige, abgemagerte und kraftlose Leute; die andern waren alle umgekommen. Als Richelieu in der Stadt einzog, empfing ihn Jean Guiton in Amtstracht mit seinen Hartschieren, doch wurde er sofort ausgewiesen. Am Allerheiligentage hielt Ludwig XIII. mit Richelieu seinen feierlichen Einzug in die Stadt; ihre Bürger behielten ihre Kultusfreiheit und ihr Eigentum, aber ihre Privilegien wurden aufgehoben, die städtischen Güter eingezogen, die Festungswerke der Landseite geschleift, die Kirchen und ihre Güter der katholischen Geistlichkeit zurückgegeben, also dem katholischen Gottesdienst eine bevorzugte Stellung eingeräumt. Mit glänzenden Festen begrüßte Paris den König bei seiner Rückkehr als Sieger über Hugenotten und Engländer, und Papst Urban VIII. ließ ein feierliches Tedeum singen und spendete einen reichen Ablaß.

Unterwerfung der Hugenotten und das Edikt von Nîmes.

Noch hielt indessen im Süden, gestützt auf zahlreiche feste Plätze, der Herzog von Rohan das Banner der Reformierten aufrecht, und unerwartet kam ihm der Ausbruch des Mantuanischen Erbfolgestreites, der den offenen Krieg zwischen Spanien und Frankreich entschied, zu Hilfe (s. unten S. 304f.). Er trat mit den Spaniern in Verbindung, die unbedenklich den ketzerischen Gegner Richelieus mit Hilfsgeldern zu unterstützen versprachen, er konnte sogar, im schärfsten Widerspruch zu den Einheitsbestrebungen der Krone, die Bildung eines gesonderten südfranzösischen Staates ins Auge fassen, wie hundert Jahre zuvor Karl von Bourbon (s. Bd. V, S. 264). Doch was damals schon nicht möglich gewesen, war es jetzt noch viel weniger; ja, wie eben die Dinge lagen, mußten gerade die evangelischen Mächte die Unterwerfung der Hugenotten sogar wünschen,

damit Frankreich, das sich soeben gegen die Übermacht Habsburgs setzte, nicht fortwährend durch innere Unruhen gestört werde, und der Kardinal warf mit siegender Gewalt alle Schwierigkeiten zu Boden. Ein glänzender Winterfeldzug erhob ihn zum Herrn der Lage in Oberitalien (Anfang 1629, s. unten), mit England schloß er den Frieden von Susa, den für Karl I. sein verhängnisvoller Entschluß, die Regierung ohne das Parlament zu führen, zur Notwendigkeit machte (1. April 1629), dann warf er sich auf die Cevennen. Vor dem Heere, das der König wiederum selbst begleitete, sank aller Widerstand rasch zu Boden, da es nur da, wo er gewagt wurde, mit schonungsloser Härte vorging, im übrigen mit größter Milde verfuhr, und die Reformierten von keiner Seite Beistand zu erwarten hatten. Die festesten Gebirgsstädte, wie St. Alaix, La Gorse, Montauban, ergaben sich; auch Rohan ging ins Ausland, trat erst in venezianische, dann in schwedische Dienste und fiel 1638 in Deutschland. Das verständige Gnadenedikt von Nîmes (27. Juni 1629) regelte die Verhältnisse aufs neue. Es hielt das Edikt von Nantes in vollem Umfange aufrecht; nur die Sicherheitsplätze, die den Hugenotten die Möglichkeit gegeben hatten, eine unabhängige Macht im Staate zu bilden, gab es ihnen nicht zurück. Dafür übernahm die Regierung die moralische Verpflichtung, die zugesicherte Glaubensfreiheit gegen jede Gefährdung zu schützen, und niemand faßte sie ernster, als der Kardinal, der das französische Staatsschiff lenkte. Dafür gewann er das volle Vertrauen der evangelischen Mächte, dessen er bedurfte, um nun die ganze Kraft des Staates in die europäische Verwickelung zu werfen.

Die Niederlande und Spanien bis 1629.

Parteikämpfe in den Niederlanden.

Wenn Spanien bestimmend in die mitteleuropäischen Verhältnisse eingriff, so hatte es in erster Linie doch immer die Unterwerfung der Niederlande als Ziel im Auge.

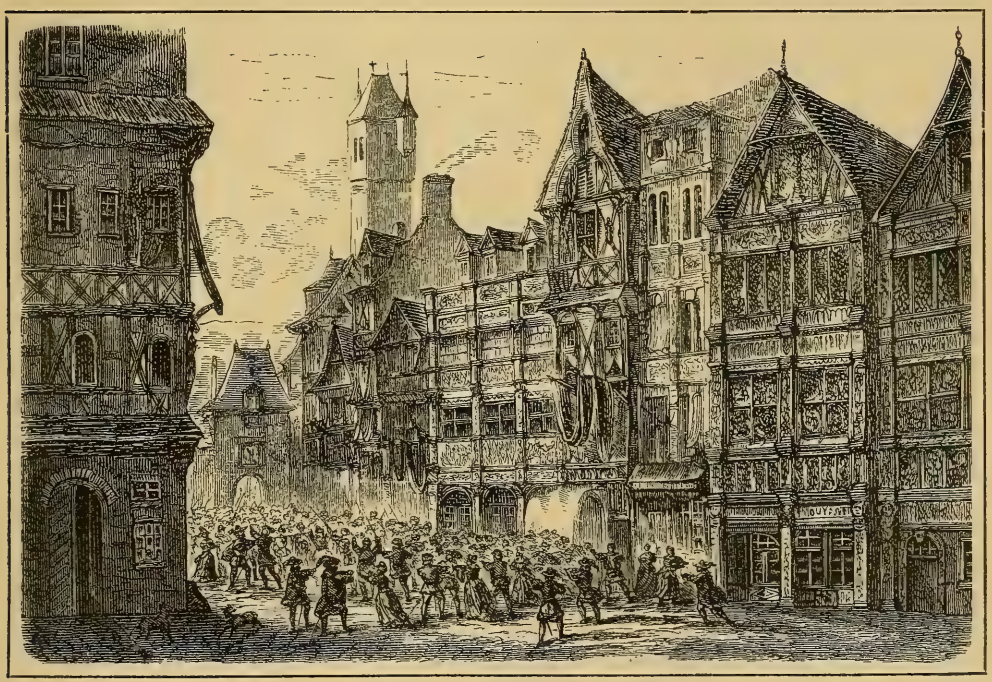
Politische Gegensätze in den Niederlanden.

In der That stellten die heftigen Erschütterungen, die dem Abschlusse des Waffenstillstandes von 1609 dort folgten, die Lebenskraft des jungen Staates auf eine harte Probe. Der alte Gegensatz zwischen der demokratisch-oranischen und der aristokratischen Staatenpartei (s. Bd. V, S. 729) war durch den Waffenstillstand nur verschärft worden. Das Abkommen war ein Werk der Staatenpartei und namentlich des holländischen Ratspensionärs (Advokaten) Oldenbarneveldt, die das auf dem Heerbefehl beruhende Übergewicht der Oranier nicht länger ertragen mochten und im Frieden die Selbständigkeit der einzelnen Provinzen besser gewahrt glaubten. Seitdem bestand zwischen Oldenbarneveldt und Moritz von Oranien eine kaum verhüllte persönliche Feindschaft, die von den zahllosen Gegnern des Ratspensionärs beständig geschärft wurde.

Kirchliche Streitigkeiten.

Mit diesem Gegensatze verflochten sich wie damals überall kirchliche Streitigkeiten, die ihn nur noch mehr verbitterten und die am ehesten mit den Kämpfen der strengen Lutheraner und Philippisten in Kursachsen zu vergleichen sind. Wie diese von Wittenberg und Jena, so nahmen sie von der Universität Leiden ihren Ausgang. Hier verfocht die streng calvinistische Lehre von der Gnadenwahl Franz Gomarus (1563—1641) aus Brügge, der, da seine Eltern um des Glaubens willen 1578 nach der Pfalz ausgewandert waren, seine Studien in Straßburg (bei Johann Sturm) und Heidelberg, später in Oxford und Cambridge gemacht hatte und nach einer mehrjährigen praktischen Wirksamkeit in Frankfurt a. M. 1594 als Professor der Theologie nach Leiden berufen worden war. Ihm an die Seite trat 1602 der milde Jakob Arminius (Hermanson, 1560—1609) aus Oudewater an der Yssel. Auch er hatte seine Heimat schon als Kind aufgeben müssen und anfangs in Utrecht, Rotterdam und Leiden,

später in Marburg, Genf und Basel studiert, und war seit 1587 Prediger in Amsterdam. Hier wurde er allmählich irre an der schriftmäßigen Begründung der strengen Prädestinationslehre, an der er bisher unter Bezas mächtigem Einflusse festgehalten hatte, und geriet, da er von seiner Auffassung kein Hehl machte, in heftige Streitigkeiten mit dem Presbyterium, wobei er die Freiheit seiner Überzeugung mit Besonnenheit und Festigkeit verteidigte. Trotz lebhaften Widerspruches 1602 an die Universität Leiden berufen, vertrat Arminius auch hier eine der Zwinglischen sich nähernde Auffassung, indem er zugleich die praktische Ausübung des Christentums der einseitigen Betonung der Glaubenslehre gegenüberstellte und sich für das Recht der Obrigkeit, die Geistlichen zu berufen, überhaupt in kirchlichen Dingen Verfügungen zu treffen, erklärte,



163. Straße in einer niederländischen Stadt.
Nach einem Kupferstiche aus dem 17. Jahrhundert.

während Gomarus, auch hier strenger Anhänger Calvins, an der unbedingten Selbstständigkeit der Kirchengemeinde in kirchlichen Dingen gegenüber der Staatsgewalt festhielt.

Remonstranten und Kontraremonstranten.

Da somit der religiöse Streit auf das politische Gebiet übergriff, so konnte es nicht fehlen, daß er von der Universität aus, wo er entstanden war, in das Leben der Gemeinden hinüberdrang und die lebhafteste Parteiung für und wider hervorrief. Die meisten Prediger wie die große Masse des Volkes, namentlich der oranisch gesinnten „Landprovinzen“ im Osten und Norden, waren für Gomarus, denn ihnen erschien Arminis Lehre als ein Abfall vom reinen Calvinismus, um dessen Behauptung das niederländische Blut in Strömen geflossen war; die städtische Aristokratie dagegen, die „Regenten“, besonders die von Holland, neigten schon deshalb zu Arminius, weil er ihrem Einflusse auf die kirchlichen Angelegenheiten das Wort redete. Ein Religionsgespräch im Dezember 1608 und ein zweites im August 1609 im Haag, bei dem Arminius die Lehre von der unbedingten Prädestination als unvereinbar mit dem Wesen Gottes und mit der Natur bezeichnete, halfen natürlich gar nichts. Krank kehrte

Arminius nach Leiden zurück und starb hier schon am 19. Oktober 1609. Aber nach seinem Tode stiegen die Anfeindungen seiner Anhänger durch die viel zahlreicheren Gomaristen derart, daß sich in Utrecht die strengen Calvinisten mit den Katholiken zusammen der Regierungsgewalt bemächtigten, ohne sich an die Staaten der Provinz zu kehren, und die Arminianer endlich den Staaten von Holland eine Vorstellung (Remonstration) überreichten, in der sie ihre Lehre, in fünf Punkte zusammengefaßt, zu verteidigen suchten (14. Januar 1610). Darauf antworteten die Gomaristen mit einer Gegenvorstellung (Kontraremonstration), und so kam es, daß die Parteinamen Remonstranten und Kontraremonstranten die von ihren Häuptern entlehnten ganz verdrängten. Umsonst verkündeten jetzt die holländischen Staaten die schon 1591 für die Provinz aufgestellte, aber damals nicht in Kraft gesetzte Kirchenordnung, die das Recht der weltlichen Obrigkeit der Kirche gegenüber wahrte (1612), umsonst geboten sie auf Grund derselben um des Friedens willen den aufregenden Predigern Schweigen (Januar 1613), die unduldsame Gesinnung behielt das Übergewicht. Namentlich in Amsterdam wie auch in einzelnen andern Städten brachen die Kontraremonstranten jeden Verkehr mit der Gegenpartei ab, und es kam schon zu den aufgeregtesten Szenen, zur Wegnahme der Kirchen und Änderung der Magistrate.

Moritz von Oranien und Oldenbarneveldt.

Zu einer wirklich politischen Bedeutung gelangte jedoch der unerquickliche Streit erst, als Moritz von Oranien, der sich persönlich anfangs zu den Remonstranten gehalten, aber sich in den Streit nicht eingemischt hatte, seit dem Juli 1617 unverhüllt die Partei der Kontraremonstranten ergriff, nicht aus religiösem Eifer, der ihm fern lag, sondern weil er die Volksstimmung berücksichtigen mußte und ausbeuten wollte zu einem großen Schlage gegen das Übergewicht der Provinz Holland und die in ihr durchaus herrschende Staatenpartei, damit zugleich gegen deren längst bitter gehaßten Hauptvertreter, den greisen Oldenbarneveldt, der wie auch der berühmte Völkerrechtslehrer Hugo Grotius (de Groot) auf Seite der Remonstranten stand. Der Beschluß der Staaten von Holland, in der sogenannten „scharfen Resolution" vom 4. August 1617 zur Wahrung der unbedingten Selbständigkeit der Provinz keine Nationalsynode zuzulassen, die Edikte gegen die Kontraremonstranten zu bestätigen, den Stadtobrigkeiten zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Anwerbung städtischer Söldner (Waardgelders) zu gestatten, da sie dem unter Moritz stehenden Militär die nötige Unparteilichkeit bei etwaigen Zusammenstößen nicht zutrauen zu dürfen glaubten, und ihr weiterer Anspruch, alle Religionsstreitigkeiten selbst zu entscheiden, brachten den Gegensatz zum Ausbruch. Denn Moritz erklärte schon am nächsten Tage in der Versammlung der Staaten den Beschluß für einen Eingriff in seine militärischen Befugnisse, einzelne Städte, Amsterdam voran, protestierten gegen ihn als ungesetzlich, weil er nicht einstimmig gefaßt sei, während andre von der Erlaubnis Gebrauch machten, und die Generalstaaten entschieden sich im November 1617 mit vier gegen drei Stimmen für die Abhaltung einer Generalsynode, die, da sie sich mit der kirchlichen Souveränität der einzelnen Provinzen nicht vertrug und bei ihr die Kontraremonstranten zweifellos das Übergewicht haben mußten, bisher von der Staatenpartei, besonders der Provinz Holland, immer verhindert worden war. Um dann die noch widerstrebenden Provinzen gefügig zu machen, veränderte Moritz den Magistrat in Nymwegen (Geldern), gewann die Städte von Overyssel, erzwang schließlich in Utrecht die Abdankung der Waardgelders und brachte auch hier seine Partei ans Ruder. Jetzt stand Holland allein den sechs übrigen oranisch und kontraremonstrantisch gesinnten Provinzen gegenüber, und der entscheidende Schlag konnte fallen.

Am 29. August 1618 wurde Oldenbarneveldt im Haag verhaftet, gleichzeitig Hugo Grotius, Pensionär (Sekretär) von Rotterdam und Hogerbeets, Pensionär von Leiden,

dann die Magistrate der holländischen Städte mit oranisch Gesinnten besetzt und von den nun ganz gefügigen Generalstaaten beschlossen, die Verhafteten vor ein Ausnahmegericht zu stellen.

Nationalsynode von Dordrecht.

Der Nationalsynode von Dordrecht stand nun nichts mehr im Wege. Auch englische, schweizerische und deutsche Geistliche hatten sich eingefunden; da jedoch die Gomaristen unter der Führung des Gomarus selbst, der damals in Gröningen lehrte, durchaus das Übergewicht behaupteten, so trug das Ganze weniger das Gepräge einer Kirchenversammlung als eines Ketzergerichts. Die Arminianer, deren Sache Armins Nachfolger Episcopius tapfer vertrat, wurden nicht wie Gleichberechtigte, sondern wie Angeklagte behandelt, deshalb von den Beratungen ausgeschlossen und ihre Lehre nur aus ihren Schriften beurteilt. Das Ergebnis war natürlich die Verwerfung aller fünf Punkte der Remonstration als Irrlehren und die Ausstoßung der Arminianer aus der niederländischen Kirchengemeinschaft. Mehr als 200 Prediger bezahlten dieses Urteil mit Amtsentsetzung und Verbannung, auch die Universität Leiden wurde von dem arminianischen Irrwahn gereinigt, die Remonstranten weder zu Ämtern noch zu Ausübung des Gottesdienstes zugelassen. In der kirchenpolitischen Frage behauptete jedoch thatsächlich die Anschauung der Arminianer das Übergewicht.

Oldenbarneveldts Tod.

Wenige Tage nach dem Schlusse der Synode (29. Mai 1619) fällte der Gerichtshof über Oldenbarneveldt, der sich umsichtig und nachdrücklich selbst verteidigt hatte, das Todesurteil, weil er „das Band der vereinigten Niederlande zu lösen versucht und die Kirche Gottes sehr betrübt habe", und verhing über seine beiden Leidensgenossen lebenslängliche Haft. Es hätte in Moritz' Hand gelegen, den Greis, der ihn einstmals zum Nachfolger des Vaters erhoben hatte, zu retten und so den Niederlanden die Schande eines Justizmordes an einem der verdientesten Begründer ihrer Freiheit zu ersparen, denn ihm stand das Begnadigungsrecht zu, aber da der Verurteilte zu stolz dachte, um Gnade zu bitten, weil er die Zuständigkeit des Gerichtshofes nicht anerkannte, so dachte der Statthalter kleinlich genug, um gedrängt von der Stimmung seiner Partei, das Urteil vollstrecken zu lassen, und Oldenbarneveldt starb am 13. (23.) Mai 1619 mit ruhiger Fassung im Binnenhofe vor dem Großen Saale im Haag auf dem Blutgerüste. Andre seiner Anhänger traf die Verbannung, und die Zensur sorgte dafür, unliebsame Urteile zu unterdrücken. — Oldenbarneldt fiel, nicht weil er irgend welcher Verbrechen schuldig gewesen wäre, sondern weil er besiegt war, als das Opfer des alten und noch lange fortwirkenden Gegensatzes zwischen der von ihm hartnäckig verfochtenen Selbständigkeit der einzelnen Provinzen und der Souveränität des gesamtniederländischen Volkes unter dem Hause Oranien. Wie er im unerschütterlichen Glauben an sein gutes Recht starb, so waren seine Richter nicht minder von ihrem guten Rechte überzeugt. Das Urteil, das sie fällten, war freilich keine eigentliche Rechtshandlung, sondern die Folgerung aus dem erfochtenen Siege.

Die ersten Jahre des spanisch-niederländischen Krieges.

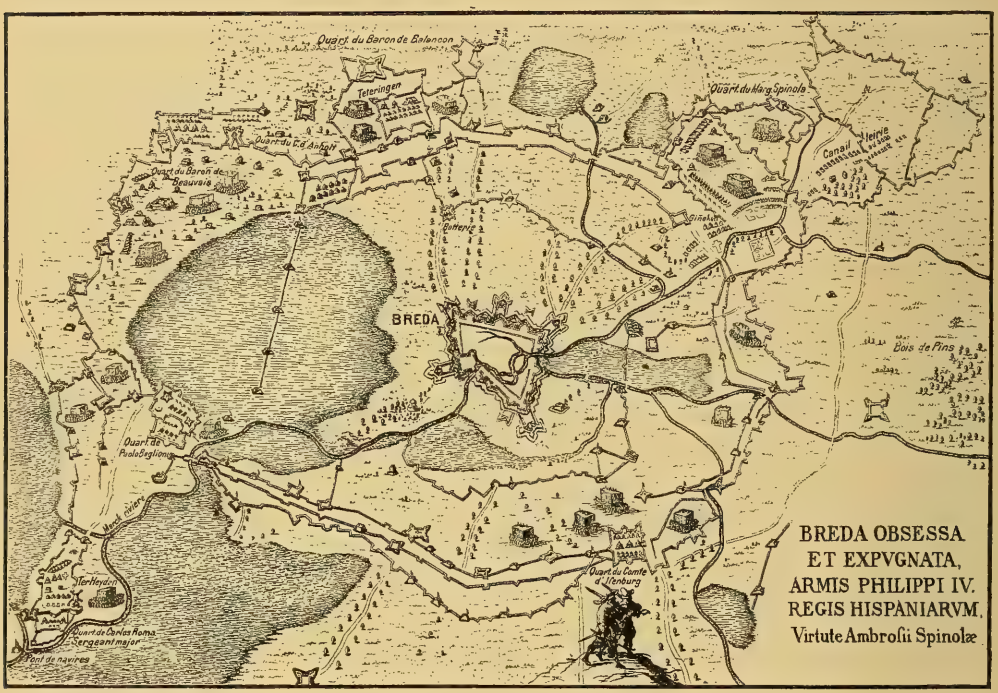
Ausbruch des spanischen Krieges.

So vollständig der Sieg der oranischen, die Niederlage der Staatenpartei auch war, zu einer Verfassungsänderung in monarchischem Sinne, die ähnlichen Kämpfen für die Zukunft vorgebeugt hätte, benutzte Moritz den überaus günstigen Augenblick doch nicht, denn er war niemals ein Staatsmann. Er begnügte sich mit einem gesteigerten persönlichen Einfluß und „mußte noch am Abend seines Lebens oft schmerzlich erfahren, daß Einfluß nicht Regierung ist". Für das Verhältnis zu Spanien aber bedeutete dieser Ausgang des Streites den sofortigen Ausbruch des Krieges nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes von 1609, denn die große Masse der Niederländer, die auf des Oraniers Seite stand, war für den Krieg, schon weil er vor allem jenseit

des Ozeans, wo der Kampf auch nach 1609 niemals ganz ruhte, Eroberung und reiche Beute verhieß.

Charakter des Krieges.

Diese ganze zweite Periode des „Achtzigjährigen Krieges", von 1621 bis 1648, parallel dem Dreißigjährigen und gelegentlich stark von ihm beeinflußt, zeigt, militärisch betrachtet, noch mehr als die erste den Charakter eines Festungskrieges in den Grenzprovinzen, in der Stimmung der Kämpfenden aber wenig von der Glut der Begeisterung und des Fanatismus, die in der ersten Periode hervorgetreten war, was denn auch die Kriegführung menschlicher gestaltet als damals. Bis 1625, bis zu Moritz' Tode, arm an großen Ereignissen, geht er im ganzen nicht zu gunsten der Niederländer; erst das Jahr 1629 bringt eine große Wendung, und während dann in Deutschland die schwedischen Waffen siegreich bleiben, erfechten auch die niederländischen glänzende



164. Plan der Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Erfolge, bis die Schlacht von Nördlingen auch hier eine Wendung herbeiführt. Indem diese seit 1635 Frankreich zum offenen Kampfe mit Spanien treibt, fällt in Europa das Schwergewicht mehr und mehr auf das Ringen dieser beiden Mächte, während die Niederländer ihre Hauptthätigkeit in den amerikanischen und indischen Gewässern entfalten und hier ihre größten Erfolge erreichen. Der Westfälische Friede besiegelt mit ihrer Unabhängigkeit auch ihre Weltstellung.

Die ersten Kriegsjahre 1621—25.

In den ersten Jahren behaupteten die Spanier, von Ambrosius Spinola, dem Eroberer Ostendes, geführt, ebenso ihre Überlegenheit wie ihre Bundesgenossen in Deutschland. Nach langer Belagerung fiel am 22. Januar 1622 das von niederländischen Truppen besetzte Jülich, worauf die Spanier fast das ganze Herzogtum in ihre Hände brachten. Im selben Jahre noch erschienen sie vor Bergen op Zoom, dessen Besitz für Seeland von größter Bedeutung war; hier indessen mußten sie weichen,

als Ernst von Mansfeld, damals in niederländischen Dienst getreten (s. S. 173), nach der unentschiedenen Schlacht bei Fleurus herankam und sich mit Moritz vereinigte, um dann nach Ostfriesland abzuziehen. Nachdem das Jahr 1623 ohne besondere Kriegsereignisse verlaufen war, nur neue Verfolgung der Remonstranten gebracht hatte, weil eine Verschwörung der beiden Söhne Oldenbarneveldts gegen das Leben

165. Friedrich Heinrich von Oranien, Statthalter der Niederlande.
Nach einem gleichzeitigen holländischen Gemälde im Provinzialmuseum zu Hannover.

des Statthalters entdeckt worden (Februar 1623), erschienen im Jahre 1624 die Spanier verheerend in Geldern und Groningen und begannen im August die Belagerung von Breda.

Friedrich Heinrich von Oranien.

Unter den Eindrücken einer schweren Notlage starb Moritz am 23. April 1625. Zum Nachfolger als Statthalter, Generalkapitän und Admiral wurde schon am 24. April sein jüngerer Halbbruder Friedrich Heinrich (1625—1647) ausgerufen, „des Schweizers jüngstes Kind, der Enkel Colignys (geb. 29. Januar 1584), dem die

leichte gallische Lebenslust aus den dunklen Augen lachte". Ein Staatsmann und Schlachtendenker wie der Vater, war er in seiner Sinnesart milder als der harte und rachsüchtige Bruder, schon weil er in die erbitterten Parteikämpfe weniger verflochten gewesen war als dieser. Im Gegensatze zu der rauhen soldatischen Einfachheit des Prinzen Moritz liebte Friedrich Heinrich Glanz und Pracht, umgab sich daher mit einem prunkvollen Hofhalte, wozu ihm sein großer Reichtum die Mittel gewährte, und benutzte diesen, unterstützt von seiner Gemahlin Amalia von Solms-Braunfels, einer schönen und stolzen Dame, geschickt dazu, um die maßgebenden Persönlichkeiten von sich abhängig zu machen und sich eine thatsächlich monarchische Stellung zu schaffen. Auch

166. Ambrosius Spinola empfängt die Schlüssel von Breda.
Nach dem Gemälde des José Leonardo im Pradomuseum zu Madrid.

wurde er der Urheber einer besseren Zeit für die geplagten Remonstranten. Allmählich verschaffte er ihnen wieder Zutritt zu den Ämtern, sogar im strenggläubigen Amsterdam, und als dagegen die Prediger eiferten, legte der Prinz Militär in die Stadt, verbannte den fanatischen Adrian Smout und gestattete den Remonstranten den Bau einer Kirche, an die sich dann ein theologisches Seminar anschloß (1630). Im Felde bewährte er sich als ein Meister des Belagerungskrieges und hielt sein aus Söldnern aller protestantischen Völker buntgemischtes Heer bei guter Bezahlung und reichlicher Verpflegung in so fester Kriegszucht, daß es ein Muster für ganz Europa wurde, wie seine Heerführung eine militärische Hochschule war.

Wendung zu gunsten der Niederländer.

Nur im ersten Jahre seiner Statthalterschaft gelang den Spaniern noch ein großer Erfolg, der freilich schon vorbereitet war. Breda, das Justin von Nassau, ein natürlicher Sohn Wilhelms I., verteidigte, fiel am 2. Juni 1625 durch Übergabe in

Spinolas Hand, nachdem ein letzter Entsatzversuch Friedrich Heinrichs mißlungen war. Dann trat eine Art Pause ein. Die Kräfte der Spanier waren durch die Anstrengungen vor Breda erschöpft, und die Niederländer verwandten die ihrigen zum Teil auf die Unterstützung Christians IV. Erst das Jahr 1628 brachte einen glänzenden Erfolg

167. Feldmarschall Raimund Graf von Montecuccoli.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

zur See, der auch auf den Landkrieg mächtig einwirkte. Am 9. September nahm der Vizeadmiral der Westindischen Handelsgesellschaft, Piet (Peter) Hein, ein schlichter, tapferer Seemann aus Delfshaven (geb. 1578), die spanische Silberflotte auf der Fahrt von Mexiko nach Havana in der Bai von Matanzas fast ohne Schuß und brachte eine ungeheure Beute, die man auf zwölf Millionen Gulden veranschlagte, ungefährdet mit in die Heimat. Kirchliche Dankfeste und Freudenfeuer verherrlichten den glücklichen

Tag, die Kompanie konnte ihren Aktionären fünfzig Prozent Dividende zahlen, und in allen Schenken klang das Jubellied:

„Piet Hein, Zyn naam is klein,
Zyn daad ist groot, Hy heeft gewonnen de zilvere vloot."

Einnahme von Wesel und Herzogenbusch.

Aber mehr noch bedeutete es, daß, während die Spanier ihre Söldner nicht zu bezahlen vermochten, und diese deshalb meuterten oder davonliefen, die Niederländer ohne außerordentliche Auflagen im stande waren, 120000 Mann im Felde zu halten. So warf sich Friedrich Heinrich im Mai 1629 mit 28000 Mann auf Herzogenbusch (Hertogenbosch). Unvermögend, die wohlverschanzte Stellung der Niederländer anzugreifen, suchte der spanische Feldherr Graf Hermann van den Bergen (Spinola war nach Italien berufen worden) durch einen Einfall in ihr eignes Gebiet sie zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Er selbst ging über die Maas, Graf Styrum auch über den Rhein und die Yssel, von Wesel her führte Montecucculi 17000 Kaiserliche heran. Da die dürren Heiden der Veluwe in Geldern kein Hindernis boten, die nächsten Städte aber schlecht versehen waren, so herrschte überall Schrecken, und Montecucculi nahm am 12. August Amersfoort, wenige Stunden von Utrecht. In der ersten Bestürzung rief man den Statthalter herbei, er aber erklärte, vor Herzogenbusch ausharren zu wollen, und die Niederländer ermannten sich. Die Generalstaaten begaben sich nach Utrecht. Die Schleusen der Vecht, die den Weg nach Utrecht schneidet, wurden geöffnet, 18000 Mann unter Kasimir von Nassau besetzten die zunächst bedrohten Plätze, die Bürgerschützenvereine (Schutterijen) traten unter Waffen, und das fliehende Landvolk machte überall die Mühlen und Braukessel unbrauchbar, so daß die vordringenden Spanier, statt in die „Speisekammer" der Niederlande zu gelangen, nirgends Lebensmittel fanden. Die Entscheidung brachte endlich die unerwartete Nachricht, daß am 19. August der holländische Befehlshaber in Emmerich, Otto van Gent, durch einen kecken Handstreich die Festung Wesel, den Hauptstützpunkt der Kaiserlichen und Spanier am Niederrhein, in seine Hand gebracht habe. So in ihrer Verbindung mit Deutschland bedroht, traten die Kaiserlichen den Rückzug an, ihnen folgend die Spanier; Herzogenbusch aber, jetzt ohne Hoffnung auf Entsatz, ergab sich am 14. September gegen freien Abzug der Besatzung. Im Westen und Süden gesichert, konnten die Niederlande dem weiteren Verlauf des Krieges ruhig entgegensehen.

Frankreich und die Niederlande im Kampfe gegen Spanien.

(1629—1648.)

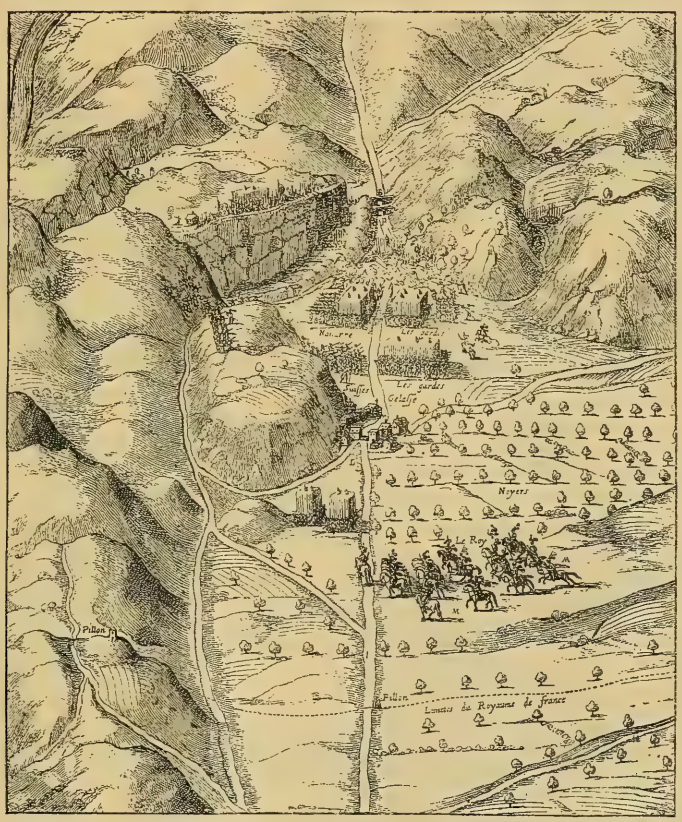
Entscheidende Erfolge Richelieus nach außen und im Innern.

Der Mantuanische Erbfolgestreit.

Das Jahr 1629 sah in Deutschland die habsburgisch-katholische Macht auf ihrer Höhe. Das trieb einerseits König Gustav Adolf in den deutschen Krieg, anderseits entschloß sich Richelieu, der dem Schweden durch die Vermittelung des Waffenstillstandes mit Polen die Möglichkeit ihn zu beginnen verschaffen half, den offenen Kampf gegen Habsburg aufzunehmen, indem er in den Mantuanischen Erbfolgekrieg eingriff.

Es handelte sich um das nicht unbedeutende Herzogtum Mantua, das mit der Markgrafschaft Montferrat unter dem Hause Gonzaga verbunden war. Der letzte Herzog der älteren Linie, Vincentio II. (gest. Dezember 1627), war durchaus spanisch gesinnt gewesen; den Vertreter der nun erbberechtigten jüngeren Linie, Karl von Nevers, drängte sein bedeutender Besitz in Frankreich auf dessen Seite, so daß, wenn er das Erbe antrat — und er besetzte sofort Mantua — sich für diese Macht eine

sehr wichtige Stellung an der Grenze des spanischen Mailand ergab, von der aus sie überhaupt dem spanischen Übergewicht in Italien entgegentreten konnte. Als nun Spanien deshalb den Kaiser aufforderte, Nevers die Nachfolge zu versagen, nahm dieser das Land als Oberlehnsherr vorläufig in Verwahrung. Da man aber bei der engen Verbindung der beiden habsburgischen Linien eine Entscheidung zu ungunsten des französischen Bewerbers erwarten mußte, so verständigte sich Frankreich, soeben mit den Hugenotten in La Rochelle fertig geworden, mit Venedig, während Savoyen-Piemont zu Spanien hielt, und mitten im Winter, im Februar 1629, führten König



168. Das französische Heer unter Ludwig XIII. und Richelieu im Paß von Susa.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Nationalbibliothek zu Paris.

Ludwig XIII. und Richelieu selbst ein Heer über den Mont Genèvre, schlugen die Piemontesen bei Susa, nötigten die Spanier zur Aufhebung der Belagerung von Casale und drängten sie damit aus Montferrat hinaus. Die kleinen italienischen Staaten sahen in den Franzosen die Retter von der spanischen Übermacht. Doch diese Mißachtung seiner Oberhoheit ruhig hinzunehmen, war Ferdinand II. nicht gesonnen. 26 000 Mann wurden unter Collalto, Aldringen u. a. bei Lindau am Bodensee zusammengezogen, marschierten über Chur durch Graubünden in Italien ein, erstürmten und plünderten im Juli Mantua, während eine spanische Armee unter Spinola abermals vor Casale erschien. Da besetzte Richelieu, wiederum persönlich an der Spitze des Heeres, Savoyen, eroberte Pinerolo (30. März 1630), um sich den Paß nach

Italien zu sichern, zwang Spanien zu einem Waffenstillstande und gewann den Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus I., Karl Emanuels Nachfolger (1631—1637), in einem geheimen Vertrage durch die Einräumung von Casale gegen Überlassung von Pinerolo an Frankreich. Indem er dann in Deutschland die Liga gegen den Kaiser unterstützte und später von Gustav Adolfs Vordringen begünstigt wurde, erlangte er im Frieden von Cherasco (19. Juni 1631) die Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua, den Abzug der Kaiserlichen aus Graubünden, der Spanier aus Montferrat. Italien atmete zum erstenmal erleichtert auf, denn der drückenden spanischen Herrschaft trat überall der französische Einfluß in den Weg.

169 und 170. Französische Soldatentypen um 1630.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Jean de S. Igny.

Neue Ränke gegen Richelieu.

Je gefährlicher sich Frankreich hier erwies, desto mehr glaubte Olivarez berechtigt zu sein, die Bewegung zu unterstützen, die sich soeben gegen die ganze Stellung und Politik Richelieus in Frankreich selber erhob.

Hatte Richelieu niemals mit den Neigungen der Königin-Mutter übereingestimmt, so beklagte diese sich vollends jetzt aufs bitterste, daß er seine Kriege gegen französische Prinzessinnen (in Spanien und England) führe und die Sache des Katholizismus vernachlässige, Dinge, die ihn allerdings niemals bestimmten. Alles, was am Hofe aus irgendwelchen Gründen unzufrieden mit seiner Eigenmacht war, schloß sich ihr an, vor allem die Brüder Michel und Ludwig Marillac, jener Großsiegelbewahrer, dieser Marschall und damals beim italienischen Heere. Als der Kardinal nun von seinem zweiten Feldzuge aus Italien zurückkehrte, bezeigte Maria ihm bei der ersten Zusammenkunft im Beisein des Königs offen ihre Ungnade, enthob ihn der Verwaltung ihrer besonderen Angelegenheiten, überhäufte ihn mit Schimpfworten und drang, als er weggegangen war, in den König, daß er den „bösen, undankbaren" Menschen entlasse, den

Panorama von Paris im Jahre 1632, vom Montmartre aus gesehen.

Nach dem gleichzeitigen Stiche von Matth. Merian.

die beiden Marillacs vollkommen ersetzen würden. Sie und ihre Umgebung im Luxemburgpalast glaubten gesiegt, den Kardinal gestürzt zu haben, und bequem wie immer, ließ Maria nach einem zweiten heftigen Auftritt den Sohn nach Versailles zurückkehren. Dieser aber, außer sich über die Zumutung, den unentbehrlichen Minister entlassen zu sollen, und doppelt empört über die Aussicht, die ihm verhaßten Marillacs an seiner Stelle zu sehen, beschied sogleich Richelieu zu sich und erklärte ihm, er könne und wolle ihn nicht entbehren. So ging wider alles Erwarten der Kardinal aus dem Streite als Sieger hervor, und seine Gegner fielen; Michel Marillac wurde entsetzt, sein Bruder vor Gericht gestellt. Das war „der Tag der Gefoppten" (la journée des dupes), der 11. November 1630.

Gaston von Orléans und Montmorency.

Indes Maria gab den Kampf nicht auf. Von ihr angeregt, kündigte ihr jüngerer Sohn, Gaston von Orléans, der sich schon einmal in ähnliche Dinge hatte verwickeln lassen, dem Minister förmlich die Freundschaft und begab sich nach Orléans, um hier alles zur Erhebung vorzubereiten. Doch der König blieb fest. Er ließ die Mutter in Compiègne, wohin sie ihm gegen seinen Willen gefolgt war, festhalten (23. Februar 1631). Auch als daraufhin Gaston nach Lothringen ging und Maria im Juli zu Richelieus größter Befriedigung nach den spanischen Niederlanden entwich, da machte ihn das nicht irre, er äußerte: „Meine Mutter ist zu unsern Feinden geflohen und denkt mich zu verderben, aber ihre Wahrsager sollen Lügner bleiben."

Zunächst sah es freilich nicht so aus. Die Spanier verpflichteten sich gegenüber Gaston, ein Heer von Luxemburg nach Frankreich zu senden, Karl IV. von Lothringen versprach ihn zu unterstützen. Gleichzeitig regten sich die alten ständisch-aristokratischen Neigungen im Süden Frankreichs. Nicht eben gefährlich war die Verstimmung des Gouverneurs der Provence, Karl von Guise, mit dessen Amt herkömmlich das Admiralat im Mittelmeere verbunden gewesen war, während Richelieu die Leitung der Marine selber in die Hand genommen hatte; er fühlte sich nicht mächtig genug zum Widerstande, sondern verließ seine Provinz unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach Loretto, um nicht wiederzukehren. Viel größere Besorgnis erweckte der Gouverneur von Languedoc, der ritterliche und hochsinnige Heinrich (II.) von Montmorency, ein Patenkind Heinrichs IV., dessen Geschlecht seit einem Jahrhundert mit dieser Landschaft aufs engste verflochten war (s. Bd. V, S. 657). Er selbst war lange mit Richelieu befreundet gewesen, dann aber durch seine Vermählung mit Maria Felicia Orsini, einer Urenkelin Cosimos von Toscana, der Königin-Mutter näher gebracht worden und zürnte jetzt über das unumschränkte Walten des Kardinals. Eben dies verschaffte ihm auch die Unterstützung der Stände von Languedoc; denn hier wie in Dauphiné und Provence hatte nach der Unterwerfung der Hugenotten im Jahre 1629 die Regierung den allerdings vergeblichen Versuch gemacht, die Stände aufzuheben, und war mit ihnen in fortwährendem Streite über die Steuersummen. Ihre Sache versprach Montmorency zur seinigen zu machen (Juli 1632).

„Richelieu sah, wie der Steuermann am Ruder, das Ungewitter von allen Seiten aufsteigen, er war entschlossen, es zu bestehen. Nie war er wachsamer, geschwinder, schonungsloser, schrecklicher." Den Marschall Ludwig von Marillac ließ er wegen Veruntreuung durch ein Ausnahmegericht zum Tode verurteilen und im Juli 1632 enthaupten; den Befehlshaber von Calais, der im gegründeten Verdachte stand, mit Maria Medici unterhandelt zu haben, setzte er ab, auf Lothringen warf er ein überlegenes Heer und jagte in wenigen Tagen die sich sammelnden Truppen der Gegner auseinander, worauf das Pariser Parlament Orléans und Montmorency für Aufrührer erklärte. Inzwischen war der erstere, freilich mit nicht mehr als 1800 Mann, durch Burgund nach Südfrankreich hin in Anmarsch. Doch ehe sich beide noch vereinigen

konnten, kam es hier zur Entscheidung. Bei Castelnaudary, südöstlich von Toulouse, stieß Montmorency am 1. September 1632 auf die königlichen Truppen des Marschalls Heinrich von Schomberg. Doch als er diese, die hinter Bach und Graben aufgestellt ihn erwarteten, mit seinem kecken Reiterangriff überrennen wollte, prallten

171. Heinrich (II.), Herzog von Montmorency, Admiral und Marschall von Frankreich.
Gemälde der Brüder Le Nain im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

seine Geschwader an dem Feuer des Fußvolkes ab, er selbst stürzte schwerverwundet und wurde gefangen.

Sieg des Königtums.

Darauf erschien der König selber in Languedoc, und alsbald zeigte es sich, daß die Masse des Volkes von der ständisch-adligen Erhebung nichts wissen wollte; die Bürger besetzten die Citadellen der Städte für Ludwig XIII. und verjagten die Bischöfe, die sich gegen ihn erklärt hatten, die Bauern brachen auf seinen Befehl die Burgen des Adels. Erst nachdem bereits alles vorüber war, kam der Herzog von

Orléans heran; aber er fand die Straßen gesperrt, sah sich in Béziers unfern der Seeküste eingeschlossen und mußte sehr zufrieden sein, in einer förmlichen Kapitulation für sich Verzeihung und Rückgabe seiner Güter, für seine Freunde die Amnestie zu erlangen. Gegen Montmorency aber ließ der König, von Richelieu bestimmt, aller Verwendungen ungeachtet, die volle Strenge des Gesetzes walten; das Parlament von Toulouse verurteilte ihn als Hochverräter zum Tode, und am frühen Morgen des 30. Oktober 1632 fiel im Hofe des Stadthauses von Toulouse das Haupt des letzten der Montmorency. Er starb als ein Held und Kavalier, gefaßt und freundlich bis zum letzten Atemzuge. Trauer, Furcht und Haß gegen den Kardinal erfüllten ganz Frankreich, aber er hatte verstanden, sein Wort wahr zu machen: „Die Söhne, Brüder und die

172. Hinrichtung Heinrichs II. von Montmorency.
Nach einem gleichzeitigen Stiche der Kollektion Hennin.

übrigen Verwandten der Könige sind den Gesetzen unterthan wie die andern.“ Darauf unterwarf er die Finanzverwaltung Languedocs, ohne die Stände aufzuheben, der Aufsicht des Staates, setzte die Summe fest, die das Land jährlich in die Reichskasse abzuführen habe, ernannte zuverlässige Pariser an Stelle der verjagten Bischöfe und übertrug das Gouvernement dem Marschall Schomberg, die Provence an Vitry. Hier wie in andern Provinzen beaufsichtigten fortan königliche Intendanten für Justiz, Polizei und Finanzen die niederen Beamten. Richelieu und mit ihm das Königtum hatten einen vollkommenen Sieg über die äußeren und inneren Feinde errungen.

Fortschritte der Franzosen und Niederländer.

Entscheidende Erfolge der Niederländer.

Währenddem flog in Deutschland Gustav Adolf von Sieg zu Sieg und stand eben damals, als Richelieu seine französischen Feinde bewältigte, auf dem Gipfel seiner Macht. Gleichzeitig faßte Frankreich Fuß am oberen und mittleren Rhein (s. S. 226),

und auch auf dem niederländischen Kriegsschauplatze floh das Glück die Waffen der Habsburger. Zwar das Unternehmen Friedrich Heinrichs gegen Dünkirchen, dessen Kaperschiffe dem holländischen Handel überaus lästig wurden, schlug fehl, weil die Einnahme von Brügge, die dem Angriff hätte vorausgehen müssen, unmöglich war; doch als dadurch ermutigt die spanische Flotte von Antwerpen aus durch die Mündungsarme der Schelde und Maas gegen Seeland steuerte, erlitt sie auf der Nordseite der Insel Tholen in dem engen Fahrwasser des Slaak (Osterschelde) eine so vollständige Niederlage, daß 35 Fregatten, über 300 Geschütze und 5000 Gefangene, darunter fast sämtliche Offiziere, den Siegern in die Hände fielen (12. September 1631). Im nächsten Jahre gingen die Niederländer zu einem großen Angriff auf das östliche Belgien längs der mittleren Maas über, in der Hoffnung, die Einwohner durch Zusicherung ihrer Rechte und namentlich ihrer Religionsfreiheit zum Abfall von Spanien zu gewinnen. Infolgedessen eroberte Friedrich Heinrich in der That mit leichter Mühe Venloo und Roermonde, dann lagerte er sich mit 21000 Mann um das gewaltige Maastricht, auf beiden Ufern des Stromes durch Verschanzungen gedeckt. Um die Festung zu retten, erschienen zwei spanische Heere, der Marquis von Santa Cruz mit 14000, Gonzalez de Cordova, aus Deutschland abberufen, mit 26000 Mann, endlich auch noch Pappenheim mit 16000 Mann kaiserlicher Truppen, so daß vier Heere auf engem Raume einander gegenüberstanden. Dessen ungeachtet setzten die Holländer den begonnenen regelmäßigen Angriff auf die Wälle fort, wiesen in scharfem Gefecht Pappenheims Anlauf auf ihre Stellung zurück, worauf er abzog, und erzwangen endlich, als bereits alles zum Sturme fertig war, die Übergabe der Stadt (21. Juni 1632). Darauf unterwarf sich ganz Limburg rechts der Maas dem milden Sieger.

Vergebliche Friedensverhandlungen.

An einem höchst empfindlichen Punkte war damit die spanische Aufstellung durchbrochen, und da am Oberrhein bereits die Franzosen erschienen, überhaupt so erschüttert, daß die geplante Herstellung eines spanischen Zwischenreiches auf den Grenzen Deutschlands und Frankreichs vorläufig aussichtslos wurde. Ja die Regierung in Brüssel knüpfte Friedensunterhandlungen an. Doch für ihr Gelingen waren die Aussichten sehr ungünstig. In den Niederlanden zeigten sich nur die Provinzen Holland und Overyssel, von denen jene allerdings die schwersten Lasten unter allen trug (s. Bd. V, S. 727), dem Frieden oder auch einer Erneuerung des zwölfjährigen Waffenstillstandes günstig (wie schon 1609); die oranisch gesinnten Landprovinzen nebst Seeland, von ihrer glaubenseifrigen Geistlichkeit beim Hasse gegen den Spanier festgehalten, waren jedem Abkommen entschieden abgeneigt; den einflußreichen Handelsgesellschaften vollends, namentlich der Westindischen, konnte nichts unwillkommener sei als der Friede, der die seit 1630 mit Glück begonnene Eroberung Brasiliens (s. unten) rückgängig machen, mindestens unterbrechen mußte, und den siegesfreudigen Statthalter endlich, dessen Bedeutung niemals größer war als in der Zeit des Waffenkampfes, hätte schon diese Erwägung, selbst wenn die Rücksicht auf die Stimmung der Landprovinzen nicht gewesen wäre, zum Gegner des Friedensschlusses machen müssen. Daß auch Frankreich eifrig gegen einen solchen arbeitete, versteht sich von selbst. So wurden auch die holländischen Forderungen viel zu hoch gespannt, als daß die Spanier darauf hätten eingehen können, und der Krieg nahm seinen Gang, ohne jedoch in den Jahren 1633 und 1634 zu größeren Ereignissen zu führen.

Rückwirkung der kaiserlichen Erfolge in Deutschland.

Um so angestrengter arbeitete Olivarez an einer großen Wendung auf dem deutschen Kriegsschauplatze. Dank seiner Sparsamkeit und der Opferwilligkeit der kastilischen Cortes, waren die spanischen Finanzen wenigstens so weit in Ordnung, daß um 1634 von den 18 Millionen, welche die damaligen Einkünfte betrugen, doch nicht mehr als 7 Millionen verpfändet waren, und man im ganzen von dem lebte, was jedes Jahr

einkam. Mit solchen Mitteln wurde das Heer ausgerüstet, das im Jahre 1633 Feria nach Deutschland führte, wie das zweite, das noch im selben Jahre der jüngere Bruder Philipps IV., der Kardinal-Infant Ferdinand, zu gleichem Zwecke in Mailand sammelte. Um den Frieden in Deutschland zu verhindern, die deutschen Kräfte gegen Frankreich zu kehren und für Spanien die Rheinpfalz zu sichern, half Olivarez den Sturz Wallensteins herbeiführen (s. S. 231 ff.), der den Marsch Ferdinands nach Norden und den Sieg bei Nördlingen ermöglichte. Auch für Spanien brachte er die ersehnte Wendung; zum Statthalter Belgiens an Stelle der am 2. Dezember 1633 verstorbenen Isabella ernannt, rüstete sich der Kardinal-Infant, den Kampf gegen die Niederlande mit verstärkten Kräften aufzunehmen.

Französisch-niederländisches Bündnis (1635).

Diesen gesteigerten Anstrengungen und Erfolgen Spaniens und Österreichs gegenüber vereinigte sich Frankreich, bereits mit Schweden einverstanden, auch mit den Niederlanden zu einem förmlichen Bündnis (8. Februar 1635). Es sollte zunächst die Lostrennung Belgiens von Spanien und seine Verwandlung in eine Bundesrepublik anstreben, falls diese sich nicht verwirklichen ließe, auf die Eroberung und Teilung des Landes zwischen beide Mächte hinarbeiten.

Mißlungener Angriff auf Belgien.

Die erstere Hoffnung zerstörte nun gleich der Feldzug des Jahres 1635. Nachdem die Franzosen bei Avain gesiegt hatten (20. Mai), vereinigten sie sich bei Maastricht mit Friedrich Heinrich, drangen dann in der Erwartung, die Bevölkerung werde sich ihnen anschließen, in Brabant ein und begannen nach der Erstürmung und Plünderung von Thienen (Tirlemont) die Belagerung von Löwen. Erbittert indessen über die Plünderungen und Verheerungen einer Armee, die den Anspruch erhob, sie von der spanischen Herrschaft zu befreien, schlossen sich die Brabanter nur um so enger an den Generalstatthalter an, so daß auch Löwen sich glücklich verteidigte und den Belagerern nur der Rückzug übrig blieb. In der Verteidigung glücklich ging darauf im nächsten Jahre (1636) Erzherzog Ferdinand, von den Kaiserlichen unter Werth unterstützt, zum Angriff auf Frankreich über. Während die Spanier von den Niederlanden her in die Pikardie eindrangen, die meisten Plätze an der Somme, namentlich Corbie, nahmen, streiften Werths Reiterscharen, weithin Schrecken verbreitend, bis St. Denis. In Paris fürchtete man das Schlimmste, nur Richelieu blieb standhaft inmitten des Hagels von Verwünschungen, die ihn als den Urheber all des Unheils trafen, und flößte allmählich die Zuversicht und den Eifer, die er selbst zur Schau trug, auch der Bevölkerung ein. Wetteifernd warben die Körperschaften erst von Paris, dann auch von andern Städten Truppen an, die, bei Compiègne aufgestellt, die Spanier doch am weiteren Vordringen hinderten; selbst Corbie ward wiedererobert.

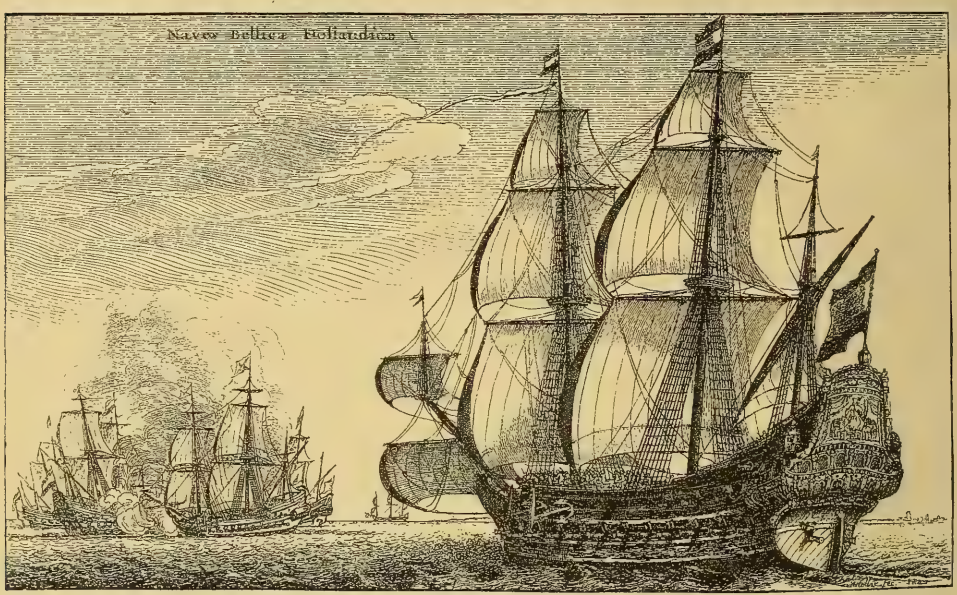
Seitdem blieben die französisch-niederländischen Waffen in stetigem Fortschreiten. Obwohl im Jahre 1637 widrige Winde den geplanten Angriff auf Dünkirchen hinderten, so glückte doch damals den Niederländern trotz tapferer Gegenwehr die Wiedereroberung des 1625 verlorenen Breda, womit sie ihre Verteidigungslinie abschlossen.

Französische Erfolge in Italien u. im Mittelmeer.

Die Franzosen richteten ihre Anstrengungen einerseits nach Süddeutschland, wo Bernhard von Weimar so bedeutende Erfolge errang, anderseits nach Italien. Als in Piemont nach dem Tode des Herzogs Viktor Amadeus I. (1637) dessen Witwe Christine, die Schwester Ludwigs XIII., die Vormundschaft und Regentschaft für ihren Sohn Karl Emanuel I. (1637—75) in die Hände nahm, unterstützten die Spanier die ebenfalls darauf gerichteten Ansprüche ihrer beiden Schwäger, des Herzogs Thomas und des Kardinals Moritz, besetzten binnen kurzem zwei Drittel des Landes, auch Turin und Nizza, und zwangen die Regentin zur Flucht nach Savoyen. Gestützt auf die treue Anhänglichkeit der Savoyarden konnte sie jedoch Richelieu die Einräumung von Montmélian, das er als Preis seiner Hilfe forderte, verweigern, und

bald zwang das eigne Interesse den Kardinal, diese Hilfe zu leisten. Im Jahre 1640 siegte d'Harcourt vor Casale über die Spanier und nahm nach viermonatiger Belagerung auch Turin wieder, das die heimkehrende Regentin frohlockend empfing (November).

Noch wichtiger waren die Erfolge der Franzosen zur See. Zum erstenmal, im Jahre 1636, erschien, geführt vom Erzbischof von Bayonne, Henry d'Escoubleau de Sourdis, ein französisches Geschwader im Mittelmeer; es entriß im Frühjahr 1637 die zwei Jahre zuvor verlorenen Hyèrischen Inseln den Spaniern und trug am 1. September 1638 vor Genua in offener Seeschlacht über eine spanische Flotte,

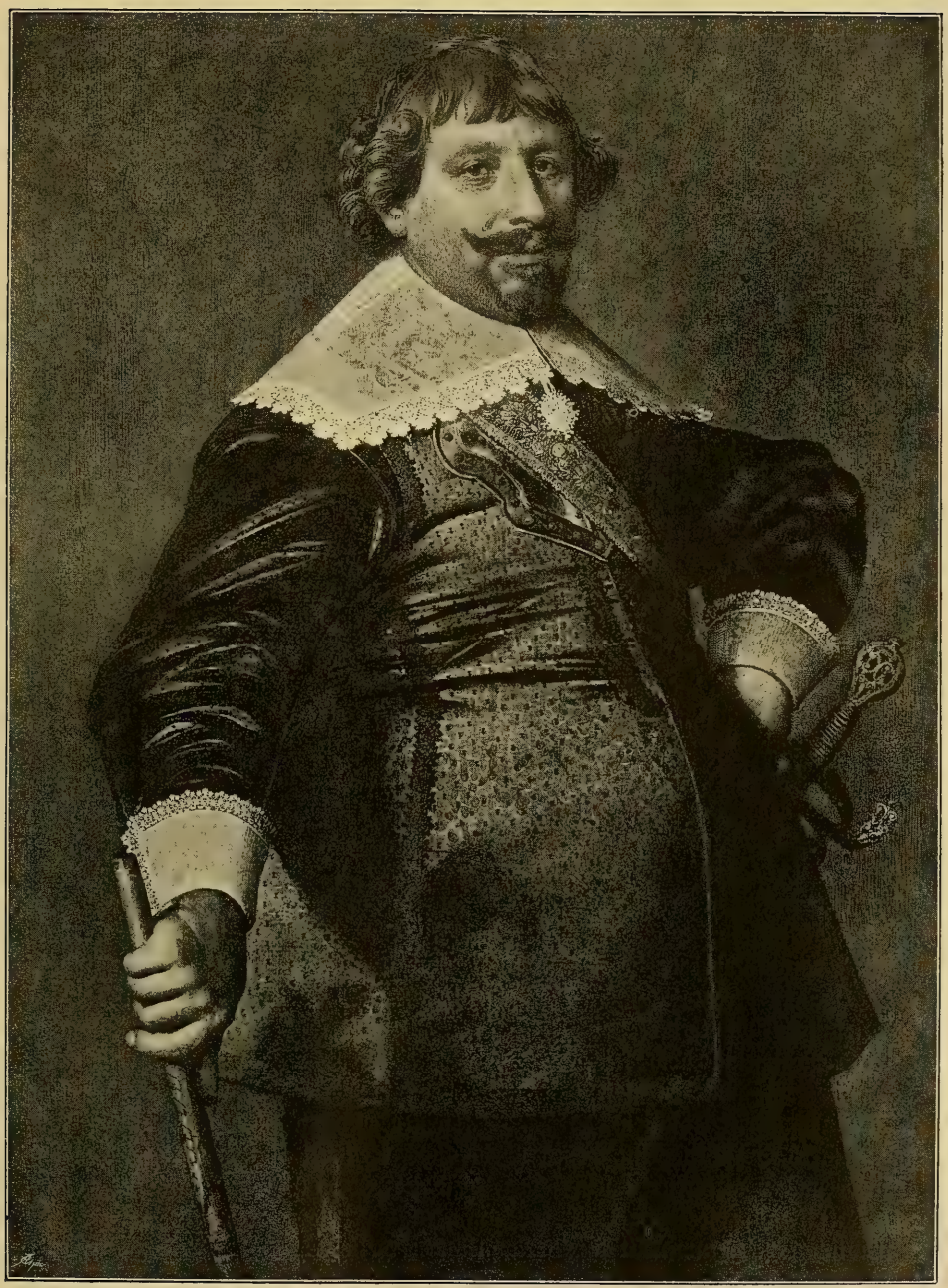


173. Holländisches Kriegsschiff in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach einer gleichzeitigen Radierung Wenzel Hollars.

welche Truppen nach Italien gebracht hatte, den Sieg davon. Seitdem bedeckten französische Kaperschiffe das westliche Mittelmeer, die seither ganz unangefochtene und unentbehrliche Verbindung der spanischen Besitzungen in Italien mit dem Hauptlande ernsthaft gefährdend.

Der letzte spanische Seezug gegen die Niederlande.

Das Jahr darauf bewies eine schwere Niederlage, daß die Monarchie nicht mehr daran denken könne, den Seeverkehr mit den Niederlanden herzustellen, der ihr allein noch übrig blieb, nachdem der Verlust Breisachs den Landweg von Mailand nach Belgien abgeschnitten hatte und die Franzosen selbst den Seetransport nach Oberitalien störten. Den besten Seemann, den Spanien damals besaß, Antonio de Oquendo, sandte Olivarez mit 67 Schiffen, darunter 23 schwere Gallionen, im Jahre 1639 nach dem Kanal, die letzte große Seerüstung, deren die tief erschöpften Kräfte des Landes noch fähig waren. Doch sie blieb vergeblich. Mit nur 13 Schiffen drängte der holländische Admiral Martin van Tromp die feindliche Flotte Mitte September nach den Häfen der englischen Südküste, wo sie Aufnahme fand, da die englische Regierung damals in gutem Einvernehmen mit Spanien stand; aber nach wenigen Wochen von der Heimat aus bis auf 70 Schiffe verstärkt, erneuerte Tromp seinen Angriff auf die Reede von Dover, ohne daß die Engländer es gehindert hätten, zerstörte oder nahm 40 Segel mit 4500 Gefangenen und zwang die übrigen, sich in Dünkirchen zu bergen (21. Oktober).



174 Martin van Tromp, Admiral der niederländischen Flotte.

Nach einem Gemälde B. van der Holsts in der Königl. Pinakothek zu München.

Aufstände gegen Spanien und der Friede mit den Niederlanden.

Konnte aber Spanien die Verbindung mit seinen mitteleuropäischen Besitzungen nicht mehr behaupten, so kam es in die dringendste Gefahr, diese selbst zu verlieren, besonders da sich schon allerorten der Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilen der Monarchie lockerte. Was sie miteinander verknüpfte, das war doch wesentlich nur das Herrscherhaus und der Eifer für die katholische Kirche, nicht gemeinschaftliche Einrichtungen und noch weniger ein lebendiges Staats- oder Nationalgefühl, da doch, von den italienischen Landen ganz abgesehen, selbst Katalonien und Portugal den herrschenden Kastilianern stammfremd gegenüberstanden. Jetzt, als der Kampf um die Alleinherrschaft der Katholizismus völlig aussichtslos, der für seinen Schutz aber völlig überflüssig erschien, war das stärkste Band verschwunden, und eben die Versuche des Grafen Olivarez, es durch eine engere politische Verbindung, eine „Union" sämtlicher Provinzen zu gemeinsamer Verteidigung zu ersetzen, stachelte das Gefühl der Selbstständigkeit in ihnen auf.

Aufstand in Katalonien.

Zuerst in Katalonien führte es zum offenen Aufstande. Während das eigentliche Aragonien seiner ständischen Selbständigkeit schon unter Philipp II. beraubt worden war (s. Bd. V, S. 518), hatten die Katalanen sie noch behauptet und konnten deshalb den Steuerforderungen der Regierung beharrlichen Widerstand entgegensetzen. Als nun zum Schutze gegen Frankreich kastilianische Truppen im Lande einquartiert und die Lieferungen für sie ausgeschrieben wurden, steigerte sich der Widerwille; von den Kanzeln herab schollen bittere Anklagen, hier und da kam es zu Zusammenstößen, und in den Gebirgen bildeten sich Banden von Unzufriedenen. Der Vizekönig Santa Coloma zögerte trotzdem Gewalt zu gebrauchen, weil er sich dazu nicht stark genug fühlte, und ließ sich schließlich von einem wohlvorbereiteten Aufstand in Barcelona überraschen. Am 7. Juni 1640, dem Fronleichnamstage, erstürmten bewaffnete Volkshaufen, namentlich fremde Schnitter (Segadores), die angeblich zur Ernte eintrafen, seinen Palast, erschlugen ihn selbst und ermordeten alle Kastilianer, deren sie habhaft wurden. Daraufhin regten sich Abfallgelüste auch in Valencia, Aragonien und Navarra — man begann bereits ständische Truppen aufzustellen — vor allem aber in Portugal.

Abfall von Portugal.

Hier war die Erinnerung an die alte Selbständigkeit trotz des sechzigjährigen spanischen Regiments noch keineswegs erloschen, vielmehr je schwerer die Steuerlast drückte, die jetzt auch den Adel traf, je größer die Verluste waren, die eben infolge der Verbindung mit Kastilien das Land in seinen ostindischen Besitzungen und neuerdings auch in Brasilien erlitt, dessen nordöstlicher Teil seit Anfang 1640 endgültig an die Niederländer verloren zu sein schien, desto stärker wuchs die Abneigung gegen die fremde Herrschaft, die solche Einbußen nicht zu verhindern vermochte. Streitigkeiten der spanischen Regierung mit der portugiesischen Geistlichkeit, die den Anspruch erhob, liegende Gründe in unbeschränktem Umfange für die Kirche erwerben zu dürfen und darin von Rom her unterstützt wurde, regten auch die kirchlichen Gesinnungen der Portugiesen gegen die Kastilianer auf, zumal da das Interdikt über Lissabon ausgesprochen wurde. Den letzten Anstoß zur Erhebung gab der Befehl an die portugiesischen Edelleute, sich zum Feldzug gegen Katalonien in Madrid einzufinden. Die Führer des Adels, die dahinter die Absicht sahen, sie in spanische Gewalt zu bringen, verständigten sich darauf mit der Geistlichkeit unter Roderich da Cunha, Erzbischof von Lissabon, und trugen dem Herzog Johann von Braganza, dem größten Grundbesitzer des Königsreichs, der mit dem alten Königshause verschwägert, also am besten berechtigt

war (s. Bd. V, S. 626), die Krone an. Als er zögernd eingewilligt hatte, schlugen verabredetermaßen die Edelleute am 1. Dezember 1640 in Lissabon los. Ein Trupp drang in den Palast und ermordete den Staatssekretär der Statthalterschaft, Miguel de Vasconcellos, der als die Seele der spanischen Regierung galt; die Statthalterin, die Prinzessin Margareta, wurde gefangen gehalten. Andre Scharen bemächtigten sich der alten Reichsfahne auf dem Rathause, trugen sie triumphierend durch die Straßen

175. Johann IV. von Braganza, König von Portugal.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

und riefen Johann IV. zum König aus; auch das Kastell ergab sich auf einen der Statthalterin abgenötigten Befehl, und diesem Beispiele folgten die übrigen festen Plätze binnen wenigen Tagen. Schon am 15. Dezember empfing darauf Johann die Huldigung in der Hauptstadt. Das Beispiel wirkte ansteckend selbst nach Andalusien hinüber, wo man daran dachte, den Herzog von Medina Sidonia zum König zu erheben, und dieser selbst, wenn er auch dies verwarf, die Wiederherstellung der alten Macht der Granden, besonders in den Cortes, ins Auge faßte, bis seine eignen Standesgenossen ihn im Stiche ließen.

Rücktritt des Grafen Olivarez.

Der innere Zusammenhang der stolzen Monarchie begann sich zu lösen, und eifrig arbeitete Frankreich daran, die Risse zu erweitern. Schon Anfang 1641 wurden die Gesandten Kataloniens in Paris amtlich empfangen, also das Land als ein unabhängiger Staat thatsächlich anerkannt, es trat unter französischen Schutz, und französische Streitkräfte setzten sich ihm zu Hilfe in Bewegung. Noch blieb jedoch Olivarez unerschüttert, obwohl ihm der Boden unter den Füßen wankte. Ein Heer von 24000 Mann nahm im Jahre 1641 Tarragona und drang nach Barcelona vor, auch in Portugal rückten die Spanier ein. Doch bald machte sich die Überlegenheit der jungen französischen Seemacht lähmend fühlbar, zu Lande hielten sich die Katalanen wacker, und die Franzosen eroberten im Jahre 1642 Roussillon und Perpignan; auch als sich Philipp IV. persönlich an die Spitze seines Heeres setzte, richtete er nichts aus. Das gab Olivarez

176. François Auguste de Thou.

177. Henri d'Effiat, Marquis von Cinqmars.

Nach gleichzeitigen Kupferstichen.

den letzten Stoß. Schon längst war bei Adel und Volk die Verstimmung gegen seine Politik, die dem Lande so schwere Lasten auflegte und doch nur Verluste auf Verluste zu verzeichnen hatte, im Steigen; jetzt ergriff sie auch den König, um so mehr, als auch seine Gemahlin Elisabeth (Isabella), Ludwigs XIII. Schwester, und der kaiserliche Gesandte sie nährten. Da wich Olivarez, am 15. Januar 1643 erbat und erhielt er seine Entlassung. Steinwürfe verfolgten den Wagenzug, in dem er den Palast und Madrid verließ. Philipp IV. wollte jetzt selbst regieren, bildete aus einigen hervorragenden Edelleuten eine Junta (Ausschuß) des Staatsrats und berief zum Minister den Neffen des gestürzten Olivarez, Luis de Haro, der geschmeidiger, aber auch weit unbedeutender als der Oheim war und gar nicht den Anspruch erhob, dieselbe leitende Stellung einzunehmen, die dieser gehabt hatte.

Die letzten Verschwörungen gegen Richelieu.

Der Sturz des Herzogs Olivarez bedeutete den Verzicht auf die alten, mit so unsäglichen Opfern verfolgten Pläne spanisch-katholischer Weltherrschaft. Der, dem dies Ergebnis in erster Linie als sein Werk erscheinen durfte, Richelieu, hat den Fall des Gegners zwar nicht mehr erlebt, aber als er starb, konnte er ihn voraussehen. Er

war aller seiner Feinde Meister geworden, auch der letzten Verschwörungen, die im Jahre 1641 der Graf von Soissons mit Heinrich von Guise, dem Erzbischof von Reims, im Jahre 1642 der junge ehrgeizige Henri d'Effiat, Marquis de Cinqmars, Stallmeister und Günstling des Königs, aus persönlicher Erbitterung mit dem Herzog von Bouillon, dem damaligen Oberbefehlshaber in Italien, und in Verbindung mit dem unruhigen Gaston von Orléans zu seinem Sturze angezettelt hatten. Die erste Erhebung beendete der Tod Soissons' in einem kleinen Gefechte bei Sedan (6. Juli 1641); die zweite ließ sich gefährlicher an, denn die Verschworenen standen in Verbin-

178. Sieg Condés (Ludwigs II. von Bourbon) bei Rocroi. (Zu S. 318.)
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche der Collection Hennin.

dung mit Spanien, und der Kardinal war damals eben an einem Absceß am Arme gefährlich erkrankt, als er sich mit dem König in Narbonne aufhielt, um dem italienischen Kriegsschauplatze näher zu sein. Aber Richelieu genas wider Erwarten und konnte, da er in Besitz des geheimen Vertrages mit Spanien gelangt war, Cinqmars und Genossen des Landesverrates überführen. Am 12. September 1642 starben Cinqmars und de Thou, der Sohn des großen Historikers (s. Bd. V, S. 686), in Lyon, wohin sie Richelieu persönlich auf der Rhone gebracht hatte, durch die Hand des Nachrichters, beide standhaft und allgemein betrauert. Der Herzog von Bouillon war in seinem eignen Hauptquartier festgenommen worden und rettete sein Leben nur durch die Übergabe seiner festen Hauptstadt Sedan; Gaston von Orléans, der geflohen war, mußte zufrieden sein, durch den Verzicht auf alle Ämter und Würden die Erlaubnis zur Rückkehr und eine Pension zu erkaufen.

Richelieus Tod.

Im Gefühl des vollen Sieges kehrte Richelieu nach Paris zurück, von der Gicht bereits so ergriffen, daß seine Garden ihn in einer Sänfte von Narbonne her trugen. Kurz darauf erlag er einem neuen Anfall seiner Krankheit am Mittag des 4. Dez. 1642.

„Da ist ein großer Politiker gestorben", äußerte der König bei der Kunde seines Todes, ohne übrigens persönliche Ergriffenheit kundzugeben, und durch das Land ging es wie ein Gefühl der Befreiung, denn eisern hatte die schmale, magere Hand des kranken, blassen, schweigsamen Mannes auf Frankreich gelegen und viele Gegner zum Tode getroffen. Aber „was denn auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurteilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Abscheu und Verehrung geteilt — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hatte er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die von Frankreich war heraufgeführt" (Ranke).

Tod Ludwigs XIII.; Regentschaft der Königin Anna.

Weil das, was er geschaffen hatte, den Bedürfnissen Frankreichs entsprach, so wirkte Richelieus Politik auch nach seinem Tode so gewaltig, daß es unmöglich war, die Bahnen zu verlassen, die er vorgezeichnet hatte. Als König Ludwig XIII. sein Ende nahen fühlte, bestimmte er für seinen unmündigen Sohn Ludwig XIV. (geb. den 15. September 1638) die Einsetzung einer Regentschaft unter Königin Anna, doch sollte sie in allen wichtigen Dingen an die Zustimmung eines Regentschaftsrates gebunden bleiben, dessen Vorsitz Giulio Mazarini (Mazarin, geb. 14. Juli 1602 aus einer ursprünglich sizilischen Familie), der von Richelieu im Jahre 1640 in französischen Dienst gezogene, dann als Nachfolger empfohlene und längst bewährte Minister, zu führen hatte. Kaum hatte jedoch der König die Augen geschlossen (14. Mai 1643), als die Königin-Witwe, gestützt auf die zahlreichen Gegner Richelieus, besonders Orléans und Condé, das Ganze umwarf und mit Zustimmung des Pariser Parlaments (18. Mai) die volle Oberleitung der Regierung für sich in Anspruch nahm. Schon hofften alle, die sich vom Kardinal geschädigt oder zurückgesetzt fühlten, eine Umwandlung des ganzen Systems, doch sie triumphierten zu früh. Die Gewalt der Dinge war stärker als persönliche Stimmungen und Interessen, Königin Anna fühlte sich ganz als Französin und Vertreterin der königlichen Gewalt, sie wandte bald Mazarin ihr volles Vertrauen zu, da nur er die verschlungenen Fäden der europäischen Politik zu beherrschen verstand, und bestätigte ihn im Vorstand des Staatsrats. Bald mußten seine Gegner den Hof verlassen, und Richelieus Geist regierte im Louvre, wie da er noch lebte.

Erfolge der Franzosen u. Holländer in Belgien.

Glänzende Kriegserfolge befestigten Mazarins Stellung noch mehr. Am 19. Mai 1643 trug der junge, zweiundzwanzigjährige Ludwig II. von Bourbon, Herzog von Enghien (Condé) auf der öden Heide von Rocroi über die eisernen Bataillone des spanischen Fußvolks unter La Fuente den vollständigsten Sieg davon, den ersten, den französische Truppen über die Spanier im freien Felde erfochten; wenige Monate darauf eroberte er Diedenhofen. Seitdem machten, zumal der Generalstatthalter von Belgien, der Kardinal-Infant Ferdinand, in demselben Jahre starb, und sein Nachfolger Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Philipps IV., ihn nicht zu ersetzen vermochte, die französischen Waffen, von den Niederländern nur mäßig unterstützt, unaufhaltsame Fortschritte, namentlich an der Küste Flanderns. Im Juli 1644 nahm Orléans mit Hilfe der holländischen Flotte Gravelingen, in demselben Jahre bedrohten die Holländer Gent, im nächsten Jahre 1645 Antwerpen, im November desselben Jahres fiel der wichtige Grenzplatz Hulst unweit der Scheldemündung in Friedrich Heinrichs Hände, im Jahre 1646 endlich eroberten die Franzosen das vielumkämpfte Dünkirchen, dessen schnelle Kaperschiffe den Niederländern mehr Schaden gebracht hatten als die spanischen Heere.

Friedrich Heinrichs Tod; Wilhelm II.

In dem Gefühle, sein Werk sei gethan, starb Friedrich Heinrich nach langem Siechtume am 14. März 1647. Seine Popularität war in den letzten Jahren sehr geschwunden, da er allzu offen sein Streben nach einer monarchischen Stellung kundgegeben, daher auch den Titel „Hoheit" angenommen und sich aus demselben Grunde

Anne

179. Anna von Österreich, Königin und Regentin von Frankreich.

Nach einem Gemälde von P. Mignard.

den Friedensverhandlungen nach Kräften widersetzt hatte. In seinen „Denkwürdigkeiten“ (Mémoires de Frédéric Henri) hinterließ er eine Darstellung seiner Feldzüge, die sich durch unbefangene Wahrheitsliebe und schlichten Vortrag auszeichnet. Seine Würden gingen auf seinen Sohn Wilhelm II. über, der durch seine Vermählung mit Maria von England, der Tochter König Karls I., sein Haus auf eine noch höhere Stufe des Ansehens erhob (1647—50).

Noch viel glänzender erscheinen die Erfolge Frankreichs in Italien. Zwar die Belagerung von Orbitello, einem der Presidios an der toscanischen Küste (s. S. 555), wurde von einer spanischen Flotte gestört (1646), aber im September fielen Portolongone, der Hauptort der Insel Elba, und Piombino durch ein französisches Geschwader, und so gewaltig wirkte die Überlegenheit der Franzosen, daß Toscana seine Neutralität erklärte, Modena zu ihnen übertrat und allerorten ihre Partei das Haupt erhob.

Aufstand in Palermo gegen die Spanier.

Wenig später sahen die Spanier ihre Herrschaft selbst in Sizilien und Neapel durch Volkserhebungen bedroht, die zunächst durch die Erbitterung über gesteigerte Steuerlasten hervorgerufen und nur auf deren Abschaffung gerichtet waren, aber rasch zu Empörungen gegen die bevorrechteten Stände, dann gegen die spanische Herrschaft überhaupt heranwuchsen. Beide Male ging die Bewegung von den niederen Ständen aus, welche die indirekten Auflagen am drückendsten empfanden. Palermo machte am 20. Mai 1647 den Anfang. Die erregten Massen zerstörten die Steuerämter, bald schloß sich ihnen auch die besitzende Bürgerschaft an, um eine Reform der Verwaltung durchzusetzen, und als der Statthalter, der Marquis de los Velos, mit den unvermeidlichen Zugeständnissen zögerte, stürmten bewaffnete Haufen, unter ihnen viele Banditen, das Zeughaus und den königlichen Palast und riefen einen entschlossenen Demagogen, den Golddrahtzieher Giuseppe de Lesi, zum Befehlshaber aus (15. August). Der Vizekönig flüchtete nach Castellamare, und die Stadt wäre vielleicht einer wüsten Pöbelherrschaft verfallen, hätte nicht Lesi, gestützt auf die Bürgerwehr, die ärgsten Ausschreitungen verhindert. Inzwischen gewann der Adel Zeit, sich zu waffnen, und ihm gelang es, die ungeordneten Massen zu zersprengen, auch Lesi war unter den Toten (22. August). Zwar weigerte nun der Hof von Madrid den Zugeständnissen des milden Vizekönigs seine Bestätigung, so daß dieser aus Kummer darüber starb (13. November), aber seinem Nachfolger, Teodoro de' Trivulzi, blieb doch auch nichts übrig, als durch eine Amnestie und Abschaffung der ärgsten Mißstände die Aufregung zu beruhigen, indem er zugleich mit fester Hand das erschütterte Ansehen der Regierung wiederaufrichtete.

Aufstand in Neapel unter Masaniello.

Ähnlichen Ursprungs war der Aufruhr in Neapel. Um ein Donativ von einer Million Dukaten, welches die adligen Stände zur Bestreitung der Kriegskosten bewilligt hatten (Januar 1647), aufzubringen, wurde hier eine Auflage auf die notwendigsten Lebensmittel, namentlich Früchte, gelegt, und dadurch das arme Volk, das meist von solchen lebte, in die heftigste Erbitterung versetzt. Am 7. Juli kam es auf dem Obstmarkte zwischen Käufern und Verkäufern zum Streit, und schnell ballten sich erregte Haufen zusammen, die unter den Rufen: „Tod der schlechten Regierung!" und „Fort mit den Steuern!" zunächst die Steuerhäuser zerstörten, dann vor den Palast des Statthalters, des Herzogs von Arcos, zogen, an ihrer Spitze Thomas Aniello (Masaniello), ein einfacher Fischer von Amalfi, aber allbekannt und beliebt durch seine Uneigennützigkeit, seinen Mut und seine Beredsamkeit. Es blieb dem Vizekönig nichts übrig, als feierlich die Abschaffung der neuen Auflagen zu versprechen. Als er sich aber nun mit dem größten Teile des Adels und den Beamten in das Castel nuovo warf, wachte alsbald das Mißtrauen wieder auf, seine Autorität brach zusammen, und mit diktatorischer Vollmacht übernahm Masaniello als „Generalkapitän des Volks" die Regierung, besonders die Rüstungen in der Hauptstadt. Da sich auch manche angesehene Leute ihm anschlossen, so gelang es, die Ordnung leidlich aufrecht zu erhalten und 50000 Mann unter Waffen zu bringen. Dem gegenüber machtlos, willigte der Vizekönig in einen förmlichen Vertrag, der alle seit Karl V. eingeführten Auflagen abschaffte, allgemeine Amnestie und Verfassungsreform versprach (13. Juli); einträchtig sah man ihn darnach mit dem Fischer von Amalfi in derselben Kutsche fahren. Doch eben

diese Aussöhnung mit der Regierung kostete Masaniello auf der Stelle das Vertrauen des wankelmütigen Volkes, und ungestraft konnte es deshalb der Statthalter wagen, ihn, wenige Tage nach seinem scheinbaren Triumphe, durch Meuchelmörder an der Karmeliterkirche niederschießen zu lassen (16. Juli). Kaum war dies geschehen, als das Volk, seinen Unverstand bereuend, den Gemordeten mit königlicher Pracht als Märtyrer beisetzte. Von Unterwerfung war nun keine Rede, vielmehr verpflanzte sich die Bewegung auch unter das mißhandelte Landvolk und in die Landstädte; bewaffnete Haufen belagerten die Kastelle der Hauptstadt und erzwangen die Bestätigung der früheren Zugeständnisse (2. September).

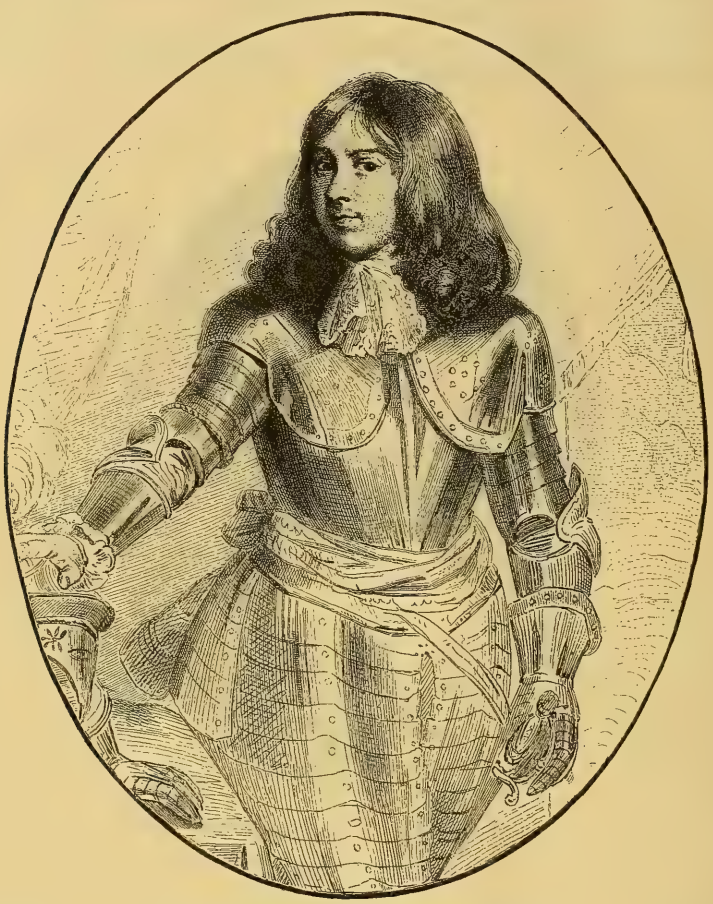
180. Thomas Aniello (Masaniello).
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Unterwerfung Neapels.

Da erschien am 1. Oktober Don Juan d'Austria mit einer Kriegsflotte von zweiundzwanzig Segeln und starken Landungstruppen. Schon glaubten die Neapolitaner seinen friedlichen Versicherungen, als am 5. Oktober die Flotte und die Forts die überraschte Hauptstadt mit Kugeln zu überschütten begannen. Doch die Erbitterten eilten zu den Waffen, und in zweitägigem, wütendem Straßenkampfe warfen sie die Spanier aus der Stadt. Jetzt war jedes Band zerrissen, das Volk von Neapel erklärte das Land für eine demokratische Republik und stellte den Waffenschmied Genaro Annese an die Spitze der Volkswehr.

Diese Gelegenheit glaubte der unruhige Herzog Heinrich von Guise zur Befriedigung seines eignen Ehrgeizes ausbeuten zu können. Von Rom aus, wo er sich damals aufhielt, erschien er mit ein paar Schiffen vor Neapel und wurde mit Jubel begrüßt (15. November), denn man hoffte durch seine Vermittelung französischen Beistand zu erlangen, und bot in der That dem Könige die Schutzherrschaft über Neapel an. So unbequem nun der französischen Regierung der demokratische Charakter des

neapolitanischen Aufstandes war, sie sandte doch eine Flotte dahin ab. Indessen kehrte diese unverrichteter Sache wieder heim, und bald brach zwischen dem Volksführer Genaro Annese und dem Herzog, dessen selbstsüchtige Bestrebungen immer unverhüllter hervortraten, offener Zwiespalt ein. Als nun im Januar 1648 der verhaßte Herzog von Arcos sein Amt niederlegte, und Don Juan mit Graf Oñate erschien, da trat Annese



181. Don Juan d'Austria, Statthalter in Italien.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von Masson. (Galerie von Versailles.)

mit ihnen in Verbindung und öffnete in der Nacht des 5. April den spanischen Truppen ein Thor. Ohne Schwertstreich warfen sie die Empörung eines leichtlebigen Volkes zu Boden, dessen Spannkraft längst erlahmt war. Neapel kehrte unter die Herrschaft Spaniens zurück, das wenigstens anfangs den versprochenen Steuernachlaß auch wirklich gewährte.

Friede zwischen Spanien und den Niederlanden.

So wenig nun der Abfall Siziliens und Neapels von Erfolg begleitet war, er trug in Verbindung mit der noch unbezwungenen Empörung in Portugal und Katalonien doch sehr erheblich dazu bei, in Madrid die friedliche Stimmung, wenigstens den Niederlanden gegenüber, zu steigern. Und da auch in diesem, besonders in Holland, die Lasten des Krieges arg drückten, zugleich mit Friedrich Heinrichs Tode der entschiedenste Verfechter der Kriegspolitik geschieden war, so kam am 30. Januar 1648

der Friede zustande. Spanien erkannte die Unabhängigkeit der Niederlande in den dermaligen Grenzen an, also einschließlich der erst seit 1621 eroberten Gebiete südlich der Maas, Nordbrabant und Nordflandern, die als unterthänige Landschaften („Generalitätslande") unter die Herrschaft der Generalstaaten fielen. Es verzichtete damit endgültig auf einen Besitz, um dessen Behauptung oder Wiedereroberung es achtzig Jahre lang gerungen hatte, weil an ihm seine Weltstellung zu hängen schien.

182. Wilhelm II. von Oranien, Statthalter der Niederlande.
Gemälde Gerard van Honthorsts im Königl. Museum (Mauritshuis) in Haag.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Wilhelms II. Tod und der Sieg der Staatenpartei.

Der Friede mit Spanien brachte den Gegensatz zwischen der oranischen und der staatlichen Partei abermals zum offenen Ausbruch. Eigenmächtig nämlich dankte Holland zuerst 20000 Mann ab, während der Statthalter Wilhelm II. im Einverständnis mit den Generalstaaten dies überhaupt als sein Recht betrachtete und demgemäß die Abdankung verbot. Als sich Holland trotzdem nicht fügte, bereitete sich Wilhelm II. zur militärischen Besetzung Amsterdams vor, indes wurde der Anschlag durch vorzeitige Entdeckung vereitelt und darauf durch die Generalstaaten mit Mühe ein Vergleich zustande gebracht, der die Heeresstärke nach dem Willen des Prinzen bestimmte und die Auflösung der Armee für ein ausschließliches Recht der Generalstaaten erklärte.

Doch dieser halbe Sieg des Oraniers wurde in das Gegenteil verwandelt durch den raschen Tod Wilhelms II. am 6. November 1650, der im dreiundzwanzigsten Jahre

an den Blattern starb. Eine Woche später, am 14. November, gab seine Gemahlin, die Tochter Karls I. von England, einem Sohne das Leben, der nach dem Vater genannt wurde, es war der nachmals so berühmte Wilhelm III. Aber die Behauptung seiner alten Stellung wäre für das Haus Oranien damals nur möglich gewesen, wenn die bisher von ihm ausgeübte Gewalt dem Prinzen Wilhelm Friedrich, Statthalter von Friesland und Groningen, übertragen worden wäre. Statt dessen wurde auf den Antrag Hollands, das sofort für die Provinzialstaaten die volle Souveränität in Anspruch nahm, eine außerordentliche Versammlung ständischer Abgeordneten, die sogenannte Groote Vergaadering, nach dem Haag berufen (Januar bis August 1651). Obwohl nun die oranisch gesinnten Provinzen, namentlich Groningen und Friesland, stellenweise auch Seeland, widerstrebten, so setzte doch Holland, von der staatischen Partei der übrigen Provinzen wirksam unterstützt, fast in allen Stücken seinen Willen durch: die Würde des Statthalters blieb in den fünf wichtigsten Provinzen unbesetzt, das Amt des Generalkapitäns wurde aufgehoben und die Heergewalt an die „edelgroßmögenden Herren Generalstaaten" — so hießen sie seitdem — übertragen, schließlich die alten strengen Dekrete gegen die „Papisten" aufs neue eingeschärft. Es war der vollkommenste Sieg der staatischen Partei. Bitter freilich sollten die Niederlande bald empfinden, daß ohne die Oranier ihre an sich überaus schwerfällige Verfassung fast unbrauchbar sei, und das Volk ließ sich seine Anhänglichkeit an das heldenhafte Geschlecht nicht nehmen, sondern sang trotzig auf allen Straßen, den Regenten zum Gehör:

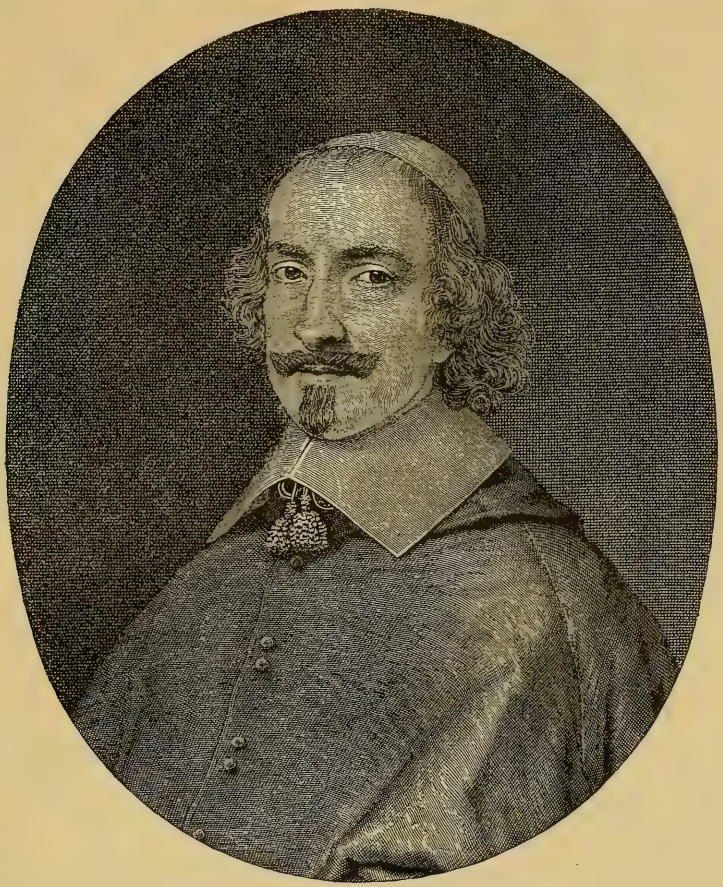
„Ist unser Prinzchen noch so klein,
So soll er doch Statthalter sein."

Noch in demselben Jahre erwarb Frankreich durch den Westfälischen Frieden den Preis seiner Beteiligung am deutschen Kriege, das südliche Elsaß, und damit jene Stellung am Oberrhein, die Süddeutschland seinem Einflusse unterwarf und von Spanien solange erstrebt worden war.

Die Fronde und der Ausgang des spanisch-französischen Krieges.

(1648—59.)

Mazarin. Noch war der Friede von Münster und Osnabrück nicht geschlossen, und kein Ende des Krieges mit Spanien abzusehen, als sich im Innern Frankreichs der letzte Kampf gegen die königliche Gewalt und die eng damit verbundene Stellung Mazarins erhob. War Richelieu fast ohne Unterbrechung mit den Gegnern seiner inneren Politik in Streit verwickelt gewesen, ohne ihnen doch jemals zu weichen, so erschien die ganze Persönlichkeit seines Nachfolgers weniger widerstandsfähig, seine Macht leichter zu untergraben. Aus dem schönen, regelmäßigen Antlitz Mazarins mit den großen, dunklen Augen, der scharf geschnittenen Nase und dem reichen, dunklen Haar sprach doch nicht jene unbeugsame Thatkraft, die Richelieu auszeichnete, und in der That war er mehr geschaffen zu gewandten Verhandlungen und feinen Intrigen, als zu offener Bekämpfung seiner Feinde. Als Fremder darauf angewiesen, die französischen Empfindlichkeit zu schonen, hatte er sich eine festere Stellung zwischen den stolzen Geschlechtern des französischen Adels erst zu erkämpfen und verwandte dazu umsichtig den Reichtum an schönen Nichten aus dem Hause Mancini, die nach und nach durch Vermählung mit französischen Großen diese an den Oheim fesselten. Auch die erste Jugendneigung Ludwigs XIV. galt einer derselben, Olympia Mancini. So vermochte Mazarin den adligen Ansprüchen nicht mit derselben furchtlosen Sicherheit entgegenzutreten, die

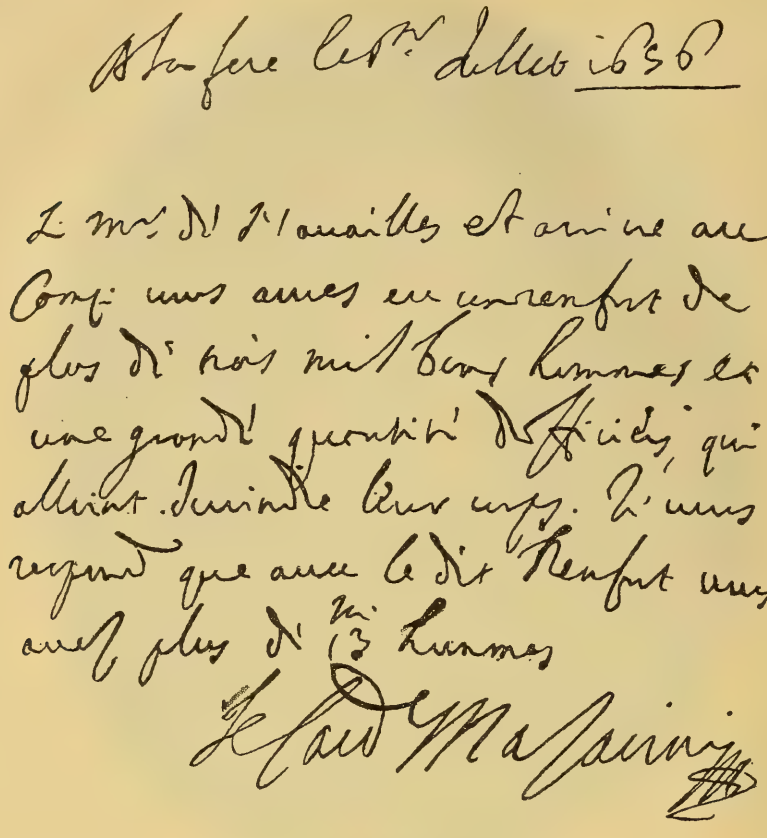


183 Kardinal Jules Mazarin (Giulio Mazarini).
Nach einem Kupferstiche von Nantueil.

Richelieu bewiesen hatte, ja er begegnete auch beim Bürgerstande, zumal von Paris, einem nachhaltigen Hasse, wie ihn jener niemals zu erfahren gehabt hatte.

Die Finanzlage und das Pariser Parlament.

Die größten Schwierigkeiten bereiteten ihm von Anfang an die Finanzen, die schon Richelieu in sehr schlechtem Zustande hinterlassen hatte. Unvermeidlich waren mit dem endlosen Kriege die Ausgaben gestiegen. Betrug das Budget im Jahre 1642 kaum 99 Millionen, so erreichte es schon im Jahre 1643 die Summe von 124 Millionen, 1647 belief es sich auf 142 Millionen Livres. Da mit solchen Ausgaben die Einnahmen in gar keinem Verhältnis standen, so griff man zu den alten schlechten Mitteln der spanischen Finanzwirtschaft; man gab Schatzanweisungen aus, die auf weit höhere Beträge lauteten als die darauf vorgeschossenen Summen, und erhöhte die Steuern. Zu der Taille (Grundsteuer) traten namentlich in den Städten zahlreiche indirekte Auflagen, und das schlechte Hebungssystem vermehrte diese an sich schweren



184. Faksimile eines Briefes des Kardinals Mazarin an M. Talon, Militärintendanten der Armee des Marschalls Turenne.

Transskription:

A la Fère, le 1er juillet 1656. — Si M. de Navailles est arrivé au camp, vous aurez eu un renfort de plus de trois mil bons hommes, et une grande quantité d'officiers, qui allaient 'oindre leur corps. Je vous réponds que avec le dit renfort, vous avez plus de treize mille hommes. Le Cardl. Mazarini.

Übersetzung: La Fère, am 1. Juli 1656.

Wenn Herr von Navailles beim Heer eintrifft, erhalten Sie eine Verstärkung von mehr als dreitausend brauchbaren Leuten, sowie eine große Anzahl von Offizieren, die zu ihren Abteilungen stoßen wollen. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie mit dieser Verstärkung mehr als dreizehntausend Mann haben werden.

Lasten ins unerträgliche, denn in ihrer drängenden Geldnot verpfändete die Regierung ihre Einkünfte gewöhnlich lange, bevor sie fällig waren, an Gesellschaften von Geschäftsleuten (Partisans), die nun selbst die Steuern zu erheben hatten und oft das Vier- und Fünffache des gesetzlichen Betrages forderten. Unter diesem Druck verarmten Tausende, um wenige zu Millionären zu machen, blühende Provinzen verödeten, und schon trieben hier und da Erbitterung und Verzweiflung Bauernunruhen hervor. Schon unter Richelieu hatten sich in den südwestlichen Provinzen 1624 und 1637 die „Lumpenkerle" (Croquants) erhoben, in der Normandie 1639 die zahlreichen und gefährlichen „Barfüßer" (Va-nu-pieds) unter dem unsichtbaren „General Barfuß", und nur mit großer Mühe war man jedesmal der Bewegung Herr geworden. Das Elend in den Provinzen aber stieg, namentlich unter den Bauern. Ihr Hausgerät wurde

ihnen abgepfändet für die rückständigen Steuern, und die meisten lebten von Kleie und Haferbrot. Da war es nun das Pariser Parlament, das sich der Unterthanen annahm, allerdings nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern um sein eignes Ansehen wiederherzustellen, das Richelieu mißachtet hatte. Die Handhabe dazu bot ihm das alte Recht, königliche Verordnungen in seine Register einzutragen (enregistrement) und dadurch gültig zu machen; indem es solche Eintragung unter Umständen verweigerte, trat es thatsächlich an die Stelle der fehlenden ständischen Vertretung. Ihm schlossen sich darin die andern sogenannten „souveränen Höfe" an, die Rechnungskammer (Cour des Comptes), der Steuerhof (Cour des Aides) und der Große Rat (Grand Chambre). Sie alle befanden sich im Besitz einer bürgerlichen Aristokratie (Noblesse de robe), die auf der thatsächlichen Erblichkeit ihrer um schweres Geld erkauften und aller neun Jahre neu zu bezahlenden Stellen beruhte (Paulette, Bd. V, S. 682) und dadurch der Krone gegenüber sehr unabhängig war. Diese Gesinnung, eine ernste Gefahr für die Entwickelung der unumschränkten fürstlichen Gewalt, empfing damals reiche Nahrung aus den Beispielen ständischer Erhebungen, die Portugal, Katalonien, Neapel und vor allem England boten, wo das Königtum soeben dem Parlament völlig erlegen war.

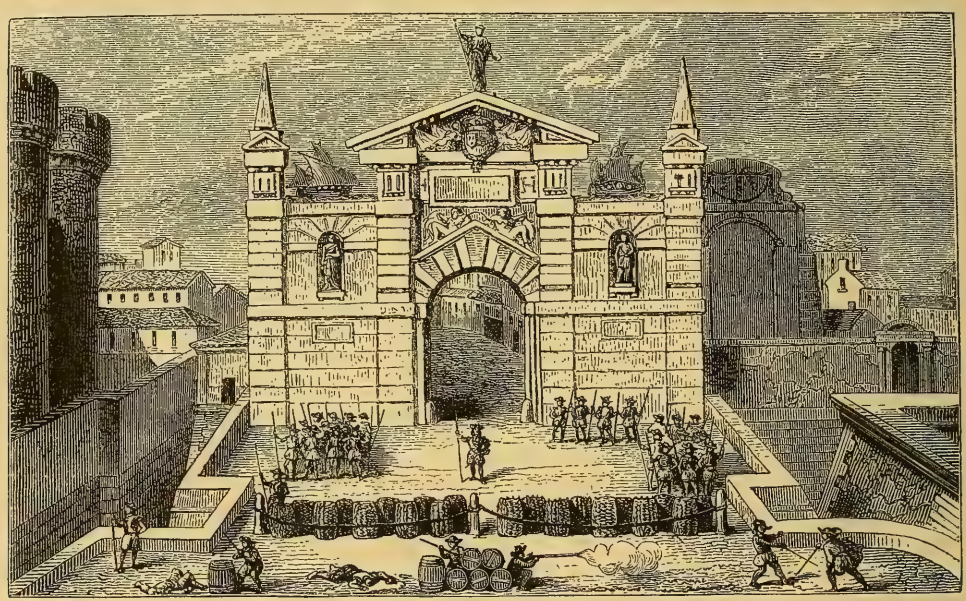
Die Regentschaft im Kampfe mit dem Parlament.

Der offene Kampf begann mit einer Anzahl von Verordnungen über neue Auflagen und die Errichtung von zwölf neuen (verkäuflichen) Ämtern auf Veranlassung des Oberintendanten der Finanzen, des Italieners d'Emery. Als das Parlament seine Anerkennung verweigerte, wurden die Edikte nochmals in einem sogenannten Lit de justice (Thronsitzung) verkündigt, einer feierlichen Sitzung des Parlaments, wo der König oder sein Stellvertreter selbst erschien, um durch das Ansehen der Krone jeden Widerspruch zu ersticken (15. Januar 1648). Aber dies blieb vergeblich; der erste Kronanwalt Omer Talon führte sogar in nachdrücklicher Rede dem jungen König und seiner Mutter das wachsende Elend in den Provinzen vor Augen, und was noch mehr bedeutete, das Parlament vereinigte sich am 13. Mai mit den drei übrigen „souveränen Höfen" zu einer großen, ständischen Körperschaft. Umsonst verfügte die Regentin die Abschaffung der Paulette für alle vier Höfe, in der Hoffnung, sie damit zu erschrecken; das Gegenteil trat ein. Am 30. Juni versammelten sich im Saale St. Louis im Justizpalast einunddreißig Deputierte der bedrohten Höfe und einigten sich hier in mehrwöchentlicher Beratung über eine ganze Reihe von Forderungen, die ein förmliches Reformprogramm bedeuteten: Beseitigung der von Richelieu eingesetzten Intendanten für Justiz, Polizei und Finanzen, Erniedrigung der Taille, Abschaffung des Partisansystems; ferner sollte keine Steuer ausgeschrieben werden ohne die Anerkennung der betreffenden Verordnung durch das Parlament, kein neues Amt errichtet werden ohne die Einwilligung der vier Höfe; endlich sollte, um inskünftig die üblichen willkürlichen Verhaftungen unbequemer Leute zu verhindern, jeder Verhaftete binnen vierundzwanzig Stunden der zuständigen Behörde übergeben werden.

Aufruhr in Paris.

Daß die Regierung weiche, kündigte schon die Entlassung Emerys an (9. Juli). An seine Stelle trat ein Offizier, der Marschall de la Meilleraie, der 130 Millionen Livres Schulden und nicht einen Sou in den Kassen vorfand. Der Hof wußte kaum, wovon er leben sollte, so daß man sogar die Kronjuwelen versetzen mußte. Da blieb nichts übrig als weiterer Rückzug. In einer Thronsitzung am 31. Juli bewilligte also die Regentin alle Forderungen der vier Höfe bis auf die beiden letzten. Als aber das Parlament, hierdurch keineswegs befriedigt, den weit zurückgreifenden Anspruch erhob, daß keine Steuer mehr von den Unterthanen gefordert werde, die sich nicht auf ein anerkanntes Edikt gründe, da wagte die Königin, ermutigt durch den glänzenden Sieg Condés bei Lens (s. unten) und schon längst tief erbittert über diese „Kanaille",

einen Gewaltstreich; sie ließ zwei der eifrigsten Mitglieder des Großen Rates, den Präsidenten Blancmesnil und den in Paris sehr populären Parlamentsrat Broussel, verhaften und nach St. Germain abführen (26. August). Doch das Volk von Paris betrachtete die Sache des Parlaments als seine eigne und erhob sich noch an demselben Tage in hellem Aufruhr, sperrte die Straßen mit Ketten und Barrikaden. Ohne Zweifel hatte dabei schon der Koadjutor des Erzbischofs von Paris, Paul von Gondi, Kardinal von Retz, die Hand mit im Spiele, ein noch junger Herr von altflorentinischem Adel, dessen Vorfahren mit Katharina von Medici nach Frankreich gekommen waren, ein durch und durch leichtsinniger und sittenloser Mensch, der mit allen Mitteln nach Einfluß und Macht strebte. Es blieb der Regentin nichts übrig,



185. Eine Barrikade in Paris während des Aufruhrs vom 26. August 1648.

Nach einem gleichzeitigen Stiche in der Nationalbibliothek zu Paris.

als die geforderte Freilassung der Gefangenen endlich zu bewilligen, wogegen das Parlament versprach, auf seinem Anspruch nicht weiter zu bestehen (27. August). Wie ein Triumphator wurde Broussel, der schon auf dem Wege nach Sedan war, am nächsten Tage von den Parisern empfangen.

Neue Zugeständnisse der Regentin

Niedergebeugt von dem Bewußtsein einer schweren Niederlage, dachte die Regentin an Gewalt, ging am 13. September mit ihrem Hofe nach Rueil, dann nach St. Germain, und rief Condé zurück, um sich mit ihm über die Zusammenziehung von Truppen zu verständigen. Doch erregte das nur neues Mißtrauen, das nur durch ein neues Zugeständnis beschwichtigt werden konnte: die Regierung versprach, die Steuern zu erleichtern, die Monopole aufzuheben, ferner die geheimen Verhaftsbefehle (lettres de cachet) nicht mehr gegen Parlamentsräte anzuwenden und die Verhafteten nicht mehr vor ein Ausnahmegericht zu stellen, auch ohne Einwilligung der vier Höfe keine neuen Ämter zu errichten (24. Oktober 1648). In der Hoffnung, damit alles beruhigt zu haben, kehrte Anna am 31. Oktober nach Paris zurück.

Doch das erwies sich als schwere Täuschung. Mit wacher Eifersucht widersetzte sich das Parlament auch den geringsten Verletzungen der errungenen Zugeständnisse und war zur Genehmigung neuer Finanzmaßregeln, die für die Kriegsbedürfnisse des nächsten Jahres unumgänglich schienen, nicht zu bewegen. Zahlreiche Flugschriften, die meist Mazarin als Grund alles Übels beschuldigten (Mazarinades), steigerten die

Gewaltmaßregeln gegen Paris.

Louis de Bourbon

186. Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé (der „Große Condé“).
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Aufregung der unruhigen Hauptstadt derart, daß jeder Tag die Empörung bringen konnte. Um dem rasch ein Ende zu machen, gab Mazarin den kecken Rat, die Regentin möge Paris mit Waffengewalt niederwerfen, deshalb sich selbst entfernen, und Condé wurde durch reiche Schenkungen dafür gewonnen, den Plan mit einem Teile seiner Truppen zu unterstützen. In der That verließ der Hof am 7. Januar 1649 vor Tagesanbruch die Stadt, um nach St. Germain zu gehen, obwohl dort in der winter-

lichen Jahreszeit nicht das mindeste für seine Aufnahme vorbereitet war und nicht einmal die Königin ein Bett hatte. Von dort aus wies ein königlicher Befehl das Parlament an, sich nach Montargis zu begeben, und verbot den Bürgern, ihm zu gehorchen. Zugleich wurden 14000 Mann königlicher Truppen zusammengezogen und mit der Wegnahme von Charenton (8. Februar) die Zufuhr auf der Seine und Marne gesperrt.

Bund des Parlaments und des hohen Adels. Die Fronde.

Das half wenig. Bald war die gewaltige Stadt abermals unter Waffen, ein einziges Heerlager, und statt dem Befehl der Regentin zu gehorchen, erklärte das Parlament Mazarin als „Störer der öffentlichen Ruhe, Feind des Königs und seines Staats" und dachte daran, nach seinem Sturze unter Teilnahme des Adels und der Geistlichkeit eine neue Regentschaft einzurichten, deren Mitglieder es selber vorschlagen und absetzen wollte. Damit gewann die Bewegung einen veränderten Charakter, eine erweiterte Bedeutung. Hatte es sich bis jetzt nur um die Rechte des Parlaments und Erleichterung der öffentlichen Lasten gehandelt, so trat jetzt auch der unzufriedene Adel in den Kampf ein. Zwar stand Condé vorläufig noch zum Hofe; aber sein Bruder, Prinz Conti, dann die Herzöge von Bouillon, Elboeuf und Beaufort, der kriegsberühmte Vicomte de Turenne, der Bruder des Herzogs von Bouillon, allerdings ohne seine Armee, die damals noch in Deutschland stand und dem Könige treu blieb, nicht zum wenigsten endlich die ehrgeizige und entschlossene Herzogin von Longueville, Condés Schwester, traten mit dem Parlament in Verbindung. So verschieden die selbstsüchtigen Interessen dieser Herren waren, vorerst wurden sie doch zusammengehalten durch ihren gewandten Führer Paul von Gondi, obwohl auch er gleich den meisten seiner Genossen keine höheren Gesichtspunkte hatte. Sie wollten allerdings eine Beschränkung der königlichen Macht, doch nicht zum Heile des Ganzen, sondern ausschließlich zum Vorteil des Adels. Zu diesem Zwecke bildete sich die „Fronde", ein von Mazarin aufgebrachter Spitzname, der von dem beliebten Schleuderspiele (fronde bedeutet wörtlich Schleuder) der Pariser Gassenjugend hergenommen war, und verband sich mit dem Parlament zu einer förmlichen Union, um zunächst den gehaßten Mazarin zu stürzen und ihre Interessen gegen die Willkür der Regierung zu sichern. Man stellte Truppen auf und trug kein Bedenken, die Hilfe Spaniens anzurufen. Da nun auch die Parlamente von Rouen, Amiens und Aix sich für die Sache der Pariser erklärten, so drohte sich die Bewegung über ganz Frankreich zu verbreiten.

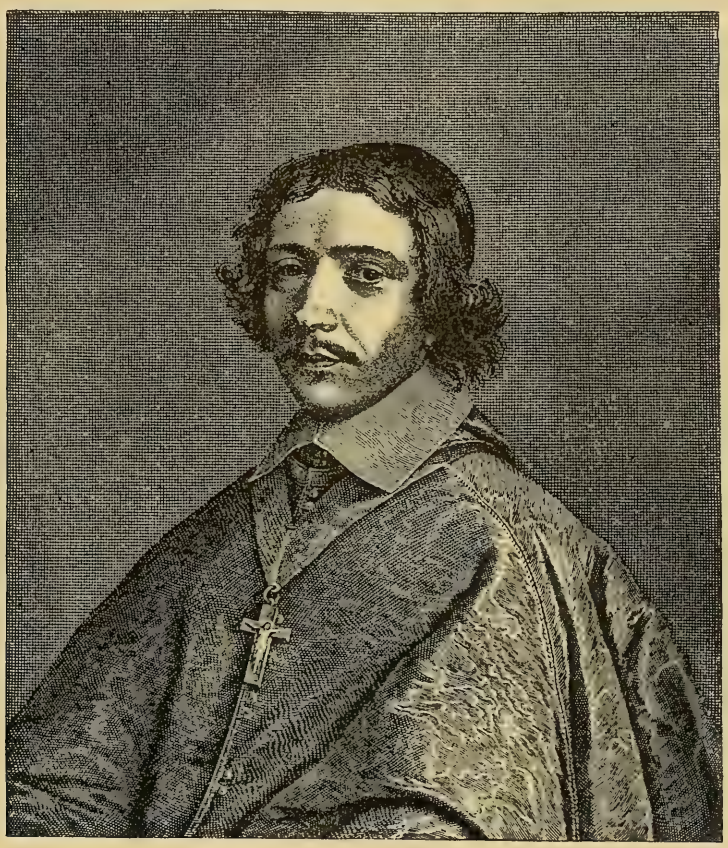
Ausgleich.

Indes so hitzig und leidenschaftlich die französischen Parteien aneinander zu geraten pflegten, so rasch steckten sie gewöhnlich auch das gezückte Schwert wieder in die Scheide. Einerseits ließ sich der Hof schrecken durch die aufgeregte Stimmung der Provinzen, anderseits scheuten die Frondeurs und das Parlament zurück vor dem Gedanken, die Erhebung könne zu einem blutigen Ende führen wie die in England, wo soeben der Kopf König Karls I. gefallen war (30. Januar [9. Februar] 1649). Am 9. (19.) Februar war diese erschreckende Nachricht in Paris eingetroffen, und so zeigten sich denn beide Teile eben da, als der Kampf erst beginnen zu müssen schien, zu Verhandlungen bereit, die nun auch seit Anfang März in Rueil begannen, übrigens ohne Mazarin. Sie führten am 11. März 1649 zu einer Abkunft, welche die königliche Erklärung vom 24. Oktober bestätigte und die ungemessenen Ansprüche der Frondeurs mit einigen Titeln und Pensionen abfand. Die Regierung mußte sich gestehen, daß sie abermals eine schwere Niederlage erlitten habe.

Bruch zwischen Mazarin und Condé.

Wie jede frühere steigerte sie nur die Ansprüche der Gegner. Zu ihnen gesellte sich jetzt auch der Prinz von Condé, gewissermaßen eine Macht für sich durch die Beliebtheit, die er nicht seiner Leutseligkeit — er zeigte sich vielmehr stolz und hochfahrend — sondern seinem Kriegsruhm verdankte. Er war thatsächlich Herr von vier

großen Provinzen, da er außer Burgund und Berry, die er selber als Gouverneur verwaltete, auch noch über die Champagne, die seinem Schwager Longueville, und die Normandie, die seinem Bruder Conti unterstellt war, verfügte, und einer der reichsten Männer Frankreichs mit einem Jahreseinkommen von $1^1/_2$ Millionen Livres. Nicht zufrieden mit dieser gewaltigen Stellung, glaubte er als Prinz des königlichen Hauses



187. Paul von Gondi, Kardinal von Retz.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Nationalbibliothek zu Paris.

sich auch zu maßgebendem Einfluß auf die Regierung berufen und erlangte wirklich von Mazarin, der diese Stütze nicht entbehren mochte, das Versprechen, daß nichts Wichtiges ohne ihn verfügt, namentlich kein höheres Amt ohne seine Einwilligung besetzt werden solle (2. Oktober). Bald jedoch drängten sein Stolz und Übermut auch dem Hofe gegenüber den Minister zu dem Versuche, sich seiner zu entledigen. Um nicht ganz ohne Anhalt zu sein, gewann er zuvörderst einige Häupter der Fronde, namentlich Gondi, durch persönliche Vorteile und die Aussicht, Einfluß auf die Regierung zu

erlangen; dann ließ er am 18. Januar 1650 Condé, Conti und Longueville, als sie ahnungslos ins Palais-Royal zum Staatsrat kamen, verhaften und nach dem festen Schlosse von Vincennes abführen.

Die zweite Fronde.

Ein neuer Bürgerkrieg, eine neue Fronde waren die Folge. Paris zwar blieb ruhig, ja man begrüßte die unerwartete Kunde hier und da sogar mit Freudenfeuern, aber in den Provinzen begann die Erhebung. Condés Gemahlin, Clementine de Mallé, brachte in Bordeaux Parlament, Adel und Volk zu einem neuen Bündnis, das sich die Befreiung der Gefangenen als Ziel setzte, die Herzogin von Longueville eilte nach der Normandie, Turenne sammelte die alten Regimenter Condés um Stenay (bei Sedan), und abermals sagte Spanien in einem förmlichen Vertrage mit den Leitern der Empörung seine nachdrückliche Hilfe zu für Befreiung der Prinzen (20. April 1650).

188. Eine Versammlung der Frondeure.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Nationalbibliothek zu Paris.

Die Sache sah drohend genug aus, doch Mazarin verstand, das Wetter zu zerteilen. Der Aufstand der Normandie scheiterte an der Haltung Rouens, das den neuen Gouverneur Graf d'Harcourt willig aufnahm, so daß die Herzogin von Longueville nach Stenay ging; nach Guyenne rückte der junge König selbst vor, gewann Bordeaux durch Zusicherung einer Amnestie und begab sich dann über Paris mit Mazarin nach der Champagne. Hier hatte inzwischen Turenne mit spanischer Unterstützung schon das feste Rethel genommen, doch ehe er noch zu Hilfe kommen konnte, brachten die königlichen Truppen den Platz zur Übergabe (13. Dezember) und schlugen dann den anrückenden Marschall zurück.

Mazarins Sturz.

Das Spiel schien im ganzen zu Ende, als am letzten Tage des Jahres 1650 der Kardinal nach Paris heimkehrte. Indes sein Sieg hatte die alte Fronde, und namentlich Gondi, um die Hoffnung auf gesteigerten Einfluß betrogen, und das Parlament war überhaupt mit ihm noch nicht versöhnt. Vielmehr als die Gemahlin Condés, wie schon früher, von ihm die Verwendung für die Freilassung des Prinzen forderte, dessen Gefangennahme den Zugeständnissen vom Oktober 1648 widerspreche,

Brief Condés an den Herzog von Longueville

vom Dezember 1659.

Transskription:

Monsieur!

Je ne saurais asses vous remercier de touts les soins que vous prenes de mes affaires. jespere quau retour de Guibaud Mr. le chancelier aura reccu ses ordres. cependent je suis tout prest a partir et je nattens plus que son retour pour cela; aussistost appres il vous despecherait quelquun. je meurs dimpatience de vous voir et de vous asseurer que personne au monde ne vous honore tant que moy et que je suis

Monsieur

Vostre tres humble et
tres affectione frere
et serviteur
Louis de Bourbon.

Bruselles, 4. decembre 1659.

Übersetzung:

Mein Herr!

Ich kann Euch nicht genug danken für alle Mühe, die Ihr Euch mit meinen Angelegenheiten gebt; ich hoffe, daß nach Guibauds Rückkehr der Herr Kanzler seine Befehle erhalten haben wird; indessen bin ich ganz bereit abzureisen und erwarte nur seine Rückkehr dazu — sofort hierauf wird er Euch jemand schicken. Ich sterbe vor Ungeduld, Euch zu sehen und Euch zu versichern, daß niemand in der Welt Euch so ehrt wie ich und daß ich bin

mein Herr

Euer ganz ergebener
und sehr geneigter Bruder
und Diener
Louis de Bourbon.

Brüssel, 4. Dezember 1659.

Monsieur

Je ne scaurois assez vous remercier de touts
les soins que vous prenes de mes affaires ies
pure quau retour de guitaud mr le chancelier
aura receu ses ordres cependant ie suis tout
prest a partir et ie n'attens plus que son retour
pour cela aussy tost apres ie vous despecheray
quelqu'un ie meurs d'impatience de vous voir
et de vous asseurer que personne au monde
ne vous honore tant que moy et que ie suis

Monsieur

Vostre tres humble et
tres affectionné frere
et serviteur
Louis de bourbon

a brusselles ce decembre 1659

Brief Condés an den Herzog von Longueville
vom Dezember 1659.

da stellte das Parlament der Regentin in der That dies Verlangen und fügte ihm, jetzt auch von dem Herzog von Orléans unterstützt, am 4. Februar die bestimmte Bitte hinzu, Mazarin zu entlassen. Wollte die Regentin es nicht auf Gewalt ankommen lassen, wozu nichts vorbereitet war, so mußte sie beides bewilligen. Und so reiste Mazarin in der Nacht des 6. Februar 1651 von Paris nach Havre ab, wo die Prinzen seit dem November festgehalten wurden, und kündigte ihnen selber die Freiheit an, dann ging er in die Verbannung nach Deutschland. Am 16. Februar kehrten die Prinzen, von lärmenden Freudenbezeugungen empfangen, nach Paris zurück. Die Fronde durfte sich nun als Siegerin fühlen.

Ludwig XIV. mündig.

Doch um daraus einen dauernden Gewinn ziehen zu können, dazu waren die Herren viel zu uneinig und selbstsüchtig. Condé namentlich geriet bald in die bitterste Verlegenheit, weil die Genossen mit den ausschweifendsten Forderungen sich an ihn drängten, die er auch jetzt der Regentin gegenüber nicht befürworten konnte, anderseits wieder die Spanier an die versprochene Förderung des Friedensschlusses mahnten, den er ebensowenig zustande zu bringen vermochte. So gelang es der Regentin, von Mazarin unter der Hand beraten, durch Verheißungen und kleine Zugeständnisse — sogar die erbetene Berufung der Reichsstände stellte sie bereitwillig für den September in Aussicht — die Frondeurs hinzuhalten bis zu dem Zeitpunkte, da König Ludwig in sein vierzehntes Lebensjahr eintrat und damit nach der letztwilligen Verfügung des Vaters das mündige Alter erreichte (5. September 1651). Am 7. September ließ sie in feierlicher Thronsitzung des Parlaments die Volljährigkeit ihres Sohnes erklären und wies dadurch mit einem Schlage jeden Anspruch Condés auf die Mitregentschaft zurück.

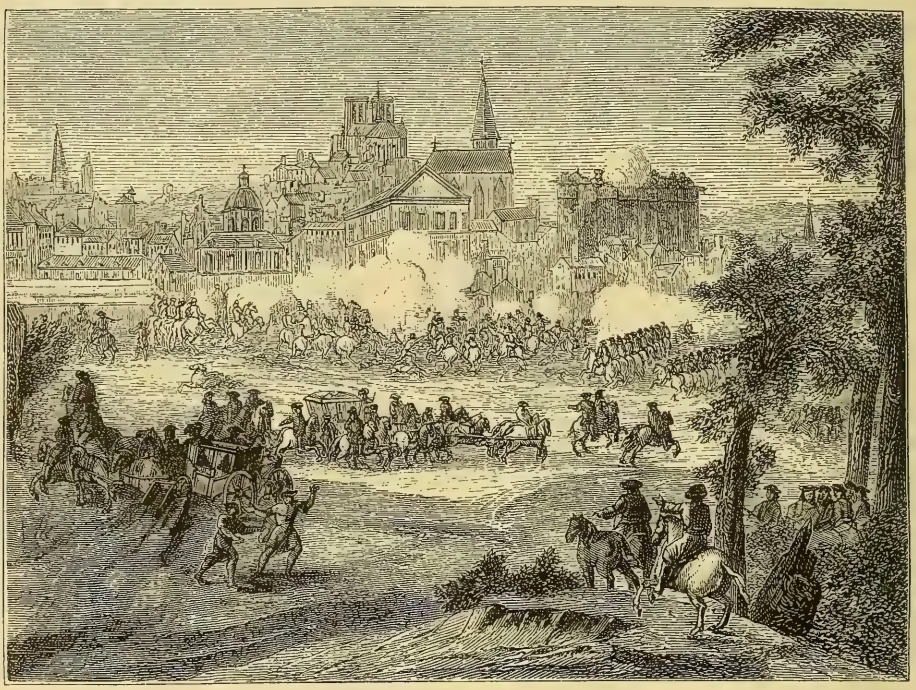
Erhebung Condés und sein Bund mit Spanien.

Da griff der Prinz abermals zu den Waffen, zum letztenmal. Mit seinen nächsten Verwandten und Anhängern beschloß er auf Schloß Montrond in Berry den Bürgerkrieg, wiewohl zögernd und vielleicht mehr gedrängt als freiwillig (12. September), und sofort wurde in Berry, Guyenne, Poitou, Saintonge und Gascogne der Aufstand erklärt, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Spanien auf die früheren Bedingungen hin abgeschlossen, der Einmarsch eines spanischen Heeres aus den Niederlanden in Aussicht genommen. Der Krieg mit Spanien und der Aufruhr der Großen flossen somit in eins zusammen. Durch den beginnenden Winter glaubten die Rebellen, die vor allem Zeit zu ihren Rüstungen brauchten, eher gefördert als gehemmt zu werden, als Mazarin energisch in den Streit eingriff. Von Schloß Brühl bei Köln aus, wo er seit dem April 1651 als Gast des Erzbischofs verweilte, eilte er nach der Grenze, warb auf eigne Kosten 6000 Mann alter Soldaten und führte sie unter der grünen Feldbinde, der Farbe seines Hauses, verwegen quer durch die Champagne nach der mittleren Loire. Am 24. Januar 1652 stieß er bei Poitiers zu den Truppen des Königs. Mindestens ebensoviel bedeutete es, daß er damals den bewährtesten Kriegsmann Frankreichs, Turenne, der weniger aus eigner Überzeugung als aus Rücksicht auf seine Verwandten bisher zur Fronde gestanden hatte, für die Sache der Krone gewann. Inzwischen hatte Condé die Hauptmacht der Frondeurs, 12000 Mann, um Orléans gesammelt. Die Königlichen, die zunächst nur 9000 Mann zählten, vermochten ihn an der Eroberung des für die Verbindung mit dem Nordosten, also mit den Spaniern, wichtigen Montargis nicht zu hindern (Anfangs April), ja eine ihrer Abteilungen wurde sogar empfindlich geschlagen. Erst als Condé selber nach Paris ging, um sich der Hauptstadt völlig zu versichern, gelang es Turenne, seine Truppen bei Etampes mit starkem Verlust zu schlagen und in dem Platze einzuschließen. In diesem Augenblicke kam den Aufständischen Hilfe durch den Herzog Karl (IV.) von Lothringen, der, durch den Dreißigjährigen Krieg aus seinem Lande vertrieben, doch im Besitz

eines Söldnerheeres von 10000 Mann eine gewisse Bedeutung behauptete, indem er es als echter Bandenführer dem Meistbietenden zur Verfügung stellte. Anfangs Juni erschien er, von Condé gewonnen, östlich von Paris bei Lagny an der Marne. Das veranlaßte Turenne, die Belagerung von Etampes aufzuheben und durch die Besetzung von St. Denis Paris unmittelbar zu bedrohen.

Entscheidung des Bürgerkrieges.

Als er nun zugleich Vorbereitungen zum Angriff auf Condés Truppen traf, die inzwischen Etampes verlassen und bei St. Cloud Stellung genommen hatten, wollte der Prinz diese, um sie dem gefährlichen Zusammenstoß zu entziehen, längs der Nordseite von Paris und an St. Denis vorüber nach der festen Stellung von Charenton am Zusammenfluß der Seine und Marne, also in die Nähe der Lothringer führen.



189. Straßenschlacht in der Antonsvorstadt.

Nach einem gleichzeitigen Stiche in der Nationalbibliothek zu Paris.

Wie er nun aber in der Nacht des 1. Juli diesen Marsch antrat, sah er sich von Turennes Reiterei angefallen und festgehalten, bis die ganze Masse der königlichen Armee heran war. Es blieb ihm nichts übrig, als vor und in den Straßen des Faubourg St. Antoine (Antonsvorstadt), an der Ostseite von Paris, am Morgen des 2. Juli 1652 die gebotene Schlacht anzunehmen. In blutigem Ringen unter den Augen des jungen Königs, der mit Mazarin von den Höhen bei Charonne auf das Wogen des Kampfes hinuntersah, maßen sich die beiden ersten Feldherren Frankreichs. Endlich, gegen 3 Uhr nachmittags, wichen Condés Truppen, und zusammengedrängt auf dem offenen Platz vor dem Antonsthor, hinter sich die Wälle und Gräben der Festung und die finsteren Massen der Bastille, waren sie verloren, wenn die Pariser, der Weisung des Königs gehorsam, die Thore gesperrt hielten. Da entreißt die Prinzessin von

Montpensier ihrem schwachen Vater, Gaston von Orléans, den Befehl, das Antonsthor zu öffnen und die Geschütze der Wälle zum Feuern fertig zu halten, sie selber jagt nach der Bastille, befiehlt, die Kanonen auf das herandringende königliche Heer zu richten, und als eben dessen Artillerie auffährt, beginnen die Batterien des Schlosses zu donnern und decken den Rückzug der geschlagenen Rebellen durch das Antonsthor in die Stadt. Über den Pont-neuf führte Condé seine arg mitgenommenen Scharen auf das linke Ufer der Seine hinüber. War die Vereinigung mit den Lothringern mißlungen, so hatte doch die Haltung von Paris die Sieger um die volle Frucht des Sieges betrogen.

Es kam jetzt darauf an, diese Haltung in eine thätige Teilnahme zu verwandeln. Die Stimmung war jedoch verschieden. Die Massen, längst bearbeitet, neigten zu den Prinzen, die besitzende Bürgerschaft war des Krieges müde und wollte den Frieden, die souveränen Höfe schwankten, obwohl sie noch im Dezember 1651 ihrem Hasse gegen Mazarin dadurch Ausdruck gegeben hatten, daß sie einen Preis von 500000 Livres auf seinen Kopf setzten. Da aber eben auf sie alles ankam, so veranlaßten die Prinzen eine große Versammlung der Höfe im Stadthause und erschienen selber dort (4. Juli 1652). Als trotzdem die Mitglieder zögerten, entfernten sie sich, hetzten die draußen ungeduldig harrenden Volksmassen auf sie, und obwohl nun wirklich ein Beschluß in ihrem Sinne erzwungen wurde, fielen doch mehr als 30 Räte der entfesselten Volkswut zum Opfer. Die Dinge begannen sich um so bedenklicher anzulassen, als Graf Fuensaldaña mit einer spanischen Armee bereits bei Noyon stand, wenige Märsche von der Hauptstadt. Da gab diese abermals die Entscheidung, diesmal für den König. Vor dem nackten Landesverrat der Prinzen schreckte der Kern der kriegsmüden Pariser Bürgerschaft ebensosehr zurück als vor so blutigen Ausbrüchen der Leidenschaften des Pöbels, wie sie der 4. Juli gesehen hatte, und bot denn ein entscheidender Sieg der Rebellen irgend welche Aussicht auf haltbare Zustände? Da nun vollends der König dem Parlament zu Gefallen, das sich auf seinen Befehl am 31. Juli in Pontoise versammelt hatte, Mazarin zum zweitenmal entließ (19. August) und am 22. August eine allgemeine Amnestie gewährte, so hoben die Königlichgesinnten ihr Haupt immer mehr, mit Flugschriften und Geldspenden wirkten sie auch auf die Massen, selbst Kardinal Retz und der Herzog von Orléans schlossen sich ihnen an. Endlich richtete eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Kardinal Retz stand, an den König in Compiègne die Bitte, nach Paris zurückzukehren, und Ludwig XIV. erklärte sich dazu bereit, wenn erst die Hindernisse beseitigt seien, die ihn davon abhielten. Die Pariser verstanden den Wink. Das Parlament verbot die Abzeichen der Prinzen (ein Kreuz aus Strohhalmen) zu tragen, ihre Offiziere wurden, wo sie sich zeigten, von der Bevölkerung bedroht und gemißhandelt, und Condé selbst verließ, am Erfolge verzweifelnd, die Hauptstadt und ging zu den Spaniern (14. Oktober), Paris aber öffnete seine Thore dem König. Am 21. Oktober zog Ludwig XIV. ein, hoch zu Roß, seinen Garden allein weit voraus — er wollte zeigen, daß er sich nicht fürchte — und stürmischer Jubel begrüßte den jungen Herrscher, der den Frieden brachte. Am 22. verkündete er selbst im Parlament die allgemeine Amnestie, aber gleich darauf untersagte auch ein Erlaß demselben jede Verhandlung über Staats- und Finanzsachen. Selbst die alten Auflagen kamen nach und nach alle wieder, und schließlich, als sich die Stimmung beruhigt hatte, kehrte auch Mazarin, vom König feierlich eingeholt, nach Paris zurück (3. Februar 1653). Wenige Monate später, im Juli, wurde Bordeaux durch einen Angriff zu Lande und zu Wasser bezwungen, und auch Conti machte Frieden mit dem Hofe. Retz war gefangen gesetzt worden, entkam jedoch nach Italien und durfte 1662 in sein Vaterland zurückkehren, wo er 1679 gestorben ist; Gaston

Paris für den König.

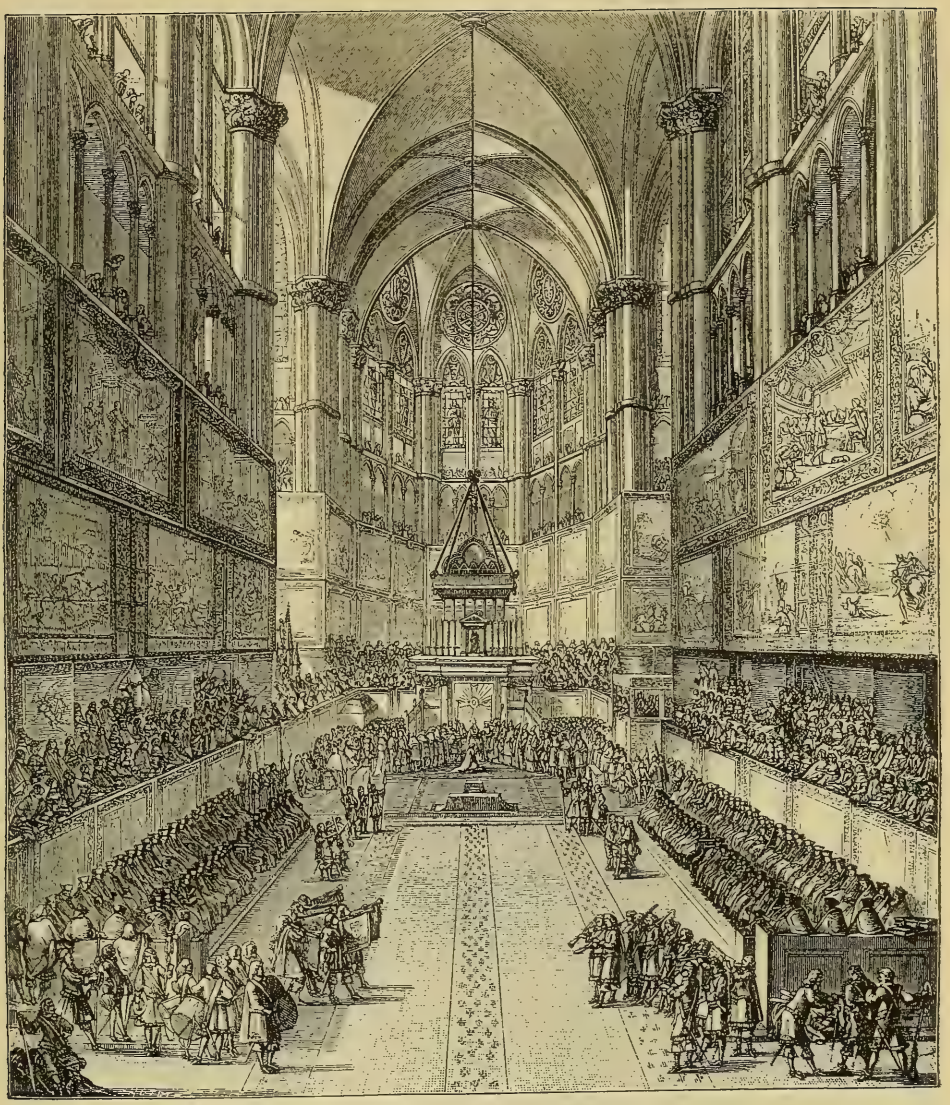
190. Ludwig XIV. König von Frankreich. (Jugendbildnis.)

Nach einem Gemälde von Mignard gestochen von Nicolas de Poilly.

von Orléans, nach Blois verwiesen, starb mit dem Rückblick auf eine wahrhaft klägliche Laufbahn kurz nachher. Die feierliche Salbung und Krönung Ludwigs XIV. in der altehrwürdigen Kathedrale zu Reims am 7. Juni 1654 besiegelte wirkungsvoll den Sieg des Königtums.

Sieg des Königtums.

Mit der alten trotzigen Selbständigkeit des Adels war es zu Ende und von Rechts wegen, denn er hatte in den letzten Kämpfen nicht um große politische Ziele, sondern lediglich um kleine persönliche Vorteile gefochten, die das Blut nicht wert waren, das um sie floß. Aber ein Verhängnis war es doch, daß der Kampf um die Aufrichtung der selbständigen, unumschränkten Königsmacht so viele reiche und treffliche

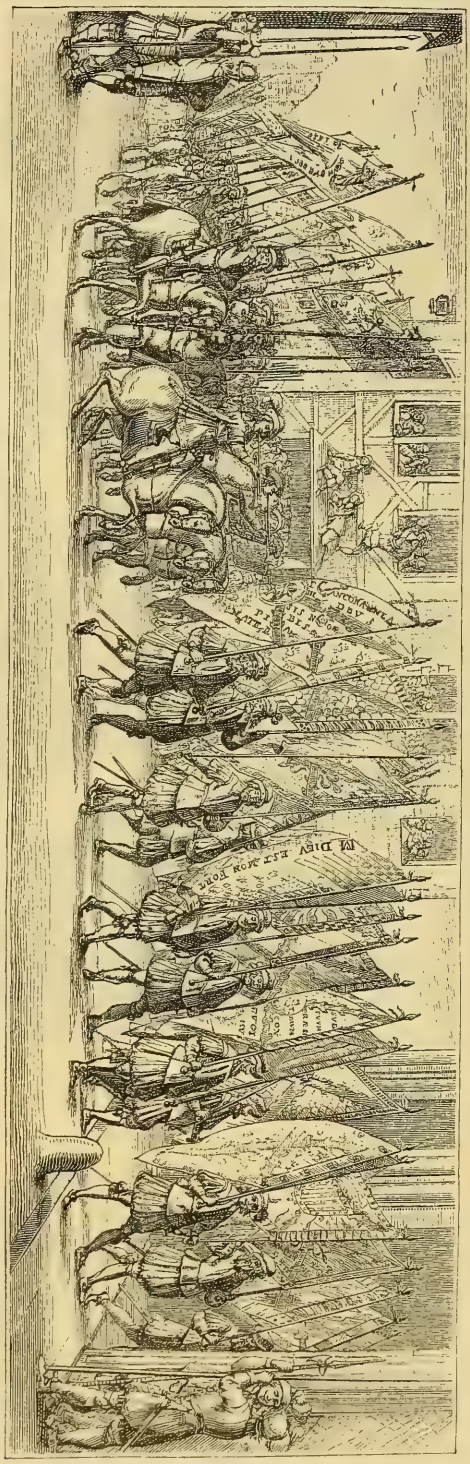


191. Salbung König Ludwigs XIV. in der Kathedrale zu Reims.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Kräfte hatte zerstören müssen, und ein noch größeres, daß das siegreiche Königtum, abgeschreckt durch den trotzigen Widerstand des Adels, fortan so gut wie ganz darauf verzichtete, ihn im Staatsdienste zu verwenden, ihn vielmehr grundsätzlich von der Landesverwaltung ausschloß. — Auch die Ansprüche des Pariser Parlaments erfuhren jetzt herbe Zurückweisung. Als dasselbe nach einer Thronsitzung nochmalige Prüfung des ihm aufgezwungenen Edikts verlangte, erschien der siebzehnjährige König am 23. April 1655 in der Sitzung, wie er war, im roten Reitrock und Aufschlagstiefeln, den Hut auf dem Kopfe und die Reitgerte in der Hand, und befahl kurzweg die Annahme der Verordnung, indem er — so wird erzählt — seine Rede mit dem Worte schloß, das der Wahlspruch seiner Regierung wurde: „der Staat bin ich“ (L'État c'est moi).

Die Mazarinaden.

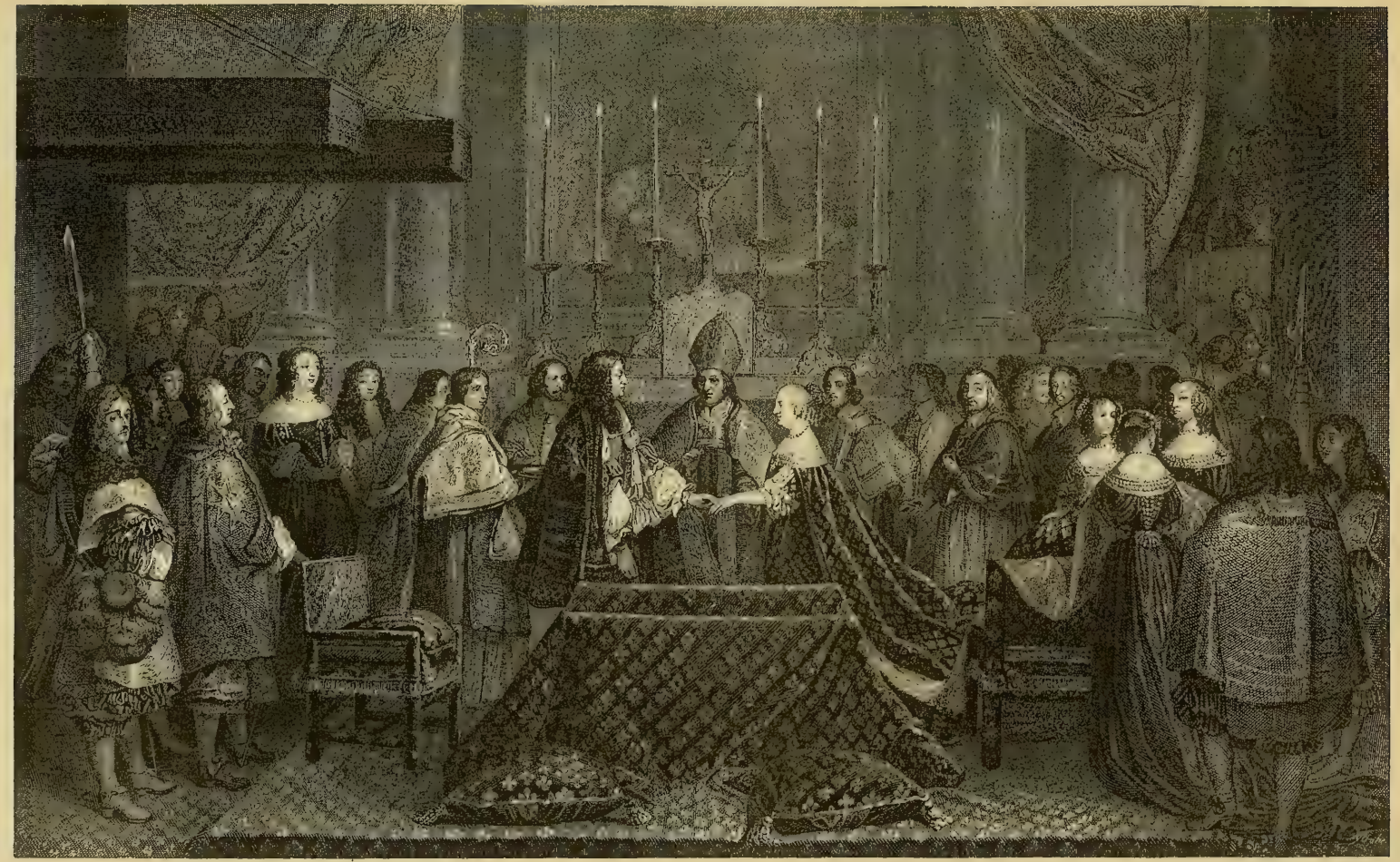
Die Unruhen der Fronde haben eine ungeheure Menge von Flugschriften erzeugt, die unter dem Namen der „Mazarinades“ bekannt sind und von den verschiedensten Parteien herrühren. Die großen Pariser Bibliotheken besitzen ihrer 4300, die königliche Bibliothek in Dresden allein 3052, von denen allerdings viele nur neue Auflagen oder Abdrücke derselben Schrift sind. „Sie bezeugen die Leichtgläubigkeit der Menge und die Eitelkeit der kleinen Herren, sie malen mit lebendigen Farben die Anmaßung des Parlamentsrats, die Selbstsucht des großen Herrn, die Roheit des Soldaten, die Ränke des Staatsmannes“, kurz, sie geben ein überaus treues und reiches Spiegelbild dieser ganzen, tiefbewegten Zeit.



192. Feierliche Überführung der in der Schlacht bei Lens erbeuteten spanischen Fahnen nach Notre Dame zu Paris. Nach einem gleichzeitigen Stiche von Cochin.

Ausgang des spanischen Krieges.

Der Bürgerkrieg war abgeschlossen, doch nicht der Krieg mit Spanien, auf dessen Gang die inneren Unruhen natürlich sehr hemmend gewirkt hatten. Schon im Jahre 1648 hatte die Geldnot die Ausbeutung des glänzenden französischen Sieges bei Lens (20. August) gehindert, 1649 hatten die Spanier die Aufhebung der Belagerung von Cambrai erzwungen, 1651 nahmen sie sogar Gravelingen und Dünkirchen wieder ein. Auch in Italien und Katalonien gewannen sie das Übergewicht. Dort überlieferte ihnen die Bürgerschaft Casale, hier nahmen sie Lerida und im Herbst 1652 unter Don Juan nach langer Belagerung sogar Barcelona, so daß das Land wieder zum Gehorsam zurückkehrte. Ihr Feldzug gegen Paris im Jahre 1653 scheiterte freilich, aber auf dem Rückmarsche bemächtigten sie sich des zehn Jahre zuvor verlorenen Rocroi (siehe S. 318) wieder. Seit 1654 waren die Franzosen wieder im Vorteil. Sie nahmen damals Stenay und entsetzten dann Arras durch einen glänzenden Sieg über Condé (20. August). Umgekehrt freilich scheiterte ihm gegenüber Turenne bei der Belagerung von Tournai (Doornick), verlor sogar einen beträchtlichen Teil seines Heeres (Juni 1656).



193. Vermählung König Ludwigs XIV. mit Maria Theresia, Tochter König Philipps IV. von Spanien, am 9. Juni 1660 zu St. Jean de Luz (Galerie von Versailles). Nach einem Gemälde von Ch. Lebrun gestochen von Danois.

Erst das Eingreifen Englands brachte den endlosen Krieg zur Entscheidung. Gegen das Zugeständnis, daß Dünkirchen nach der Einnahme an England fallen sollte, sandte der Protektor Oliver Cromwell 6000 seiner unbesiegten Rotröcke über den Kanal, die Ludwig XIV. bei St. Quentin bewundernd musterte (Juni 1657), das erste Mal, daß englische Truppen den französischen Boden nicht als Feinde betraten. Mit ihrer Hilfe eroberte Turenne Mardyk und begann dann im Mai 1658 die Belagerung von Dünkirchen. In der „Schlacht an den Dünen", seinem strategischen Meisterstück, siegreich über ein spanisches Entsatzheer (15. Juni), zwang er es zur Übergabe und nahm auch noch Gravelingen, Oudenarde und Ypern in Flandern ein.

Der Pyrenäenfriede.

Die Kraft Spaniens war gebrochen, jede Fortsetzung des Krieges für das Land unmöglich, für Frankreich überflüssig. Da nun obendrein Cromwells Tod (3. September 1658) die englischen Verhältnisse unsicher machte, so begann Mazarin die Verhandlungen mit Spanien und brachte sie durch eine persönliche Zusammenkunft mit Luis de Haro auf einer neutralen Insel der Bidassoa, der Fasaneninsel, zum Abschluß. Hier kam am 7. November 1659 der Pyrenäenfriede zustande. Spanien trat Artois, Diedenhofen (später Thionville) und Stenay in Lothringen, dazu die Grafschaft Roussillon an den Pyrenäen ab. Lothringen sollte an Karl IV. zurückgegeben werden, doch mußte dieser die Werke von Nancy schleifen und den Franzosen den Durchmarsch nach dem Elsaß auf bestimmten Straßen gestatten. Auch Pinerolo blieb bei Frankreich. Dafür versprach Mazarin, den Portugiesen keinen Beistand mehr zu leisten und dem Prinzen von Condé seine Würden samt dem Gouvernement Burgund zurückzugeben. Die Vermählung Ludwigs XIV. mit Maria Theresia, Philipps IV. Tochter, sollte das Verhältnis beider Reiche befestigen, doch mußte die Prinzessin dabei auf ihre spanischen Erbrechte verzichten, und der junge König opferte unter Thränen seine ehrliche Neigung zu Maria Mancini. Am 4. Juni 1660 wurde die Trauung in Fuentarabia in Spanien, am 9. Juni in Frankreich zu St. Jean de Luz an den Pyrenäen vollzogen.

In den Denkwürdigkeiten dieser Zeit findet sich von der Vermählung Ludwigs XIV. mit der spanischen Königstochter folgende Schilderung, die zugleich einen Begriff von dem damaligen Zeremoniell gibt: „Die Königin trug einen Königsmantel von violettem Samt, mit Lilien besät, darunter ein weißes Brokatkleid mit einer Menge von Edelsteinen und eine Krone auf dem Haupte. Der König hatte ein schwarzes Kleid mit Tausenden von Edelsteinen. Die Königin trat neben den König unter einen hohen Thronhimmel von violettem Samt, der mit Goldlilien übersät war; die Estrade, nämlich der Teppich, die Sessel und die Kissen waren ebenso, das Ganze bedeckt mit goldenen Lilien. Zunächst brachte der Erzbischof von Bayonne vor dem Beginn der Messe dem Könige den Ring, den der König der Königin gab, und die Münze auf einer Schale von vergoldetem Silber. Als der König zum Opfer ging, wurde er vom Zeremoniengroßmeister von Rhodes, seinen Gardekapitänen, de Vardes, der die Schweizergarden kommandierte, und d'Humeries, der die sogenannten Rabenschnäbel befehligte, begleitet, und Monsieur, der Bruder des Königs, trug seine Opfergabe (offrande). Mademoiselle, die älteste Tochter des verstorbenen Herzogs (Gaston) von Orléans und einzige Tochter seiner ersten Frau (die Prinzessin von Montpensier), trug die Opfergabe der Königin, und Mesdemoiselles von Anlençon und von Valois, ihre Schwestern, trugen die Schleppe der Königin. — Die Königin-Mutter war in Witwentracht zugegen, ihre Estrade von schwarzem Samt unter einem Thronhimmel von demselben Stoffe war von der des Königs gesondert und zu seiner Rechten. Alle Prinzen, Großbeamten der Krone und Großen des Königreichs, die den Hof nach St. Jean-de-Luz begleitet hatten, waren dabei. Der Kardinal Mazarin erfüllte die Funktionen des Groß-Almoseniers."

Was Richelieu angebahnt hatte, vollendete der Pyrenäenfriede. Die herrschende Stellung Spaniens in Europa war zerstört; auf den Trümmern seiner Macht erhob sich Frankreich, geeint unter einer starken Monarchie, und bald eine ebenso große Gefahr für die Freiheit des Weltteiles, wie es Spanien gewesen war.

Spanisches Gristesleben unter Philipp IV.

Mit dem Pyrenäischen Frieden sank die Weltmacht Spaniens ins Grab. Auch seine innerstaatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse erstarrten mehr und mehr. In Kastilien waren die Cortes jetzt zu einem bloßen Scheinleben verurteilt, sie wurden nicht mehr regelmäßig berufen, sondern traten nur noch bei feierlichen Schaustellungen des Königtums zusammen. Aber dies unumschränkte Königtum war thatsächlich ohnmächtig. Die wirklichen Herren des Staats waren die Statthalter der Provinzen, die hier die Rechte und die Einkünfte des Königs an sich gerissen hatten. Rechtspflege und Verwaltung befanden sich in der größten Verwirrung, Unterschleif und Mißbrauch der Amtsgewalt waren an der Tagesordnung, und namentlich in den ländlichen Bezirken trat die Selbsthilfe an die Stelle der Staatsgewalt. Der letzte Grund lag in den jämmerlichen Finanzverhältnissen. Da die Beamten nicht regelmäßig besoldet wurden, so konnte man ihnen Veruntreuungen ebensowenig wehren, wie man es in der Hand hatte, unfähige und unredliche Leute zu entfernen. Vollends Heer und Flotte gerieten bald in den traurigsten Verfall, und am Hofe war man schon froh, wenn die Mittel ausreichten, um die herkömmliche, prunkvolle Existenz aufrecht zu erhalten. Dabei war man Pöbelaufständen in Madrid gegenüber so ziemlich wehrlos, und so vertraten dann und wann Straßentumulte die Stelle ständischer Versammlungen. Die Staatslasten drückten um so ungleichmäßiger, als der kastilianische Adel und die überaus begüterte Kirche steuerfrei waren, und doch wurde das Volk immer unfähiger sie zu tragen, je mehr die spanische Volkswirtschaft unter der unvernünftigen Politik der Regierung und der Abneigung der Kastilianer gegen stetige wirtschaftliche Arbeit zurückging. Die Versorgung des spanischen Marktes, selbst der Verkehr mit Amerika geriet allmählich fast ganz in die Hände der Engländer und Holländer. Innerer Verfall Spaniens.

Von Kastilien schroff gesondert durch Verfassung und Stammesart standen noch immer die Landschaften des Königreichs Aragonien. Zwar galt für beide Reiche dieselbe Erbfolgeordnung, und die Staatsverträge, die der König von Spanien abschloß, banden beide gleichmäßig; auch in Aragonien hatte Philipp II. die Rechte der Cortes eingeschränkt, und an dem spanischen Kolonialbesitz hatte Aragonien keinen Anteil. Aber an den Rechten, die ihnen geblieben waren, hielten die Aragonesen mit der größten Zähigkeit fest, und ihre Ausschließung vom Kolonialbesitz bewahrte sie vor den schweren Schäden, die sich durch ihn in dem kastilianischen Volkscharakter entwickelt hatten. Landwirtschaftliche und gewerbliche Thätigkeit schändete hier nicht wie in Kastilien den Edelmann und den Bürger, sondern sie ehrten ihn, und mit Verachtung sah der fleißige Katalonier auf den faulen, eitlen und anmaßenden Kastilianer hinab. Wohl blieb das innere Aragonien, größtenteils ein kahles, dürres Land, hinter den Küstengebieten zurück, aber hier in Valencia und Katalonien glich fleißige Arbeit in Verbindung mit dem natürlichen Reichtum des Landes und der Gunst der Handelslage die verheerenden Folgen der Maurenaustreibung allmählich wieder aus und erzeugte eine bescheidene wirtschaftliche Blüte.

Und doch, die Begabung des spanischen Volkes und die Macht seiner großen Erinnerungen waren auch jetzt noch ungebrochen. So leuchtete noch einmal im 17. Jahrhundert die Litteratur und Kunst in hellem Glanze auf; und die spanische Kultur beherrschte in Hofsitte und Tracht, in Kunst und Dichtung noch immer die Welt, soweit sie katholisch war, und vielleicht noch darüber hinaus. Nicht zum wenigsten verdankte sie das der Veränderung im Charakter des Hofes. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts war er zum Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens Der spanische Hof.

geworden. Denn Philipp III. hatte den Granden, die Karl V. und Philipp II. von den Staatsgeschäften und somit auch vom Hofe so gut wie ausgeschlossen hatten, wieder Zutritt gewährt. Seitdem gestaltete sich der spanische Hof überaus prächtig, denn die Granden wetteiferten miteinander in glänzendem Auftreten. Es gab Herren, die ihre Staatsbesuche stets mit zwanzig Karossen und einem zahlreichen Gefolge von Hidalgos abstatteten; fuhren die Damen aus, so waren sie vom Stallmeister und allen Edelleuten ihres Hauses begleitet. Das nötigte auch den König zu größerer Prachtentfaltung, und damit verband sich ein ebenso glänzendes wie steifes Zeremoniell, eine streng abgemessene Etikette, für die der Hof von Madrid geradezu vorbildlich wurde, wie sie selbst sprichwörtlich geworden ist.

„Will der Hof abreisen, so erhebt sich tags zuvor unter dem Vortritt von Trompetern schon ein Teil desselben; die Wappenkönige, die deutschen und spanischen Wachen brechen auf, viele andre zu Pferd und zu Fuß. Nach den Wappenkönigen, unmittelbar hinter den Siegelbewahrern und dem Großsiegelbewahrer, folgen zwei Maultiere, die unter einem Baldachin mit den Wappen von Leon und Kastilien ein mit grünem Zeug bedecktes Gestell tragen, darin eine Kasse von karmoisinem Samt, darin das königliche Siegel. Vier Mazzieren (Stabträger) mit ihren Mazzen folgen zunächst, dann die Garden. Die Vornehmsten von dem Geleit kehren zurück, um nicht minder bei der Abreise des Königs gegenwärtig zu sein. Die Art und Weise des Hofes wird nie auffallender, als wenn König oder Königin (in prachtvollem Saale auf erhöhter Estrade) öffentlich speisen. An der Tafel der Königin stehen drei Damen, die Serviette zierlich über der Schulter. Will die Königin nun trinken, so winkt sie der ersten dieser Damen, diese der zweiten, diese der dritten und diese einem Mayordomo (Haushofmeister). Der Mayordomo winkt einem Pagen, der Page einem Diener im Zimmer; dieser sagt halblaut: „draußen"; dann gehen sie beide hinaus zu dem Schenken. Einen bedeckten vollen Becher in der Rechten, einen vergoldeten Kredenzteller in der Linken kehrt der Page von ihm zurück; bis an die Thür begleitet ihn der Diener, bis an die Stufen (der Estrade) der Mayordomo, die Dame endlich bis vor die Königin, wo sie beide niederknieen. Die Dame kostet etwas von dem Getränk, doch nur, indem sie etwas in den Deckel schüttet und sich in acht nimmt, daß sie denselben nicht etwa mit dem Munde berühre; dann trinkt die Königin, dann stehen die beiden auf; die Dame gibt dem Pagen Kredenzteller und Becher zurück, und er trägt sie wieder an ihren Ort. . . . Dabei standen Granden und Ritter angelehnt an einer Seite des Zimmers, die Damen der Königin waren zugegen, man trat an sie heran, man ergötzte sich mit munterem Gespräch; selbst die drei an der Tafel waren nicht so sehr in ihren Dienst vertieft, daß sie nicht ihre Verehrer hätten begrüßen sollen. Dies machte ihnen die Reisen des Hofes anziehend; der Kavalier begleitet seine Dame nach ihrem Wagen, dem bleibt er zu Pferde zur Seite, er weiß sie den Weg über zu unterhalten." (Ranke).

Das spanische Drama.

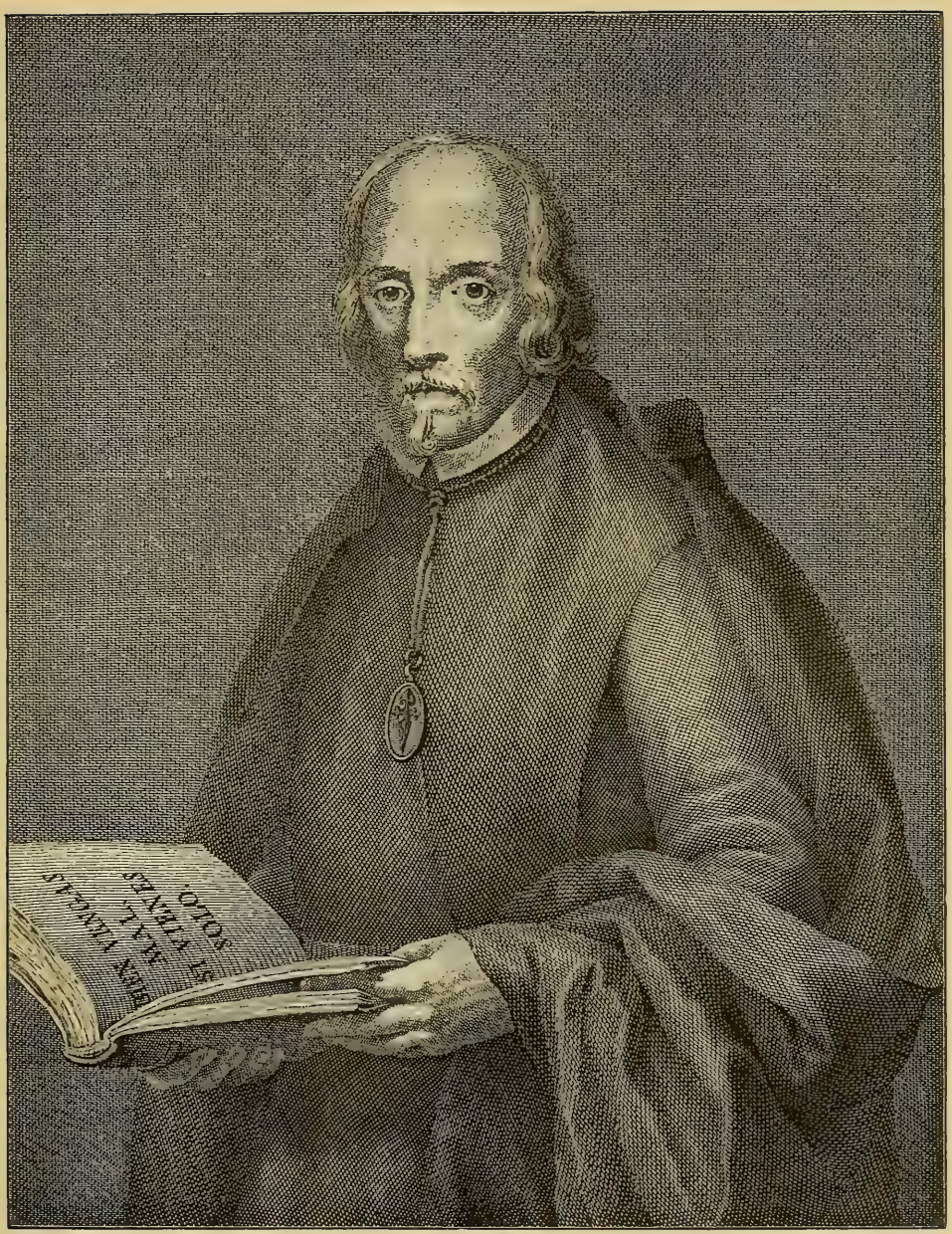
Indem sich nun am Hof alles sammelte, was sich durch Reichtum, Geist und Schönheit auszeichnete, wurde er gleichzeitig, was er vorher nie gewesen, der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Dichtung und Kunst fanden hier verständnisvolle Würdigung und Unterstützung; namentlich das spanische Drama ist ohne diesen Hof kaum denkbar.

Schon Philipp III. unterhielt für sich und seinen Hof zwei Schauspielergesellschaften, die außer bei Trauerfällen und in der Fastenzeit ziemlich regelmäßig spielten, und in ganz Spanien gab es schon 1600 dreizehn anerkannte Truppen. Allerdings mußten sie damals drei Viertel ihres Eintrittsgeldes an die Hospitäler abgeben (s. Bd. V, S. 747). Unter Philipp IV. entstand im Schloß Buen Retiro eine feste Bühne mit prachtvoller Ausstattung, die dann in den Palästen zahlreicher Granden Nachahmung fand. Indem nun die Dichter sich den Bedürfnissen und dem Geschmack des Hofes und des Adels anbequemten, führten sie die dramatische Poesie zu kunstmäßiger Vollendung und fanden reichen Stoff in dem bunten, bewegten Leben des Hofes, verloren aber auch manches von der Frische, welche die unmittelbare Berührung mit dem Volksleben ihren früheren Schöpfungen verliehen hatte.

Calderon.

So bezeichnet denn Pedro Calderon de la Barca die Höhe der höfischen Kunstblüte.

Er entstammte einem alten, aber verarmten kastilischen Adelsgeschlecht und wurde am 17. Januar 1600 in Madrid geboren. Nachdem er seine erste Erziehung in seiner Vaterstadt bei den Jesuiten genossen hatte, studierte er in Salamanca Philosophie, Rechtswissenschaft und



194. Pedro Calderon de la Barca.

Nach einem Kupferstiche von D. M. Brandi.

Mathematik, zeigte aber dabei ein so frühes dramatisches Talent, daß er sein erstes Stück schon mit dreizehn Jahren verfaßte. Nach der Sitte seines Standes verlebte er die bildsamsten Jugendjahre (seit 1619) am königlichen Hofe, diente dann im königlichen Heere 1622—30, erst in Mailand, dann in Flandern und machte im Jahre 1640 den Feldzug gegen das aufständische Katalonien mit. Inzwischen war jedoch seine dichterische Bedeutung so gestiegen, daß ihn Philipp IV. 1636 als Theaterdichter an seinen Hof berief. Dies blieb er, obwohl er 1651 in den geistlichen Stand, 1663 in die Kongregation de San Pedro eintrat; er starb, als Spaniens größter Dichter anerkannt, am 25. Mai 1681.

Wie bei Lope de Vega ist die Zahl seiner Werke außerordentlich groß, obwohl er diesen an dichterischer Fruchtbarkeit nicht erreichte. Mit einiger Sicherheit werden ihm 121 Schauspiele zugeschrieben, doch gingen viel mehr noch auf seinen Namen, da er selbst nur die Fronleichnamsspiele (autos sacramentales), deren er 68 zählte, der Sammlung für wert hielt, die übrigen niemals zusammenstellte. Die Gegenstände, die er behandelte, sind ebenso mannigfaltig, wie die dramatischen Gattungen, in deren Rahmen er sie spannte. „Das ganze Reich des Irdischen und Überirdischen umfaßt sein gewaltiger Genius, die erhabensten und kühnsten Flüge wagt seine Phantasie, ohne darum den Boden der Wirklichkeit zu verlieren, die ganze Stufenleiter dessen, was die Menschenbrust bewegt, ist dem tiefblickenden Meister geläufig, für die zartesten Regungen der Seele, wie für die düstersten Abgründe der Leidenschaften stehen ihm tausendfache Töne zur Verfügung." Höfische Festspiele mit prachtvoller Ausstattung und abenteuerlicher Handlung nach dem Muster der trotz Cervantes noch keineswegs vergessenen Ritterbücher oder nach Stoffen der griechischen Sage stehen neben feierlichen Autos, in denen symbolisch-allegorische Gestalten immer und immer wieder die erlösende Kraft des katholischen Sakraments verherrlichen (so „Gift und Gegengift", „Das große Welttheater", „Belsazar") und zuweilen gar die antik-heidnische Mythologie mit herangezogen wird, um christliche Glaubenslehren symbolisch zu vergegenwärtigen, wie z. B. Orpheus als todüberwindender Christus die dem Satan (Pluto) verfallene Menschheit (Eurydice) auf dem Schiffe der Kirche ans Licht bringt nnd so dem Verderben entreißt. Doch das beste ist Calderon in den Schauspielen und Lustspielen gelungen, obwohl er auch hier ganz spanisch-katholisch bleibt. Ihm stehen die nationalen Begriffe von Ehre und Königstreue ebenso unverbrüchlich fest, wie die Glaubenslehren und Vorschriften seiner Kirche; wie ihm also selbst Handlungen, die einer höheren und freieren Sittlichkeit widersprechen, erlaubt, ja geboten erscheinen, sobald sie mit den Satzungen der spanischen Volks- und Standessitte übereinstimmen, so gibt es auch für den Menschen keinen eigentlichen Konflikt mit der sittlichen Weltordnung, denn jede Schuld, auch das abscheulichste Verbrechen, wird ihm verziehen, sobald er an den Gnadenmitteln und Sinnbildern der heiligen Kirche äußerlich festhält, und das größte Heldentum besteht nicht in der kraftvollen Überwindung feindlicher Mächte im Dienst einer großen und guten Sache, sondern in der Aufopferung des Märtyrers für die Kirche oder den König. Also wirken diejenigen, die er untergehen läßt, oft nicht tragisch, und diejenigen, die Schuld auf Schuld laden, gehen oft nicht unter. So zeigt die „Andacht zum Kreuz" in krasser Verwechselung von Religion und Symbol, wie die bloß äußerliche, geradezu heidnische, fetischartige Verehrung des Kreuzes ohne innere Reinigung von schwerster Sündenschuld befreit; so wird im „Fegefeuer des Patricius" Ludovico, der eine Nonne verführt und eine Königstochter erstochen hat, aller Schuld ledig, weil er die Höhle des Heiligen aufsucht, von der aus das Fegefeuer sichtbar ist. Anderseits erleidet im Drama „Der standhafte Prinz", einer der vorzüglichsten Schöpfungen Calderons, der Infant Ferdinand von Portugal in marokkanischer Gefangenschaft einen elenden Tod, weil er nicht zugeben will, daß sein König für seine Befreiung das eroberte Ceuta opfere. Im Schauspiel „Der wunderthätige Magus", „einem der tiefsinnigsten und vollendetsten Werke der spanischen, ja der christlichen Litteratur", dem spanischen Gegenstück zu dem „Faust", verfällt der Heide Cyprianus, eine hochangelegte Natur, durch wissenschaftliche Spekulationen und glühende Leidenschaft den Schlingen eines Dämonen, der ihm mit Zauberkunst zum Besitz der Christin Justina verhelfen will; doch er dringt durch zur Erkenntnis des Christengottes, bekennt sich in der Verfolgung des Kaisers Decius als Christ und stirbt mit Justina als Märtyrer seines neuen Glaubens. In den historischen Schauspielen, deren Stoffe

Calderon ebenso gut dem Altertum wie der mittelalterlichen oder neueren Zeit entlehnt, wahrt er zwar die Zeitfärbung und die geschichtliche Treue nicht im mindesten, weiß aber zuweilen den phantastisch umgestalteten Gegenstand zu großartiger dramatischer Wirksamkeit zu bringen, so in der „großen Zenobia", der „Tochter der Luft (Semiramis)" u. a. Die Lustspiele Calderons, meist ganz ernst angelegt und in der Regel durch eine

195. Jusepe de Ribera, genannt Spagnoletto. (Zu S. 346.)
Nach einem Kupferstiche von A. Deveria.

überraschende Wendung zur Lösung gebracht, deshalb oft mehr Schauspiele, führen meist feststehende Typen in immer neuen Verwickelungen vor und beruhen gewöhnlich auf dem Streit der Liebe und Freundschaft mit der Ehre, wobei dann diese, d. h. die äußere Satzung, fast stets auch über das höhere sittliche Recht den Sieg behält, so „Das öffentliche Geheimnis", „Das Leben ein Traum", „Der Maler seiner Schande", „Der Arzt seiner Ehre", das Gegenstück zu Shakespeares Othello. Steht hier des Dichters

Auffassung allzu sehr auf dem Boden einseitiger spanischer Weltanschauung, so erhebt er sich in dem „Alcalden von Zalamea", das man „das vorzüglichste spanische Drama ernster Gattung" genannt hat, zur Höhe rein menschlicher Empfindung, denn hier straft der Bauer Crespo einen Hauptmann, der seine Tochter verführt hat, und dann die flehentlichen Bitten des Vaters, ihr durch die Ehe die verlorene Ehre zurückzugeben, höhnisch abweist, kraft seines Amtes als Ortsrichter mit dem Tode, und der König heißt sein Verfahren gut, während die Tochter den Frieden des Klosters sucht.

So oft auch ein Nichtspanier am Gegenständlichen der Calderonschen Stücke Anstoß nehmen wird, immer ist ihr Aufbau vortrefflich, die Exposition meisterhaft, die Verwickelung spannend und der Abschluß wirkungsvoll. Auch die Charaktere zeichnet der Dichter oft mit plastischer Lebendigkeit, ja er weiß sogar allegorischen Gestalten persönliches Leben einzuhauchen. Und das alles wird noch gehoben durch seine blumenreiche, wenngleich oft mit Bildern überladene Sprache, der das melodische, volltönende Kastilianisch unnachahmlichen Reiz verleiht.

Neben Calderon machten sich um die Ausbildung des Lustspieles besonders noch Francesco de Rojas („Außer meinem König keiner"), und Agostin Moreto verdient, dessen „Donna Diana" auch der deutschen Bühne vollständig gewonnen worden ist.

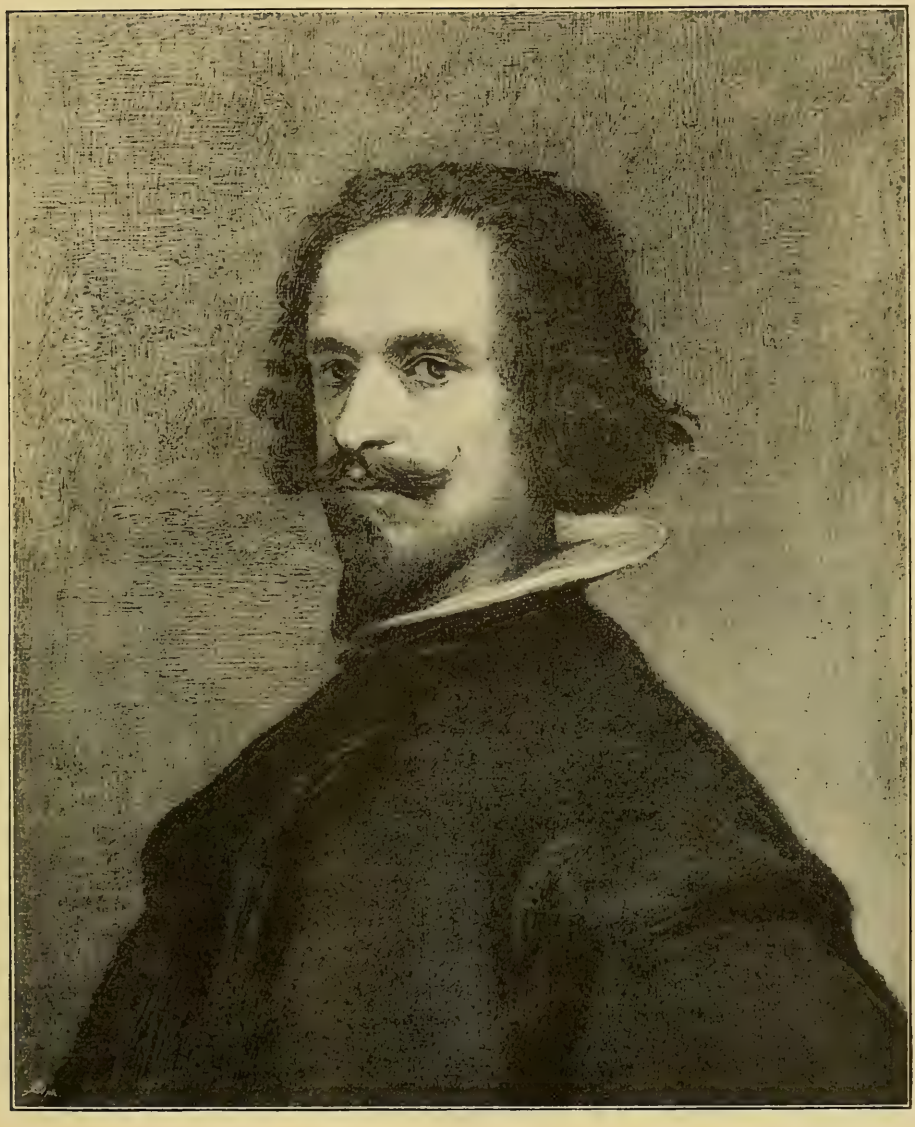
Malerei der Blütezeit.

Die Dichtungen Calderons und seiner Zeitgenossen sind der vollendete Ausdruck des spanischen Geistes unter der Herrschaft des wiederhergestellten Katholizismus und des unumschränkten Königtums. Nicht anders die bildenden Künste, und vor allem die Malerei, die am spätesten von ihnen zur Entfaltung kam, nachdem die Baukunst ihr längst vorangegangen war. Nebeneinander stand hier anfangs eine einheimische Schule in Sevilla, die an die florentinische Malerei anknüpfte und in Meistern wie Juan de las Roelas, Francisco Pacheco und Francisco Herrera ihre Hauptvertreter fand, neben einer italienischen, von der Alexo Fernandez und Luis de Vargas besonders Raffael und die Florentiner nachahmten, während der meist in Italien lebende Jusepe Ribera, genannt Spagnoletto (1588—1656), durch den anatomisch genauen Naturalismus, den er namentlich in abstoßenden Marterszenen entfaltet, der Art Caravaggios (s. Bd. V, S. 444) am nächsten steht. Aus solchen Anfängen zur Vollendung aufsteigend, nahm die spanische Malerei der Blütezeit eine Mittelstellung zwischen den Italienern und Niederländern ein, sie behandelte einerseits mit Vorliebe religiöse Gegenstände, anderseits das Porträt, die Landschaft und das Genrebild.

Schule von Sevilla.

Ihre größten Meister gehören der Schule von Sevilla an, das damals überhaupt durch seinen Welthandel und seine Kunstpflege als die eigentliche Hauptstadt Spaniens erscheint. Diego Velasquez de Silva (1599—1660), Herreras Schüler, seit 1623 Hofmaler Philipps IV., malte anfangs vorwiegend volkstümliche und religiöse Szenen; in Madrid pflegte er neben jenen, unter denen die „Übergabe von Breda" hervorzuheben ist, vor allem das Porträt, wie denn sein Reiterbild des Königs zu den meist bewunderten Werken seiner Zeit gehörte, und ragte hervor durch scharfe Zeichnung, lebensvolle Farbengebung, treffliche Perspektive und lebendige Auffassung der Persönlichkeit. Dagegen ist Francisco Zurbaran (1598—1662) fast ausschließlich religiöser Maler, herbe und streng in seiner Anschauung, meist düster in seinem Kolorit, schlicht in der Anordnung der Gestalten. Den Gipfelpunkt endlich der spanischen Malerei bildet Bartolomé Esteban Murillo aus Sevilla (1617—82), wo er unter Palmen und Myrten aufwuchs. Nur kurze Zeit verweilte er in Madrid, um den Meisterwerken der dortigen Sammlungen das abzulauschen, was seiner Eigenart, deren er sich klar bewußt war, dienlich sein konnte, dann kehrte er nach Sevilla zurück, um hier eine außerordentliche Thätigkeit zu entfalten und neben manchem mittelmäßigen, auf

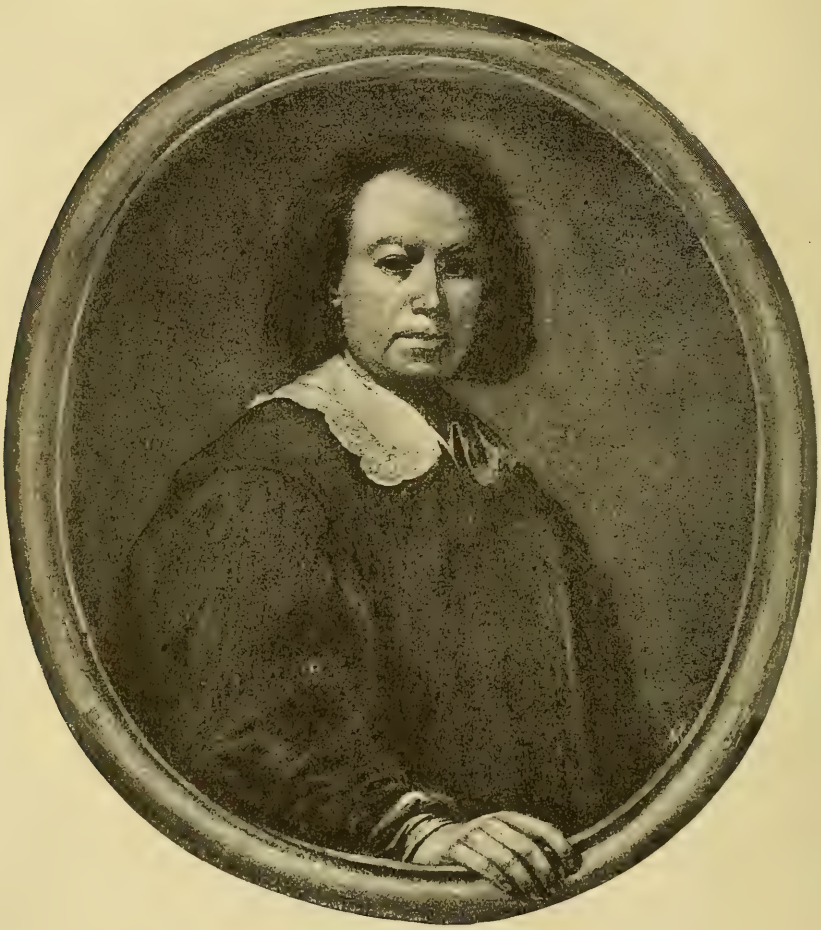
Bestellung gefertigten Bilde, unvergängliche Meisterwerke zu liefern. Eine glückliche und einfach angelegte Natur, in der der Sinn für Streit keinen Platz fand, schuf der Künstler anfangs vorwiegend Genrebilder von packender Naturwahrheit (z. B. die „Straßenknaben von Sevilla"). Später wandte er sich wesentlich religiösen Gegen-



196. Diego Velasquez de Silva, Königl. Hofmaler Philipps IV. von Spanien.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde eines ungenannten vlämischen Meisters im Provinzialmuseum zu Hannover.

ständen zu und wurde zu einem „reinen Hohenpriester der religiösen Malerei". Er wußte dabei in bewundernswürdiger Weise die übersinnlichen Dinge nach Beobachtungen der ihn umgebenden Wirklichkeit zu versinnlichen und vergoldete sie mit einem Strom von Poesie. Mit besonderer Vorliebe malte er immer wieder Maria als beglückte Mutter, weniger die Heilige als das spanische Weib, dann biblische oder

legendarische Szenen, die ihm gestatteten, bewegte Menschengruppen darzustellen, so z. B. den Moses, wie er das Wasser mit seinem Stabe aus dem Felsen schlägt, oder den heiligen Thomas von Villanueva Bettlern und Krüppeln Almosen spendend. Ganz spanisch und katholisch ist er da, wo er das Wunderbarste, die höchste sinnliche Erregung in Verbindung mit religiöser Verzückung vorführt, wie in den sogenannten Konzeptionen, Darstellungen der Maria, wie sie der Erde entrückt und auf der Mondsichel schwebend in seliger Erhebung dem Überirdischen zustrebt.



197. Bartolomé Esteban Murillo.
Gemälde von Alonso Miguel de Tobar im Prado-Museum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Auf dem Gebiete der Plastik haben die Spanier, wie Alonso Cano, Juan Montañez und Gregorio Hernandez, auch hierin den nordischen Völkern verwandt, besonders Eigentümliches in den farbigen Holzbildwerken geleistet, die an edler Haltung und Tiefe der Auffassung fast unerreicht sind.

Mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kommt jedoch die innere Entwickelung Spaniens auf lange Zeit hinaus zum Abschluß. Verarmt und zusammengeschmolzen durch unaufhörliche Kriege und verkehrte Wirtschaftspolitik, vermochte die

Nation auch die Schranken nicht mehr zu durchbrechen, welche die Satzungen ihrer Sitte und die starren Lehren ihrer Kirche um sie gezogen hatten, in ihnen aber war ein weiterer Fortschritt überhaupt nicht mehr denkbar. Denn da jedes Rätsel des Daseins für gelöst galt durch die Kirche, jede Frage des praktischen Lebens entschieden war durch die Sitte, so lohnte es sich weder, jenen Rätseln nachzuforschen, noch schien es denkbar, gegen die Sitte anzukämpfen. Die alte Leidenschaft des Kampfes für den Glauben aber, die jahrhundertelang den besten Inhalt des spanischen Lebens gebildet und das Volk in stürmischer Bewegung erhalten hatte, entbehrte jetzt jedes Zieles. Wo es aber kein Ringen, keinen Kampf gibt, da gibt es auch kein Leben, keine Entwickelung. So gewaltig daher Spanien vom Beginn der Neuzeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts als politische Hauptmacht in die Geschicke Europas eingegriffen, so entschieden es auch auf seine kirchliche Entwickelung eingewirkt hatte, so unthätig erscheint seitdem der riesige Körper der Monarchie, aus dem Kraft und Geist entschwunden sind. Was aus einem Volke werden mußte, das mit fanatischer Einseitigkeit seine Ziele verfolgte, ohne andern Kräften Einfluß zu verstatten, das lehrt mit erschütternder Tragik das Geschick dieser hochbegabten Nation.

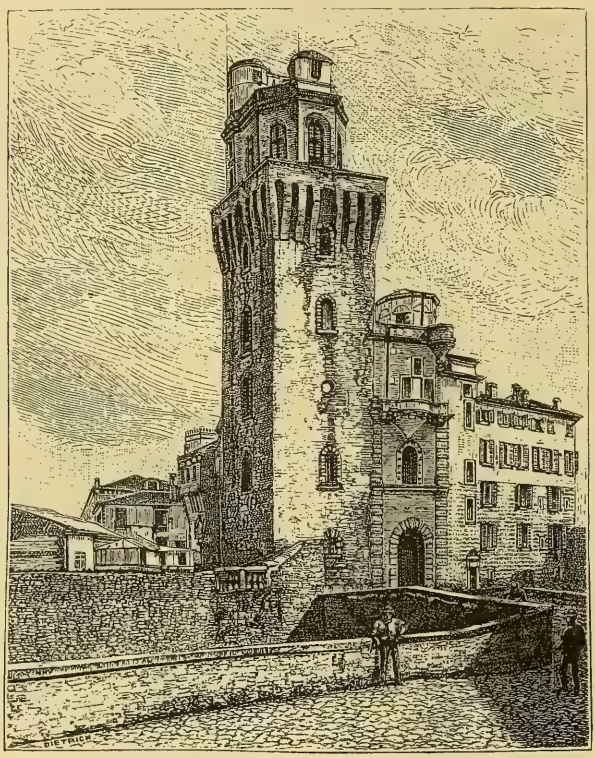
Italienisches Leben im 17. Jahrhundert.

Obwohl Italien, zerstückelt und größtenteils unter fremder Herrschaft wie es war, politisch als Ganzes nichts bedeutete, und selbst das Gewicht der einzelnen größeren Staaten, wie Venedig, Savoyen-Piemont und Rom, nicht groß war, obwohl das Land auch wirtschaftlich eher im Sinken als im Aufsteigen begriffen war, obwohl endlich selbst die italienische Kunst nicht mehr auf der glänzenden Höhe der Renaissancezeit stand, so blieb das Land doch immer noch in gewisser Weise vorbildlich in der bildenden Kunst wie in der Musik und kaum weniger im geselligen Leben.

Wissenschaft.

Selbst in der kirchlich bevormundeten und beschränkten Wissenschaft (s. Bd. V, S. 441), behauptete es doch noch einen hohen Rang und hat im 17. Jahrhundert noch einen Geist ersten Ranges hervorgebracht, Galileo Galilei (1564—1642), aus einem altflorentinischen, aber im nahen Pisa angesessenen Geschlecht. Schon in seiner Vaterstadt, wo er seit 1584 ein Lehramt bekleidete, hatte sein Widerspruch gegen Aristoteles' Ansicht von der Fallbewegung ihn schließlich in heftige Streitigkeiten verwickelt, so daß er 1592 nach der Universität Padua übersiedelte und erst 1610 vom Großherzog Cosimo II. nach Pisa zurückgerufen werden konnte. Hier und in Padua, wo er sich sein Observatorium auf dem hohen Turme des furchtbaren Ezzelino da Romano einrichten durfte, gelangen ihm bald seine größten Entdeckungen. Nach einer ihm aus den Niederlanden zugegangenen Andeutung konstruierte er sich selbst das Fernrohr, und alsbald erkannte er durch Beobachtung den Mond als einen der Erde ähnlichen Himmelskörper mit Gebirgen und Thälern und die Phasen der Venus, wies aus den Sonnenflecken die Achsendrehung der Sonne nach, beobachtete die Bewegungen der Jupitermonde, löste die Milchstraße in Sterne auf und leitete aus dem allen ebensoviele Bestätigungen für die verpönten Lehren des Kopernikus ab. Daneben entdeckte er die Gesetze der Pendelschwingung und des Falles und wurde somit der Begründer der wissenschaftlichen Mechanik, also auch der Physik. Die venezianische Regierung ehrte ihn so hoch wie niemals einen Gelehrten; sie ließ sich 1609 von ihm eine Vorlesung besonders über das Fernrohr halten, worauf sogar eine Denkmünze geprägt wurde, und bot ihm einen Gehalt von 1000 Goldgulden (Dukaten) auf Lebenszeit an. Da aber die Inquisition am 23. Februar 1616 die Ansichten des

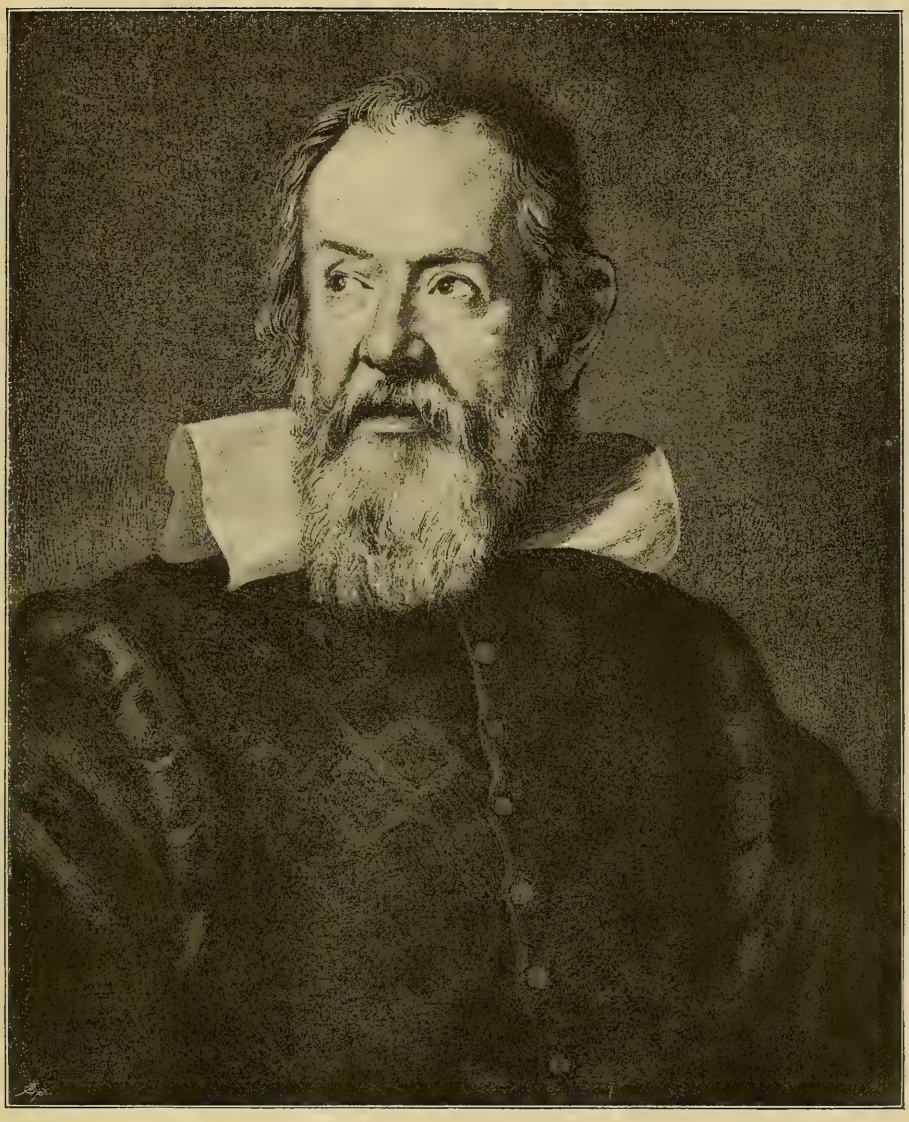
Kopernikus als ketzerisch verurteilte, so wurde Galilei vorgefordert und mußte sich vom Kardinal Bellarmin einen Vorhalt gefallen lassen. Seitdem trat er vorsichtiger auf und stellte noch 1629 seine Lehre in einem Dialog nur als eine von verschiedenen Ansichten auf, ohne sie schlechtweg als richtig zu bezeichnen. Trotzdem lud ihn die Inquisition 1632 zum zweitenmal nach Rom, und mit der Folter bedroht, mußte Galilei am 22. Juni seine Irrlehre von der Umdrehung der Erde um die Sonne feierlich abschwören, wobei er vor sich hin gesagt haben soll: „E pur si muove“ („und sie bewegt sich doch!“) Er blieb seit dieser Zeit unbehelligt, aber stets unter



198. Galileis Observatorium zu Padua.

Nach Yriarte.

einer mißtrauischen Aufsicht, und starb im Alter von 78 Jahren 1642 in Arcateri bei Florenz. Seine verurteilte Lehre aber brach sich mit der fortschreitenden Erforschung des Himmels unwiderstehlich Bahn, und die von ihm angefochtene Autorität des Aristoteles wurde noch weiter erschüttert von seinem Schüler Evangelista Torricelli (1608—47), der zuerst das Gewicht der Luft nachwies, 1643 den Barometer als Messer des Luftdrucks erfand und die alte Erklärung, die Luft dringe nur deshalb überall ein, weil die Natur keinen leeren Raum dulde (horror vacui), durch den Versuch widerlegte. So stellten diese Italiener unter den ersten den logischen Konstruktionen und dem Autoritätsglauben der Scholastik die Beobachtung der Thatsachen und den Beweis durch das Experiment entgegen, wie gleichzeitig Bacon in England (s. unten).



199. Galileo Galilei.
Nach einem Gemälde Sustermans in den Uffizien zu Florenz.

Auch in der Medizin standen die Italiener hinter keinem andern Volke zurück. Universitäten.
Die Universitäten Bologna und Padua, wo seit 1596 ein stehendes anatomisches Theater bestand und der größte Chirurg Italiens, Girolamo Fabrizio, bis 1619 lehrte, galten mit Recht noch immer als die großen Hochschulen der Anatomie für halb Europa. Auch sonst bewahrten eben diese beiden Universitäten unter den alten wenig

veränderten Verfassungs- und Verwaltungsformen eine gewisse internationale Geltung, und zwar um so eher, als damals noch überall das Lateinische als Vortrags- und Schulsprache galt. In Bologna war die „deutsche Nation" der Juristen niemals so zahlreich gewesen, wie gegen Ende des 16. Jahrhunderts, wo sie durchschnittlich 79 Mitglieder zählte; auch das „spanische Kollegium" bestand fort und erhielt noch 1627 und 1644 neue Satzungen. Im ganzen wurde damals Bologna allerdings von Padua überflügelt, wozu die venezianische Regierung einsichtig und freigebig das Ihrige that. Schon seit 1571 war Padua venezianische Landesuniversität, derart, daß alle venezianischen Unterthanen, die Anspruch auf Erwerbung eines akademischen Grades machten, hier studieren mußten, und im ganzen Umfange des Staatsgebiets keine andre Hochschule geduldet, sogar das Jesuitenkolleg in Padua deshalb unterdrückt wurde.

200. Fassade der Universität zu Padua.

Nach „Jacobi Philippi Tomasini Patavini virorum Elogia" (Patavii 1630).

Die Gehalte waren im ganzen hoch bemessen, die Aufsicht durch die drei „Reformatoren", venezianische Nobili, allerdings streng, dafür aber die Freiheit der Forschung dort vielleicht größer als anderwärts. Denn Venedig hatte sich immer dem Papsttume gegenüber sehr selbständig gehalten und weigerte sich noch 1603, die beschränkenden Bestimmungen über Veräußerungen von Grundstücken und Vermächtnissen an die Kirche aufzuheben, ließ sich auch durch das Interdikt Pauls V. nicht schrecken (1606—7), wies vielmehr die Jesuiten „auf ewige Zeiten" aus. Damals zählte die Universität gegen 100 Professoren und gewöhnlich etwa 1000 Studenten; später stieg die Zahl noch höher, so daß 1613 eine Frequenz von 1400 Studenten für gering galt. Sie stammten aus den verschiedensten Ländern. Sehr zahlreich und angesehen waren die Deutschen, deren „Nation" sich noch 1675 neue Satzungen gab, und noch 1633 wurde ein griechisches Kolleg für venezianische Unterthanen griechischer Zunge eingerichtet.

Da die Studenten meist wohlhabende und oft übermütige junge Leute waren, so fehlte es niemals an Streitigkeiten, teils unter den verschiedenen Genossenschaften, teils mit den Einwohnern der Stadt. Die Universität in Rom (Sapienza) stand dahinter zurück. Zwar sorgten Urban VIII. und Alexander VII. namentlich für bessere Besoldungen, so daß das Gesamteinkommen der Professoren sich auf 6000 Scudi belief, und das Gebäude erhielt unter Alexander VII. seine jetzige prächtige Gestalt, aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts geriet die Hochschule wieder in tiefen Verfall.

201. Rector magnificus und Pedell der Universität Padua.
Nach Yriarte.

Die Art und Weise der Studien war überall im wesentlichen noch die mittelalterliche; neu hinzugetreten waren nur die Anatomie und die humanistischen Vorlesungen. Neben den Universitäten aber standen als mächtige und von der Kirche bevorzugte Nebenbuhler die Schulen der Jesuiten, und das hielt jene noch mehr an der alten Weise fest.

Die wissenschaftlichen Akademien.

Weil nun deshalb die Anstalten beider Art sich gegenüber den aufstrebenden exakten Wissenschaften im ganzen sehr spröde verhielten, bildeten sich zu deren besonderer Pflege freiere Vereinigungen, die nicht an die alten Formen gebunden waren, die wissenschaftlichen Akademien. Die erste, die der Fürst Federigo Cesi 1603 in Rom stiftete, nannte sich die „Accademia dei Lincei“ (Luchse), weil ihre Mitglieder Luchsaugen zu ihren Beobachtungen haben sollten; eine zweite, die „Accademia Delia“, wurde 1608 neben der Universität in Padua für Mathematik, Nautik und Geographie gegründet; die 1657 in Florenz gegründete „Accademia del cimento“ sollte besonders das Experiment pflegen. So gingen auch in dieser Beziehung die Italiener dem übrigen Europa voran, denn bald entstanden wissenschaftliche Akademien ähnlicher Art auch in Frankreich und Deutschland.

202. Die Universität (Sapienza) zu Rom, erbaut unter Papst Alexander VII. (Zu S. 353.)

Nach einer Originalphotographie

Vielmehr noch behaupteten die Italiener in der Kunst eine führende Stellung bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Die herrschende Kunst war und blieb auch jetzt die Malerei. Eine zahllose Menge teilweise sehr bedeutender Maler fand im Auftrage von Kirchen und hohen Geistlichen, von Fürsten, Edelleuten und wohlhabenden Privatleuten fortwährend reichliche Aufträge und erfüllte die Kirchen und Paläste der ganzen Halbinsel mit einer fast unbegreiflichen Fülle von Fresken und Tafelbildern. Dabei beherrschte die Schule von Bologna, vor allem durch die drei Carracci vertreten (s. Bd. V, S. 444 f.), fast widerspruchslos Italien. Nichts trug dazu mehr bei, als die von ihnen schon um 1582 gegründete Kunstakademie („Accademia degli Incammi- Malerei.

203. Domenico Zampieri, genannt Domenichino.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Randon.

nati", d. i. der auf den [rechten] Weg gebrachten), die erste in ganz Europa, die bereits alle modernen Mittel, Studium nach dem lebendigen Modell, der Leiche, Gipsabgüssen und Handzeichnungen, sowie theoretische Vorlesungen, anwandte. Außer den Carracci selbst hat neben Guido Reni (s. Bd. V, 445) vielleicht niemand mehr zur Verbreitung des bolognesischen Einflusses beigetragen, als Zampieri Domenico, genannt Domenichino (1581—1641) der wesentlich in Rom und Neapel arbeitete, und ebensowohl mythologische Szenen in lebensvollster Ausführung („Jagd der Diana") wie Darstellungen aus der Heiligengeschichte („Leben des heiligen Januarius" im Dome von Neapel) behandelte.

Ganz selbständig und eigenartig stand neben den Bolognesen die Neapolitanische Schule, wie es der Eigentümlichkeit des süditalienischen Landes und dem dort stark

einwirkenden spanischen Einflusse entsprach. Derselbe naturalistische, leidenschaftlich-düstere, schwärmerisch-asketische Zug, der die Spanier bezeichnet, charakterisiert auch die neapolitanische Malerei. War doch auch der Gründer dieser Schule der Spanier Jusepe (Giuseppe) Ribera aus Jativa bei Valencia, genannt lo Spagnoletto (der kleine Spanier, 1588—1656), und meist auch auf spanische Bestellung thätig. Marterszenen (z. B. des heiligen Bartholomäus) wußte er mit ebensolcher Meisterschaft in der Behandlung des Körpers und des seelischen Ausdrucks darzustellen, wie die schwärmerische Verzückung von Heiligen („Concepcion in Salamanca", „Manna von Ägypten"). Nächst ihm erwuchs zum bedeutendsten Vertreter dieser Richtung der Neapolitaner Salvator Rosa (1615—72), der übrigens mehr in Florenz und Rom als in seiner Heimat arbeitete. Großartig sind seine Schlachtenbilder, bahnbrechend seine Landschaften, die er zuerst nach dem Vorgange der Bolognesen als selbständige Gegenstände auffaßte und für die er von Jugend auf in den Gebirgen und an den Küsten Süditaliens die eindringendsten und sorgfältigsten Studien gemacht hatte.

Hier und da kreuzte sich im übrigen Italien, namentlich in Rom, der neapolitanische Einfluß mit dem bolognesischen. Gegenüber beiden bewahrten nur die Toscaner die ältere klassische Tradition der guten florentinischen Renaissance, indem sie mit sorgfältigem Naturstudium eine besonders feurige und reiche Farbengebung verbanden. So stellte Carlo Dolci, ihr bekanntester Vertreter (1616—1686), mit besonderer Vorliebe einzelne Heiligengestalten, in tiefster Andacht versunken, dar, wie die berühmte „heilige Cäcilie".

Bildnerei: Bernini.

Es war begreiflich, aber kein Glück für die Kunst, wenn die Malerei mit ihren Grundsätzen auch die italienische Bildnerei beherrschte. Mit Vorliebe schuf diese daher Gestalten in starker seelischer Erregung und in leidenschaftlicher Bewegung, daher in theatralischer Haltung, oft im kühnsten und künstlichsten Aufbau, gab den Körpern entweder eine widernatürlich starke oder weich verschwommene Muskulatur, verband aber damit die vollendetste technische Meisterschaft in der Behandlung der Oberfläche des Marmors, die die Weichheit der menschlichen Haut (morbidezza) fast bis zur Täuschung nachahmte. Der tonangebende, vielbewunderte Meister war hierin der geniale Gian Lorenzo Bernini (1598—1680), ein geborener Neapolitaner, aber wesentlich in Rom thätig, wo er in dem kunstsinnigen und bauluſtigen Urban VIII. (1623—44) aus dem florentinischen Hause der Barberini seinen größten Gönner fand. Mit Vorliebe behandelte er mythologische Szenen auch etwas schlüpfriger Natur („Raub der Proserpina", „Apollo und Daphne"), Porträts, namentlich auch auf Grabmälern, wie das Urbans VIII. in der Peterskirche) und allegorische Gestalten. Eine große Schar von Schülern erfüllte Rom und ganz Italien mit Werken dieser Art, und bis tief ins 18. Jahrhundert beherrschte Berninis Art widerspruchslos die ganze europäische Plastik.

Baukunst: Römische Bauten.

Derselbe Bernini führte zugleich mit Francesco Borromini die Baukunst des Barockstils (s. Bd. V, 442) auf ihre Höhe, machte Rom zum künstlerischen Mittelpunkte Italiens und gab durch die massenhaften Bauten, die er oder seine Schüler ausführten, der „ewigen Stadt" das architektonische Gepräge, das sie bis 1870 fast unverändert bewahrt hat. Diese Thätigkeit wurde durch die unversiegliche wetteifernde Bauluſt der kirchlichen Würdenträger und des hohen römischen Adels ebenso gefördert, wie durch das hier selbstverständliche Interesse an den Resten des römischen Altertums und die fortwährenden neuen Funde von Kunstwerken. Noch fehlte es freilich an planmäßiger Erforschung. Ungeheure Schutt- und Erdmassen bedeckten nach wie vor die Hauptschauplätze des antiken Lebens; im Circus maximus lag der Schutt der Jahrhunderte bis 8 m hoch, auf dem Forum steckten der Triumphbogen des Septimius

Severus und die Säule des Phokas bis zu einem Viertel ihrer Höhe im Boden, und auf dem so entstandenen öden Platze, dem Campo vaccino, weideten zwischen den riesigen Trümmern die großhörnigen weißen Rinder der Campagna. Wohl begann man hier und da topographische Arbeiten über die antike Stadt, aber im ganzen betrachtete man doch die Altertumsfunde nicht von kunstgeschichtlichem, sondern von ästhetischem Interesse aus und verwandte sie vor allem zum Schmuck. Kein Palast, keine Villa, die nicht ihre Antiken gehabt hätten. Schon gegen Ende des 16. Jahr-

204. Lorenzo Bernini.
Nach dem Gemälde von J. B. Gaullus gestochen von A. van Westerhout.

hunderts machte Ferdinando de' Medici seine Villa auf dem Monte Pincio zu einem Museum, das unter andern die „Venus von Medici" und die „Niobiden" barg. Im Garten der Villa Ludovisi prangte der berühmte Kolossalkopf der Juno, und die Sammlung in der Villa Borghese vor der Porta del Popolo wetteiferte mit dem Vatikan. Die rege Bauthätigkeit, zu der die antiken Vorbilder immer wieder antrieben, verband sich freilich oft mit rücksichtsloser Zerstörung oder Verunstaltung antiker Denkmäler. Schon unter Sixtus V. wurde das prächtige Septizonium des Septimius Severus auf der Ostseite des Palatinus niedergerissen, nur um Baumaterialien zu

gewinnen, die Zerstörung des riesigen Grabes der Cäcilia Metella wenigstens begonnen und im Kolosseum sogar eine Wollmanufaktur eingerichtet. Paul V. (1605—1621) scheute sich nicht, den Tempel der Minerva auf dem Forum des Nerva abzubrechen, um den Marmor für die Fontana Paola zu verwerten. Sein Nachfolger Urban VIII. ließ die bronzenen Dachbalken aus der Vorhalle des Pantheon 1620 einschmelzen und daraus die gewundenen Säulen am Tabernakel über dem Hochaltar zu St. Peter und die 110 Kanonen der Engelsburg gießen, was ihm den Spottvers des Pasquino eintrug: „Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini“ (Was die Barbaren nicht gethan,

205. Villa Medici zu Rom, erbaut von Annibale Lippi.
Nach einer Originalphotographie.

das thaten die Barberini); die Konstantinsthermen auf dem Quirinalis verschwanden beim Bau des Palastes des Kardinals Scipio Borghese (Rospigliosi) 1603 u. a. dgl.

Dafür entstanden nun allerdings ganze neue Straßen und zahlreiche Neu- oder Umbauten kirchlicher wie weltlicher Art. Die imposanten Säulenhallen des Petersplatzes und die Fassade der Kirche wurde erst im 17. Jahrhundert vollendet (1617 und 1667), das riesige Tabernakel über dem Hochaltar mit seinen geschmacklosen gewundenen Säulen, die seitdem leider vorbildlich wurden, unter Urban VIII. aufgerichtet. Die neuhergestellten oder dem Zeitgeschmack entsprechend umgestalteten Kirchen zeigen entweder die Kuppel über einem griechischen (gleicharmigen) Kreuz, wie S. Andrea auf dem Quirinal oder das Langschiff mit Kapellenreihen, die von dem Schiffe stets durch Pfeiler, nicht durch Säulen getrennt sind (S. Giovanni im Lateran). Ebenso errichteten sich zahlreiche Adelsfamilien Paläste meist von gewaltiger Größe, wie die Barberini (1624), die Rospigliosi (1603), die Doria am Corso (1690), und auch der

Hauptteil des päpstlichen Palastes auf dem Quirinal entstand damals. Daneben bauten sich droben auf den Hügeln oder draußen am Albanergebirge die römischen Großen, namentlich die Papstgeschlechter, ihre Villen mit ausgedehnten, prächtigen, statuengeschmückten Gärten, die Medici und Ludovisi auf dem Pincio schon zu Ende des 16. Jahrhunderts, die Borghese vor der Porta del Popolo unter Paul V., die Doria in herrlichster Lage auf dem Janiculus unter Innocenz X., die Aldobrandini in Frascati unter Clemens VIII., die Barberini unter Urban VIII. in Castel Gandolfo hoch über den spiegelklaren Albaner See mit dem wunderbaren Blick auf Rom, das Albanergebirge und das silberglänzende Meer. Und mit allen Mitteln der Kunst

206. Monumentaler Brunnen Berninis an der Piazza Navona zu Rom.
Nach einer Originalphotographie.

schmückten die Päpste die Wasserwerke, an denen Rom seit dem Altertume so reich ist. Oben auf dem Janiculus schuf Giacomo della Porta die rauschende Acqua Paola unter Paul V.; an der Piazza Navona errichtete Bernini den hochaufgebauten, großartigen, figurenreichen Brunnen. Damit der Stadt aber auch die mehrmals — so vor allem 1527! — schmerzlich entbehrte Sicherheit nicht fehle, umgab Urban VIII. die Engelsburg mit vier starken Basteien und begann den Bau der Festungsmauer, die die Leostadt mit dem Trastevere verband und somit die Lungara zwischen beiden mit ihren Klöstern, Palästen und Villen schützend umschloß.

Neapel, Florenz, Venedig.

Auch außerhalb Roms siegte meist der Barockstil und gab den größeren Städten sein Gepräge, so vor allem Neapel. Eine Ausnahme bildete Florenz, das sich ihm, unter dem herrschenden Eindrucke seiner glänzendsten Renaissancezeit, völlig verschloß, obwohl dort sonst eine rege künstlerische Thätigkeit herrschte. Auch Venedig hatte seinen Ausbau der Hauptsache nach schon abgeschlossen, ehe das Barock dort eindrang;

die nachmittelalterlichen Bauwerke, die der Stadt das charakteristische Gepräge geben, die Markusbibliothek, die neuen Procurazien am Markusplatze, die Rialtobrücke, die Erlöserkirche (Redentore) auf der Giudecca und die meisten Paläste noch stammen aus der Renaissancezeit. Das 17. Jahrhundert begnügte sich im wesentlichen mit mancherlei Aus- und Umbauten und fügte nur wenige bedeutende Neubauten hinzu. Den ersten Rang nimmt darunter die mächtige, seit 1631 als Ausdruck des Dankes für das Erlöschen einer furchtbaren Seuche begonnene und 1656 vollendete Kirche der Madonna della Salute ein, das Werk des ersten venezianischen Architekten seiner Zeit, Baldassare Longhena, deren herrliche schlanke Kuppel den Blick bei der Ausfahrt aus dem Großen Kanal begrenzt. Derselbe Baumeister errichtete später an diesem Kanal noch zwei der größten und schönsten Paläste Venedigs, den Palazzo Pesaro und den Palazzo Rezzonigo; auch das zierliche Zollgebäude (Dogana) am Ausgange des Großen Kanals stammt aus dieser Zeit.

Die Oper.

Während dies Künstlervolk so unermüdlich weiter baute, meißelte und malte, als ob überhaupt Italien noch so gut wie keine Werke der Kunst aufzuweisen hätte, schuf es zugleich eine ganz neue musikalische Kunstgattung, die Oper, gab damit für Europa einen neuen Anstoß und gewann selbst auf einem neuen Gebiete vorbildliche Bedeutung.

Die italienische Oper ist das rechtmäßige Kind der neukatholischen Bildung Italiens, dessen vornehme Gesellschaft den sittlichen Ernst des echten Dramas nicht mehr vertrug. Auch die künstlerischen Vorbedingungen waren nirgends günstiger als hier: die Chöre in den Mysterien, die vielstimmigen Gesänge in den Schäferspielen, die Maskenspiele mit Musikbegleitung. Den unmittelbaren Anstoß zur Entstehung der Oper gab um das Jahr 1600 in Florenz im Hause des Grafen Vernio, das sich gastfrei Künstlern und Gelehrten öffnete, das Bestreben, das antike Drama mit seinen Chören nachzubilden. Die Schwierigkeit, die dabei nicht in der Gestaltung des Chores und des Einzelgesanges, die ja beide schon vorhanden waren, sondern in der des Dialoges lagen, wurde gehoben durch das Recitativ, das die Mitte halten sollte zwischen dem Gesange und der Deklamation. So entstand Ottavio Rinuccinis und Jacopo Peris „Eurydice", deren Aufführung bei der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria von Medici am 30. April 1600 im Palazzo Pitti die Geschichte der Oper (Opera per musica) glänzend eröffnete. Seitdem trat das ernste Drama in Italien hinter der Oper zurück, zuerst an den Höfen von Florenz, Modena und Mantua, und die besten Kräfte wandten sich ihrer Ausbildung zu. Da die musikalische Hauptaufgabe war, die lyrische Empfindung der einzelnen Personen zum Ausdruck zu bringen, so waren für den Text fast nur antik-mythologische Stoffe verwendbar, die sich in der Weise des Schäferspieles um ein Liebesverhältnis gruppieren ließen. Aus demselben Grunde entwickelte sich als vollendetste Leistung des Komponisten wie des Sängers die Arie, die auf einem Höhepunkte der Handlung die angeregten Gefühle in vollen Klängen zusammenfaßte und austönen ließ, dem dramatischen Monolog nicht unähnlich. Eine immer reichere Instrumentalbegleitung mit Horn, Flöte und Violine verstärkte die Wirkung der menschlichen Stimme. So bewegte sich die Oper in mannigfaltigem Wechsel von Recitativ, Wechselgesang, Chor und Arie und war entweder ernsten oder komischen Inhalts (Opera seria, Opera buffa). Bald trat auch ein ausgebildetes glänzendes Ballett hinzu. Doch verschwand das gesprochene Drama keineswegs, wenngleich weniger Glanz darauf verwendet wurde, denn die Italiener behielten für das Charakterlustspiel und das Effektstück immer eine gewisse Vorliebe.

Das Theater.

Die Zahl der Theatergebäude war bald sehr bedeutend. In Florenz benutzte der Hof die Bühne der Uffizien oder den prachtvollen Hof des Palazzo Pitti; daneben begründeten die beiden dramatischen Gesellschaften der Infuocati und Immobili stehende

207. Kirche Madonna della Salute zu Venedig,
erbaut von Baldassare Longhena in den Jahren 1631—1656.

Bühnen, die Theater del Cocomero und della Pergola (für die Oper). Venedig, wo die erste Opernbühne 1637 entstand, besaß gegen Ende des 17. Jahrhunderts im ganzen nicht weniger als sechzehn Theater, die zum Teil öffentliche Anstalten waren, zum Teil einzelnen Nobili gehörten; in Genua waren sogar alle (drei) Theater im Besitz eines einzigen adligen Hauses. In Rom wurde die Oper durch den Florentiner Giovanni Bardi eingebürgert und gelangte erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts zur Herrschaft.

Die äußere Einrichtung des Theaters entsprach im ganzen der spanischen (s. Bd. V, S. 747). Um einen Hof (platea) für die Zuschauer niederen Ranges gruppierten sich auf drei Seiten palchetti (Ränge, Logen) in mehreren Stockwerken für die gute Gesellschaft, an der vierten Seite befand sich die Bühne. Gespielt wurde im Winter und zwar abends, also bei Beleuchtung, die sich übrigens fast ganz auf die Bühne beschränkte und den Zuschauerraum im Halbdunkel ließ, namentlich beim Schauspiel. Die vornehmeren Zuschauer, oft maskiert, benahmen sich in ihren Logen wie zu Hause, trieben wohl auch Unfug auf Kosten des Parterres und kümmerten sich in der Oper um das Recitativ und die Chöre in der Regel so wenig, daß sie während derselben die Vorhänge zuzogen, plauderten, lachten, Besuche machten und Erfrischungen zu sich nahmen. Alle Aufmerksamkeit richtete sich auf die Arien, namentlich wenn berühmte Sänger und Sängerinnen auftraten. Fanden sie Beifall, so begnügten sich die Zuhörer nicht mit Händeklatschen, sondern in italienischer Lebhaftigkeit riefen sie den Lieblingen die süßesten Schmeichelworte zu. Diese erwiderten das mit Winken, Lächeln und Verbeugungen nach den Logen hinauf, unterhielten sich wohl auch ungeniert mit dem Souffleur. Bei den Balletten bewunderte man vor allem die künstlichen Verdrehungen, das kühne Schweben und schwierige Bewegungen. Da jede Theatergröße sofort der Gegenstand sehr verschiedener Beurteilung wurde, so bildeten sich Parteien, die sich im Theater in geräuschvollen Äußerungen des Beifalls und des Mißbehagens zu überbieten suchten und dies nicht selten auch draußen fortsetzten.

Die italienische Gesellschaft.

Dies ganze reiche Kunstleben wäre gar nicht denkbar gewesen ohne die italienische Gesellschaft und Geselligkeit. Trotz vieler Verschiedenheiten im einzelnen trug sie doch auch durchgehende gemeinsame Züge. Sie war zunächst überall durchaus städtisch. Denn der grundbesitzende Adel kümmerte sich in den meisten Landschaften nicht um die Bewirtschaftung seiner Güter, hielt dort höchstens seine Sommerfrische (Villegiatura) in künstlerisch ausgeschmückten Villen, lebte aber den größten Teil des Jahres über in der Stadt. Es gab darunter viele sehr reiche Familien, und die Sitte, die Töchter meist ins Kloster zu schicken, die jüngeren Söhne dem geistlichen Stande zu widmen, begünstigte die Erhaltung der großen Vermögen, die sich sonst zersplittert haben würden. Einen eigentümlichen Zusatz zur vornehmen italienischen Gesellschaft bildeten, und zwar durchaus nicht nur in Rom, die höheren Geistlichen, vielfach elegante Lebemänner voll der mannigfaltigsten Interessen. Aber an Einfluß wetteiferten mit ihnen die Damen. Ihr Dasein war äußerlich meist sehr gebunden, und vor der Verheiratung traten sie überhaupt nicht in die Öffentlichkeit; da aber die Ehe in der vornehmen Gesellschaft überhaupt stets als eine Verbindung zweier Familien und nicht als Neigungssache behandelt wurde, so gingen beide Teile dann gewöhnlich ihre eignen Wege. Jede vornehme Dame hatte ihren Begleiter (cicisbeo), der ihr galante und ritterliche Dienste leistete, wenn sie ausging oder ausfuhr, und an Gelegenheit zum Anknüpfen von Liebesverhältnissen konnte es nicht fehlen. Der Ehemann aber fand vielleicht bei einer feingebildeten koketten Kurtisane Ersatz für das, was die Frau ihm nicht bot. Freilich die Eifersucht des einen oder des andern Teils ernsthaft zu erregen, war nicht ratsam; in solchen Fällen fuhr der Degen, den (außer in Venedig und Toscana)

jeder Edelmann trug, sofort aus der Scheide, und ein blutiger Zweikampf beendete oft auf offener Straße zur Stelle den Ehrenhandel. Überhaupt neigte die ganze Zeit noch sehr zu Gewaltsamkeiten, die Polizei und die Rechtspflege waren mit wenigen Ausnahmen, namentlich vornehmen Herren gegenüber, lässig, und ein Menschenleben galt nicht viel, am wenigsten vielleicht in Rom. Selbst aber wo es sich nicht gerade darum handelte, arteten persönliche Gegensätze oft zu gehässiger Feindseligkeit aus, nicht zum wenigsten bei den Künstlern.

Die Einrichtung der vornehmen Häuser wurde im Verlaufe des 17. Jahrhunderts immer prächtiger und reicher. An Stelle der alten Ledertapeten traten Seide und Damast, Bilder in breiten Goldrahmen schmückten die Wände, vergoldetes Schnitzwerk die Möbel, das Silbergeschirr wurde gewöhnlich. Dazu vermehrt sich die Zahl der Dienerschaft, die jetzt meist Livree trug.

Geselligkeit.

Aber der Italiener lebte weniger im Hause als der Nordländer, denn schon die südliche Natur brachte einen hohen Grad von Öffentlichkeit des ganzen Lebens mit sich. Auf den Hauptplätzen und in öffentlichen Gärten zu bestimmten Stunden sich zu ergehen oder hoch zu Roß oder in prunkvoller Karosse sich zu zeigen, um zu sehen und gesehen zu werden, das gehörte und gehört zum italienischen Leben. Dabei übte die spanische Etikette lange einen gewissen Einfluß auf Haltung und Tracht, bis sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehr und mehr von der französischen verdrängt wurde, aber im ganzen lag dem lebenslustigen und klarverständigen Wesen des Italieners die steife Grandezza des Kastilianers ebenso fern wie das Streben nach standesgemäßer Ausschließlichkeit dem Volke gegenüber, das wieder die vornehmen Herren und Damen harmlos bewunderte, ohne dabei in knechtische Unterthänigkeit zu verfallen. War doch auch jene Trennung der Nation in eine kirchlich gläubige Masse und eine thatsächlich heidnische Geistesaristokratie, wie sie die Renaissance veranlaßt hatte, unter dem Einflusse des wiederhergestellten päpstlichen Katholizismus verschwunden. Die gebildeten Italiener, gewöhnlich in Jesuitenkollegien, die Frauen in Klöstern erzogen, waren jetzt gut katholisch, entzogen sich ihren kirchlichen Pflichten, die man ihnen ja leicht machte, nicht und nahmen ebensogut an den prunkvollen hohen Kirchenfesten und anderm teil wie das niedere Volk. Das entsprach auch dem ganzen Wesen dieses Volkes, das zur äußerlich schönen Darstellung die höchste Begabung und Neigung besitzt und daher nur an einem glänzenden Kultus und prächtigen Kirchen Gefallen finden kann, und kirchliche Gesinnung gehörte jetzt ebenso zum guten Tone wie früher die spöttische Gleichgültigkeit gegen die Kirche. Die Geistlichkeit aber beteiligte sich an dem nationalen Geistesleben so rege, daß, nachdem sie selber jene alten sittlichen Schäden gebessert hatte, das Gefühl eines Gegensatzes gar nicht mehr aufkommen konnte. Doch jenen finsteren, fanatischen Eifer, der die Spanier gegen die Ketzer beseelte, teilten die Italiener nicht; Neapel verstattete der römischen Inquisition niemals Zugang, Venedig trotzte zuweilen auch dem Interdikte, im aufblühenden Freihafen Livorno genossen seit 1593 nicht nur die Christen aller Bekenntnisse, sondern auch Juden und Mohammedaner volle Religionsfreiheit, und protestantische Reisende wurden um ihres Glaubens willen nicht belästigt. Eine politische Bedeutung und also ein politisches Interesse hatte der italienische Adel nur noch in Rom und Venedig, überall sonst verschloß ihm die Fremdherrschaft oder der Absolutismus einheimischer Fürsten jede wirksame Teilnahme am öffentlichen Leben, und zu ernsthafter kriegerischer Thätigkeit gab ihm fast nur Venedig oder eine fremde Macht oder etwa der ritterliche Malteserorden Gelegenheit. In solchem Dienste haben aber einzelne Italiener namentlich für Spanien und Österreich Vortreffliches geleistet. Trotzdem verkam der italienische Adel keineswegs in faulem Genußleben. Er trieb nicht nur eifrig die Jagd und ritterliche Übungen aller

Art, sondern er nahm auch an dem reichen geistigen Leben den regsten Anteil. Dies aber wurde ganz überwiegend durch litterarische und noch mehr durch künstlerische Interessen bestimmt. Daher standen auch die bedeutenderen Künstler in hoher gesellschaftlicher Geltung, und Männer wie Lorenzo Bernini, Guido Reni und Salvator Rosa lebten als große Herren.

Die Fremden.

Einen besonderen Zug in die italienische Gesellschaft brachten die zahlreichen Fremden, die als Geschäftsleute oder Pilger oder um ihre Bildung zu erweitern oder auch nur zum Vergnügen, kürzere oder längere Zeit im Lande verweilten. Besonders zahlreich waren die Spanier, die Franzosen und die Deutschen, Katholiken wie Protestanten; die Engländer traten damals noch zurück.

208. Italienische Volkstype aus dem 17. Jahrhundert.
Nach Racinet.

Als Kopfbedeckung dient ein Filzhut, auf dem eine Feder steckt; über einem Wams trägt der Mann eine geschlitzte Weste, deren aufgestreifte Ärmel auf der einen Seite die Schnur zeigen, mit welcher die Hemdärmel geschnürt werden. Die weiten Beinkleider, in deren Tasche ein langes Messer steckt, werden durch einen Ledergurt gehalten. Bemerkenswert sind die Medaillen um den Hals und an einer Art Kette. Das Fäßchen über der Schulter deutet auf einen Weinhändler.

Verkehrsmittel.

Die Verkehrseinrichtungen der Halbinsel waren schon entwickelt genug, um den Fremden wie den Einheimischen das Reisen so weit zu erleichtern, daß es nicht mehr zur Qual wurde, und doch noch zu schwerfällig, als daß sie das besondere gesellschaftliche Gepräge der einzelnen Landschaften und Städte hätten verwischen können. Die Straßen waren, mit Ausnahme von Süditalien, im ganzen gut, in Toscana, wo die großherzogliche Regierung sehr viel für sie that, sogar vortrefflich, die besseren Wirtshäuser wenigstens leidlich, wenngleich die welsche Kost und noch manches andre den Deutschen dort nicht behagten. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts reiste man schon vielfach in „Kutschen“, entweder mit eignem Wagen zu 4 bis 6 Pferden oder mit Mietgeschirren (Vetturini), bis dahin ausschließlich zu Pferde. Von Neapel nach Rom brauchte man zu Pferde etwa vier Tage, ebenso lange von Rom nach Venedig, nach Innsbruck mit Kurierpferden bei großer Eile nur sechs Tage. Auch

Die Piazza di Monte Cavallo zu Rom im 17. Jahrhundert.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

1. Der päpstliche Palast (der Quirinal). 2. Die Straße nach der Porta Pia. 3. Die Consulta (Rathaus). 4. Kolossalstatuen des Praxiteles und Phidias. 5. Paläste der päpstlichen Familie.

vermittelten bereits regelmäßige Briefposten den Verkehr, von denen die venezianische sehr rasch, die päpstliche sehr langsam ging, und die größte Schnelligkeit entwickelten die Kuriere der größeren Regierungen. Im ganzen war auch die Unsicherheit der Landstraßen kaum größer als anderwärts. Im Innern Neapels allerdings herrschte das landesübliche Brigantaggio (Räuberwesen), aber im übrigen Italien wurde der Reisende nur von allerdings sehr dreisten und zahlreichen Bettlern und anderm fahrenden Volke belästigt; die Bravi der großen Herren fanden mehr in deren Händeln Verwendung.

Rom und die römische Gesellschaft.

Unter diesen Verhältnissen und bei der politischen Zersplitterung konnte sich ein alles beherrschender gesellschaftlicher und geistiger Mittelpunkt, wie es damals Paris für Frankreich wurde, in Italien nicht bilden; vielmehr wahrte jede größere Stadt ihre Eigentümlichkeit und hätte auch hinter keiner andern zurückstehen wollen. Auch Rom war zwar der Mittelpunkt der katholischen Kirche und die erste Stadt Italiens, aber nicht seine Hauptstadt und nicht seine größte Stadt; zählte es doch im Jahre 1600 nur etwa 100000 und auch 1656 erst 120000 Einwohner, und die wirklich bebaute und bewohnte Fläche füllte den gewaltigen Umkreis der immer noch verteidigungsfähigen Aurelianischen Mauer nur zum allerkleinsten Teile aus, so daß überall auf den Hügeln zwischen den Ruinen Gärten und Felder, Klöster und Villen lagen. Aber die anziehendste und merkwürdigste aller Städte dieses städtereichen Landes war Rom auch jetzt noch. Ein geistlicher Hof und eine nach Tausenden zählende Geistlichkeit gaben der ganzen Bevölkerung das Gepräge. Um den Vatikan gruppierte sich zunächst der hohe stadtrömische Adel, die Orsini, Colonna, Conti, Savelli; mit ihnen den gleichen Rang behaupteten die Familien, aus denen die Päpste hervorgegangen waren, die Aldobrandini, Borghese, Ludovisi, Barberini, Pamfili, Rospigliosi u. s. f. Eine Stufe tiefer stand der zahlreiche, aber damals teilweise durch schlechte Wirtschaft herabgekommene Landadel des städtischen Gebietes, und ihm wiederum folgte die eigentliche römische Bürgerschaft. Während diese ziemlich fest mit der Stadt verwachsen war, fand in den oberen Schichten ein fortwährender Zu- und Abfluß statt. Denn mit jedem neugewählten Papste, mit jedem neuernannten Kardinal strömte sein Anhang aus allen Teilen Italiens nach Rom, um von der hohen Stellung des Verwandten Vorteile zu ziehen; andre kamen aus allen katholischen Ländern, um Ämter zu erlangen oder um Geldgeschäfte zu machen, oder auch um sich der Kunst ausübend oder genießend zu widmen. Eine geschlossene Kolonie französischer Künstler gab es schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Von diesen fremden Elementen blieb immer nur ein Teil dauernd in Rom. Dazu kamen die zahlreichen Fremden, die Botschafter der auswärtigen Mächte mit ihrem großen Personal, vornehme Herren und Damen, die sich aus Interesse an Kunst und Altertum in Rom aufhielten, wie der Herzog von Nevers, Philipp Mancini, ein Neffe Mazarins, oder Christine von Schweden, die am Abend des 19. Dezember 1655 unter großem Gepränge, bei Fackelschein und geleitet von 60 Karossen, zwischen dichten Menschenmauern in Rom einzog und dann im Palazzo Riario (jetzt Corsini in Trastevere) Hof hielt. Die zahllosen Pilger weltlichen und geistlichen Standes aus allen Nationen kamen hinzu. Alles das hoffte und wünschte irgend etwas vom päpstlichen Hofe und seinem Anhange für sich zu erhaschen, und auch die eigentliche bürgerliche Bevölkerung lebte von ihm, von den oberen Ständen und von den Fremden, denn Handel und Gewerbe gab es in Rom nicht, wenn man das Kunstgewerbe ausnimmt. Kam es nun gar zu einer Papstwahl (Konklave), dann geriet die ganze Stadt in leidenschaftliche Erregung, denn die wichtigsten persönlichen und allgemeinen Interessen standen bei dieser großartigsten aller Lotterien auf dem Spiele, und war der erlösende Ruf erschollen: „Habemus papam!“ dann trauerten die einen und triumphierten die andern, und was nicht unmittelbar beteiligt war,

drängte sich um den glücklichen Sieger. Auch sonst lebten die großen Familien, obwohl alle untereinander verwandt und verschwägert, miteinander im beständigen Hader, der zuweilen vor argen Mitteln, vor Gift und Dolch, nicht zurückscheute. Selbst die Botschafter ließen sich auch in solche Händel verwickeln, wie z. B. der französische Gesandte, der Marschall d'Estrées, in Richelieus letzter Zeit mit den Barberini jahrelang in bitterster Feindschaft lebte, die geradezu zu Straßenkämpfen zwischen den Gefolgschaften beider führte, und der Streit zwischen dem spanischen und dem französischen Botschafter um den Vorrang bei Festen setzte mitunter ganz Rom in Bewegung. Daher war die Unsicherheit in den Straßen Roms sehr arg, und Mordthaten am hellen lichten Tage nichts Seltenes. In dem durchtriebenen Ränkespiel, das sich da um Macht, Einfluß und Reichtum drehte, gewannen oft die Damen den Preis, wie Olimpia Maidalchini, die Schwägerin des schwachen Innocenz X. (1644—55), die alles stürzte, was ihr im Wege stand, ihre Verwandten und Kreaturen überall in die Höhe brachte und dabei den Papst fast bis an den Augenblick seines Todes planmäßig ausplünderte, dann aber, als es sich um die Kosten seines Begräbnisses handelte, kaltblütig erklärte, sie sei eine arme Witwe! Diese großen Familien lebten natürlich auch auf großem Fuße in ihren prächtigen, luxuriös eingerichteten Palästen oder in ihren von herrlichen Gärten umgebenen Villen. Die Herren vergnügten sich an Jagden und Reiten, aber viele von ihnen hatten ein lebendiges Interesse für Kunst, Altertum und Litteratur, sammelten Antiken, beschäftigten Künstler und wohnten eifrig den Sitzungen der poetischen Akademien bei, deren eine sogar Königin Christine gründete. Auch veranstalteten Mitglieder des römischen Adels und selbst Kardinäle glänzende Empfangsabende mit theatralischen und musikalischen Aufführungen, doch war die Geselligkeit gebunden durch die strenge Zurückhaltung, die die italienische Sitte den Damen auferlegte und die den gegenseitigen Verkehr von Haus zu Haus in Gesellschaften nach unsrer Sitte erschwerte. Es erregte allgemeines Aufsehen, als eine französisch erzogene Italienerin, Marie Mancini, die geistvolle Nichte Mazarins und einstige Jugendgeliebte Ludwigs XIV., die sich 1661 mit Onoffrio Colonna, Herzog von Pagliano, vermählt hatte, im Palazzo Colonna nach französischer Art ein offenes Haus hielt und Bälle, Maskeraden und Komödien gab, bis ihr Gemahl schließlich eifersüchtig wurde, und sie sich nur durch die Flucht einem unfreiwilligen Aufenthalte auf seiner einsamen Stammburg entziehen konnte. Fast nur bei großen öffentlichen Festlichkeiten erschienen die vornehmen Damen, vor allem beim Karneval, der nun wieder alle Stände in ausgelassener Lustigkeit vereinigte. Aber auch sonst ließ die bequeme päpstliche Polizei dem Volke große Freiheit, und ganz Rom lachte, wenn einmal an dem Standbilde des Pasquino ein witziges Epigramm irgendwelchen vornehmen Herrn verspottete, wie Urban VIII. (s. S. 358)*). Alles in allem war es ein Leben so voll Reiz und Abwechselung, daß sich viele von Rom unwiderstehlich gefesselt fühlten.

Neapel. Die größte Stadt Italiens war Neapel mit seinen 200000 Einwohnern, aber mit Rom hielt es keinen Vergleich aus. Hier wurde das gesellige Leben beherrscht von dem prunkvollen Hofe des spanischen Vizekönigs, der von kastilianischer Etikette umgeben das Land despotisch beherrschte. Ein zahlreicher, stolzer und nach spanischer Weise höchst titelsüchtiger hoher Adel hauste in der Stadt in prächtigen Palästen. Es gab Herren darunter, die 50—100000 Dukaten Jahreseinkünfte zogen, andre freilich waren tief verschuldet. Die spanische Etikette, der sich dieser Adel fügte, störte doch

*) Nach dem buckeligen und witzigen Schneider Pasquino nannte man seit dem 15. Jahrhundert die Reste einer herrlichen griechischen Statuengruppe (Ajax mit dem Leichnam des Achilles) an der Via di Pasquino in der Nähe der Sapienza, an denen seit dieser Zeit stachlige Epigramme (Pasquilli) angeheftet zu werden pflegten.

das lebensfrohe, bedürfnislose Volk nicht in seinem Behagen, und seine ganze Art, seine Freude an buntem Schmuck und lärmender Musik, sein naiver, halb heidnischer Wunderglaube kam nirgends mehr zum Ausdruck als beim Feste des Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Januarius (19. September).

Florenz.

Nur noch ein Schatten seiner selber war im 17. Jahrhundert Florenz. Wohl suchte der Hof der gefürsteten Medici durch glänzende Prachtentfaltung, Kunstpflege und Sammeleifer zu ersetzen, was er zerstört hatte — damals entstanden die herrlichen Museen der Uffizien und des Palazzo Pitti —, und in der Malerei bewahrte Florenz einen hohen Rang (s. S. 359), aber das einst so reiche politische Leben war erstorben; die großen Familien, die ehemals im Dienste des Staats gewetteifert und die Stadt mit den herrlichsten Kunstwerken geschmückt hatten, die hatten sich vor dem mißtrauisch-despotischen Regiment des neuen Herrscherhauses auf ihre Villen zurückgezogen, die in reichem Kranze das liebliche Arnothal umsäumen, und waren für Fremde wenig zugänglich. Auch die vornehmen Frauen lebten ganz zurückgezogen. Dafür war der florentinische Adel titelsüchtig geworden und viele Familien prunkten mit dem leeren Titel des Marchese; auch an arger sittlicher Verwilderung fehlte es nicht. Berüchtigt ist die Blutthat einer der ersten Frauen von Florenz, Veronica Cybò, die in wütender Eifersucht auf ihren Gemahl Jacopo Salviati, Herzog von San Giuliano, dessen Geliebte Caterina Canacci durch ihre Banditen ermorden ließ und das blutige Haupt der Unglücklichen ihrem Gemahl in einem Wäschekorbe übersandte! Sie entging der verdienten Strafe, mußte sich aber nach ihrer Heimat Massa zurückziehen, wo sie erst 1691 im Alter von 80 Jahren starb. Das Volk war fleißig und betriebsam, und das ganze toscanische Hügelland mit Ausnahme der fieberschwangeren Maremmen an der Küste glich einem blühenden Garten. Das Johannisfest vereinigte alle Stände und die Bewohner der Umgegend in Florenz; da gab es geistliche Umzüge mit Gestalten aus der Heiligengeschichte, Wettlauf und Wagenrennen, woran sich auch die Familien des alten Adels und das großherzogliche Haus beteiligten.

Mailand.

Wohl die blühendste Stadt Italiens war damals Mailand, obwohl es unter spanischer Herrschaft stand. Die Paläste ließen sich mit denen von Rom, Neapel, Genua und Florenz nicht vergleichen, aber an Fremdenverkehr stand es Venedig wenig nach. Von dem Adel ragten um 1600 allerdings nur wenige Familien durch ihren Reichtum hervor, wie die Sforza, Borromei, Trivulzi und Serbelloni, aber mäßig bemittelte Geschlechter gab es sehr viele. Da ihnen jede politische Thätigkeit abgeschnitten war, so wucherten hier gern Familienhändel auf, die nicht selten zu blutigen Ausschreitungen und rechtlosen Gewaltthaten führten. Anderseits genoß man nach Möglichkeit das Leben; die Edelleute hielten auf gute Tafel, ritten alle täglich in glänzender Kavalkade aus, und die Damen, die sich hier etwas freier bewegen durften, folgten in prächtigen Karossen. Nirgends wurden die Fechtkunst und die Tanzkunst zu solcher Vollkommenheit ausgebildet wie in Mailand; es war daher geradezu „ein Mittelpunkt für die äußere Bildung des europäischen Adels". Von den Künsten fand insbesondere die Musik eifrige Pflege, die in der Gestalt der Oper auch hier bald das Interesse für das Schauspiel zurückdrängte. Im Karneval pflegte der mailändische Adel seinen ganzen Reichtum und seinen feinen Geschmack zu zeigen. Daneben entfaltete der Bürgerstand eine überaus rege und erfolgreiche Thätigkeit in Handel und Gewerbe; Harnische, Waffen, künstliche Stickereien fand man nirgends so schön als in Mailand. Als ein Einfluß spanischer Sitte erscheint es, wenn mailändische Kaufleute sich gern vom Geschäfte zurückzogen, um als Rentner zu leben und ihren Söhnen adligen Rang oder wenigstens das Dasein eines Edelmanns zu verschaffen.

Venedig. Als Fremdenstadt stand Venedig neben Rom und fand darin einen Ersatz für große Einbußen. Denn seine auswärtigen Besitzungen waren zum Teil verloren, und die Verschiebung der Handelswege hatte die Königin der Adria aus ihrer alten Herrscherstellung verdrängt. Aber noch im 17. Jahrhundert führte die Republik um Kandia mit der zähesten Ausdauer den Kampf, und es gelang ihr sogar noch die Eroberung von Morea (s. unten). Das Arsenal konnte noch 1603 200 Galeeren ausrüsten. Und wenn die Neigung zu weiten und gefährlichen Unternehmungen bei den Nobili auch abnahm, so erhielten sich doch mit den alten Regierungsformen auch die alten stolzen Traditionen des venezianischen Adels. Schroffer wie jemals schloß

209. Italienische Trachten im 17. Jahrhundert.
Nach Racinet

1 Prokurator der Republik Venedig.

Die Robe mit langen Ärmeln wird von einem Ledergürtel zusammengehalten; auf der linken Schulter liegt das eigentümliche breite Band (Stola), welches heutzutage noch die richterlichen französischen Beamten tragen. Hier ist es schwarz und gestickt.

2 Dogaressa im Winterkostüm.

Die Dogaressa ist à la ducale gekleidet, unabhängig von der herrschenden Mode. Der „Corno", die Kopfbedeckung, ist mit Perlen besetzt und ein Schleier aus äußerst feiner Seide hängt herab. Das Kleid aus Brokatstoff ist vorn offen und mit Hermelin gefüttert; darüber wird ein goldgestickter Mantel mit sehr langer und breiter Schleppe getragen.

3 Venezianischer Edelmann in Trauer.

Zum Zeichen der Trauer wird ein langer, schwarzer Mantel getragen, der weit über die Füße herabhängt; je länger die Trauer dauerte, umsomehr wurde diese Schleppe verkürzt, bis sie ganz abgeschnitten und der Mantel ohne dieselbe getragen wurde.

er sich politisch gegen den Bürgerstand ab, und sogar die immer zahlreicheren verarmten Edelleute, die der Staat ernähren mußte, blieben Mitglieder des Großen Rats und gingen nicht im Bürgertume auf. Auch das Absterben mancher großen Familien störte diese Ausschließlichkeit nicht. Nach wie vor sah man an den Tagen, da im Dogenpalaste der Große Rat seine Sitzungen abhielt, die Nobili gruppenweise auf dem Markusplatze und vor dem Palaste lustwandeln und eifrig sich unterhalten, mittelgroße, schlanke, meist blonde Leute von gesetzter, stolzer, selbstbewußter Haltung, in schwarzer spanischer Tracht, die erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts allmählich der französischen wich. Auch die alte gewerbliche Betriebsamkeit dauerte fort und machte Venedig in Glas, Mosaiken, Bronzen, Spitzen und Seidenwaren noch immer zu einer

der ersten Industriestädte Europas, und der ererbte Reichtum war so groß, daß er noch auf lange Zeit die Mittel zu jenem reichen, luxuriösen Dasein gewährte, das der vornehme Venezianer nicht entbehren mochte, bis sein Haus verarmt war.

Sittliche Verhältnisse in Venedig.

Auf die Zeit der Macht, des Kampfes und des Erwerbes folgte ein Zeitalter schwelgerischen Genusses. Ein solches pflegt sich niemals durch sittliche Strenge auszuzeichnen, und in der That war Venedig nicht zum wenigsten im 17. Jahrhundert eine ebenso verführerische als leichtfertige Stadt, wenn es auch natürlich nicht an Ausnahmen fehlte. Daß der junge Patrizier sich eine Mätresse hielt, war selbstverständlich, und da die Ehe in den vornehmen Häusern noch weniger mit der Neigung des jungen Paares

210. Italienische Trachten im 17. Jahrhundert.

Nach Racinet.

4 Venezianischer Edelmann in Winterkleidung.

Die schwarze, bis zum Boden reichende Robe ist mit grauem Eichhörnchenpelz gefüttert und besetzt. Die Ärmel hängen am Ellbogen lang herunter; dazu wird ein samtener Gürtel und ein Barett aus schwarzem Tuch getragen.

5 Derselbe in Sommertracht.

Die Robe besteht aus schwarzem Tuch oder aus Serge und ist in letzterem Falle mit moirés antique gefüttert. Unter dem Knie wird sie durch Agraffen zusammengehalten; die Brust bleibt offen, so daß hier das Spitzenhemd zu sehen ist. Die Kopfbedeckung ist aus schwarzem Taffet.

6 Patrizier, Mitglied des Großen Rates in Venedig.

Bei den Patriziern zeigte die größere oder geringere Weite des Ärmels die Höhe ihres Ranges an; das Barett ist aus Seide. Die Robe ist oben offen und läßt das Unterwams und das Hemd sehen. Bemerkenswert sind die Schuhe mit hohen Absätzen.

zu thun hatte als anderwärts, so gab das ein sehr äußerliches Verhältnis. Der Kinder entledigten sich die Eltern möglichst bald, indem sie etwa vom siebenten Jahre an die Knaben in ein Kolleg, meist der Jesuiten, die Mädchen in ein Nonnenkloster zur Erziehung schickten. Der Ehemann zog auch jetzt noch den Umgang mit andern verheirateten Frauen oder auch mit Kurtisanen vor, die sich ganz öffentlich zeigten und oft an Glanz der Toilette mit den Edelfrauen wetteiferten; die Dame des Hauses putzte sich stundenlang, fuhr dann mit dem Cicisbeo, dem gehorsamen Sklaven ihrer Launen, aus, da ein Ehepaar öffentlich zusammen nicht erscheinen durfte, und benützte passende Gelegenheiten, um Liebesverhältnisse anzuknüpfen. Maske und Schleier machten dabei zwar nicht unkenntlich, gaben aber den Anspruch auf ein diskretes Inkognito.

Im schlimmsten Falle war die Scheidung der Ehe nicht schwer und daher ziemlich häufig. Selbst in den zahlreichen Nonnenklöstern der Stadt herrschte ein äußerst lockeres Leben. Denn die meisten der dort untergebrachten jungen Mädchen aus den vornehmen Familien hatten nur widerwillig den Schleier genommen und hielten sich jetzt schadlos, indem sie sich in dem Sprechzimmer mit jungen Patriziern unterhielten, mit ihnen alle möglichen Vergnügungen aufsuchten, namentlich zur Zeit des Karnevals und sich natürlich auch ihre Huldigungen gefallen ließen. Selbst bei sehr argen Dingen pflegte dann die Regierung durch die Finger zu sehen, um noch größeren Skandal zu vermeiden. Sehr im Unterschiede von den Nobili lebten Bürger und Handwerker in ganzen durchaus solid, obwohl sie des poetischen Schimmers, der über der Lagunenstadt lag, nicht entbehrten.

Geselliges Leben in Venedig.

Welche Jahreszeit den Venezianern mehr Vergnügen bot, ist schwer zu sagen, denn sie wußten das ganze Jahr zu einer Reihe von Lustbarkeiten und Festen zu machen. Und diese als so mißtrauisch und despotisch verschrieene Regierung ging von dem weisen Grundsatze aus, daß das Volk Belustigungen brauche, um zufrieden zu bleiben. Aus dieser klugen Vorsicht erklärt es sich auch, daß sie keine unterscheidende Tracht beim Adel duldete, für alle Gondeln nur die schwarze Farbe zuließ und bei den Festen die Beteiligung des Volkes auf alle Weise begünstigte. Im Winter vergnügte sich die vornehme Welt in der Komödie und der Oper (seit 1637), an Maskeraden und feierlichen Bällen und leider auch an hohem Spiel in kleinerem, verschwiegenem Kreise (daher Ridotto), trotz der strengen Verbote. Den Höhepunkt bildete in dieser Jahreszeit der Karneval. Er begann wie überall in Italien mit dem Epiphanientage (16. Januar), wenn die Vesperglocke läutete. Da füllten sich der Markusplatz und die kleineren Plätze (campi) mit Tausenden von lustigen Masken, die Nobili mitten darunter; auf der Riva gab es wilde Tiere, Kunstreiter, Akrobaten und Taschenspieler zu bewundern, und am Donnerstage vor Fastnacht (Giovedì grasso) entfaltete sich auf dem Markusplatze vor den Augen der Signoria und der fremden Botschafter der bunteste Mummenschanz in fröhlichem Durcheinander. Alle Weinschenken waren tagtäglich überfüllt, abends hing an der Thür jedes Hauses eine blumengeschmückte Lampe, und nach dem Klange eines Spinetts oder einer Violine drehte sich das Völkchen selig im Takt. Die Maske, die an diesem Tage jeder trug, alt und jung, Patrizier und Bürger, arm und reich, glich alle Standesunterschiede aus und erhöhte den Reiz dieser tollen Zeit. Den Eintritt des Frühlings bezeichneten Reiterspiele und Scheibenschießen der jungen Nobili, aber die eigentliche Saison begann mit dem „Fresco“ am zweiten Osterfeiertage. Da fuhren 3—400 Gondeln den Großen Kanal hinunter, mit bunten, im Wasser nachschleppenden Teppichen geschmückt, die Ruderer gekleidet in die Farben des edlen Hauses, Damen und Herren in reicher Kleidung und fröhlichster Stimmung, und das alles auf der wunderbarsten Wasserstraße der Welt, zwischen den stolzen und zierlichen Palästen, die eine große Zeit erbaut hatte. Am Abend klang überall unter den luftigen Balkonen die Serenade. Das wiederholte sich dann jeden Sonn- und Festtag während des ganzen Sommers bis Ende September. Doch das glänzendste aller Schauspiele, das Venedig bot, war bis zum Untergange der Republik die sinnbildliche Vermählung des Dogen mit der Adria am Himmelfahrtstage. Welch ein Anblick, wenn das Prachtruderschiff, der „Bucentoro“, mit dem Dogen, den höchsten Behörden und den fremden Gesandten an Bord, unter der großen Flagge des heiligen Markus und von Gold und Purpur strahlend, majestätisch auf den glitzernden Wellen der Lagune einherschwamm, ringsum zahllose Galeeren und Gondeln im Schmucke der Banner und Teppiche, während alle Schiffe im Hafen flaggten, die Geschütze donnerten und alle Glocken der kirchenreichen Stadt läuteten! Draußen warf

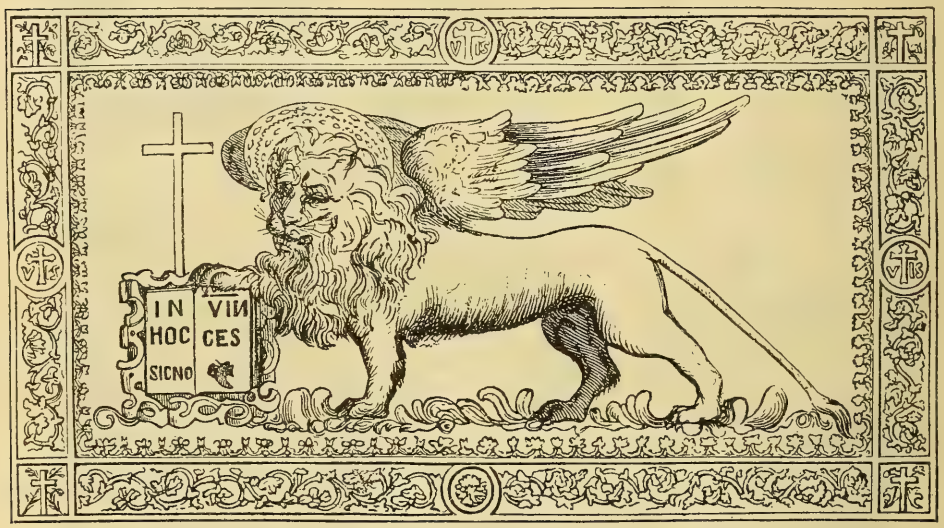
der Doge einen Ring ins blaue Meer und hörte eine Messe in St. Nicolo del Lido. Nach der Rückkehr hielt er glänzende Tafel im Palast. Alle Gäste waren in scharlachroter oder schwarzer Gala, alle Fenster der Paläste mit Teppichen geschmückt, und auf dem Markusplatze drängte sich eine festlich bewegte und geputzte Menge um die Schenken

211. Rückkehr des Dogen auf dem „Bucentoro" nach der Vermählung mit der Adria.
Faksimile eines Kupferstiches von Giacomo Franco.

und die reichen Auslagen der Kaufleute. Mit Ende September gingen die Nobili zur Villeggiatura hinaus auf ihre Villen, die von Gärten umgeben und künstlerisch ausgeschmückt auf dem Festlande um Mestre, Treviso, Padua und an der Brenta lagen. Auch dort lebten sie nach städtischer Weise, nur ungezwungener, auf modernen Naturgenuß gingen sie nicht aus.

Die Fremden in Venedig.

So war die „Königin der Adria“ aus einer Beherrscherin des Meeres zu einer verführerischen Sirene geworden. Wenn den heutigen Fremden vor allem die Denkmäler einer großen Vergangenheit anziehen, so wurde der Mensch des 17. Jahrhunderts gefesselt durch die wunderbare Lage der meerumschlungenen Stadt, den Reiz des Geheimnisvollen und Schrecklichen, der diese Aristokratie umgab, und das berauschende Leben voll Üppigkeit, Schönheit und Geist. Dieser Anziehungskraft unterlagen Italiener wie Fremde. Fast alle italienischen Fürsten hatten in Venedig ihre Paläste, und auch deutsche Fürsten hielten sich oft längere oder kürzere Zeit in Venedig auf. In solchen Fällen erfüllte die Signoria gern mit Würde und Pracht die Pflichten des Wirtes. Für die Aufnahme des Großherzogs Ferdinand II. von Toscana 1628 wandte sie 50000 Dukaten auf, und den Herzog Ernst August von Braunschweig empfing im August 1685 Marco Contarini auf seiner Villa im Paduanischen mit der ausgesuchtesten Pracht und den auserlesensten leiblichen und geistigen Genüssen.



212. Flagge der Republik Venedig an Bord des „Bucentoro“.

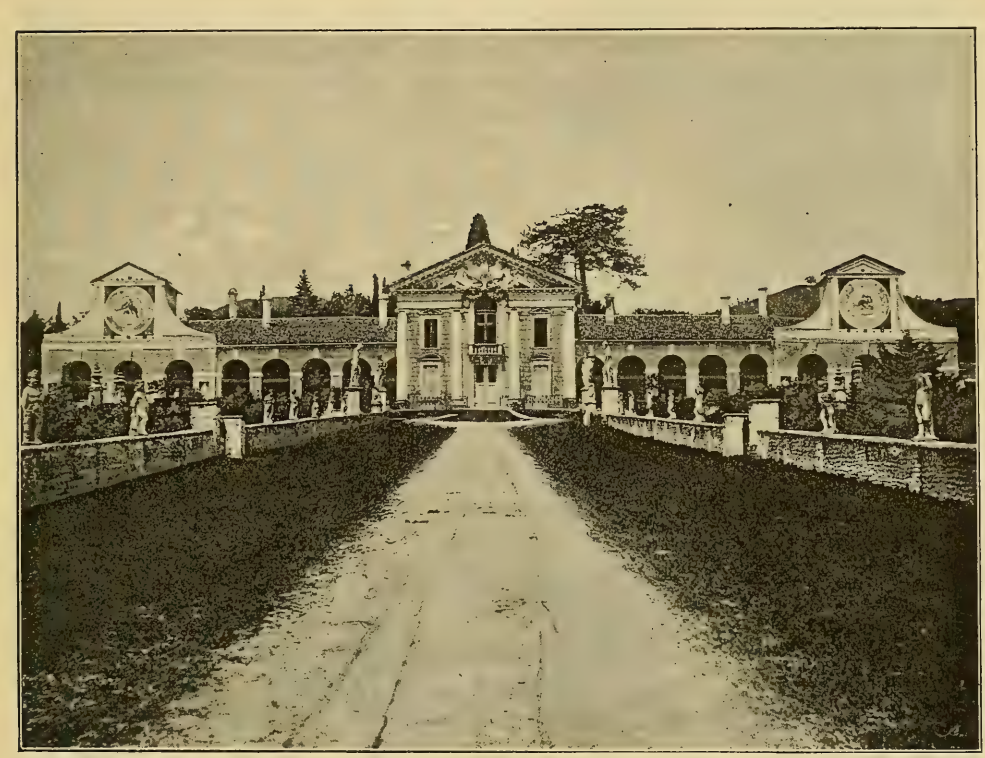
Schäden in den politischen Verhältnissen.

Manche dunkle Schattenseiten des italienischen Lebens dieser Zeit sind schon im Vorstehenden berührt worden; andre treten in den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes hervor. Die spanische Fremdherrschaft nicht minder wie das absolutistische Regiment der einheimischen Regierungen erstickte in der großen Masse der Bevölkerung jede eigentliche Staatsgesinnung. Um so eifriger schloß sie sich in ständische Gruppen zusammen. Neben der zahlreichen und mächtigen Geistlichkeit und dem Adel standen überall die Gilden der Kaufleute, Rechtsgelehrten und Ärzte und die Zünfte (arti) der Handwerker. Diesen Vereinigungen gegenüber war auch die mächtigste Regierung thatsächlich schwach, so tyrannisch sie auftreten mochte, und vollends die Rechtspflege war überall parteiisch und bestechlich, eine Gleichheit vor dem Gesetz vollends existierte nirgends. Der vornehme und mächtige Herr wußte fast überall seinen Willen durchzusetzen und sich vor allen üblen Folgen etwaiger Vergehungen zu schützen. Zahlreiche Edelleute, namentlich in Rom und in der Lombardei, hielten sich in ihren Bravi geradezu eine bewaffnete Gefolgschaft, die zu allen Gewaltthaten bereit war, und herrschten in ihrem Gebiete mit unumschränkter Macht. Das unbestrittene Asylrecht

der zahlreichen Klöster entzog gewiß manchen Unschuldigen ungerechter Verfolgung, lähmte aber auch oft die Rechtspflege. Am meisten unter diesen Zuständen litt das Landvolk, das sich nur durch Anschluß an einen mächtigen Grundherrn oder auch durch Verwendung der Kirche einigermaßen schützen konnte.

Und auch die Lasten des wirtschaftlichen Zustandes trug vor allem die Landbevölkerung. Handel und Gewerbe mochten abgenommen haben, weil Italien so wenig wie Deutschland am Welthandel und an der Kolonisation Anteil hatte, und der gewaltige Aufschwung Englands, Hollands und Frankreichs den Italienern eine unüberwindliche Konkurrenz bereitete; auch der einzige Seehafen, dessen Verkehr in rascher

Wirtschaftliche Lage.



213. Die Villa Barbaro zu Masér (zwischen Treviso und Feltre), erbaut durch Daniele Barbaro.
Nach einer Originalphotographie.

Zunahme war, Livorno, die Gründung der Großherzöge Cosimo I. und Franz (1577), der Sammelplatz von Kaufleuten aller Völker und Konfessionen, übte als Freihafen wenig Einfluß auf das toscanische Hinterland, und sein Handel war meist in den Händen der Fremden. Nicht minder gingen einzelne Gewerbe, wie die früher so blühende toscanische Woll- und Seidenweberei, sehr zurück. Aber die städtischen Erwerbszweige waren doch noch immer nicht unbedeutend und ernährten im ganzen ihre Leute. Der Bauer dagegen genoß trotz alles Fleißes nur wenig von dem Ertrage seiner mühsamen Arbeit unter der Sonnenglut des italienischen Himmels. Denn er war im ganzen mittleren Teile Italiens fast nirgends Eigentümer des Bodens, sondern Pächter oder Tagelöhner eines Grundherrn, den er vielleicht kaum persönlich kannte, oder Gutsunterthan der Kirche. Diese Vernichtung des freien Bauernstandes und des mittleren

und kleinen Grundbesitzes war eines der schlimmsten Erbstücke, die das römische Altertum der Nachwelt hinterlassen hatte. Nur in der Poebene und in einzelnen Strichen Siziliens überwogen wie noch heute die kleinen Besitzer, aber bei diesen ging die Zersplitterung des Bodens durch Erbteilungen namentlich in der Lombardei und Venetien so weit, daß überall Zwergwirtschaften entstanden, die zu klein waren, um ihren Besitzer vollständig zu beschäftigen und zu ernähren. Die alte Neigung der Grundherren, ihren Besitz als Weideland für halbwilde Herden zu benutzen, verwüstete nicht bloß die ohnehin schon arg gelichteten Wälder, sondern entzog auch dem Ackerbau weite Flächen, und die toscanischen Maremnen wie die römische Campagna, die einst Tausende von Bauern ernährt hatten, waren längst zu einem menschenleeren, fieberhauchenden Sumpfwalde oder zur Steppe geworden. Dazu hinderten Jagdgerechtsame und Weideservituten der Grundherren, der Gemeinden und sogar des Staats (z. B. in Toscana) jeden Fortschritt des Betriebes, den die oft sehr große Entfernung des Ackerlandes vom Wohnsitze des Bauern ohnehin wesentlich erschwerte.

So steht dem glänzenden und farbenreichen Bilde der italienischen Städte ein ganz andres gegenüber, sobald man das platte Land ins Auge faßt: elende Wohnungen inmitten eines kunstprangenden Landes, dürftige Nahrung und Kleidung gegenüber dem Luxus der größeren Städte, Mangel an jeder höheren Bildung bei allem Reichtum der Geisteskultur, kennzeichnen das Dasein des italienischen Bauern- und Hirtenvolks. Auch dies war eine Erbschaft des Altertums, der unbedingten Herrschaft, die seit dieser Zeit die Städte Italiens und ihre Interessen über das Land behauptet haben. Wenn sie jenes bewundernswürdige Kulturleben entfalten konnten, so hat die italienische Bauernschaft als Lasttier der städtischen Gesellschaft wenigstens leidend und arbeitend dazu beigetragen.

Die Niederlande in ihrer Blütezeit.

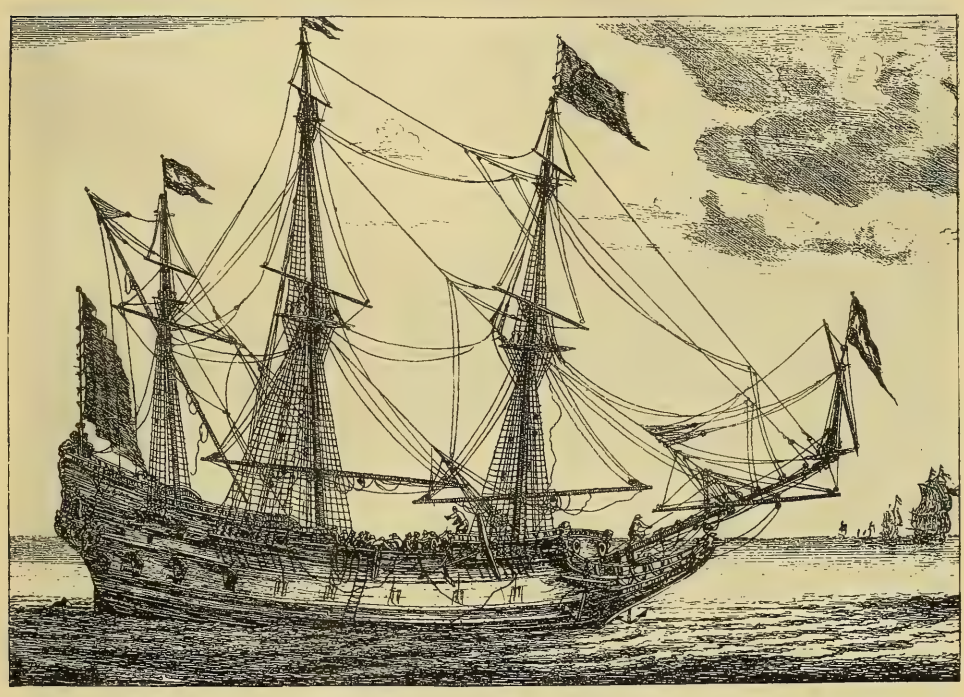
Niemals erfreuten sich die Vereinigten Niederlande eines blühenderen Zustandes, als in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Während Spanien durch krampfhafte Anstrengungen, die halb verlorene Stellung wiederzugewinnen, seine letzten Kräfte erschöpfte, und die Söldnerscharen ganz Europas Deutschland zertraten, entwickelte sich Holland zur ersten See- und Kolonialmacht der Welt und brachte auch eine höchst achtungswerte geistige Kultur hervor, die für einige Zeit die klaffende Lücke ausfüllte, welche Deutschlands Verödung ließ. „Hollands Kaufleute sind Fürsten", so ruft die pfälzische Kurfürstin Luise Juliane, Friedrichs V. Mutter, bewundernd aus; „die Einwohner dieser Eilande verachten die Welt und spotten der Könige", so klagt eine spanische Denkschrift. Die „Frachtfahrer aller Nationen" waren die Niederländer, ihre Hauptaufgabe nicht die Vermittelung der Ein- und Ausfuhr des eignen Landes, sondern der Zwischenhandel, der fremde Länder miteinander in Verbindung bringt. Kein Wunder deshalb, daß es hieß, es gebe in Holland mehr Schiffe als Häuser, denn in der That besaß die Union im Jahre 1634 eine Handelsflotte von 34850 Fahrzeugen mit 2002500 Lasten, während z. B. Deutschland noch im Jahre 1866 nur 7211 Schiffe mit 648956 Lasten zählte.

Der europäische Handel.

Verkehr mit den Ostseelanden.

Im europäischen Handel beanspruchte der Verkehr mit den Ostseelanden die größte Bedeutung, er galt als „die Mutter aller Kommerzien", als „das Fundament alles Handels" und beschäftigte mehrmals ein Drittel der gesamten Handelsflotte,

im Jahre 1634 etwa 6000 Schiffe mit 720000 Lasten. Polnisches Getreide und die zahllosen Bedürfnisse des Schiffbaues bildeten die Hauptartikel der Ausfuhr, während die Kolonialwaren in den nordischen Ländern offenen Markt fanden. Dadurch erwuchs Amsterdam zum ersten Getreidemarkte der Welt; anderseits wurde freilich auch das übervölkerte Holland so abhängig von diesen Zufuhren, daß jede Verteuerung oder Stockung große Verlegenheiten brachte. Mit Rußland verkehrten die Niederländer unmittelbar über Archangel; sie schlugen hier, gefördert durch die Gunst des Zaren, der mehrmals Botschaften nach dem Haag entsandte, die englische Konkurrenz aus dem Felde und zogen jährlich einen durchschnittlichen Gewinn von



214. Ein Straetvarder im 17. Jahrhundert.

Nach einem Kupferstiche von Reinier Zeemann.

600000 Livres, obwohl nur acht Schiffe die Fahrt regelmäßig machten. Der französisch-holländische Ausfuhrhandel, dessen Betrieb den Niederländern allein überlassen blieb, erreichte im Jahre 1658 die Ziffer von 43 Millionen Gulden. Für die Einfuhr nach England behaupteten Kolonialwaren und Schiffbaubedürfnisse den ersten Platz; über den Verkauf holländischer Tuche entstanden dagegen früh Streitigkeiten. Vollständig beherrschte die holländische Flagge den rheinischen Handel, für den das verarmte Deutschland in keinen Wettbewerb einzutreten vermochte. Im Verkehr mit Spanien und Portugal barg sich die niederländische Ware meist unter fremder Flagge; offen wehte dagegen das dreifache Banner im Mittelmeer am Heck starker, kriegsmäßig gerüsteter Schiffe, der „Straetvarders“ (Straßenfahrer, weil sie durch die Straße von Gibraltar fuhren), die, gegen die Anfälle der Barbaresken gesichert,

Verkehr mit Frankreich, England, Spanien, Portugal und auf dem Rhein.

namentlich Fische und Kolonialwaren nach Italien und der Levante, vor allem nach Smyrna führten. Die Börse von Amsterdam aber wurde die erste der Welt.

Seefischerei.

Da seemächtige Völker stets auch die Seefischerei beherrscht haben, so fiel auch diese naturgemäß den Holländern zu, vor allem die „große Fischerei", der Heringsfang, einst eine unerschöpfliche Quelle hanseatischen Reichtums. Dafür rüstete die einzige Stadt Enkhuizen jährlich 4—500, die Gegend an der Maas 2—300 Fahr-

215. Die Börse von Amsterdam.

Nach einem Kupferstiche von J. Ottens.

zeuge aus, während auf den Walfischfang nach Grönland in den zwanziger Jahren nur sechzehn, freilich größere Schiffe, ausfuhren und einen Gewinn von durchschnittlich 500000 Livres abwarfen.

Die Holländer in Amerika.

Brasilien.

Viel glänzender nahmen sich die Erfolge aus, welche die Niederländer in Amerika und Asien davontrugen. Für den Handel nach jener Richtung wurde im Jahre 1621, gleichzeitig mit dem wiedererneuten Ausbruche des spanischen Krieges, die Westindische Kompanie gestiftet, nach dem Muster der älteren Ostindischen (s. Bd. V, S. 725) in fünf Kammern geteilt und von neunzehn Direktoren geleitet. Sie war ganz überwiegend ein Unternehmen Hollands und Seelands, die zusammen acht Neuntel des Kapitals aufbrachten, wovon wieder die Hälfte auf Amsterdam allein entfiel. Beschränkte sich die neue Gesellschaft in den ersten Jahren auf Plünderungsfahrten, die unter anderm im Jahre 1628 zu der Wegnahme einer spanischen Silberflotte führten (s. S. 303),

216. Johann Moritz von Nassau, Statthalter von Brasilien.
Nach dem Gemälde von Jan van der Baen im Herzogl. Museum zu Braunschweig.

so begann sie sich bald auf dem südamerikanischen Festlande im portugiesischen Brasilien festzusetzen. Nachdem schon im Jahre 1624 Jakob Willekens die Hauptstadt Bahia (de todos los Santos) vorübergehend besetzt und im Angesichte derselben Peter Hein im Jahre 1627 eine portugiesische Flotte geschlagen hatte, wurde im Jahre 1630 Olinda mit der Klippeninsel Recife bei Pernambuco vom Admiral Lonq erobert und ein Jahr darauf gegen ein portugiesisches Geschwader von 53 Segeln glücklich ver-

teidigt. Bald fielen auch andre Küstenplätze den Holländern in die Hände, dazu an der Nordküste das wichtige Curaçao, wobei dem Deutschen Sigmund Schuppen und dem polnischen Sozinianer Christoph Arciszewsky das Hauptverdienst gebührte. Je mehr nun die Eroberung als Hauptzweck hervortrat, desto mehr ließen die Niederländer es sich angelegen sein, durch mildes Verfahren die Portugiesen zu gewinnen. Sie gewährten ihnen Religionsfreiheit, gesetzliche Gleichheit und einheimische Gerichte. Auf diese Bedingungen unterwarfen sich allmählich ganze Capitanien, zuerst Parahyba, Pernambuco und Rio grande. Endlich übernahm im Januar 1637 der treffliche Johann Moritz von Nassau die Statthalterschaft.

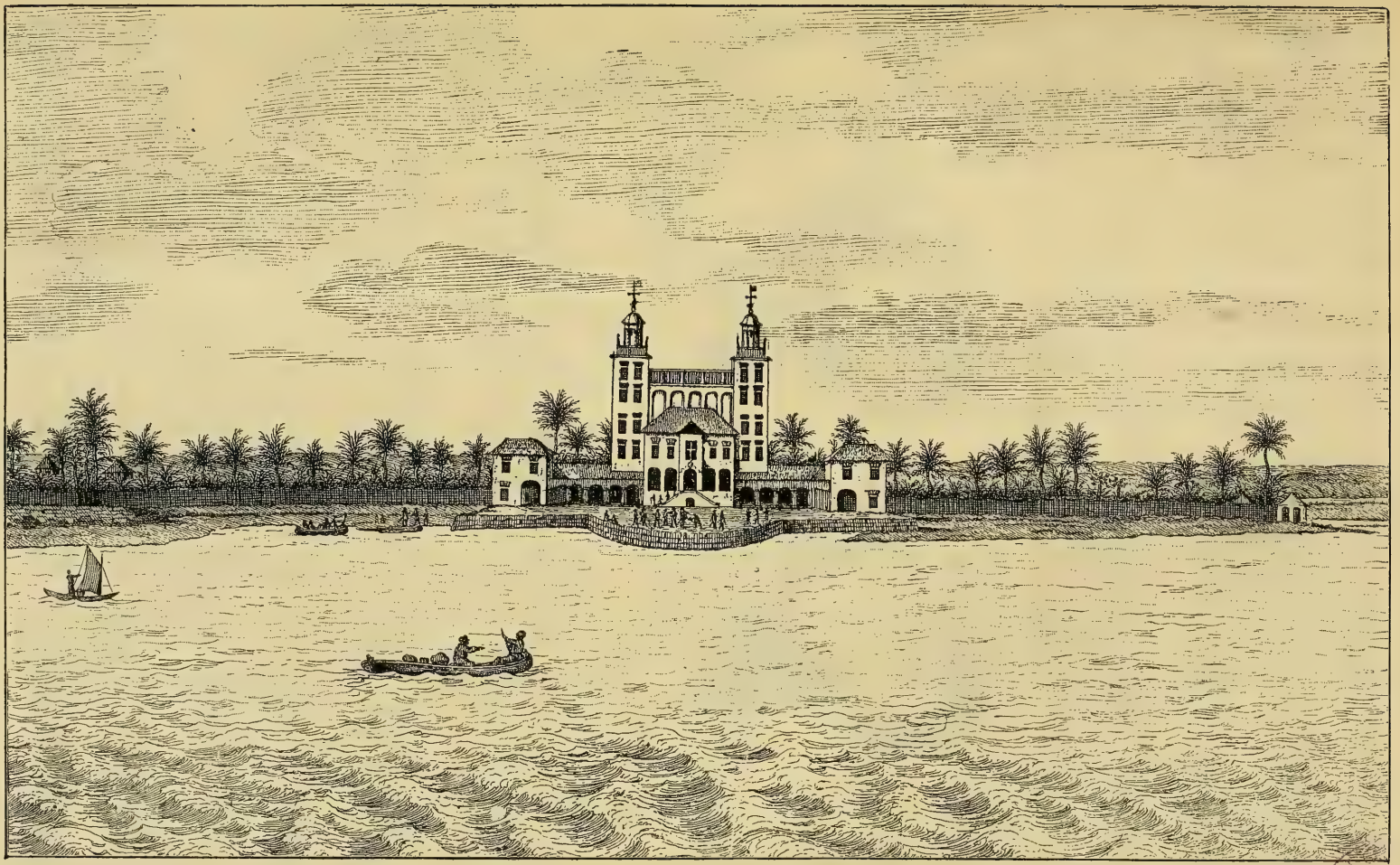
Johann Moritz von Nassau.

Johann Moritz gehörte zur Siegener Linie des Hauses Nassau und war als Sohn des Grafen Johann VIII. am 17. Juni 1604 im Schlosse von Dillenburg geboren. Nachdem er in Basel und Genf studiert hatte, trat er schon 1621 in den Dienst der Generalstaaten und machte unter seinem Vetter Friedrich Heinrich zahlreiche Belagerungen mit. So vielfach bewährt ließ er sich 1636 von der Westindischen Kompanie auf fünf Jahre gewinnen und landete am 23. Januar 1637 mit zahlreichem Gefolge, bei dem sich auch Naturforscher und Architekten befanden, denn Johann Moritz wollte das Land nicht nur erobern und ausbeuten, sondern auch kultivieren.

Von der krämerhaften Gesinnung der Kompanie immer nur mangelhaft unterstützt, so daß er niemals mehr als 6000 Mann unter seinen Befehlen hatte, breitete er doch die niederländische Herrschaft südlich bis an den San Francisco, anderseits über den ganzen Nordosten des Landes aus, obwohl die Eroberung Bahias im Jahre 1638 mißlang. Der köstliche Besitz schien gesichert, als eine spanische Flotte von 86 Segeln, die Olivarez im Jahre 1639 fast gleichzeitig mit dem Unternehmen gegen England (s. S. 312) nach Südamerika ausgesendet hatte, nach viertägigen Kämpfen vor der Mauritsstad von Wilhelm Loos völlig geschlagen worden war (Januar 1640) und das inzwischen von den Spaniern befreite Portugal 1642 einen Waffenstillstand mit den Niederländern abgeschlossen hatte. Damals besaß die Westindische Kompanie 800 Kriegs- und Handelsschiffe im Werte von 45 Mill. Gulden und hatte 547 feindliche Fahrzeuge erbeutet. Von den vierzehn Capitanien Brasiliens aber waren sechs ganz in den Händen der Holländer.

Mauritsstad (Pernambuco).

Johann Moritz hatte von Anfang an die schwierigen Verwaltungsaufgaben scharf ins Auge gefaßt. Südlich von dem zerstörten Olinda blühte Recife auf, wo besonders die reichen Portugiesen in palastähnlichen Gebäuden wohnten. Als der Raum für die rasch anwachsende Bevölkerung nicht mehr ausreichte, erwarb Johann Moritz auf eigne Kosten die sumpfige wüste Insel Antonio Vaz zwischen Recife und dem Festlande, ließ sie trocken legen und erbaute hier binnen zwei Jahren die stark befestigte Mauritsstad. Ein Hain tropischer Fruchtbäume bedeckte die Nordhälfte der Insel, und in der Stadt erhob sich die Residenz des Statthalters, die Freiburg, ein stolzer Palastbau mit zwei hohen Türmen, die als Landmarke weit ins Meer hinaus sichtbar waren. Zwei Brücken verbanden die Mauritsstad mit dem Festlande, und dort erbaute sich Moritz ein Lustschloß inmitten prangender Palmengärten, das er Boavista (holländisch Schoonzigt, schöne Aussicht) nannte. So umgeben von seinen Schöpfungen, regierte er das reiche Land mit Milde und Klugheit sieben Jahre lang, während im Hafen Bord an Bord gedrängt die Schiffe lagen, die das kostbare Farbholz, das Zuckerrohr und die Edelsteine einluden, deren Zufuhr die Schleifer in Amsterdam kaum zu bewältigen vermochten. Er sorgte nach Kräften auch für die wissenschaftliche Erforschung des Innern, ließ reiche Sammlungen anlegen, durch einen deutschen Geographen, Georg Markgraf, einen Atlas Brasiliens, durch ihn und den holländischen Arzt Wilhelm Piso eine illustrierte Naturgeschichte des Landes bearbeiten. Um die

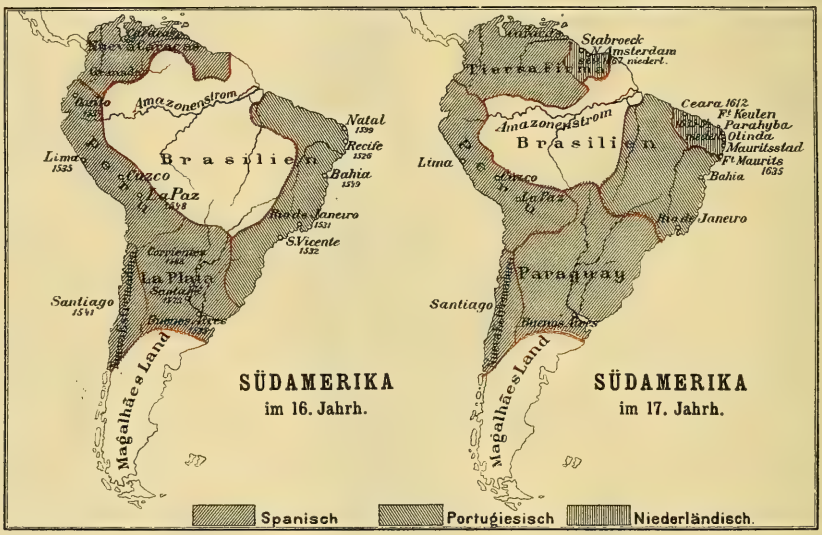


217. Die Freiburg, Residenz des Statthalters zu Mauritsstad. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von E. Post.

buntgemischte Bevölkerung des Landes einigermaßen zusammenzuhalten und mit der holländischen Herrschaft zu versöhnen, stellte er Niederländer, Portugiesen, Indianer und Neger unter dasselbe Recht, sprach sich für die volle Religionsfreiheit der Katholiken und Duldung der wohlhabenden und rührigen Juden aus, hatte aber darüber fortwährend mit der beschränkten Unduldsamkeit des reformierten Konsistoriums in Mauritsstad zu kämpfen, das schließlich erhebliche Beschränkungen durchsetzte und dadurch die den fremden Ketzern ohnehin schon abgeneigte einheimische Bevölkerung nur noch mehr erbitterte.

Verlust Brasiliens.

Doch bald zeigte sich's, daß eine engherzige, nur auf den nächsten Gewinn kurzsichtig bedachte kaufmännische Gesellschaft nicht im stande sei, den weit entlegenen fremdartigen Besitz dauernd zu behaupten. Die Kompanie benahm sich, als wenn der Friede gesichert wäre, verminderte die ohnehin zu schwachen Truppen, entließ viele Offi-



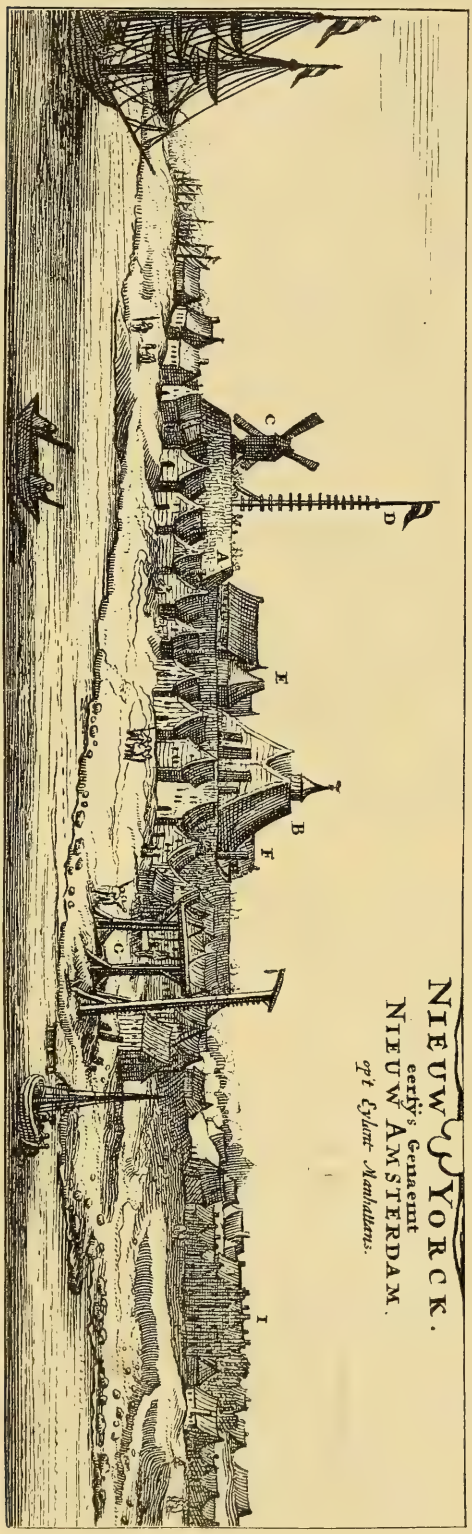
218. Übersicht über den niederländischen, spanischen und portugiesischen Kolonialbesitz in Südamerika im 16. und 17. Jahrhundert.

ziere, ergänzte Munitions- und Waffenvorräte nicht mehr, trug für weitere Befestigungen nicht weiter Sorge und verringerte sogar die Seemacht, trotz aller Vorstellungen des Generalgouverneurs. Entrüstet forderte endlich Johann Moritz seine Entlassung und verließ im Mai 1644 Brasilien, das nur er hätte behaupten können, und die Kompanie war damit zufrieden, weil sein hoher Gehalt die Aktien drücke. Die Portugiesen aber waren durch die kirchliche Unduldsamkeit der Holländer, die erzwungene Entwaffnung und harten Steuerdruck schwer gereizt, und das zu derselben Zeit, als der Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien das Nationalgefühl des lange unterdrückten Volkes aufs neue wachrief. Eine Verschwörung, die, von João Fernandez Vieira geleitet, auf Ermordung der holländischen Oberbeamten abzielte, wurde zwar entdeckt, aber Vieira ging in die undurchdringlichen Wälder des Innern und organisierte den Aufstand, den die katholische Geistlichkeit, namentlich die Jesuiten, gegen die ketzerischen Fremden mit allen Kräften förderte. Bald überfielen bewaffnete Haufen von Portugiesen und Indianern die holländischen Pflanzungen, schlachteten das Vieh, entführten die Sklaven und schlugen niederländische Abteilungen überall, wo sie mit ihnen

zusammentrafen. Nach einem größeren Siege im offenen Felde (August 1645) war selbst Recife (Pernambuco) bedroht, und als dann die meisten Küstenplätze bereits verloren waren, wurde es durch Einschließung von der Landseite her aufs ärgste bedrängt. Schon herrschte schreckliche Hungersnot in der belagerten Stadt, als am 22. Juni 1646 die Nachricht von der Annäherung einer holländischen Flotte die verzweifelnden Verteidiger wiederaufrichtete. Ihr Erscheinen unter Schuppens Führung rettete die Festung. Doch die Erleichterung war vorübergehend. Der holländische Angriff auf das verlorene Olinda scheiterte; Johann Moritz, dem die Kompanie 1647 die Statthalterschaft nochmals anbot, wies das Ansinnen zurück; nach zwei Siegen, wobei Schuppen schwer verwundet wurde, schlossen die Portugiesen von der Landseite her Pernambuco abermals ein (1648), und zugleich machte die krämerhafte Knauserei der Kompanie ihren Offizieren das Leben so unerträglich, daß Cornelius de Wit, der mit zwölf Schiffen zu Hilfe kam, im Jahre 1650 eigenmächtig den „Hungerberg", wie er Recife nannte, verließ und heimkehrte. Seitdem hemmten innere Streitigkeiten und der Ausbruch des Krieges mit England jede thatkräftige Unternehmung, während Portugal, seiner staatlichen Neutralität zum Trotz, immer offener die Aufständischen unterstützte und endlich ihnen eine Flotte von 60 Schiffen zu Hilfe sandte. Da ergab sich endlich nach langer Verteidigung und furchtbarer Beschießung Recife am 23. Januar 1654 mit allen Kriegsvorräten, zugleich mit der Mauritsstad, Parahyba und andern Orten. Auch der darüber in Europa ausbrechende Krieg mit Portugal vermochte dies Ergebnis nicht zu ändern, vielmehr besiegelte der Friede vom 6. August 1661 den Verlust Brasiliens, das seitdem wieder vollständig unter portugiesischer Herrschaft vereinigt war. Doch blieb den Niederländern der freie Zwischenhandel zwischen Portugal und Brasilien in allen Artikeln, mit Ausnahme des Farbholzes, gegen Erlegung der üblichen Zölle, die nicht über die Sätze von 1653 erhöht werden durften, wie ihnen diese Vergünstigung auch für das portugiesische Afrika gewährt wurde. Auch hier hatte die Westindische Kompanie sich seit 1637 auf der Küste von Guinea zuerst mit der Eroberung von Elmina festgesetzt.

Günstiger schien sich die Entwickelung der niederländischen Ansiedelungen auf der Ostküste von Nordamerika zu gestalten, welche, an Hudsons Entdeckung im Jahre 1609 anknüpfend, im Gebiete der heutigen Unionsstaaten New York und New Jersey entstanden und bald unter dem Namen Neuniederland zusammengefaßt wurden. Zunächst wurden an der Stelle, wo heute New York liegt, nur leichte Sommerhütten aufgeschlagen, erst 1614 ein Fort als Handelsstation errichtet. Als dann die Westindische Kompanie ihre Leitung übernahm, machte sie mit richtigem Blick die herrliche Bai von New York zum Mittelpunkte. Hier entstand 1623 die erste Kirche, und 1626 erwarb die Kompanie für 260 Thaler die Manhattaninsel zwischen dem Hudson und dem jetzigen East-River von den Indianern. Unter Leitung eines Deutschen, Peter Minnewit aus Wesel (1626—34), erwuchs Neuamsterdam als Ackerbaukolonie. Die Entwickelung ging zunächst allerdings langsam, denn da die Kompanie jedem, der 50 Menschen ansiedelte, große Landflächen anwies, so bildete sich eine geringe Anzahl von Grundherrschaften, die der Entstehung eines freien Bauernstandes hinderlich waren. Einer dieser niederländischen Großgrundherren, der Geschichtschreiber de Vries, war es, der 1631 auch das jetzige Delaware kolonisierte. Anderseits besiedelten die Niederländer Long-Island, sicherten den Hudsonfluß (Mauritius oder Groote Rivier) durch Fort Oranien (Albany), den Delaware (Zuid Rivier) durch Fort Nassau und gewannen schließlich durch Kauf die Landschaft Connecticut, wo das Fort Goede Hop die äußerste Nordgrenze ihrer Herrschaft bezeichnete.

Neuniederland.



219. Neuamsterdam (das spätere New York) um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

A Neus Fort. B Kirche. C Windmühle. D Flagge, welche bei Ankunft von Schiffen aufgehißt wurde. E Gefängnis. F Königl. Generalhaus. G Gericht. H Küche. I Packhäuser der Kompanie. K Stadtbrieberge.

Ein wichtiger Zuwachs verstärkte noch die niederländische Kolonie. Die 1626 gegründete „schwedische Südkompanie", die auch vom Kanzler Axel Oxenstjerna und von deutschen mit Schweden verbündeten Fürsten gefördert wurde, sandte 1637 Peter Minnewit, der sich mit den Holländern entzweit hatte, hinüber. Dieser legte unterhalb des späteren Philadelphia nahe beim Ausflusse des Delaware an der Stelle des heutigen Wilmington ein Fort und eine Niederlassung an und dehnte dieses Neuschweden aufwärts bis an die Trentonfälle des Delaware aus. Allein nach seinem Tode 1641 blieb die Kolonie sich selbst überlassen, und 1655 wurde sie von Peter Stuyvesant, dem Gouverneur von Neuniederland, überwältigt und diesem einverleibt.

Doch bald hatte Neuniederland dasselbe Schicksal. Durch Einführung von Kulturgewächsen und Haustieren suchte man das fruchtbare Land nutzbar zu machen und in eine Kornkammer der Heimat umzuwandeln, führte aber zugleich auch, um den Mangel an Arbeitern zu decken, die Negersklaverei ein. Denn einen Mangel konnte alle Thatkraft nicht ersetzen: Dem kleinen Mutterlande fehlte der Überschuß der Bevölkerung, der diese unermeßlichen Gebiete hätte besiedeln können, und das Übergewicht des Großgrundbesitzes schreckte die Einwanderer überhaupt ab. Um die Ansiedelung zu fördern, ließ man daher Kolonisten aus aller Herren Länder zu, so daß schon zwischen 1650 und 1660 der holländische Charakter des Gebietes zu verschwinden begann. Nach 1660 wurden die Engländer immer zahlreicher, und zugleich breiteten sich deren Ansiedelungen immer unwiderstehlicher von Norden her aus. Schließlich bemächtigten sich die Engländer 1664 ohne Schwertstreich Neuamsterdams und tauften es New York. Eine Anzahl von Familien holländischer Abstammung und von Ortsnamen war binnen kurzem alles, was von Neuniederland übrigblieb.

Das Niederländisch-indische Reich.

Wenn gleichwohl die Holländer eben damals in Südasien ein großes Reich zu begründen und bis zur Gegenwart zu behaupten vermochten, so ist dies sicher ein Beweis ungewöhnlicher staatsmännischer Kraft. Aus kleinen Anfängen, aus einzelnen Forts und gelegentlichen Verträgen mit einheimischen Häuptlingen gestaltete der tapfere Jan Pieterszoon Koen das Niederländisch-indische Reich. Jan Koen.

220. Jan Koen, der Gründer des Niederländisch-indischen Reiches.
Nach dem Leben gezeichnet von M. Balen, gestochen von J. v. Braam.

Geboren 1587 in Hoorn, wo sein Geburtshaus noch unverändert steht und ihm 1893 ein Denkmal errichtet worden ist, ging Jan Koen frühzeitig zur See, widmete sich dann aber dem Handel und arbeitete sieben Jahre lang in einem großen Hause in Rom. Im Jahre 1607 trat er in den Dienst der Ostindischen Kompanie, an der seine Vaterstadt stark beteiligt war. Als „Generaldirektor aller Kontore in Indien und Präsident der Kontore in Bantam und Jacatra (Batavia)" nahm er im Jahre 1618 die erste Stelle nach dem Generalgouverneur ein. Angesichts der damals überaus mißlichen Lage der Holländer auf Java erhielt er noch in demselben Jahre seine Ernennung zum Generalgouverneur.

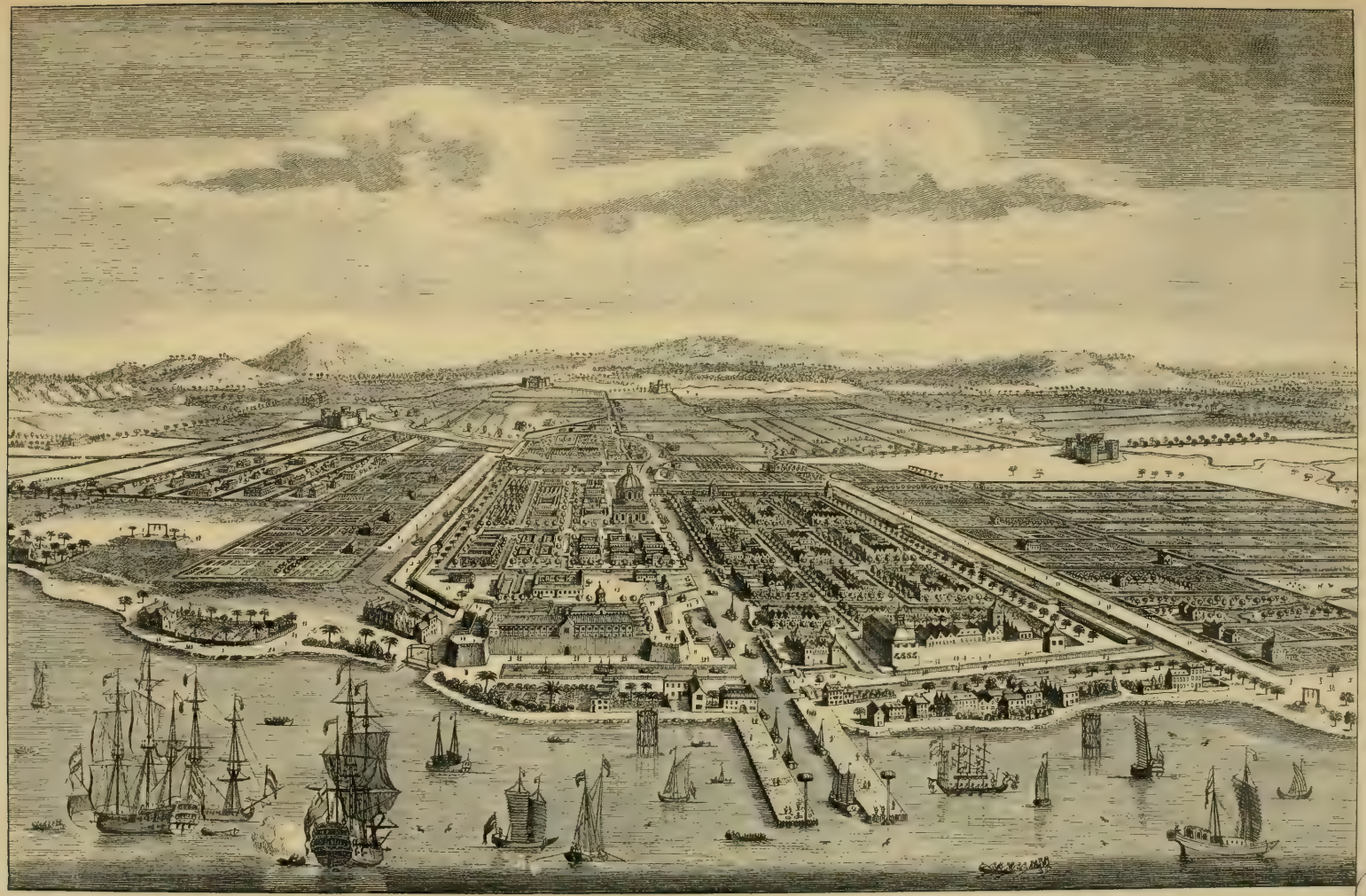
Gegen die Angriffe des Sultans von Bantam, des „Kaisers" von Java und der Engländer, die hinter beiden standen, befestigte er zunächst das Fort von Jacatra, so stark er konnte, und griff am 1. Januar 1619 eine englische Flotte an. Da er

aber mit seinen schwachen Streitkräften nicht viel ausrichtete, ging er nach Amboina, um die dort liegenden Schiffe an sich zu ziehen, und kehrte am 10. Mai mit sechzehn Schiffen zurück nach Jacatra, das sich solange gehalten hatte. Da die Engländer sich mit den Javanern entzweit hatten und abzogen, so erstürmte Koen am 30. Mai die Stadt Jacatra, ließ alles niedermetzeln und verbrannte die Stadt. „Seht doch, was eine gute Kourage thut", schrieb er damals den Direktoren in den Niederlanden. Diese brachten indes mit den Engländern im Jahre 1620 ein Vergleich zustande, nach dem in Jacatra ein gemeinsamer Kriegsrat eingesetzt, acht Kriegsschiffe gemeinsam gerüstet und der Gewürzhandel auf den Molukken der englisch-ostindischen Kompanie

221. Die Tygers Gracht zu Batavia im 17. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Die holländische Herrschaft.

zu einem Drittel überlassen werden sollte. Die dadurch gewonnene Frist benutzte Jan Koen, um an der Stelle des zerstörten Jacatra das holländische Batavia als Hauptstadt der niederländischen Besitzungen zu erbauen (1620—21). Als er 1623 seine Stellung niederlegte, war die holländische Herrschaft auf den Sundainseln der Hauptsache nach festgestellt. Das gute Einvernehmen mit den Engländern wich indes bald völliger Entzweiung. Denn die Holländer nahmen vierzehn Engländer unter der Anklage, einen Aufstand der Eingeborenen auf den Bandainseln unterstützt zu haben, auf Amboina gefangen, spannten sie auf die Folter und ließen sie hinrichten, worauf sie die Nebenbuhler gänzlich von den Gewürzinseln verdrängten, eine That, die zur Quelle tiefsten Hasses zwischen beiden Nationen wurde. Gelegentliche Empörungen auf den Molukken warfen sie nicht nur mit blutiger Strenge zu Boden, sondern sie griffen sogar zu dem entsetzlichen Mittel, die gesamte Einwohnerschaft der Inselgruppe,



Ansicht von Batavia.

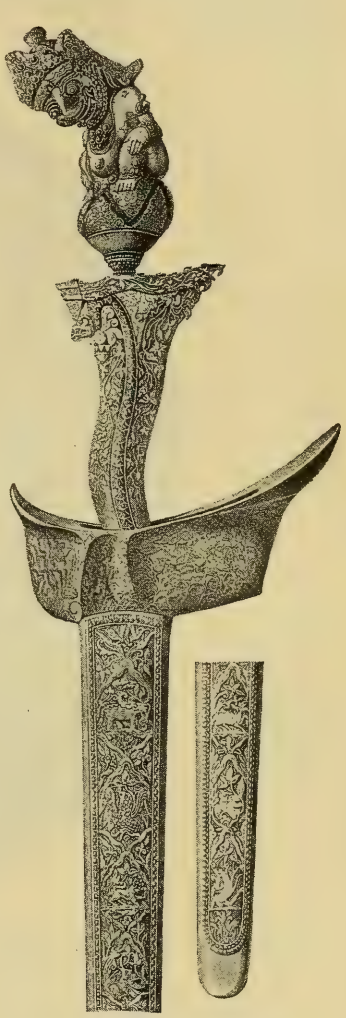
Nach dem gleichzeitigen Kupferstiche von J van Ryne (erschienen London 1754).

Im Vordergrunde das von Jan Koen erbaute Fort, dahinter am Tjiliwungflusse der Kuppelbau des Stadthauses. Rings um die Stadt ausgedehnte Reisfelder

etwa 15000 Menschen, geradezu auszurotten, um jede Gefahr für alle Zukunft zu beseitigen. Eine neue gewaltige Erhebung der Javanen bewog die Kompanie, im Jahre 1627 Jan Koen abermals als Generalgouverneur nach Indien zu senden. Sein kräftiges Auftreten fachte sofort den gesunkenen Mut der Holländer wieder an. Er organisierte die Verteidigung Batavias, das die Javanen mit einem Heere von 100000 Mann bedrohten; aber ehe noch die Entscheidung eintrat, raffte ihn am 21. September 1629 die Dysenterie hinweg. Kurz nachher zogen die Javanen ab, durch Krankheit und Hunger gelichtet, und die niederländische Herrschaft war nunmehr völlig gesichert.

Zugleich Kaufmann, Diplomat und Soldat, niemals entmutigt, um Auskunft niemals verlegen, gegen Orientalen despotisch und grausam wie ein Israelit des Alten Testaments gegen Kananiter und Philister, und doch grundehrlich in seiner Geschäftsführung, den Direktoren gegenüber von rücksichtsloser Offenheit und stolzer Selbständigkeit, unnachsichtig streng gegen die Beamten der Kompanie, so war Jan Koen einer der bedeutendsten Kolonisatoren und Eroberer germanischen Stammes.

Unter seinem zweiten Nachfolger, dem edlen Anton van Diemen (1636—45), verbreitete die Kompanie ihren Handel nicht nur über das ganze Inselmeer, sondern sie setzte sich auch auf dem herrlichen Ceylon und an den Küsten Vorder- und Hinterindiens fest. Mit Hilfe des den Portugiesen abgeneigten Kaisers von Candy eroberten die Niederländer 1638—40 mehrere wichtige Küstenplätze der Insel, ja sie bemächtigten sich 1641 nach hartnäckiger Verteidigung Malakkas und damit der Herrschaft über die bequemste Seestraße von Indien nach den Sundainseln, die seit 1511 in den Händen der Portugiesen lag (s. Bd. V, S. 44). Nach van Diemens Tode fielen indes die meisten Kämpfe auf Ceylon zum Nachteile der Holländer aus, bis endlich unter dem Generalgouverneur Jan Maatsuiker (1653—78) der treffliche Gerhard Hülft, von den Singalesen mit 20000 Mann unterstützt, im Jahre 1655 vor Colombo, dem Hauptsitze des Zimthandels, erschien. Zwar erlebte er den Fall des trotz Beschießung und Hungersnot von Antonio de Sous a Coutinho wacker verteidigten Platzes nicht mehr, aber er hatte ihn so weit vorbereitet, daß er wenige Wochen nach seinem Tode eintrat (12. Mai 1656). Hierauf eroberten die Holländer unter van Goens auch die Perleninsel Manaar und alle übrigen Küstenpunkte bis 1658, sie griffen noch in diesem Jahre nach der Koromandelküste hinüber und begannen seit Ende des Jahres 1661 sich selbst an der Malabarküste festzusetzen, wohin sie der Fürst von Kotschin, den die Portugiesen bedrängten, zu Hilfe rief. Am 6. Januar 1663 fiel hier das hart



Ceylon, Malakka, die Malabarküste.

222. Malaiischer Kris (Museum von Zarskoje Selo).

Die Klinge ist geflammt und damasziert. Der Griff ist aus Silber und vergoldet und stellt ein Götterbild dar. Die Scheide ist aus Holz und mit Silberblech beschlagen, auf welchem sich Tiergestalten befinden.

verteidigte Kotschin, um sich nun in den Hauptwaffenplatz der Holländer an diesem Gestade zu verwandeln, während der Fürst sich ihrer Oberhoheit unterwarf.

Diese letzten Eroberungen wurden gemacht, als in Europa bereits der Friede mit Portugal zustande gekommen war (6. August 1661). Da indes die Generalstaaten ihn erst im Dezember 1662 bestätigt hatten, so hielt sich die Kompanie für befugt, sie zu behalten, und den Portugiesen als den schwächeren blieb nichts übrig, als sich zu fügen.

223. Anton van Diemen, Statthalter des niederländisch-indischen Reiches.
Nach dem Leben gezeichnet von M. Balen, gestochen von D. Jongman.

Verwaltung von Niederländisch-Indien.

Ein ungeheures Gebiet von Ceylon bis Neuguinea, ein Flächenraum, größer als ganz Europa, gehorchte seitdem der Ostindischen Kompanie, und die Besitzergreifung des Kaps der guten Hoffnung 1601 sicherte die Seeverbindung mit Europa. Aber schwerer als die Eroberung mußte die Erhaltung des Eroberten sein. Sie wäre ganz unmöglich gewesen, wenn hier nicht den Holländern ein vielsprachiges buntes Völkergewimmel anstatt großer Kulturnationen entgegengetreten wäre, Malaien und Javanen, Inder und Araber, dazwischen, sie alle überlistend, die Chinesen, das Ganze notdürftig zusammengehalten durch die allgemein verstandene, wohllautende malaiische Sprache. „In diese gespaltene Welt trat der Holländer hinein, gefürchtet als der Überwinder des unüberwindlichen Portugiesen.“ Die abergläubische Scheu vor der überlegenen Energie und Einsicht des Weißen war seine wertvollste Stütze, ungleich mehr wert als die Ketten von Forts, welche die wichtigsten Punkte deckten, und die starke Flotte, die

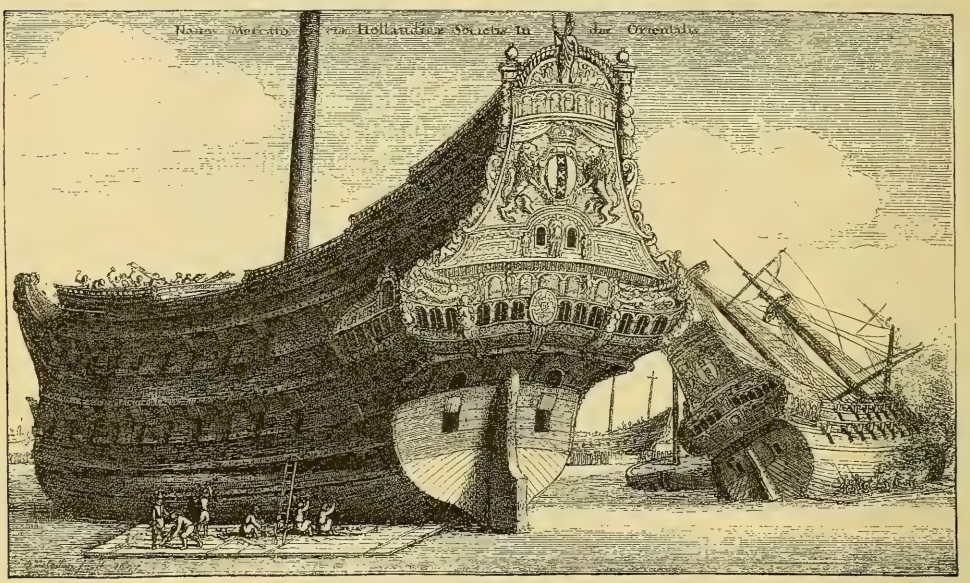
sie unter sich in Verbindung setzte und die zahllosen Meeresgassen und Buchten der Inselwelt nach den flinken Seeräuberbarken der Malaien durchsuchte. Fürstlicher Pomp umgab den Generalgouverneur, der mit dem Großen Rate von Indien in Batavia Hof hielt. „Selten zeigte der Gouverneur sein Angesicht den Eingeborenen; bei den Paraden erschien nur sein Reitpferd, königlich geschirrt, und ward von der Garnison mit präsentiertem Gewehr begrüßt. Trat der Gewaltige selber hinaus, um sich auf silbernem Teller eine Botschaft der Direktoren aus Europa überreichen zu lassen, dann umgab ihn ein glänzendes Gefolge von Trompetern, Pagen und Hellebardieren." Jeder Europäer erschien dem Orientalen als ein Halbgott, den er mit tiefer Verneigung zu begrüßen hatte, und mit unbarmherziger Strenge wurde jede Auflehnung bestraft. Anderseits verstanden es die Holländer meisterhaft, die zahlreichen kleinen Fürsten an sich zu fesseln. Da es ganz unmöglich gewesen wäre, sie durch europäische Beamte zu ersetzen, so blieben sie im Besitz ihrer Würde, wurden aber durch niederländische „Residenten" beaufsichtigt und gelenkt. Die Religion vollends der Unterworfenen anzutasten, um, wie die Konquistadoren, die christliche Kirche über dem Heidentum und Islam aufzurichten, lag der kühl berechnenden Weise dieser nordischen Eroberer ganz fern. Hätte doch auch die Bekehrung den Eingeborenen das Recht gegeben, sich als Brüder der Weißen zu fühlen, und wo wäre dann deren Überlegenheit geblieben? Deshalb duldete die Kompanie nicht einmal Missionare auf den Sundainseln und gestattete die freie Ausübung aller Kulte. Um dann das überschwenglich reiche Land auszubeuten, legte sie jeder Ortschaft nach Verhältnis die Lieferung einer bestimmten Menge von Kaffee, Zuckerrohr u. a. zu einem festen, sehr niedrigen Preise auf, während sie das darüber angebaute nach dem wahren Werte bezahlte. Die Verfrachtung dieser Waren nach Europa blieb natürlich ihr allein, nach demselben Grundsatze herber Ausschließlichkeit, den die Portugiesen und die Spanier stets festgehalten hatten. Vor allem brachte sie den Gewürzhandel auf den Molukken völlig in ihre Hand, ja sie beschränkte den Anbau der Gewürznelken auf Amboina, den der Muskatnüsse auf Banda, anfangs mit offener Gewalt, wie z. B. mehrmals große Pflanzungen von Gewürzbäumen verbrannt wurden, und indem sie so die Produktion absichtlich verringerte, erzielte sie bei den großen Versteigerungen daheim ungeheure Preise, für Pfeffer oft das Achtfache, für Arak das Zwanzigfache des Einkaufspreises. Aller Verkehr der Inselwelt vereinigte sich im Hafen von Batavia, dem wunderlichen Abbild einer holländischen Stadt inmitten tropischer Umgebung, nur daß statt breitästiger Linden schlanke Palmen die breiten Giebel der nordischen Häuser und die Ufer der Kanäle, der „Grachten", beschatteten. Hier lagen dicht aneinander gedrängt die unbehilflichen Dschunken der Chinesen, die schnellsegelnden scharfgebauten Prauwen der Malaien und die schweren, hochbordigen „Dickbäuche" der Kompanie. Ihrer segelten jährlich anfangs nur 14, später 40, um 1625 endlich 60 nach dem Osten in langsamer Fahrt, gegen seeräuberische Angriffe durch starke Besatzung und Geschützausrüstung gesichert. Auf etwa 6 Millionen Livres jährlich berechnete man damals den Reingewinn der Kompanie, deren Aktien binnen kurzem auf das Sechsfache des ursprünglichen Wertes stiegen.

Das Kapland.

Völlig andere Verhältnisse entwickelten sich im südafrikanischen Kaplande. Dorthin führte im Auftrage der Kompanie der Arzt Riebeck im Jahre 1651 die ersten Ansiedler, die sich durch ein Fort, den Ursprung der späteren Kapstadt am Fuße des Tafelberges, sicherten. Allmählich wuchs ihre Zahl, sie erwarben durch Kauf Land von den Hottentotten und wurden Grundbesitzer, jeder ein Herr auf ausgedehnter Fläche, und vor allem Viehzüchter. In patriarchalischer Einfachheit und strengem Calvinismus, stolz und herrisch den Eingeborenen gegenüber, unerschrocken in allen Gefahren, erwuchsen diese Boeren (Bauern) zu einem kraftvollen germanischen Kolonistenvolke.

Die Europäer in Ostasien.

Wenn der stolze Bau, den germanischer Unternehmungsgeist in Indien damals errichtet hat, im wesentlichen noch immer aufrecht steht, so waren die Erfolge in den Meeren Ostasiens nur von kurzer Dauer. Denn hier trafen die Europäer nicht auf eine zersplitterte Staatenwelt zwieträchtiger kleiner Stämme, sondern auf mächtige, festgefügte, dichtbevölkerte Reiche, und eine uralte, hohe Kultur, die in vielen Beziehungen der europäischen nichts nachgab, in andern ihr voranstand, und höchst eigenartige, nationalstolze Völker traten ihnen hier gegenüber. Daher vermochte hier weder der kirchliche Einfluß die Bildung der Nationen zu durchdringen, noch der europäische Handel wesentliche wirtschaftliche Veränderungen hervorzurufen.

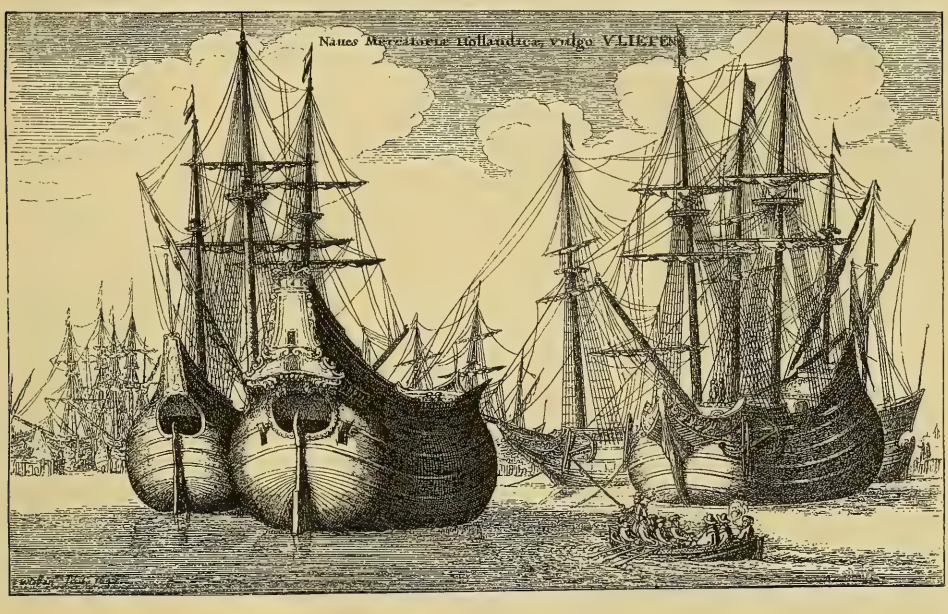


224. Handelsschiff der Holländisch-ostindischen Kompanie im 17. Jahrhundert.
Nach einer Radierung von Wenzel Hollar.

Die Jesuiten in China.

In China traf das Auftreten der Holländer mit schweren inneren Verwickelungen zusammen. Dem europäischen Einflusse hatte hier die katholische Mission der Jesuiten vorgearbeitet. Bald nach dem Tode Franz Xavers 1552 erschien in Makao der päpstliche Vikar für Japan, Valignano, und sandte die Missionare ins Innere, darunter den überaus gewandten und kenntnisreichen Italiener Ricci (1582). Wenn dieser mit seinen Ordensbrüdern wirklich bedeutende Erfolge errang, so verdankte er dies der Klugheit, mit der er auf das fremdartige chinesische Wesen einging, und der Überlegenheit, die er in den exakten Wissenschaften und dadurch in wichtigen praktischen, für den nüchternen, verstandesmäßigen, religiös ziemlich kühlen Chinesen faßbaren Dingen bewährte. Nachdem Ricci Chinesisch gelernt hatte, bereiste er das Land in der Kleidung eines Buddhistenpriesters, gewann durch seine mechanischen Künste zuerst die Gunst des Vizekönigs von Nanking und nahm dann seinen Wohnsitz in Peking. Hier erwarb er sich die Gunst des Kaisers Schin-tsung (1573—1609), indem er ihm eine Schlaguhr überreichte und eine Landkarte von China anfertigte. Da er sich zugleich den sittlich-

religiösen Anschauungen der Chinesen trefflich anzupassen wußte und sowohl die Autorität des Confucius wie den Ahnenkultus der Chinesen gelten ließ, so gewann er bald Anhang unter den höheren Beamtenfamilien, von denen sich eine Dame, von den Missionaren Candida getauft, durch besonderen Eifer für die Kirche hervorthat. In kurzem gab es, wie berichtet wird, 90 Kirchen und 45 Bethäuser in China, und 1605 wurde in Peking die marianische Gesellschaft zur besonderen Verehrung der Gottesmutter gegründet. Zugleich war Ricci unermüdlich thätig, um Heiligenleben u. dergl. ins Chinesische zu übersetzen. Kurz nachdem er im Jahre 1610 seinen Anstrengungen erlegen war, befestigte sich das Ansehen der Missionare besonders dadurch, daß sie eine Mondfinsternis richtiger vorauszusagen wußten, als die chinesischen Gelehrten. Im Jahre 1611 entstand auch in Nanking eine Kirche, und 1616 gab es solche in fünf Provinzen des Reiches. Dem Christentume schien eine noch größere Zukunft



225. Holländische „Dickbäuche".
Nach einer Radierung von Wenzel Hollar.

sicher, als Papst Paul V. im Jahre 1619 die Bekehrungsweise der Jesuiten, die sich den Anschauungen und Gebräuchen der höchst konservativen Chinesen möglichst anschmiegte, ausdrücklich anerkannte. Kein Jahr verging seitdem, ohne daß sie Tausende tauften. Auf dieser Grundlage baute ein deutscher Jesuit weiter, Adam Schall aus Köln (geb. 1591), der im Jahre 1620 in der Begleitung zweier andrer Ordensmitglieder nach China kam und fortan dort blieb. Als gebildeter Mathematiker und Astronom gewann er noch höheren Einfluß wie Ricci und behauptete ihn auch, als eine große Umwälzung eintrat.

Die Mandschukaiser in China.

Schon unter dem Kaiser Schin-tsung hatten die tungusischen Mandschu, durch verwandte Stämme verstärkt und an kriegerischer Tüchtigkeit den Chinesen weit überlegen, sich mit chinesischer Erlaubnis in der Provinz Liau-tung im Nordosten des Reichs um Mukden niedergelassen. Als die Chinesen sie von dort wiedervertreiben wollten, behaupteten sie sich in vieljährigen Kämpfen. Noch während dieser Kämpfe brach im Südwesten Chinas gegen die Willkür der Beamten eine gefährliche

Empörung unter Li-tze-schung los, die der Kaiser Hwai-tsung (1628—44) durchaus nicht zu bewältigen vermochte. Als er sich verzweifelnd selbst den Tod gegeben hatte, riefen seine Anhänger in ihrer Bedrängnis die Hilfe der Mandschu an. Diese kamen und schlugen die Empörer, besetzten dann aber Peking und erhoben einen von ihren Führern, Schun-tschi (1644—61), zum Kaiser von China. Umsonst widerstanden noch längere Zeit die letzten Vertreter der Mingdynastie, ja sie suchten jetzt in den Christen und Missionaren eine neue Stütze zu gewinnen, aber bis 1651 war auch der letzte Widerstand gebrochen und die Herrschaft der Mandschudynastie, der Tsing, begründet.

Das Christentum unter den Mandschu.

Die Mandschu waren weit davon entfernt, die viel gebildeteren Chinesen schlechtweg als Unterworfene zu behandeln. Im Gegenteil, sie fügten sich durchaus der chinesischen Staatsverfassung und Kultur, machten Peking, wo eine besondere Mandschustadt um den Kaiserpalast entstand, zu ihrer stehenden Residenz, brachten Mandschu in die hohen Ämter, ohne übrigens die Chinesen irgendwie zu verdrängen, und verteilten ihre Mandschutruppen in Garnisonen durch das ganze Reich. Selbst zur katholischen Mission stellten sie sich ebenso freundlich wie die letzten Herrscher des Hauses Ming. Adam Schall hatte sich sofort an Schun-tschi angeschlossen, ihn mit seinen Ratschlägen unterstützt und ihm sogar eine Kanonengießerei eingerichtet. Der Kaiser ehrte den deutschen Jesuiten hoch, ernannte ihn zum Hofastronomen und zum Vorsteher der für 400 chinesische Jünglinge errichteten mathematischen Lehranstalt in Peking und erhob ihn schließlich in den Adelsstand. Da Schall, der unermüdlich christliche Erbauungsbücher ins Chinesische übersetzte und zahlreiche mathematische Lehrbücher für den Gebrauch der Chinesen schrieb, auch den Prinzen Kang-hi, den späteren Nachfolger Schun-tschis (1662—1712), unterrichtete, so schien seine Stellung und die Zukunft der römischen Kirche für alle Zeiten gesichert zu sein. Als aber Schun-tschi vor der Großjährigkeit Kang-his starb, gewann die fremdenfeindliche Partei unter der vormundschaftlichen Regierung am Hofe von Peking die Oberhand; eine scharfe Verfolgung gegen die Christen begann und Schall selbst wurde aller seiner Ehrenämter entsetzt und zu qualvollem Tode verurteilt. Nur ein Erdbeben und ein Komet, die die Chinesen erschreckten, verhinderten das Äußerste, aber die Aufregung warf den Greis in eine Krankheit, die ihn noch 1664 wegraffte. Sein Werk überlebte ihn, die Verfolgung wurde bald wiedereingestellt, die Missionare wiederzugelassen, und die katholische Kirche entwickelte sich bis ins 18. Jahrhundert ungestört weiter. An Stelle Schalls trat beim Kaiser ein andrer deutscher Jesuit, Verbiest, der sich bis an sein Ende der größten Achtung erfreute und sogar einige kaiserliche Prinzen bekehrte. Später erschienen auch französische Jesuiten in China, bis ihrer im ganzen etwa 70 im Lande waren. Neben ihnen wirkten zahlreiche eingeborene Missionare; sie nahmen sich der ausgesetzten Kinder und der Sterbenden an und spendeten ihnen die Taufe, und die Zahl der Christen wuchs so, daß sich einzelne Missionare rühmen konnten, 2000 Menschen bekehrt zu haben. Eine prachtvolle Kirche entstand im kaiserlichen Palaste zu Peking, in Kanton gab es damals im ganzen sieben Kirchen. Der Kaiser selbst bezeigte den Abendländern fortwährend seine volle Gunst. Die ernsteste Gefahr, die dem Christentume drohte, kam nicht von den Chinesen, sondern von den Dominikanern daheim, die am päpstlichen Hofe fortwährend gegen die Bekehrungsweise der Jesuiten als eine dem Christentume abträgliche eiferten und dadurch die ganze Grundlage ihrer Thätigkeit gefährdeten.

Die Holländer in China.

Verglichen mit der langandauernden und umfassenden Wirksamkeit der katholischen Mission in China war der Einfluß der Holländer sehr gering, denn sie kamen nur als Kaufleute. Noch unter der Herrschaft der Mingdynastie gründeten die Niederländer im Jahre 1620 mit Bewilligung der Chinesen auf der Westküste der schönen Insel

Formosa (Thai-Wan) eine Ansiedelung, die sie durch das Fort Seeland schützten; sie richteten nach javanischem Vorbilde Residentschaften ein und gestatteten hier auch die Bekehrung der Eingeborenen, so daß es bald gegen dreißig reformierte Gemeinden gab. Sogar Teile der Bibel und des Heidelberger Katechismus wurden in die Sprache der Eingeborenen übersetzt. Dagegen mißlang der Versuch, sich in Makao festzusetzen zweimal, in den Jahren 1622 und 1627. Auch Formosa konnten die Holländer schließlich nicht behaupten. Denn als sich nach der Eroberung Chinas durch die Mandschu im Jahre 1644 zahlreiche chinesische Flüchtlinge auf der Insel niederließen und dann seit 1660 der chinesische Seeheld Kuasching, der lange gegen die Mandschu gefochten hatte, seine Landsleute zu einem Fürstentume vereinigte, da brach zwischen ihm und den Europäern der Kampf um die Herrschaft aus. Neun Monate lang verteidigte der tapfere Coyet das Fort Seeland gegen 25000 Chinesen, bis er endlich, da von Batavia keine ausreichende Hilfe kam, im Januar 1662 gegen freien Abzug kapitulierte. Auch das Bündnis, das die Holländer nun mit den Mandschu schlossen, brachte ihnen Formosa nicht wieder. Mit dem Falle der holländischen Herrschaft verschwand auch das Christentum von der Insel, und schließlich unterwarf sich im Jahre 1683 die chinesisch gewordene Westhälfte der Oberhoheit der Mandschukaiser.

Die Jesuiten in Japan.

Merkwürdigerweise war der Einfluß der Europäer auf das Inselreich Japan damals viel geringer und von weit kürzerer Dauer, als in China, während sich das Verhältnis im 19. Jahrhundert völlig umgekehrt hat. Die rührigen und aufgeweckten Japaner, deren Kultur im wesentlichen auf chinesischer Grundlage beruht, schlossen sich noch im 16. Jahrhundert keineswegs gegen die Fremden ab, sondern spielten in ganz Südasien als Schiffer, Kaufleute und Söldner eine hervorragende Rolle und gestatteten dem Christentume schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts Zugang, als 1549 Franz Xaver, der Apostel Indiens, erschien (s. Bd. V, S. 445). Zuerst erlaubte einer der großen Lehnsfürsten (Daïmios) seinen Unterthanen, die fremde Lehre anzunehmen; ein zweiter, der Fürst von Ximo, räumte 1568 den Christen das Dorf Nagasaki auf Kiusiu ein, das sich bald in eine blühende Stadt mit Kirchen, Klöstern und Schulen verwandelte. Die Hauptarbeit thaten auch hier die Jesuiten, indem sie sich so eng wie möglich an den herrschenden Buddhismus anschlossen. Verfolgungen wie 1587 und 1597, die sich mehr gegen das fremde Wesen als das Christentum richteten, hielten doch die Fortschritte der Mission kaum auf. Unter dem päpstlichen Vikar Valignano, der 1606 starb, gab es in Japan angeblich 300000 Christen, 300 Kirchen und 30 Häuser der Jesuiten. Auch der Handel mit den Europäern, den besonders die Portugiesen von Makao aus betrieben, war nicht unbedeutend.

Umwälzung in Japan.

Allein um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts traten innere Umwälzungen ein, die den Christen verderblich wurden und endlich das ganze schöne Inselreich auf Jahrhunderte den Europäern verschlossen. An der Spitze Japans stand damals der Mikado als Inhaber der höchsten weltlichen und geistlichen Gewalt. Doch war das Reich kein Einheitsstaat, sondern eine Art mittelalterlicher Lehnsstaat. Denn die großen Landherren, die Daïmios, herrschten in ihren Gebieten mit fürstlicher Gewalt, hatten ihre Festungen, umgaben sich mit Tausenden tapferer, unbedingt zuverlässiger Gefolgsleute, den Jakonin aus der Kriegerkaste der Samurai, die in ihren Harnischen und mit den furchtbaren, haarscharfen Schwertern aus unverwüstlichem japanischen Stahl sich beinahe ausnahmen wie abendländische Ritter, und führten unter sich Fehden, wie die Lehnsfürsten der europäischen Staaten. Als Bewahrer der alten Zustände waren sie die natürlichen Gegner der Fremden, sobald sie zu bemerken glaubten, daß deren Einfluß die hergebrachte soziale Gliederung und also ihre eigne Herrschaft bedrohte. Nun gelang es dem damaligen Großkronfeldherrn (Taïkun, Siogun), dem begabten und

energischen Iyejasu, mit Hilfe der Daïmios, dem schwachen Mikado alle weltliche Macht zu entreißen und ihn auf sein geistliches Amt zu beschränken. Hinfort galt der Taïkun als der eigentliche Herrscher von Japan. Während der Mikado in Kioto fast unbeachtet dahin lebte, residierte der Taïkun in der Hafenstadt Jedo und machte seine Würde in der Art erblich, daß er sie einem seiner Söhne oder in Ermangelung solcher einem Verwandten oder, wenn es auch an solchen fehlte, einem Mitglied der drei vornehmsten Familien übertrug.

Untergang des japanischen Christentums.

Begreiflicherweise hatten die Katholiken in Japan auf der Seite des Mikado gestanden. Jetzt gehörten sie zu den Besiegten und erfuhren um so härtere Behandlung, als Iyejasu (1600—1619) von ihnen Gefahren für die Selbständigkeit Japans befürchtete. Zunächst wurden die Portugiesen ausgewiesen und die Holländer, ihre Todfeinde in Südasien, zugelassen. Seit 1612 tobte dann im ganzen Reiche eine grausame Christenverfolgung, und der nächste Taïkun, Iyemitsu, setzte sie mit gleicher Härte fort. Trotzdem bewiesen die japanischen Christen einen standhaften Glaubensmut, der an die Zeiten der römischen Christenverfolgungen erinnert. Sie stifteten sogar eine „Genossenschaft von Märtyrern", deren Mitglieder sich gegenseitig zum Dulden ermutigten. Alljährlich starben zahlreiche Blutzeugen, so 121 im Jahre 1622; aber eben dies Beispiel wirkte auf die Heiden, so daß in jenem Jahre über 2000 die Taufe empfingen. Endlich aber brach die steigende Grausamkeit der Verfolgung zwar nicht den Mut, aber die Kraft zum Widerstande. Verzweifelnd sammelten sich etwa 38000 Christen auf der fast unzugänglichen Felsenburg Simabara, östlich von Nagasaki, und ein Heer von 80000 Mann bestürmte vergeblich die Feste. Da erbat der Taïkun die Hilfe der Holländer; deren Schiffsgeschütze legten Bresche in die Mauern und bahnten den stürmenden Japanern den Weg. In einem mörderischen Straßenkampfe gingen die Verteidiger zu Grunde bis auf den letzten Mann, und das japanische Christentum war vernichtet (1638). Fortan sperrte sich Japan hermetisch gegen die Fremden ab. Als im Jahre 1640 eine Gesandtschaft der Portugiesen von Makao trotzdem um Zulassung nachsuchte, wurden die Boten hingerichtet und auf ihr Grab die Inschrift gesetzt: „Solange die Sonne die Erde erwärmt, soll kein Christ nach Japan kommen."

Die Holländer in Japan

Nur die calvinischen Holländer, die gar nicht als Glaubensgenossen der Katholiken betrachtet wurden und betrachtet werden wollten, behaupteten einen schwachen Verkehr mit Japan. Sie wurden auf ihre Faktorei auf Desima vor Nagasaki beschränkt, durften die kleine Insel, die von einer hohen Mauer umgeben und nur durch eine stets besetzte Brücke zugänglich war, nie verlassen, das Festland nie betreten, weder christlichen Gottesdienst üben, noch irgend welche christliche Abzeichen führen, und alljährlich immer nur vier Schiffe, gegen Ende des 17. Jahrhunderts nur noch zwei, mit japanischen Erzeugnissen befrachten, mußten natürlich auch Tribut an Japan zahlen, den eine Gesandtschaft nach Jedo brachte. Das alles ertrugen sie gelassen um des einträglichen Kupferhandels willen! Trotzdem war der Einfluß der Holländer auf Japan nicht ganz unbedeutend. Ihre Technik und ihre Sprache erschienen den Japanern brauchbar, und von holländischer Seite geschah wieder manches für die Erforschung Japans, das meiste durch einen deutschen Gelehrten, Engelbert Kämpfer (1651—1716). So rissen die Fäden mit Europa doch wenigstens nicht ganz ab.

Der Taïkun und die Daïmios.

Sonst freilich blieb das Inselreich über 200 Jahre lang eine Welt für sich und in Europa fast unbekannt. Denn auch die Seefahrten der Japaner hörten auf, da es ihnen bei Todesstrafe verboten war, sich aus Sicht der Küste zu entfernen. Begreiflicherweise blieb daher auch im Innern alles beim alten. Nur die Zügel seiner Herrschaft hatte der Taïkun straffer angezogen, als er 1625 den Daïmios gebot, sich in Jedo, seiner Residenz, Paläste zu bauen und ein Jahr ums andre dort zu wohnen. Gingen sie

226 und 227. Japanische Rüstungen (Museum für Völkerkunde zu Leipzig).

auf ihre Besitzungen, so blieben ihre Familien als Geiseln ihrer Treue in Jedo zurück; waren sie in Jedo, so durften sie nur mit verwandten Standesgenossen verkehren, und auch außerhalb der Hauptstadt wurden sie streng bewacht. Ihr Hochmut und ihr Reichtum blieben allerdings ungebrochen; nie erschienen sie anders als mit zahlreichem bewaffneten Gefolge, und ihre Paläste in Jedo, oft auf Anhöhen angelegt, glichen Festungen.

Holländische Entdeckungsreisen.

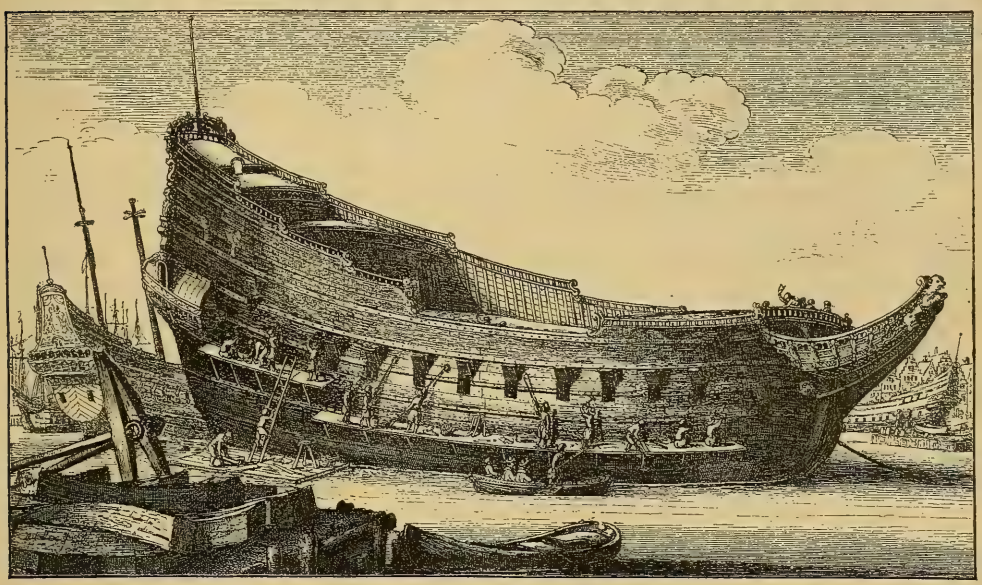
Um dieselbe Zeit haben die Holländer, als das dritte große Entdeckervolk, die Kenntnis des Erdballs gewaltig gefördert, ja sie sind die ersten, die sich zu großen Unternehmungen derart vom wissenschaftlichen Interesse antreiben ließen. So verdankt ihnen die Welt vor allem die Entschleierung Australiens und der Südsee.

Australien. Fast ein Jahrhundert lang hatte man für die einzige Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ozean die Magellanstraße gehalten, noch ganz erfüllt von dem Wahne eines großen Südlandes, das sich vom Pol her bis an das Südende von Südamerika erstrecken sollte. Erst im Jahre 1616 fand Jakob le Maire im Auftrage einer holländischen Gesellschaft die nach ihm genannte Straße zwischen Staatenland und Feuerland samt der Insel, die seitdem den Namen Kap Hoorn trägt. Daß sich südlich desselben beide Ozeane berühren, also ein Südpolarland in der geträumten Ausdehnung nicht existiere, ward erst im Jahre 1643 durch Hendrick Brouwer erkannt, der das Kap zum erstenmal umfuhr. Le Maire stieß bei der Fortsetzung seiner Reise auf einige Inselgruppen im südlichen Teile des Großen Ozeans und erreichte am 8. Juli 1616 die Nordküste von Neuguinea, das spanische Entdecker schon im Jahre 1544 besucht hatten. An die Gestade Australiens führte die Holländer der Zwang, auf der Fahrt nach Indien die portugiesischen Stationen zu vermeiden. Nachdem im Jahre 1608 ein Schiff, das von den Molukken nach Neuguinea gesandt worden, in den Karpentariagolf geraten war, ohne übrigens zu ahnen, daß diese Küste außer Zusammenhang mit Neuguinea stehe, führte eine neue, seit 1611 auf der Reise nach Java eingehaltene Segelrichtung seit 1616 eine ganze Reihe von Kauffahrern an die öde Westküste des neuen Kontinents. Da sie hier mehrfach auf Riffe stießen, so beschloß der Rat von Indien im Jahre 1623, diese Küste bis zum 50° südl. Br. untersuchen zu lassen. Auf diese Weise wurden bis zum Jahre 1642 die Umrisse Australiens von der Ostseite des Karpentariagolfs bis etwa zur Mitte der Südküste bekannt. In jenem Jahre lief Abel Tasman (aus Hoorn), „der größte Entdecker des 17. Jahrhunderts", im Auftrag des indischen Generalgouverneurs van Diemen, mit zwei Segeln von Batavia aus, um womöglich das australische Festland zu umsegeln, vielleicht einen bequemen Handelsweg von Indien nach Chile zu finden. Er verließ die Insel Mauritius, wohin er sich zuerst gewandt hatte, am 8. Oktober 1642 und stieß, zwischen 49° und 44° südl. Br. nach Osten steuernd, am 24. November auf die hohe Küste von Tasmanien, das er Vandiemensland nannte, ohne indes auf der Umfahrt um die ganze Südhälfte es als Insel zu erkennen. Die weitere Fortsetzung seiner Reise brachte ihn dann im Dezember an die Westküste der Südinsel von Neuseeland bei Kap Foulwind, doch ahnte er die Cookstraße nicht, obwohl er ganz in ihre Nähe kam, segelte vielmehr in der Meinung, eine einheitliche Landmasse vor sich zu haben, bis an die Nordspitze der Nordinsel und erreichte dann, an der Tonga- und Fidschigruppe vorübersteuernd, über Neubritannien am 15. Juni 1643 wieder Batavia. Damit war unwiderleglich festgestellt, daß Australien mit einem etwaigen Südpolarlande nicht in Verbindung stehe und dieses selbst sich nicht erheblich weit nordwärts

erstrecke. Nachdem Tasman im nächsten Jahre noch die Ansicht widerlegt hatte, daß der Karpentariagolf der Eingang eines breiten, bis an die Südküste sich fortsetzenden Meeresarmes sei, hörten die holländischen Entdeckungsreisen auf, und der Stand der Kenntnisse blieb derselbe bis auf Cooks erste Reise (1769).

Ostasien.

Gleicherweise führte das Interesse am chinesischen und japanesischen Handel zu Entdeckungen in den ostasiatischen Meeren. So verfolgte im Jahre 1643 Martin de Vries, der in van Diemens Auftrage die fabelhaften „Goldinseln" und die schiffewimmelnden Häfen Kathais, das man noch für verschieden von China hielt, aufsuchen



228. Im Bau begriffenes holländisches Kriegsschiff um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Faksimile einer Radierung von Wenzel Hollar.

sollte, die Ostküste der Insel Nipon von der Bai von Jedo an nordwärts und sah auf der Weiterfahrt die Küsten von Jeso und Sachalin, fand aber von den erhofften „Goldinseln" natürlich keine Spur, obwohl er weit in den Großen Ozean hineinsteuerte. Was er erkundete, das begrenzte die geographischen Kenntnisse nach dieser Richtung hin für mehr als ein Jahrhundert.

Gewerbebetrieb und Binnenverkehr in Holland.

Holländische Industrie.

Ein Volk, das den größten Teil des Welthandels beherrschte, gelangte von selbst zur Entwickelung einer großartigen Industrie, zumal da die zahlreichen Einwanderer aus den spanisch gebliebenen Südprovinzen die dort alteinheimischen Gewerbe nach dem Norden gepflanzt hatten. Tabaksfabriken und Zuckersiedereien, Edelsteinschleifereien, Droguenfabriken und Branntweinbrennereien verarbeiteten die überseeischen Rohstoffe, die Tuchwebereien von Leiden und die Linnenbleichen von Haarlem verwerteten die englische Wolle und den deutschen Flachs. In Delft blühte die Töpferei, und eine Menge Gewerbszweige nährte die Schiffahrt. Der schwunghafte Gewerbebetrieb rief wieder einen außerordentlich regen Binnenverkehr ins Leben, der im Grunde für den Volkswohlstand noch viel mehr bedeutet, als der Welthandel. Auf

Binnenverkehr in Holland.

den zahllosen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen des flachen Landes bewegten sich schwerfällige Warenschiffe und dichtgefüllte Personenfahrzeuge, die, von Pferden gezogen (daher „Treckschuiten", Ziehschiffe), das geschäftige Marktvolk von Stadt zu Stadt führten, und wenn im Winter festes Eis die Gewässer bedeckte, dann eilte der Holländer auf Schlittschuhen beflügelt dahin. Da ein so hochentwickelter Handel ohne Kreditanstalten nicht möglich war, so entstand im Jahre 1609 die Bank von Amsterdam, bald die erste Geldmacht der Welt, wie heute die von London, die den Wechselkurs für alle Handelsplätze regelte und deren Noten überall Annahme fanden. Ihr und den zahllosen kleinen Versicherungsanstalten floß das Kapital in solcher Masse zu, daß im Jahre 1648 etwa 300 Millionen Gulden an Metall in den Kellern der Bank lagen und der Zinsfuß im Lande gewöhnlich nur auf 2—3 Prozent stand. Um so lieber suchten die holländischen Geldleute ihre Mittel in auswärtigen Anleihen zu verwerten, die eine weit höhere Verzinsung gestatteten. Kein Wunder endlich bei so ausgebreiteten Handelserfahrungen, daß Hollands Handelsbräuche überall maßgebend wurden.

Volkswirtschaftspolitik.

Aus der überwiegenden Bedeutung des Handels ergab sich's von selbst, daß sein Interesse und damit das der größeren Städte auch die ganze Volkswirtschaftspolitik beherrschte. Während die Holländer für sich allen fremden Völkern gegenüber die vollständigste Freiheit des Handels verfochten und unter Umständen sich nicht entblödeten, Kriegsmaterial geradeswegs in feindliche Häfen zu führen, schlossen sie von ihren eignen Märkten den Fremden herrisch aus. Sie vertraten eifrig die Freiheit der Meere, soweit sie ihnen zu gute kam, aber den Sund sollte Dänemark für die Engländer schließen. Dem Großhandel zuliebe waren die Zölle mäßig, die indirekten Abgaben dagegen, die den Binnenverkehr trafen, sehr hoch. Dafür wurde die Erbauung von Kanälen derart gefördert, daß zuletzt, wie es heißt, kein Tropfen Wasser in Holland noch in seiner natürlichen Bahn floß. Für das Gewerbe wiederum behaupteten die Städte nach wie vor das Alleinrecht gegenüber dem platten Lande, wo jeder Handwerksbetrieb streng verpönt blieb. Und da die Niederländer in der Dichtigkeit der Bevölkerung die eigentliche Grundlage aller politischen Macht erkannten, so förderten sie die Einwanderung, die ihnen z. B. viele portugiesische und spanische Juden zuführte, und erschwerten die Auswanderung, damit ihre Handels- und Gewerbsgeheimnisse nicht ausgeplaudert würden.

Unterricht und Wissenschaft.

Schulen.

Da der Calvinismus immer einen ganz besonderen Wert auf den Unterricht legte, so war dieser auch in den Niederlanden sehr gut geordnet. Die Volksschulen der Gemeinden machten Lesen, Schreiben und Bibelkunde zum Gemeingut aller Niederländer. Die zahlreichen Lateinschulen gaben eine gediegene, auf klassisch-theologischer Grundlage beruhende Bildung, die zu den Universitäten vorzüglich vorbereitete. Das Athenäum in Amsterdam, 1632 von der Stadt gegründet, erreichte sogar fast den Rang einer Hochschule. Diese selbst waren der besondere Ruhm der Niederlande. Zu Leiden waren noch vier andre Hochschulen gekommen, eine erstaunliche Zahl für das kleine Land, Franeker in Friesland 1585, Gröningen 1614, Utrecht 1636, Harderwyk 1643. Doch keine reichte an die Bedeutung von Leiden heran. Nicht nur Holländer, sondern auch Deutsche und Franzosen wirkten an ihr, und zahlreiche Gelehrte, auch Ausländer, hielten sich kürzere oder längere Zeit hier auf, um den Umgang mit bedeutenden Universitätslehrern zu genießen. Weit größer war natürlich der Zufluß von Studenten aus aller Herren Ländern. Eine großartige Bibliothek gab den

Studien die unentbehrlichen Hilfsmittel, und die Freiheit der Forschung wie der Lehre war fast unbeschränkt. Konnte doch Peter de la Court fordern, daß in Leiden alle Richtungen der christlichen Theologie und auf Verlangen sogar der Islam vertreten sein müßten. Jedenfalls ließ die Regierung auch den Juden jede Freiheit in der Pflege ihres besonderen Unterrichtswesens. In Amsterdam z. B., dem Hauptsitze des niederländischen Judentums, bestand neben der prachtvollen Synagoge eine große jüdische Lehranstalt in sechs Klassen, die vom Lernen des Hebräischen durch die Lektüre des Talmud bis zur systematischen Dogmatik aufstieg und eine reiche Bibliothek zur Verfügung hatte. Zur Verbreitung höherer Bildung trugen nicht wenig Buchdruck und Buchhandel bei, die sich in Holland großartig entwickelten. Die berühmteste Firma besaßen die Elzevier (richtiger Elsevier), seit 1580 in Leiden, seit 1626 Universitätsbuchdrucker. Das von Ludwig Elzevier (geb. 1540) gegründete Geschäft erhielt sich dort bis 1713.

Naturwissenschaften.

Es lag in der Natur der Sache, daß in Holland die exakten Wissenschaften mit den verwandten Fächern eine ganz besondere Bedeutung behaupteten. Nichts kam manchen Forschungsgebieten mehr zu statten als die zweifellos holländische Erfindung des Fernrohrs und des Mikroskops. Das letztere Verdienst gebührt den Brüdern Janssen, die am Anfange des 16. Jahrhunderts als Glasschleifer in Middelburg lebten. Der bedeutendste Mathematiker und Physiker Hollands war damals Christian Huygens (1629—95), aber auch Simon Stevin und Willebrand Snellius leisteten Treffliches in der reinen und angewandten Mathematik. Natürlich kamen diese Fortschritte auch der Nautik zu statten, die Huygens und Wagenaer zur höchsten Blüte brachten, und die holländischen Land- und Seekarten wurden klassisch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Die beschreibenden Naturwissenschaften erfuhren durch die neuen Entdeckungen und Durchforschung der Kolonialande eine großartige Förderung, und der Botanik besonders dienten die botanischen Gärten, die noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Amsterdam und Utrecht angelegt wurden. Auch die Medizin begann sich von dem Übergewichte der antiken Theorie zu befreien. Im Unterricht fand der Wert der praktischen Demonstration mehr und mehr Anerkennung. Die Anatomie hatte in Leiden eine ihrer wichtigsten Pflegestätten, und diese Hochschule erwarb sich den Ruhm, zuerst den Unterricht am Krankenbett einzuführen (1630). Daher wurde die Leidener Klinik unter Franz de le Boës (Sylvius) die hervorragendste Europas und das Ziel von wißbegierigen Ärzten und Studenten aus allen Ländern.

Philologie.

Wenn somit diese Wissenschaften, weil sie jetzt die Beobachtung und das Experiment in den Vordergrund stellen, ihre eignen neuen Wege gingen, so behauptete für die sprachlich-historischen Fächer und die Theologie die klassische Philologie fast wie in der glänzendsten Zeit des Humanismus die Bedeutung der grundlegenden und vorbildenden Wissenschaft. Sie konnte das um so mehr, als die lateinische Sprache die Universitäten und die Gelehrtenschulen, die Wissenschaft und teilweise sogar auch die Dichtkunst beherrschte und zunächst auch noch im diplomatischen Verkehr die erste Rolle spielte. Aus dieser zentralen Stellung der Philologie erklärt es sich auch, daß die meisten holländischen Gelehrten mehrere Wissenschaften beherrschten, namentlich Theologie, Philosophie und Jurisprudenz mit den klassischen Studien verbanden und somit zuweilen eine Vielseitigkeit entwickelten, die wiederum an die Zeit des Humanismus erinnert. Das wichtigste Ziel der philologischen Bildung war noch immer die möglichste Kenntnis und Beherrschung der antiken Litteraturen und Sprachen sowie die Nachbildung antiker Schriftwerke in Poesie und Prosa. Daher die zahllosen Ausgaben derselben und die reiche lateinische Dichtung, die in den Augen der holländischen

Humanisten viel höher galt als die in der Volkssprache. Aber schon machte sich auch das Bestreben geltend, die Schriftwerke sachlich zu erklären und den Stoff, den sie boten, unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenzufassen und zu ordnen; die Wissenschaft von den antiken Litteraturen und Sprachen begann sich in die Altertumswissenschaft zu verwandeln. Der weithin wirksame Mittelpunkt dieser Studien wurde die Universität Leiden, und ihr eigentlicher Begründer Justus Lipsius.

229. Justus Lipsius.

Nach einem Gemälde von van Dyck gestochen von S. Bölswert.

Justus Lipsius (Joest Lips) war 1547 in Overyssche zwischen Brüssel und Löwen von katholischen Eltern geboren. Nachdem er bei den Jesuiten in Köln gebildet worden und seit 1567 Sekretär des Kardinals Granvella in Rom gewesen war, siedelte er schließlich nach Löwen über, kam von dort nach der Eroberung der Stadt durch Juan d'Austria 1579 als Professor der Geschichte nach Leiden und entfaltete hier bis 1590 eine glänzende Wirksamkeit. Doch trat er später wieder zum Katholizismus zurück und starb 1606 in Löwen. Sein Hauptwerk ist der große Kommentar zu Tacitus (1574), der beste, der bis dahin von irgend einem römischen Schriftsteller erschienen war.

Nach ihm war ein calvinistischer Franzose, der vielgewanderte Joseph Justus Scaliger (geb. 1540), der erste Philolog seiner Zeit, das anerkannte, von allen Seiten hochgeehrte Haupt der Universität, ohne übrigens jemals Vorlesungen zu halten, und der Mittelpunkt eines glänzenden Schülerkreises. Als Begründer der antiken Chronologie

(im „Thesaurus temporum“ 1606) starb er in Leiden 1609. Sein Schüler und Nachfolger war Daniel Heinsius aus Gent (1580—1655), der hervorragendste Kenner des Griechischen in dieser Zeit. Unter seinen andern Schülern that sich Jan de Meurs (Meursius) durch seine fleißigen Sammlungen für die griechischen Altertümer hervor, der Deutsche Philipp Cluver (Cluverus) aus Danzig (1580—1623) durch die Begründung der historischen Geographie. Von den späteren wurde Johann Friedrich Gronovius aus Hamburg (1611—1671) der Stifter der holländischen Latinistenschule und der bedeutendste Erklärer des Livius. Die Bedeutung des Bibelstudiums für die reformierte Kirche und die regen Beziehungen der Holländer zum Orient führten zu einer besonderen Pflege der orientalischen Sprachen an der Universität Leiden. Der Be-

230. Joseph Justus Scaliger.
Nach einem Kupferstiche von P. van der Aa.

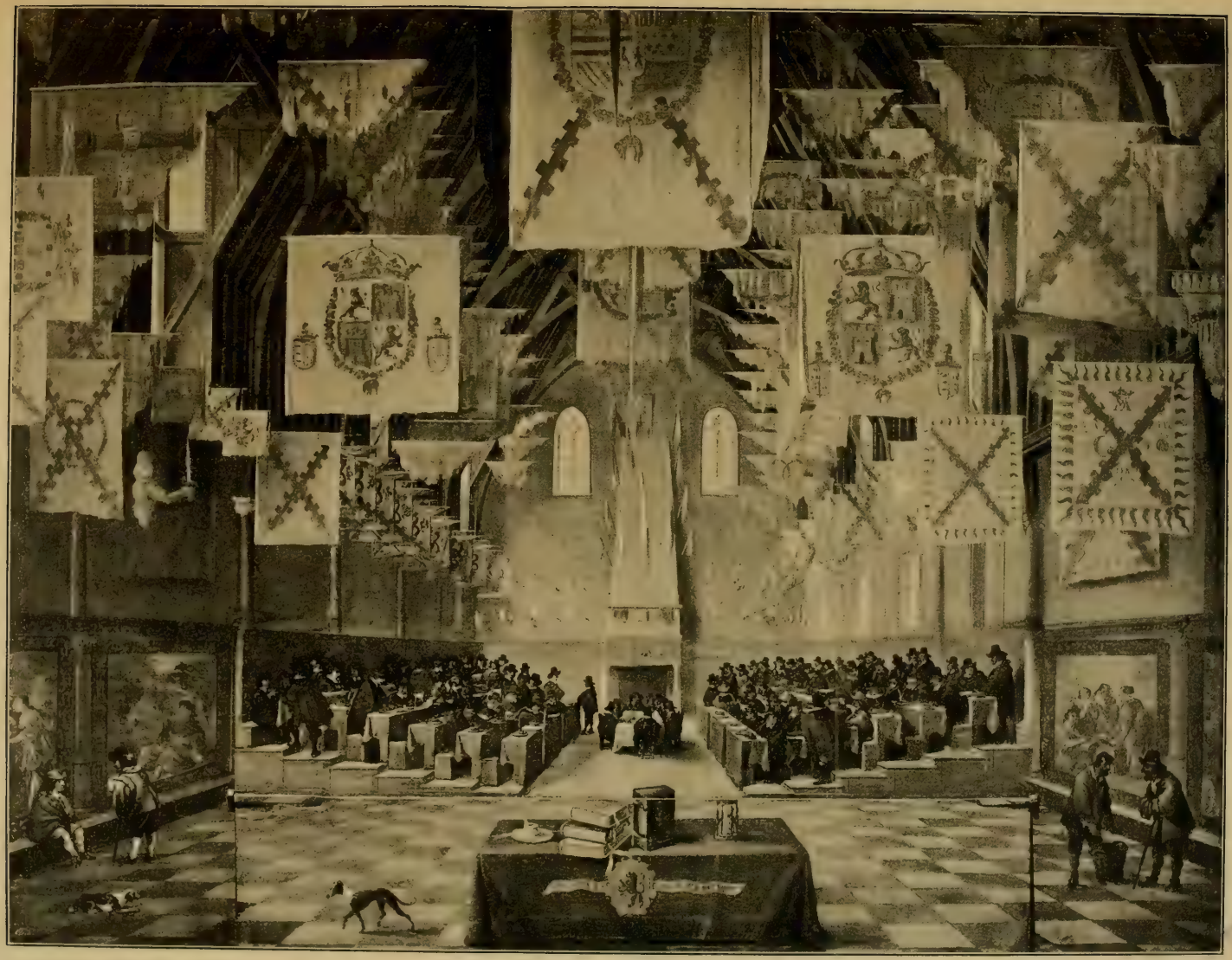
gründer dieses Studiums war Thomas Erpenius (1584—1624), seit 1613 Professor der orientalischen Sprachen in Leiden und Besitzer einer weithin berühmten Druckerei, die mit hebräischen, arabischen, syrischen, äthiopischen und türkischen Lettern arbeitete. Sein Schüler und Nachfolger Jakob Golius (1596—1667) eignete sich durch weite Reisen in Marokko, Syrien, Arabien und der Türkei eine ausgebreitete Kenntnis des Syrischen und Arabischen an, brachte eine Menge von Handschriften mit heim und lernte später auch noch Persisch und Chinesisch, besonders um die Zwecke der Mission zu fördern.

Bei der engen Verbindung, die seit der Zeit des Humanismus zwischen den klassischen Studien und der Theologie bestand, wirkten jene auch in Holland auf diese ein. Nach den erbitterten Kämpfen der Gomaristen und Arminianer, die Theologie.

beide die Heilige Schrift noch schlechtweg als ein auf unmittelbarer göttlicher Offenbarung beruhendes Ganzes faßten und durch ihre dogmatische Voreingenommenheit verhindert wurden, sie unbefangen auszulegen, brachte zuerst der auch auf andern Gebieten so bahnbrechende Hugo Grotius, von dem Scaliger mit Recht das Größte erwartet hatte (s. unten), die philologisch-geschichtliche Methode der Erklärung zur

231. Der Dichter und Geschichtschreiber Pieter Hooft.
Nach einem Gemälde von M. v. Mierevelt gestochen von J. Houbraken.

Anwendung („Annotationes in Novum Testamentum" 1641, „in Vetus Testamentum" 1644), freilich nicht, ohne damals auf beiden Seiten, bei Protestanten wie bei Katholiken, den größten Anstoß zu erregen. Von demselben der Zeit nach kaum faßbaren schlicht historischen Standpunkte aus erhob sich Grotius hoch über den Streit der Konfessionen; er forderte gegenseitige Duldung, beklagte die Kirchenspaltung und betrachtete die Wiederherstellung der Einheit der Kirche als das höchste zu erstrebende Ziel, weshalb ihm sogar nachgesagt worden ist, daß er zur katholischen Kirche übergetreten sei.



Sitzung der Generalstaaten 1651 im großen Saal des Binnenhofes im Haag.

Nach dem Gemälde von Dirck van Deelen in der Kgl. Gemäldegalerie im Haag.

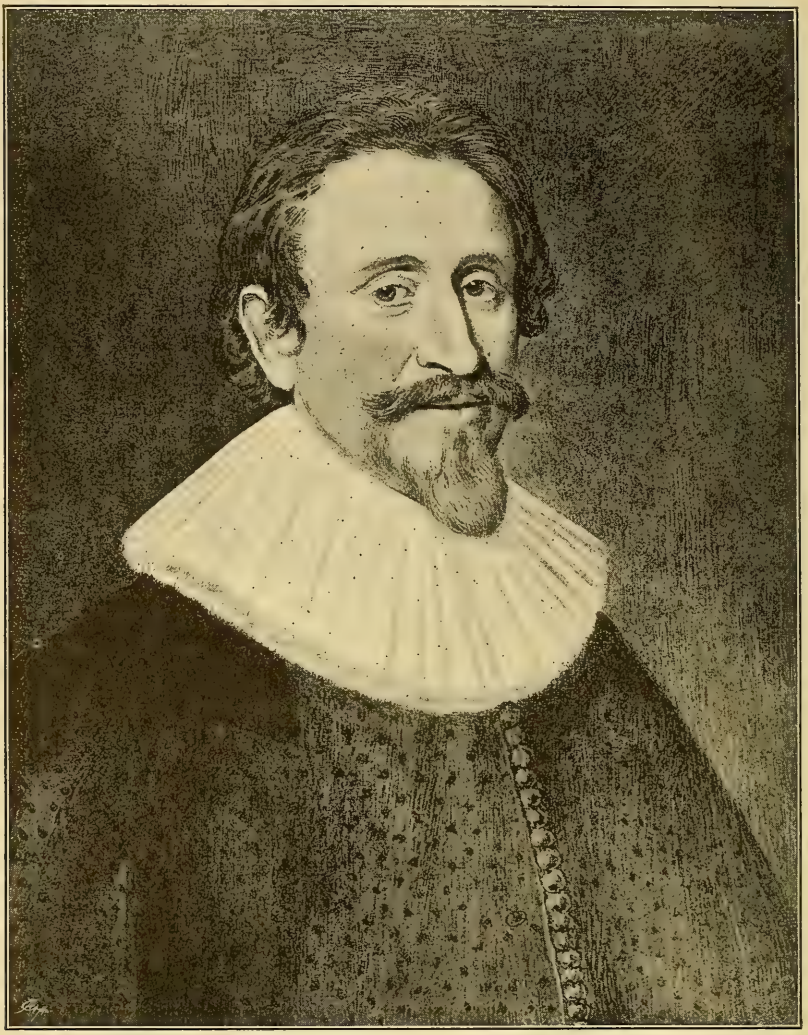
An dem Gebälk sind die von den Heeren der Republik eroberten Fahnen aufgehängt.

In den von den Alten vorgezeichneten Bahnen bewegte sich die holländische Geschichtschreibung, die in dem „achtzigjährigen Kriege", wie die Holländer die ganze Periode von 1566—1648 gern nennen, einen unerschöpflichen Stoff fand. Den Anfang machte Emanuel van Meteren (1535—1612) mit der „Historie der Nederlandsche ende haere Naburen oorlogen" (1599), einer in den Thatsachen gewissenhaften, im Urteil parteiischen Darstellung. Dagegen gab Pieter Christiaanszoon Bor (1559—1635) in seinem „Begin ende Vervolg der Nederlandsche Oorlogen" (1602) auf Grund eines ungeheuren Aktenmaterials in streng annalistischer Form eine trockene, aber zuverlässige und unparteiische Geschichte des großen Kampfes. Als Geschichtschreiber weit bedeutender ist der Dichter Pieter Hooft (1581—1647), dessen „Nederlandsche Historien" (bis 1587) nach dem Vorbilde des Tacitus überall auf das Persönliche eingehen und zu den ergreifendsten Werken der historischen Litteratur gehören. Ebenfalls in Anlehnung an Tacitus schrieb Hugo Grotius im Auftrage der Generalstaaten mit leidenschaftsloser Unparteilichkeit seine „Annales et historiae de rebus belgicis" 1566—1609 (erschienen erst 1657). Geschichtschreibungen.

Der Tagesgeschichte dienten die Zeitungen, für die Holland lange ein klassisches Land blieb. Den Anfang machte ein belgischer Niederländer, der Buchdrucker Abraham Verhoeven in Antwerpen. Dieser erhielt 1603 von den „Erzherzögen" Albrecht und Isabella ein Privileg für die „Nieuwe Tydingen" (neue Zeitungen, d. i. Nachrichten), die über die Ereignisse des Krieges berichteten und sie mit Holzschnitten und Kupferstichen erläuterten. Obwohl das Unternehmen mit dem Waffenstillstande von 1609 eingestellt wurde, nahm es der Verleger doch 1622, als sich der Krieg erneuerte, wieder auf. Seit 1637 nahm das Blatt, das jedesmal acht Seiten in Quart enthielt, den Namen „Posttydingen" an und verwandelte sich später in die „Gazette van Antwerpen". Die Holländer ahmten dies bald nach, und ihre Zeitungen galten noch im 18. Jahrhundert für besonders zuverlässig und reichhaltig. Zeitungen.

Derselbe Hugo Grotius (de Groot, 1583—1645) wurde der Begründer des Völkerrechts und des Naturrechts, und dieser Leistung verdankte er seinen Weltruhm. Denn damit schuf er etwas ganz Neues und zwar aus den eigentümlichen Verhältnissen der Niederlande heraus. Inmitten großer Monarchien hatte sich die Republik erhoben kraft einer Revolution, also eines Bruches mit dem positiven Rechte. Sie suchte jetzt die vernunftgemäße Begründung ihres Bestandes und ihrer Politik gegenüber den alten Satzungen von einer kirchlich-weltlichen Universalmonarchie, und sie konnte beide nur in der Aufstellung eines neuen Rechtes finden. Völker- und Naturrecht; Grotius.

Die Familie, der Hugo Grotius angehörte, stammte väterlicherseits aus Burgund, woher sein Urgroßvater Corneille de Cornet nach den Niederlanden gekommen war, mütterlicherseits aus Delft, und trug den Namen von dem Schwiegervater Cornets, Diederich de Groot, Bürgermeister von Delft, der der letzte seines Stammes war. Der Vater Hugos, Johann, war ein gelehrter Philolog und Jurist und ebenfalls Bürgermeister von Delft. Der sehr begabte Sohn (geb. am Ostersonntage, 10. April 1583) erhielt eine ausgezeichnete Erziehung, studierte in Leiden unter Scaliger Philologie und Rechtswissenschaft und erweckte bereits 1598, als er sich einer Gesandtschaft an den Hof König Heinrichs IV. von Frankreich anschloß, wegen seines umfassenden Wissens die allgemeine Bewunderung. Nach seiner Heimkehr wirkte er als Rechtsanwalt, arbeitete aber daneben eifrig auf philologischem Gebiete und erwarb sich großen Ruhm als der bedeutendste lateinische Dichter Hollands. Den öffentlichen Angelegenheiten trat er erst näher, als er zum Advokaten (Sekretär) von Holland, Seeland und Westfriesland ernannt wurde. Als solcher nahm er seit 1608 an den Friedensverhandlungen teil, die 1609 wenigstens zum Abschlusse des zwölfjährigen Waffenstillstandes führten, wurde aber als eifriger Anhänger der staatischen Partei und Oldenbarneveldts und als überzeugter Arminianer in die kirchlich-politischen Streitigkeiten dieser Zeit aufs tiefste verflochten, um so mehr, als er seit 1613 als Syndikus von Rotterdam zugleich Mitglied der Generalstaaten war. Im August 1618 wurde er im Haag zugleich mit Oldenbarneveldt verhaftet und nach dessen Hinrichtung (s. oben S. 299) am 17. Mai 1617 zu lebenslänglichem Gefängnis und Einziehung des Vermögens verurteilt. Doch durfte er seine Gefangenschaft auf Schloß Löwenstein mit seiner Familie teilen und sich selbst mit wissen-



H. Grotius

232. Hugo Grotius.

Nach einem Gemälde im Rijksmuseum zu Amsterdam.

schaftlichen Arbeiten beschäftigen. Im Jahre 1621 gelang es ihm mit Hilfe seiner klugen und energischen Frau, in eine Bücherkiste versteckt, aus dem Gefängnis zu entfliehen und dann nach Frankreich zu entkommen, wo ihm der König eine Pension aussetzte. Da seine Hoffnung, wieder nach Holland zurückkehren zu dürfen, auch nach Moritzens Tode 1625 fehlschlug, so ging er nach Hamburg und trat 1634 in schwedische Dienste. Als Vertreter Schwedens in Paris übte er seit 1635 in überaus schwieriger Lage eine umfassende diplomatische Thätigkeit und erwarb sich das volle Vertrauen Oxenstjernas. Erst 1645 nahm er seine Entlassung, reiste über Holland und Hamburg nach Stockholm, wo ihn Königin Christine gnädig empfing, strandete aber auf der Rückreise nach Lübeck an der pommerschen Küste und starb an den Folgen der ausgestandenen Strapazen am 28. August 1645 in Rostock.

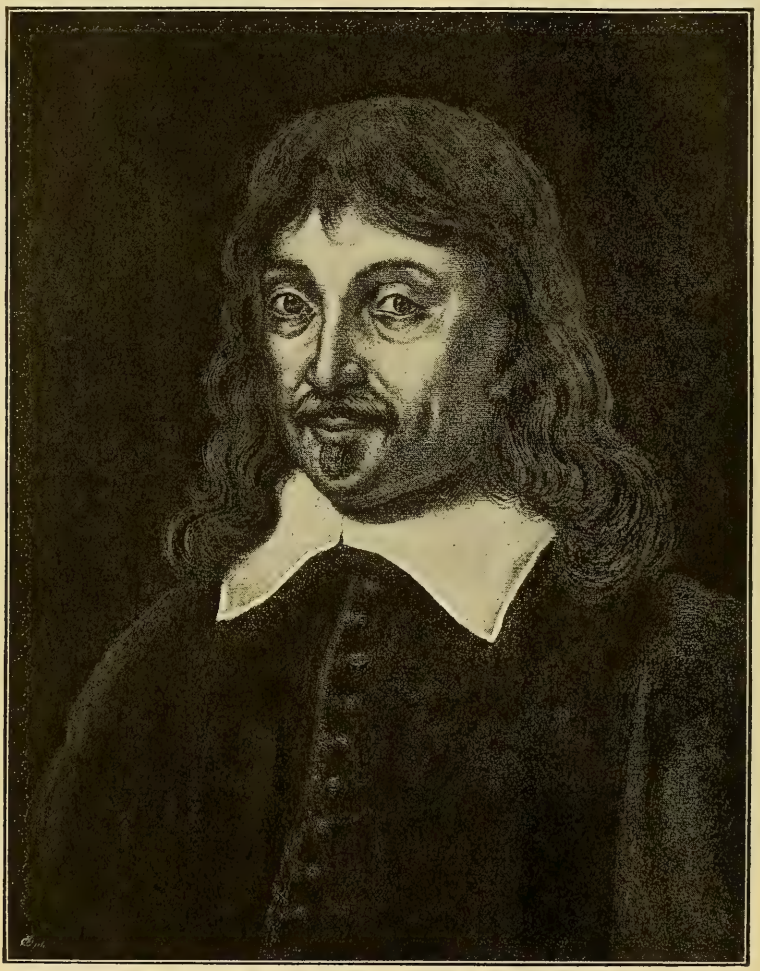
Hugo Grotius ist ohne jeden Zweifel der bedeutendste Gelehrte und Schriftsteller, den Holland hervorgebracht hat, und einer der bedeutendsten aller Zeiten. Ein Muster des gebildeten Holländers des 17. Jahrhunderts durch die enge Verbindung von philologischer, juristischer und theologischer Gelehrsamkeit mit praktischer staatsmännischer Wirksamkeit und glühender Vaterlandsliebe, ein gründlicher Forscher, scharfer Denker und begabter Dichter, und doch ein Weltmann, steht er in seiner vielseitigen Thätigkeit durchaus auf dem Boden seiner Zeit und seines Volkes. Auch abgesehen von seinen zahlreichen Gelegenheitsschriften, mit denen er in die Kämpfe seines Vaterlandes unmittelbar eingriff, erwuchsen alle seine großen Arbeiten aus dem Boden der Heimat und ihrer besonderen Verhältnisse und sollten Einfluß auf diese üben. Schon in seiner Jugendschrift de moribus ingenioque populorum Atheniensium, Romanorum, Batavorum pries er die Vorzüge seines heimischen Staatswesens. Als dann die Holländer für die Freiheit der Meere und den freien Verkehr nach Indien gegen den katholischen König stritten, bekämpfte er in seinem grundlegenden Werke Mare liberum vom Jahre 1609, das er allen christlichen Fürsten und Völkern widmete, die mittelalterliche Anschauung von einem durch Papst und Kaiser regierten Universalreiche, dessen Herrscher über fremde Völker kraft göttlichen Rechts verfügen könnten, wie einst Alexander VI. (s. Bd. V, S. 57), und verfocht den Satz: jedes der von Gott gewollten und also existenzberechtigten Völker hat eben deshalb das Recht, mit andern Nationen Handel zu treiben. Die Entdeckung fremder Länder gibt allein noch kein Recht auf ihren Besitz, und das Meer entzieht sich seiner Natur nach überhaupt jeder Besitzergreifung, ist vielmehr Eigentum aller (res communis omnium). Wie Grotius schon hier von einem natürlichen Rechte ausgeht, so wurde er der Begründer der Anschauung von dem Natur- und Vernunftrecht, die fortan Europa fast zwei Jahrhunderte hindurch beherrschen sollte, in dem berühmtesten seiner Werke, dem Buche de jure belli ac pacis 1625, das er in Paris ohne alle litterarischen Hilfsmittel als reifes Ergebnis seines Denkens in einem Zuge niederschrieb. Recht und Staat beruhen nicht auf unmittelbarer Einsetzung Gottes, wenn auch auf Gottes Willen und Gebot, sondern sind Menschenwerk und ergeben sich mit Notwendigkeit aus der vernünftigen Natur des Menschen, die ihn durch den Trieb zur Selbsterhaltung und die Neigung zur geselligen Vereinigung zum Anschluß an seine Mitmenschen bringt. Daher ist das Naturrecht eine sittliche Notwendigkeit und unveränderlich. Ihm gegenüber steht das willkürliche Recht, nämlich das göttliche, das auf Offenbarung beruht, und das menschliche (positive), das durch Gesetzgebung (Übereinkommen) festgestellt wird. Ein solches Übereinkommen schafft auch das Völkerrecht, das die Beziehungen der einzelnen Nationen zu einander regeln muß.

Volkswirtschaftslehre.

Als Neuerer treten die Holländer auch in ihren Anschauungen von der Volkswirtschaftslehre auf. Hier steht Grotius neben Männern wie Markus Suterius Boxhorn (1602—53), P. Salmasius (1596—1653) und Peter de la Court (1618—85). Sie sind, den Interessen ihres Landes entsprechend, durchweg Freihändler, verfechten das unbedingte Privateigentum auch an Grundstücken gegenüber den alten Abhängigkeits- und Nutzungsrechten, bekämpfen zum Teil (wie de la Court) die Zünfte und Gilden und die strenge Aufsicht, die von diesen über die Produktion ihrer Mitglieder geübt wurde, sind also kurz und gut die entschiedensten Vertreter der vollsten wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen gegenüber der mittelalterlichen Gebundenheit, und stehen somit bereits auf dem Boden des späteren englischen Manchestertums. Zahllose Flugschriften behandelten jede neu auftauchende volkswirtschaftliche Frage, und in den zierlichen Res publicae Elzevirianae, statistischen Übersichten der einzelnen Staaten, wurde ein unermeßlicher Stoff für die Kenntnis aller öffentlichen Verhältnisse aufgehäuft.

Philosophie; Descartes.

Die geistige Freiheit, welche die Republik den Forschern aller Länder gewährte, verschaffte ihr auch den Ruhm, die Heimat einer neuen Philosophie zu werden, wenngleich nicht Holländer, sondern Fremde es waren, die sie schufen, ein heimatloser Franzose und ein von seinen Glaubensgenossen verstoßener portugiesischer Jude. Der erste war René Descartes (Cartesius, 1596—1650).



233. René Descartes (Cartesius).
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

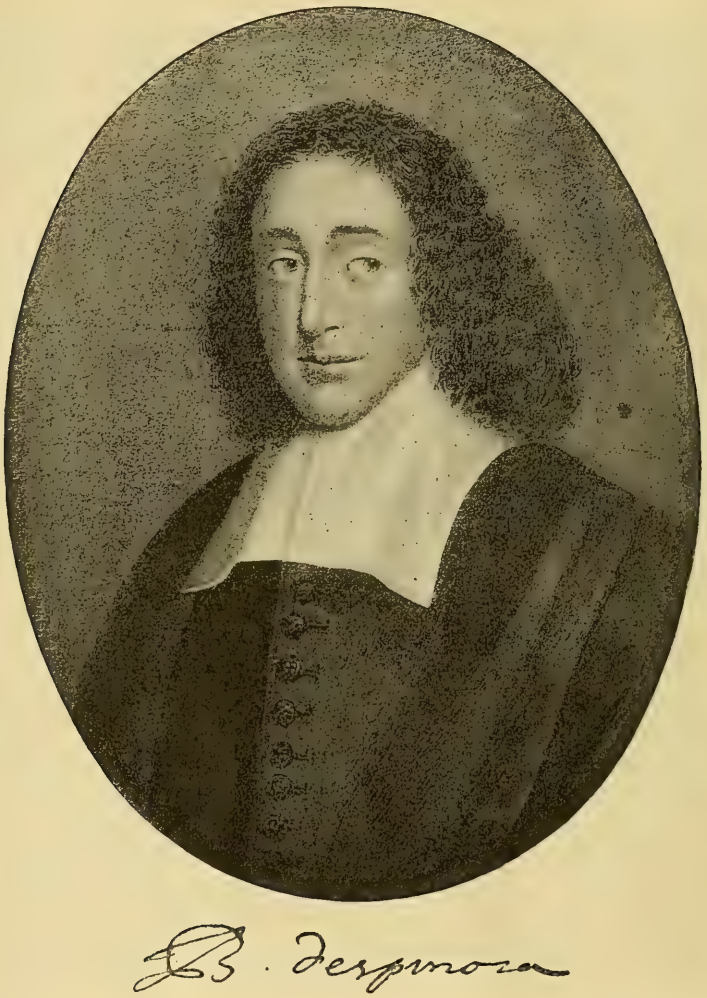
Geboren im Jahre 1596 in der Touraine als Sohn eines Parlamentsrates und von den Jesuiten gebildet, wurde er von unersättlicher Wißbegier und der Erkenntnis, daß alles Wissen ihn nur immer in neue Zweifel und Irrtümer verstricke, dazu getrieben, Welt und Leben aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Er trat deshalb 1617 in niederländische, 1619 in bayrische Kriegsdienste und focht mit in der Schlacht am Weißen Berge. Später bereiste er Deutschland, die Schweiz, Italien, Dänemark, England, bis ihn dann bei seiner Heimkehr die Mahnung des Kardinals Bérulle, alle seine Kräfte an die Weiterbildung seiner wissenschaftlichen Methode zu setzen, bewog, sich nach Amsterdam zurückzuziehen (1629) und allen Umgang möglichst zu beschränken. In klassischer Sprache entwickelte er seine Lehre in den einleitenden „Discours sur la méthode“ (1637), dann in den „Méditations“ (1641), die zugleich für die Bildung der

französischen Prosa zu philosophischem Ausdruck von größter Bedeutung wurden, zusammenfassend aber in den lateinisch geschriebenen „Prinzipien der Philosophie“ (1644). Da er es sorgfältig, ja ängstlich vermied, bei der kirchlichen oder staatlichen Gewalt Anstoß zu erregen, deshalb sich z. B. hütete, sich über die Unsterblichkeit auszulassen oder sich gar für Galilei zu erklären, so gewann er nicht nur die Bewunderung der Welt, sondern auch eine königliche Pension. Aber nach Frankreich kehrte er nicht zurück, er starb in Stockholm am Hofe Christinens (1650).

Wenn Bacon von Verulam (s. unten) die Erfahrung und Beobachtung als die einzig sichere Grundlage alles Wissens, zunächst von der Natur, hinstellte, so verlangte nun Descartes, von aller Überlieferung und Autorität gänzlich absehend, einen festen Grund der Erkenntnis; er begann seine „Méditations“ mit der Frage: „Wo finden wir etwas unleugbar Gewisses?“ Nicht in der sinnlichen Wahrnehmung, die nur allzu häufig trügerisch ist, sondern in der Thatsache, daß wir denken, denn indem wir denken, werden wir uns unsres Daseins bewußt: „Ich denke, daher bin ich“ (Cogito, ergo sum). Diese selbstbewußte Vernunft hat nun zu untersuchen, ob etwas und was außerhalb des Menschen vorhanden ist. Daraus ergibt sich für Descartes zunächst das Dasein Gottes. Denn da in uns diese Idee, d. h. die Idee eines vollkommenen Wesens, lebt, der Mensch aber als ein unvollkommenes Wesen sie niemals aus sich selbst erzeugen kann, weil die Wirkung nicht größer sein kann als die Kraft, die sie hervorruft, so müssen wir diese Kraft außer uns setzen und das Wesen, das sie in uns geschaffen hat, für vollkommen halten, d. h. für Gott. Da ferner Gott uns nicht betrügen kann, weil er sonst nicht wahrhaft, also nicht vollkommen wäre, so dürfen wir die Dinge, die wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, falls nur unsre Beobachtung richtig, unsre Schlußfolgerung nicht voreilig ist, für wirklich annehmen, in erster Linie die Sätze der Mathematik. Indem nun so der Geist (des Menschen) und die Natur, d. h. die Dinge außer ihm, einander gegenübertreten, findet Descartes doch ihren gemeinsamen Ursprung in Gott, dessen Einwirkung die Wechselbeziehungen zwischen ihnen vermittelt. Durch diese Lehre, die zunächst Geulinx und Malebranche aufnahmen und auch weiterbildeten, ist Cartesius der Begründer aller neueren Philosophie geworden.

An ihn knüpft zunächst selbständig Baruch (Benedictus) Spinoza an. Er war Spinoza.
der Sohn portugiesisch-jüdischer Eltern (1632—77), wurde in der jüdischen Schule zu Amsterdam zu scharfem Denken erzogen, durch das Studium des Cartesius innerlich vom Judentum getrennt und daher 1655 vom Gericht der Synagoge gebannt, von den Christen aber gemieden. Zu sehr auf seine Unabhängigkeit bedacht, um einem glänzenden Rufe an die Universität Heidelberg zu folgen (1673), bemühte er sich, die Wahrheit zu suchen, und lebte daher still im Haag, indem er seinen bescheidenen Lebensunterhalt mit dem Schleifen optischer Gläser erwarb. Da die meisten seiner in lateinischer Sprache geschriebenen Schriften erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, so hat er die Wirkungen seiner Lehre nicht erlebt. Den Zwiespalt (Dualismus), den Cartesius zwischen Natur und Geist gelassen hatte, suchte er zu überbrücken durch den Satz, daß Gott der Urgrund aller Dinge, die einzige Substanz sei. Die Körperwelt einerseits, die Seelenwelt anderseits sind nur verschiedenartige Erscheinungsformen dieser Substanz, d. h. Gottes; Gott existiert also nicht außerhalb der Welt, sondern in der Welt, Gott und die Welt sind ein und dasselbe (Pantheismus). Innerhalb derselben waltet ein notwendiger Zusammenhang, es gibt also nur Ursache und Folge, keine freie Selbstbestimmung des Einzelwesens und keinen Zweck. Die menschliche Erkenntnis muß darauf ausgehen, diesen Zusammenhang in seiner Notwendigkeit, also auch die Stellung des Einzelwesens innerhalb desselben zu begreifen. Je mehr der Mensch in dieser Erkenntnis fortschreitet, desto mehr wird er, von äußeren Einwirkungen befreit, der Natur gemäß handeln; Tugend und Erkenntnis sind also

für Spinoza dasselbe. Das höchste Ziel aber bleibt die Erkenntnis Gottes, in der die höchste Seligkeit beruht. Von Spinozas Standpunkte aus konnte es weder einen persönlichen Gott, noch persönliche Unsterblichkeit geben, Grund genug zu leidenschaftlichen Angriffen damals und später, aber seine großartige Sittenlehre (Ethik) ist kaum jemals wieder erreicht worden.



234. Baruch Spinoza.
Nach einem Gemälde in der Bibliothek zu Wolfenbüttel.

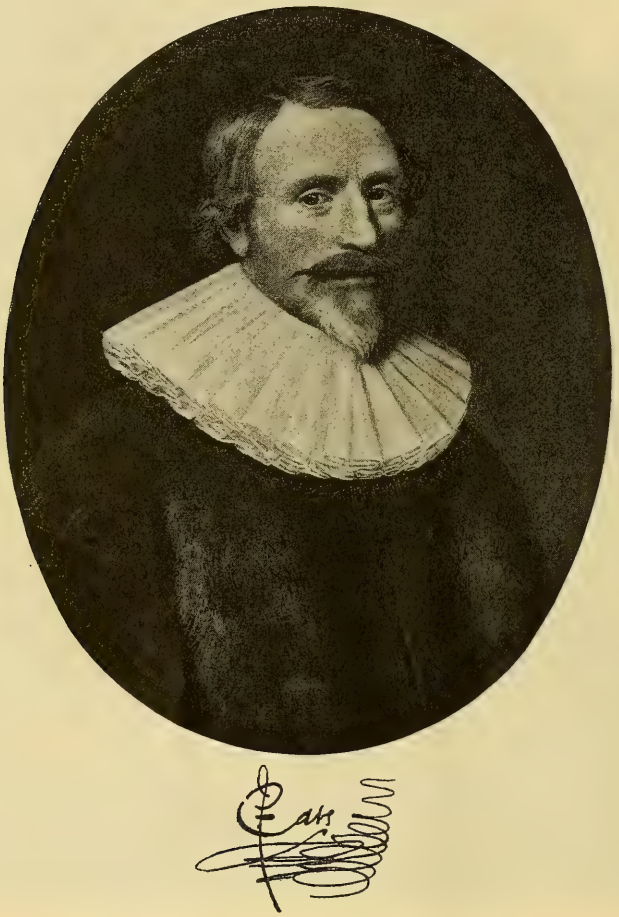
Auch über Staat und Kirche hat er bedeutsame Sätze aufgestellt. Der Staat entwickelt sich bei ihm wie bei seinem Zeitgenossen, dem Engländer Hobbes (s. unten), aus dem Naturzustande, dem Kampfe aller gegen alle. Denn um in diesem nicht unterzugehen, müssen die Menschen sich zu einer Genossenschaft zusammenthun, der zuliebe sie sich in ihrer bisherigen Freiheit soweit beschränken, als es das Interesse aller verlangt, die ihnen dafür aber Sicherheit des Lebens und Eigentums gewährt. Dies zu leisten ist die eigentliche Aufgabe des Staates; Religion, Kunst und Wissenschaft bleiben Sache des einzelnen. Von den Staaten ist derjenige der beste, der auf Übereinstimmung aller seiner Bürger beruht, der schlechteste also der despotische. Die

235. Joſt van den Vondel.
Nach einer Radierung von J. Lievens.

Religion, als Sache der Überzeugung, hat der Staat nicht zu beſtimmen, alſo unbedingte Religionsfreiheit zu gewähren; inſofern aber die Bekenner einer Religion ſich zu einer Genoſſenſchaft zuſamenthun, hat ſich dieſe dem Staate unterzuordnen. Es war die erſte grundſätzliche Begründung der religiöſen Duldung einerſeits, der Hoheit des Staates über die Kirche anderſeits, aber Spinoza eilte damit ſeiner Zeit weit voraus und wurde nicht verſtanden.

Dichtung und Kunst.

Dichtung. So sehr nun in der Gelehrsamkeit das klassische Latein überwog, die Niederländer entfalteten doch auch, an die Thätigkeit der volkstümlichen „rhetorischen Kammern" anknüpfend, eine Litteratur in ihrer niederdeutschen Volkssprache, die lange Zeit für Deutschland das eifrig nachgeahmte Vorbild dargeboten hat. Der erste, der danach strebte, die naive Mundart eines Volkes von Schiffern und Bauern, die bis dahin nichts war als einer der zahlreichen Dialekte des Plattdeutschen, zu einer Schriftsprache

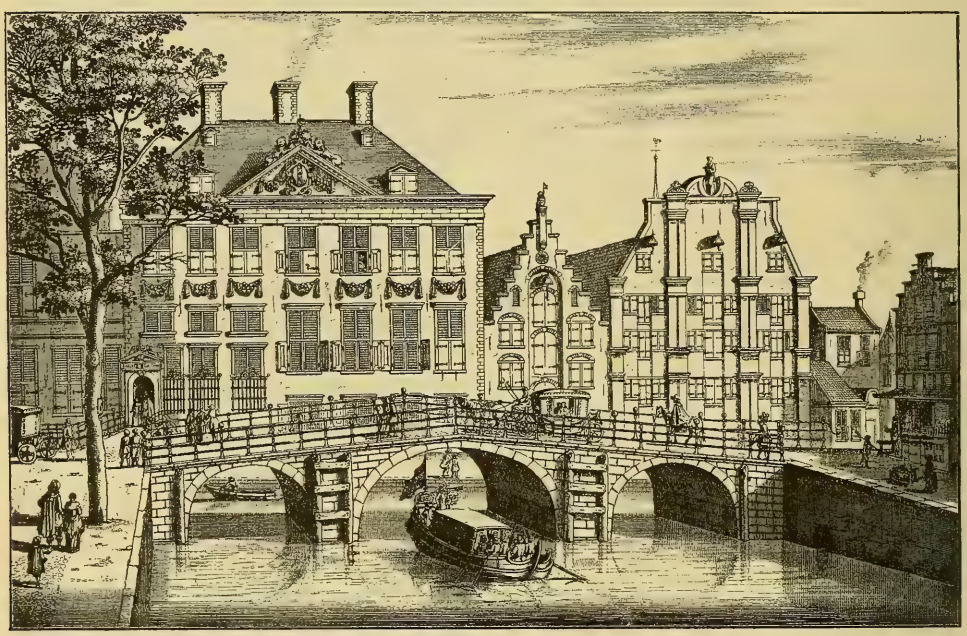


236. Jakob Cats. Gemälde von M. J. Mierevelt.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

umzugestalten, war Hendrik Spiegel (1549—1612), ihr erster großer Prosaiker der Historiker Pieter Hooft (1581—1647), der begeisterte Darsteller des niederländischen Freiheitskrieges. In der Dichtung, die mit Vorliebe das lateinische Vorbild und in der Form den französischen Alexandriner nachahmte, blühte das Drama nach dem Muster Senecas, dem nach der einheimischen Überlieferung der „rhetorischen Kammern" die sogenannten Reihengesänge (Chorlieder) noch lange charakteristisch blieben, daneben das religiöse Epos, die epische Erzählung, das Lehrgedicht wie die Satire und die verschiedenen Formen der Lyrik. Als die bedeutendsten Dichter erscheinen Pieter Hooft, Jost van den Vondel (1587—1679) und Jakob Cats (1577—1660).

237. Das Rathaus (jetzt Königl. Schloß) zu Amsterdam im 17. Jahrhundert. Nach einem Kupferstiche von Reinier Vinkeles.

Pieter Hooft aus Amsterdam, durch weite Reisen gebildet, später als Drost von Muyden bei Amsterdam in ansehnlicher Stellung, die ihm die Pflege einer anmutigen Gastlichkeit ermöglichte, gab der holländischen Dichtersprache zuerst Reinheit und Biegsamkeit und zeichnete sich besonders durch ernste und komische Bühnendichtungen aus. Jost van den Vondel ragte durch seine zum Teil in allegorischer Form gehaltenen Dramen hervor, unter denen „Gysbrecht van Amstel" noch jetzt in der Weihnachtszeit über die Bühnen von Amsterdam geht, und „Lucifer" (1654) in manchem Sinne als ein Vorläufer von Miltons Epos „Das verlorene Paradies" gelten kann. Jakob Cats blieb durch seine volkstümlichen Lehrgedichte und Erzählungen, die als „Vater Cats' Buch" bekannt sind, bis ins 18. Jahrhundert hinein der gelesenste Schriftsteller Hollands, der Lieblingsdichter des Bürgerstandes. Auch die lateinische Gelehrtendichtung wurde fleißig gepflegt und brachte selbst auf dem Gebiete des Dramas manches Be-



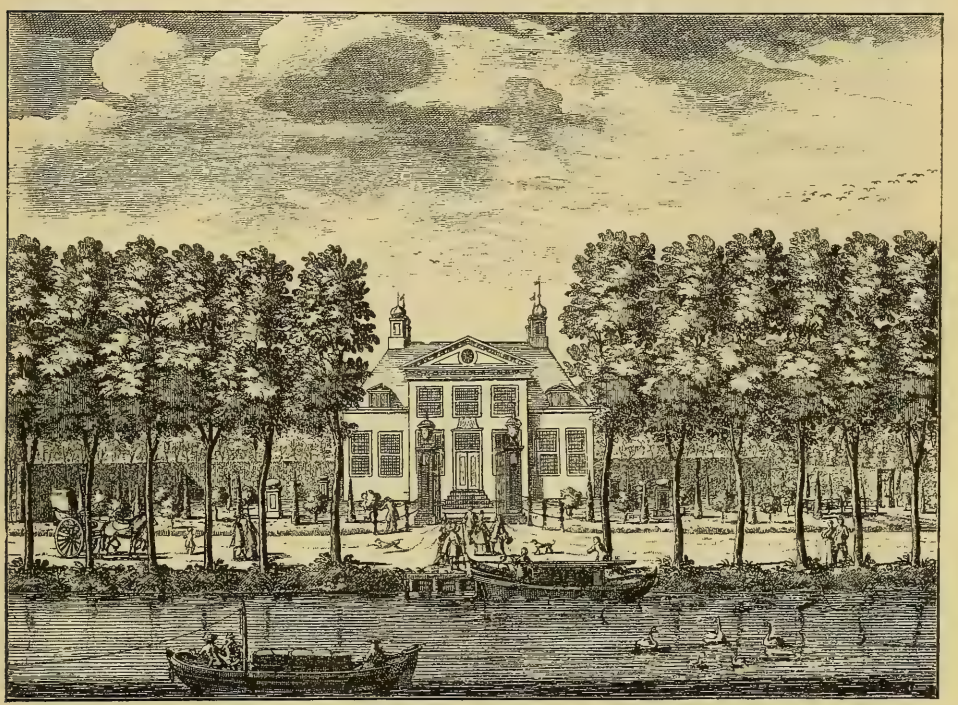
238. Straße in Amsterdam im 17. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

achtenswerte hervor. Daniel Heinsius schätzte seine lateinischen Elegien und Lehrgedichte weit höher als seine „Nederduytsche Poemata", die er unter fremdem Namen herausgab und die doch nachmals auf die deutsche Dichtung von Martin Opitz einen bedeutenden Einfluß übten. Litterarische Vereine hielten, wie die Akademien Italiens (s. Bd. V, S. 114), Dichter und Gönner der Dichtung zusammen, so der von Muydenschloß, Hoofts schönem Landsitz bei Amsterdam, wo Vondel viel verkehrte, und der von Dortrecht, wo Cats die Hauptrolle spielte. Klassische Bedeutung hat die holländische Dichtung nicht gewonnen, weil sie sich niemals von fremden Vorbildern befreien konnte.

Die ganze Eigenart des holländischen Volkes kam weit mehr in der bildenden Kunst zum Ausdruck.

Baukunst. Der Baukunst fehlten allerdings hier die großen kirchlichen Aufgaben, da der Calvinismus nur schmucklose Bethäuser von beschränktem Raume brauchte; nur für Stadtgemeinden, Gilden und Privatleute hatte sie daher zu arbeiten. Dabei behielt sie

nach der Weise der nordischen Renaissance (s. Bd. V, S. 413, 492) die hohen Dächer und Giebel bei und benützte, den Mitteln des Landes entsprechend, vorherrschend den dunklen Backstein, den nur etwa an Kanten und Gesimsen Sandstein oder Haustein unterbricht. Fronten und Giebel gliederte sie durch Säulen- oder Pfeilerstellungen und verzierte sie durch wunderliche Schnecken, Vasen, Masken, Muscheln, Blumengewinde, Wappen u. dergl. Der bedeutendste niederländische Architekt war wohl Jakob van Kampen (gest. 1657), der den kraftvollen Klassizismus Palladios auf seine heimischen Verhältnisse übertrug. Sein Hauptwerk ist das großartige Rathaus von Amsterdam (das jetzige königliche Schloß 1653—55), das, auf einem Rost von 14000



239. Holländischer Landsitz (Buitenplaats) im 17. Jahrhundert. Im Vordergrunde eine Treckschuite. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Masten errichtet, mit seinen sieben Thoren dem Stolze der Holländer als das achte Weltwunder galt. Neben ihm steht Peter Poest, der Erbauer des mit exotischer Pracht ausgestatteten Moritzhauses im Haag, das sich der „Brasilianer" Johann Moritz von Nassau in Erinnerung an seine südamerikanische Statthalterschaft errichten ließ. Und wie malerisch und eigenartig stellt sich doch das holländische Bürgerhaus dar, wie es sich an den in der Mitte von einem Kanal eingenommenen und mit schattigen Baumreihen bepflanzten Straßen der holländischen Städte, den „Grachten", erhebt, „der Giebel nach norddeutscher Art der Straße zugekehrt, auf dem Dache Bildsäulen und Vasen, Obelisken und Schnecken, auch wohl ein Schaf oder Rind in Stein gehauen; überall an den bauschigen Gesimsen, den schweren, in die Straßen hineinspringenden Freitreppen hat die Laune, der Handwerksstolz des Hausherrn wunderlichen Zierat angefügt; große blanke Fenster und die sauberen weißen Kalklinien zwischen den Steinen mildern den dunklen Ton der bräunlichen Wände; im Erdgeschoß eine

Schenke oder ein Kramladen mit dem mächtigen Mohrenkopfe vor der Thür; im obersten Stockwerk ein Warenspeicher, daraus ein Kran bis über den Spiegel des Kanals hervorragt, das Ganze ein Bild des Behagens, froher Lebenslust" (v. Treitschke). Und draußen vor den Stadtthoren errichteten sich die Begüterten ihre Landsitze, die „Buitenplaatsen" (wörtlich „Außenplätze"). Denn diese nordischen Menschen liebten die Natur und lauschten mit Entzücken den Stimmen der Singvögel. So entstanden überall zwischen den saftiggrünen Wiesen und den glitzernden Wasserspiegeln villenartige Schlößchen an einem Teiche oder mit einem Graben umzogen und stets mit grünen Gartenanlagen umgeben. Auch die Gartenkunst schloß sich aufs engste der Architektur an. Geradlinige schattige Alleen, die nach verschiedenen Seiten hin anmutige Ausblicke in die Landschaft gewähren, dichte Hecken, die Messer und Schere zu architektonischen Gebilden oder phantastischen Figuren gestalten, dazwischen regelmäßig geformte, saubere Sandgänge und bunte Blumenbeete, auf denen sich bald die Farbenpracht der orientalischen Tulpe entfaltete, Wasserkünste mit springenden Fontänen und weiten, steinumfaßten Becken, dazwischen mythologische Statuen und Gruppen, das sind die bezeichnenden Eigentümlichkeiten holländischer Gartenkunst.

Diese holländische Bauweise wurde bald mustergültig für den ganzen Norden, und die holländische Gartenanlage gab auch der französischen das Vorbild.

Malerei. Dies Volk, dem die umgebende eintönig ernste Natur so wenig heitere Farben bot, entfaltete doch eine Blüte der Malerei, die in ihrer Art es mit der italienischen sehr wohl aufnimmt und in ihrer Art klassisch ist, eben weil sie ganz eigenartig und selbständig Leben und Charakter der Holländer zum vollsten Ausdruck brachte. Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus hatte der italienische Einfluß, vermittelt durch den deutsch-niederländischen Künstlerverein „Schilderbent" in Rom, auch die holländischen Maler beherrscht. Jetzt allmählich kehrten sie, besonders durch das Studium eines hervorragenden deutschen Meisters, Adam Eltzheimer aus Frankfurt a. M. (1578—1620), der, obwohl er in Rom lebte, biblische und mythologische Szenen in ganz eigenartiger Weise als Staffage von Landschaften in feiner Ausführung und warmer Färbung malte, zu ihrer heimischen Art zurück und ließen sich seitdem vorwiegend bestimmen durch die Natur des Landes und Volkes, dem sie angehörten, wie durch die Erinnerungen an die weltgeschichtlichen Kämpfe, die ihm seine Freiheit errungen hatten. Ihnen entsprang einerseits ein hohes berechtigtes Selbstbewußtsein, das auch den Bürger in Haltung und Gebärde adelte, anderseits die Freude an dem schwer erkauften Dasein im traulichen Hause, wohin schon das Klima den Nordländer den größten Teil des Jahres hindurch bannte, oder in größerer Vereinigung im Gildenhause, auf der Dorfkirmes, auf dem Eise des Flusses, wo etwa der frohe Rundgesang ertönte:

„Weshalb wir fröhlich singen
Und springen in der Rund?
Der Wolf, der liegt gebunden,
Der Schafstall offen ist.
Wir haben nun im Land
Nicht Zwang noch Tyrannei,
Nicht Bosheit oder Schand'
Zu fürchten: Wir sind frei!"

Und wie innig liebte der Holländer dieses schmucklose einförmige Flachland mit seinen Marschen und Feldern, seinen Kanälen und Windmühlen, seinen Dünen und Deichen und seiner schäumenden, brausenden See in den bei hellem Himmel so scharf abgegrenzten Farben. Hatte er es dem Meere und den Spaniern abgerungen, so achtete er jetzt mehr als je aller Eigentümlichkeiten des teuer erkauften Bodens, und war zudem daran gewöhnt, mit dem scharfen Auge des Seemanns dem Laufe der Wolken und Wellen zu folgen, an dem oft sein Leben und seine Habe hingen.

Das alles spiegelt sich wider in der holländischen Malerei. Wenngleich sie nicht die großen Ereignisse des Befreiungskampfes dargestellt, also das eigentliche Geschichts-

240. Ein Doelenstück: Die Offiziere der St. Georgs-Schützen (Jorisdoelen). Gemälde von Franz Hals im Museum zu Haarlem.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

bild nicht entwickelt hat, so ersetzt sie dies doch einigermaßen durch die Fülle der Einzelbildnisse und Porträtgruppen von Zunft- und Gildengenossen, die sogenannten Regenten- und Doelenstücke (Doelen bedeutet Gildenhäuser), welche die Charakterköpfe des niederländischen Bürgertums, „das den Herrscherstab der Meere dem katholischen König entriß", mit unnachahmlicher Lebendigkeit wiedergeben; sie schildert das Volksleben in allen seinen Beziehungen und in jedem Stande, den Mann zu Hause und unterwegs, den Bauer in seiner Hütte und in der Schenke oder unter der Dorflinde, den Edelmann auf der Jagd und den Patrizier auf seinem Landsitz. Sie führt die holländische Landschaft vor, indem sie, zuerst in der Kunstgeschichte, die ihr an sich fremde Stimmung des Beschauers durch die Wahl der Beleuchtung in sie hineinträgt und so sie zum Abbild derselben macht: den Laubwald und die üppigen grünen Marschen mit ihren Viehherden, die flachen Stromufer und das wogende Meer mit Küstenfahrzeugen und hochbordigen Kriegsschiffen, überall also das wirkliche alltägliche Leben in treuer realistischer Auffassung, und wenn sie biblische Szenen wählt, meist übrigens aus dem Leben der Patriarchen oder Christi, selbstverständlich mit völligem Ausschluß aller Heiligenlegenden, dann setzt sie diese Gestalten durchaus in die holländische Gegenwart hinein. Daß sie für die bilderlosen calvinischen Kirchen nicht malen durfte, sondern nur für Rats- und Gildenhäuser und für Private, zwang sie zwar zur Annahme eines kleinen Formates, begünstigte aber auch die feine, sorgfältige Ausführung des einzelnen, die Kleinmeisterei.

In der Entwickelung der holländischen Malerei sind drei Stufen zu unterscheiden. Auf eine vorbereitende von 1580 bis 1620, in der die Schulen von Delft, Haarlem, Leiden und Amsterdam ziemlich gleichwertig nebeneinander stehen, folgt eine zweite Periode von 1620 bis 1645, die durch das Vorwiegen der Schulen von Haarlem und Leiden bezeichnet wird, unter dem unmittelbaren Einfluß der großen Kämpfe steht und die dritte Periode des ruhigen, üppigen Genusses der errungenen Güter vorbereitet. Über alle Schulen aber ragen zwei Meister hervor: Franz Hals und Rembrandt van Rijn.

Franz Hals. Franz Hals, angeblich um 1580 zu Antwerpen geboren, aber in Haarlem gebildet und stets ansässig, später durch leichtfertigen Lebenswandel trotz zahlreicher Aufträge in seinem Wohlstande herabgekommen, so daß er in Armut starb (1666), malte neben derben Zech- und Liebesszenen vor allem Porträts und Porträtgruppen, unter denen das Festmahl der Offiziere der Jorisdoelen (St. Georgsschützen) von 1627 und die Vorsteher des Altmännerhauses vom Jahre 1664 zu den hervorragendsten gehören, und zeichnet sich aus durch breiten kräftigen Farbenauftrag, leuchtendes Kolorit und lebenswahre Charakteristik.

Rembrandt. Doch weit übertraf ihn noch Rembrandt Harmenszoon van Rijn.

Geboren am 15. Juli 1606 zu Leiden als Sohn einer wohlhabenden Familie erhielt er seine Ausbildung in Amsterdam, wo er auch 1631 seinen dauernden Aufenthalt nahm und sich mit der schönen Saskia van Ulenburgh verheiratete (1634). Das war die glücklichste Zeit seines Lebens. Denn nach ihrem frühen Tode im Jahre 1642 ging es mit seinen Vermögensverhältnissen rückwärts, weil er seinem Sammeleifer allzusehr huldigte und sein Haus mit großem Luxus ausstattete. Dabei setzte er sein eignes Vermögen und das seiner Frau allmählich zu, so daß er sich 1656 schließlich genötigt sah, sich für zahlungsunfähig zu erklären und seine schönen Sammlungen versteigern zu lassen. Auch später verbesserten sich seine Verhältnisse nicht, da er, eine Folge der schrofferen Betonung seiner künstlerischen Eigenart, nicht zu den besonders stark beschäftigten Bildnismalern gehörte und viele seiner vornehmen Gönner verlor. Doch nahm sich eine Witwe, Hendrikie Jaghers, die Erzieherin seines Sohnes, die vor der Welt für seine zweite Gattin galt, seiner kräftig an und verschaffte ihm wenigstens Ruhe vor seinen Gläubigern und damit Muße zu neuer Thätigkeit. Nachdem er auch noch den Tod seines Sohnes hatte erleben müssen, starb er im Oktober 1669.

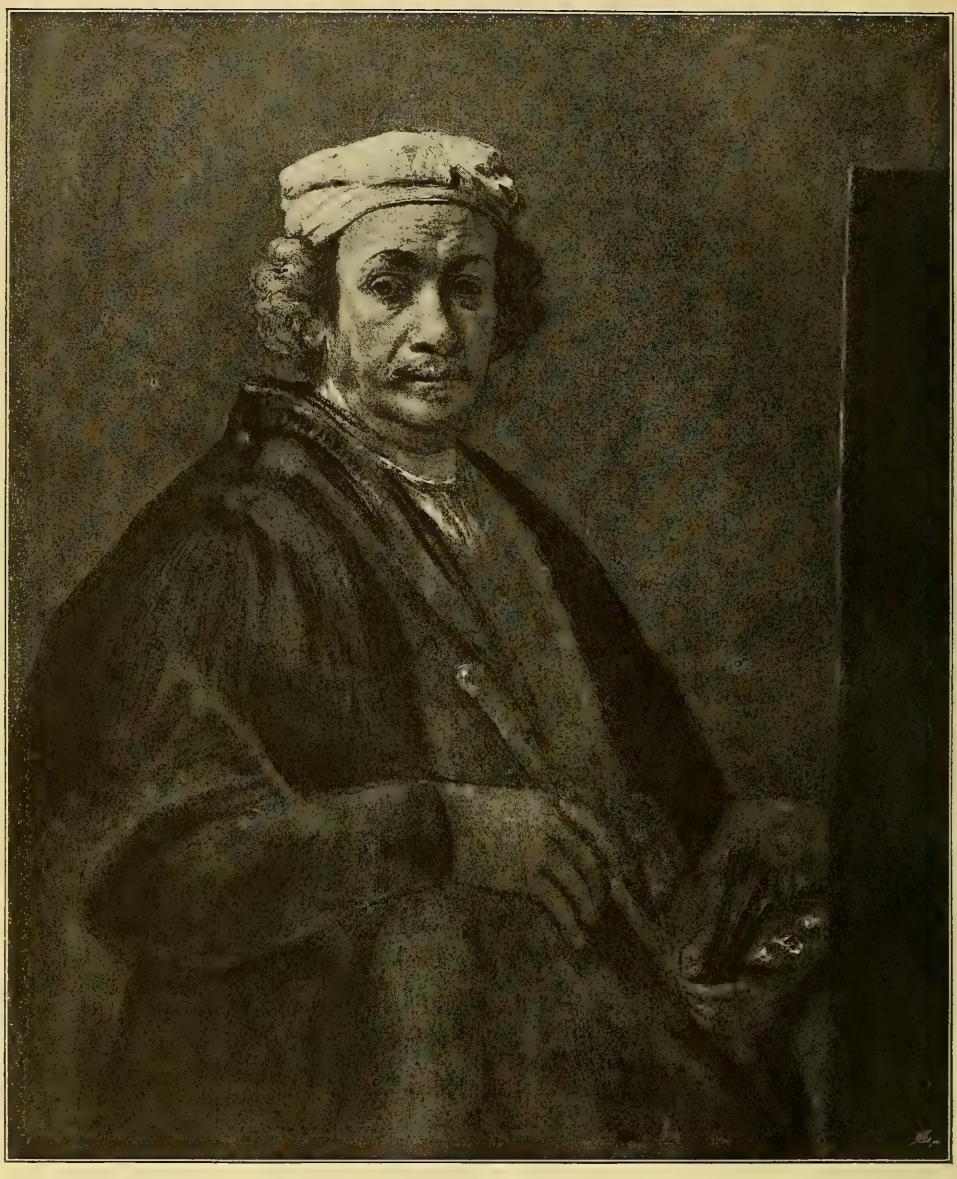
Als Maler hat er sich auf fast allen Gebieten versucht. Von religiösen Gegenständen bevorzugt er die alttestamentlichen (Simsons Hochzeit, Simsons Blendung) und

F. Hals.

241. Franz Hals.

Nach dem Selbstporträt des Meisters gestochen von J. B. Michel.

Darstellungen aus dem Leben Christi (Kreuzabnahme, Ehebrecherin), doch setzt er diese biblischen wie seine mythologischen Gestalten gern in das Leben seiner Zeit hinein, wodurch er, zumal mit seinen jüdischen Charakterköpfen aus dem Judenviertel Amsterdams, eine eigentümlich orientalische Lokalfarbe erreicht, und behandelt die mythologischen Szenen, von denen seine sogenannte „Danae" und „Diana im Bade" die vorzüglichsten sind und aus seiner glücklichsten Zeit stammen, doch zuweilen so derb



242. Rembrandt Harmenszoon van Rijn.
Nach dem Selbstporträt des Meisters im Louvre zu Paris.

realistisch, daß man, übrigens mit Unrecht, an absichtliche Ironie gedacht hat („Ganymeds Entführung"). Am größten ist er jedoch in seinen Porträts und Porträtgruppen, denen er, wo es die Sache erfordert, durch wirkungsvolle Gruppierung und scharfe Hervorhebung der Seelenstimmung ein dramatisches Leben zu verleihen weiß. Dadurch zeichnen

sich seine drei großen Regentenstücke (die anatomische Vorlesung des Dr. Tulp, der Auszug eines Amsterdamer Schützenfähnleins, die sogenannte Nachtwacht, und die Staalmeesters) ebenso aus, wie durch packende Lebenswahrheit und den Ausdruck heller Lebensfreude das Bild, auf dem er sich selbst mit seiner Frau dargestellt hat. Ihre Wirkung wird noch gesteigert durch die eigentümliche, den holländischen Meistern überhaupt charakteristische Verbindung von Hell und Dunkel, indem seine Gestalten sich leuchtend abheben von dem dunklen Hintergrunde. Daher liebt er auch die Innen-

243. Ein Regentenstück Rembrandts: Anatomische Vorlesung des Dr. Tulp.
Gemälde im Museum zu Haag.

räume, deren Dämmer ein einfallender Lichtstrahl durchbricht. Ähnliche Vorzüge offenbaren seine Landschaften und seine Genrebilder, von denen er die letzteren allerdings meist nur radiert hat.

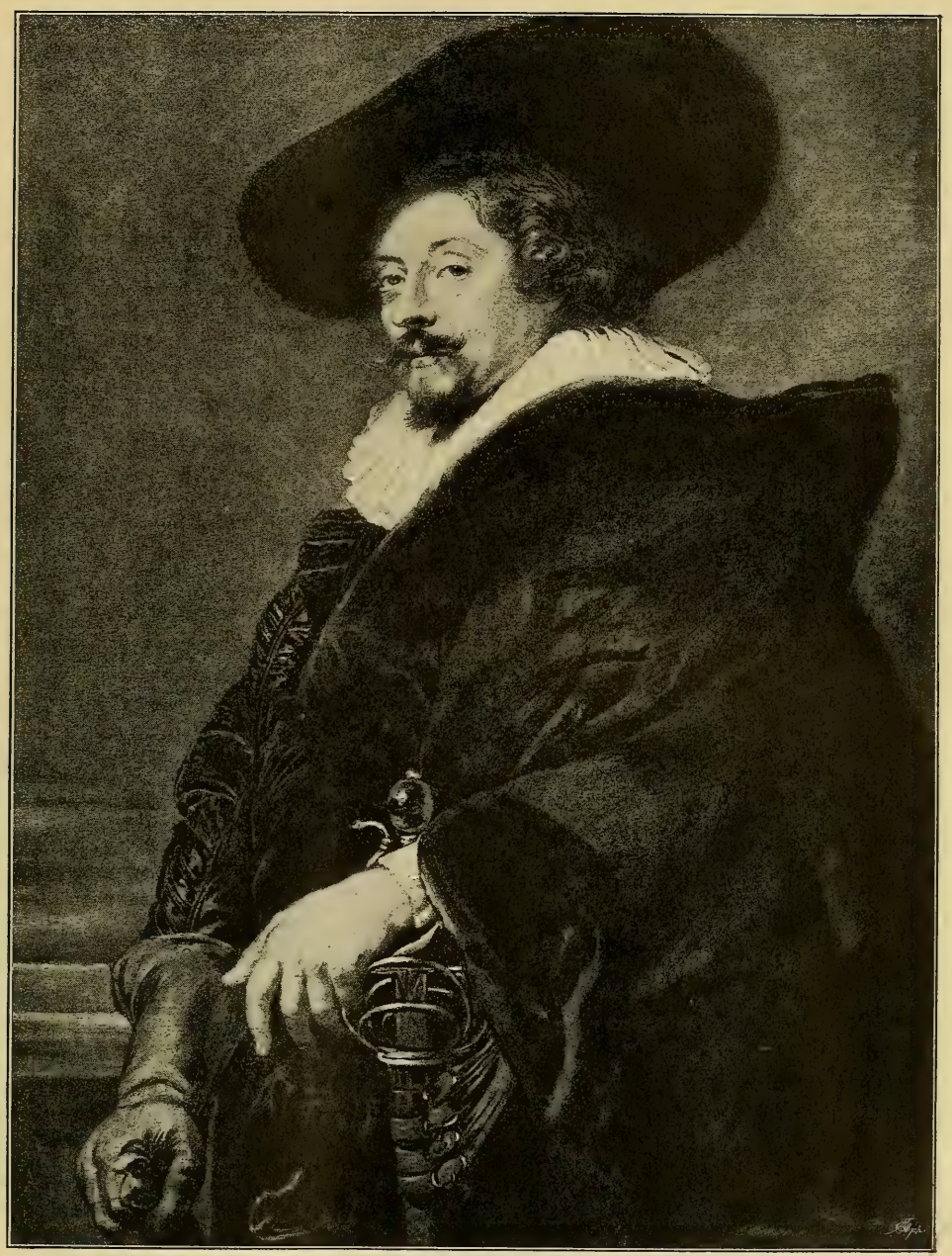
Die Amsterdamer Schule.

Rembrandts Einfluß auf die Schule von Amsterdam war so gewaltig, daß außer Bartholomäus van der Helst (1612—70), dem größten Bildnismaler nach Rembrandt, dessen viel bewundertes Hauptwerk ein Festmahl von Amsterdamer Schützen zur Feier des Westfälischen Friedens darstellt, sich kaum einer dieser Künstler ihm entziehen konnte. Wohl aber entwickelten sich aus den von ihm gegebenen Anregungen besondere Zweige der Malerei. Willem van de Velde d. J. (1633—1707), lange Zeit Hofmaler des Königs von England, brachte zuerst die See und ihr buntes Leben zur Darstellung, deren Reiz er noch durch die treue Wiedergabe des Wolkenspiels erhöhte. Die Landschaftsmaler dehnten den Kreis ihrer Gegenstände auch auf die Fremde aus, mit besonderer Vorliebe auf die Umgebungen des Rheins, während Allaert van Everdingen (1621—1675) zuerst von allen Malern die großartig wilde

Natur Norwegens schilderte. Andre wiederum blieben der Heimat treu, wie der sehr bedeutende Meindert Hobbema (1638—1719), der namentlich gern Baumgruppen, Mühlen, Dorfansichten in der verschiedensten Beleuchtung darstellte. Die idyllische Landschaft mit ländlichen Gehöften und Herden als Staffage und winterliche Szenen malte mit besonderer Vorliebe auch Adrian van de Velde (1636—1672). Aus derselben

244. Adrian van Ostade.
Nach dem Selbstporträt gestochen von J. Gole.

bildete dann Paulus Potter (1625—1654) die Tiermalerei zu einem selbständigen Zweige aus, und zwar sofort mit so feiner Beobachtung des dem Einzelwesen Charakteristischen, daß z. B. sein „großer Stier" an Lebenswahrheit und Sorgfalt der Ausführung niemals übertroffen worden ist. Endlich wandten die Niederländer, wie David und Jan de Heem, Jan de Bray, Rachel Ruysch u. a. ihre liebevolle Sorgfalt auch noch den unbelebten Gegenständen der häuslichen Umgebung, dem „Stillleben", zu und



245. Peter Paul Rubens.

Nach dem Selbstporträt in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

schilderten mit unnachahmlicher Treue plastisch greifbar die leckeren Schüsseln einer wohlbesetzten Tafel, den funkelnden Rheinwein im grünen Römerglase, die goldenen Schalen und Pokale, an denen sich ein reiches Bürgerhaus oder eine Gilde erfreute.

Die Schulen von Haarlem, Leiden und Delft.

Neben der überaus fruchtbaren Schule von Amsterdam standen längere Zeit noch drei andre, welche erst allmählich hinter jene zurücktraten. Die von Haarlem pflegte unter dem Einflusse des Franz Hals in der Genremalerei vor allem die „Gesellschaftsstücke“: kecke Soldaten, flotte Offiziere, übermütige junge Herren, gefallsüchtige hübsche Mädchen, lustige Bauern bei Wein, Spiel und Tanz sind ihre Lieblingsgegenstände. Ihr größter Meister in dieser Beziehung ist Adrian van Ostade (1610—75), der bedeutendste aller bäuerlichen Sittenmaler, der in der Kunst des Helldunkels mit Rembrandt wetteifert und mit besonderem Glück Durchblicke in innere Räume darzustellen weiß. Szenen behaglichen Lebensgenusses höherer Stände schildert in feiner, eleganter Durchführung Gerhard ter Borch d. J. (Terburg, 1614—1681), zuweilen in so geistvoller und überlegter Gruppierung seiner Gestalten, daß sich ganze Novellen daraus spinnen ließen. Friedliche und kriegerische Genrebilder, Jagden, Reisen, Gefechte oder einzelne Figuren, unter allen Umständen aber Pferde und mit besonderer Vorliebe Schimmel führt in unermüdlicher und doch niemals ermüdender Wiederholung der unendlich fleißige Philipp Wouvermann in sorgfältig-liebevoller Durchbildung meist auf kleinen Bildern vor (1619—1668), der größte aller Pferdemaler. Aus dieser Schule ging dann weiter der größte Landschaftsmaler Hollands hervor, Jakob van Ruisdael (1628—1682), ausgezeichnet durch feine Naturbeobachtung und treue, technisch vollendete Wiedergabe des Gesehenen, vor allem in seinen wundervollen Waldpartien. Dabei weiß er, wie kein andrer, die scheinbar unbelebte Natur zu einem Spiegel des menschlichen Gemütslebens zu machen, ihr „Stimmung“ zu verleihen. Ihm nahe standen besonders Jan van der Meer und Jan Wijnants. Die Schulen von Leiden und von Delft glänzen mehr noch als in der Landschaft durch das Genrebild, namentlich die Darstellung harmloser häuslicher Szenen, denen zuweilen ein ironisch-moralisierender Zug beigefügt ist.

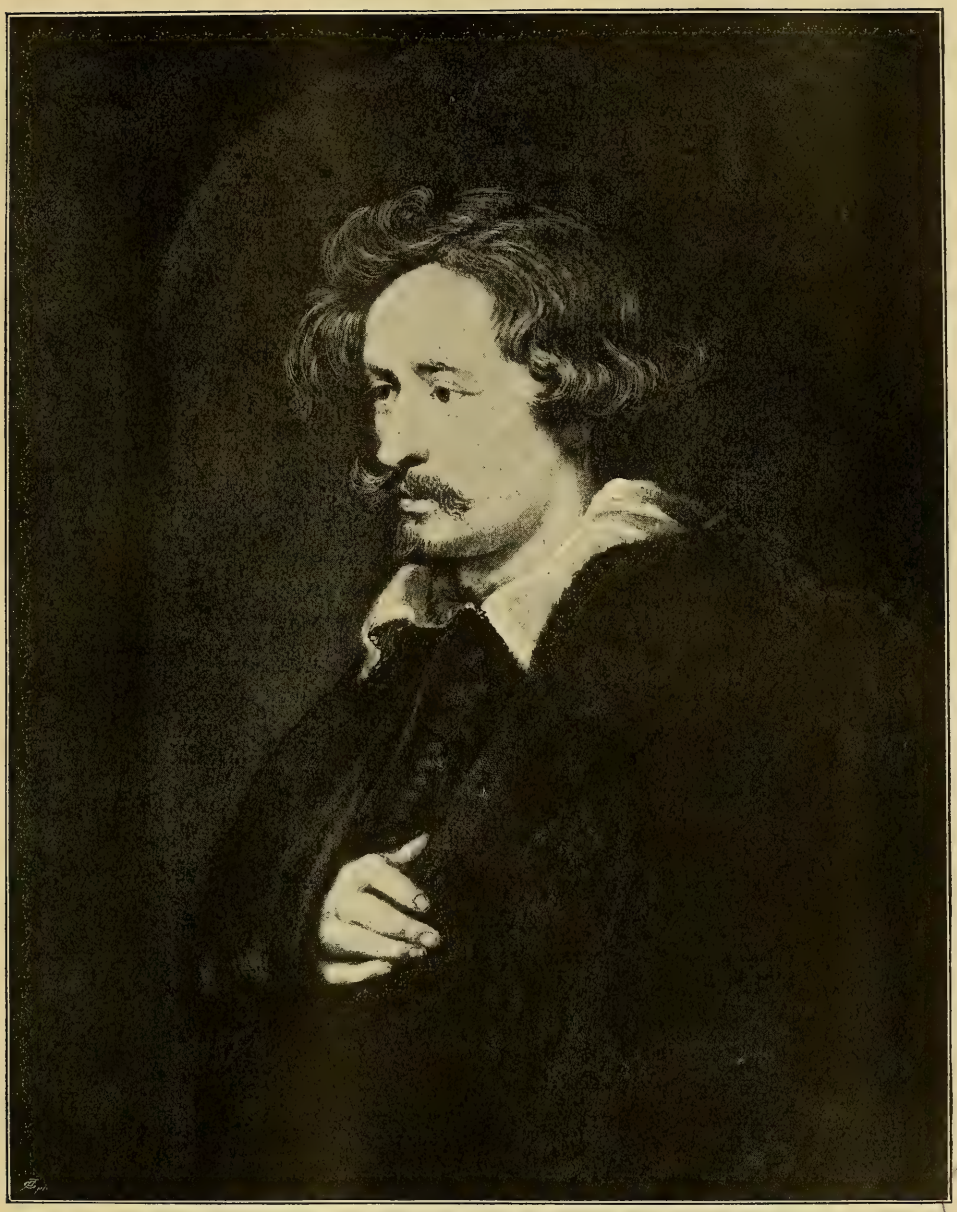
Die belgische Malerei.

Geschieden durch Glauben, Bildung und Herrschaft stand das spanisch gebliebene Belgien, so sehr es wirtschaftlich zurückgegangen war, doch in der Pflege der Kunst den freien Niederlanden ebenbürtig gegenüber, nur daß sie unter dem Einflusse eines prunkvollen Hofes im ganzen sehr aristokratisch blieb, und daß unter der Herrschaft des Katholizismus das Vorbild der Italiener und das religiöse Ideal hier mächtiger und dauernder einwirkten. Die reine Nachahmung der Italiener allerdings, wie sie nach und neben Michael von Coxin (s. Bd. V, S. 544), Franz Floris, Sustermann, Otto Venius (de Veen) u. a. vertraten, ohne daß sie jemals die einheimische Weise völlig verdrängt hätte, machte bald einer eigenartigeren kräftigeren Richtung Platz, die nicht weniger echt germanisch ist als die holländische Malerei.

Rubens.

Voraus gingen bedeutende Maler, wie der Landschafts- und Historienmaler Jan Breughel d. Ä. (1568—1625), Sebastian Vraax (1573—1647), Adam Willaerts (1577—1662), der, wie mancher andre, nach Holland auswanderte. Alle aber überragte weit der große Peter Paul Rubens, „der gewaltigste, vielseitigste und prächtigste Meister nicht der vlämischen, sondern der gesamten Kunst des 17. Jahrhunderts.“

Sein Vater, ein gelehrter Jurist und Schöffe von Antwerpen, war vor Albas Verfolgung im Jahre 1568 nach Köln geflüchtet, dann aber wegen eines Verhältnisses, das er leichtsinnigerweise mit der ersten Gemahlin Wilhelms von Oranien, Anna von Sachsen, dort anknüpfte, in Gefangenschaft geraten und lange Zeit in Siegen bei Köln festgehalten worden. Hier gebar ihm seine treffliche Frau Maria Pypelinx am 28. Juni 1577 einen Sohn, Peter Paul. In deutscher Umgebung zu Köln, wo die Familie bald darauf zum Katholizismus zurückkehrte, wuchs der Knabe auf, wie es scheint, unter der Leitung der Jesuiten; erst nach dem Tode des Vaters (1587) kam er nach Antwerpen (1589) und setzte es dort durch, daß er bei Adam



BOSTON PUBLIC

246. Anton van Dyck.

Selbstporträt des Malers in der Galerie des Windsor Castle.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

van Noort und später bei Otto van Veen in die Lehre gegeben wurde. Obwohl schon 1598 selbständiges Mitglied der Malergilde zu St. Lukas, begab er sich doch im Jahre 1600 nach Italien und brachte dort zu Venedig, Mantua, Rom und Genua, die Werke der großen Meister mit unermüdlichem Fleiß studierend und kopierend, acht volle Jahre zu. Als fertiger Maler in die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich bleibend in Antwerpen nieder, dessen leidenschaftliche Kunstliebe bei einer Einwohnerzahl von 58000 damals 300 Maler und Bildhauer beschäftigte. Im Jahre 1609 vermählte sich Rubens mit Isabella Brant, baute sich ein prächtiges Haus, das er bald zu einem wahren Museum gestaltete, und lebte hier, von dem Erzherzog Albrecht und dessen Gemahlin Isabella mit Gunstbeweisen und von aller Welt mit Aufträgen überhäuft, wie ein Fürst, der das Anerbieten eines Alchimisten, ihm das Geheimnis der Goldbereitung zu verkaufen, mit den Worten zurückweisen konnte: „Ich besitze es längst in meinem Pinsel und meinen Farben." Seine weltmännische Bildung verschaffte ihm nach dem Tode seiner Frau sogar diplomatische Aufträge nach Madrid und London (1628 und 1629), doch kehrte er bald wieder ganz zu seiner Kunst zurück und lebte, hochbeglückt durch eine zweite Ehe mit der schönen Helene Fourment (1630), die die Seele seiner späteren Schöpfungen war und unendlich oft von ihm gemalt wurde, im Kreise zahlreicher Schüler noch zehn reiche Jahre bis 1640.

Seine überaus zahlreichen Werke, an deren Ausführung allerdings, zumal in den letzten Jahren, seinen Schülern ein großer Anteil gehört, zeigen Rubens als einen Schüler der Italiener, der jedoch seine persönliche und nationale Eigenart dabei energisch festhält. Ihnen lauschte er das dramatische Leben ab, das er einem Ereignis durch die Erfassung des Höhepunktes der Handlung und Betonung der seelischen Empfindung zu verleihen weiß, ebenso die Gruppierung, den pathetischen Ausdruck und das Machtvolle, Pomphafte der Darstellung. Aber die idealen Formen der Italiener vertauschte er mit den kräftigeren oder schwellenderen der Nordländer und so warm, leuchtend und klar wußte er seine Farbengebung zu gestalten, daß Guido Reni, als er Rubens' erstes Werk erblickte, bewundernd fragte: „Mischt dieser Nordländer Blut unter seine Farben?" Am meisten kommen diese Eigenschaften vielleicht bei seinen religiösen Gemälden zum Ausdruck, wie bei der berühmten „Kreuzabnahme" und dem großartigen „Ildefonsoaltar", den er für das erzherzogliche Paar malte, indem er es zugleich selbst auf den Flügelbildern darstellte. Nächst ihnen bevorzugte er historische und mythologische Stoffe. Von jenen nehmen die 21 großen Gemälde, in denen er im Auftrage der Maria von Medici die Regierungsgeschichte Heinrichs IV. in idealer Auffassung verherrlichte, den ersten Platz ein; zu diesen fühlte er sich deshalb besonders hingezogen, weil sie ihm gestatteten, elementare Leidenschaften und ein gewaltiges Naturleben ohne Schranken zu schildern (Amazonenschlacht, die vier Jahreszeiten), wie er denn überhaupt stürmisch bewegte Szenen am liebsten malte (so die gewaltigen Löwenjagden). Ganz niederländisch erscheint er in seinen Landschaften und Genrebildern, wie in seinen meisterhaften Porträts, deren Gegenstand nicht selten er selber und eine seiner Frauen bilden.

van Dyck. Rubens' begabtester und selbständigster Schüler war **Anton van Dyck** (1599 bis 1641).

Als vermögender Leute Kind am 22. März 1599 in Antwerpen geboren, schon 1618 in der Lukasgilde und doch noch 1620 in der Werkstatt von Rubens, ging er später nach Italien, wo er sich vier Jahre, meist in Genua, aufhielt, und ließ sich spätestens 1628 in seiner Vaterstadt nieder, folgte aber im April 1632 einem Rufe König Karls I. nach England, wo er seitdem mit kurzen Unterbrechungen bis an seinen frühen Tod (9. Dezember 1641) blieb.

Als Hofmaler Karls I. und durch seine Vermählung mit Marie Ruthven (1639) trat er zu den Kreisen der englischen Aristokratie in enge Beziehungen. Diese wiesen ihn auch auf das Fach, das, obwohl er auch religiöse Gegenstände, wie z. B. in der berühmten Totenklage an der Leiche Christi (Pietà) mit tiefstem Gefühl zu behandeln wußte, seinen Ruhm hauptsächlich begründet hat, das Porträt. So hat er namentlich in den Gestalten des englischen Königshauses und des englischen Adels das aristokratische Selbstbewußtsein, die elegante Haltung und die staatsmännische Feinheit zu lebens-

vollstem Ausdruck gebracht, derart, daß z. B. König Karl I. in seiner Auffassung für die Nachwelt unsterblich geworden ist.

Brouwer und Teniers.

Die volkstümliche Überlieferung, der auch Rubens nicht ablehnend gegenüberstand, kam unabhängig von ihm bei Adrian Brouwer (1606—38) und David Teniers dem Jüngeren (1610—90), dem Sproß einer weitverzweigten Antwerpener Künstlerfamilie, zu vollem Ausdruck in einer Genremalerei, die in ihren überaus lebendigen Szenen aus dem Bauernleben mit der holländischen auf gleichem Boden steht.

Vervielfältigende Künste.

Eine hochbedeutende Entwickelung der vervielfältigenden Künste in Holland wie in Belgien vermittelte die Werke der großen Meister auch den Massen. Viele von ihnen führten selbst die Radiernadel; an Rubens schloß sich eine große, von ihm selbst sorgfältig geleitete und überwachte Schule von Kupferstechern, die erste ihre Art im damaligen Europa, und zahlreiche wohlfeile Holzschnitte verherrlichten die Siege der niederländischen Republik.

* * *

Rückblick.

Während Deutschland von kirchlich-politischen Gegensätzen zerrissen, von fremden Kriegerhorden zertreten, seinen Wohlstand und seine Kultur bis auf geringe Reste zu Grunde gehen sah, traten, losgelöst von der großen Heimat, die Niederlande in die breite Lücke ein, die deren Fall hinterließ. Ein kleiner niederdeutscher Bruchteil der Nation that das, was sie als Ganzes zu thun vergaß oder durch fremde Gewalt verhindert wurde: er sicherte den Germanen und Protestanten einen herrschenden Anteil am Welthandel, er entwickelte ein freies, politisches Leben, eine in ihrer Art großartige Wissenschaft, eine wundervolle, echt nationale Kunst, dem Mutterlande zum Vorbild, doch nicht zu seiner Förderung.

Die englische Revolution.

England unter Jakob I.

Allgemeine Verhältnisse.

So wenig bestimmend im ganzen genommen der Einfluß war, den England in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf die festländischen Ereignisse ausübte, so wenig stand es anderseits selbst unter dem Einflusse des Festlandes. Trotzdem haben Kämpfe ähnlich den dort ausgefochtenen auch den Inselstaat erschüttert; ja man kann sagen, daß er in ihnen Fragen durchgefochten habe, die für die ganze Welt wichtig waren. Einerseits scheitert hier der Versuch des Königtums, nach dem Beispiele Frankreichs seine Gewalt von der Beaufsichtigung der Stände zu befreien, sie zu einer unumschränkten zu gestalten, er führt sogar vorübergehend zum Sturze der Monarchie, zur Republik; anderseits erliegt die englische Hochkirche einer volkstümlichen calvinischen Bewegung. Bestimmend wirkt darauf das Verhältnis zu Schottland ein, dessen wenn auch zunächst lose Verbindung mit England zu einem protestantischen Großbritannien durch Jakobs I. Thronbesteigung vermittelt wird.

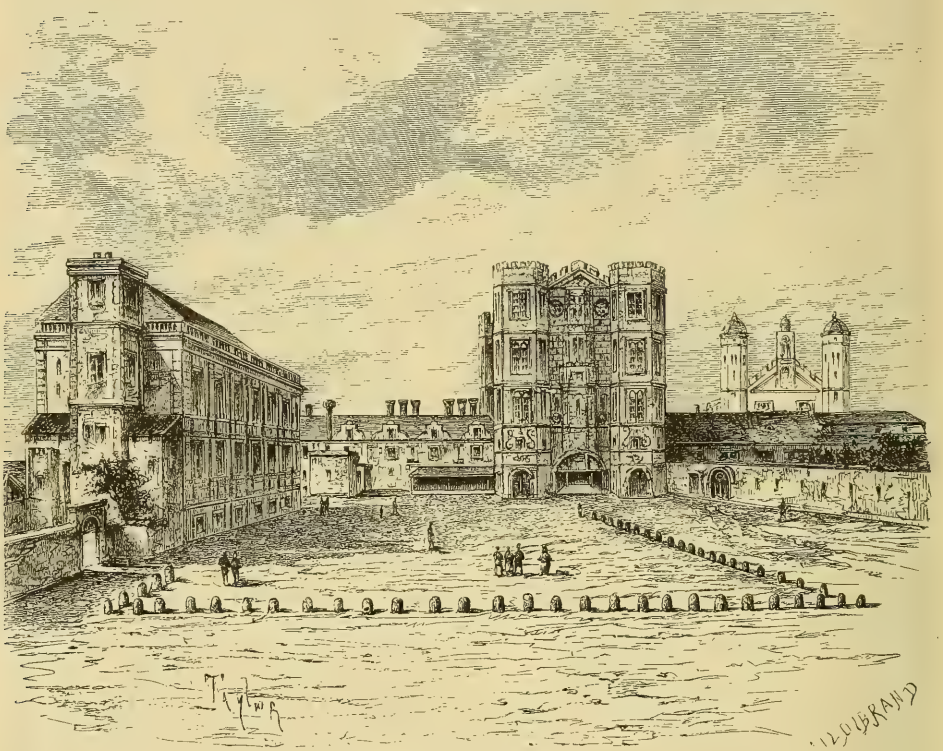
Die Hochkirche u. die Sekten. Politische Opposition.

Die englische Hochkirche, gegründet durch König, Parlament und Bischöfe, nicht aus dem Bedürfnis und der Anregung des englischen Volkes hervorgegangen, deshalb auch niemals recht volkstümlich und eifrigen Protestanten ein Ärgernis wegen ihrer katholisierenden Ordnungen, hatte schon unter Elisabeth die Bildung zahlreicher, im wesentlichen calvinischer, puritanischer und independentischer Gemeinden nicht verhindern können (s. Bd. V, S. 703), und diese strebten naturgemäß nach der ihnen bisher versagten kirchlichen Freiheit. Das aber rührte zugleich an die Macht der Krone. Denn das Haupt der anglikanischen Kirche war der König, der alle Bischöfe ernannte und entließ, die Konvokation berief, den von Elisabeth errichteten, mit außerordentlicher Vollmacht ausgestatteten Oberkirchenrat besetzte (High Commission Court) und die gesamte kirchliche Gesetzgebung leitete. Griffen so die kirchlichen Fragen auf das weltliche Gebiet hinüber, so trafen sie hier mit ganz ähnlichen zusammen. Denn gegenüber den Bestrebungen des Königtums, die Unumschränktheit, die es auf kirchlichem Gebiet genoß, auf das rein staatliche zu übertragen, hatte sich schon unter

248. Jakob I., der erste König von „Großbritannien".

Nach einem Gemälde in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

Elisabeth, wenngleich noch gehemmt durch die Verehrung für die Persönlichkeit der Fürstin, eine Opposition im Mittelstande gebildet, unter dem kleinen Landadel (gentry), den freien Bauern und Pächtern, den Bürgern der größeren Städte, die durch die Einziehung des Kirchengutes und den Aufschwung der Volkswirtschaft zu Wohlhabenheit, durch die Selbstverwaltung zu politischem Verständnis, durch beides zu gesteigertem Selbstbewußtsein gelangt waren. Indem diese Kreise ihre Vertreter ins Unterhaus entsandten, gewannen sie rasch die Führung der parlamentarischen Geschäfte und traten bald der königlichen Machtvollkommenheit aufs entschiedenste entgegen. In denselben Kreisen aber herrschte der Puritanismus, und so verflochten sich unzertrennlich die



249. Schloß Hamptoncourt.

Bestrebungen nach kirchlicher und politischer Freiheit wie die Interessen der Hochkirche und des Königtums.

In dieser jedenfalls sehr schwierigen Lage, wo dem offenen Kampfe der vorhandenen Gegensätze nur die behutsamste Politik vorbeugen konnte, bestieg ein König den Thron Englands, dessen ganze Persönlichkeit mehr dazu angethan war, den Widerspruch herauszufordern als zu entwaffnen. Am 25. Juli 1603 wurde Jakob VI. von Schottland, Maria Stuarts und Heinrich Darnleys Sohn (geb. 17. Juni 1566), als Jakob I. zum König von England gekrönt, ein Jahr später nahm er, um die nunmehr durch seine Person vollzogene Vereinigung der beiden Reiche zum Ausdruck zu bringen, den Titel eines Königs von Großbritannien an. Er war keineswegs ohne Geist, ja von natürlichem Scharfblick, von trefflichem Gedächtnis und mit ungewöhnlicher, namentlich theologischer Bildung ausgestattet, aber von seiner Mutter, die er

niemals gekannt, hatte er auch den hochmütigen Stolz ihres unglücklichen Geschlechtes geerbt. Ihm war die Ansicht von der unumschränkten Macht des durch Gott eingesetzten Königtums zum Glaubenssatze geworden, wie er denn in einer Thronrede offen gesagt hat: „Die Könige schaffen und vernichten ihre Unterthanen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Sachen, selber niemand verantwortlich als Gott. Sie können mit ihren Unterthanen handeln wie mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen oder herabsetzen.“ Je gelehrter er dann zu sein, je mehr er seine Gegner mit den Waffen des Geistes besiegen zu können meinte, desto starrer hielt er an dem einmal Ergriffenen fest, desto mehr liebte er es, die bedenklichsten Fragen weitläufig zu erörtern. Wenn nur mit dieser ausschweifenden Auffassung königlicher Machtvollkommenheit sein Wesen wenigstens einigermaßen in Einklang gestanden hätte! Das Gegenteil war der Fall. So vornehm er über die wichtigsten Fragen aburteilte, so wenig Neigung verriet er, in das einzelne der Geschäfte mit ernster Arbeitsamkeit einzugehen; so hochmütig er auf sein Königsrecht pochte, so abhängig war er doch von unwürdigen Günstlingen, die er mit verschwenderischer Freigebigkeit ausstattete, dazu ein Mann ohne sittlichen Mut und ohne persönliche Würde. In dick ausgenähten Kleidern bewegte sich die mittelgroße Gestalt des Königs auf unsicher schreitenden Beinen schwerfällig einher; wenn er in seinem breiten schottischen Dialekte sprach, so war es, als ob die Zunge viel zu groß sei für den Mund; trank er, so sah es aus, als ob er das Getränk kauen müsse. Nur zu Pferde nahm er sich besser aus, und Leibesübungen, namentlich der Jagd, war er mit Vorliebe ergeben. Das war der Nachfolger Elisabeths, die an fürstlicher Pflichttreue, Selbständigkeit und Würde ihresgleichen gesucht hatte.

Die Puritaner.

Nichts war dem Sinne des Königs Jakob mehr zuwider, als die Ansprüche des Parlaments und die demokratische Kirchenverfassung der Puritaner. „Kein Bischof, kein König“, pflegte er zu sagen. Kein Wunder, daß diesen Calvinisten zunächst schlimme Tage bevorstanden. Als ein Religionsgespräch zu Hamptoncourt wie natürlich zu keiner Verständigung führte (im Januar 1604), wies er die Mahnungen seines ersten Parlaments ungnädig zurück, und die gleichzeitig tagende anglikanische Konvokation forderte die strengste Befolgung der hochkirchlichen Riten durch das ganze Land, was etwa 300 Geistlichen ihre Stellung kostete.

Die Katholiken und die Pulververschwörung.

Besser schien der König mit den Katholiken auskommen zu können, da er an ihrer Kirche eigentlich nur das eine auszusetzen hatte, daß sie nämlich nicht dem Landesherrn die höchste geistliche Gewalt zuerkenne. Er brachte die schweren Geldbußen für „Rekusanten“ (s. Bd. V, S. 702) in Wegfall, ja er nahm einen Katholiken in seinen Geheimen Rat auf. Als jedoch Verschwörungen zu Tage kamen, bei denen auch Katholiken beteiligt schienen, da wurden die Strafgelder wieder rücksichtslos eingefordert und die katholischen Geistlichen des Landes verwiesen. Das trieb einige Fanatiker wie Robert Catesby und Thomas Percy zu dem ungeheuerlichen Plane, den König samt dem Parlament bei der Eröffnung desselben mit Pulver in die Luft zu sprengen, nach vollbrachter That sich des Prinzen von Wales zu bemächtigen und mit Hilfe des katholischen Auslandes eine Regierung in ihrem Sinne einzurichten. In einen Keller des Parlamentsgebäudes, der zur Vermietung stand, wurde von einem anstoßenden Hause aus die Zwischenwand durchbrochen, 33 Pulverfässer geschafft und mit Reisig sorgfältig überdeckt. Doch als der verhängnisvolle Tag, der 5. November 1605, herankam, da graute doch einigen der Verschworenen bei dem Gedanken, daß dabei auch zahlreiche Unschuldige hingeopfert werden müßten, und man beschloß deshalb, einige katholische Mitglieder des Parlaments vor dem Betreten des Sitzungssaales an diesem Tage zu warnen. Ein solches Schreiben erhielt am 26. Oktober auch Lord

Mounteagle. Ahnungsvoll machte dieser dem Staatssekretär von den finsteren Andeutungen des Briefes Mitteilung, und als man daraufhin in den ersten Morgenstunden des 5. November den Keller durchsucht, findet man dort einen verwegenen Menschen Namens Guy (Guido) Fawkes mit Lunte und Feuerzeug beschäftigt. Verhaftet und in dem Tower gefoltert, gestand er den Anschlag ein, um ihn mit mehreren andern von ihm Genannten mit dem Tode zu büßen, die eigentlichen Führer wurden auf der Flucht nach Wales erschlagen, die Jesuiten, deren man darauf habhaft wurde, hingerichtet. Verschärfte Strenge und tiefe Erbitterung des englischen Volkes waren das einzige Ergebnis des mißlungenen Attentats; wiederum forderte die Regierung Bußgelder von den Rekusanten ein, und verlangte von jedem Engländer, der in fremde Dienste gehen wollte, das eidliche Versprechen, sich nicht mit dem Papsttum auszusöhnen.

Wachstum der inneren Gegensätze.

König und Parlament.

Aber wenn damit zunächst dem englischen Katholizismus ein schwerer Schlag versetzt und der kaum gemilderte Gegensatz zu Spanien wieder verschärft wurde, so begann alsbald der Kampf zwischen Königtum und Parlament. Obwohl Königin Elisabeth infolge ihrer Kriege eine Schuldenlast von 400000 Pfund Sterling hinterlassen hatte, so wirtschaftete doch König Jakob, besonders durch verschwenderische Begabung seiner schottischen Günstlinge, so leichtsinnig darauf los, daß seine Jahresausgaben bald 500000 Pfund Sterling erreichten, mehr, als Elisabeth im Frieden jemals gebraucht hatte. Das Parlament zeigte keine Neigung, dies Gebaren durch Steuerbewilligungen zu unterstützen, deshalb erhöhte der König eigenmächtig die ihm zustehenden Hafenzölle (das sogenannte Pfund- und Tonnengeld) und richtete, als auch so ein Defizit von 150000 Pfund Sterling geblieben war, an das im Jahre 1610 wiederum einberufene Parlament neue Forderungen, freilich mit so schroffer Betonung des göttlichen Rechts der Könige, daß das Parlament sich durchaus ablehnend verhielt, ja sich anschickte, die Rechtmäßigkeit jener Zollerhöhung zu prüfen. Infolgedessen löste der König das Parlament auf (9. Februar 1611) und suchte sich mit Forterhebung der Zölle, Verkauf von Krongütern und Adelstiteln zu helfen. Das ging ein paar Jahre, dann zwang ihn die Geldnot, das Parlament abermals zu berufen. Doch alsbald zeigte sich's, daß das neugewählte Unterhaus der Krone noch viel entschiedener gegenübertrat als das frühere; es erklärte nichts bewilligen zu wollen, bevor seine Beschwerden, besonders über die Erhebung der Zölle, erledigt seien, und wurde dafür nach zwei Monaten unfruchtbarer Beratung abermals aufgelöst, wobei der ergrimmte Monarch sogar vier Mitglieder in den Tower werfen ließ (1614).

Herzog von Buckingham.

Sieben Jahre regierte er hierauf ohne Parlament als unumschränkter Fürst, und wurde doch thatsächlich beherrscht von seinen Günstlingen, anfangs von Robert Carr, den er zum Grafen von Somerset machte, nach dessen Sturz im Jahre 1616 von dem geschmeidigen und einnehmenden Georg Villiers, Herzog von Buckingham, einem hoffärtigen, habsüchtigen und oberflächlichen Menschen, den der König fast zärtlich liebte, sein „liebes Kind", seinen „süßen, teuren Steny" nannte und mit Ämtern und Einkünften überhäufte. Im üppigen, sittenlosen Hofhalt vergeudete der Herzog samt dem König die Einkünfte des Landes und verkaufte, um sie zu erhöhen, alles, was sich verkaufen ließ, Urteile, Ämter und Monopole. Kein Wunder, daß die Opposition im Lande rasch anschwoll. Schon weigerten ganze Grafschaften die eingeforderten sogenannten „freiwilligen Beiträge", und namentlich die puritanisch gesinnten Kreise betrachteten mit sittlichem Abscheu diesen Hof, dessen Leichtfertigkeit auch den höheren Bürgerstand zumal der Hauptstadt anzustecken begann.

250. Georg Villiers, Herzog von Buckingham.

Gemälde von Peter Paul Rubens in der Galerie Pitti in Florenz.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Raleighs Ende.

Und welche Richtung schlug das englische Staatsschiff in der auswärtigen Politik ein! Während Spanien an der Spitze der katholischen Welt alle Vorbereitungen zum letzten Entscheidungskampfe gegen den Protestantismus traf, lebte England mit ihm in freundschaftlichstem Einvernehmen, ja es opferte ihm den Mann, in dem das Bewußtsein des unversöhnlichen Gegensatzes beider Mächte am lebendigsten war, Walter Raleigh (s. dessen Bild Bd. V, S. 707). Seit 1603 schwebte über ihm wegen seiner angeblichen Beteiligung an einem hochverräterischen Komplott ein Todesurteil, seine Güter waren zum Teil eingezogen, er selbst lange Jahre im Tower festgehalten worden, aus dem ihn erst Somersets Sturz befreite (1616). Alsbald nahm er seine amerikanischen Pläne wieder auf, besonders den Gedanken, das, wie die Sage wissen wollte, von den Inkas nach der Eroberung Perus zwischen Amazonenstrom und Orinoko gegründete Reich, das „Goldland" (El Dorado) der Spanier, zu erreichen und England in Krieg mit Spanien zu verwickeln. Nachdem er von der Krone einen Freibrief erhalten hatte, allerdings unter der ausdrücklichen Beschränkung auf die noch heidnischen Länder Südamerikas und unter der weiteren Bedingung, daß er spanisches Gebiet vermeide, lief er im Juli 1617 mit sieben Kriegsschiffen und 700 Mann an Bord von Plymouth aus. Doch an der Küste von Guyana, wo die Spanier sich erst in der letzten Zeit festgesetzt hatten, stieß er mit ihnen zusammen und wurde geschlagen; sein eigner Sohn fiel, und auf der Heimfahrt löste sich sein Geschwader auf. Ohne irgend einen Erfolg kehrte Raleigh heim, „er erschien wie ein Abenteurer, der den Frieden mit Spanien mutwillig hatte brechen wollen". Als nun der spanische Gesandte unverzügliche Genugthuung forderte, war König Jakob so schwach, sie zu gewähren, und ließ das vor fünfzehn Jahren einer ganz andern Sache wegen gefällte Todesurteil an Raleigh vollstrecken (29. Oktober 1618).

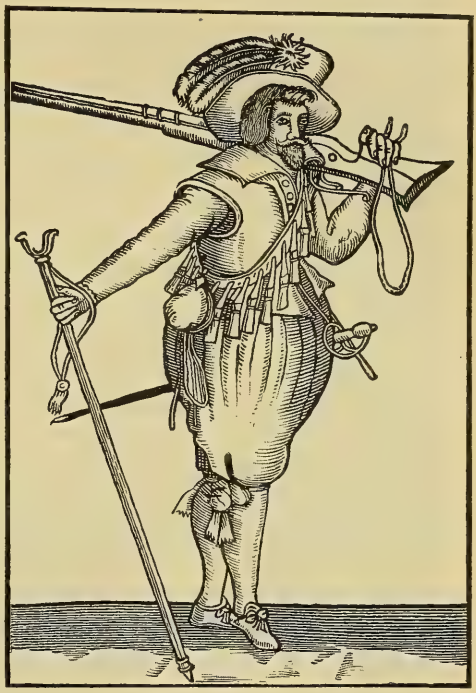
Jakob I. gegenüber dem Dreißigjährigen Kriege.

Es war ein Sinnbild seiner ganzen Politik, die sich eben in den auswärtigen Beziehungen mit den Überlieferungen und Empfindungen der Nation in schroffsten Widerspruch setzte. Und schon war in Deutschland der Entscheidungskampf ausgebrochen, die Aufgabe Englands in ihm klar vorgezeichnet. Wie wenig sie aber Jakob I. dem böhmisch-pfälzischen Kriege gegenüber verstand, ist bereits dargestellt worden (s. S. 160 f.). Erst als sich Spinola gegen die Pfalz in Bewegung setzte und die Entscheidung in Böhmen bevorstand, berief der König zum drittenmal sein Parlament. Unter dem erschütternden Eindrucke der Prager Schlacht trat es zusammen (30. Januar 1621), und getragen von der Stimmung des Volkes, die sich in zahlreichen Flugschriften und andern Kundgebungen Luft machte, bewilligte es 100000 Pfund Sterling für den Krieg. Anderseits erzwang es jedoch die Aufhebung mehrerer Monopole und klagte einige Höflinge und Beamte vor den Lords an, unter ihnen auch den großen Philosophen und Naturforscher Franz Bacon von Verulam, der sich als Lordkanzler mehrfach bestechlich erwiesen hatte und deshalb alle seine Ämter verlor. Sofort brachte aber die Frage der auswärtigen Politik den Gegensatz zwischen Krone und Parlament von neuem zum Ausbruch. Während nämlich der König eine Mitwirkung desselben hierbei nicht zugeben wollte, forderte das Parlament bestimmte Erklärungen darüber, und eine Gesandtschaft des Unterhauses stellte dem König geradezu das Verlangen, daß er sich an die Spitze der protestantischen Welt setze. Dieser wies das zurück, ließ mehrere Mitglieder des Unterhauses verhaften, und als dies dagegen protestierte, löste er es zum drittenmal auf (Ende 1621).

Verhandlungen mit Spanien.

Inzwischen ging auch die Pfalz verloren, ohne daß England dagegen etwas unternommen hätte, vielmehr meinte König Jakob, durch eine Vereinbarung mit Spanien, die eine Vermählung seines Sohnes Karl mit einer spanischen Prinzessin zum Ausdruck bringen sollte, die Wiederherstellung der Pfalz zu erreichen. Deshalb

begab sich der Prinz mit dem Herzog von Buckingham, zunächst verkleidet und unter falschem Namen, durch Frankreich nach Madrid. Hier am 7. März 1623 angelangt, wurden sie mit größter Auszeichnung behandelt, und da die spanische Regierung die politischen Vorteile, die ihr die Bundesgenossenschaft Englands verhieß, sehr wohl erkannte, so schien die Vermählung gelingen zu müssen, freilich nicht ohne die erheblichsten kirchlichen Zugeständnisse von seiten Englands. Nicht nur freier Gottesdienst sollte der Infantin und ihrer Umgebung in England gewährt, nicht nur sollten die Kinder ihr bis zum zehnten Lebensjahre zur Erziehung überlassen werden, was ihren Übertritt zum Katholizismus vorbereiten konnte, sondern es sollten auch die Strafgesetze gegen die englischen Katholiken fallen und häuslicher Gottesdienst ihnen gestattet



251 und 252. Englischer Pikenier und Musketier aus der Zeit Jakobs I.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

sein. In der That nahm der englische Staatsrat die ersten Bedingungen an, und der König auch die zweite; als er aber nun als Gegenleistung auf der Wiederherstellung der Pfalz bestand, da siegte im entscheidenden Augenblicke besonders durch Graf Olivarez zu Madrid doch der katholische Gesichtspunkt, der das unbedingte Zusammengehen mit Österreich forderte, und die schon so gut wie beschlossene Vermählung blieb unausgeführt. Vielmehr kehrte der Prinz, in Santander lange von widrigen Winden festgehalten, ohne die spanische Gemahlin nach England zurück (5. Oktober). Als er tags darauf in London wieder einzog, begrüßte ihn stürmischer Jubel des Volkes. Denn schon hatte es für den Protestantismus ernste Gefahren befürchtet, zumal da eine Menge gefangener Katholiken bereits in Freiheit gesetzt worden war; diese schienen nun abgewandt.

Die protestantische Wendung.

Eine Wendung in der englischen Politik war allerdings unvermeidlich geworden. Selbst Buckingham trat jetzt entschieden für eine protestantische Schwenkung ein, und so sah sich das im Februar 1624 zusammengetretene Parlament einer völlig veränderten Lage gegenüber. Gegen die Bewilligung von 300000 Pfund Sterling zum Kriege mit Spanien gab der König die verhaßten Monopole auf und ließ die Strafgesetze gegen die Katholiken erneuern; der spanisch gesinnte Lordschatzmeister Cranfield, Graf von Middlesex, Buckinghams persönlicher Feind, wurde durch eine Anklage gestürzt, mit den Niederlanden und Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt und Mansfeld in Dienst genommen (s. S. 176). Gleichzeitig betrieb der König noch eifriger die schon früher geplante Vermählung seines Sohnes Karl mit der französischen Prinzessin Henriette Maria, der Schwester Ludwigs XIII.; er willigte dafür im Vertrage von Cambridge (24. Dezember 1624) sogar in ähnliche Bedingungen wie früher gegenüber Spanien, denn immer noch kam es ihm persönlich mehr darauf an, eine vermittelnde Stellung zu behaupten, als in den großen Kampf der kirchlichen Parteien einzutreten. Ob er das auf die Dauer würde haben durchsetzen können, war freilich äußerst zweifelhaft. Der Tod ersparte ihm, darum zu sorgen (27. März 1625).

Der Kampf zwischen Krone und Parlament unter Karl I.

Karl I. und sein Parlament von 1625 bis 1629.

Karl I.

Die Erbschaft, die Jakob I. seinem Sohne Karl I. hinterließ, war nicht beneidenswert. Tiefe Verstimmung über die äußere und innere Politik der Krone beherrschte das Land. Um so freudiger begrüßte es den jungen König (geb. 1600), dessen stattliche, liebenswürdige, gewinnende Erscheinung im scharfen Gegensatze zum Vater stand. Nicht so gelehrt wie dieser, besaß er doch ungleich mehr natürlichen Takt, gute Auffassungsgabe und Gewandtheit in Schrift und Wort. Über seine sittliche Führung herrschte nur eine Stimme des Lobes; an dem leichtfertigen Hofe des Vaters hatte er sich rein und unverdorben erhalten. In einem Punkte erschien er allerdings durchaus als Sohn Jakobs I., in seiner streng hochkirchlichen und absolutistischen Überzeugung, in der ihn der Einfluß seiner schönen stolzen Gemahlin, Henriette Maria von Frankreich, nur noch mehr befestigte. Aber nicht scharfblickend, nicht ruhig und nicht entschieden genug, verlor er in ernstem Zusammenstoße leicht die sichere Haltung, ließ sich dann wohl zur Nachgiebigkeit bewegen, die er hinterher bereute, und kam so in den begründeten Ruf der Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit, die oft gerade seine Anhänger zur Verzweiflung brachte, weil sie den Gegnern die schärfsten Waffen lieferte.

Ein Fürst dieser Art konnte mit dem Parlamente nur dann in Frieden leben, wenn dies sich seiner Führung unbedingt unterwarf. Wie aber wäre daran damals zu denken gewesen! Als Karl I. am 18. Juni 1625 sein erstes Parlament eröffnete, bewilligte es für die großen Kosten des spanischen Krieges, den der König mit Buckingham eifrig betrieb, nur 140000 Pfund Sterling und gewährte ihm die Zölle gegen den bisher festgehaltenen Brauch statt auf die ganze Regierungszeit nur für ein Jahr. Denn allzu unzufrieden war es mit der Verwaltung Buckinghams, der als Marineminister nicht einmal die englischen Gewässer vor Piraten zu schützen wußte. Zornig löste der König schon am 12. August das widerspenstige Parlament auf. Aber der mit großem Geräusch und stolzen Hoffnungen begonnene Seezug Buckinghams gegen Cadiz scheiterte im Herbst 1625 kläglich; außerdem enthielt sich Frankreich gegen die

258. Karl I., König von Großbritannien.

Nach van Dycks Gemälde gestochen von R. Strange.

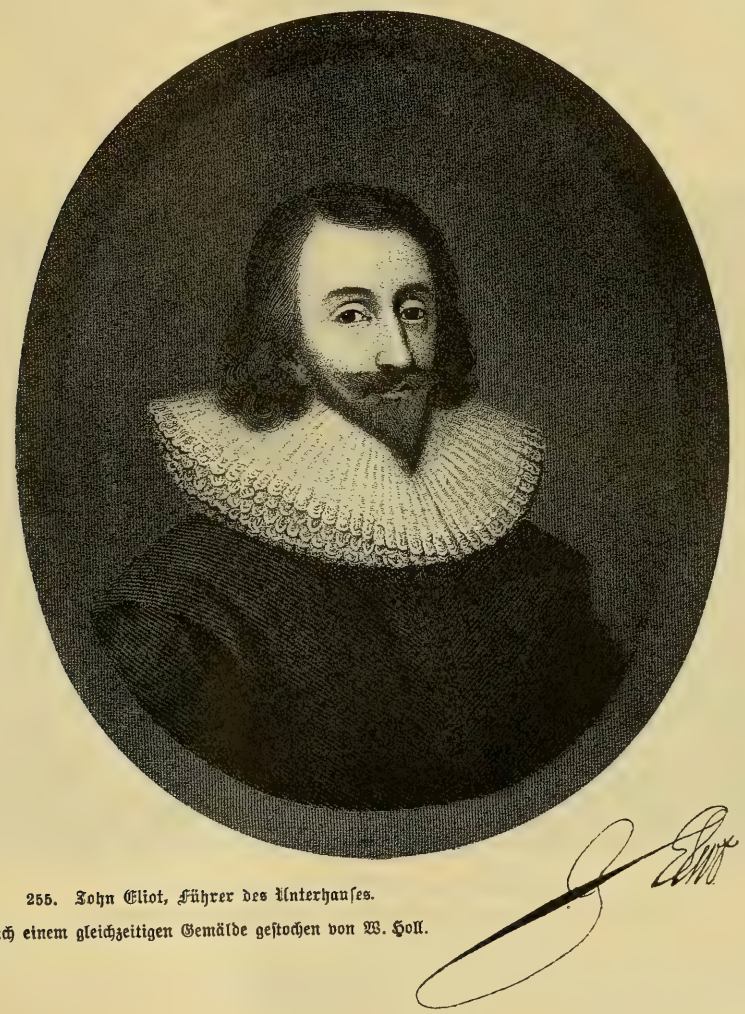
Erwartung jeder Teilnahme am Kriege und zeigte sogar lebhafte Unzufriedenheit mit der Behandlung der Königin Henriette, deren französische Umgebung Karl I. entfernte, weil sie allzu herausfordernd aufgetreten war; die englische Unterstützung der Hugenotten verschärfte vollends die Spannung. Statt also im Glanze großer auswärtiger Erfolge vor das im Februar 1626 wiedereröffnete zweite Parlament treten zu können, sah sich die Regierung in der mißlichen Lage, zu den alten Gründen der

254. Henriette Maria, Königin von Großbritannien.
Gemälde von A. van Dyck in der kgl. Galerie des Winsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Tornach i. E.

Unzufriedenheit neue und schwere hinzugefügt zu haben. Geführt von John Eliot, dem ritterlichen, feurigen und beredten Vizeadmiral von Devonshire, erhob das Unterhaus lebhafte Beschwerden über die Forterhebung der nicht bewilligten Zölle und beschloß am 8. Mai mit großer Mehrheit die Anklage Buckinghams vor den Lords. Als der König darauf Eliot in den Tower werfen ließ und das Parlament sich des Verhafteten annahm, wurde es am 15. Juni 1626 zum zweitenmal aufgelöst.

Da erzwangen die Mißerfolge auf der Insel Rhé im Jahre 1627 die Berufung des dritten Parlaments (März 1628). Diesmal war auf beiden Seiten die Stimmung versöhnlicher, der König billigte sogar die Absicht, die Rechte der Volksvertretung für alle Zukunft durch ein Gesetz (Bill) festzustellen, das in Form einer Bitte an ihn gelangen sollte; nur der Inhalt machte im einzelnen manche Schwierigkeiten. Zwar

Die „Bitte um Recht".



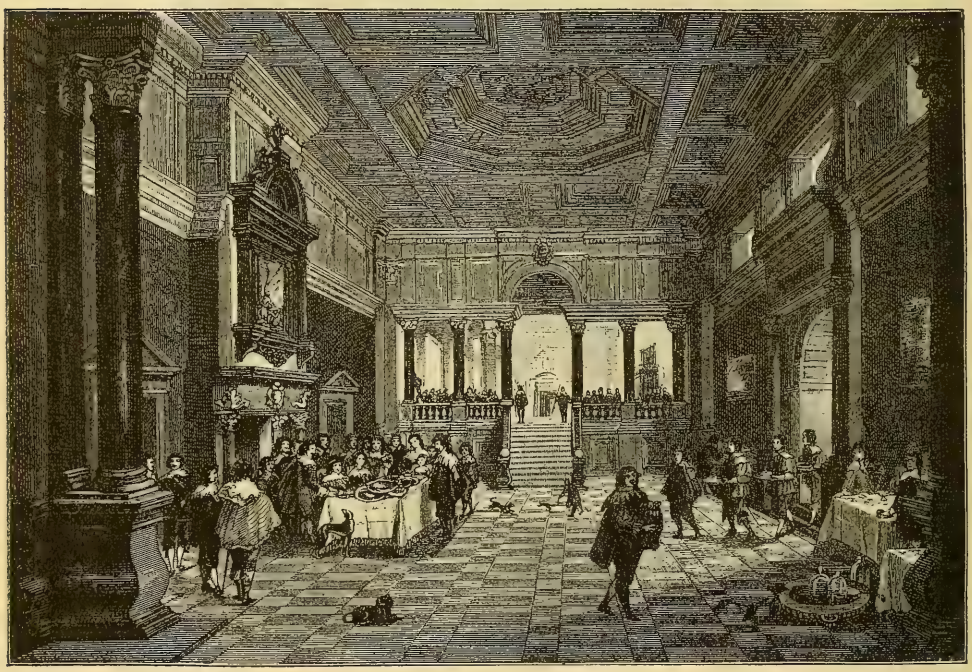
255. John Eliot, Führer des Unterhauses.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von W. Holl.

sah das Parlament davon ab, seine Beschwerden darin vollständig aufzuzählen, wie Eliot, John Hampden u. a. befürworteten; immerhin bestand es darauf, jede Steuererhebung ohne seine Bewilligung, sowie die bei Steuerverweigerung über den einzelnen verhängte willkürliche Verhaftung ohne Angabe des Grundes für ungesetzlich zu erklären, forderte weiter die Aufhebung des Kriegsgesetzes (Martial Law, s. Bd. V, S. 576) und der Zwangseinquartierungen. Der König aber gab zwar im allgemeinen die Berechtigung dieser Sätze zu, wollte jedoch sein Recht, in dringenden Fällen zu Steuererhebungen und Verhaftungen zu schreiten, sich nicht entreißen lassen und war geneigt, anzunehmen, daß auch eine Annahme der Bill einen Verzicht derart von seiner Seite

keineswegs für alle Zeiten in sich schließe. Das gab denn Anlaß zu peinlichen Verhandlungen, bis endlich der Staatsrat beschloß, die Bill unter jenem stillen Vorbehalt anzunehmen. Am 7. Juni 1628 genehmigte also Karl I. in feierlicher Sitzung beider Häuser die „Bitte um Recht“ (Petition of Right), und lauter Jubel der Hauptstadt begrüßte das Ende des Streites.

Buckinghams Ermordung.

Die Freude war von kurzer Dauer. Denn Buckingham blieb allen Klagen über seine Verwaltung zum Trotz, da der König es für eine persönliche Ehrensache hielt, den Vertrauten zu schützen. Er vertagte deshalb das Parlament (20. Juni) und förderte mit dem Herzog zusammen eifrig die Pläne, die auf die Rettung von La Rochelle, und auf den Kampf gegen Spanien im größten Stile hinzielten. Buckingham selbst, jetzt ganz erfüllt von dem Gedanken, der Vertreter der protestantisch-englischen Interessen



256. König Karl I. bei Tafel (dining in public).
Gemälde van Bassens in der Galerie von Hamptoncourt. (Nach Stern.)

zu sein, betrieb in Portsmouth die Rüstung der Flotte, die er sehr ansehnlich vermehrt und mit trefflichen Werften und Zeughäusern ausgestattet hatte. Da traf ihn mitten in hochfliegenden Entwürfen der Tod durch Mörderhand. Als er am Morgen des 23. August 1628 durch die Halle seines Hauses ging, fiel er unter dem Dolche John Feltons, eines fanatischen Puritaners, der vom Herzog bei der Beförderung übergangen war und dem Lande einen Dienst zu erweisen glaubte. Er brachte den erbitterten Haß des englischen Volkes zum Ausdruck, und wirklich begrüßte auch die Hauptstadt mit grimmigem Jubel die Todesnachricht.

Mit Buckinghams Ende zerstoben alle seine Pläne, La Rochelle fiel, da ein neuer Entsatzversuch vergeblich blieb, während zu derselben Zeit im Osten Dänemark völlig überwältigt wurde und nur Stralsund das Banner des Protestantismus noch aufrecht erhielt.

Und doch zwang die Finanzlage die Regierung, das vertagte Parlament abermals zu berufen (Januar 1629). Jetzt, wo mit Buckingham der Stein des Anstoßes weggeräumt schien, hoffte der Staatsrat auf Verständigung, zumal da er bereit war, das Recht des Parlaments auf Bewilligung der Zölle grundsätzlich anzuerkennen und für die ohne dieselbe erhobenen nachträgliche Genehmigung zu fordern. Doch die Verbitterung war bereits so tief, daß das Unterhaus die königliche Bill zurückwies und auf dem Wortlaut der „Bitte um Recht" beharrte. Ja, als der König die Zollstellen anwies, die Zölle wie unter Jakob I. zu erheben, nahm das Unterhaus eine dagegen gerichtete, von John Eliot entworfene Vorstellung (Remonstranz), welche die Zollbeamten sogar mit Strafen bedrohte, ohne eigentliche Abstimmung in tumultuarischer Weise an (2. März). Bruch zwischen König u. Parlament.

Damit war der offene Bruch herbeigeführt. Am 10. März 1629 erfolgte nach Beschluß des Staatsrates die Auflösung auch dieses dritten Parlaments. John Eliot und mehrere andre wurden verhaftet und zu schweren Geldstrafen verurteilt; Eliot selbst starb im Tower (1633), da er sie nicht bezahlen konnte. Der König war fest entschlossen, fortan ohne Parlament zu regieren. Offen und klar war die Frage jetzt gestellt: sollte das Königtum oder das Parlament, d. h. das Unterhaus, England beherrschen? Die Praxis der Tudors sprach für die erstere Antwort, die Erfahrungen früherer Jahrhunderte aber und die Folgerungen, die sich aus ihnen ableiten ließen, für die zweite; ihnen gegenüber ließ sich die Regierungsweise der Tudors sogar leicht als ungesetzlich erweisen, und was wichtiger war, das Selbstbewußtsein und die Macht der Stände, die das Unterhaus beschickten, waren seitdem außerordentlich gewachsen. Es konnte der Krone ja gelingen, jene Folgerungen zu ersticken und die Macht des aufstrebenden Mittelstandes zurückzudrängen, wie es um dieselbe Zeit Richelieu dem Adel gegenüber in Frankreich verstand, wo die Erfahrung des 16. Jahrhunderts die ständischen Gewalten als sehr einflußreich zeigte, denn schließlich lief auch in England der ganze Streit auf eine Frage mehr der Macht als des Rechtes hinaus. Doch für sehr wahrscheinlich konnte man hier den Sieg des Königtums nicht halten. Richelieu hatte den Mittelstand für sich, Karl gegen sich; in Frankreich hatte es regelmäßig berufene Reichsstände nicht gegeben, in England empfand man die Unterlassung ihrer Berufung als eine Ausnahme; das französische Königtum verfügte über ein Soldbeamtentum, ein stehendes wohlgeübtes Heer und sehr ergiebige Steuerquellen, das englische war dagegen zu Lande fast waffenlos, da das kleine stehende Heer nicht viel bedeutete und die Flotte hier wenig helfen konnte, und sah seine wichtigsten Einnahmen bestritten; die Landesverwaltung wurde nicht von Soldbeamten, sondern von Ehrenbeamten geführt, und diese gehörten denselben Ständen an, die das Parlament bildeten, waren also gegen dessen Interessen nicht verwendbar, und schließlich befand sich die englische Krone einer starken religiösen Bewegung gegenüber, die in Frankreich fehlte. So war der endliche Erfolg der königlichen Politik in England sehr zweifelhaft. Aussichten für den Krieg.

Karls I. parlamentslose Regierung von 1629 bis 1640.

Karl I. dachte nicht daran, das Parlament wirklich zu beseitigen, er wollte es nur nach seinem Ermessen und Bedürfnis berufen, es unter die Gewalt der Krone beugen, namentlich in der auswärtigen Politik, in der Verwaltung des Heeres und der Flotte sich von ihm unabhängig machen. Wenn er aber dies Ziel erreichte, dann war die Krone thatsächlich unumschränkt. Die neue Finanzverwaltung.

Das erste Mittel dazu war natürlich der Versuch, seine Einnahmen so zu steigern und seine Ausgaben so zu beschränken, daß er der parlamentarischen Bewilligungen

möglichst wenig bedurfte, wie es einst Elisabeth gelungen war. Das zu leisten unternahm der Finanzminister Weston Graf Portland. Als er sein Amt antrat, fand er die Finanzen in der traurigsten Verfassung. Die Schuldenlast Jakobs I. war von 1200000 Pfund Sterling auf 1600000 Pfund Sterling gestiegen, die meisten Einnahmen verschlang die Verzinsung dieser Schuld, dazu war die Berechtigung der Zollerhebung zweifelhaft. Nach fünf Jahren energischer und einsichtiger Verwaltung Westons ging die Erhebung der Zölle regelmäßig von statten, ihr Ertrag stieg besonders seit dem Frieden mit Spanien (1630) um 80000 Pfund Sterling, die Gesamteinnahme bis 1635 auf 810000 Pfund Sterling, und die Schuld hatte sich durch Tilgung um die Hälfte verringert. Freilich scheute die Regierung auch vor bedenklichen, obwohl formell unfraglich berechtigten Mitteln nicht zurück, wenn es die Erhöhung ihrer Einkünfte galt. Sie ließ alle Lehnsleute, die sich nicht nach alter, längst vergessener Sitte den Ritterschlag bei der Krönung hatten erteilen lassen, zu schweren Geldbußen verurteilen und nötigte die überaus zahlreichen Grundbesitzer, die sich innerhalb der gar nicht mehr genau bekannten Grenzen der alten Königsforsten angebaut hatten, zu erheblichen Entschädigungszahlungen, in Essex allein zu 300000 Pfund Sterling; endlich ließ der König sich durch Richterspruch das Recht erteilen, wieder, wie es zur Zeit der Däneneinfälle im 10. Jahrhundert und noch im Jahre 1588 geschehen war, ohne Zustimmung des Parlaments von seinen Unterthanen die Stellung von Schiffen oder auch die Zahlung einer dafür bestimmten Abgabe, des „Schiffsgeldes“ (Navy Taxe), zu fordern, wenn er England in Gefahr glaube, und da es ihm damals angesichts der raschen Entwickelung der französischen Marine durch Richelieu notwendig schien, die englische Flotte möglichst zu verstärken, so ergingen in der That im Jahre 1635 die darauf bezüglichen Anordnungen und wurden trotz mannigfachen Widerspruches so energisch durchgesetzt, daß bis Anfang des Jahres 1637 weit über 200000 Pfund Sterling einkamen.

Lord Strafford.

Wie England nach dem Willen der Berater des Königs regiert werden sollte, dafür lieferte soeben Thomas Wentworth, der nachmals den Titel eines Lord Strafford erhielt, ein Großgrundbesitzer aus Yorkshire, den Beweis, erst als Präsident im „Rate des Nordens“, einer Gerichts- und Verwaltungsbehörde für das Gebiet nördlich des Humber, seit 1632 als Statthalter von Irland. Obwohl er in den ersten Parlamenten gegen die Regierung gestanden hatte, so hatte er doch schon damals weniger ihre Gewalt, als die schlechte Anwendung derselben durch Buckingham bekämpft. Im Jahre 1628 war er ins Oberhaus, im November 1629 in den Geheimen Rat, dann zu jenem Posten in Northumberland berufen worden. Geistvoll und kühn, stolz und hochfahrend, ohne kirchliche Vorurteile und ein Verächter der öffentlichen Meinung, da er die Menschen nur in solche teilte, die käuflich waren und also gekauft werden konnten, und in solche, die, weil sie es nicht waren, geknebelt werden mußten, eben deshalb gewaltthätig und ohne Achtung vor dem Recht schaltete er in Northumberland wie ein unumschränkter Fürst, hielt mit harter Faust die Sicherheit aufrecht und arbeitete anderseits eifrig an der Linderung der öffentlichen Not, in allem ein echter und überzeugter Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, wie England sonst keinen hervorgebracht hat. Dem König war er nicht bequem, die Königin und der Hof haßten bald den hochmütigen Herrn, der wenig höfische Manieren hatte; ihn aber kümmerte das alles nicht, denn er wußte, daß er unentbehrlich sei.

Strafford in Irland.

Seit 1632 wurde ihm Gelegenheit gegeben, seine Grundsätze und Fähigkeiten auf einem größeren Schauplatze, in Irland, zu bewähren. Die unselige Insel, unter Elisabeth nach langem Kampfe niedergeworfen (s. Bd. V, S. 695), war auch von Jakob I. gewaltthätig genug behandelt worden. Bald nach seinem Regierungsantritt

erklärte die Regierung auf Grund einer Entscheidung des Obergerichts den Grundbesitz von sechs Grafschaften als Krongut und verteilte ihn neben wenigen Eingeborenen an englische und schottische Pächter, unter denen sich notorisch eine Menge Taugenichtse befanden. Auch anderwärts zog sie fortwährend zahlreiche Güter ein, sobald die Eigentümer ihr Besitzrecht nicht durch Urkunden nachweisen konnten, was in den seltensten

257. Thomas Wentworth, Lord Strafford.

Nach einem Gemälde von van Dyck gestochen von Overton.

Fällen möglich war; ja in Connaught nahm sie sogar solche Güter wieder in Anspruch, für welche die Inhaber bereits den Kaufpreis bezahlt hatten. Als die Gentry daselbst 120000 Pfund Sterling anbot, wenn man ihr den Besitz der ihr seit 60 Jahren ungestört verbliebenen Grundstücke ausdrücklich bestätigte, gewährte dies zwar Karl I., Strafford aber bestimmte ihn, sein Wort zu brechen und diese Besitzungen für die Krone einzuziehen, alles, um ihre Einkünfte so zu steigern, daß sie von den

Bewilligungen des englischen Parlaments möglichst unabhängig werde und ein stehendes Heer aufbringen könne, ohne welches, wie er unumwunden sagte, die Macht der Krone in England nur auf einem Beine stehe. Zudem beherrschte er das irische Parlament vollständig, indem er die gefügigen Mitglieder reich belohnte, die widerspenstigen willkürlich strafte. Ohne Murren bewilligte es die Kosten für ein stehendes Heer von

258. John Hampden.
Nach einem Kupferstiche von J. Houbraken.

5000 Mann zu Fuß und 500 Reitern. Doch verwandte Strafford seine unumschränkte Macht auch wieder zum materiellen Besten des Landes. Er schützte die Küsten kräftig gegen die Piraten, hielt auf unparteiische rasche Rechtspflege, wußte die Bedürfnisse der Insel aus ihren Mitteln zu decken und wurde der Begründer der irischen Leinenindustrie, die nach seiner Absicht für Irland das werden sollte, was die Tuchfabrikation für England war.

John Hampden und das Schiffsgeld.

Es war aber doch die Frage, ob diese gewaltthätige Art materieller Volksbeglückung auch in England sich werde anwenden lassen. Wenngleich die meisten hier das Schiffsgeld zahlten, einige weigerten sich doch, die Auflage zu entrichten, weil sie vom Parlament nicht bewilligt, also ungesetzlich sei. Ja ein Mitglied der Gentry von Buckinghamshire, John Hampden, in den Jahren vor 1629 ein Gesinnungsgenosse Eliots, ließ sich die 20 Schillinge, die auf ihn fielen, eher durch Pfändung abnehmen, als daß er durch Zahlung der kleinen Summe die Rechtmäßigkeit der Steuer anerkannt hätte, und führte dann um ihretwillen einen langwierigen Prozeß mit dem

259. William Laud, Erzbischof von Canterbury.

Nach einem Gemälde van der Werffs gestochen von B. Andrian.

Staatsschatz, den er zwar verlor, der aber ungeheures Aufsehen machte, zumal zwei der Richter sich für Hampdens Auffassung erklärten (1638). Kein Zweifel, die große Mehrheit der Nation hielt die Grundlagen der königlichen Finanzwirtschaft für ungesetzlich und fügte sich nur dem Zwange.

Erzbischof Laud und seine Kirchenpolitik.

Damit aber verband sich unzertrennlich eine wachsende Verstimmung über die Kirchenpolitik der Regierung. Diese wurde von dem Gedanken beherrscht, die anglikanische Kirche zunächst in England als Stütze der königlichen Gewalt zur alleinherrschenden zu machen, dann aber sie auch in Irland und Schottland durchzuführen und so die drei Reiche zunächst unter einer Kirchenform und einem Kirchenregiment

zu einigen, in welchem die Entscheidung beim König stand. Daß Karl I. die Rückkehr zum Katholizismus erstrebt habe, ist durchaus unglaubhaft, er war ein guter Anglikaner, aber allerdings drängte ihn seine Richtung zu rücksichtslosester Strenge gegen die Puritaner, während er in den Katholiken eher eine Stütze suchte, sie also sehr mild behandelte. Die Seele dieser Bestrebungen war William Laud, seit 1628 Bischof von London, seit 1633 Erzbischof von Canterbury, ein gelehrter, namentlich um die Förderung orientalischer Studien hochverdienter Herr, sehr wohlthätig und in seinem Privatleben untadelhaft, aber im höchsten Maße unduldsam und verfolgungssüchtig. Hatte schon das Parlament vor 1629 mehrfach über die weitgehende Duldung der Katholiken Beschwerde geführt, so wurde seitdem ihrer Religionsübung kaum ein Hindernis in den Weg gelegt, die Strafgelder erlassen oder abgekauft. An hohen Festen erschien die Königin mit glänzendem Gefolge in ihrer öffentlichen Kapelle, und hielten alle Gesandten katholischer Mächte prächtigen Gottesdienst ab; Weston, Thomas Howard, Graf von Arundel u. a., die man für katholisch gesinnt hielt, behaupteten den herrschenden Einfluß am Hofe, ein päpstlicher Agent, der Schotte Con (Cuneo), erschien daselbst, und man rechnete, daß damals in England 500 Weltpriester, 150 Jesuiten und 300 andre Ordensgeistliche lebten, obendrein meist in vornehmen Häusern.

Wie sehr stach dagegen die Behandlung der Puritaner ab! Gegen sie verfuhren die „Sternkammer“ und die „Hohe Kommission“ in einer Weise, welche die Engländer veranlaßte, diese letztere kurzweg mit der römischen Inquisition zu vergleichen. Jede Abweichung vom anglikanischen Gottesdienst, selbst in Privathäusern, jeder Tadel erzbischöflicher Anordnungen wurde mit Geldstrafe, Gefängnis oder Amtsentsetzung geahndet. Angesehene, hochgebildete Männer wurden wegen geringer Vergehen nicht nur mit harten Geldbußen, sondern auch mit Ausstellung am Pranger und entehrenden Körperstrafen heimgesucht. So verurteilte die Sternkammer den Dr. Alexander Leighton, Professor in Edinburg, zu lebenslänglicher Haft, Zahlung von 10000 Pfund Sterling, zweimaliger Prangerausstellung, Abschneiden der Ohren und Aufschlitzen der Nase (1631), den Juristen William Prynne, der als strenger Puritaner in seiner „Schauspielergeißel“ das ganze vom Hofe eifrig gepflegte Theaterwesen und das Leben der höheren Geistlichkeit angegriffen hatte, zu Brandmarkung und Verlust der Ohren (1632). Ja, im Juli 1637 verfügte die Sternkammer, daß kein Buch ohne Erlaubnis des Erzbischofs von Canterbury gedruckt und jede Bücherseudung aus dem Auslande untersucht werden sollte. Jede freie Meinungsäußerung also machte sie unmöglich. Ganz ähnlich verfuhr auch Thomas Wentworth in Irland, wo die Konvokation der protestantischen Kirche ihre Unterwerfung unter die englische Ordnung erklärte (1634).

Besiedelung Nordamerikas; Virginien.

Diesem zunehmenden Drucke sich zu entziehen, begannen zahlreiche Engländer, namentlich puritanischen Bekenntnisses, auszuwandern, um sich jenseit des Ozeans an der öden, waldbedeckten, nur von schweifenden Jagdnomaden bewohnten flachen Ostküste Nordamerikas, nicht als Goldsucher und Eroberer wie die Spanier, sondern als Ackerbauer durch harte Arbeit eine neue Heimat zu schaffen und hier eine politisch-kirchliche Verfassung nach ihrem Sinne zu begründen. Schon unter Jakob I. hatte eine von ihm bevollmächtigte Kompanie durch 105 Ansiedler unter Kapitän Newport im Jahre 1607 mit der Anlegung von Jamestown an den sumpfigen Ufern des Jamesflusses, der in die vielgliedrige Chesapeakbai fällt, den Grund gelegt zur Kolonie Virginia, wie das Land seit Elisabeth hieß (s. Bd. V, S. 706). Aber die meisten der Kolonisten waren Leute, die nur mühelos reich werden wollten, und die Nachschübe, die allmählich eintrafen, nicht besser. Nur der Energie und Klugheit des abenteuerlichen, aber thatkräftigen John Smith gelang es allmählich, ein gutes Verhältnis mit den benachbarten Indianern anzubahnen. Die Tochter eines großen Häuptlings, die schöne und

kluge Pocahontas, vermählte sich sogar mit einem Weißen, John Rolf, und wurde die Stammmutter einer vornehmen virginischen Familie. Trotzdem geriet, als Smith wieder in die Heimat zurückgekehrt war, die Kolonie in völlige Auflösung; die meisten starben, die Überlebenden wollten heimkehren. Da kam 1610 der erste königliche Gouverneur, Lord de la Ware, mit neuen Ansiedlern und Vorräten herüber und rettete den Bestand der Niederlassung, indem er die gesetzliche Ordnung mit Strenge herstellte. Aber zur Blüte kam die Kolonie erst seit der Einführung des Tabaksbaues (1616), der sich freilich sehr bald mit der Verwendung von Negersklaven verband. Endlich im Jahre 1619 erhielt die Kolonie eine der englischen nachgebildete Verfassung, die sie als einen selbständigen, mit dem Mutterlande nur durch Personalunion verbundenen Staat neben England stellte, und am 30. Juli trat in Jamestown der erste Landtag (assembly) zusammen. Eine Hauptaufgabe war damals der Schutz gegen die Indianer, die 1622 einen verheerenden Einfall in die Pflanzungen machten.

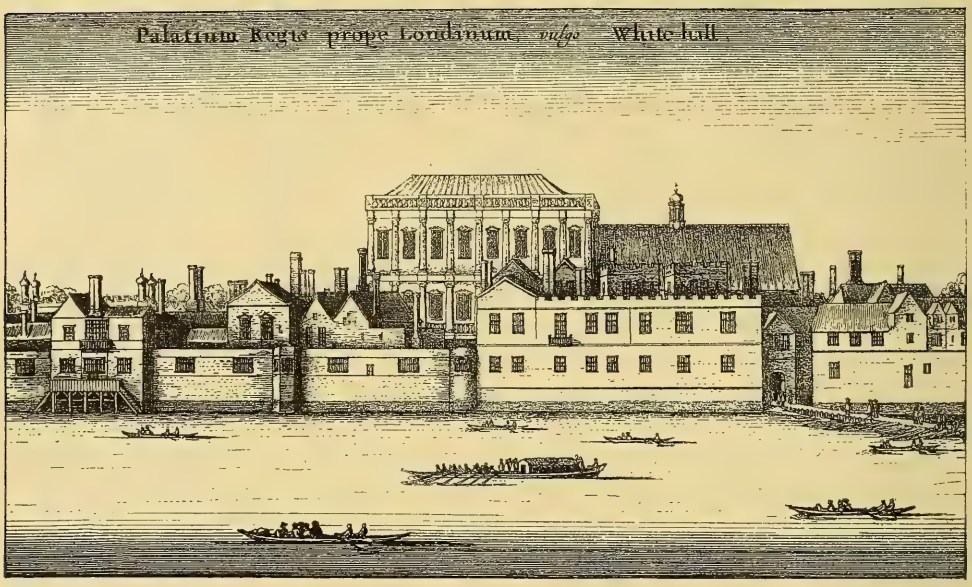
Neuengland u. Maryland.

Doch hier, wo Königtum und Hochkirche herrschten, konnten Puritaner sich nicht wohl ansiedeln; vielmehr segelten die ersten Ansiedler dieser Genossenschaft, nachdem sie in Holland nicht ihre Rechnung gefunden hatten, der Nachwelt bekannt unter dem Namen der „Pilgerväter", im Herbst 1620 auf der „Maiblume" (Mayflower) nach der rauhen Küste von Massachusetts und legten dort unter harten Entbehrungen den Hafenort New Plymouth an. Zunächst kamen nur kleine Zuzüge aus der Heimat: erst zehn Jahre später folgten ihnen auf 17 Schiffen 1500 Auswanderer, meist wohlhabende Leute, unter der Führung des John Winthrop, der sich den Besitz des Gebietes von der Krone hatte übertragen lassen. Sie gründeten ebenfalls an der Massachusettsbai ihre neuen Sitze, vor allem Boston, und wuchsen bis 1638 auf 50000 Köpfe. Ihre Verfassung war durchaus demokratisch, der Gouverneur wurde jährlich gewählt und hatte eine Art Landtag zur Seite; ihre Kirchenordnung kannte nach den Grundsätzen der Independenten nur einzelne selbständige Gemeinden, machte aber den Genuß der politischen Rechte von dem calvinischen Bekenntnisse abhängig, huldigte also durchaus nicht der Religionsfreiheit. Auf denselben Grundlagen erwuchs seit 1633 Connecticut im Thale des gleichnamigen Stromes, das 1639 seine Verfassung erhielt. Erst die Kolonie Rhode-Island (Providence), die Gründung des edlen Predigers Roger Williams (seit 1636), behandelte die Religion als Privatsache jedes einzelnen und gewährte unbedingte Religionsfreiheit. Freilich suchte der Erzbischof Laud auch diese fernen Ansiedelungen der anglikanischen Kirche zu beugen, und da das nicht gelang, die wachsende Auswanderung dahin zu verhindern, indes die Tage seiner Macht waren gezählt. Als ob sich aber auf diesem Boden die Gegensätze der alten Welt getreulich wiederholen wollten, so entstand hier seit 1634 an der breiten Chesapeakbai, vornehmlich durch katholische Auswanderer, die Kolonie Maryland, zu der Karl I. einem Katholiken, dem Georg Calvert, Lord Baltimore, 1632 die Landschenkung erteilt hatte. Es war gewissermaßen eine Lieblingsschöpfung des Königs, nach dessen Gemahlin sie hieß, denn hier standen zum erstenmal die anglikanische und katholische Kirche gleichberechtigt nebeneinander. Im übrigen ordnete Cecil Baltimore, der Sohn und Erbe Georgs, als „Eigentümer" (proprietor) die Verhältnisse mit Klugheit und Gerechtigkeit. Dem Gouverneur, den er ernannte, trat eine Volksvertretung zur Seite, die über die Landesgesetze beschloß. Die Kolonisten erhielten reichlich Land und waren zu einem sehr mäßigen Zins erst in Weizen, dann in Tabak verpflichtet.

Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, blühten die Niederlassungen rasch auf. Bis 1640 wanderten allein nach den Neu-Englandstaaten (Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut) 21000 Ansiedler aus. Von ihnen stammt ein volles Drittel der gegenwärtigen weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten ab. Ein solider Wohl-

stand entwickelte sich, seit 1643 wurden Baumwollenfabriken gegründet, und die Kolonien führten Getreide, Holz, Fische und Pelze aus. In Neu-England wurde auch für den Unterricht von Anfang an trefflich gesorgt. Neben zahlreichen Volksschulen erwuchsen Grammatik- (Latein-) Schulen, und die reiche Schenkung des John Harvard legte 1638 zu einer Hochschule den Grund, die nach ihm noch Harvard College heißt. Die erste Zeitung erschien 1639. So erwuchs ein frisches, kräftiges, freiheitsstolzes, sittlich-ernstes Geschlecht, das allen Schmuck des Lebens gering achtete gegenüber dem Glauben und der Freiheit. Je weniger sich das zerrüttete Mutterland um die fernen Kolonien kümmern konnte, desto mehr gediehen sie.

Der offene Zwiespalt, in den König Karl allmählich mit der Mehrheit seines Volkes geriet, hemmte auch jede kräftige, folgerichtige auswärtige Politik. Den



260. Palast Whitehall zu London, erbaut von Inigo Jones.
Nach einem Kupferstiche von Wenzel Hollar.

Krieg mit Frankreich beendete der Friede von Susa (1. April 1629), wozu die europäische Lage ohnehin die protestantischen Mächte hindrängte; dem Gedanken, den Dänen zu Hilfe zu kommen, trat kurz danach der Friede von Lübeck entgegen (2. [12.] Mai 1629). Schließlich erzwangen die Finanznot und die Stockung des Handels auch den Frieden mit Spanien, der, durch eine Sendung des Peter Paul Rubens nach London vorbereitet, im Mai 1630 zustande kam und hinsichtlich der pfälzischen Sache dem König nur das unbestimmte Versprechen eintrug, daß ihm darin Genugthuung werden sollte.

Karls I. auswärtige Politik.

Fortan bildete die Herstellung der Pfalz den Angelpunkt der auswärtigen Politik Karls I. Er dachte sie aber nicht durch Krieg, sondern, wie sein Vater, durch gutes Einvernehmen mit Spanien zu erreichen, denn von einer entschiedenen Parteinahme für das Haus Habsburg hielt ihn die Rücksicht auf den blühenden englisch-spanischen Handel und die Besorgnis vor dem sich entwickelnden Übergewicht Frankreichs ab; anderseits hemmte den Kaiser in der Berücksichtigung etwaiger spanischer Wünsche bezüglich der Pfalz die Bundesgenossenschaft Bayerns, Maximilian von Bayern

aber wußte zu gut, daß eine englische Flotte für Deutschland niemals ernsthaft gefährlich werden könne, und Karl I. durch den Zwist mit seinem Parlamente an jeder kriegerischen Anstrengung gehindert werde. Daher erscheint das, was der König für die pfälzische Sache etwa that, schlaff und ungenügend. Er stattete Friedrich V. und seine Familie reichlich aus, er bewirkte nach dessen Tode (November 1632), daß der Vormund Karl Ludwigs, Pfalzgraf Ludwig Philipp, beim Heilbronner Konvent im April 1633 (s. S. 226) Zulassung fand, zahlte auch 60000 Thaler, lehnte dann aber die Aufstellung eines Heeres zur Verteidigung der Pfalz wegen allzugroßer Kosten

261. Inigo Jones, Erbauer des Bankettsaales im Palast Whitehall.

Nach einem Gemälde van Dycks gestochen von Edward Smith.

ab. Eine Sendung Arundels nach Wien im Jahre 1636 scheiterte an der schon berührten Verflechtung österreichisch-spanischer und bayrischer Interessen. Dann verhandelte Karl I. wieder im Jahre 1638 mit Frankreich über ein Bündnis gegen Spanien, erregte jedoch durch die Aufnahme der Maria Medici und andrer französischer Flüchtlinge an seinem Hofe Richelieus lebhaftes Mißtrauen und versagte dann doch wieder im nächsten Jahre (1639) auf französisch-holländisches Verlangen der spanischen Flotte den erbetenen Schutz in seinen Häfen, weil er sich mit der vergeblichen Hoffnung schmeichelte, die Franzosen zur Anerkennung Karl Ludwigs als Führer des weimarischen Heeres bestimmen zu können (s. S. 250 u. 312). Indem England so sich für keine Macht als sicherer Bundesgenosse erwies und keiner Achtung und Furcht einflößte, geriet

es in eine völlige Vereinzelung, die wieder auf die Stellung des Königs erschütternd zurückwirken konnte.

Volkswirtschaft.

Und doch nahm sich manches in diesem unparlamentarisch regierten und nach außen so unthätigen England glänzend genug aus. Seit dem Frieden mit Spanien nahm die Volkswirtschaft einen raschen Aufschwung. Eine Gesellschaft bildete sich, um die ausgedehnten Moore (Fens) um den Wash urbar zu machen, die Gewerbe blühten auf, namentlich in Yorkshire, die englischen Tuche fanden ihren Markt im Orient, englische Faktoreien bestanden in der Levante wie in Persien und Indien. Englische Schiffe vermittelten einen großen Teil des spanisch-mitteleuropäischen Verkehrs; mit englischen Wechseln, die sie um Gold- und Silberbarren kauften, machten die Spanier ihre Zahlungen in Flandern und Deutschland. Die Portugiesen fuhren nach Brasilien gern unter englischer Flagge oder auf gemieteten englischen Schiffen, die besser bewaffnet waren als ihre Karavelen, und naturgemäß lag der ganze Verkehr mit den rasch anwachsenden nordamerikanischen Kolonien in englischen Händen. Die Regierung förderte diese Beziehungen um so eifriger, als der Handel ihr die sichersten Einkünfte lieferte, und der Landadel zeigte seinen wachsenden Wohlstand in der Erbauung zahlreicher schöner Landsitze.

Der Hof und die Kunst.

Hinter dem Aufschwunge des Wohlstandes blieb das geistige Leben, soweit es sich an den Hof anschloß, nicht zurück. Noch dichtete Ben Jonson seine Maskenspiele für die Hofgesellschaft (s. Bd. V, S. 720), und das Theater blühte. Anton van Dyck arbeitete als der bevorzugte Maler des Hofes und der englischen Aristokratie; der geniale, unendlich fleißige und vielseitige Wenzel Hollar (geb. 1607 in Prag, gest. 1677 in London), der vor der katholischen Reaktion aus seiner Heimat geflohen war und erst am Rhein, seit 1640 als Schützling des Grafen Thomas Arundel und Zeichenlehrer des Prinzen von Wales in England lebte, vergegenwärtigte in zahllosen Stichen die Dinge, Menschen und Ereignisse seiner Zeit und begründete eine blühende engliche Kupferstecherschule; eine glänzende Sammlung von Gemälden und Statuen vereinigte der König um sich, der für den feinsten Kunstkenner galt. Inigo Jones (1572—1652), vielleicht der bedeutendste Künstler, den England jemals hervorgebracht hat, begann für ihn den gewaltigen Palast von Whitehall und brachte wenigstens den Bankettsaal zur Ausführung. Eine Schar eleganter Kavaliere und schöner Damen erfüllte die Prachträume der königlichen Schlösser, nicht achtend des Abgrundes, der sich zu ihren Füßen aufthat.

Die Erhebung Schottlands.

Mochte das unumschränkte Regiment Karls I. in England wachsende Verstimmung erregen, eine wirksame Gegenwehr konnte nicht versucht werden, solange der König nicht gezwungen wurde, das Parlament zu berufen, denn vor thörichten Aufständen bewahrte die Engländer ihre Besonnenheit. Diesen Zwang aber übte die Erhebung Schottlands. Karl I. rief sie hervor, weil er sein politisch-kirchliches System auch dort zu begründen versuchte. Das war unzweifelhaft widerrechtlich, doch eine innere Notwendigkeit trieb ihn dazu, denn es stand allerdings auch in England erst dann fest, wenn es in allen drei Reichen herrschte.

Anglikanisierung der schottischen Kirche.

Schon Jakob I. hatte eine Anzahl schottischer Geistlichen zu Bischöfen und Georg Gladstane zum Erzbischof von St. Andrews ernannt, doch ging ihre Gewalt nicht über die protestantischer Superintendenten hinaus. Erst John Spottiswood, Gladstanes Nachfolger seit 1615, setzte in der Nationalsynode (General Assembly) von

Perth im Jahre 1618 die Annahme der „Fünf Artikel" durch, die nach anglikanischer Weise Kniebeugung beim Abendmahl, strenge Feier der hohen Festtage u. dgl. vorschrieben, ohne indes wirklich zur Durchführung zu kommen. Karl I. ließ während seiner ersten Jahre alles beim alten, bis Laud nach dem Frieden mit Spanien damit begann, anglikanisch gebildete jüngere Männer seiner Richtung zu Bischöfen in Schottland zu befördern, während die Berufung der Nationalsynode unterblieb. Dagegen regte sich nun allerdings bald Widerstand. Als der König mit Laud im Jahre 1633 zur Krönung nach Edinburg kam, wurde ihm eine Bittschrift überreicht, welche die „Fünf Artikel" als ungesetzlich bezeichnete und die jährliche Berufung der Nationalsynode verlangte. Karl I. achtete dessen allerdings nicht, erregte vielmehr die Mißstimmung namentlich des hohen Adels, indem er einen Teil der diesem früher überlassenen Kirchengüter (s. Bd. V, S. 603) zu gunsten der Krone oder der Bistümer zurückforderte und in mittelalterlich-katholischer Weise den Bischöfen als Mitglieder der Lords of Articles großen politischen Einfluß gewährte, ja im Jahre 1635 Spottiswood sogar zum Reichskanzler erhob, endlich nach anglikanischem Muster einen Oberkirchenrat ins Leben rief. Zu entschiedener Gegenwehr aber kam es erst im Jahre 1637. Das neue kanonische Gesetzbuch, das die schottischen Bischöfe verfaßten, Laud durchsah, der König bestätigte und im Jahre 1636 veröffentlichte, stattete die schottischen Bischöfe mit der vollen Gewalt der anglikanischen aus und gebot bei schwerer Strafe Annahme einer neuen gottesdienstlichen Ordnung (Liturgie); diese selbst wurde im Oktober 1636 bekannt gemacht und war im wesentlichen das anglikanische Common-prayer-book (s. Bd. V, S. 588). Mit einem Schlage also sollte die calvinische, auf der Vollgewalt der Nationalsynode beruhende Kirchenverfassung umgestürzt und die monarchische der englischen Hochkirche an ihre Stelle gesetzt werden, ein der Form und der Sache nach schlechtweg revolutionäres Vorgehen.

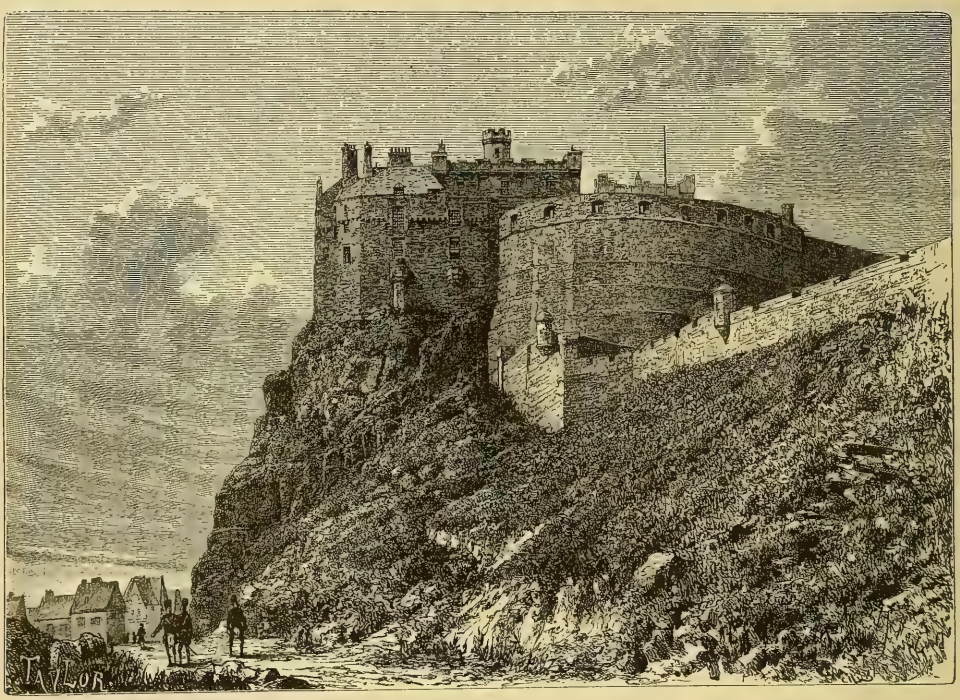
Opposition der Schotten.

Der Gegenschlag folgte sehr bald. Während im übrigen Lande gleich nach Ostern 1637 mit der Durchführung der neuen Liturgie begonnen wurde, sollte diese in Edinburg erst am 23. Juli in der Kirche zu St. Giles inmitten einer glänzenden Versammlung geistlicher und weltlicher Würdenträger vor sich gehen. Aber kaum hatte der Gottesdienst begonnen, als ihn lauter Lärm unterbrach, so daß er mit Mühe zu Ende gebracht werden konnte; an weitere Versuche war vorläufig gar nicht zu denken. Vielmehr beschloß sogar der Geheime Rat, die höchste Regierungsbehörde Schottlands, eine Bittschrift der Geistlichkeit um einstweiligen Verzicht auf die neue Kirchenordnung beim König zu befürworten, da ihm Gewaltmittel nicht zur Verfügung standen und die Aufregung der Massen mit jedem Tage wuchs. Als nun aber die königliche Antwort die Entscheidung darüber verschob, bis die Unruhen gestillt seien, und dem Geheimen Rat die kirchlichen Vollmachten entzog, da beschlossen am 18. Oktober in stürmischer Aufregung Lords, Gentry, Geistliche und Städte, die schottischen Bischöfe als Mitschuldige an den beiden ungesetzlichen Büchern unter Anklage zu stellen, und indem sie dann bei einer neuen Versammlung um Mitte November einen stehenden Ausschuß aus Mitgliedern aller Stände in Edinburg niedersetzten, richteten sie thatsächlich schon eine Landesregierung ein, die neben der königlichen stand. Der Geheime Rat, noch immer bemüht, seine vermittelnde Stellung festzuhalten, bequemte sich zögernd dazu, die Anklage der Bischöfe an den König zu befördern; dieser aber, tief empört über die schottischen Vorgänge, nahm in einer Proklamation alles, was jene gethan hätten, auf sich und verbot bei Strafe des Hochverrats jede weitere Versammlung.

Erneuerung des Covenant.

Da erwachte in den Schotten, die in dem ganzen Vorgehen Karls I. nichts als verdammliche „Papisterei" sahen, die Erinnerung an jenen „Glaubensbund", den „Covenant", den ihre Väter einst im Jahre 1557 geschlossen hatten, als es sich

darum handelte, ihre junge calvinische Kirche gegen den „Papismus“ zu verteidigen. In den ersten Monaten des Jahres 1638 unterzeichnete man allerorten, unter leidenschaftlicher Aufregung, besonders in Edinburg, eine Erklärung, die in den härtesten Ausdrücken den Katholizismus und den Anglikanismus verwarf, Lords, Mitglieder der Gentry, Geistliche, Bürger durcheinander. Man entwarf weiter eine neue Bittschrift an den König um Abschaffung der beiden Bücher, Beschränkung der bischöflichen Gewalt auf ihre ursprüngliche Bedeutung, Aufhebung des Oberkirchenrates und regelmäßige Berufung der Nationalsynode. Die Anklage gegen die Bischöfe wurde



262. Schloß von Edinburg.

aufrecht erhalten. Der König war erstaunt und empört; aber vor der Hand außer Stande, Gewalt zu brauchen, beschloß er nachzugeben, um Zeit zu gewinnen, und sandte im Mai 1638 seinen Vertrauten, den Marquis Hamilton, einen geborenen Schotten von ruhigem, gesundem Urteil und diplomatischem Geschick, nach Edinburg. Eine königliche Erklärung betonte scharf die protestantische Gesinnung Karls I., versprach, den Kirchenrat mit den schottischen Gesetzen in Einklang zu bringen, die beiden Bücher nur mit Zustimmung der Schotten einzuführen, die Nationalsynode und das Parlament zu berufen (Juli 1638). Um die Versöhnung noch weiter zu fördern, entwarf der Staatsrat einen neuen maßvolleren Covenant, den er selbst wie die meisten höheren Beamten, einzelne Lords und der Rat der Hauptstadt unterschrieb, und berief die Generalversammlung auf den 21. November 1638 nach Glasgow, das Parlament auf den Mai 1639 nach Edinburg.

Der Bruch.

Doch bald zeigte sich's, daß die Bewegung, einmal begonnen und siegreich, weit über ihr ursprüngliches Ziel hinausstrebte. Aus der Verteidigung gingen die Schotten zum Angriff über. Die Wahlen zur Nationalsynode, von einem Ausschuß der

Covenanters nachdrücklich geleitet, fielen mit wenigen Ausnahmen auf Anhänger des alten Covenants, und als am 21. November die Versammlung in St. Mungos Kathedrale zu Glasgow unter ihren Kirchenältesten zusammentrat, da beschloß sie nach wenigen Tagen, die Anklage gegen die Bischöfe aufrecht zu erhalten und selbst das Gericht über sie zu bilden. Umsonst befahl eine königliche Kundgebung, die Hamilton verlas, die Auflösung der Synode (29. November), sie blieb dem Befehle zum Trotz, erklärte alle Einrichtungen der schottischen Kirche, die nach 1606 getroffen worden waren, für ungültig, verfügte die Abschaffung der beiden Bücher und des Kirchenrates, hob die bischöfliche Würde ganz auf und verhing über die Bischöfe den großen Bann.

263. Saal im Parlamentsgebäude zu Edinburg, erbaut 1632—1639.

Der Bruch war eingetreten, der Gegensatz unversöhnlich geworden. Zum erstenmal in der Geschichte setzte sich, zunächst auf kirchlichem Gebiete, der Gedanke der Nationalsouveränität dem Königtum von Gottes Gnaden mit vollem Bewußtsein gegenüber.

Der erste „Bischofskrieg".

Jetzt blieb dem König in der That nichts mehr als die Gewalt. Selbst Hamilton riet ihm dazu, vor allem Strafford, der in dem entschlossenen Vorgehen der Schotten mit Recht eine ernsthafte Gefahr für Karls I. unumschränktes Regiment in England erkannte und nur durch die Niederwerfung Schottlands dies befestigen zu können meinte. Eine solche mußte es allerdings in allen drei Reichen zu dauernder Geltung bringen. Es war nur sehr die Frage, ob der König in dem murrenden England die nötige Unterstützung finden werde. Zwar die anglikanische Geistlichkeit gab reichliche Beiträge, aber die Lords und die reichen Kaufleute der Altstadt (City) London leisteten nur sehr Mäßiges, und als der König im Frühjahr 1639 nach alter Weise sein Banner in York aufpflanzte und die Vasallen zur Heeresfolge entbot, da sah er allerdings bald ein der Zahl nach stattliches Heer von über 20000 Mann um sich geschart, allein

die meisten Lords waren nur mit kleinem Gefolge gekommen, manche persönlich gar nicht, und die Milizen der nördlichen Grafschaften, welche die Hauptmasse bildeten, erschienen mißmutig und unzuverlässig. Wie ganz anders war der Geist, der im schottischen Heere lebte! Aus schwedischen Diensten war Alexander Lesley herübergeeilt mit einem trefflichen Stabe schottischer Offiziere, die alle gute Stellungen fahren ließen um ihres Vaterlandes und ihres Glaubens willen; Munition und Geschütz empfing er aus Holland, und strenge Kriegszucht, von religiösem Geiste getragen, hielt seine Regimenter zusammen, wie in Gustav Adolfs Tagen. „Die Schotten sind ein Volk, das von nichts leben kann, wir eins, das nichts entbehren kann", schrieb damals ein Engländer. Da war der Ausgang nicht zweifelhaft. Während besondere Abteilungen die Schlösser von Edinburg, Dumbarton und Stirling besetzten und die königlich Gesinnten im Norden niederwarfen, andre die beabsichtigte Landung der königlichen Flotte im Meerbusen von Edinburg hinderten, ging Lesley mit dem Hauptheere, etwa 10000 Mann trefflich ausgerüsteter Truppen, den Engländern an die Grenze entgegen. Aber zum Äußersten wollte es keine Partei treiben, und da Karl I. die Unzuverlässigkeit seines Heeres so gut kannte wie die Schotten, so willigte er in Unterhandlungen, die am 17. Juni 1639 zu dem Vergleich von Berwick führten. Die beiderseitigen Heere wurden entlassen, die königlichen Schlösser von den Schotten geräumt, die Berufung der Nationalsynode und des Parlaments zugegeben, die wichtigsten Beschlüsse der Synode von Glasgow gutgeheißen, doch ihre Gesetzlichkeit nicht ausdrücklich anerkannt.

Angriff des schottischen Parlaments auf die Krone.

Der gutgemeinte Vergleich befriedigte niemand. Während der König grollend und mit stillen Vorbehalten für eine bessere Zukunft nach London zurückkehrte, begegnete auch in Schottland der Vertrag lauter Mißbilligung. Die Synode, die am 12. August 1639 in Glasgow eröffnet wurde, hielt an den Beschlüssen von 1638 durchaus fest, und das kurz darauf in der Hauptstadt versammelte Parlament verpflanzte den Streit auch auf politisches Gebiet, denn es wollte eine Vertretung des geistlichen Standes nach Abschaffung der Bistümer gar nicht mehr zulassen, die königliche Ernennung zu militärischen und andern Würden von seiner Zustimmung abhängig machen und den Geheimen Rat seiner Aufsicht unterwerfen, d. h. das Parlament zur herrschenden Macht im Staate erheben. Der königliche Kommissar Traquair vertagte es darauf bis zum Juni 1640, aber der Gegensatz war einmal ausgesprochen, und mit leidenschaftlicher Spannung verfolgten die Schotten die Kämpfe der Protestanten auf dem Festlande, in deren Siegen sie ihre eignen sahen.

Entschluß des Königs zum Kriege.

Zum zweitenmal dachte da der König an Krieg mit Schottland. Dem stimmten zuerst Strafford, den er aus Irland berufen hatte, Laud und Hamilton, dann der ganze Staatsrat durchaus bei, sie rieten aber, zugleich das englische Parlament um Geldbewilligungen anzugehen; widerstrebe es auch jetzt noch, dann sei der König gerechtfertigt, wenn er die äußersten Mittel anwende. Auch die Königin war jetzt ganz einverstanden, auch ihr galt Wentworth als der bedeutendste der Minister und mit dem Titel eines Grafen von Strafford kehrte er jetzt als Lord-Statthalter nach Irland zurück, um dessen Kräfte für den Monarchen aufzubieten. Ohne Widerstand bewilligte das irische Parlament beträchtliche Summen (23. März 1640), ein Heer von 8000 Mann ward in Bereitschaft gesetzt. Strafford war entschlossener und hoffnungsreicher als je. „Pfui, wer keinen Mut hat, ich habe nur zu viel", schrieb er damals einem Freunde. „Gesund oder elend, lahm oder blind, allezeit will ich treu im Dienste meines Herrn erfunden werden."

Das „Kurze Parlament".

Die Wahlen zum Unterhause fielen freilich so aus, daß die Krone dieselbe geschlossene Opposition sich gegenüber sah wie im Jahre 1629, als sie am 13./23. April 1640 das „Kurze Parlament" eröffnete. Allen voran stand John Pym (geb. 1584),

ein Mann von eindringender, sachlicher Beredsamkeit, großer Geschäftskenntnis und entschieden puritanisch-parlamentarischer Gesinnung, dazu von eisernem Willen und ungeheurer Arbeitskraft, durch das alles zu einer leitenden Stellung berufen, der „König Pym“, wie ihn seine Feinde mit dem Scharfblicke des Hasses nannten. Bald war er der anerkannte Führer des Unterhauses. Als die Regierung den Antrag

264. John Pym.
Nach einem Kupferstiche von J. Houbraken.

auf Bewilligung der Geldbeihilfe vor Erledigung der Beschwerden stellte, erklärte sich Pym so nachdrücklich dagegen, daß das Haus ihm beistimmte und die Bill verwarf; auch als das Oberhaus sich für die Berechtigung der Forderung des Königs aussprach, blieb das Haus der Gemeinen bei dem Beschlusse stehen und lehnte auch den weiteren Antrag, gegen Verzicht auf das Schiffsgeld die Bewilligung auszusprechen, entschieden ab, weil es damit die Berechtigung jener Steuer mittelbar anerkannt hätte. Um weitere Kundgebungen derart zu verhindern, sprach Karl I. bereits am 5. Mai die Auflösung aus.

Der zweite „Bischofskrieg".

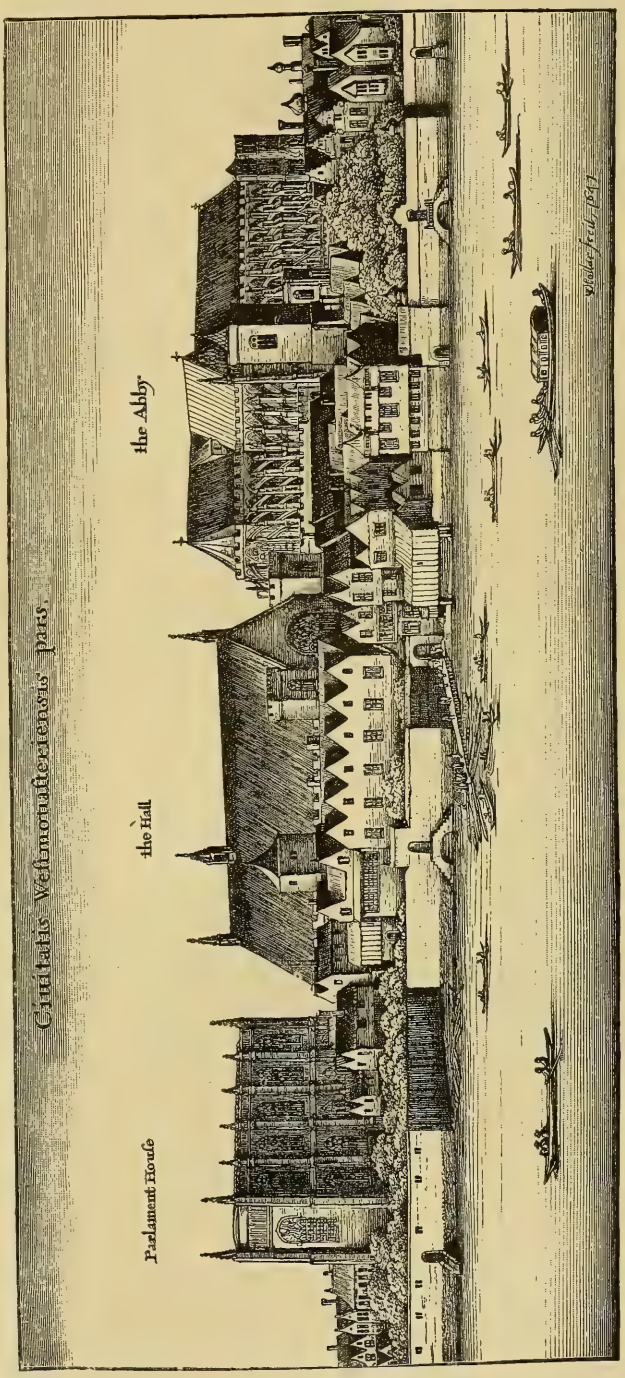
Trotzdem blieb Strafford bei seinem früheren Ratschlage, gegen Schottland den Krieg zu eröffnen. Das Schiffsgeld wurde eingefordert, die Lords und die Geistlichkeit um Beiträge angegangen, die Milizen aufgeboten. Von allen Kanzeln predigten die anglikanischen Geistlichen die Lehre von der Göttlichkeit des Königtums und der Sündhaftigkeit derer, die ihm Widerstand leisten wollten. Aber während in England die Krone ihre letzten Kräfte zusammenraffte, um ihr Übergewicht zu behaupten, handelten die Schotten einmütig und entschlossen. Ihr Parlament, am 2. Juni 1640 versammelt, bestätigte die Beschlüsse des vorjährigen und übertrug die Führung der Geschäfte einem ständischen Ausschuß, in dem Lord Argyle den beherrschenden Einfluß ausübte, und wenn auch in einzelnen Grafschaften bewaffneter Widerstand bekämpft werden mußte und das Geld knapp genug war, überaus ermutigend wirkte doch, neben der Aufforderung einiger englischer Lords, die Grenze zu überschreiten, der Blick auf die Haltung des englischen Unterhauses. Die Schotten glaubten nicht mit Unrecht, nicht nur ihre Sache, sondern die beider Königreiche und Kirchen zu verfechten und auch in England Zustimmung, ja Beistand zu finden. — In dieser Zuversicht sammelten sich ihre Truppen, über 20000 Mann, unter Lesley an der Grenze, während in allen Kirchen des Landes für den General gebetet wurde, der mit der Armee nach England gehe und dort mit dem König sprechen wolle. Denn nicht Rebellen meinten sie zu sein, sondern nur das Gesetz gegen die Willkür eines übelberatenen Fürsten zu schützen. Am 20. August 1640 überschritten die Schotten den Tweed; darauf, sich widerstandslos über die nächsten Grafschaften ausbreitend, erzwangen sie am 28. nach einem leichten Gefecht den Übergang über den Tyne und zogen schon am nächsten Tage in Newcastle ein. Karl I., der sich mit Strafford als Oberbefehlshaber im Hauptquartiere zu York befand, war dem gegenüber in ratloser Verlegenheit. In seinem Heere herrschte weder Mut noch Zucht, die Truppen verweigerten vielfach offen den Gehorsam, bedrohten sogar ihre Offiziere. Dazu gingen die Geldmittel zu Ende und neue ließen sich nicht beschaffen, denn die Zahlung des Schiffsgeldes verweigerten die Pflichtigen, und weder die Altstadt London, noch auch fremde Kaufleute oder die Ostindische Kompanie wollten Vorschüsse machen. Die ganze Regierungsmaschine versagte mit einem Mal, denn niemand gehorchte mehr den Befehlen des Königs; das ganze Gebäude seiner unumschränkten Macht, an dem er seit elf Jahren gearbeitet hatte, sank in sich zusammen, weil es in der Nation jeder Stütze entbehrte.

Noch sträubte er sich jedoch, den einzigen Weg zu betreten, der aus diesem Wirrsal herausführen konnte: das Parlament zu berufen. Vielmehr lud er nach alter Sitte nur die Peers (Lords) zur Beratung in sein Lager ein. Doch ehe sie sich noch in York zusammenfanden, hatten bereits dringende Bittschriften den König und selbst Strafford bestimmt, in die Berufung eines neuen Parlaments zu willigen; die Anwesenheit der Lords wurde daher nur benutzt, um einen Waffenstillstand mit den Schotten in Rippon zustande zu bringen (14. Oktober 1640) und eine Anleihe aufzunehmen. Mit dem unumschränkten Königtum war es zu Ende.

Karl I. und das Lange Parlament von 1640 bis 1642.

Eröffnung des „Langen Parlaments".

Am 3. November 1640 eröffnete Karl I. in der Stephanskapelle zu Westminster, die seit der Reformation als Sitzungslokal des Unterhauses diente, das sogenannte „Lange Parlament", das verhängnisvollste Parlament der englischen Geschichte. Während im Oberhause die Opposition in der Minderheit blieb, obwohl sie durch bedeutende Namen wie Warwick, Northumberland, Holland, Kimbolton u. a. vertreten wurde, beherrschte sie die Gemeinen großenteils; neben den alten Kämpen für die



265. Westminster zur Zeit König Karls I. Nach einem gleichzeitigen Stiche von Wenzel Hollar.

Rechte des Parlaments wie Pym und Hampden standen jüngere Männer wie Oliver St. John, Henry Vane, Denzil Hollis, Henry Martin, Oliver Cromwell u. a. m. Als seine erste Aufgabe betrachtete das Unterhaus die Erledigung der zahllosen Beschwerden und Bittschriften aus dem ganzen Lande, welche die Niedersetzung von nicht weniger als 40 Kommissionen nötig machten; auf Grundlage derselben und eigner Erfahrungen eröffnete sodann am 7. November John Pym den Angriff auf die bisherige Verwaltung durch eine große Rede. Er fand, daß die Rechte des Volkes geschädigt seien durch willkürliche Steuern, Anwendung veralteter Forstgesetze und Einkerkerung Unschuldiger, endlich auch die Rechte des Parlaments durch Verhaftung von Abgeordneten und Vernachlässigung ihrer Berufung, die Rechte der Kirche durch Beförderung des katholischen Kultus und Verfolgung der Puritaner, und schon stand im Hintergrund drohend die Absicht, die in der letzten Zeit thätig gewesenen Räte der Krone zur Verantwortung zu ziehen. Das galt vor allem dem Lord Strafford, den der König gegen seinen ausdrücklichen Wunsch jetzt aus Irland abberufen hatte. Furchtlos wie immer, eilte der Lord, obwohl leidend, von seinem Landsitze in Yorkshire nach London, wo er am 10. November ankam; am nächsten Tage erschien er im Oberhause in der Absicht, die Führer der Unterhausmehrheit der hochverräterischen Verbindung mit den Schotten anzuklagen. Doch seine Feinde kamen ihm zuvor. Bereits am 11. November abends erschien Pym, von mehr

als 300 Mitgliedern des Unterhauses begleitet, im Hause der Lords und kündigte die Anklage gegen Strafford auf Hochverrat an. Als dieser, davon benachrichtigt, selbst herbeikam, wurde er auf Befehl der Lords verhaftet und nach dem Tower gebracht. Am 18. Dezember traf den Erzbischof Laud dasselbe Schicksal, das zugleich allen Mitgliedern der Sternkammer und der Hohen Kommission drohte, soweit sie sich nicht durch schleunige Flucht nach dem Festlande retteten.

Beginnende Umgestaltung der Verfassung.

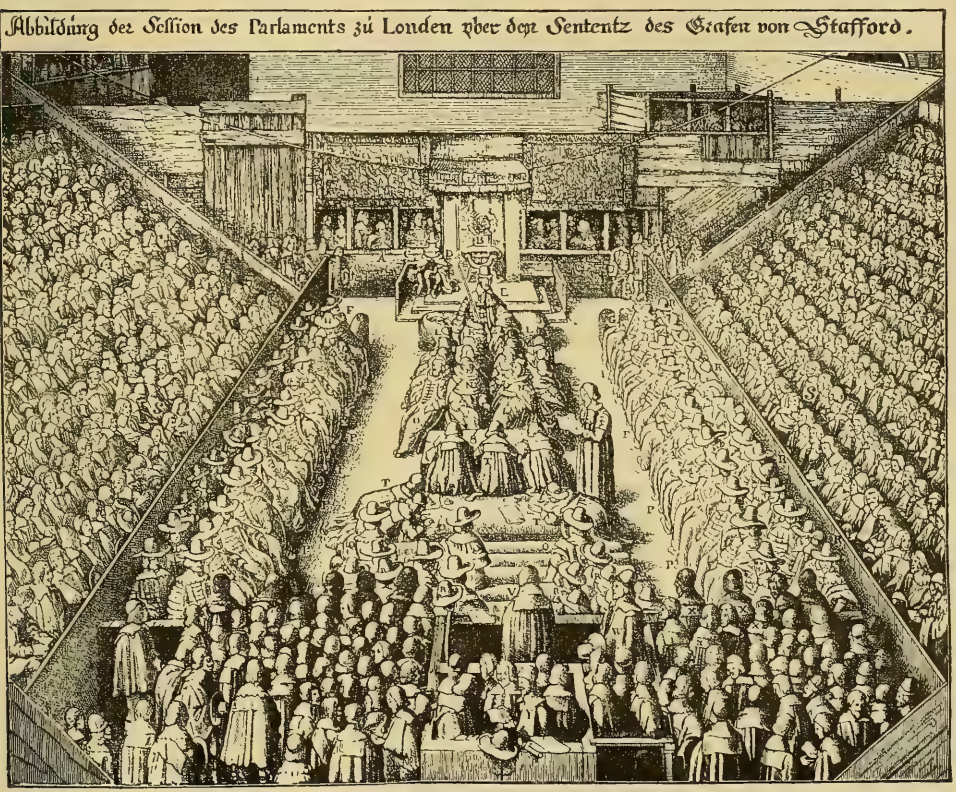
Das Parlament war im Begriff, seine Sühne zu nehmen und die bisher geschehenen, mehr thatsächlichen als formellen Rechtsverletzungen der Krone zurückzuweisen, aber alsbald gingen die Führer des Unterhauses über die Grenzen der bestehenden Gesetze hinaus, sie versuchten nichts Geringeres, als das Unterhaus zur höchsten Gewalt im Staate zu machen. Der nächste Schritt in dieser Richtung war der Beschluß, daß das Parlament in Zukunft alle drei Jahre berufen werden müsse (15. Februar 1641), den der König auch annahm; vor allem aber warf sich die führende Partei auf die anglikanische Kirche. So grundstürzend zwar wie diejenigen, die in zahlreichen Flugschriften gänzliche Abschaffung der bischöflichen Verfassung forderten, dachte die Mehrheit der Gemeinen noch nicht, vielmehr begnügte sie sich zunächst mit der Annahme des Antrages, die Bischöfe aus dem Oberhause auszuschließen, was dessen ganze alte Zusammensetzung änderte (10. März), so daß die Lords denn auch den Vorschlag verwarfen. Dann aber verschlang alles Interesse der Prozeß Lord Straffords.

Prozeß und Tod Lord Straffords.

Nachdem der Lord die lange Anklageakte erhalten hatte, begannen die Verhandlungen am 22. März in der prachtvollen Westminsterhalle vor den Lords im Beisein der Gemeinen und des Hofes; Pym mit zwölf Unterhausmitgliedern vertrat die Anklage. Sie betraf besonders Straffords Verhalten in Irland, das ein den Gesetzen widersprechendes gewesen sein sollte; schwerer noch wog die Beschuldigung, er habe im Staatsrat dem König geraten, das irische Heer unter Umständen gegen England zu brauchen. Strafford, dessen bleiches Angesicht sein Leiden verriet, während die stolze Haltung und das dunkle feurige Auge die ungebrochene Energie seines Wesens bezeugten, führte dem gegenüber aus, daß alles, was man ihm vorwerfen könne, ob begründet oder nicht, doch keineswegs unter den Begriff des Hochverrates fiele, wie ihn ein Gesetz Eduards III. bestimmte, das als Hochverrat nur eine Empörung oder einen Mordanschlag gegen den König bezeichnete; er widerlegte weiter mit Nachdruck die Anklagen gegen seine Amtsführung in Irland, da dessen Verhältnisse nicht nach den englischen beurteilt werden dürften; er bestritt endlich die zweite Anklage so lebhaft, daß seine Verurteilung durch die Lords höchst fraglich wurde, zumal nach dem mächtigen Eindruck seiner stolzen Schlußrede am 12. April, den auch Pyms leidenschaftliche und geistvolle Entgegnung nicht zu verwischen vermochte. Da griffen die Führer des Unterhauses zu dem ungewöhnlichen und rechtlich zweifelhaften Mittel, kraft der aus ihrem Gesetzgebungsrecht abgeleiteten Befugnis, das, was Hochverrat sei, in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, durch eine sogenannte Bill of attainder (etwa: Überführungsgesetz) Strafford auch ohne Urteil der Lords für schuldig zu erklären. Am 21. April fand ihr Vorschlag auch Annahme, obwohl Lord Digby in der überaus erregten Debatte dies Verfahren rund heraus einen Justizmord nannte.

Noch immer hoffte der König das Ärgste abzuwenden. Er gab dem Angeklagten die bestimmte Zusicherung, daß er ihn retten werde, und was mehr bedeutete, er traf damals im Verein mit der Königin und im tiefsten Geheimnis die Vorbereitungen zu einer gewaltsamen Reaktion. Eine Anzahl Offiziere der noch im Norden stehenden Armee verständigte sich darüber, diese Truppen gegen London zu führen und selbst die Mitwirkung des irischen Heeres wurde ins Auge gefaßt. Doch noch ehe irgend etwas geschehen konnte, enthüllte Pym bereits am 3. Mai vor dem Unterhause die gefähr-

lichen Anschläge des Hofes, die das Gerücht natürlich weit übertrieb, und rief dadurch die leidenschaftlichste Aufregung hervor. Einmütig nahmen die Gemeinen eine Protestation an, in der sie sich verpflichteten, einander zum Schutze der protestantischen Kirche, des Königs und der Rechte des Parlaments beizustehen. Durch das ganze Land verbreitet fand diese Erklärung bald zahlreiche Unterschriften, in London aber machte sich die steigende Gärung in bedrohlichen Straßentumulten Luft. In dieser Stimmung fand zunächst der ganz revolutionäre Antrag, das Parlament dürfe nur mit seiner eignen Zustimmung vertagt oder aufgelöst werden, bereitwillige Annahme;



266. Prozeß gegen Lord Strafford in der Westminsterhalle.

A Der König. B Thronsessel. C Die Königin. D Der Prinz. E Lord-Oberrichter. F Großsiegelbewahrer. G Marquis von Wincheſter. H Oberstkämmerer. J Haushofmeister des Königs. K Oberrichter von „the king's bench". L Geheime Räte. M Reichsarchivare. N Richter u. Beisitzer vom Schatzkammergericht (exchequer). O Präsident des Kanzleigerichts. P Earls. Q Viscounts. R Barone. S Mitglieder des Hauses der Gemeinen. T Beamte. V Strafford. W Der Offizier vom Tower. X Die Kläger.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Wenzel Hollar.

vor allem aber genehmigte auch das Oberhaus am 8. Mai unter dem Drucke der unruhigen Hauptstadt die Bill of attainder, obwohl in schwächster Besetzung und mit geringer Mehrheit (26 gegen 19 Stimmen, während es damals im ganzen 120 weltliche Lords und 26 Bischöfe zählte).

Noch aber fehlte die Zustimmung des Königs. Es war sein Recht und seine Ehrenpflicht, der Bill seine Zustimmung zu versagen, nicht bloß weil das Verfahren ein ganz unregelmäßiges war, sondern auch weil er dem Angeklagten die bündigsten Zusicherungen gemacht hatte und seine eigne Politik verurteilte, wenn er ihn opferte. Aber er schrak zurück vor dem Sturme, den seine Weigerung entfesseln konnte, und

von der Spitzfindigkeit seiner Bischöfe, mit denen er zu Rate ging, dahin belehrt, daß er ein doppeltes Gewissen habe, ein persönliches, das ihn Strafford gegenüber verpflichte, und ein politisches, das von solcher Verpflichtung nichts wisse, gab er, nach schwerem Seelenkampfe allerdings, sein königliches Recht und Wort kleinmütig preis und bestätigte die Bill (10. Mai). Es war eine traurige Erleichterung für ihn, daß der Verurteilte ihn in einem Briefe noch großherzig beschwor, ihn zu opfern, wenn sein Fall den Frieden mit dem Parlament herstelle; Karl hat sich selber nachmals diesen Wortbruch nie vergeben können. In gehobener Stimmung, fest überzeugt, recht gehandelt zu haben und ein gerechtes Urteil nicht von der Nachwelt, sondern im Jenseits erwartend, ging Strafford am 12. Mai seinen letzten Weg. „Ich weiß, wie man dem Tod ins Auge sehen muß und dem Volke auch“, sagte er stolz. Unterwegs empfing er noch den Segen seines Leidensgenossen Laud, der am Fenster seines Gefängnisses stand, unvermögend zu sprechen. Unverhüllter Jubel begrüßte im ganzen Lande das blutige Ende des gefürchteten Mannes; manche, die zur Stadt gekommen waren, um die Hinrichtung zu sehen, ritten nach Hause zurück, den Hut schwingend mit dem Rufe: „Sein Kopf ist herunter!“

Das Parlament im Vordringen.

Diese Hinrichtung war eine furchtbare Niederlage des Königtums, noch mehr eine moralische als eine politische, ein glänzender Triumph der Führer des Unterhauses. Sie säumten nicht, ihn auszubeuten. Zwar ein Antrag auf gänzliche Abschaffung der Hochkirche fand auch jetzt noch nicht Annahme, aber die Sternkammer, die Hohe Kommission und der Gerichtshof des Nordens, alle drei verhaßt als Werkzeuge des kirchlich-politischen Absolutismus, wurden mit Zustimmung des Königs abgeschafft (5. Juli), das Schiffsgeld für ungesetzlich erklärt, die Zölle nur als „Geschenk“ der Nation bewilligt und ihre Höhe von der jeweiligen Zustimmung des Parlaments abhängig gemacht. Noch viel weiter gingen Pyms Vorschläge, wonach die höheren Ämter und Befehlshaberstellen nur mit Zustimmung des Parlaments besetzt werden sollten (24. Juni); sie enthielten die Keime eines tödlichen Kampfes. Vorläufig indes traten diese Dinge noch zurück, denn am 7. August 1641 kam der Friede mit Schottland zustande, und der König rüstete sich, dorthin abzureisen, das Parlament aber vertagte sich vom 9. September bis zum 20. Oktober.

Nachgiebigkeit des Königs in Schottland.

Wenn Karl I. nach Schottland ging, so geschah es vor allem deshalb, um sich der Schotten zu versichern und sie unter Umständen gegen das englische Parlament brauchen zu können. Deshalb genehmigte er die Beschlüsse der Synode und des Parlaments von 1640, er versprach sogar, die Ernennung zu den wichtigsten Stellen in Verwaltung und Rechtspflege von der Bewilligung des Parlaments abhängig zu machen, und besetzte sie demzufolge auch mit Anhängern des Covenant, ja er erhob Argyle zum Marquis, Lesley zum Earl of Leven und zog den ersteren zu allen wichtigen Geschäften hinzu. Dafür verpflichteten sich allerdings die schottischen Herren, sich nicht in die englischen Verhältnisse zu mischen. Schwerlich konnte Karl I. anders handeln; aber war es gut gethan, in Schottland das Königtum auf einen Schatten zurückzubringen, wenn er es in England behaupten wollte?

Die große Remonstranz.

Dazu schien indes jetzt bessere Aussicht zu sein. Das Vorgehen des Parlaments fand keineswegs allgemeine Billigung im Lande; namentlich hatte seine letzte Maßregel, die Neuerungen Lauds im Kultus abzustellen und den anglikanischen Pfarrern presbyterianische Prediger an die Seite zu setzen, in weiten Kreisen große Verstimmung hervorgerufen, die nun in Flugblättern und Bittschriften zu Tage trat. Selbst im Unterhause sprach sich die Minderheit entschieden dagegen aus, weil ihr die Aufhebung der doch schon tief eingewurzelten Hochkirche unmöglich schien. Das trieb indes die Führer der Mehrheit nur rascher vorwärts. In ihrem Sinne brachte Pym die

Hinrichtung des Grafen von Strafford in London am 12. Mai 1641.

Faksimile der Radierung von Wenzel Hollar.

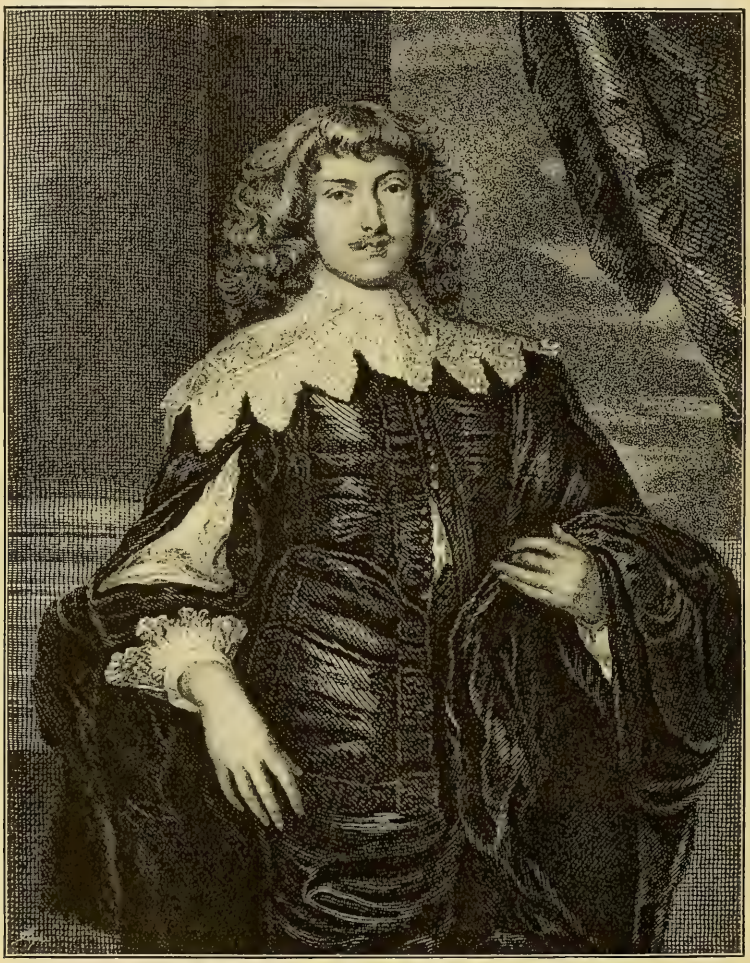
sogenannte große Remonstranz (Vorstellung) ein. Sie faßte zunächst alle Beschwerden über die Regierung des Königs nochmals zusammen, indem sie das ganze Vorgehen desselben auf den Einfluß einer am Hofe herrschenden jesuitisch-päpstlichen Partei zurückführte, und stellte dann die beiden großen Forderungen auf, deren Genehmigung die Krone dem Willen des Parlaments, d. h. dem Unterhause unterwerfen mußte: Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhause und Beschränkung ihrer kirchlichen Macht, sowie Neuordnung der Kirche durch eine englisch-schottische Generalsynode unter Zu-

267. Lord Lucius Carey Viscount Falkland, englischer Staatssekretär.
Nach einem Gemälde van Dycks gestochen von H. T. Ryall.

stimmung des Parlaments, endlich Besetzung der hohen Ämter mit seiner Genehmigung. Im Verweigerungsfalle sei jede Bewilligung abzulehnen. In heißer, endloser Debatte maßen sich die Parteien, denn beide fühlten, daß hier die Entscheidung falle; erst um Mitternacht kam es zur Abstimmung, die mit nur 159 gegen 148 Stimmen die Annahme der Remonstranz entschied (22. November).

Der König zeigte sich jedoch jetzt am wenigsten zur Nachgiebigkeit geneigt. Bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt (25. November) sehr gut empfangen und über die öffentliche Meinung wohl unterrichtet, ging er daran, eine Reihe von Bistümern neu

zu besetzen, übrigens durchweg mit gemäßigten und gelehrten Männern, und nahm in der Regierung Veränderungen vor, die dem Sinne der Unterhausmehrheit durchaus nicht entsprachen. So wurde Lord Falkland Staatssekretär, John Colepepper Schatzmeister, beide der Minderheit angehörig, die Seele der Verwaltung aber wurde Lord Digby, den sein Vater Lord Bristol vielfach beriet. Da wollte es denn wenig sagen, wenn der König bei der Übergabe der Remonstranz (am 1. Dezember) sie nicht geradezu ablehnte, ohne freilich das mindeste zu bewilligen.



268. Lord George Digby, Graf von Bristol.
Nach einem Gemälde van Dycks gestochen von T. Wright.

Der irische Aufstand.

In diesem Augenblicke erweckte eine furchtbare Nachricht das tiefste Mißtrauen gegen den König und erschwerte dadurch seine Stellung aufs äußerste: Irland war in vollem Aufruhr. Trug etwas schuld daran, so war es der Sturz Straffords. Denn die starke Regierung, die er gegründet, hatte man aufgelöst, an die Spitze der Insel zwei Zivilbeamte, William Parson und John Borlase, entschiedene Puritaner, als Lord-Oberrichter (Lord Justices) gestellt, das irische Heer entlassen, das Kriegsgesetz, das die Ruhe gesichert hatte, unwirksam gemacht, die Hohe Kommission auf-

gehoben, kurz, man hatte Irland behandelt, als ob es England wäre. Mit dieser plötzlichen Erschlaffung aller Zügel verband sich der alte Grimm über die Landkonfiskationen und die neue Furcht vor Pyms fanatischer Drohung, es solle kein katholischer Priester in Irland übrig bleiben. Hatte doch auch soeben Schottland das Beispiel gegeben, wie eine Landschaft ihre kirchlichen Sonderrechte sichern könne. So bildete sich unter den katholischen Irländern, altkeltischen wie altenglischen Stammes, der Plan, die Alleinherrschaft der katholischen Kirche auf der Insel herzustellen, die eingezogenen Ländereien wiedereinzunehmen und die Protestanten auszutreiben; ja schon tauchte hier und da der schreckliche Gedanke auf, sie auszurotten. An die Spitze der Verschwörung trat Roger O'Moore mit Phelim O'Neil und Cornelius MacGuire, in allen Bezirken wurden die Führer bestimmt, die Bewaffnung angeordnet, alles in so tiefer Stille, daß der Unbeteiligte durch Irland reisen konnte,

269. Dublin im 17. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

ohne das mindeste wahrzunehmen. So überraschte der Ausbruch des Aufstandes in Ulster am festgesetzten Tage, am 23. Oktober 1641, dem Tage des heiligen Ignatius, die britischen Behörden völlig unvorbereitet; nur in Dublin waren sie am Abend vorher durch einen irischen Protestanten gewarnt worden, so daß sie Schloß und Stadt zu sichern vermochten. Von Ulster her wälzte sich das Verderben über die Insel. Die Führer der Aufständischen hatten anfangs mehr einen politisch-nationalen als einen kirchlichen Zweck im Auge und hatten den ehrlichen Willen, die Ergebungsverträge, die hier und da den Engländern gelangen, zu halten und möglichst schonend zu verfahren, aber auf dem platten Lande waren die Massen, erhitzt von dem Fanatismus des Religions- und Nationalhasses, schwer zu bändigen, verjagten die englischen Gutsherren und Pächter, erschlugen viele, mordeten wohl auch die Gefangenen. Einen vorwiegend kirchlichen Charakter nahm jedoch der Aufstand erst an, als das englische Parlament in blinder Erbitterung am 8. Dezember beschloß, die katholische Religion

überhaupt nicht mehr in Irland zu dulden. Jetzt schloß sich selbst in den fünf altenglischen Grafschaften des „Pale“ (der „Mark“) die katholische Gentry noch im Dezember der Bewegung an, und von Städten blieben außer Dublin nur Limerick und Carrickfergus in englischen Händen, überfüllt von hungernden, halbnackten Flüchtlingen, die außer dem Leben alles verloren hatten.

Eindruck in England.

Ein Schrei des Entsetzens hallte durch England, als die übrigens sehr übertriebenen Nachrichten aus Irland einliefen. In der ersten Erregung faßte das Parlament jenen verhängnisvollen Beschluß, der die Erbitterung der Iren aufs äußerste steigerte. Vor allem aber vermehrte der irische Aufstand das ohnehin rege Mißtrauen gegen den König, denn der allgemeine Glaube war, er habe ihn veranlaßt, wie denn die Iren selbst behaupteten, von ihm zur Besetzung der protestantisch-evangelischen Ländereien bevollmächtigt zu sein. Und doch hatte er selbst noch von Schottland aus die erste Hilfe, 1500 Mann, nach Dublin gesendet; wenn nicht größere Streitkräfte zur Hand waren, hatte ihm denn nicht das Parlament die Mittel verweigert? In leidenschaftlichen Aufläufen aber sammelte sich die Londoner Bevölkerung um Westminster, und als die Bischöfe, in dem keineswegs unbegründeten Glauben, sie seien persönlich bedroht, nicht mehr im Parlament erschienen, sondern eine Verwahrung einreichten, die alle ohne ihre Teilnahme gefaßten Beschlüsse für null und nichtig erklärte, da stellte das Unterhaus sie unter Anklage des Hochverrats und ließ sie in den Tower bringen; es erhob dann dieselbe Anklage gegen Bristol und Digby. Anderseits scharten sich wieder altgediente Offiziere um den König, und schon floß Blut, als lärmende Haufen ein Fest unterbrechen wollten, das Karl I. seinen Getreuen in Whitehall gab. Während nun Posten von Offizieren und jungen Edelleuten die königlichen Schlösser und Parks besetzten, behauptete wieder das Unterhaus, in seiner Sicherheit bedroht zu sein, und begehrte von der City bewaffneten Schutz.

Bruch zwischen König u. Parlament.

Eine neue Forderung des Parlaments, von dem herrschenden Argwohn eingegeben, trieb die Dinge zum Bruch: der König sollte die nach Irland bestimmten Oberoffiziere nur mit Zustimmung beider Häuser ernennen. Das war der erste Versuch, ihm die Heergewalt zu entreißen, er geriet außer sich. Was blieb ihm noch übrig als eine in seinen Augen schimpfliche Nachgiebigkeit oder ein Versuch zur Gegenwehr? Als solcher erschien ihm und dem Geheimen Rate die Anklage auf Hochverrat gegen die Führer des Unterhauses (Pym, Hampden, Hollis, Haslerigh, Strode), vom Oberhause gegen Lord Kimbolton und zwar vor den Lords, denn die vor dem Unterhause wäre zwecklos gewesen. Und doch war jene wieder ungesetzlich und geeignet, den äußersten Widerstand hervorzurufen. Selbst die Lords nahmen sie, als sie ihnen am 3. Januar 1642 der Generalstaatsanwalt (Attorney general) überbrachte, mit Erstaunen auf, das Unterhaus aber verweigerte in heftigster Erregung dem königlichen Sergeant-at-arms (Wappenherold) die begehrte Auslieferung und beschloß, den König daran zu erinnern, daß er die Privilegien des Hauses verletze. Gereizt durch diesen Ungehorsam entschloß sich Karl I., mit rücksichtsloser Einsetzung seiner Persönlichkeit die Auslieferung zu erzwingen. Ungeschreckt dadurch erklärte jedoch das Unterhaus am Morgen des 4. Januar, den Urheber der Anklageakte als eines „skandalösen Libells“ zur Strafe ziehen zu wollen, als ihm die Nachricht zuging, der König setze sich von Whitehall her in Bewegung. Kaum hatten sich die fünf bedrohten Mitglieder auf Weisung des Hauses entfernt, als er mit 500 Bewaffneten anlangte. Während das Gefolge in der Vorhalle blieb, trat der König grüßend ein und forderte dann vom Platze des Sprechers aus die Auslieferung der Angeklagten. Umsonst, der Sprecher, Lenthall, weigerte ihm jede Auskunft, und die düsteren Mienen rings um ihn bewiesen, daß er nur die Meinung des Hauses ausdrücke. „Ich sehe, die Vögel sind ausgeflogen, aber ich werde sie zu finden wissen“,

sagte der König, mit Mühe seine Erregung bemeisternd. Während er hinausschritt, klang ihm der Ruf: „Privilegium!“ nach, draußen aber schlugen seine Garden klirrend an ihre Degen. Ein zweiter Versuch, die Gesuchten in der City zu ergreifen, hatte am nächsten Tage keinen besseren Erfolg; überall schallte ihm aus den Volkshaufen der Ruf: „Parlament! Privilegium!“ entgegen. Das Unterhaus aber vertagte sich bis zum 11. Januar, da es in Westminster nicht mehr sicher sei, und setzte einen bevollmächtigten Ausschuß in der City nieder. Dieser erklärte die Anklage für ungesetzlich und jeden, der ihr Nachdruck geben wolle, für einen Feind des Gemeinwesens, und der Gemeinderat der Hauptstadt, wo seit den letzten Neuwahlen (Dezember 1641) die parlamentarisch gesinnten Presbyterianer weit überwogen, beschloß, zum Schutze des Parlaments die städtischen Milizen aufzubieten.

Wenn etwas einer Kriegserklärung ähnlich sah, so waren es diese Beschlüsse. Kein Wunder, daß es der König weder mit seiner Würde, noch mit seiner Sicherheit vereinbar hielt, länger in der aufgeregten Hauptstadt zu bleiben, die ihm offen den Gehorsam weigerte. Am 19. Januar ging der Hof nach Schloß Hamptoncourt, obwohl dies gar nicht für einen solchen Winteraufenthalt eingerichtet war. Den Tag darauf eröffnete das siegreiche Parlament seine Sitzungen wieder in Westminster, während die städtischen Milizen paradierten und mehrere Tausend Bauern aus der Umgegend zu Pferde draußen hielten. Wie im Triumph fuhr dann der Ausschuß mit den angeklagten Mitgliedern auf geschmückter Barke von der City nach Westminster, die Schiffe im Hafen flaggten, die Freudenschüsse krachten, und der Jubelruf brauste um sie her. Wenige Wochen später genehmigte das Oberhaus die Ausschließung der Bischöfe (5. Februar) und erkannte damit an, daß das Unterhaus die höchste Gewalt im Staate geworden sei.

Der Bürgerkrieg (1642—46).

Die letzten Verhandlungen.

Mit der Abreise des Königs von London war thatsächlich der Bruch schon eingetreten. Bereits erschien der junge Prinz **Ruprecht von der Pfalz**, der Neffe Karls I. (geb. 1619 in Prag), in Dover, um ihm seine Dienste anzubieten, und die Königin rüstete sich, nach Holland zu gehen, wo sie Waffen und Kriegsbedürfnisse beschaffen wollte. Deshalb blieben auch die weiteren Verhandlungen notwendig fruchtlos. Zwar nahm der König den Parlamentsbeschluß über die Ausscheidung der Bischöfe an, weil er durch diese Nachgiebigkeit wenigstens die bischöfliche Kirchenverfassung zu retten hoffte (14. Februar); sofort aber fügte das Unterhaus seinen alten Forderungen eine neue und besonders schwerwiegende hinzu: es begehrte, daß die Befehlshaber des Heeres, d. i. der Miliz (militia), nur mit seiner Zustimmung ernannt würden, daß also mit andern Worten der König auf die Verfügung über die Miliz, die Festungen, Arsenale und Kriegshäfen verzichte. Aber was den Gemeinen unumgänglich notwendig erschien, weil sie vom tiefsten Mißtrauen gegen den König erfüllt waren, darin erblickte dieser einen unerträglichen Eingriff in seine Vorrechte; er lehnte es deshalb ab, dem Parlament die Heergewalt auch nur für einige Zeit zu überlassen; „bei Gott, nicht eine Stunde“, antwortete er später auf die Frage des Lord Pembroke, der nochmals mit ihm darüber verhandeln sollte. Darauf faßte das Parlament den entscheidenden Beschluß, das Reich in **Verteidigungszustand** zu setzen (2. März 1642), der König aber verbot seinen Unterthanen, den Befehlen des Parlaments Gehorsam zu leisten, und so kreuzten sich bald im ganzen Lande Befehle und Gegenbefehle. Während sich Oberst **Goring** in Portsmouth weigerte, den parlamentarischen Weisungen nachzukommen, wies John **Hotham**, den das Parlament nach **Hull** geschickt hatte, wo noch von Lord Strafford

große Kriegsvorräte aufgehäuft worden und das zugleich für die Verbindung mit dem Festlande von größter Wichtigkeit war, selbst den König zurück, als er persönlich vor der Hafenstadt erschien (22. April). Als das Parlament dies Verfahren gut hieß, verließen die königstreuen Mitglieder beider Häuser, 32 Lords und 60 Gemeine, die Hauptstadt und gingen nach York, mit ihnen der Großsiegelbewahrer Lyttelton. Und schon gab sich die Parteistellung der einzelnen Landschaften deutlich zu erkennen. Die entschiedensten Vertreter seiner Sache fand der König im Norden, um York, wo er selbst in mehreren großen Versammlungen den Edelleuten seinen Standpunkt auseinandersetzte. Hier bildete man eine Garde für ihn und weigerte den Befehlen des Parlaments durchweg den Gehorsam. Ebenso handelten die Grafschaften von Wales. Indem sich nun die Parteien thatsächlich bereits mit den Waffen gegenübertraten, scheiterten auch die letzten Verhandlungen über die der bisherigen Verfassung durchaus widersprechenden Vorschläge, die das Parlament dem König Anfang Juni 1642 machte. Danach sollte er in eine Umgestaltung der englischen Kirche nach den Beschlüssen der Theologen und des Parlaments willigen, d. h. in die Aufhebung der bischöflichen Verfassung, sollte die höheren Beamten, selbst die Mitglieder des Geheimen Rates, nur mit Zustimmung des Parlaments ernennen und endlich diesem wenigstens auf einige Zeit die Heergewalt überlassen. Indem Karl I. auf das entschiedenste diese Forderungen ablehnte, da er dann nur noch der Schatten eines Königs sei, handelte er selbst in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Lords.

Rüstungen. Nun folgte rasch Schlag auf Schlag. Am 17. Juni erklärte das Parlament das Vaterland in Gefahr, am 22. thaten die um den König in York versammelten Lords dasselbe mit fast denselben Worten; in alle Grafschaften erging der Ruf zu den Waffen durch einen „Befehl" (Ordinance) des Parlaments einerseits, eine „Vollmacht" (Commission of array) des Königs anderseits. Das erste Blut floß, als der König mit ein paar Tausend Mann einen Angriff auf Hull versuchte. Das Land riß in zwei feindliche Lager auseinander. Während im Binnenlande die Parteien noch miteinander um die Herrschaft rangen, erklärten sich für den König von Anfang an im ganzen die Landschaften, in denen der hohe Adel und die anglikanische Kirche oder das keltische Wesen vorherrschten, die Grafschaften nördlich des Humber, Wales, Cornwallis und die ganze Umgegend der alten Universitätsstadt Oxford mit dieser selbst. Das Parlament fand dagegen seine Stütze im Süden und Osten, wo die freien Bauern (freeholders),

270. Goldmünze Karls I. Geprägt zu Oxford.

Während der Jahre 1642—44 ließ Karl I. einige Goldmünzen schlagen, im Werte von 60 Schilling jede. Sie scheinen alle in Oxford geprägt worden zu sein. Die Prägung ist verschieden. Die hier abgebildete, die schönste, ist sehr selten. Die Legende auf der Reversseite, eine Abkürzung von „Religio Protestans, Leges Angliae, Libertas Parliamenti", bezieht sich auf des Königs Erklärung (declaration) zu Wellington vom 19. September 1642: er wolle schützen „the Protestant religion, the known laws of the land, and the just privileges of Parliament".

die wohlhäbigen Pächter, die Gentry und die Stadtgemeinden überwogen, also im ganzen in den wohlhabenderen, wirtschaftlich entwickelteren Teilen Englands. Unschätzbar war vor allem die entschiedene Parteinahme der Hauptstadt, deren Herrschaft jetzt der puritanisch gesinnte Gemeinderat vollständig an sich gerissen hatte, und fast noch wichtiger der Übertritt der Kriegsflotte unter Graf Warwick, deren Bemannung sich eben aus jenen Gegenden ergänzte, der schwerste Schlag, der den König treffen konnte.

271. Rob. Rich. Graf von Warwick.
Nach einem Gemälde van Dycks gestochen von H. Robinson.

Denn damit beherrschte das Parlament die Verbindung mit dem Festlande, die Küsten und die Hafenstädte, von denen nur zwei, Bristol und Milfordhaven bei Pembroke, auch auf der Seeseite befestigt waren. Kein Zweifel, daß somit das Parlament dem Könige an nachhaltiger Kraft weit überlegen war. Mit Leichtigkeit nahm es erhebliche Summen auf, die binnen zehn Tagen den Betrag von 1265000 Pfund Sterling erreichten. Seine schwache Seite war freilich zunächst das Landheer. Denn es gebot zunächst nur über die Miliz, die in London allein zwar etwa 30000 Mann zählte, aber kriegerisch fast unbrauchbar war und verfassungsmäßig nur innerhalb der Grafschaft, der sie angehörte, verwendet werden durfte. Um sie aufzubringen und auszurüsten, entstanden in den Grafschaften Ausschüsse (Associations). Einige im Felde verwendbare Truppen bildete erst der tapfere Skippon aus Freiwilligen und Söldnern, die von Deutschland herüberkamen, und in den Grafschaften brachten einzelne Edelleute

Reiterschwadronen zusammen, um damit die Royalisten niederzuhalten. Im ganzen zählte das Feldheer des Parlaments im Juli 1642 etwa 20 000 Mann. Am 4. Juli übernahm ein Sicherheitsausschuß die allgemeine Leitung. Dem gegenüber ließ der König nach altem Brauch am Abend des 25. August, während düstere Wetterwolken vor dem Sturme her über das Land zogen, sein Banner auf einem Hügel bei Not-

272. Prinz Ruprecht von der Pfalz, Befehlshaber der königl. Reiterei.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

tingham aufpflanzen, damit sich seine Vasallen darum sammelten. Jedenfalls war er seinen Gegnern militärisch zunächst weit überlegen. Den festen Kern seiner Streitmacht bildete das kleine stehende, aus angeworbenen Mannschaften zusammengesetzte und von Berufsoffizieren befehligte Heer, das im Jahre 1642 16 Regimenter Infanterie und 10 Reiterregimenter zählte. Es war glänzend ausgerüstet, da der König geschmackvolle, reiche Trachten überaus liebte, aber bei seiner verschwenderischen Wirtschaft sehr schwach an Zahl. Die Reiterei war noch 1642 nur 3000 Pferde stark und wenig geübt, übrigens in Bewaffnung und Fechtweise den Heeren des Festlandes

Brief Karls I. von Großbritannien

vom 25. September 1642.

Transskription:

Newcastel/ this is to tell you that this Rebellion is growen to that height, that I must not looke what opinion Men ar who at this tyme ar willing & able to serve me. Therfor I doe not only permitt but command you, to make use of all my loving Subjects services, without examining there Conscenses (more then there loyalty to me) as you shall fynde most to conduce to the uphoulding of my just Regall Power. So J rest

Shrewsbery, 25. Sep. 1642.

Your most asseured faithfull frind

Charles R.

My Lord.

I would not have you take too much Phisick: for it doth allwaies make me worse, & J think it will do the like with you.

Charles P.

Überſetzung:

Newcaſtel. Hierdurch teile ich Euch mit, daß die Empörung zu ſolcher Höhe angewachſen iſt, daß ich nicht mehr darauf ſehen kann, welche Meinung die Leute haben, die zu dieſer Zeit willens und im ſtande ſind, mir zu dienen. Deshalb erlaube ich Euch nicht nur, ſondern befehle Euch, von den Dienſten aller meiner liebenden Unterthanen, ohne ihr Gewiſſen (mehr als ihre Treue für mich) zu prüfen, Gebrauch zu machen, wie Ihr es am nützlichſten erachtet zur Aufrechterhaltung meiner rechtmäßigen Königlichen Macht. So verbleibe ich

Shrewsbury, 25. Sep. 1642.

Euer treu ergebener Freund

Charles R.

Mein Lord.

Ich möchte nicht, daß Ihr zu viel Medizin nähmet, denn ſie macht mich immer mehr krank, und ich denke, daß es bei Euch auch ſo ſein wird.

Charles P.

Newcastel / this is to tell you that this Rebellion is growen to that height, that I must not looke what opinion Men ar who at this tyme ar willing & able to serue me, Therfor I doe not only permit but comand you, to make vse of all my louing Subjects seruices, without examining ther Conscienses (more then there loyalty to me) as you shall fynde most to conduce to the vpholding of my just Regall Power So I rest

Shrewsbery 25: Sep
1642

Your most assured faithfull
frend
Charles R

My Lord,
I would not haue you take too much Phisick: for it doth allwaies make me worse, & I think it will do the like with you.

Charles R

Brief König Karls I. von Großbritannien
vom 25. September 1642.

gleich. Daneben stellten seine Vasallen ihm freiwillig einzelne trefflich berittene Reitergeschwader auf, und am 12. Juni ordnete der König eine allgemeine Aushebung in den ihm treu gebliebenen Grafschaften an. Aber recht nutzbar wußte erst Prinz Ruprecht, der seine Schule unter Friedrich Heinrich in den Niederlanden und in Deutschland gemacht hatte, die Reiterei zu machen, indem er sie nach Gustav Adolfs Vorbild in größeren Verbänden und im vollen Galopp, also mit ganzer Wucht des Rosses, angreifen lehrte und den geworfenen Feind so lange verfolgte, als die Pferde Atem hatten. Bald setzte er die parlamentarisch gesinnten Grafschaften durch kühne Reiterstreifzüge in Schrecken: bei Worcester warf er eine gegnerische Abteilung in jähem Anprall über den Haufen.

Die Kriegführung war natürlich auch von der Beschaffenheit des Landes abhängig. Da fast alle englischen Städte mehr oder minder stark befestigt und außerdem eine große Anzahl von festen königlichen und adligen Burgen vorhanden waren, so fand ein geschlagenes Heer leicht wieder Halt- und Sammelpunkte, und der Kampf drehte sich, wie im Dreißigjährigen Kriege, vielfach um feste Plätze. Anderseits boten die weiten Ebenen und die meist verhältnismäßig guten Straßen den Bewegungen der Heere wenig Hindernisse. Der König stützte sich besonders auf Oxford, Leicester und York. Sein Ziel war vor allem London, und er hatte anfangs durchaus den Vorteil des Angreifenden für sich.

Die ersten Zusammenstöße.

Nach seiner sanguinischen Weise war er voll des besten Mutes. Mit einem Heere von zunächst etwa 30 000 Mann, darunter 2000 Mann trefflich berittener und tapferer „Kavaliere", wie seine Edelleute hießen, im Gegensatze zu den verspotteten kurzgeschorenen „Rundköpfen" (Roundheads) des Parlaments (nach einer übrigens keineswegs allgemeinen Haartracht der Puritaner), dachte er geradeswegs auf London vorzudringen. Am 23. Oktober aber, einem Sonntage, sah er bei Edgehill zum erstenmal seine Gegner unter Graf Essex in voller Schlachtordnung vor sich. In erbittertem, blutigem Kampfe maßen sich die Heere bis gegen Abend, aber des entschiedenen Sieges konnte sich keines rühmen, und so wagte König Karl nicht den Marsch auf London fortzusetzen, sondern ging nach Oxford, das ihm begeistert huldigte. Während nun Essex noch einmal an Unterhandlungen dachte, und auch der König ihm seinen guten Willen versichern ließ, der Gedanke an den Kampf also für einen Augenblick in den Hintergrund trat, riß das Ungestüm des Prinzen Ruprecht den Monarchen zu einem plötzlichen Stoße gegen London fort. Am 12. November standen die Königlichen bei Brentford, wenige Meilen von der Hauptstadt, ihre walisischen Scharen richteten die Londoner Milizen furchtbar zu, und in Westminster vernahm man den Kanonendonner. Doch schon am nächsten Tage standen 20000 Mann zur Abwehr bereit; vor ihnen wich der König nach Oxford zurück, um hier Winterquartier zu nehmen.

Der Feldzug von 1643.

Der Winter setzte den kriegerischen Unternehmungen zunächst ein Ziel, war aber von vergeblichen Unterhandlungen erfüllt und von Rüstungen auf beiden Seiten. Für das Parlament, wie für den König traten die Grafschaften in Bündnisse (Associations) zusammen, die östlichen für jenes, die nördlichen für diesen, dem auch die Königin im Februar 1643 wieder ansehnliche Kriegsvorräte aus Holland zuführte. Sie bewährte sich jetzt als die beste Stütze ihres Gemahls, war voll Entschlossenheit und Spannkraft und der besten Hoffnung trotz der ungleichen Kräfte. Der Verlauf des nächsten Feldzuges war sehr geeignet, sie zu bestätigen. Im Norden wurden die parlamentarischen Streitkräfte unter Lord Fairfax bei Athertonmoor völlig geschlagen (30. Juni) und gezwungen, sich in Hull einzuschließen; im Westen erfocht Prinz Ruprecht, von Ralph Hopton mit starken Scharen harter Waliser verstärkt, mehrere Vorteile und brachte dann Bristol, die zweite Stadt des Königreichs mit großen Kriegsvorräten und mehreren

Kriegsschiffen zur Übergabe (26. Juli). Im Binnenlande standen die Heere längere Zeit bei Oxford einander gegenüber und maßen sich nur in kleinen Gefechten, in deren einem John Hampden, einer der edelsten Vertreter der parlamentarischen Sache, die tödliche Wunde empfing (18. Juni). Dann aber, verstärkt von der Königin, die ihm auf dem Schlachtfelde von Edgehill in langem Zuge 3000 Mann zu Fuß, 30 Schwadronen, Geschütze und Munition zuführte, brach Karl I. wieder gegen London auf, wo die Stimmung ihm nicht ungünstig schien. Denn eine schwere neue Auflage auf die am meisten gebrauchten Genußmittel, wie Bier, Obstmost u. s. w., die das Parlament zur Deckung der Kriegskosten beschlossen hatte, machte eben der Masse der Bevölkerung den Druck des Krieges besonders fühlbar und erweckte die Sehnsucht nach Frieden. Unter dem Einfluß dieser Stimmung beschlossen wirklich beide Häuser, dem Könige Vorschläge zu einem Ausgleiche zu machen (5. August). Aber schon am nächsten Tage eiferten die puritanischen Prediger von allen Kanzeln gegen den Frieden, der Lordmayor Pennington rief stürmische Auftritte gegen die Lords hervor, und im Unterhause gewann Pym wieder das Übergewicht, so daß es seinen Beschluß wieder umstieß. Als dann 5000 Weiber lärmend und klagend gegen Westminster heranzogen, ließ man sie durch Reiter auseinander treiben und ging mit größtem Eifer an die Vorbereitungen zur Gegenwehr. Da wich der König abermals zurück und warf sich auf Gloucester. Die tapfere Verteidigung des Platzes gab jedoch dem Grafen Essex Zeit, zum Entsatz heranzukommen. Der König wich nach Bristol zurück (Anfang September), und auch seinem zweiten Vormarsch auf London setzte sich Essex im Gefecht von Newbury mit Erfolg entgegen (20. September). Im Norden aber entsetzten die Parlamentarischen Hull und siegten in ein paar kleinen Gefechten, bei denen sich Oliver Cromwells Schwadronen besonders hervorthaten. Alles in allem konnte sich kein Teil eines entscheidenden Erfolges rühmen, wiewohl das Glück im ganzen mehr den Königlichen gelächelt hatte.

Bund des englischen Parlaments mit Schottland.

Begreiflich deshalb, daß beide daran dachten, auswärtige Hilfe zu gewinnen. Für das Parlament konnte sie nur aus Schottland kommen, und jetzt um so eher, als beide Länder sich soeben auf kirchlichem Gebiete innerlich näherten. Am 1. Juli 1643 war in Westminster eine englische Synode zusammengetreten, vom Parlament berufen und in ihren Beschlüssen von seiner Genehmigung abhängig, und so schroff sich auch in ihr die Parteien bereits gegenüberstanden, doch einig in ihrem Hasse gegen die anglikanische Kirche. Gegen sie und ihre Vertreter ging man jetzt überall schonungslos vor. Die Bilder wurden verbrannt, die Orgeln zerstört, die Hochaltäre, Kreuze und Kruzifixe beseitigt, die alten kirchlichen Denkmäler von Cheapside und Charing-Croß abgetragen, mißliebige Geistliche entfernt und die bischöflichgesinnten Mitglieder der Universität Cambridge ausgestoßen. Endlich nahm man den Prozeß gegen den Erzbischof Laud wieder auf, und in derselben Form wie einst Strafford verurteilt, starb der Erzbischof am 10. Januar 1645 den Tod durch Henkershand. Die Aussicht auf eine presbyterianische Gestaltung der englischen Kirche benutzte John Pym zur Anknüpfung mit Schottland und brachte, mit einigen Parlaments- und Synodalmitgliedern nach Edinburg entsendet, einen Vertrag (Covenant) zustande, den die Parlamente beider Staaten und die schottische Nationalsynode annahmen, die Bevollmächtigten beider Teile am 23. September 1643 feierlich beschworen. Er verpflichtete alle Bürger der drei Reiche, die schottische Kirche zu verteidigen, in England und Irland Gottesdienst, Glaubenslehre und Verfassung „gemäß dem Worte Gottes und dem Beispiel der besten reformierten Kirchen" festzustellen, Papismus, Prälatentum und Ketzerei zu bekämpfen, die parlamentarischen Rechte ohne Beeinträchtigung der Krone zu schützen, „Böswillige" zu bestrafen und den Frieden in den drei Reichen

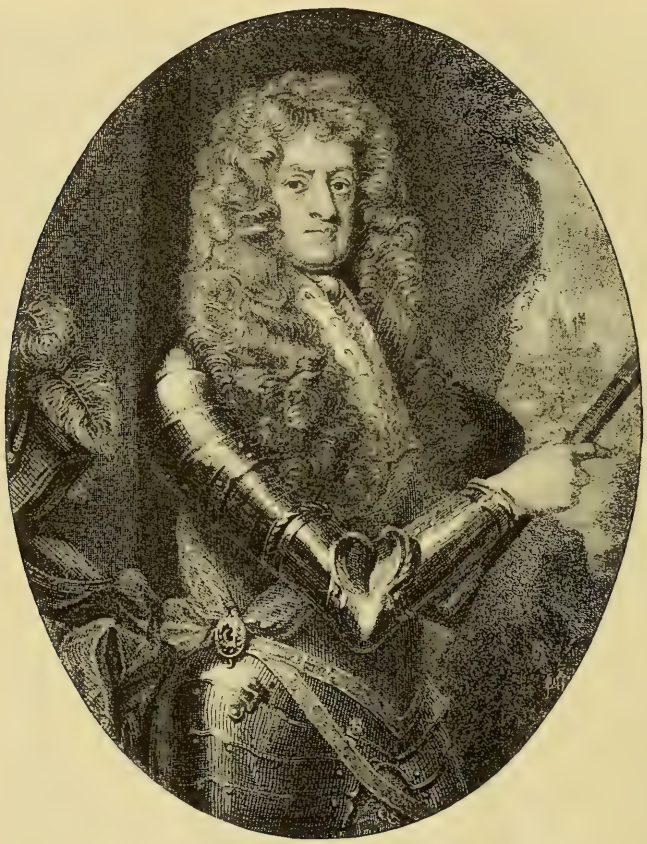
zu sichern. Dafür wollten die Schotten gegen eine monatliche Zahlung von 31000 Pfund Sterling 21000 Mann nach England senden. In allen gemeinsamen Interessen übernahm ein englisch-schottisches Komitee die Leitung. — Dieser Vertrag war das letzte, was John Pym durchzusetzen vermochte. Am 6. Dezember 1643 erlag er den ungeheuren Anstrengungen und Sorgen dieser kampferfüllten Zeit, nächst Cromwell der bedeutendste Staatsmann, den die englische Revolution emporgehoben hat.

273. Robert Devereux, dritter Graf von Essex.
Nach einem Kupferstiche von Walker.

Irische Verhältnisse.

Weniger glücklich war der König in ähnlichen Unterhandlungen. In Irland hatte die Synode von Kilkenny im Mai 1642 den Krieg zur Verteidigung der katholischen Religion und des Königtums gegen den englischen Puritanismus beschlossen, dessen Leitung ein Rat von 24 Mitgliedern übernehmen sollte, und die erste Generalversammlung der „Konföderierten" im Mai 1643 Truppenaushebungen und Steuern angeordnet. Dieser entschlossenen Haltung der irischen Katholiken gegenüber waren die englischen Truppen unter dem streng presbyterianischen Herzog von Ormond unvermögend, etwas auszurichten, und der König hatte kaum Veranlassung, diese monarchische Bewegung zu unterdrücken. Vielmehr gewährte er, um die in Irland stehenden

Truppen herbeiziehen zu können, den Aufständischen einen Waffenstillstand (15. September 1643), der ihm zugleich das Versprechen von 20000 Pfund Sterling irischer Hilfsgelder eintrug, freilich auch das Mißtrauen seiner englischen Gegner nur noch höher steigerte. Zudem leisteten ihm jene Truppen geringe Dienste. Denn bei der Belagerung von Nantwich in Cheshire wurden sie von Thomas Fairfax gänzlich aufgerieben oder gefangen (21. Januar 1644), der ganze Versuch scheiterte also noch im Beginn.



274. James Butler, Herzog von Ormond, Vizekönig von Irland.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde von Gottfr. Kneller gestochen von H. Robinson.

Das Parlament in Oxford.

In denselben Tagen überschritten 21000 Schotten bei Kälte und tiefem Schnee den Tweed (15. Januar 1644). Dem nunmehr drohenden Zusammenwirken seiner Feinde gegenüber machte der König den Versuch, das Parlament in Westminster, das er nicht geradezu auflösen wollte, weil er damit sein gegebenes Wort gebrochen hätte, aber auch nicht auflösen konnte, weil seine eignen Anhänger das sicherlich niemals gutgeheißen haben würden, gewissermaßen matt zu setzen, indem er mit der Erklärung, die Freiheit der Beratungen sei in London gehindert, beide Häuser nach Oxford berief. Hier erschienen denn wirklich zur Eröffnung am 22. Januar 83 Lords und 175 Gemeine, bei weitem mehr, als seit Jahren in Westminster getagt hatten; doch bald fand Karl I. auch diese ihm offenbar weit ergebenere Versammlung lästig und entließ sie bereits am 16. April wieder, ohne daß sie irgend welche Wirksamkeit hätte entfalten können.

Schon hatte da auch der Feldzug wieder begonnen. Im Süden hielten zwei Heere des Parlaments unter Waller und Essex, jedes etwa 10000 Mann stark, den König bei Oxford fest, im Norden gewann Thomas Fairfax durch den Sieg bei Selby (9. April) die Vereinigung mit seinem Vater, der von Hull heranzog, und traf dann mit den Schotten (20. April), kurz darauf mit Lord Manchester zusammen. In imposanter Stärke erschien darauf die englisch-schottische Armee vor York, der Hochburg des Königs im Norden, und wagte schon am 16. Juni den ersten, freilich vergeblichen Sturm. Davon in Kenntnis gesetzt, sandte der König den Prinzen Ruprecht, der soeben Bolton und Liverpool genommen hatte, mit 24000 Mann eilends nach dem Norden, und in der That wirkte schon die bloße Kunde von der Annäherung des gefürchteten Reiterführers so einschüchternd auf die Gegner, daß sie die Belagerung aufhoben und der Prinz ohne Schwertstreich als Befreier in York einzog. Schon erwartete man seinen Angriff auf die mittleren Grafschaften, doch sein Ungestüm forderte die Schlacht. Nördlich von York trafen am Abend des 2. Juli die Heere auf der Heide von Marston (Marstonmoor) aufeinander. In blutigem, aber kurzem Ringen erlagen die Königlichen vollständig den Parlamentarischen, sie verloren 3000 Mann an Toten, über 1500 an Gefangenen, dazu alles Gepäck und Geschütz. Das Hauptverdienst am Siege gehörte Cromwells Reiterei, der damals dem Parlament meldete: „Gott hat sie fallen lassen wie Stoppeln vor der Schneide unsrer Schwerter." Während nun die Trümmer des geschlagenen Heeres nach Chester zurückwichen, zwangen die Engländer York schon am 16. Juli zur Übergabe, die Schotten wandten sich gegen Newcastle, das sie allerdings erst nach einer längeren Belagerung am 19. Oktober erstürmten. Damit war der Norden für den König verloren, die erste große Entscheidung des Krieges gefallen.

Der Feldzug von 1644; Marstonmoor.

Auch das, was im Süden geschah, glich diesen schweren Verlust doch keineswegs aus. Der König brach mit 10000 Mann durch die doppelt so starken, ihn umschließenden Massen nach Worcester durch, wo er am 16. Juni anlangte. Als er aber Waller allein gegenüberstand, während Essex nach Cornwallis marschierte, wandte er sich wieder gegen Oxford und London und schlug den ihm nacheilenden Gegner am 29. Juni bei Cropredybridge, so daß er einstweilen ungefährlich wurde. Dies benutzend folgte er Essex nach dem Gebirgslande von Cornwallis, und indem er hier die ihm ganz ergebene Landbevölkerung zu den Waffen rief, trieb er den Feldherrn des Parlaments so in die Enge, daß es nur diesem selbst und der Reiterei gelang, sich durchzuschlagen; das Fußvolk mit dem Geschütz streckte am 2. September bei Lostwithiel (westlich von Plymouth) die Waffen. Trotz dieses glänzenden Erfolges war Karl I. zu dem abermals versuchten Vormarsch auf die Hauptstadt noch nicht stark genug; vielmehr wies ihn Essex, von Cromwell verstärkt, mit seiner überlegenen Streitmacht bei Newbury nachdrücklich zurück (27. Oktober).

Erfolge des Königs im Süden.

Der zu Ende gehende Feldzug hatte dem König zwar unleugbar schwere Verluste, aber auch dem Parlament noch keineswegs den endgültigen Sieg gebracht. Dieser wurde erst vorbereitet durch eine Umgestaltung im Innern der parlamentarischen Partei. Der längst bestehende Gegensatz nämlich zwischen den Presbyterianern und Independenten war durch das rasche Anwachsen dieser letzteren radikalen Sekte, die überhaupt keine Kirche mehr, sondern nur noch einzelne „unabhängige" Gemeinden wollte, in der jüngsten Zeit namentlich in den Kreisen der Gentry, der freien Bauern und Pächter viel schroffer als früher geworden, und wenn auch die Independenten noch durchaus in der Minderheit blieben und in der Westminstersynode nur etwa ein Siebentel der Mitglieder bildeten, sie ersetzten das, was ihnen an Zahl abging, durch unbeugsame Folgerichtigkeit ihrer Bestrebungen und festes Zusammenhalten.

Sieg der Independenten im Parlament.

Bei der engen Verflechtung der kirchlichen und politischen Parteiungen in jener Zeit konnte es ferner nicht ausbleiben, daß sie die Grundsätze ihrer Kirchenverfassung auf die Staatsverfassung übertrugen, politisch gesprochen also die Republik als ihr Ideal ansahen. An eine solche aber dachten die Presbyterianer nicht im entferntesten, ihr letztes Ziel war und blieb der Ausgleich mit dem König, allerdings so, daß er sich der Parlamentsherrschaft fügte, sie konnten also eine rücksichtslose Kriegführung, welche ihn vernichtete, nicht wollen. Die Independenten dagegen konnten das nicht nur, sondern sie mußten es geradezu, nicht bloß, weil ohne dies eine republikanische Gestaltung unmöglich blieb — diese stand doch noch im Hintergrunde — sondern auch

275. Cromwellsche Reiter.

Nach einem Gemälde von W. Camphausen.

weil ein mit den Presbyterianern versöhntes Königtum ihnen niemals Religionsfreiheit gewährt hätte. Wie gespannt schon das Verhältnis beider Parteien selbst im Heere war, lehrt der Streit zwischen Lord Manchester und seinem Generalleutnant Oliver Cromwell, dem anerkannten Führer der Independenten, der schon daran dachte, den Gegner durch eine Anklage auf Hochverrat wegen mangelnden Eifers in der Schlacht von Newbury zu beseitigen, weil ihm der Lord in einem nach Cromwells Meinung entscheidenden Augenblicke die Erlaubnis zum Angriff verweigert hatte. Jetzt sah er nun die Stellung, ja die Existenz seiner Partei aufs äußerste gefährdet durch den übermächtigen Einfluß, den die presbyterianischen Schotten auf die englischen Angelegenheiten überhaupt und besonders auf die Westminstersynode ausübten. Ihr zu Ende Oktober 1644 gefaßter Beschluß, die schottische Kirchenverfassung auch für England

anzunehmen, bedrohte die Selbständigkeit der independentischen Gemeinden, d. h. ihr innerstes Wesen, mit Vernichtung. Um dies zu verhindern und zugleich eine rücksichtslose Kriegführung durchzusetzen, erstrebte Cromwell die Umgestaltung des parlamentarischen Heeres in independentischem Sinne; die Schwadronen, die er selber aus wohlhabenden Pächtern und Bauern gebildet und bisher geführt hatte, sollten jetzt das Vorbild geben für die ganze Armee. Denn obwohl seither die parlamentarischen Truppen nicht unglücklich gefochten hatten, ihren größten Erfolg hatten sie doch mit Hilfe der Schotten errungen,

276. Lord Thomas Fairfax, Oberbefehlshaber des Parlamentsheeres.
Nach einem Gemälde von Walker gestochen von G. Faithorne.

und von der Masse ihres Fußvolks schrieb einmal Cromwell: „Es sind alte unfähige Burschen, Kellner und Weinzapfer, die man fortgejagt hat.“ Wollte man die „Kavaliere“ des Königs entscheidend schlagen, so mußte man ihrer ritterlichen Vasallentreue einen Geist entgegensetzen, der stärker war als diese, und das konnte nur das sittlich-religiöse Bewußtsein der Independenten sein. Um nun freie Hand zu erhalten, wies Cromwell am 9. Dezember 1644 im Unterhause auf die geringen Erfolge der seitherigen Kriegführung hin, die wesentlich in der Uneinigkeit der Führer (d. i. im Zwiespalt der presbyterianischen und independentischen Generale) seinen Grund finde; damit aber

diese beseitigt werde, brachte im Einverständnis mit ihm der Abgeordnete Tate die sogenannte „Selbstverleugnungsbill" (Selfdenying Ordinance) ein, die jedes Parlamentsmitglied von den militärischen Befehlshaberstellen ausschloß. Am 19. Dezember nahmen die Gemeinen diese Bill an, am 15. Februar 1645 auch das Oberhaus, freilich erst nach langem Widerstande. Denn damit war den presbyterianischen Lords jedes Kommando verschlossen, jeder Einfluß auf das Heer entzogen. Infolge der Bill legten denn auch Essex, Manchester und andre ihre Stellen nieder, und an die Spitze trat als Lord-General Thomas Fairfax, als Generalmajor für die Infanterie Skippon, und als Befehlshaber der Reiterei (General of horse) Oliver Cromwell, dem ausdrücklich, weil er als solcher unentbehrlich sei, ein Parlamentsbeschluß die Weiterführung des Kommandos zunächst auf vierzig Tage, vom 10. Mai an gerechnet, gestattete.

Neubildung des parlamentarischen Heeres.

Das neue Heer, das nun in der Stärke von 6000 schweren Reitern, 1000 Dragonern, 14000 Mann Fußvolk gebildet und durch eine besondere Steuer erhalten werden sollte, wurde eine Armee, dergleichen die Welt nie gesehen hat. Diese Geschwader, diese „gottseligen Eisenseiten" (godly ironsides) waren überzeugt, daß sie für Gott kämpften mit dem Schwerte Gideons gegen den „Blutmann Karl Stuart", wie einst die Israeliten wider Kananiter und Philister. Daher verbanden sich bei ihnen die strengste Unterordnung unter das Kommando und die unwiderstehlichste Tapferkeit mit einer schwärmerischen, tiefernsten Religiosität. Die Offiziere erfüllten zugleich die Obliegenheiten der Prediger, hielten Betstunde mit ihren Leuten und befeuerten sie durch Gebet und Ansprache zum Kampfe. Bibellesen und religiöse Gespräche füllten die Mußestunden des Soldaten aus; kein Gelage, kein Spiel gab es im Lager, kein Fluchen und Schwören, kein roher Scherz wurde gehört. Doch dieselben Männer, die so demütig alles vom Herrn erhofften, thaten auch zugleich wacker und freudigen Herzens mit dazu nach gut englischer Weise, wie sie sich in dem Zurufe Cromwells ausspricht: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!" Einem solchen Heere, in dem jeder einzelne Mann sich klar bewußt war, wofür er stritt, konnte der Sieg nicht fehlen. Dazu wußte Cromwell seiner Reiterei einen neuen militärischen Geist einzuhauchen. Statt den Kampf mit dem Feuergefecht zu eröffnen, gewöhnte er seine Schwadronen, in breiter Front und in langausholendem Galopp den Feind, gleichviel ob Reiterei oder Fußvolk, sofort anzufallen, also des Rosses selbst als Stoßwaffe sich zu bedienen. Aber er begnügte sich dabei stets damit, den Feind geworfen zu haben, und überließ die Verfolgung einem in Reserve gehaltenen zweiten Treffen. So wurde er der Begründer der modernen Reitertaktik.

Freilich lag in dieser Armee eine ungeheure Gefahr für den Staat. Seit der Neubildung war das Heer thatsächlich eine bewaffnete Partei, nicht mehr die Kriegsmacht der Regierung, der es ganz sicher nur insoweit gehorchte, als ihm das nach seiner Überzeugung Rechte und Gute befohlen wurde. Der Gegensatz zwischen den Presbyterianern und Independenten hatte sich verwandelt in den zwischen dem Heere und dem Parlament. Damit aber nahm die englische Revolution eine neue Wendung.

Verhandlungen des Königs mit dem Parlament und den Irländern.

Wie die Dinge standen, mußte dem Parlament und nicht weniger den Schotten alles daran liegen, sich mit dem König zu verständigen, ehe die independentische Armee ihnen über den Kopf wuchs. In der That verhandelten beide Parteien vom 13. Januar bis 22. Februar 1645 in Uxbridge mit ihm, doch nur, um sich ihres Gegensatzes von neuem bewußt zu werden. Denn man beharrte dem König gegenüber auf den alten Forderungen, die er stets abgelehnt hatte: Einführung der schottischen Kirchenverfassung in England, Verzicht auf die Heergewalt, Krieg mit Irland. Aber auch jetzt wies er sie zurück, namentlich die bezüglich Irlands gestellte Bedingung wollte er weniger

als jemals erfüllen, da er seit dem Anfang des Jahres durch den Herzog von Ormond mit den Aufständischen um bewaffnete Hilfe unterhandelte; ja am 12. März gab er ohne Wissen seines leitenden Ministers Digby und selbst Ormonds dem Grafen Herbert von Glamorgan unbedingte Vollmacht zur Erlangung irischer Unterstützung, ein höchst bedenklicher Schritt, der ihm nachmals mehr als vieles andre geschadet hat. Noch mehr vertraute er jetzt auf die schottischen Hochländer. Dort hatte er schon zu Anfang 1644 den Marquis Montrose als seinen Stellvertreter bevollmächtigt, dann von Irland aus mit einigen Truppen unterstützt. Seitdem führte Montrose von seinen Bergen aus in unwiderstehlichen, blitzschnellen Anfällen, wie sie dem Charakter seiner

Erfolge Montroses in Schottland.

277. James Graham, Marquis Montrose.

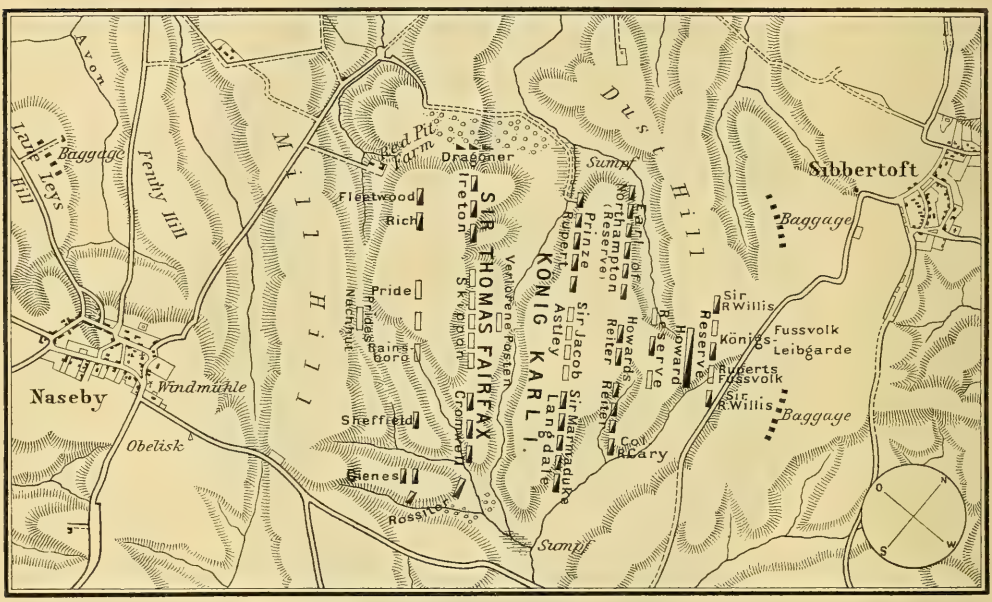
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Houbraken.

wilden Scharen entsprachen, den Raubkrieg gegen die Ortschaften im Niederlande aufs nachdrücklichste, nahm Perth, plünderte Aberdeen und verbreitete Schrecken bis nach Edinburg (1644), so daß die schottische Regierung 10000 Mann gegen ihn aufbieten mußte und namentlich seit der Einnahme Dundees zu Anfang 1645 in arge Verlegenheit geriet.

Die Entscheidung.

Um so zuversichtlicher sah der König dem neuen Feldzuge entgegen. Niemals seit dem Beginn der Revolution habe seine Sache so gut gestanden, schrieb er noch am 9. Juni 1645 an seine Gemahlin, die sich damals wieder auf dem Festlande befand. Er hatte erhebliche Streitkräfte in zwei Heeren aufgeboten; in den südwestlichen Grafschaften befehligte sein Sohn Karl (II.), der Prinz von Wales, von tüchtigen Ober-

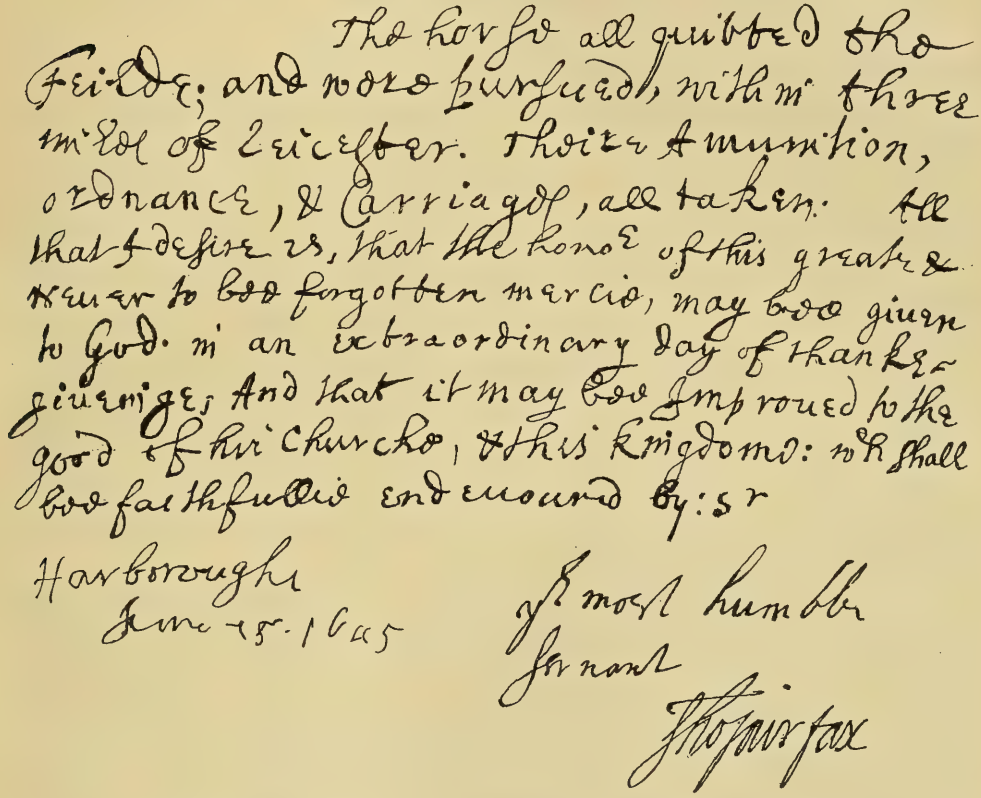
offizieren wie Hopton und Goring unterstützt, im Binnenlande Prinz Ruprecht, bei dem sich Karl I. selber befand. In der That entsprach auch der Anfang des Feldzuges seinen Erwartungen. Während Fairfax Oxford eingeschlossen hielt und Blake Taunton gegen die Königlichen tapfer verteidigte, bis Welden ihn entsetzte, erstürmte und plünderte das königliche Heer Leicester (30. Mai) und schickte sich an, in die mittleren Grafschaften einzubrechen. Aber das Erscheinen des Lord Fairfax vor Oxford zwang den König zum Abmarsch nach Süden, und spornte der Verlust von Leicester das Parlament zu den äußersten Anstrengungen an. Auf direkten Befehl zu schlagen, ging Fairfax dem König entgegen, und Cromwells von den Soldaten mit lautem Jubel begrüßte Ankunft im Hauptquartier am Abend des 13. Juni entschied den Beschluß zur Schlacht für den nächsten Tag. Eben dazu entschloß sich nun auch der König, obwohl diesmal Prinz Ruprecht von dem Wagnis abriet, und so entwickelten sich beide Heere,



278. Plan der Schlacht bei Naseby.

jedes ungefähr 10000 Mann stark, am Morgen des 14. Juni auf der welligen Hochfläche nördlich von Naseby (halbwegs zwischen Oxford und Leicester) einander gegenüber in Schlachtordnung, und zwar in der üblichen Weise: in der Mitte der beiden Treffen standen die Infanteriemassen, die auf parlamentarischer Seite Skippon, auf der andern Jakob Astley kommandierte, auf dem rechten Flügel der Parlamentarischen Cromwells Reiterei gegenüber der königlichen unter Marmaduke of Langdale, auf dem linken Fretons Schwadronen gegenüber denen Prinz Ruprechts. Um 10 Uhr vormittags waren die Heere aneinander. Zunächst warf Prinz Ruprecht in kräftigem Stoß Fretons Regimenter und verfolgte sie in rasender Jagd bis nach Naseby hin, ohne sich um die ferneren Vorgänge auf dem Schlachtfelde weiter zu bekümmern. Inzwischen aber zersprengte Cromwell Langdales Reiterei; besonnener jedoch als der wilde Prinz Ruprecht hielt er seine Leute fest zusammen und führte sie, von neuem geordnet, nach dem Mitteltreffen, wo zu gleicher Zeit die schweren Massen des Fußvolkes in erbittertem Handgemenge rangen und die Königlichen einen Augenblick im Vorteil waren. Skippon

wurde verwundet, Fairfax erhielt einen Degenhieb, der ihm den Helm vom Kopfe warf, doch blieben beide im Gefecht. Noch stand der Kampf, als Cromwells Schwadronen, das Fußvolk der Königlichen in Front, Flanke und Rücken fassend, die Entscheidung brachten. Von allen Seiten angefallen, beginnt es zu weichen und sich endlich ganz aufzulösen. Vergebens versucht der König, Verzweiflung in den Zügen, mit dem Degen in der Hand, seine letzten beiden Regimenter aus der Reserve nochmals gegen den anstürmenden Feind vorzuführen, ein letzter Angriff Cromwells wirft alles in wilde Flucht nach Leicester, und der König wird mit fortgerissen. Sein ganzes Lager mit Geschützen, Gepäck und


The horse all quitted the Feilde; and were pursued, within three miles of Leicester. Theire ammition, ordnance, & Carriadg, all taken. All that I desire is, that the honor of this greate & never to bee forgotten mercie, may bee given to God in an extraordinary day of thanksgivenige; And that it may bee Improved to the good of his churche, & this kingdom: what shall bee faithfullie endeavoured by: sr

Harborough
June 15. 1645

Your most humble
servant
Tho. Fairfax.

279. Schluß von Fairfax' Bericht an das Parlament über die Schlacht bei Naseby.

Transscription:

The horse all quitted the feilde (l. fielde); and were pursued, within three miles of Leicester. Theire a munition, ordnance, and carriages, all taken. All that I desire is, that the honor of this greate and never to bee forgotten mercie, may bee given to God in an extraordinary day of thanksgivenige (l. thanksgivening), and that it may bee improved to the good of his churche, and this kingdom; what shall bee faithfullie endevoured by: sr.

Harborough, June 15. 1645.

Your most humble
servant
Tho. Fairfax.

Übersetzung:

Die ganze Reiterei räumte das Feld und wurde bis drei Meilen vor Leicester verfolgt; ihre Munition, Geschütze und Wagen (wurden) völlig genommen. Alles, was ich wünsche, ist, daß für diese große und nie zu vergessende Gnade Gott gedankt werde durch einen außerordentlichen Danksagungstag, und daß sie Seiner Kirche und diesem Königreiche zu gute komme, wonach getreu streben wird

Harborough, 15. Juni 1645.

Ihr ganz ergebener
Diener
Tho. Fairfax.

Briefschaften, außerdem 8000 Gewehre und 5000 Gefangene fielen den Siegern in die Hände. Gegen 1 Uhr mittags war alles zu Ende, das königliche Heer vernichtet.

Mit lebendiger Anschaulichkeit hat ein englischer Dichter den dramatischen Verlauf dieser Schlacht folgendermaßen geschildert:

„Sie sind da! Sie brechen ein! Wir sind geworfen, nun querfeldein!
Der linke Flügel flieht hin wie vor dem Sturm die Spreu.
O Herr, zeig' deine Macht! O Herr, rett' uns die Schlacht!
Steht fest in Gottes Namen, kämpft bis zum Ende treu!
Seht, Skippon dort ist wund, das Zentrum weicht vom Grund —
Horch, horch! Hörst du den Hufschlag im Rücken uns, ganz nah?
Sieh, wessen Banner fliegt dort? Dem Himmel Dank, er siegt dort:
Greift wieder an, ihr Bursche! Held Oliver ist da!"

Ausgang des Bürgerkrieges (1646).

Die Niederlage wurde für den König noch verhängnisvoller durch den Gebrauch, den das Parlament von den erbeuteten Geheimpapieren machte, indem es die wichtigsten der Öffentlichkeit übergab und dadurch die Unzuverlässigkeit und Zweideutigkeit des Monarchen vor aller Welt enthüllte. Der Eindruck war auf allen Seiten so tief, daß auch im königlichen Lager die Überzeugung vorherrschte, nun müsse der König Frieden schließen. Er selber dachte daran freilich noch keineswegs. Denn die Gentry von Wales, wohin er sich gewandt hatte, gab ihm die besten Zusicherungen, und Goring hoffte sogar mit seinen 10000 Mann Taunton bald zu bezwingen; im Norden nahm Montrose nach seinem Siege bei Kilsyth (15. August) selbst Glasgow und bedrohte Edinburg. Der König konnte daran denken, dem Prinzen Ruprecht, der in Bristol von Cromwell und Fairfax eingeschlossen war, Hilfe zu bringen, als ihn die Kunde niederschmetterte, der Prinz habe, des Krieges müde und ärgerlich über den mächtigen Einfluß des ihm abgeneigten Lord Digby, die wichtige Hafenstadt ohne Not übergeben (11. September). Jetzt dachte er daran, sich zu dem siegreichen Montrose durchzuschlagen, doch in demselben Augenblicke trieb diesen seine vernichtende Niederlage bei Philiphaugh (am oberen Tweed in der Grafschaft Selkirk) am nebeligen Morgen des 13. September als Flüchtling in die Hochlande zurück.

Auch im Südwesten brach nun alles zusammen. Goring gab nach seiner Niederlage bei Langport seine Sache auf und ging nach Frankreich; Hopton, der am 19. Februar 1646 bei Torrington (Devonshire) einen Sieg erfochten hatte, sah noch vor Ende des Monats Fairfax sich gegenüber und mußte am 14. März an derselben Stelle die Waffen strecken, wo sich das Fußvolk des Grafen Essex anderthalb Jahre zuvor ergeben hatte. Der Prinz von Wales flüchtete mit seinen „Kavalieren" nach den Scillyinseln. Nun fiel rasch, was noch an festen Plätzen in den Händen der Königlichen war, nur Oxford, Chester, Worcester und Newark blieben noch in Karls I. Besitz. So schloß der Bürgerkrieg, der des Königs Macht hatte wiederherstellen sollen, mit dem vollständigsten Siege des verhaßten Parlaments.

Der Parteienkampf und des Königs Untergang.

Die Independenten.

Kaum lag das Königtum besiegt am Boden, als die Sieger über die Gestalt, die nun der englische Staat anzunehmen habe, in den heftigsten Zwiespalt gerieten. In Wort und Schrift verfochten die Independenten, John Milton in seiner „Areopagitica" voran, von der Idee der Volkssouveränität ausgehend, die Aufrichtung einer republikanischen Verfassung, und da die Masse des Heeres, vor allem aber die alten Reiterregimenter Cromwells hinter ihnen standen, so stieg damit eine unabsehbare Gefahr auch für das Parlament herauf, mehr noch als für den König, denn mit diesem traten independentische Führer im März 1646, als seine letzten Haufen ihren

Waffen erlagen, in geheime Verbindung, weil sie doch von ihm immer noch eher Religionsfreiheit für ihre Gemeinden erwarteten, als von den starren Presbyterianern des Parlaments, die davon schlechterdings nichts wissen wollten.

Der König u. die Schotten.

Da indessen der innere Gegensatz zwischen dem Königtum und den Gedanken der Independenten nicht zu überwinden war, so knüpfte Karl I. doch lieber mit den presbyterianischen Schotten wieder an. Es entsprach dies auch den Vorschlägen Mazarins, der mit lebhaftester Besorgnis die Möglichkeit einer englischen Republik erwog und im März 1646 seinen Gesandten Montreuil beauftragte, auf die Versöhnung des Königs mit den Schotten hinzuarbeiten, um so auf England zu wirken und weiter das geeinigte Großbritannien in ein enges Bündnis mit Frankreich zu bringen. Dem König leuchtete das so sehr ein, daß er, ohne den Abschluß eines förmlichen Vertrages abzuwarten, am 27. April verkleidet von Oxford wegritt und am 5. Mai im schottischen Lager vor Newark in Nottinghamshire anlangte. Die Schotten empfingen ihn mit allen seinem Range zukommenden Ehren, aber als ihren Gefangenen behandelten sie ihn doch, als sie, nachdem Newark und kurz darauf auch Oxford übergeben worden war, nordwärts nach Newcastle aufbrachen. Hier fanden neue Verhandlungen statt. Das schottische Parlament forderte Überlassung der Heergewalt in allen drei Reichen an das Parlament auf zwanzig Jahre, vom 1. Juli 1646 an gerechnet, Anerkennung der presbyterianischen Kirchenverfassung in England und Ausschluß der vornehmsten Anhänger des Königs, vor allem Digbys, von der Amnestie (Ende Juli); der König dagegen, eigner Anschauung und französischem Rate folgend, wollte die Heergewalt nur auf zehn Jahre hergeben, die presbyterianische Kirchenverfassung nur auf drei Jahre anerkennen und dann durch theologische Beratungen und Parlamentsbeschluß eine endgültige Kirchenordnung schaffen (November). Da somit die Aussichten auf Vereinbarung wieder schwanden, verständigten sich die Schotten über den Kopf des Königs hinweg mit dem englischen Parlament. Gegen Zahlung der rückständigen Hilfsgelder (400000 Pfund Sterling) sollte die schottische Armee England räumen und den König ausliefern, ein schmachvoller Handel, den das schottische Volk seinen Führern niemals verziehen hat. Als am 21. Januar 1647 die erste Zahlung erfolgt war, rückten am 30. Januar die Engländer in Newcastle ein, der König aber wurde in strenger Bewachung nach dem prachtvollen Landsitze Holmby in Northamptonshire gebracht.

Heer und Parlament.

Schon aber zeigte das Heer, um dessen Befehl König und Parlament so erbittert gestritten hatten, daß es keinem von beiden zu gehorchen willens sei, sondern als selbständige Macht die höchste Gewalt im Staate an sich zu reißen und beide zu verderben gedenke. Mächtiger in diesen trotzigen Regimentern der „Gottseligen“ als ihre Offiziere waren die Agitatoren, deren jedes zwei bis drei aus seiner Mitte gewählt hatte und die nun im Namen der „Heergemeinde“ dem „Offiziersrat“ eigenwillig entgegentraten. Der Gegensatz zwischen Parlament und Heer trat dann offen zu Tage, als das erstere Anfang März 1647, um sich der schwer lenkbaren Truppen zu entledigen, den Beschluß faßte, sieben Regimenter zu Fuß und vier Reiterregimenter, im ganzen über 11000 Mann, nach Irland zu schicken, in England selbst nur eine kleine Anzahl Festungen besetzt zu halten, die übrigen zu schleifen und die entbehrlichen Truppen zu entlassen. Ein zweiter Beschluß, alle Offiziere sollten den presbyterianischen Covenant beschwören, bedrohte den Independentismus des Heeres und damit die ganze Richtung überhaupt mit Vernichtung. Durch beide hart getroffen, forderten die Offiziere, am 21. März in Fairfax' Hauptquartier zu Saffron Walden in Essex versammelt, in stolzem Tone Entschädigung für ihre Dienste und die Sicherung ihrer künftigen Besoldung. Trotzdem beharrte zunächst das Parlament auf seinem Willen, und es

gelang ihm wirklich, durch Zahlungen und Versprechungen über 100 Offiziere für den Dienst in Irland zu gewinnen. Denen folgten jedoch nur ein geringer Teil der Gemeinen, und als nun das Parlament, um der Sache ein Ende zu machen, am 25. Mai den Beschluß faßte, das Heer überhaupt aufzulösen und seine Kommissare sandte, um ihn zu vollziehen, da fanden diese die Truppen nicht mehr vor, die sie abdanken sollten, und zugleich hatte der Rat der Adjutatoren durch einen kecken Überfall, den Kornett Joyce mit ein paar Schwadronen am frühen Morgen des 2. Juni ausführte, sich der Person des Königs als des wertvollsten Pfandes bemächtigt, womit dieser übrigens im stillen einverstanden war. Damit war der schon eingeleitete Versuch des Parlaments zu neuen Verhandlungen mit ihm vereitelt. Nun ging die Armee von der Abwehr zum Angriff über.

Der erste Sieg des Heeres.

Mit ihrem erlauchten Gefangenen rückte sie von Newmarket über St. Albans drohend gegen London vor, um ihren Forderungen auf Entfernung „aller sündhaften, bestechlichen, gesetzwidrig gewählten und dem Heere feindseligen" Parlamentsmitglieder, auf begrenzte Dauer der Parlamentssitzungen, Garantie des Beschwerderechts und Ordnung der Staatsschuld fühlbaren Nachdruck zu verleihen (14. Juni). Als das Parlament zögerte, in London den Sicherheitsausschuß wiederbildete (S. 464) und die städtischen Milizen einberief, erzwang der Vormarsch des Heeres bis Uxbridge den Austritt von elf namhaft gemachten Mitgliedern (26. Juni), worauf die Truppen bis Reading zurück gingen. Da aber wogten die presbyterianisch gesinnten Massen der Hauptstadt in stürmischer Bewegung auf. Hatte schon die erste Nachgiebigkeit des Parlaments sie verstimmt, so erregte sein Beschluß vom 23. Juli, die Wahlen zum leitenden Ausschuß der Stadtmilizen, von dem die Independenten ausgeschlossen worden waren, zu deren gunsten zu vernichten, die höchste Erbitterung. Begleitet von Tausenden erschien am 26. Juli 1647 der Gemeinderat vor dem Parlamentshause und erzwang den Widerruf jenes schwachmütigen Gesetzes. Darauf aber verließen, sich in ihrer Sicherheit bedroht fühlend, 14 Lords und gegen 100 Gemeine, zum größten Teil Independenten, aber auch viele Presbyterianer darunter, eilig die Hauptstadt, um bei Fairfax Zuflucht zu finden, und lieferten damit dem General und seinem Heere, das sie bei einer Musterung mit dem lauten Zuruf: „Freies Parlament!" empfing, die willkommene Veranlassung, für die bedrohte „Freiheit des Parlaments" einzutreten. Während die Hauptstadt die Milizen aufbot, die Forts und Schanzen besetzte und armierte, sammelte sich die Armee auf der Heide von Hunslow, 20000 Mann stark mit zahlreicher Artillerie, und jeder Gedanke an Widerstand brach zusammen, als in der Nacht des 4. August Oberst Rainsborough die Vorstadt Southwark, gegenüber der City, besetzte. Da erklärten sich der Lordmayor und die Aldermen bereit, die Milizen zu entlassen, den Tower zu übergeben und den General mit ein paar Regimentern einzulassen, während das Parlament die elf ausgestoßenen Mitglieder nicht wieder aufnehmen sollte. So zog am 6. August Fairfax mit seiner Leibwache und vier Regimentern, welche die Wagen der geflüchteten Parlamentsmitglieder umgaben, vom Hydepark her mit großem Gepränge in London ein, vom Lordmayor und den Aldermen ehrerbietig begrüßt, und Dankgebete feierten die „Wiederherstellung der Parlamentsfreiheit".

Bruch zwischen Parlament und König.

In Wahrheit hatte das Heer der Hauptstadt und dem Parlament zum erstenmal den Herrn gezeigt, der Schwerpunkt der englischen Politik drohte sich von Westminster in das Hauptquartier der Armee zu verschieben. Des unausgleichbaren Gegensatzes sich bewußt und die drohende militärische Anarchie fürchtend, dachten die Führer abermals an Versöhnung mit dem König. Cromwell und Ireton trafen mit ihm mehrmals persönlich zusammen und schlugen ihm vor, das Parlament nach Oxford zu verlegen und nach etwa drei Monaten aufzulösen, das anglikanische Bistum unter Zusicherung vollkommener

Religionsfreiheit wiederherzustellen und unter Zusicherung allgemeiner Amnestie vier seiner Anhänger, darunter Digby, von dieser auszuschließen; das Heer sollte London räumen. Aber der König war weit davon entfernt, auf diese Vorschläge ehrlich einzugehen; er dachte lediglich beide Gewalten, Heer und Parlament, gegeneinander auszuspielen und durch einander zu vernichten, um so selbst wieder emporzukommen. Dazu trat dem Willen der Führer abermals der Wille der „Heergemeinde" in den Weg. Sie wollte nichts wissen von einer Versöhnung mit dem König, nachdem der Wille Gottes so sichtbarlich das Königtum verworfen habe, ebensowenig von einer Wiederherstellung des Bistums, sie forderte unbedingte Religionsfreiheit und dazu soziale Reformen, wie sie in England noch nicht erhört worden waren. Wollte der Offiziersrat den Gehorsam erhalten, ohne den sich die Armee aufgelöst hätte, so blieb ihm nichts übrig, als in

280. Schloß Carisbrooke auf der Insel Wight,
Aufenthaltsort Karls I. vom November 1647 bis Juni 1648.

der Sache nachzugeben. In der zweiten Hälfte des November war der Gehorsam wiederhergestellt und durch Erschießung eines Meuterers von drei dazu Verurteilten blutige Sühne genommen worden, aber die Heergemeinde hatte ihren Willen durchgesetzt.

Inzwischen hatte der König Hamptoncourt, wo er, wenig bewacht, fast in alter Weise Hof hielt, in der Nacht des 11. November 1647 wohl unter stillschweigender Zustimmung Cromwells verlassen und war nach der Insel Wight gegangen, wo ihn Oberst Hammond, ein treuer Anhänger des Generals, im alten Schlosse Carisbrooke zuvorkommend aufnahm und ihm zunächst alle Freiheit zum Verkehr mit dem Auslande wie mit den englischen Parteien ließ. Als nun sein Bevollmächtigter im Hauptquartier die inzwischen gänzlich veränderte Lage erfuhr, blieb ihm nichts übrig, als abermals mit dem Parlament anzuknüpfen. Doch wiederum vergeblich. Die Ablehnung der parlamentarischen Forderungen, auf den Heerbefehl für 20 Jahre zu verzichten, alle seit dem 2. Mai 1642 ernannten Peers ihrer Sitze zu berauben, die künftigen nur

mit Zustimmung des Parlaments zu erheben, endlich alle während des Krieges gegen dasselbe ergangenen Beschlüsse zu widerrufen, führten zum offenen Bruch: am 3. Januar 1648 ging nach heißer Debatte im Unterhause mit 140 gegen 92 Stimmen die Bill durch, vom König keine Botschaft mehr anzunehmen. Indem auch die Heergemeinde dem zustimmte, schienen Parlament und Armee gegen den König vereinigt zu sein. Ein Komitee von 21 Mitgliedern, darunter auch Cromwell, der jetzt am Ausgleich mit dem Monarchen verzweifelte, übernahm die Leitung der Geschäfte. So hatte eine kleine Zahl entschlossener Männer, gestützt auf eine kleine, aber durch festen Willen und scharfe Waffen starke Minderheit die Gewalt an sich gerissen, und rücksichtslos hielten diese „Grandees", wie man sie nannte, durch Spionage, Zensur und Gefängnis die murrenden Royalisten und Presbyterianer danieder. So sah die Freiheit aus, um derentwillen englisches Blut vier Jahre lang in Strömen geflossen war!

Erhebungen der Königlichen. (Der zweite Bürgerkrieg.)

Weithin im Lande bäumte sich nun der Zorn dagegen empor. In Wales, in Dorset und Devon, in Sussex und Kent, in Lincoln und Northampton pflanzten die Unzufriedenen, Royalisten und Presbyterianer vereinigt, abermals das königliche Banner auf, ein Teil der Flotte erklärte sich für Karl I., und vor allem rüsteten sich die Schotten, diesmal für ihren angestammten König, die Waffen nach England zu tragen. In geheimem Bündnis hatte ihnen dieser die presbyterianische Kirchenverfassung für England auf drei Jahre und die Besetzung von Carlisle, Newcastle und Berwick zugestanden (26. Dezember). Im April 1648 erschien Hamilton mit 20000 Schotten im nördlichen England, an Zahl und Ausrüstung den independentischen Truppen weit überlegen. Doch mit raschen Schlägen warfen diese kriegsharten Scharen, die Mann für Mann wußten, wofür sie fochten, ihre Gegner zu Boden. Fairfax schlug die Aufständischen von Kent bei Maidstone, schloß sie in Colchester ein und nahm dies nach mehrmonatiger Einschließung mit Sturm (27. August); Warwick drängte die royalistische Flotte nach Holland, Cromwell dämpfte die Bewegung in Wales und wandte sich dann mit nur 8000 Mann gegen die Schotten. In dreitägigen Gefechten um Preston (17. bis 19. August), bei regnerischem Wetter und auf gänzlich durchweichtem Boden schlug er sie vollständig und zwang sie zur Übergabe; als Sieger drang er darauf in Schottland ein, wo sein Erscheinen die strengkirchliche Partei Argyles auf der Stelle wieder ans Ruder brachte, so daß Edinburg den englischen Feldherrn am 4. Oktober als „Befreier" empfing.

„Prides Reinigung" und das „Rumpfparlament".

Doch seine längere Abwesenheit und zugleich die Furcht vor neuem Trotz des siegreichen Heeres brachten die presbyterianische Mehrheit des Unterhauses zu dem Entschluß, nochmals mit dem König (damals in Newport auf Wight) zu verhandeln, diesmal mit besserem Erfolge als je zuvor. Denn der Monarch willigte jetzt in den Verzicht auf die Heergewalt für zwanzig Jahre, in die Besetzung der hohen Ämter nach dem Willen des Parlaments und in den Ausschluß Digbys von der Amnestie; dagegen sollte die Ordnung der Kirchenverfassung nach seinen früheren Vorschlägen erfolgen. Verständigten sich jetzt beide Gewalten, so war die verfassungsmäßige Entwickelung Englands noch zu retten und die Revolution geschlossen. Doch dem kriegerischen Independententume lag an beidem nichts, alles aber an der Behauptung seiner Herrschaft, die ja die Sache Gottes war. Drohend forderte deshalb das Heer den Abbruch der Verhandlungen und ließ den König nach dem finsteren Küstenschloß Hurstcastle bringen; als trotzdem das Parlament am 5. Dezember jene Bedingungen Karls I. als Grundlage weiterer Verhandlungen annahm, erfolgte am 6. Dezember eine nackte Gewaltthat. Auf Weisung des Kriegsrats umstellte Oberst Pride das Parlamentsgebäude mit Fußvolk und Reiterei, verhaftete 47 Mitglieder und zwang 96 zum Austritt. Nach dieser berufenen „Reinigung Prides" (Pride's Purification), war das

König Karls I. von England vom 8. Februar 1649 (29. Januar 1648).

Transskription:

Charles the First A-D 1648

Justice for the trying and judging of Charles
and Lamar [illegible] Anno Dñi 1648
England is and stand [illegible] convicted attainted and condemned of high Treason
[illegible] upon Saturday last was pronounced against him by this Court to be put to death by the
[illegible] of [illegible] execution yet remaineth to be done. There are therefor to will and
[illegible] executed. In the open street before Whitehall upon the morrow being the thirtieth . . day of
[illegible] the hours of tenn in the morning and five in the afternoon of the saind
[illegible] this shall be yor sufficient warrant. And there are to require. All Officers and Souldiers
[illegible] Nation of England to be assisting unto you in this service. Given under our hands and

Übersetzung:

[illegible]ig Karls I. Im Jahre des Herrn 1648.

[illegible] Prozeß und das Urteil gegen Karl
[illegible] vom 29. Januar im Jahre des Herrn 1648.
[illegible] angeklagt, überführt und verurteilt ist und bleibt für Hochverrat
[illegible] von diesem Gerichte am vergangenen Samstag verurteilt ist vom Leben zum Tode gebracht zu werden durch
[illegible] welches Urteil noch auszuführen ist: Wird Euch alle durch Gegenwärtiges aufgegeben und
[illegible] in der öffentlichen Straße vor Whitehall morgen am dreißigsten Tage
[illegible] vormittags und fünf Uhr nachmittags an genannten
[illegible] thun, soll Gegenwärtiges Eure genügende Vollmacht sein. Und hierdurch fordern Wir alle Offiziere und Soldaten
[illegible] Englands auf, Euch in diesem Dienste beizustehen. Gegeben mit unseren Unterschriften und

Befehl zur Hinrichtung König Karls I. von England vom 8. Februar 1649 (29. Januar 1648).

Transskription:

Warrant to Execute King Charles the First. A-D 1648.

At the high court of Justice for the trying and judging of Charles.
Steuart king of England January 29th Anno Dm̃ 1648.

Whereas Charles Steuart King of England is and standeth convicted attaynted and condemned of high Treason and other high crymes. And sentence upon Saturday last was pronounced against him by this Court to be putt to death by the severing of his head from his body of wch Sentence execution yet remaineth to be done. There are therefor to will and ~ ~ require you to see the said sentence executed. In the open street before Whitehall uppon the morrow being the thirtieth . . day of this instant month of January between the hours of tenn in the morning and fffive in the afternoon of the saind ~ day wth full effect. And for so doing this shall be yor sufficient warrant. And there are to require. All Officers and Souldiers and other the good people of this Nation of England to be assisting unto you in this service. Given under our hands and seals.

To Collonell Francis Hacker, Colonell Huncks and Lieutenant Colonell Phoyre and to every of them.

Übersetzung:

Befehl zur Hinrichtung König Karls I. Im Jahre des Herrn 1648.

Beim Ober-Gericht für den Prozeß und das Urteil gegen Karl
Stuart König von England, vom 29. Januar im Jahre des Herrn 1648.

Nachdem Karl Stuart, König von England angeklagt, überführt und verurteilt ist und bleibt für Hochverrat und andere schwere Verbrechen, und er von diesem Gerichte am vergangenen Samstag verurteilt ist, vom Leben zum Tode gebracht zu werden durch Trennung seines Kopfes von seinem Leibe, welches Urteil noch auszuführen ist: Wird Euch also durch Gegenwärtiges aufgegeben und befohlen, genanntes Urteil ausgeführt zu sehen in der öffentlichen Straße vor Whitehall morgen, am dreißigsten Tage dieses Monats Januar, zwischen zehn Uhr vormittags und fünf Uhr nachmittags an genanntem Tage mit voller Wirkung. Und das zu thun, soll Gegenwärtiges Eure genügende Vollmacht sein. Und hierdurch fordern Wir alle Offiziere und Soldaten und andere gute Leute dieser Nation von England auf, Euch in diesem Dienste beizustehen. Gegeben mit unseren Unterschriften und Siegeln.

An Colonel Francis Hacker, Colonel Huncks und Lieutenant Colonel Phayre und an jeden von ihnen.

Anmerkung: Dieses Dokument trägt das Datum von 1648, obwohl die Geschichte uns als Hinrichtungsjahr Karls I. das Jahr 1649 angibt. Diese Abweichung kommt daher, daß die Engländer aus Feindseligkeit gegen den Papst bis zum Jahre 1753 (wie noch heute die Russen) sich weigerten, die Kalenderreform Gregors XIII. (vom Jahre 1582) anzunehmen. Sie fuhren fort, ihr Jahr, wie es bei ihnen seit dem 13. Jahrhundert üblich war, mit dem 25. März (Mariä Verkündigung) zu beginnen, und waren außerdem zu der in Rede stehenden Zeit um 10 Tage in ihrer Zeitrechnung zurück, so daß der 29. Januar 1648 alter Ordnung in Wahrheit der 8. Februar 1649 unserer Zeitrechnung ist. Der Hinrichtungsbefehl muß also richtig so datiert werden:

Am $\frac{29.\ \text{Januar}}{8.\ \text{Februar}}\ 164\frac{8}{9}$.

Warrant to Execute King Charles the First. AD 1648.

At the high Court of Justice for the tryinge and judginge of Charles Steuart Kinge of England January xxix^th Anno Dñi 1648.

Whereas Charles Steuart Kinge of England is and standeth convicted attaynted and condemned of high treason and other high Crymes And sentence uppon Saturday last was pronounced against him by this Court to be putt to death by the severinge of his head from his body Of wth sentence execution yet remayneth to be done These are therefore to will and require you to see the said sentence executed In the open Streets before Whitehall uppon the morrowe being the Thirtieth day of this instant moneth of January betweene the hours of Tenn in the morninge and ffive in the afternoone of the same day wth full effect And for soe doing this shall be yor sufficient warrant. And these are to require All Officers and Souldiers and other the good people of this Nation of England to be assistinge unto you in this service Given under our hands and Seales.

To Collonell ffrancis Hacker Colonell Hunks and Lieutenant Colonell Phayre and to every of them

Jo Bradshawe
Tho: Grey
O Cromwell
Edw: Whalley
Jo Lisle
John Okey
J Danvers
Jo: Bourchier
H Ireton
Tho Mauleverer
Har: Waller
John Blakiston
J Hutchinson
Willi Goffe
Thomas Pride
Pe Temple
J Harrison
Hewson
Henry Smyth
Per Pelham
Ri Deane
Robert Tichborne
J Downes
Daniel: Blagraue
Owen Rowe
William Jersey
Ed: Scrope
James Temple
Garland
Edm: Ludlowe
Henry Marten
Vincent Potter
Wm: Constable
Rich Ingoldesby
Will: Cawley
Jo Barkstead
Isaa Ewer
John Dixwell
Valentine Wauton
Symon Mayne
Tho: Horton
J Jones
John Moore
Gilbt Millington
G Fleetwood
J Alured
Robt Hilburne
Will Say
Anth. Stapley
Gre: Norton
Tho. Challoner
Tho. Wogan
John Venne
Gregory Clement
Jo: Downes
Tho Wayte
Tho. Scot
Jo: Carew
Miles Corbet

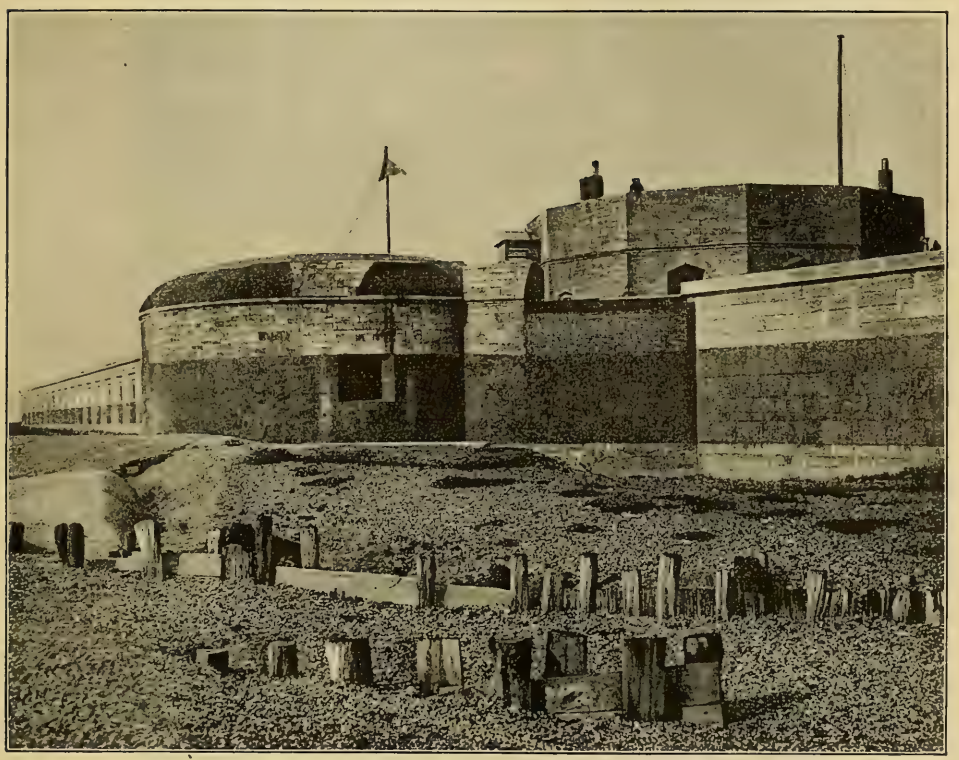
Befehl zur Hinrichtung König Karls I. von England vom 8. Februar 1649 (29. Januar 1648).

PUBLIC LIBRARY

„Rumpfparlament“, nur etwa 80 Mitglieder stark, ein willenloses Werkzeug der Armee, England der Militärherrschaft verfallen, der König verloren.

Prozeß des Königs.

Die Independenten, durch ihren Sieg jetzt mehr als jemals in ihrer Überzeugung befestigt, die Sache Gottes gegen seine Feinde zu vertreten, waren entschlossen, den „Blutmann Karl Stuart“ zur Rechenschaft zu ziehen für das unschuldige Blut, das er vergossen habe und das um seinetwillen geflossen sei. Von einer Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen war dabei keine Rede, wie es stets der Fall zu sein pflegt, wenn abstrakte Lehrmeinungen im Staate unfehlbare Geltung beanspruchen. Am 22. Dezember 1648 wurde ein Ausschuß von 38 Parlamentsmitgliedern zur Erhebung



281. Hurstcastle, am Solent gegenüber Wight.
wo Karl I. von Mitte November bis 23. Dezember 1648 als Gefangener verweilte.
Nach einer Originalphotographie.

der Anklage niedergesetzt, die nun den König des Hochverrats beschuldigte, weil er den irischen Aufstand angestiftet und den Versuch gemacht habe, die Freiheiten des Volkes zu untergraben. Am 1. Januar 1649 genehmigte das Unterhaus die Anklage und verfügte die Bildung eines Ausnahmegerichtshofes von 150 Männern (darunter Cromwell, Ireton, Pride u. a. m.) unter dem Vorsitze John Bradshaws, eines gelehrten Juristen von untadelhaftem Rufe und festem Charakter; daß das Oberhaus — damals nur 16 Lords — seine Zustimmung standhaft verweigerte und das Unterhaus auf etwa ein Siebentel seines Bestandes herabgesunken, also geradezu ein Hohn auf den Begriff einer Volksvertretung war, machte die Independenten nicht irre. Nach den einleitenden Förmlichkeiten begann am 20. Januar die eigentliche Verhandlung in der West-

minsterhalle; hier erschien der König, anfangs zu Windsor, jetzt im St. Jamespalast in enger Haft gehalten, dreimal vor seinen Richtern. Niemals ist er stolzer, selbstbewußter, beredter gewesen. Die Zuständigkeit des Gerichtshofes anzuerkennen, lag ihm fern; die einzelnen Punkte der Anklage zu widerlegen, wäre ihm wohl nicht schwer gefallen, er aber hielt wie immer am göttlichen Rechte des Königtums gegenüber der Volks-

282. John Bradshaw, Vorsitzender des Ausnahmegerichtshofes über König Karl I.
Nach einem Kupferstiche von S. Freeman.

souveränität fest und erklärte, daß er hier stehe als Vertreter der Freiheit des englischen Volkes, die durch die an ihm geübte Willkür aufs schwerste bedroht sei. Daß zwischen solchen Anschauungen eine Vermittelung undenkbar sei, wußte er, um so schärfer hob er den Gegensatz heraus. Er mußte auch bald erkennen, daß er keine Gnade zu erwarten habe, aber er verschmähte es, was er vielleicht gekonnt hätte, sich zu retten, indem er wie man ihm vorschlug, die Armee als selbständigen Körper unter ihren vom Kriegsrat zu ernennenden Offizieren anerkannte; er sagte, daß er sein Volk nicht der Willkür

einer bewaffneten Partei aufopfern wolle. So wurde ihm schon am 24. Januar in der Schlußsitzung das Urteil verkündigt, daß Karl Stuart als Tyrann, Verräter, Mörder und Feind des Gemeinwesens durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. Einen letzten Versuch des Monarchen, zu sprechen, verhinderte man mit beleidigender Hast durch seine Abführung, am 29. wurde der Befehl zur Hinrichtung unterzeichnet.

Hinrichtung Karls I.

Karl hatte abgeschlossen mit dem Leben, von seinen Kindern Abschied genommen und war im Bewußtsein, daß er als „Märtyrer" sterbe, fast heiteren Mutes, als er am Vormittage des 30. Januar 1649, begleitet vom Bischof Juxon von London und Oberst Tomlinson, umringt von Bewaffneten, von St. James aus seinen letzten Gang antrat. Um 12 Uhr langte der Zug im Whitehallpalaste an, den der König in seiner glänzendsten Zeit gebaut hatte; von einem Fenster des ersten Stockwerks aus betrat er über eine Brücke das schwarz verhangene Gerüst und sah von dort aus hinab auf die Tausende, die sich hinter starken Truppenmassen in atemloser Spannung drängten. Noch sprach er dann einige Worte mit lauter Stimme; er lehnte nochmals die Verantwortung für den Bürgerkrieg ab, aber er bekannte, daß das ungerechte Urteil über ihn ein andres ungerechtes an ihm heimsuche, das er einst selber zugelassen habe — der Schatten Straffords schwebte über ihm — doch er sterbe als ein Märtyrer des Volkes. Dann gab er, niederknieend, selbst das Zeichen zum tödlichen Streiche. Der Henker hob das abgeschlagene Haupt empor mit den Worten: „Das ist der Kopf eines Verräters!" Aber die Tausende um das Gerüst antworteten unwillkürlich mit einem furchtbaren Schrei, „in dem sich das Gefühl der Schuld und der Ohnmacht mit dem Schrecken durchdrang, wie in einem Naturlaut, dessen grauenhaften Eindruck die, welche ihn vernahmen, niemals wieder haben verwinden können."

Als ein Märtyrer ist Karl I. nicht gestorben, insofern er zu nichts weniger als zum Dulden geschaffen war und lange Jahre höchst willkürlich geschaltet hat. Aber es ist etwas von einem tragischen Helden in ihm, denn er hat sein Leben eingesetzt für seine persönliche Überzeugung, und hat, indem er an der bischöflichen Kirche festhielt und die selbständige Stellung des Heeres, wie sie zuletzt gefordert worden war, verwarf, nicht nur jene gerettet, sondern auch die Grundlagen der englischen Freiheit, ohne die das spätere parlamentarische Regiment unmöglich gewesen wäre.

England als Republik.

Die parlamentarische Republik.

(1649—53.)

Die neue Verfassung.

Mit dem Tode König Karls I. war das nächste Ziel der Independenten erreicht: England war Republik geworden, wenngleich gegen den Willen der ungeheuren Mehrheit seiner Bewohner. Wie die wirkliche Stimmung war, bewies am besten die Aufnahme der Schrift des Bischofs von Exeter, „Eikón basiliké" (Königsbildnis), die, fromme Todesbetrachtungen Karls I. enthaltend, den König als Märtyrer darstellen sollte und 47 Auflagen erlebte. Dem gegenüber blieb Miltons Gegenschrift „Eikonoklástes" (Bilderstürmer) von weit geringerer Wirkung. Zunächst fiel die höchste Gewalt den „Grandees" und dem Unterhause anheim, denn die Lords versammelten sich seit dem 5. Februar 1649 nicht mehr, nachdem die Gemeinen den Beschluß gefaßt hatten, das „andre Haus" nicht weiter zu berücksichtigen, da es als unnütz und gefährlich abgeschafft zu werden verdiene. Am 7. Februar erklärte sodann das Parlament das

Königtum für aufgehoben, am 14. wurde ein Staatsrat von 38 Männern mit höchst umfassender Gewalt als oberste Regierungsbehörde gebildet.

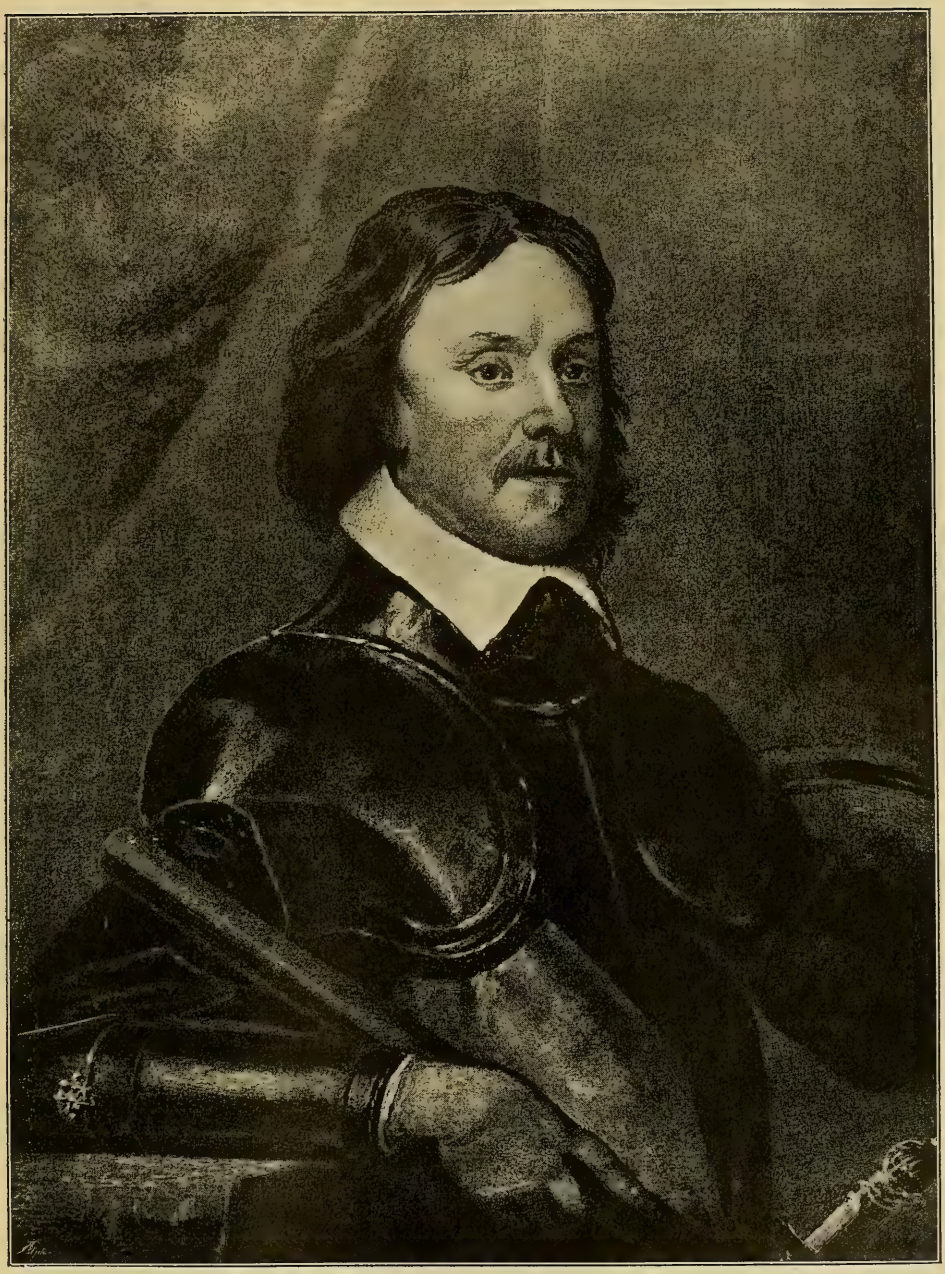
Oliver Cromwell.

Doch der so geschaffene Zustand beruhte nicht nur auf höchst unsicheren Rechtsgrundlagen, er wurde auch von Anfang an von Gefahren aller Art aufs schwerste bedroht, Gefahren, denen nur der Mann sich gewachsen zeigte, der schon an der Entscheidung des Bürgerkrieges den hervorragendsten Anteil genommen hatte: Oliver Cromwell.

Seine Familie verdankte ihr Emporkommen in erster Linie jenem Thomas Cromwell, dem als Erzbischof von Canterbury und Kanzler Heinrichs VIII. eine so bedeutende Rolle in der Reformationsgeschichte Englands zugefallen war (s. Bd. V, S. 583 ff.). Ihm zu Ehren hatte Roger Williams, dem er zwei reiche Abteien in Huntingdonshire verschafft, den Namen Cromwell angenommen. Einer von Williams' Enkeln, Robert Cromwell, hatte sich mit Elisabeth Steward verheiratet, die ihm den Knaben Oliver am 25. April 1599 gebar. Den ersten Unterricht erhielt der junge Oliver von dem puritanischen Geistlichen Beard; doch die zu Ostern 1616 in Cambridge begonnenen höheren Studien unterbrach schon im Juni 1617 der Tod des Vaters, der den eben achtzehnjährigen Sohn zum Haupte seines Hauses machte. Er fand indes Zeit, sich in London zur Advokatur vorzubereiten. Daß er dort ein wüstes Leben geführt habe, hat später der Haß seiner Feinde wohl behauptet, aber nicht zu beweisen vermocht, wenigstens hielt er das väterliche Vermögen gut zusammen. Im August 1620 bereits mit Elisabeth Bourchier glücklich vermählt, durchlebte er in den nächsten Jahren eine Zeit innerlicher Einkehr und religiöser Vertiefung, die ihn zum überzeugten Puritaner machte. Daß er aber durch praktische Tüchtigkeit und ernsten Sinn auch das Vertrauen seiner Nachbarn früh gewann, beweist seine Wahl zum Parlament von 1628 und zum Friedensrichter in seiner Grafschaft, als welcher er auch eifrig für die alte Stadtverfassung von Huntingdon eintrat, welche die Regierung verändert hatte. Doch siedelte er im Jahre 1631 nach der Gegend von Cambridge über, erst nach St. Ives, dann nach Ely, und beschäftigte sich hier eifrig mit Viehzucht und Verbesserung seiner Wiesen, gehörte auch der großen Gesellschaft an, die damals die Austrocknung der ausgedehnten Bruchländereien (Fenns) rings um den Wash betrieb, und dachte so wenig daran, dieses ihm zusagende thätige Leben aufzugeben, oder gar, wie gefabelt worden ist, nach Nordamerika auszuwandern, daß er vielmehr eben damals Pachtverträge auf 21 Jahre abschloß.

Doch bald forderte das Geschick ihn für größere Aufgaben. Im Kurzen wie im Langen Parlament vertrat er Cambridge neben einem entschiedenen Royalisten, den feinen Kavalieren des königlichen Hofes allerdings nur auffällig durch seine etwas nachlässige, keineswegs elegante Kleidung, die kräftige, untersetzte Gestalt, das derbe, vom Sonnenbrand gerötete Antlitz und die scharfen Augen unter buschigen Brauen. Selten sprach er und dann mit einer nicht angenehmen, schrillen Stimme, aber sein Feld war überhaupt nicht die parlamentarische Debatte. Erst als der Waffenkampf begann, entfaltete er, vom Landedelmann rasch zum Soldaten umgewandelt, seine Größe. Wie er dann erst eine kleine Schar Dragoner aus den wohlhäbigen puritanischen Pächtern und Freibauern seiner Landschaft bildete, später an der Spitze der Reiterei den Sieg von Marstonmoor entschied, das ganze Heer umbildete und endlich die königliche Macht zerschmetterte, ist bereits erzählt worden.

Ihm erwuchs die sittliche Kraft aus tiefernster protestantischer Überzeugung, die genährt wurde durch fortwährendes Lesen der Heiligen Schrift, und so ganz vertraut wurden ihm dadurch die Gestalten und Ereignisse der biblischen, besonders der althebräischen Vorzeit, daß ihm die der Gegenwart fast wie Wiederholungen derselben erschienen, und ihm der Brauch, in biblischer Sprache zu reden, zur andern Natur geworden war. In der festen, ehrbaren Zucht seines Hauses, in dem wunderbaren Geiste seines Heeres zeigte sich die praktische Wirkung dieser Frömmigkeit. Wenn ihn nun deshalb Kunst und Poesie nicht berührten, so war er doch keineswegs ohne Sinn für höhere Bildung. Der später puritanisch umgestalteten Universitäten von Oxford und Cambridge nahm er sich persönlich an, für den Norden dachte er eine neue Hochschule in Durham zu gründen, den feinen Dichter John Milton machte er zu seinem Staatssekretär und zum feurigsten Verfechter seiner Sache. Daß er nach der Herrschaft gestrebt habe, wie etwa Napoleon I., läßt sich nicht behaupten; wirkliche Herrschsucht lag ihm fern. Anderseits galt ihm der parlamentarische Gedanke der Volkssouveränität wenig, das allgemeine Beste alles; Gott wolle nur, meinte er, daß es eine oberste Gewalt gebe, die Art derselben hänge durchaus von den Umständen ab. Deshalb hat dieser nüchterne Praktiker das Königtum ebensowenig grundsätzlich be-

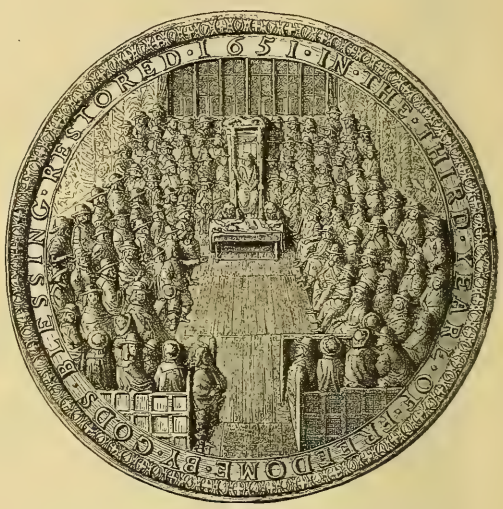


283. Oliver Cromwell im 58. Lebensjahre.

Nach dem Gemälde Robert Walkers in der Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg.

kämpft, wie irgendwie dafür sich begeistert; er nahm keinen in seine Schwadronen auf, der auf dem Schlachtfelde seine Pistole nicht ebensogut auf den König richten könne, wie auf jeden andern. Er wechselte deshalb seine Mittel ganz nach der jeweiligen Lage, ohne des Vorwurfs der Heuchelei zu achten, der ihm damals wie später entgegengeschleudert worden ist. Die Macht fiel ihm schließlich zu, weil es keinen andern gab, der sie zu handhaben vermochte, und doch die vielköpfige Leitung des Staatsrats und des Parlaments sich als vollkommen unzulänglich erwies gegenüber den verworrenen Bewegungen im Innern und den schweren Kämpfen nach außen. Und als er die Gewalt besaß, da hat er sie allerdings in ganz persönlicher Weise geübt, doch stets so, wie ihm das Beste des Volkes zu fordern schien, mit gewaltthätiger Rücksichtslosigkeit wie mit genialem Scharfblick, als der größte Beherrscher, den England jemals gehabt hat.

284. Siegel des Parlaments der englischen Republik.
Die Inschrift lautet:
The seale of the parliament of the commonwealth of England.



285. Großes Staatssiegel von England nach Aufrichtung der Republik.
Geschnitten von Thomas Simon.
Nach Stern.

Nachdem am 7. Februar 1649 die Königswürde förmlich abgeschafft worden, wurde das alte Reichssiegel zerbrochen und ein neues angefertigt, welches auf der einen Seite die Karte von England und Irland, auf der andern die Versammlung der Gemeinen im Parlamente zeigte. Die Umschrift lautete: „Im dritten Jahre der durch Gottes Gnade wiederhergestellten Freiheit 1651."

Religiöse und soziale Sekten.

Im Innern waren der parlamentarischen Republik nicht sowohl die Royalisten gefährlich, als die Radikalen unter den Independenten selber, namentlich im Heere. Im Mai 1649 erhob sich sogar ein bewaffneter Aufstand für eine Umgestaltung der Verfassung im demokratischen Sinne, der allerdings rasch unterdrückt wurde, aber doch tiefe Gärung verriet, und noch weiter als jene gingen die damals auftauchenden Levellers (Gleichmacher) unter John Lilburne, die Freiheit von Abgaben und persönlichen Unterhalt für jeden, der arbeiten wolle, forderten; ja schon begannen hier und da Haufen von Landvolk die Gemeindeländereien der Ortschaften zu bebauen, denn der gegenwärtige Besitzstand beruhe auf der normännischen Eroberung und habe mit dem Sturze des Königtums seinen Rechtsgrund verloren. Verwandt mit ihnen waren die Fünfmonarchenleute oder Millenarier, die in der Hoffnung auf das Tausendjährige Reich alle bestehende Ordnung verwarfen, wie einst die Wiedertäufer (s. Bd. V, S. 339 f.), und die Antinomianer, die lediglich die innere Erleuchtung gelten lassen, von dem äußeren Gesetz dagegen nichts wissen wollten. Harmloser dagegen schienen die

Quäker (Zitterer), die mit ihrem Stifter, dem Schuhmacher George Fox (gest. 1691), des innigen Glaubens lebten, daß alles religiöse Bewußtsein unmittelbar vom göttlichen Geiste gewirkt werde, alles Äußere daher, auch die Sakramente, das Predigtamt, ja alle Theologie unnützes Menschenwerk sei. Schon mehr in das politisch-gesellschaftliche Leben griff es allerdings ein, wenn sie auch Kriegsdienst, Eid und Zehnten verwarfen. Anschauungen derart bedrohten ganz England mit einer sozialen Umwälzung.

Zu diesen inneren Bewegungen gesellte sich der fortdauernde irische Aufstand und im Norden eine royalistische Erhebung Schottlands.

Fortgang des irischen Aufstandes.

Die Abkunft, die in Irland der Vizekönig Ormond im März 1646 dahin getroffen hatte, daß den katholischen Iren Freiheit der Religionsübung und Amnestie gewährt werden sollte, wofür sie den König mit 10000 Mann zu unterstützen versprachen, hatte nicht nur der größte Teil der Geistlichkeit, sondern auch die Generalversammlung in Kilkenny (Anfang 1647) als ungenügend zurückgewiesen, beide unter dem Einfluß des päpstlichen Nuntius Giambattista Rinuccini, der im Oktober 1645 mit Geld und Waffen angelangt war und damit umging, Irland ganz von England loszureißen und unter spanisch-römischem Schutze einem katholischen Fürsten zu übertragen. Um dies zu verhindern, übergab Ormond am 28. Juli 1647 Dublin den Truppen des Parlaments und rettete dadurch die Insel für England. Denn alsbald trat ein Umschwung ein, die Iren wurden mehrmals geschlagen, die englisch-katholische Partei erhielt das Übergewicht und rief Ormond zurück, der im September 1648 in Cork landete, worauf Rinuccini im März 1649 das Land verließ. Eben war der neue Vertrag, den Ormond geschlossen hatte und der den Katholiken neben der Religionsfreiheit auch den Besitz der Kirchengüter gewährte, in Kilkenny feierlich verkündigt worden (Januar 1649), als die Botschaft von der Hinrichtung Karls I. die Insel wieder in den schroffsten Gegensatz zu England brachte. Sie erkannte sofort seinen Sohn Karl II. als König an, und Ormond, der im Mai 11000 Mann um sich sah, dachte ernsthaft daran, ihn von Irland nach England zurückzuführen, während die flüchtigen Kavaliere von den Scillyinseln und Jersey aus die englischen Gewässer beunruhigten.

Cromwell in Irland und die Unterwerfung der Insel.

Da ernannte der Staatsrat Cromwell auf drei Jahre zum Höchstkommandierenden und Generalgouverneur für Irland mit unbeschränkter Vollmacht. Wie ein Fürst zog er am 10. Juli 1649 von London aus in einer von sechs flandrischen Pferden gezogenen Karosse, umgeben von einer Leibwache aus 80 Offizieren; mit 15000 Mann auf 100 Schiffen landete er von Milfordhaven bei Pembroke aus am 15. August in Dublin. Er kam „um Rechenschaft zu fordern für das unschuldige Blut, das hier vergossen worden war", und mit erbarmungsloser Härte, wie einst die Israeliten an den Kananitern, nahm er sie. Ormond hatte seine besten Truppen, 3000 Mann, nach dem nahen, sehr festen Drogheda (Treda) geworfen; doch nach nur achttägiger Belagerung nahmen die Veteranen Cromwells, da die Besatzung die Übergabe abwies, den Platz mit Sturm und ließen alles, was sie darin antrafen, bei 3000 Menschen, darunter Weiber und Kinder, über die Klinge springen (11. September). Dasselbe schreckliche Schicksal ereilte dann auch Wexford; Cork und andre Plätze ergaben sich sofort. Darauf traten die englischen Truppen Ormonds meist zu Cromwell über, nur die katholischen Iren setzten den Widerstand noch fort, auch als Cromwell im Frühjahr 1650 zur Bekämpfung der Schotten abberufen und seinem Schwiegersohne Ireton der Posten übertragen worden war. Bis zum Mai 1652, wo das damals sehr bedeutende Galway in Connaught fiel, brach dieser die letzten Kräfte der Aufständischen, wenn auch einzelne Haufen sich noch als „Tories" (Räuber) in unzugänglichen Sumpf- und Berggegenden behaupteten. Am 27. September 1652 erklärte das eng-

lische Parlament den Krieg für beendet. Wer nicht in der revolutionären Regierung gesessen und keinen Engländer ermordet hatte, durfte im Lande bleiben oder auswandern, aber von Religionsfreiheit war keine Rede, und fast alles Land wurde in den drei Provinzen Munster, Leinster und Ulster eingezogen; nur Connaught, die unfruchtbarste, blieb den alten Eigentümern, und nur dort wurde den Katholiken der Aufenthalt gestattet. Da wanderten 40000 Waffenfähige mit Ormond aus, während 20000 Kriegsgefangene in die Zuckerrohrpflanzungen Westindiens geschleppt wurden. Entsetzliche Lücken hatten außerdem das Schwert, Hunger und Seuchen in die Bevölkerung gerissen, wie man denn berechnet hat, daß von 1466000 Einwohnern bis zum Jahre 1652 etwa 616000 umgekommen seien, und daß in einzelnen Strichen auf eine Strecke von 20—30 (englischen) Meilen kein lebendes Wesen existiert habe; der Viehstand war fast vernichtet, und der Ackerbau lag gänzlich danieder. Aber das alles dachte Cromwell wiederzuersetzen durch Besiedelung des Landes mit englisch-protestantischen Kolonisten, die es zugleich fest an England ketten sollten, und in der That begann noch unter seiner harten Herrschaft die Insel sich wieder zu erholen, „fast unter den Hufen seiner Rosse". Doch englisch ist sie trotz alledem nicht geworden.

Unterwerfung Schottlands.

Dieselbe eiserne Hand, die Irland bezwang, legte sich gleichzeitig auf Schottland. Mit der Aufrichtung der englischen Republik war der längst vorhandene Gegensatz zwischen den dort herrschenden Independenten und den presbyterianischen Schotten zu offener Feindschaft geworden. Obwohl in die strengen und die gemäßigten Covenanters (unter Argyle) gespalten, fühlten sich die Schotten doch einig in dem Abscheu gegen die englischen „Königsmörder" und riefen auf die erste Kunde von Karls I. Ende den Prinzen von Wales als Karl II. zum König aus. Unweit Aberdeen gelandet, wurde der junge Fürst (geb. 29. Mai 1630) als König ausgerufen (24. Juni 1650), freilich erst, nachdem er die anfangs verweigerte Anerkennung der presbyterianischen Kirche in Schottland und England unter dem Eindruck der irischen Siege Cromwells ausgesprochen hatte. Gegen diese drohende Erhebung der Stuarts in Schottland sandte England 15000 Mann unter Cromwell ins Feld. Es war, als ob zwei bewaffnete religiöse Sekten aufeinanderstießen, von denen jede im unmittelbaren Dienste Gottes zu stehen meinte. Denn das englische Heer verkündete in einer feierlichen Erklärung, daß es „in der Furcht Gottes und mit einem Herzen voll Liebe und Mitleid" den Zug gegen die Schotten antrete, da sie das beschworene Bündnis gebrochen hätten, und diese wiederum rechtfertigten sich öffentlich und entfernten alle der Teilnahme an dem früheren Feldzuge (gegen Karl I.) Verdächtigen aus der Armee. Bei Berwick überschritt Cromwell den Tweed und rückte über Dunbar gegen Edinburg vor, durch ein fast menschenleeres Land, denn der Schrecken der irischen Blutthaten hing an seinen Fahnen. Zwar unterstützte ihn die englische Flotte, die längs der Küste segelte, doch Mangel und Krankheiten zwangen ihn wieder zum Rückzuge nach Dunbar, und die schottische Stellung auf den Höhen zwischen Leith und Edinburg erwies sich als unangreifbar. Da drängten ihre siegessicheren Geistlichen die Schotten gegen den Willen ihres Feldherrn David Lesley zum Vormarsch gegen Cromwell in dem grauenden Morgen des 3. September 1650. Doch dieser rief beim Anblick der feindlichen Kolonnen triumphierend aus: „Sie kommen hernieder, der Herr hat sie in unsre Hände gegeben!" und warf die ehernen Heersäulen seiner „Gottseligen" auf den rechten Flügel der Schotten. Da deren ausgedehnte Schlachtordnung ihnen kein wirksames Ineinandergreifen gestattete, so erfochten die Engländer binnen einer Morgenstunde den glänzendsten Sieg. Das schottische Heer wurde völlig zersprengt, verlor 10000 Gefangene, 200 Fahnen und 32 Geschütze. Fast unmittelbar darauf fielen Edinburg, Leith und Linlithgow.

Karls II. Einbruch in England. Worcester.

Aber während sich nun die strengen Covenanters mit Cromwell verständigten, hielt Argyles Partei an Karl II. fest, bildete ihm aufs neue ein Heer und ließ ihn, nachdem er den Covenant beschworen hatte, am Neujahrstage 1651 in Scone mit den alten Feierlichkeiten krönen. Bei Stirling zwischen Clyde und Forth nahmen darauf die Schotten eine feste Aufstellung, nicht nur, um ihr Land zu verteidigen, sondern vor allem, um in England einzubrechen, wo sie auf Hilfe von den Royalisten hofften. Ungestört von Cromwell, der nordwärts nach Perth gezogen und selbst leidend war, überschritt Karl II. am

286. David Lesley, Führer des schottischen Heeres.
Nach einem Gemälde von Peter Lely gestochen von H. Robinson.

7. August 1651 mit etwa 11000 Mann die englische Grenze und gelangte in eiligem Marsche, nicht aufgehalten, aber auch so gut wie gar nicht unterstützt, bis nach Worcester am Severn. Doch die englische Reiterei folgte ihm auf dem Fuße, und am Jahrestage der Schlacht von Dunbar, am 3. September 1651, faßte ihn Cromwell, und vernichtete in erbittertem Kampfe, der sich bis in die Straßen der Stadt hinein fortsetzte, sein ganzes Heer. Unter den Gefangenen befand sich auch Lesley; der König selbst entkam und fand erst nach sechswöchigem Umherirren ein Segelboot, das ihn nach Frankreich führte. Nachweislich erkannten ihn auf seiner Flucht mindestens 45 Personen, ohne daß eine den ausgesetzten Preis von 1000 Pfund Sterling sich hätte verdienen wollen. Die royalistisch gesinnten Lords traf darauf die Strafe der

Gütereinziehung, einzelne auch der Tod. Die königlichen Sammlungen und Hausgeräte wurden jetzt versteigert, die überflüssigen Kirchen auf Abbruch verkauft, die Glocken zu Schiffskanonen umgegossen. Dann erklärte ein Parlamentsbeschluß Schottland mit England vereinigt; feste Burgen und eine Armee von 7000 Mann unter General Georg Monk hielten es danieder.

Seekrieg gegen die Kavaliere.

Da ging nun auch der Widerstand der „Kavaliere" unter den Prinzen Ruprecht und Moritz von der Pfalz rasch zu Ende. Im April 1649 lief Robert Blake gegen sie aus (geb. 1598), ein Mann von echt puritanischer Art, der gelehrte Bildung mit religiösem Geiste, glühende Vaterlandsliebe mit gewaltiger Thatkraft verband. Schon früher als Verteidiger Tauntons mit Ehren genannt, wurde er jetzt, ohne daß er je ein Schiff befehligt hätte, als Admiral an die Spitze der Flotte gestellt, deren Mannschaft ihn bald hoch verehrte und seitdem zu ihren größten Führern zählte. Er jagte die Prinzen aus den englischen Gewässern nach der spanisch-portugiesischen Küste, vernichtete ihr Geschwader im Hafen von Cartagena und zwang sie zur Flucht nach Westindien, wo Moritz in einem Schiffbruch umkam, während Ruprecht in Frankreich Zuflucht fand. Darauf nahm Blake nach heftiger Beschießung St. Mary, den Hauptort der Scillys, und zwang endlich auch das unangreifbar scheinende Elisabethcastle auf Jersey zur Übergabe (1651). Siegreich flatterte allerorten die Flagge der englischen Republik, das rote Kreuz im weißen Felde.

Die Navigationsakte.

Und bald triumphierte es auch über das dreifarbige Banner der Niederlande. Da durch die Glaubens- und Stammesverwandtschaft beide Republiken im Grunde aufeinander angewiesen waren, so hegte die englische Regierung und ganz besonders Cromwell an sich nichts weniger als den Gedanken an Krieg, vielmehr bemühten sie sich ernstlich, beide Staaten miteinander in die engste Verbindung zu bringen. War aber schon vor Wilhelms II. Tode (6. November 1650) die Unterstützung, die dieser als Schwiegersohn Karls I. den Stuarts gewährte, in England sehr anstößig gewesen, so weigerten sich auch nachher die Generalstaaten, Karl II. ihren Schutz zu entziehen; anderseits nahm England das unbequeme Recht in Anspruch, holländische Schiffe nach royalistischen Kriegsbedürfnissen durchsuchen zu dürfen. Entscheidend jedoch wirkte der handelspolitische Gegensatz. Als nämlich die royalistisch gesinnten Einwohner der englischen Kolonien Barbados und Virginien nicht mehr mit dem Mutterlande, sondern nur noch mit Holland verkehren wollten, erließ am 9. Oktober 1651 das Parlament die Navigationsakte, die dem niederländischen Handel, soweit er England betraf, einen tödlichen Stoß versetzte. Denn fortan sollten europäische Waren nur auf Schiffen des Ursprungslandes oder auf englischen Schiffen, überseeische nur auf solchen nach britischen Häfen gebracht werden dürfen, während doch die Größe Hollands auf dem Zwischenhandel beruhte. Alle Unterhandlungen Hollands aber wegen Aufhebung der verderblichen Maßregel blieben fruchtlos.

Der erste Seekrieg mit Holland.

Kein Wunder, daß die bedrohte Republik alle Kräfte anspannte, um in einem von beiden Seiten mit äußerster Anstrengung gefochtenen Seekriege den Schlag abzuwenden. Zuerst im Mai 1652 stieß Martin van Tromp (geb. 1597) mit seinem Geschwader auf der Höhe von Dover mit Blake zusammen, ohne daß eine Kriegserklärung vorhergegangen wäre. Die Forderung Blakes, die Flagge vor der englischen zu senken, beantwortet der Holländer mit einer Breitseite, und ein mehrstündiger Kampf begann. Um den Krieg zu vermeiden, betrachteten indes die Generalstaaten den Zusammenstoß als einen unglücklichen Zufall und setzten die Verhandlungen fort. Aber das englische Parlament wollte den Krieg, schon um sich in einer siegreichen Flotte ein Gegengewicht gegen das gefährliche Landheer zu verschaffen, und so nahmen ihn die Holländer auf. Im August siegte Michael de Ruyter (geb. 1607) bei Plymouth

über Ascue, und nach einer Niederlage des Cornelius de Witt bei North-Foreland an der Küste von Kent (Ende September) schlug Tromp abermals, mit 73 Kriegsschiffen und 100 Kauffahrern ausgelaufen, am 10. Dezember (30. November) Blake an der Küste von Essex. Doch er triumphierte zu früh, als er mit einem Besen am Hauptmast seines Schiffes durch den Kanal fuhr zum Zeichen, daß er ihn bald von

287. Admiral Robert Blake.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Thomas Preston.

den Engländern rein fegen wolle. Denn trotz Sturm und Kälte erschien sein großer Gegner Blake bald abermals auf See, und am 18. Februar 1653 entbrannte über die ganze Breite des Kanals hinüber von Portland bis Kap La Hogue jene dreitägige Seeschlacht, in der die Engländer, im Vorteil durch die Größe und die Zahl ihrer Schiffe (153 gegen 76), die Niederländer bis zur Vernichtung schlugen und die vereinzelten Reste zwangen, in festländischen Häfen Schutz zu suchen. Eine neue zweitägige Schlacht bei Nieuwpoort und Dünkirchen (11. und 12. Juni) blieb unentschieden, aber die Blockade der niederländischen Häfen war nicht mehr zu

hindern. Um sie zu brechen, lieferte van Tromp, durch 26 neue Schiffe verstärkt, vom 8. bis 10. August auf der Höhe von Scheveningen seine letzte Seeschlacht. Doch seine tödliche Verwundung entschied sie für die Engländer, und damit ging die Widerstandskraft Hollands zu Ende. Etwa 1600 Kauffahrer hatte es binnen fünfzehn Monaten verloren, der Walfischfang war unterbrochen, selbst der Ostseehandel gefährdet. In Amsterdam stockten bald alle Geschäfte, und 1500, nach andern gar 3000, Häuser standen dort leer. Dazu hob die oranische Partei ihr Haupt drohend empor: Enkhuizen steckte die oranische Fahne auf, Haarlem forderte sogar den kleinen Prinzen Wilhelm zum Generalkapitän, mehrere andre Städte veränderten ihre Stadträte im oranischen Sinne, und zahllose Schmähschriften hagelten auf das Haupt der Staatenpartei, den Ratspensionär Jan de Witt, hernieder.

Auflösung des Rumpfparlaments.

Inzwischen drängten auch in England die Dinge zur Entscheidung. Cromwell stand dem Parlament wie eine selbständige Macht gegenüber, nicht nur, weil seine Erfolge ihn weit über die Bedeutung eines gewöhnlichen Generals emporgehoben hatten, sondern vor allem, weil er das anerkannte Haupt der Independenten war, die in der Armee ihre bewaffnete Vertretung fanden. In seinen Siegen glaubte dies gottselige Heer den Beweis zu besitzen, daß es die Sache Gottes führe, daß es also die Pflicht habe, die zu bekämpfen, die seine Feinde seien. Und dies war in erster Linie das presbyterianische Parlament. Schon die Amnestie für alle Anhänger des Königs, welche die neue Ordnung anerkannten (Februar 1652), war nicht ganz nach dem Sinne der Armee, noch viel weniger, daß das Parlament die presbyterianischen Geistlichen in ihren Pfründen und Zehnten schützte. Zum Bruche kam es über der Frage der Neuwahlen. Wenn das Parlament, wie Henry Vane vorschlug, sich durch solche immer nur ergänzen, sich niemals eigentlich auflösen wollte, so mochte das Heer davon schlechterdings nichts wissen, sondern forderte förmliche Neuwahlen und Auflösung der jetzigen Versammlung. Da Cromwell diese Anschauung teilte, auch von dem schwärmerischen Obersten Harrison und dem energischen General Lambert vorwärts getrieben wurde, so entschied er sich zu einem Gewaltakt. Als am 20. April 1653 die letzte Beratung über die neue Wahlordnung stattfinden sollte, trat er in seiner gewöhnlichen Kleidung, den Hut auf dem Kopfe, in den Saal, und nachdem er eine Zeitlang der Debatte zugehört hatte, „wurde — so sagte er danach — der Geist Gottes mächtig in ihm, also daß er nicht länger mit Fleisch und Blut beraten konnte“; er erhob sich, ließ die Versammelten hart an und jagte dann die Einzelnen mit schweren Scheltworten wie: „Ihr seid ein Taschenspieler! Ihr seid ein Hurenjäger!“ u. s. f. aus dem Saale, den gleichzeitig zwei Rotten Musketiere besetzten. Die Schlüssel nahm er an sich. Er hatte jetzt alle Gewalt in den Händen.

Das „kleine Parlament“.

Damit war der Boden geebnet für eine Versammlung nach dem Herzen der Gottseligen. Auf Vorschlag der independentischen Gemeinden (Kongregationen) berief der Rat der Offiziere 127 Abgeordnete aus England, 6 aus Wales, 6 aus Irland, 5 aus Schottland, die erste gesamtbritische Reichsvertretung, aber freilich nur die einer Partei, lauter ernstreligiöse, ja schwärmerische Männer, die sich von Gott berufen und begeistert fühlten, wie jener Preisegott Barebone, nach dem dies wunderliche Parlament oft genannt wird. Am 4. Juli 1653 von Cromwell feierlich eröffnet und mit der höchsten Gewalt bekleidet, trat die Versammlung sehr bald an einschneidende, zum Teil sehr verständige, ganz moderne Reformen heran. Sie schaffte den höchsten Gerichtshof, des Lordkanzlers (Chancery Court), ab, dessen Verfahren kostspielig und schleppend sei; sie setzte einen Ausschuß ein für die Ausarbeitung eines allgemeinen Gesetzbuches, milderte die Schuldhaft, bedrohte das Duell mit den härtesten Strafen und führte die Zivilehe ein.

Doch als das Parlament, um die bischöfliche und presbyterianische Kirche vollends zu untergraben, nach langer, ernster Debatte und mit geringer Mehrheit (56 gegen 54 Stimmen) den Beschluß faßte, alle Zehnten aufzuheben (10. Dezember 1653), da erregte es die lebhafteste Besorgnis nicht bloß der Geistlichkeit, sondern auch der zahlreichen Laien, die solche Zehnten durch Kauf erworben hatten; ja alle Besitzrechte überhaupt schienen damit ins Schwanken zu geraten. Da trat Cromwell gewaltig

288. General John Lambert.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde von Walker.

für die bedrohten Grundlagen der Gesellschaft ein, ohnehin gereizt durch die Verweigerung der Landsteuer für Heer und Flotte, an der beider Fortbestand hing. Auf seine Veranlassung erklärten am 12. Dezember 1653 die Mitglieder der starken Minderheit des Parlaments, dies habe sich unfähig gezeigt zu leisten, wozu es berufen worden sei; ohne einen Beschluß abzuwarten, zogen sie unter Führung des Sprechers nach Whitehall und überreichten dort Cromwell eine Urkunde, laut der die Versammlung ihren Auftrag in seine Hände zurückgab. Jetzt blieb nur noch die Militärmonarchie.

289 und 290. Großes Siegel von England zur Zeit des Protektorats.
(Britisch Museum in London.)

England unter Cromwells Protektorat.
(1653—1658.)

Errichtung des Protektorats.

Indem im Rat der Offiziere die Partei des nüchternen Lambert über die des schwärmerischen Harrison die Oberhand behielt, faßte er den Beschluß, den siegreichen Oberbefehlshaber des Heeres unter dem alten englischen Namen eines Protektors auch zum Oberhaupte des Staates zu erheben. So begaben sich am 16. Dezember 1653 die Generale, die Mitglieder des Staatsrates, die Richter und die Stadtbehörden von London nach Westminster, um Cromwell die neue Würde im Namen der drei Reiche anzubieten. Er nahm sie an, weil eine Ablehnung unmöglich war und beschwor die neue Verfassungsurkunde. Danach erhielt er als lebenslänglicher „Lord-Protektor" mit dem Titel „Hoheit" die bürgerliche und militärische Gewalt im vollen Umfange, derart, daß er mit dem nach Vorschlag ernannten Staatsrat die Oberleitung der auswärtigen und inneren Angelegenheiten, für sich ganz allein den Befehl über Heer und Flotte führte und das Begnadigungsrecht ausübte. In seinem Namen wurden fortan alle Staatsakte ausgefertigt, er residierte, von einem fürstlichen Hofhalt umgeben, in Whitehall und hielt hier mit seiner Gemahlin, der Lady Protectoreß, ebenso gut große Empfangsabende ab wie einst Karl I. Das Parlament sollte künftig aus 400 Mitgliedern, nämlich 340 aus England und Wales, je 30 aus Schottland und Irland bestehen und eine wesentliche Verstärkung des Bürgerstandes dadurch erhalten, daß eine beträchtliche Menge verkommener Burgflecken (rotten boroughs) zu gunsten neu emporgewachsener Städte wie Manchester, Leeds, Halifax u. a. ihr Wahlrecht verlor. Ihm blieb Gesetzgebung und Steuerbewilligung vorbehalten, und nur insofern stand dem Protektor ein Einspruch gegen seine Beschlüsse zu, als er die Erhebung eines Vorschlags zum Gesetz auf zwanzig Tage verhindern konnte.

England nahm die neue Verfassung nicht ungünstig auf. Wenngleich die Roya-

listen, die entschiedensten Independenten und die Anabaptisten niemals dafür gewonnen werden konnten, die Mehrheit der Bevölkerung begrüßte das neue Fürstentum mit einer gewissen Freude, weil es größere Sicherheit und Ordnung verhieß als die bisherige Regierung des Staatsrates und des Parlaments. Und wenigstens was die auswärtige Politik betrifft, hatte England allen Grund, sich zu der machtvollen Vertretung seiner Interessen durch den Protektor Glück zu wünschen.

Friede mit Holland.

Denn abermals erhob er, wie einst Elisabeth, England zur führenden Macht der protestantischen Welt. Da mußte er zunächst den Krieg mit Holland beendigen, dessen Abschluß schon die oranische Bewegung um so mehr empfahl, als die Stuarts mit den Oraniern in den engsten Beziehungen gestanden hatten. Den erneuten Antrag Englands auf eine möglichst enge Vereinigung beider Länder wies Holland zwar auch jetzt zurück, aber es erkannte wenigstens in dem Friedensvertrage vom 15. April 1654 die Navigationsakte an, versprach, daß seine Schiffe in den englischen Gewässern vor englischen Kriegsschiffen die Flagge streichen würden (Flaggengruß), und veranlaßte die Zahlung einer Entschädigung von 80000 Pfund Sterling an die Englisch-ostindische Kompanie durch die holländische. Weiter sollten die Stuarts auf niederländischem Boden keine Aufnahme finden; ja die Provinz Holland versprach sogar eigenmächtig, dem Oranier Wilhelm (III.) oder einem seiner Nachkommen niemals die Statthalterschaft zu verleihen oder zuzugeben, daß die Generalstaaten ihm das Generalkapitanat übertrügen. Dabei berechneten diese patriotischen Krämer, daß das Haus Oranien von 1586 bis 1650 dem Lande bare 19699855 Livres 5 Sols gekostet habe, und keinem fiel es ein zu fragen, „ob diesem Soll der Firma Oranien nicht auch ein ansehnliches Haben gegenüberstehe, ob das Blut von Mook und Heiligerlee, die Rettung des Vaterlandes und des Glaubens nicht unter Brüdern immerhin auf einige Gulden zu schätzen sei.“ In den Generalstaaten fand diese „Ausschließungsakte“ (Act van Seclusie) allerdings erst dann Annahme, als Cromwell gedroht hatte, ohne sie den Frieden nicht zu bestätigen, denn sie galt mit Recht dem patriotischen Niederländer für ein vom Auslande erzwungenes, schmachvolles Zugeständnis und hat deshalb die Herrschaft der Staatenpartei entschieden mehr erschüttert als befestigt.

Bündnis mit Schweden.

Noch war der englisch-niederländische Friede nicht geschlossen, als schon ein enges Bündnis England mit Schweden verband (Anfang 1654), denn nach Cromwells Anschauung sollte diese junge Großmacht die protestantische Sache im Osten führen, wie England im Westen, und beide gemeinsam Front machen gegen das Haus Habsburg in Österreich und Spanien. In der That eröffnete dann im Jahre 1655 Karl X. Gustav seinen großen Eroberungskrieg gegen Polen, den alten Bundesgenossen der Habsburger (s. unten).

Englands Krieg mit Spanien.

Diese streng protestantische Haltung mußte, obwohl Spanien sich wetteifernd mit Frankreich um das Bündnis mit dem Protektor bewarb, doch zum Kriege mit jenem führen. Einzelne Beschwerden kamen hinzu. Die Spanier hatten die englischen Ansiedelungen auf St. Catalina und St. Christoph in Westindien (seit 1623) zerstört, und als England weiter freie Fahrt nach dem spanischen Amerika und für seine Kaufleute in Spanien Religionsfreiheit begehrte, da wies der spanische Gesandte in London, Alfonso de Cardeñas, dies Ansinnen unwillig und mit der bezeichnenden Bemerkung zurück, das heiße die beiden Augen seines Herrn verlangen. Darauf ließ der Protektor im Dezember 1654 den Admiral William Penn mit einer Flotte und Landungstruppen nach Westindien auslaufen. Zwar scheiterte nun dessen Angriff auf St. Domingo im April 1655 vollständig infolge von Hitze und Wassermangel, wie an spanischer Gegenwehr, aber es gelang ihm, das ungedeckte Jamaika den Spaniern zu entreißen, und jedenfalls entschieden diese Feindseligkeiten den Ausbruch des Krieges auch in Europa. Denn

Spanien legte sofort Beschlag auf die englischen Schiffe in seinen Häfen und berief seinen Gesandten ab. Das führte denn nun zu dem Abschlusse des Bündnisses mit Frankreich, um das sich Kardinal Mazarin schon lange bemühte (s. S. 340). Aber nicht eher ging der Protektor, ein wahrer Schirmherr der Protestanten, auf die französischen Anträge ein, als bis der Kardinal versprach, die Friedensedikte für die französischen Reformierten aufrechtzuerhalten und durch seinen Gesandten in Turin die Wiederherstellung der eben wieder blutig verfolgten piemontesischen Waldenser durchzusetzen. Das Bündnis, das darauf im November 1655 zustande kam, verpflichtete die beiden Mächte noch nicht zur Kriegshilfe; sie versprachen einander nur, die Feinde der andern nicht zu unterstützen, weshalb Frankreich die Stuarts auswies, und den gegenseitigen Handelsverkehr zu sichern. Drohend wehte da bereits die englische Flagge im Mittelmeer. Ohne zunächst zu erklären, ob er sich gegen Frankreich oder Spanien wenden werde, erschien Robert Blake mit zwanzig großen Schiffen an der italienischen Küste und ankerte dann, mit zitternder Achtung begrüßt, auf den Reeden von Livorno und Civita Vecchia; dann zwang er durch eine furchtbare Beschießung den Dei von Tunis zur Auslieferung der gefangenen Engländer (im April 1656), was auch den Dei von Tripolis veranlaßte, dieselbe anzubieten; er lief in den Hafen von La Valetta auf Malta ein, um den Maltesern den nicht immer beachteten Unterschied zwischen den Schiffen der Mohammedaner und der Protestanten in Erinnerung zu bringen, und wurde zu Venedig ehrenvoll empfangen, als ob die alternde Seemacht geahnt hätte, daß sie den Vertreter der künftigen Herrin des Mittelmeeres vor sich sähe. Ein kurzer Streifzug an die spanische Küste führte zu keinem Ergebnis; erst im September 1656 fing Blakes Vizeadmiral Steyner einen Teil der fälligen Silberflotte ab, deren Ladung im Werte von 1 Million Pfund Sterling sofort im Tower vermünzt wurde, um zum Kriege gegen Spanien zu dienen.

Obwohl schon leidend, lief Blake im Frühjahr 1657 nach einem langen stürmischen Winter abermals aus, diesmal in den Atlantischen Ozean. Hoch ragte die Schneepyramide des Pics von Teneriffa über den Morgennebeln empor, als er am 20. April vor dem stark befestigten Hafen von Santa Cruz erschien. Nach siebenstündigem Kampfe waren dessen Batterien zum Schweigen gebracht, die spanischen Gallionen verbrannt, und ungeduldig wartete England seines größten Seehelden, um ihn mit Ehren zu überschütten, er aber fuhr sterbend der Heimat zu und verschied, als eben die grünen Felshöhen von Cornwallis über den Fluten auftauchten (7. August 1657), nachdem er die englische Kriegsflotte zur ersten der Welt gemacht hatte.

Cromwell und das Parlament.

Diesen glänzenden Erfolgen nach außen entsprachen keineswegs die Zustände im Innern Englands.

Das erste Parlament, das Cromwell als Protektor am 3. September 1654 eröffnete, betrachtete sich als Vertreter des souveränen Volkes, wollte infolgedessen die ebenbürtige Stellung des Protektors nicht anerkennen, begann vielmehr die neue Verfassung einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Obwohl nun Cromwell am 12. September erklärte, diese stehe über aller Verhandlung, weil sonst alles ins Schwanken geriet, und diejenigen Mitglieder, die sich weigerten, eine darauf bezügliche Erklärung zu unterzeichnen, von den Sitzungen ausschloß, so drängte ihn doch der Versuch des Parlaments, die Gewalt des Protektorats erheblich einzuschränken, schließlich zur Auflösung der Versammlung (22. Januar 1655). Für die Ruhe freilich bürgte ihm sein 50000 Mann starkes, reich besoldetes Heer und der Kriegszustand, den er seitdem über die drei Reiche verhing. Zehn Generalmajore hielten die zehn englischen Militärbezirke danieder, stehende Militärposten, beständig durch Patrouillen untereinander verbunden, bewachten die Straßen. Die Theater und die Schenken wurden unterdrückt,

scharfe Gesetze bedrohten Trunk und Fluchen, die Royalisten bezahlten eine Einkommensteuer von zehn Prozent zum Unterhalt des Heeres, und doch sah der Bürger und Bauer die trefflich disziplinierten Rotröcke des Protektors nicht ungern, denn er bürgte durch sie nicht nur für Ordnung und Ruhe, er gewährte auch den Sekten ein Maß von Religionsfreiheit, wie die Stuarts sie nie gekannt hatten. Obwohl er den Katholiken öffentlichen Kultus nicht gestattete und diesen auch den Anglikanern Ende 1655 untersagte, so duldete er nach seinem Grundsatze, daß alle Religionsgenossenschaften, die die öffentliche Ruhe nicht störten, anzuerkennen seien, die Wiedertäufer wie die Quäker, ja er gestattete den Juden in London den Bau einer Synagoge.

Umbildung des Protektorats.

Aber Cromwell verbarg es sich nicht, daß eine Regierung wie die seine, der jede gesetzliche Anerkennung fehlte, durch bloße Gewalt auf die Dauer nicht zu behaupten sei. Obendrein nötigte ihn die Lage des Staatshaushaltes, dessen Ausgaben infolge der starken Armee und des spanischen Krieges die Einnahmen um 800000 Pfund Sterling jährlich überstiegen (2 500 000 Pfund Sterling gegen 1 700 000 Pfund Sterling), zur abermaligen Berufung des Parlaments (17. September 1656). Wer freilich nicht dem Sinne des Protektors entsprach, den schloß der Staatsrat, der die Wahlen zu prüfen hatte, von den Beratungen aus. Die auf diese Weise gefügig gemachte Versammlung bewilligte 400000 Pfund für den Krieg, allerdings unter Aufhebung der Royalistensteuer und der Militärbezirke, und zeigte sich geneigt, zu einer Umbildung und Befestigung des Protektorats die Hand zu bieten, mit Zustimmung aller derer, die eine anabaptistische, katholische oder militärische Umwälzung fürchteten. So brachte am 23. Februar 1657 Christoph Pack, ein Alderman der City, den Entwurf zur Abänderung der Verfassung mit Übertragung der Krone an Cromwell ein, und obwohl ein Teil der Offiziere unter Lamberts Führung heftig widersprach, so fand doch am 25. März die Bill mit großer Mehrheit (123 gegen 61 Stimmen) Annahme. Am 31. März bot das Parlament dem Protektor die Krone der drei Reiche an. Wäre er der ehrgeizige Heuchler gewesen, zu dem man ihn gestempelt hat, wie hastig hätte er sie ergreifen müssen! Doch diesen nüchternen Patrioten blendete nicht der Glanz des goldenen Reifes, er nahm ihn zunächst weder an, noch lehnte er ihn ab, sondern beriet lange und eingehend mit einem Ausschuß des Parlaments. Das Königtum, meinte er, sei in einem zwölfjährigen Kampfe beseitigt, auch würden „viele gute Männer“ es nicht wollen — er dachte vor allem an sein Heer, dessen Mehrheit es allerdings verwarf — es komme nur darauf an, die Freiheit und die Rechte des Volkes, für die einst der Krieg unternommen worden sei, zu behaupten, und das sei durch eine Umbildung der Verfassung auch ohne den Königstitel möglich. Vor allem würde ihm dieser die Armee, seine eigentliche und fast einzige Stütze, entfremdet entzogen haben, und diese Gefahr zu laufen, das lohnte die Krone nicht. Am 25. Mai lehnte er sie endgültig ab, nahm aber die neue Verfassung an. Danach ernannte er seinen Nachfolger, wodurch das Protektorat thatsächlich erblich wurde, aber er verzichtete auf jeden Eingriff in die Freiheit des Parlaments, aus dem freilich außer den Katholiken alle diejenigen ausgeschlossen blieben, die für Karl I. die Waffen getragen hatten. Anderseits sollte die Erhaltung des Heeres durch eine feste Steuer von einer Million Pfund Sterling jährlich gesichert werden. Ferner sollte wiederum ein Oberhaus, dessen (65) Lords der Protektor ernannte, neben dem Unterhause Platz finden, naturgemäß als Stütze der monarchischen Gewalt. Am 26. Juni leistete der Protektor zu Westminster in feierlicher Weise, auf dem alten von Eduard I. eroberten Marmorthrone der schottischen Könige sitzend, den Eid auf die neue Verfassung, nach ihm sämtliche Mitglieder des Parlaments. Er hatte erreicht, was er wollte: die Anerkennung seiner Stellung durch die Volksvertretung, und wäre ihm ein längeres

Leben beschieden gewesen, vielleicht hätte sich das neue Fürstentum befestigt. Waren doch schon manche Lords bereit, sich ihm anzuschließen und mit dem Hause Cromwell in Familienverbindung zu treten.

Cromwells Ende.

Und doch sollte es anders kommen. Zwar der auswärtige Krieg ging ebenso glorreich weiter, wie er begonnen hatte. Nach dem Vertrage mit Frankreich vom März 1657 fochten englische Truppen mit Auszeichnung in den Niederlanden, entrissen den Spaniern Dünkirchen (s. S. 340), während im Osten Karl X. Gustav Dänemark bewältigte (s. unten); weiter wurde im Frühjahr 1658 ein gewaltiger Angriff der Spanier auf Jamaika von Cuba und Mexiko her glänzend abgewiesen, aber im Innern mehrten sich die Schwierigkeiten. Das am 20. Januar 1658 eröffnete Parlament wollte von dem neuen Oberhause nichts wissen und nahm für die Gemeinen wie einst gegenüber Karl I. die volle Souveränität in Anspruch. Da löste der Protektor auch dies sein letztes Parlament auf (4. Februar), indem er ihm zurief: „Gott sei Richter zwischen euch und mir!“ Er schien irre zu werden an sich selber. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß er alle Parteien gegen sich habe: Republikaner wie Royalisten, Wiedertäufer wie Katholiken, ja daß selbst auf das Heer, eben weil es republikanisch und zum Teil sogar wiedertäuferisch dachte, kein rechter Verlaß mehr sei. Da schritt er mit harten Maßregeln ein, entfernte die ihm nicht ergebenen Offiziere, verwies im März 1658 die Royalisten und Katholiken ganz aus London, überfüllte die Gefängnisse mit politischen Verbrechern und mußte doch erleben, daß die Bezahlung der nicht von einem Parlament bewilligten Steuern auf Widerstand stieß, wie einst unter Karl I. Sogar bis in seine Familie drang der Zwiespalt. Sein Schwager Desborough und sein Schwiegersohn Fleetwood waren strenge Republikaner und Wiedertäufer, seine Lieblingstochter, Lady Elisabeth Claypole, royalistisch. Um so tiefer erschütterte ihn ihr Tod. Dazu kam die Entdeckung oder Befürchtung fortwährender Mordversuche, die ihn veranlaßte, jede Nacht das Schlafzimmer zu wechseln und stets einen Harnisch unter den Kleidern zu tragen.

Das alles rieb ihn auch körperlich auf, denn seine Gesundheit war niemals besonders fest gewesen. Ein altes Leiden, das Wechselfieber, das er sich in den sumpfigen Fenns zugezogen und das sich in Irland verschlimmert hatte, brach mit ganzer Heftigkeit hervor. Dem Quäker George Fox, der ihn damals im Park von Hamptoncourt an der Spitze seiner Leibwache reiten sah, machte er schon den Eindruck eines Sterbenden: „sein Auge blickte wie das eines Toten.“ Noch ließ er sich von Hamptoncourt nach Whitehall bringen; hier aber verschlimmerte sich sein Zustand rasch, es ging zu Ende. Man hörte ihn noch murmeln: „Ich möchte länger leben, um Gott und seinem Volke weiter zu dienen, aber mein Werk ist gethan. Doch Gott wird mit seinem Volke sein!“ So verschied er am Nachmittage des 3. September 1658, am Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester, von den meisten gefürchtet, von vielen gehaßt oder bewundert, von wenigen geliebt. Ein rasender Sturm, der drei Tage vor seinem Tode über die Insel brauste, schien das Ende des Gewaltigen vorher verkündigt zu haben.

Bedeutung Cromwells.

Mit königlicher Pracht wurde er in Westminster bestattet. Von dem Werke seines Lebens aber blieb scheinbar nicht ein Stein auf dem andern, ein tragisches Geschick, denn er mußte es kommen sehen. Woran ist es gescheitert? Die englische Republik wurde gegründet im Widerspruch mit dem Willen der ganz überwiegenden Mehrheit des Volkes, sie wurde aufrechterhalten lediglich durch das Heer, also durch Gewalt. Sie konnte demnach niemals die Weihe des Gesetzes erhalten, blieb immer behaftet mit dem Makel ihres blutigen Ursprungs, und so wurde denn derselbe Mann, der einst das Schwert gezogen hatte für die Rechte des Parlaments, gezwungen, selber ein Parlament nach dem andern aufzulösen, um weit unumschränkter und gewaltthätiger

zu regieren, als jemals ein Stuart. Daran ging das Protektorat zu Grunde. Aber vergeblich hat Cromwell doch nicht gearbeitet. Er zuerst hat die Vereinigung der drei britischen Reiche durchgesetzt, ein Vorbild für später, er hat England gerettet vor unabsehbaren sozialen Umwälzungen, er hat nach außen den endgültigen Sturz der spanisch-habsburgischen Übermacht herbeiführen helfen und zum erstenmal die protestantischen Mächte wahrhaft ebenbürtig hingestellt gegenüber den katholischen. So steht er auf der Scheide zweier Zeitalter als der letzte große protestantische Staatsmann im alten Sinne und der Begründer der neuen englischen Seeherrschaft.

291. Denkmünze auf den Tod Oliver Cromwells (3. September 1658).

Die Wiederherstellung des Königtums.
(1658—60.)

Richard Cromwell Protektor.

Nach einer letztwilligen, aber rechtlich etwas zweifelhaften Äußerung Oliver Cromwells erließ der Staatsrat eine Erklärung, die das Protektorat dem ältesten Sohne Richard Cromwell übertrug, und in der That erfolgte dieser Regierungsantritt so ruhig wie in irgend welcher erblichen Monarchie; ja viele begrüßten den neuen Protektor mit Genugthuung, weil er weder Puritaner noch Soldat war. Aber das unkriegerische und etwas bequeme Wesen Richards war dem Heere, das ihn gar nicht kannte, sehr wenig genehm, und was wichtiger war: er besaß die Kraft nicht, die freilich überaus schwierige Lage zu beherrschen, die streitenden Parteien niederzuhalten. Der Streit begann damit, daß Lambert, von Fleetwood unterstützt, die Trennung der bürgerlichen von der militärischen Obergewalt forderte, auch weil er die letztere für sich wünschte. Da Richard mit gutem Grunde das Protektorat ohne den Heerbefehl für unhaltbar erklärte, einer Stütze aber bedurfte, wenn sich das Heer ihm versagte, so berief er das Parlament nach der alten Wahlordnung, dessen irische und schottische Abgeordnete ihm vollkommen ergeben waren. Alsbald aber nach der Eröffnung zeigte sich's, daß er die gehoffte Stütze hier durchaus nicht fand (27. Januar 1659). Denn sofort betonten Vane und Bradshaw die vom Parlament vertretene Volkssouveränität, und obwohl das Parlament die Protektorwürde Richards bestätigte, so erkannte es doch keineswegs die Verfassung von 1658 überhaupt an, namentlich nicht das neugeschaffene Oberhaus. Anderseits forderte wieder die Heergemeinde, bei London versammelt, die Wahl des Oberfeldherrn durch die Armee. Als darauf das Parlament um seine Souveränität auch ihr gegenüber zu wahren, jede Versammlung derart ver-

bot (21. April), setzten Fleetwood und Desborough noch am selben Abend in Whitehall bei Richard die sofortige Auflösung des Parlaments durch.

Richard Cromwells Rücktritt.

Seitdem regierte der Offiziersrat. Aber geleitet von dem unabweislichen Bestreben, wieder gesetzlichen Boden zu gewinnen, berief er das 1653 aufgelöste Rumpfparlament wieder, die einzige Gewalt in diesem Staatswesen, die noch legitim war, weil sie in den Zuständen vor der Revolution wurzelte. Freilich waren es klägliche Reste des alten stolzen Langen Parlaments, die sich am 7. Mai 1659 im Westminster versammelten, nur 50 Männer. Daß jedoch der alte Geist noch in ihnen lebe, bewies ihre Erklärung gegen das Protektorat als eine ungesetzliche Gewalt, die Einsetzung eines Sicherheitsausschusses und eines neuen Staatsrats, in welchen beiden Oberoffiziere die Mehrheit bildeten. An die Spitze desselben trat Fleetwood. So vom Parlament angegriffen und vom Heere verlassen, legte Richard Cromwell am 25. Mai 1659 seine Würde nieder, als man ihm Schuldentilgung und ein Jahrgehalt zusicherte.

Sprengung des Rumpfparlaments.

Der neugeschaffene Zustand entbehrte jedes Halts, nicht sowohl wegen eines royalistischen Aufstandes in Lancastershire, den Lambert mit leichter Mühe niederschlug, als wegen des Gegensatzes zwischen Heer und Parlament, der nur augenblicklich zurückgetreten war, weil beide das Protektorat beseitigen wollten, der aber nach dem Siege wieder hervorbrach. Denn das Rumpfparlament wollte seine Souveränität auch der Armee gegenüber behaupten, diese ihre Unabhängigkeit festhalten und deshalb ihre Offiziere selber wählen. Als nun das Parlament die Entsetzung Lamberts aussprach, versammelte dieser sein Heer und zog nach London, gegen das „anmaßende, undankbare" Parlament. Die Parlamentsgarde wollte zwar anfangs die Besetzung von Westminster verhindern, aber eingeschüchtert durch die feste Haltung Lamberts, ging sie schließlich mit ihren Offizieren zu ihm über. Zum zweitenmal ward das Rumpfparlament gesprengt (13. Oktober), und das Heer nahm durch einen Sicherheitsausschuß von 23 Offizieren die Regierung selber in die Hand. Noch niemals war die Militärherrschaft so unverhüllt hervorgetreten.

Monks Eingreifen.

Jedenfalls hätten diese Zuckungen noch länger fortgedauert, wäre nicht im Heere selber ein Zwiespalt ausgebrochen. Seit acht Jahren waltete in Schottland als Statthalter General Georg Monk, ein Vertrauter Cromwells, aber nicht eigentlich sein Parteigenosse, sondern ein kühler Rechner, ohne politische oder religiöse Begeisterung und dadurch im Vorteil, daß er den Kämpfen in England ferngeblieben war, auch seine Regimenter den Parteiungen ferngehalten und an strengsten Gehorsam gewöhnt hatte. Zu vorsichtig, um sein Spiel unzeitig aufzudecken, ja wahrscheinlich ohne ganz festen Plan, begnügte er sich vorläufig, dem Sicherheitsausschuß die Anerkennung zu versagen und seine Truppen an der schottischen Südgrenze zusammenzuziehen. Während nun Lambert, um ihn zu beobachten, nach York und Newcastle ging, erhob sich immer lauter und namentlich in London, ja selbst im Heere, der Ruf nach einem freien Parlament, bis Haslerigh und Morley, diese Stimmung benutzend und durch die Haltung der Flotte noch weiter begünstigt, den Sicherheitsausschuß stürzten und die abermalige Berufung des vielgeplagten Rumpfparlaments durchsetzten (26. Dezember). Von seinen eignen Regimentern verlassen, wurde Lambert gefangen in den Tower gebracht.

Monk für ein „freies" Parlament.

Damit hatte eine rückläufige Bewegung begonnen, die, immer stärker anschwellend, sich zunächst in der Forderung eines „freien Parlaments" äußerte, damit aber unausbleiblich zur Wiederherstellung des Königtums führte. In London rief der neue Gemeinderat die Milizen unter Waffen, ließ die Straßen mit Ketten sperren und die Thore der City schließen, im offenen Gegensatz zum Rumpfparlament. Inzwischen war Monk langsam und beobachtend bis nach Südengland vorgerückt. Wollte sich

292. General Monk.

Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

das Parlament in London behaupten, so blieb ihm nichts übrig, als die Hilfe des Generals anzurufen. Am 8. Februar 1660 rückte er ohne Widerstand in der Hauptstadt ein und löste den Gemeinderat auf; als aber gleich darauf das Parlament beschloß, das Heer einem parlamentarischen Ausschuß zu unterstellen, da weigerte Monk offen den Gehorsam, erklärte sich unter dem Jubel der Hauptstadt für ein freies Parlament und berief den aufgelösten Gemeinderat eigenmächtig von neuem (9. Februar). Er war unbestritten Herr der Lage. Nachdem dies schon durch seine Ernennung zum Oberbefehlshaber in den drei Reichen und zum Vorsitzenden des neugebildeten Staatsrats ausgesprochen worden, schrieb das Rumpfparlament noch die Wahlen zu dem „freien Parlament“ aus und ging selber am 16. März 1660 auseinander.

Rückberufung Karls II.

Es entsprach nur der herrschenden Stimmung, wenn Monk nun in offene Verhandlungen mit Karl II. trat. Gewiß lag es in seiner Hand, dem verbannten König Bedingungen vorzuschreiben, die eine Wiederkehr der unheilvollen Kämpfe unmöglich machten, aber es scheint sein Ehrgeiz gewesen zu sein, die Krone, die er dem Stuart schenkte, ihm unverstümmelt anzubieten; und die Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung nach zwanzigjähriger Zerrüttung überwog in der Mehrzahl der Engländer derart selbst die triftigsten Bedenken, daß sich auch der Staatsrat und die Hauptstadt zufrieden erklärten mit der Gewährung unbedingter Amnestie und voller Religionsfreiheit, mit Bezahlung des Heeres und Anerkennung des Besitzrechtes an den eingezogenen Gütern. In Brüssel empfing Karl II. die Gesandtschaft, die ihm die Krone seiner Väter ohne Verkürzung ihrer Rechte entgegenbrachte. Er gab die erbetene Erklärung in Breda am 4. April 1660, und ihre Verlesung war der erste Gegenstand in den Beratungen des Parlaments, das in den alten Formen in beiden Häusern und überwiegend royalistisch gesinnt, unter dem Namen einer „Konvention", weil es nicht vom König berufen war, am 25. April 1660 zusammentrat. Schon am 3. Mai beschloß es die Wiederherstellung des Königtums, am 8. wurde Karl II. ausgerufen, am 9. die königlichen Wappenzeichen wiederaufgerichtet. Von einer glänzenden Gesandtschaft des Parlaments eingeholt, ging Karl II. am 23. Mai in Scheveningen an Bord des „Naseby", den man in „Royal Charles" umgetauft hatte, und stieg drei Tage später in Dover ans Land, von Monk an der Spitze seiner Offiziere ehrfurchtsvoll empfangen und von ungezählten Tausenden jubelnd begrüßt. An seinem dreißigsten Geburtstage, am 29. Mai, zog er in London ein. Nur an einer Stelle wurde er mit dumpfem Schweigen empfangen, dort, wo Cromwells unbesiegte Rotröcke paradierten, sonst überall mit lautem Jubel, so daß er lächelnd bemerkte: „Ich muß meine lange Abwesenheit nicht verschuldet haben, denn alles freut sich über meine Wiederkehr."

Karl II.

Die Aufgabe, vor die sich Karl II. gestellt sah, konnte nur durch eine Verbindung von Mäßigung und Festigkeit erreicht werden, wie sie der junge Fürst nicht besaß. Aufgewachsen in der Verbannung, umgeben von Leuten, die in den Männern der Revolution nur einen Haufen von Narren oder Verbrechern sahen, ebenso absolutistisch und hochkirchlich gesinnt wie sein Vater, dazu verschwenderisch, sinnlich und leichtfertig, ohne Empfindung für die Ehre seines Landes, kam er zurück mit dem Gedanken, in der alten Weise unumschränkt zu regieren, das Parlament thunlichst beiseite zu schieben, sich auf die wiederhergestellte Hochkirche zu stützen und im übrigen möglichst glänzend und vergnüglich zu leben. Und wenn er selbst etwa bei einer gewissen natürlichen Gutmütigkeit schonenderes Vorgehen vorgezogen hätte, so drängten ihn die Kavaliere und die Hochkirchenmänner seiner Umgebung, die aus der Verbannung zurückkehrten mit einem Herzen voll Bitterkeit und Rachsucht, regelmäßig zu den rücksichtslosesten Maßregeln, und Monk, den der König zum Herzog von Albemarle und Mitglied des Staatsrates ernannte, besaß weder den Willen noch die Kraft, um nachhaltig zu widerstreben. Die Seele der Regierung war der mit Karl II. zurückgekehrte Lord Clarendon (Edward Hyde), dem Cromwell nichts weiter war als „ein tapferer Schurke" und der als Ziel die Wiederherstellung der Verhältnisse vor der Revolution betrachtete.

Amnestie und Reaktion.

Solchen Männern hatte man England bedingungslos überliefert. Selbst die Verheißungen der Erklärung von Breda wurden nur unvollständig erfüllt. Zwar erstreckte sich die gewährte Amnestie auf alles, was zwischen dem 1. Januar 1637 und dem 24. Juni 1660 geschehen war, aber die sogenannten „Königsmörder" (regicides), d. h. die Mitglieder des Gerichtshofes, der Karl I. verurteilt hatte, schloß sie aus. Über zehn derselben verhing ein Ausnahmegerichtshof die Todesstrafe, die sie bald auf

293. Karl II., König von Großbritannien und Irland.

Nach dem Gemälde von P. Nason, gestochen von J. Sandrart.

Charing-Croß im Angesicht des Whitehallpalastes standhaft erlitten; die Leichen Cromwells, Iretons und Bradshaws aber wurden aus ihren Gräbern gerissen und an den Galgen gehängt (29. Januar 1661). Wenn dann die wiederhergestellte Dynastie überall zu den alten Grundlagen zurückstrebte, so verfuhr sie dabei doch keineswegs folgerichtig. Einerseits nämlich ließ sie sich durch das Parlament eine feste Einnahme von 1200000 Pfund Sterling bewilligen, die zum großen Teil aus dem viel umstrittenen Pfund- und Tonnengelde und der Accise (Verbrauchssteuer) bestand, übrigens die Gelder des Staates und des Königs nicht unterschied und der Verschwendung des Hofes nicht im mindesten genügte, zumal da Karl II. in seiner Verbannung etwa 3 Millionen Schulden gemacht hatte. Anderseits verzichtete die Krone dem Adel gegenüber auf ihre alten Lehnsrechte und die daraus fließenden Einkünfte, an denen Karl I. noch so zäh festgehalten hatte (s. S. 438), namentlich auf die Abgabe bei Erbfällen und das Recht, die Lehen Unmündiger zu verwalten und zu nützen, gegen eine feste Abgabe von 4 Schilling auf 1 Pfund Sterling der damaligen Bodenrenten. Das geschah in der Absicht, die Grundherren zu entschädigen für die durch dasselbe Gesetz verfügte, weil durch die Revolution thatsächlich schon herbeigeführte Aufhebung der bäuerlichen Leistungen, wie Fronden, Zinsen und Sterbefall, eine Bestimmung, welche die Befreiung des englischen Bauernstandes vollendete (November 1660). Durch jenen Verzicht aber wurde das Königtum eines Teils seiner alten selbständigen Einkünfte beraubt und war um so mehr auf die Bewilligungen des Parlaments angewiesen, falls es mit den regelmäßigen Einnahmen nicht auskam.

Sonst freilich war die Wiederherstellung des Alten in Staat und Kirche so umfassend wie möglich. Die Realunion mit Schottland und Irland machte wieder der Personalunion Platz; das unbesiegte, glorreiche Heer, das die Republik gegründet und beherrscht hatte, aber eben deshalb dem König zuwider und dem Parlament als Werkzeug monarchischer Allgewalt verdächtig war, überdies einen monatlichen Aufwand von 70000 Pfund Sterling verursachte, wurde aufgelöst und verlor sich ohne Meuterei und Murren unter der Bevölkerung; die wenigen Regimenter aber, die man beibehielt, nämlich die Leibgarde zu Pferde (Coldstreamguards) und zu Fuß mit noch vier andern, im ganzen 5000 Mann, der Kern der heutigen englischen Armee, standen meist in auswärtigen Besitzungen und konnten also nicht gefährlich werden. Gehässiger erscheint die Reaktion auf kirchlichem Gebiete. Nicht genug damit, daß die anglikanischen Geistlichen ohne weiteres ihre Pfründen wieder in Besitz nahmen, sondern das nach vergeblichen Vermittelungsversuchen des Königs verkündigte „Gleichförmigkeitsgesetz“ (Act of Uniformity) vom Mai 1662 forderte von jedem Staats- und Kirchendiener den Eid auf die 39 Artikel der bischöflichen Kirche und trieb damit etwa 2000 presbyterianische Geistliche, denen ihr Gewissen verbot, ihn zu leisten, ins Elend. Und bei der unzweifelhaften Hinneigung des Königs zum Prunk des katholischen Kultus schienen noch weit größere Gefahren bevorzustehen.

Mit ähnlicher Hast vollzog sich die Reaktion in Schottland. Argyle, der alte Führer der Covenanters, wurde als Hochverräter enthauptet, der Covenant selbst aufgeboben, alle Beschlüsse der Nationalsynoden für null und nichtig erklärt und die königlichen Rechte in ganzer Ausdehnung wiederhergestellt.

Von denselben Kanzeln, von denen einst die Losung zum Kampfe gegen das Königtum ausgegeben worden war, erklang jetzt die Aufforderung zu unbedingter Unterwerfung unter die gottgeordnete Obrigkeit.

Rückschlag im geselligen Leben.

Und welch ein jäher und doch sehr erklärlicher Rückschlag trat zugleich auf dem Gebiete des geselligen Lebens ein! Hatten die Puritaner mit finsterer Strenge alle, auch die unschuldigsten Äußerungen der Weltfreude als sündhaft unterdrückt, so

folgte jetzt eine Periode „wilder und verzweifelter Sittenlosigkeit". „Selbst in entfernten Edelhöfen und Weilern wurde der Wechsel einigermaßen empfunden; aber in London war der Ausbruch der Ausschweifung erschreckend, und in London waren die am stärksten angesteckten Plätze der Palast, die vom Adel bewohnten Stadtteile und die Juristenkollegien. Von der Unterstützung dieser Teile der Stadt hingen die Theater ab. Die Lustspieldichter waren die Zunge der am tiefsten verdorbenen Gesellschaft. Der Puritaner hatte zu unschuldigen Vergnügungen die Stirn gerunzelt, der Dichter nahm die schändlichsten Ausschweifungen in Schutz; der Puritaner hatte in biblischen Wendungen geredet, der Dichter lästerte. Der Puritaner hatte ein Liebesabenteuer zum Verbrechen gemacht, der Dichter stellte es als eine ehrenvolle Auszeichnung dar" (Macaulay).

Rückblick.

Einen Kreislauf also schien England durchgemacht, die gewaltigen Kämpfe fruchtlos durchgekämpft zu haben. Ist das der Fall? Das Land hatte den König zurückgerufen, weil es anders nicht zu geordneten, allgemein anerkannten Zuständen zu gelangen vermochte, aber es war weit entfernt, die alten Ansprüche Karls I. irgendwie gutzuheißen. Vielmehr waren die Anschauungen von einem vollberechtigten Parlament fester gewurzelt als jemals, und erst in dem Kampfe des ernsten, sittenstrengen, glaubensstarken Puritanismus gegen die bischöfliche Staatskirche war das protestantische Bewußtsein recht entwickelt worden, obwohl der Versuch, das „Reich Gottes" mit Waffengewalt aufzurichten, naturgemäß gescheitert war. An dem erneuten Versuche, beiden entgegenzutreten, sind die Stuarts schließlich zu Grunde gegangen. Und weiter hatte England in diesen Kämpfen nicht bloß für sich, sondern für die ganze abendländische Welt gerungen. Viele der wichtigsten Fragen aller Zeiten, wie die nach dem Verhältnis zwischen Volksvertretung und Königtum, zwischen Heergewalt und Parlamentsrecht, zwischen Staat und Kirche waren hier zu erschöpfender Behandlung gelangt, und wenngleich sie zunächst nicht zu befriedigendem Abschluß gebracht wurden, daß man sie gestellt und zu beantworten wenigstens versucht hatte, das sollte der ganzen europäischen Menschheit zu gute kommen.

Das geistige Leben Englands in der Revolutionszeit.

Die Stürme, welche mehrere Jahrzehnte durch über England dahinbrausten, knickten die Blüten der Kunst und Dichtung des Elisabethischen Zeitalters. Denn die finstere Sittenstrenge der Puritaner verdammte mit aller Lustbarkeit auch die Künste, die nur dem Sinnenreize zu dienen schienen; vor ihr verschwand die alte Volksdichtung wie das Drama, und statt die bildende Kunst zu pflegen, zertrümmerte und beraubte der finstere Religionseifer der Independenten die Dome der Vorzeit als Sitze papistischer Abgötterei. Da aber die Stimmung des gläubigen Gemüts nach einem dichterischen Ausdruck suchte, so blieb ihr nur die Lyrik und als Höchstes die Zwittergattung des religiösen Lehrgedichts, wie einst den Hugenotten (s. Bd. V, S. 688), während die zunächst unterliegenden Royalisten naturgemäß zur Satire griffen.

Die Wissenschaften.

Die wissenschaftliche Thätigkeit dagegen wurde in manchen Beziehungen durch die Kämpfe der Zeit sogar gefördert. Ihre lebhafte Teilnahme an der Auffindung neuer Seewege und die mächtige Entwickelung ihrer Schiffahrt schärfte in den Engländern den Sinn für die Beobachtung der Naturverhältnisse überhaupt, die großen Kämpfe der Zeit regten zur Kritik, zur Untersuchung des Bestehenden an, und die praktisch nüchterne Art des Volkes legte das Bedürfnis nahe, die so gemachten Entdeckungen auch für das Leben zu verwerten. So erstand in England damals der Mann, den die Nachwelt als den Begründer der modernen naturwissenschaftlichen Methode verehrt, Franz Bacon von Verulam (1561—1626).

Franz Bacon.

Das Leben Bacons fällt allerdings noch zum guten Teil in die Zeit Elisabeths, doch zur Bedeutung gelangte er erst unter Jakob I. Obwohl seine glänzende Begabung frühzeitig hervortrat und durch eine vorzügliche Ausbildung entwickelt wurde — er machte seine Studien zum Teil in Paris — obwohl ihn auch Graf Essex förderte, so gelangte er doch unter Elisabeth zu keiner einflußreicheren Stellung, da die Burleighs ihm Hindernisse in den Weg legten und er sich auch selbst durch seinen Widerspruch gegen die geforderte Steuerbewilligung im Parlament von 1593 die Ungnade der Königin zuzog. Um sie umzustimmen, ließ er sich verleiten, gegen seinen Wohlthäter Essex die Anklage zu führen, die dessen Verurteilung zur Folge hatte, und zeigte so zum erstenmal, daß sich seine glänzende Begabung mit würdeloser Charakterschwäche verband. Der Schmeichelei, mit der er sich Jakob I. zu nähern wußte, verdankte er dann freilich die Ritterwürde, die Ernennung zum Mitgliede des Staatsrats, zum Großsiegelbewahrer, endlich zum Lordkanzler, wie die Erhebung zum Baron von Verulam und zum Grafen von St. Albans. Indem er aber diese Gnadenerweisungen durch entschiedenes Eintreten für die Ansprüche der Krone und namentlich für Buckinghams Politik zu verdienen suchte, erregte er den heftigsten Haß auch gegen sich, und da er es weiter nicht vermied, die Mittel zu seinem überaus glänzenden und verschwenderischen Leben durch Annahme von Geschenken zu vergrößern, so gab er seinen Gegnern die Möglichkeit, ihn durch eine Anklage auf Bestechung und Amtsmißbrauch zu stürzen (1621). Zwar erließ ihm der König die kolossale Geldstrafe von 40000 Pfund Sterling und die Haft im Tower, aber Bacons öffentliche Rolle war damit ausgespielt, und er starb als ein gebrochener Mann am 9. April 1626, mehr wegen Schwäche als Schlechtigkeit des Charakters tadelnswert und zuletzt vielleicht mehr ein Opfer politischen Hasses wie ein Verbrecher. Jedenfalls bleibt seine wissenschaftliche Bedeutung davon unberührt.

In seinen beiden großen Hauptwerken, dem „Novum Organon“ (1620) und den „Neun Büchern über den Wert und die Vermehrung der Wissenschaften“ (1623), die er später durch manche kleinere Arbeiten noch ergänzte, verfolgt er den Zweck, die Wissenschaften praktisch nutzbar zu machen, und geht dabei von dem Grundsatze aus, daß Können und Wissen im Grunde dasselbe sei. Seine Methode aber, wie sie vor ihm freilich schon von einzelnen empfohlen und angewandt, von keinem aber so entschieden betont und begründet worden, ist die Beobachtung der Natur durch folgerichtig angestellte Versuche (Induktion, Analysis), im Gegensatz zu dem alten Verfahren, daß im wesentlichen von vorgefaßten, als unumstößlich geltenden Ansichten ausging und in den logischen Konstruktionen der Scholastik seinen schärfsten Ausdruck fand (s. Bd. V, S. 169). Ihm galt die Erkenntnis der Natur als die „Mutter aller Wissenschaften“, wie früher die Theologie ihre Königin zu sein behauptet hatte. Den ganzen Umfang des Wissens zu umgrenzen, die einzelnen Gebiete abzuscheiden und ihnen ihre Aufgabe zuzuweisen, ist die Absicht der Neun Bücher, das erste Unternehmen dieser Art überhaupt. So wenig Bacon auch durch Entdeckungen im einzelnen hervorragte, so hat er doch durch seine Arbeiten der modernen Wissenschaft überhaupt den Weg gezeigt, auf dem sie zu so ungeahnten Erfolgen emporsteigen sollte. Auf die Anregung, die er in seinen Schriften gegeben hatte, entstand 1645 in London eine Gesellschaft zur Pflege der Mathematik und der Naturwissenschaften, die sich dann in zwei gliederte. Die eine hatte seit 1648 ihren Sitz in Oxford, aus der andern ging 1662 die „Königliche Gesellschaft der (exakten) Wissenschaften“ (The Royal Society of Sciences) hervor.

Theologie.

Auf dem Gebiete der Theologie, die Bacon ganz von der wissenschaftlichen Behandlung ausschloß, regte sich der Geist der Kritik zuerst bei den sogenannten Latitudinariern, deren Mittelpunkt gegen Ende des Bürgerkrieges Lord Falkland war. Sie wollten auch in Glaubenssachen die Vernunft entscheiden lassen, verwarfen daher die Autorität der Überlieferung, den Glaubenszwang und die Unterschiede der Konfessionen und stellten die praktische Frömmigkeit und Sittlichkeit in den Vordergrund.

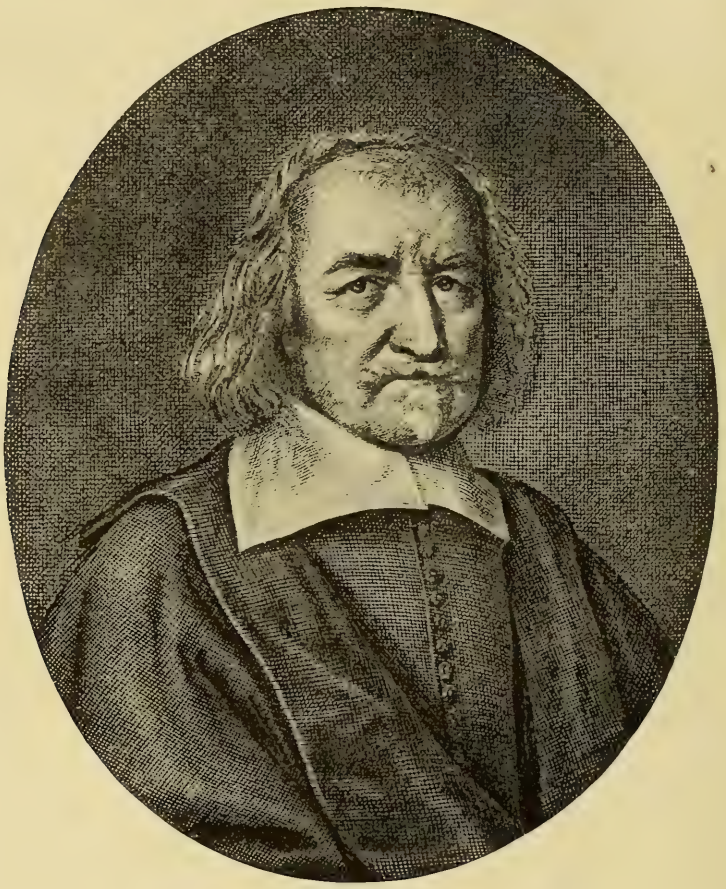
Thomas Hobbes.

Der erste, der Bacons Methode auf die Wissenschaft vom Menschen, also auf die Geschichte im weitesten Sinne und besonders auf den Staat anwandte, war der Sekretär Bacons, Thomas Hobbes (1588—1679). Als entschiedener Anhänger des Königtums, weshalb er auch während der Revolution meist in Frankreich lebte, versuchte er in seinem „Leviathan“ die unumschränkte Monarchie als eine Naturnotwendigkeit zu erweisen. Denn der Staat entsteht infolge der Notwendigkeit, dem sonst unvermeidlichen

Fr Verulam Cancr

294. Sir Francis Bacon von Verulam.
Nach einem Kupferstiche von W. Marshall.

Kampf aller gegen alle ein Ziel zu setzen, allerdings durch den Vertrag zwischen Fürst und Volk, aber die fürstliche Gewalt muß unumschränkt, muß ein „Leviathan" gegenüber dem „Drachen" der Revolution sein, weil sie sonst diesen Drachen nicht bezwingen könnte, dann aber jener Naturzustand sofort wiederkehren würde. Religion und Kirche sind für Hobbes lediglich Mittel des Staats zur Beherrschung der Unterthanen; ja er versteigt sich zu der Behauptung, daß der Unterschied zwischen Gut und



295. Thomas Hobbes.
Nach einem Kupferstiche von William Faithorne.

Böse nicht auf dem Gewissen, sondern lediglich auf dem bürgerlichen Gesetz beruhe So mußte er natürlich ebensowohl die republikanische Staatslehre des Altertums, die das Königtum verwarf, als die Staatsansicht des Mittelalters, welche die fürstliche Gewalt durch Lehnswesen und Kirchenmacht auflöste, nachdrücklich bekämpfen, und bezeichnet mit seiner Anschauung, dem Erzeugnis der Angst vor einer siegreichen Revolution, einerseits den stärksten Rückschlag gegen die Theorie von der Volkssouveränität, die das Parlament verfochten hatte, anderseits gibt er die Rechtfertigung der unumschränkten Monarchie, deren Zeitalter auf dem Festlande schon hereinbrach.

Samuel Butler.

Einen Bundesgenossen in der Bekämpfung der englischen Republikaner fand Hobbes in Samuel Butler (1612—1680), der in seinem satirischen Epos „Hudibras", einer Nachahmung des Don Quixote, den puritanischen Ritter Hudibras und Genossen als den Inbegriff alles Tölpelhaften, Gemeinen und Scheinheiligen darstellt, aber indem

er die augenfälligen Gebrechen und Auswüchse der ganzen Richtung verfolgt, doch für die Gegner kein Interesse erweckt und keine höhere Idee verficht, wie Cervantes that.

Zu Hobbes und Butler ist das rechte Gegenbild der größte Geistesheld, den die englische Revolution hervorgebracht hat, John Milton (1608—74), ebenso bedeutend als Tagesschriftsteller wie als Dichter. John Milton.

296. Samuel Butler.
Nach einem Gemälde von Peter Lely.

Der Sorge seines Vaters, eines Londoner Notars und eifrigen Puritaners, verdankt John Milton eine feste religiöse Überzeugung und eine treffliche klassische Bildung, die er 1624—32 auf der Universität Cambridge im Christchurchcolleg vollendete. Studentisches Treiben lockte ihn so wenig, daß er sich gänzlich davon zurückzog, wie er denn in der That von zarter, fast mädchenhafter Schönheit war, die ihm den Namen „das Fräulein von Christchurch" eintrug. Ursprünglich geneigt, sich dem geistlichen Berufe zu widmen, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, den dafür erforderlichen Eid auf die 39 Artikel der Hochkirche zu leisten, und die Güte des Vaters gestattete ihm, sich auf dem Landsitz Horton (Buckshire) ganz dem Studium der antiken wie der italienischen Litteratur hinzugeben. In diese Zeit fallen auch seine ersten, mit vieler Anerkennung aufgenommenen poetischen Versuche. Er trug bereits einen weit bekannten Namen, als er im Jahre 1638 Italien besuchte. Die Dichter der italienischen Akademien nahmen den jungen Engländer mit freudiger Begeisterung auf, er aber blieb, so gern er sich ihnen anschloß, ein stolzer Protestant, der in dem Prunk des Papsttums zu Rom nur „das schwerste aller Gerichte Gottes" sah, und er wagte es, den greisen Galilei, das Opfer der Inquisition, zu besuchen. Schon war er im Begriff nach Griechenland zu segeln, als die Kunde vom Ausbruch des großen Kampfes in England ihn über Genf in die Heimat zurücktrieb.

Eifrig warf er sich in den Federkrieg für die Rechte des Parlaments, und als dieses den alten Zwang durch neuen ersetzte, verfocht er auch ihm gegenüber die Freiheit; er trat für die Berechtigung der Hinrichtung Karls I. ein und führte seit 1649, als lateinischer Staatssekretär mit dem auswärtigen Briefwechsel der Republik beauftragt, unermüdlich den litterarischen Kampf gegen die „Kavaliere“ und ihren Anhang. Ein warmes persönliches Verhältnis verband ihn mit Cromwell, den er in einem Sonette folgendermaßen feiert:

„Cromwell, du unser Haupt, der du gedrungen
Durch der Verwirrung Sturm, der Schlachten Blut,
Geführt vom Glauben, von des Herzens Mut,
Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen;
Der Gottes Siegesfahne du geschwungen,
Gezügelt des gekrönten Feindes Wut,
Als deinen Ruhm gerauscht des Darwen Flut,
Und Dunbars Höh'n von deinem Preis erklungen.“

Und das alles, ohne in seiner Häuslichkeit das ersehnte Glück zu finden, denn Miltons erste Frau, Mary Powel (1643—1652), war die leichtlebige Tochter eines Landedelmanns, und die zweite Ehe mit der trefflichen Katharina Woodcock löste schon nach einem Jahre der Tod. Ja noch mehr, Milton opferte sein Augenlicht dem, was er für seine Pflicht hielt; indem er, der Warnung der Ärzte trotzend, die „Defensio pro populo Anglicano“ (Verteidigung des englischen Volkes) als Widerlegung von Salmasius' „Defensio regia pro Carolo I.“ (Royalistische Verteidigung Karls I.) ausarbeitete, erblindete er für immer (1652). Doch ungebeugt hielt er fest an seinem republikanischen Ideal, er zog sich von Cromwell zurück, als dieser in monarchische Bahnen einlenkte, und wagte es noch im Februar 1660 den Entwurf einer republikanischen Verfassung aufzustellen. Sein Ruf verhallte ungehört, Karl II. kehrte zurück, ließ die Defensio vom Henker verbrennen und den Verfasser in den Tower werfen. Nach kurzer Haft befreit, zog sich Milton ganz in seine bescheidene Häuslichkeit zurück, wo er jetzt wenigstens in seiner dritten Frau eine treue Pflegerin, eine geduldige Mitarbeiterin aber nur in seiner jüngsten Tochter fand. Denn eben in diese letzte trübste Zeit seines Lebens fallen seine größten dichterischen Leistungen. Von wenigen noch besucht und doch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft bewahrend, starb Milton am 8. November 1674.

Miltons politische und kirchliche Anschauungen.

Als Tagesschriftsteller erscheint Milton in der Hitze des erbitterten Kampfes oft einseitig und hart in seinen Urteilen, in seiner Sprache heftig und leidenschaftlich, aber alles verrät feste Überzeugung und hohen sittlichen Ernst. Seine politische Anschauung geht ohne besondere Berücksichtigung geschichtlicher Thatsachen, die er vielmehr, sobald sie ihm unbequem werden, einfach beiseite schiebt, von dem Satze aus, daß der König seine Gewalt vom Volke habe, aber sie nur üben dürfe innerhalb der gesetzlichen Schranken; sobald er sie überschreite, sei er ein Tyrann. Obwohl das der Monarchie an sich Raum läßt, um so mehr, als er das englische Königtum nur als ein Ergebnis der normännischen Eroberung auffaßte, so war doch Milton praktisch durchaus Republikaner; nur lebte auch er des Glaubens, daß nicht die Form des Staates, sondern die sittliche Tüchtigkeit des Volkes die Grundlage seiner Größe in allem und jedem sei. Unter dieser Voraussetzung verfocht er auch die Freiheit als das natürliche Recht des Menschen, im schärfsten Widerspruch zu der mittelalterlichen Ansicht, welche die Freiheit nur als erworbenes Recht einzelner kennt. Dem von einem solchen Volke getragenen Staate wies er dann die höchsten Aufgaben zu, nicht bloß die Leitung des Unterrichtswesens, das er in freiem Sinne auf Grund klassischer Bildung umgestalten wollte, sondern die Erziehung zur Sittlichkeit überhaupt. Damit geriet er allerdings in Widerspruch mit seiner kirchlichen Auffassung. Denn er wollte als überzeugter Independent die unbedingte Trennung des Staates von der Kirche, die jener für die ihm von Milton gestellte Aufgabe doch kaum entbehren konnte. Gegenüber der Kirche wiederum verfocht er die Freiheit des persönlichen Glaubensbekenntnisses, also die unbeschränkte Duldung, von der er nur die Katholiken ausnehmen wollte, und demgemäß die Erlösung von veralteten Satzungen, diese vor allem in den Schriften über Ehescheidung, die den Zweck der Ehe in dem Glück der Gatten suchen und sie getrennt wissen wollen, wenn sie diesen Zweck nicht erreicht, „denn kein Vertrag kann binden, dessen Ausführung dem Zwecke des Vertrages widerspricht.“

297. John Milton in seinem Arbeitszimmer.
Nach einem Gemälde von John Faed gestochen von James Faed.

Das „Verlorene Paradies".

Als Dichter hat sich Milton auf zwei sehr verschiedenartigen Gebieten bewegt. Seinen Ruf begründete er zuerst durch allegorisch-romantische Dichtungen in der Weise Spensers (s. Bd. V, S. 713), den er damals als sein Vorbild verehrte; im „Allegro" schildert er die lachende Schönheit der Erde, im „Penseroso" das Glück des einsamen Denkers; im „Lycidas" beklagt er selbst im Gewande eines dorischen Hirten den Tod eines Freundes, im Maskenspiel „Comus" feiert er in bewußtem Gegensatz zu der Leichtfertigkeit des Hofes den Sieg der Keuschheit über die Versuchung. Doch seinen weltgeschichtlichen Namen verdankt er dem „Verlorenen Paradies" (Paradise lost, 1667). Er will hier in lehrhaftem Epos schildern, wie der Sündenfall „Tod in die Welt gebracht", aber er versetzt ihn hinein in den Kampf der gefallenen Engel gegen Gott, in dessen soeben zum Ersatz für die Abtrünnigen geschaffene schöne, unschuldsvolle Menschenwelt der Satan die Sünde trägt. Die ungeheuren Schwierigkeiten des Gegenstandes: die fast unlösbare Aufgabe, das Übermenschliche als Mensch und für Menschen zu schildern und das Interesse nicht allzusehr zu erwecken für den gewaltigen, titanengleichen Satan, sondern es auch für einen Herrn des Himmels zu bewahren, der allwissend und allmächtig ist und doch mit seinen Geschöpfen kämpfen muß, das alles hat er überwunden, so weit es sich eben überwinden läßt, und zwar durch knappe Zusammenfassung der Handlung, gedrungene, ausdrucksvolle Sprache, dramatisch belebte Schilderung und scharfe Charakteristik der Handelnden. Begreiflicherweise gelingen ihm da die Persönlichkeiten der gefallenen Engel weit besser als die sündlosen, dem Herrn treugebliebenen Geister, denn jene irren, leiden und kämpfen wie Menschen, und eine Gestalt wie die Satans mit dem ungebrochenen Titanentrotz, dem Reichtum des Wissens und Könnens und der hinreißenden Beredsamkeit gehört zu dem Großartigsten, was alle Dichtung geschaffen hat. Auf der andern Seite wiederum steht die herrliche Schilderung des Paradieses und des ersten Menschenpaares. Doch ein Hauptinteresse erweckt die stark hervortretende Persönlichkeit des Dichters. Seine kirchlichen und politischen Ansichten kehren oft in poetischer Umschreibung wieder; ja das Ganze, die Zerstörung des glückseligen Eden durch die Mächte der Finsternis, ist eine Parallele zu dem Kampfe des Königtums gegen das puritanische England, und wenn Milton in prachtvollen Bildern die höllischen Heerscharen schildert, wie sie im Waffenglanz unter dem Schmettern der Trompeten anrücken gegen die „streitbaren Heiligen" des Himmels, so denkt er an die Schlachten des Bürgerkriegs und Cromwells „gottselige Eisenseiten". So wurde das „Verlorene Paradies" das „Epos des Puritanismus". Sich selbst zum Troste hat er noch in seinen letzten Jahren (1671) „Das wiedergewonnene Paradies" (Paradise regained) gedichtet, eine Schilderung der Versuchungen Christi in der Wüste, und im „Kämpfer Simson" (Samson Agonistes), der geblendet noch mit seiner Riesenkraft das Haus seiner triumphierenden Feinde zertrümmert, das Leid seiner eignen Blindheit ergreifend geschildert, wenn er Simson schmerzvoll ausrufen läßt:

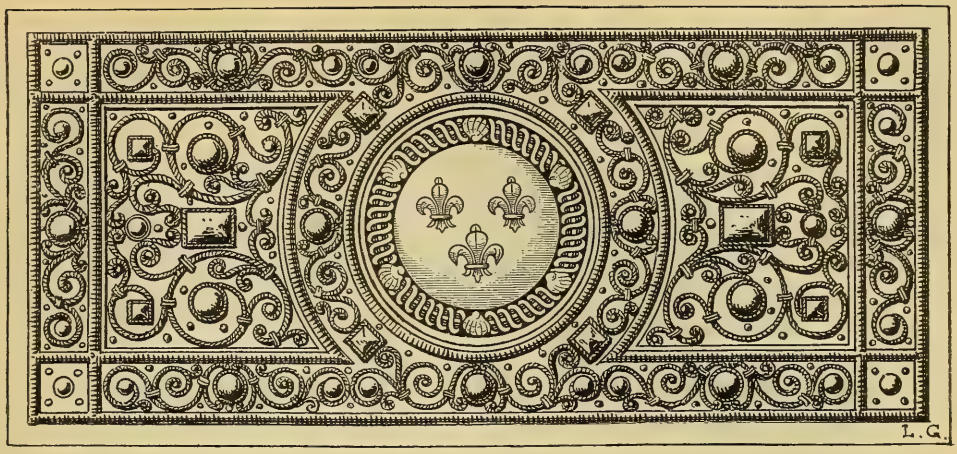
„O Dunkel, Dunkel, Dunkel! Mitten im Mittagsglanz
Unwiederbringlich Dunkel! Ewige Finsternis —
Und nimmer wird es tagen!
Warum gilt mir nicht Gottes erst Gebot:
Es werde Licht! —"

Die Sache, der Milton diente, war unterlegen; er selbst stand

„In argen Tagen, unter bösen Zungen
Blind, einsam, von Gefahren rings umdroht."

Doch er hat dieser Sache ein Denkmal gesetzt, das sie weit überdauert, und auch die Zeit sollte noch kommen, wo wieder sein stolzes Wort den Stuarts entgegenklang:

„Den Menschen schuf Gott Menschen nicht zum Herrn."



Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter der unumschränkten Monarchie.

Einleitung.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts treten die kirchlichen Interessen insofern zurück, als sie nicht mehr so vorwiegend wie seit dem Beginn der Neuzeit das innere Leben der Staaten und ihr Verhältnis zu einander bestimmen. Denn der kirchliche Eifer ist unter den Greueln der Religionskriege erlahmt, eine neue Gruppierung der Mächte drängt die kirchlichen Gegensätze zurück. Nachdem die spanischen Habsburger endgültig auf das katholische Weltreich hatten verzichten müssen, erhebt sich zu drohender Übermacht der Staat der französischen Bourbonen, begünstigt einerseits durch die Schwäche des spanischen Kolosses, die Verödung und Zerrissenheit Deutschlands, die klägliche Haltung Englands, anderseits gestützt auf seinen alten, durch den Dreißigjährigen Krieg emporgehobenen Bundesgenossen Schweden und die kriegerische Politik der zweiten Hauptmacht im damaligen Europa, der Türkei. Indem aber Frankreich nach allen Seiten rücksichtslos übergreift und ganz Europa seinem herrschenden Einfluß zu unterwerfen strebt, zwingt es alle Völker, der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses ungeachtet, sich zu seiner Bekämpfung zu vereinigen im Interesse des „europäischen Gleichgewichts". In diesem Kampfe unterliegt am letzten Ende Frankreich, allerdings ohne seine Großmachtstellung einzubüßen, und noch früher offenbart sich die Ohnmacht des Osmanischen Reiches, nachdem es noch einmal in stürmischem Anlauf den Halbmond vor Wien getragen hat, während der alte Waffenruhm Schwedens, der beste Grund seiner Größe, wenige Jahrzehnte, nachdem er einen kriegerischen Fürsten zu dem maßlosen Versuche verführt hat, durch Eroberung des sinkenden Polenreiches die Herrschaft über ganz Osteuropa zu erkämpfen, arge Einbußen erleidet. Und nun erhebt sich dieser künstlichen Großmacht gegenüber seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ein furchtbarer Feind in dem halbasiatische Reiche der Moskowiter. Unter Führung eines thatkräftigen und begabten Selbstherrschers sucht es im Innern nach europäischem Vorbilde sich

umzugestalten und erneuert mit Glück den alten Kampf um den Besitz der Ostseeküsten. Indem es diese den Schweden entreißt, zerstört es die Grundlagen ihrer Großmachtstellung und schiebt sich selbst an ihre Stelle, um von nun an einen immer steigenden Druck auf Europa auszuüben.

In dem Gedränge der gewaltigen Kämpfe ringsum bleibt zwar die Verfassung des Deutschen Reiches unverbesserlich und unbeweglich, aber in diesem verarmten und entvölkerten Lande ohne Welthandel, ohne Kolonien, ohne Großindustrie, arbeitet in den Einzelstaaten das selbständig gewordene Fürstentum eifrig daran, die tiefen Wunden des großen Krieges zu heilen, ja zum guten Teil die Kulturarbeit von vorn anzufangen. Und so furchtbar die Pressung von Westen, Osten und Norden ist, Deutschland behauptet sich in dem ungleichen Kampfe keineswegs unglücklich, und er erweckt wieder das schlummernde Nationalbewußtsein. Im Innern aber vollzieht sich, den Zeitgenossen noch unverständlich, eine verheißungsvolle Wandlung. Während das habsburgische Österreich durch Eroberung Ungarns zum wirklichen Donaureiche wird, damit sich seinen natürlichen Grenzen nähert, aber auch durch stärkere Verflechtung mit undeutschen Beziehungen wie durch die gewaltsame Vernichtung des heimischen Protestantismus, welche die Kraft des österreichischen Deutschtums auf Jahrhunderte lähmt und seinen Einfluß auf die Slawen und Magyaren in verhängnisvollster Weise schwächt, sich dem deutschen Leben mehr und mehr entfremdet, erhebt sich im Norden Deutschlands unter den Staaten mittleren Umfangs Brandenburg-Preußen, ganz deutsch und überwiegend protestantisch, zu einer selbständigen, die ihm bis dahin gleichstehenden Genossen bald weit übertreffenden Bedeutung, und indem es in der Verfechtung seiner eignen Interessen gegen Franzosen, Schweden und Polen zugleich die allgemein deutschen kräftig wahrt, bereitet es zunächst den scharfen Gegensatz zu Österreich, im weiteren Sinne die Neubildung des Deutschen Reiches auf einer neuen Grundlage vor.

Alles dies aber geschieht unter Leitung der zur Unumschränktheit aufsteigenden Fürstengewalt. Zuerst in Frankreich drängt das Königtum, anfangs von großen Ministern, dann von einem glänzenden Monarchen vertreten, die Macht der Stände zurück und gründet eine einheitliche, das ganze Land umfassende, landesfürstliche Verwaltung, die keine Selbständigkeit kleinerer Gemeinschaften neben sich duldet. Mit solchen Mitteln strebt es danach, den Grundsätzen des „Merkantilismus“ folgend, das ganze Staatsgebiet in ein einheitliches und nach außen möglichst abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet zu verwandeln, daher den einheimischen Gewerbfleiß mehr und mehr zu entwickeln, ihm den einheimischen Markt möglichst allein zu sichern, für die auswärtigen Völker zu sperren und zugleich, besonders jenseit des Meeres, ausgedehnte Absatzgebiete zu erwerben. Was früher die einzelnen Stadtgemeinden versucht hatten, das wurde jetzt für große Reiche unternommen, und erst diese Wirtschaftspolitik schweißte die einzelnen Volksteile zu einem großen Körper zusammen, denn „Merkantilismus ist Staatsbildung.“ Diese Ziele verfolgten alle europäische Staaten außer dem sinkenden Polenreiche, auch England, obwohl es in innerpolitischer Beziehung seine eignen Wege ging; und so gewaltthätig und selbstsüchtig der neue Absolutismus auch auftritt, das große Verdienst hat er doch, den Staat aus der mittelalterlichen losen Anhäufung selbständiger, eigenwilliger und selbstsüchtiger Körperschaften und Stände in ein einheitliches Ganze verwandelt und gegenüber dem Interesse der bisher herrschenden Stände das Gesamtinteresse zur Geltung gebracht zu haben.

Wie Frankreich nun in der Gemeinschaft der europäischen Staaten herrschend auftritt, wie es für ihre innere Gestaltung das Vorbild aufstellt, so beherrscht sein Hof das gesellige, seine Litteratur das geistige Leben des zivilisierten Europa.

299. Ludwig XIV., König von Frankreich.

Nach einem Gemälde von W. Vaillant gestochen von P. van Schuppen.

Die Fürstenhöfe sind der Abglanz des Königshofes von Versailles; unter dessen Einfluß wiederum gestalten die Franzosen eine pomphafte theatralische Kunst, ein angeblich nach den Regeln der Alten gebildetes, in seiner Art vollendetes, wenn auch nicht volkstümliches Drama, überhaupt eine schöne Litteratur voll Geist und Geschmack, getragen von einer zu wunderbarer Feinheit entwickelten Sprache, und obgleich die französische Wissenschaft sich in den Fesseln des Absolutismus nicht frei bewegen darf, in manchen Fächern leistet sie doch Großartiges, und ein Franzose ist es, der die Grundlagen für die moderne Philosophie gewinnt, wie schon früher ein Engländer die für die moderne Naturwissenschaft. Und diese entfaltet sich nun, gefördert auch von den Entdeckungen andrer Nationen, am großartigsten eben in England. Damit tritt die moderne, auf methodischer Forschung beruhende, nicht von theologisch-philosophischen Voraussetzungen ausgehende Wissenschaft ihren strahlenden Siegeslauf an; sie führt nach dem „Zeitalter des Gemüts", das in der religiösen Neugestaltung durch die Reformation, in der künstlerischen durch die Renaissance seinen Ausdruck gefunden, ein „Zeitalter des Geistes", nach dem Zeitalter der Theologie das Zeitalter der Naturwissenschaften herauf.

Frankreichs Machthöhe unter Ludwig XIV.

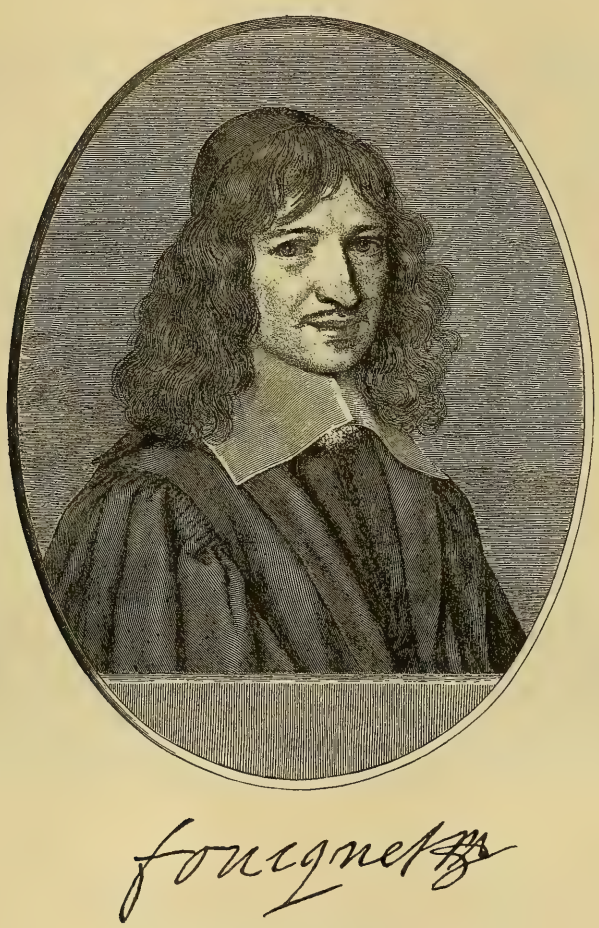
(1661—85.)

Die Vollendung der Selbstherrschaft.

Ludwig XIV. Als nach dem Tode Mazarins am 9. März 1661 der kaum dreiundzwanzigjährige König seine erste Staatsratssitzung abhielt, überraschte er die Herren durch die kurze Erklärung: „Ich habe mich entschlossen, in Zukunft mein eigner Premierminister zu sein. Sie werden mich mit ihren Ratschlägen unterstützen, wenn ich sie verlange. Ich bitte und befehle Ihnen, Herr Kanzler, nichts zu untersiegeln außer auf meine Weisung, und Ihnen, meine Herren Staatssekretäre, wie Ihnen, Herr Oberintendant der Finanzen, befehle ich, nichts zu unternehmen ohne meine Anordnung." Mit diesen Worten, in denen sich das ganze stolze Selbstbewußtsein des unumschränkten Monarchen widerspiegelt, begann für Frankreich eine neue Zeit. „Das Jahrhundert Ludwigs XIV." war angebrochen.

Niemals ist in der That ein französischer Herrscher so ganz König gewesen wie Ludwig XIV., niemals hat einer so sehr die Nation in sich repräsentiert. Ohne hervorragende Gaben und in seiner Erziehung vernachlässigt, daher ohne Neigung zu wissenschaftlicher Lektüre oder Unterhaltung, hatte er doch die Neigung zu langsam prüfendem Urteil, große Ausdauer und Festigkeit des Willens, in jedem Augenblicke ein lebendiges Bewußtsein seiner Würde und Stellung und den Sinn für das Hohe und Rühmliche. Dabei war er von der glücklichsten und edelsten Bildung, ein schöner schlanker Mann mit fast bronzefarbenem Antlitz und dunklen Augen, von einer Anmut, die ihn zum Liebling seines Volkes machte, in seiner Haltung schon in seiner Jugend gemessen und würdevoll und vollkommen Herr seiner Regungen; nie war er zornig, nie sagte er ein verletzendes Wort; er rügte selten und dann ohne Härte. Er sprach wenig, aber mit gewähltem Ausdruck, wußte jedem etwas Verbindliches zu sagen und stellte sich andern nie ohne vorangehende Prüfung und Vorbereitung dar. Das Bewußtsein seiner Stellung machte ihn, so wenig er dem Vergnügen entsagte, zum fleißigsten, thätigsten Arbeiter in seinem Beruf; „dadurch regiert man, dafür regiert man", schrieb er in den Denkwürdigkeiten für seinen Sohn. Mit größter Regelmäßigkeit hielt er die für den Vortrag seiner Minister und die Sitzungen des Staatsrats bestimmten Stunden

ein, und die Geschäfte kannte er bis ins einzelnste. Kein Zweifel auch, daß ihm als Ziel dieser Arbeit das Wohl seines Volkes vorschwebte, aber je williger sich das Volk seinem Willen unterwarf, je dichter die Weihrauchwolken seiner Höflinge und Dichter ihn umgaben, desto mehr begann er seine Interessen für die Frankreichs zu halten, desto mehr fielen ihm die Grenzen seines Rechts mit denen seiner Macht zusammen, bis in der That das schreckliche Wort: „Der Staat bin ich" wahr wurde und als



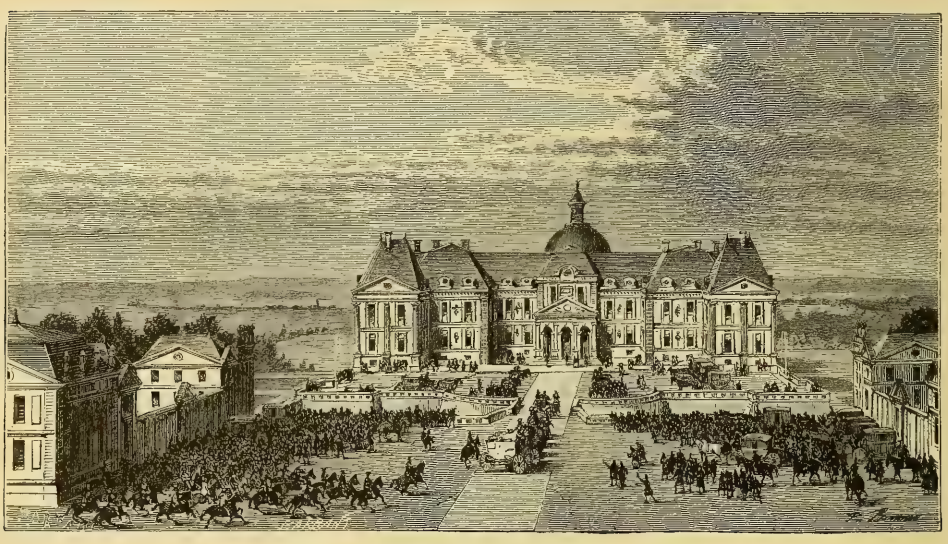
300. Nicolas Fouquet, Generalintendant der Finanzen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Claude Mellan.

das einzige Ergebnis des französischen Staatslebens das Selbstbewußtsein des Königs erschien. Er war fest davon überzeugt, daß er als der „älteste Sohn der römischen Kirche", der „allerchristlichste König" den Vorrang vor allen Monarchen beanspruchen dürfe, daß keine Körperschaft, kein einzelner Unterthan in Frankreich ein selbständiges Recht gegenüber seinem Willen habe, ja daß ihm sogar aller Besitz im Lande gehöre und er darüber frei verfügen könne. Jeder selbständige Wille in seiner Umgebung war ihm unerträglich, er konnte nur gehorsame Diener brauchen, und gegen seine Feinde war er die Unbarmherzigkeit und Gewissenlosigkeit selbst, denn es galt ihm für einen Frevel, ihm, dem gottbegnadeten König, zu widerstreben. Aber wie einst die Kastilianer in

Philipp II. und seiner katholischen Politik ihr eignes Volkstum verkörpert gefunden hatten, so galt den Franzosen jener Zeit die Persönlichkeit ihres Königs als der lebendige Ausdruck ihres eignen Wesens. Durch seinen Ruhm, seinen Glanz fühlten sie sich selbst gehoben.

Fouquets Sturz.

Wollte Ludwig XIV. in der That Selbstherrscher sein, so mußte er sich mit ebenso fähigen als fügsamen Werkzeugen umgeben. Das erste Opfer seines Herrscherwillens war der unter Mazarin allmächtige Generalintendant der Finanzen, Nicolas Fouquet. Die fortgesetzten auswärtigen Kriege und die Unruhen der Fronde hatten in Verbindung mit der Leichtfertigkeit und Verschwendung des Kardinals dazu genötigt, den Staatsgläubigern gewisse Einkünfte zu verpfänden, die nun durch deren Beamte verwaltet wurden und zu der ärgsten Willkür gegenüber dem armen Volke Veranlassung gaben. Fouquet selbst war als Gläubiger des Staates und Haupt einer großen Verbindung von Bankhäusern so stark beteiligt, daß er selbst kaum wußte, wo die öffentlichen



301. Schloß von Vaux bei Melun, der Landsitz Fouquets.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Einkünfte aufhörten und seine privaten anfingen. Auf seinem Sterbebette hatte deshalb Mazarin dem König die Beseitigung des Mannes angeraten; da aber Fouquet mit den angesehensten Personen am Hofe in Verbindung stand und durch seine fürstliche Freigebigkeit Hunderte an sich gefesselt hatte, so bedurfte es dabei der äußersten Vorsicht. Getäuscht durch die Huld, mit der Ludwig ihm bei einem feenhaften Feste auf seinem mit königlicher Pracht ausgestatteten Landsitze Vaux begegnet war, ließ sich der Intendant nach Nantes locken, und hier wurde er am 5. September 1661 verhaftet. Da das Pariser Parlament trotz nachweislicher schwerer Unterschlagungen ihn nur zur Verbannung verurteilte, so schärfte der König den Spruch durch Verweisung nach der kleinen Alpenfestung Pinerolo, wo Fouquet trotz mehrerer Gnadengesuche bis an seinen Tod verblieb.

Die Minister Ludwigs XIV.

Nach seinem Sturze berief der König drei hervorragende Männer in den Staatsrat (Conseil): Jean Baptiste Colbert als Oberintendanten der Finanzen, Louvois als Kriegssekretär und Lyonne für die auswärtigen Angelegenheiten, obwohl für die letzteren auch die beiden erstgenannten neben Marschall Turenne zugezogen

wurden. Die Prinzen von Geblüt, die noch unter Richelieu und Mazarin die Teilnahme an der Regierung erstrebt hatten, blieben davon ausgeschlossen. Im Grunde waren es aber zwei Familien, die innerhalb des Konseils miteinander um den maßgebenden Einfluß rangen und deren Nebenbuhlerschaft Ludwig eher förderte als unterdrückte, weil sie ihm die Gewißheit gab, daß sie gegen ihn niemals gemeinsame Sache machen würden: die Colberts und die Telliers. Von diesen stand Michael Le Tellier als Kanzler an der Spitze der Justizverwaltung, aber der bedeutendere war der Sohn

302. Der Kanzler Michel Le Tellier.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde von Ferdinand Voet gestochen von G. Edelinck.

des Kanzlers, der Marquis von Louvois (geb. 1641), seit 1666 Kriegsminister, eine schwerfällige Gestalt mit beinahe rohen, sinnlichen Gesichtszügen, gewaltthätig und rücksichtslos, aber ein eiserner Arbeiter, häufig selber an Ort und Stelle, von scharfem Urteil und größter Pünktlichkeit bei der Ausführung, in der Wahl seiner Mithelfer unübertrefflich, dem König unbedingt ergeben und von der grenzenlosen Macht Frankreichs überzeugt. Die Seele der inneren Verwaltung jedoch wurde Colbert. Seit 1650 für Mazarins Privatgeschäfte thätig, hatte er durch seine große Tüchtigkeit seit 1653 wachsenden Einfluß auch auf die Staatsangelegenheiten gewonnen, war dem Kardinal schließlich unentbehrlich und von ihm zuletzt als Nachfolger Fouquets dem

Könige empfohlen worden. Bürgerlicher Abkunft und von ganz bürgerlicher Arbeitsamkeit wollte er die Pläne, die Richelieu unvollendet hinterlassen hatte, verwirklichen im Sinne des unumschränkten Königtums und zog deshalb alles an sich, was die wirtschaftlichen Interessen des Staates berührte, und was hätte sie nicht berührt? Der persönliche Gegensatz aber, der zwischen ihm und Louvois obwaltete, gestaltete sich auch zu einem sachlichen. Colbert bedurfte für die Reform der Finanzen, für die Hebung des Handels und der Industrie eines langen und gesicherten Friedens, Louvois verfocht die rücksichtsloseste Eroberungspolitik, und da diese der Ruhmliebe Ludwigs XIV. naturgemäß mehr schmeichelte als die unscheinbare Arbeit für den Wohlstand Frankreichs, so siegte der Kriegsminister über den Finanzminister, zum Unheil der Nation.

Beseitigung der selbständigen Körperschaften.

Beide indes hätten niemals an die Verwirklichung ihrer Pläne denken können ohne die straffe Zusammenfassung aller Gewalt in den Händen des Staatsrats, d. i. des Königs. Alle hemmenden Körperschaften schob er kurzweg beiseite. Die Reichsstände waren schon seit dem Jahre 1614 nicht mehr berufen worden, die Provinzialstände, von fünf Landschaften (den pays d'état) abgesehen, nicht mehr seit etwa 1635, ohne daß diese Körperschaften jemals etwa durch einen Akt der Gesetzgebung aufgehoben und so die unumschränkte Monarchie gesetzlich begründet worden wäre. Den stolzen Parlamenten hatte schon im Jahre 1655 Ludwig XIV. seine Willensmeinung erklärt, aber erst im Jahre 1673 verbot er ihnen jede Einwendung gegen die Registrierung königlicher Erlasse und nahm ihnen den alten Titel: „souveräne Höfe" (cours souveraines, seitdem nur supérieures). Den Stadtgemeinden blieb noch lange eine gewisse Selbständigkeit der Verwaltung unter jährlich gewählten Schöffen, Konsuln, Syndiken, oder wie sie sonst hießen; aber schon Richelieu hatte das Finanzwesen der südfranzösischen Städte der Aufsicht von Greffiers und Prokuratoren unterstellt, Ludwig XIV. dehnte diese Einrichtung über das ganze Reich aus (1690) und führte endlich 1692 unter dem furchtbaren Drucke des dritten Raubkrieges den tödlichen Schlag gegen die städtische Selbstverwaltung, indem er, nur um augenblicklicher Geldverlegenheit abzuhelfen, in jeder Stadt die Einsetzung eines Maire und einer Anzahl Beisitzer (assesseurs) an Stelle der bisher immer wechselnden Beamten verfügte und diese Ämter verkaufte. Nur in Paris und Lyon blieb das alte Amt eines Prévôt des marchands bestehen (s. Bd. V, S. 536). Die Gemeinden, oder auch ganze Provinzen für sie, kauften nun zwar zum großen Teil die neuen Ämter zurück, um ihre Selbstverwaltung zu retten, seitdem aber waren sie der Willkür der Regierung ausgesetzt, die zuweilen die Ämter von neuem zum Verkauf ausbot, und jedenfalls alle Festigkeit und Sicherheit der Verwaltung völlig zerstörte. — Die Landgemeinden entzog die Regierung allerdings insofern der Gewalt des Gutsherrn (seigneur), als sie ihn seiner polizeilichen und gerichtlichen Befugnisse entkleidete, aber eine wirkliche örtliche Selbstverwaltung schuf sie keineswegs, denn der Schulze (syndic), der an der Spitze des Dorfes stand, durfte die Gemeindeversammlung (assemblée) nur auf Weisung des Intendanten der Provinz (s. unten) berufen, und auch dann konnte diese keinen Beschluß fassen, sondern jeder einzelne hatte nur seine Meinung abzugeben, und selbst Ausgaben rein örtlicher Natur, die Auflagen erforderten, konnte sie nicht beschließen, sondern derartige Dinge mußte erst der Staatsrat genehmigen.

Die Provinzialbeamten.

Wenn das Königtum so alle die mittelalterlichen Körperschaften oder Behörden beiseite drängte oder vernichtete, so mußte es sie notwendig durch eine landesfürstliche Verwaltung bis zu den untersten Stufen ersetzen. Das geschah am vollständigsten in den sogenannten Pays d'élection im Unterschiede von den fünf ständischen Provinzen (Pays d'état). Jede dieser etwa dreißig Provinzen hatte im Staatsrat ihren besonderen Oberbeamten (ministre). Dies waren meist frühere Provinzialbeamte

und andre Praktiker, an ihrer Spitze der controleur général. Dem „Minister“ unterstand in der Provinz selbst nach Richelieus Einrichtung vom Jahre 1635, die nur vorübergehend von der Fronde beseitigt worden war, der „Intendant der Justiz, Polizei und Finanzverwaltung“, gewöhnlich ein Neugeadelter, also bürgerlicher Abkunft — denn ein Edelmann alter Familie hätte eine solche Stellung niemals angenommen — vom Konseil ernannt und jeder Zeit absetzbar, also ganz abhängig. Für jeden Bezirk ernannte er wieder seinen „Abgeordneten“ (subdélégué), der von ihm ebenso abhängig war wie er selbst vom Staatsrat. So gezwungen, nach oben unbedingt zu gehorchen, besaßen diese Beamten nach unten in ihrem Geschäftskreise dieselbe schrankenlose Macht wie das Konseil im ganzen Reiche, derart, daß den adligen Gouverneuren der Provinz fast nichts übrig blieb als der Glanz ihrer bevorzugten und reich ausgestatteten Stellung. Alles und jedes ging von der Regierung und ihren Beamten aus. Von ihnen wurden die Auflagen erhoben, soweit sie nicht an Unternehmer verpachtet waren; ihre Höhe, namentlich die der Grundsteuer (Taille), wie ihre Verteilung unter die einzelnen Provinzen bestimmte der Staatsrat; sie veranstalteten die Aushebungen, sie übernahmen und vergaben so ziemlich alle öffentlichen Arbeiten, für welche die Bauern zum Teil Frondienste (corvée) zu leisten hatten, so daß buchstäblich kein Dorfweg ausgebessert, kein Kirchdach geflickt werden konnte ohne eine Weisung von Paris her; sie handhabten die Polizei auf dem platten Lande durch ihre Gendarmerie (maréchaussée), ja sie belasteten den Staat mit der Armenpflege im größten Stile. Jährlich wies dafür das Konseil, natürlich nach Bericht der Intendanten, für jede Provinz bestimmte Summen an, die nun jene wieder zu verwenden hatten, es ordnete den Bau von Arbeitshäusern, die Errichtung von Werkstätten für Arme an, es gebärdete sich in der That wie eine irdische Vorsehung.

Die ständischen Provinzen.

Nicht ganz so stand es in den fünf ständischen Provinzen Burgund, Dauphiné, Provence, Languedoc und Bretagne, obwohl sich das ständische Wesen nur in den beiden letztgenannten und namentlich in Languedoc recht lebendig erhalten hatte. Hier saßen im Provinziallandtage 23 Edelleute, 23 Bischöfe und 46 Männer des dritten Standes (Tiers-état), des höheren Bürgerstandes, und obwohl auch hier nur der König die Versammlung berufen konnte, sich in ihr durch seine Kommissare vertreten ließ, ihre Beschlüsse seiner Bestätigung unterwarf und ihren Haushalt beaufsichtigte, so beneidete doch ganz Frankreich Languedoc um seiner Freiheit willen. Denn hier wurden die meisten öffentlichen Arbeiten auf Beschluß und auf Kosten der Stände durch deren Beamte ausgeführt, durch sie ein großer Teil der Auflagen, auch der königlichen, in musterhafter Weise erhoben, und als im Jahre 1692 die städtische Verwaltung durch die Einrichtung käuflicher Ämter zerrüttet wurde, da kaufte die Provinz sie von der Krone zurück. Dieser vorzüglichen und gewissenhaften Selbstverwaltung verdankte Languedoc seine dichte Bevölkerung von zwei Millionen, seine vortrefflichen Straßen, Kanäle und Häfen, endlich seinen gesicherten Kredit, den die Regierung sogar nicht selten für sich in Anspruch nahm, um auf den Namen der Provinz kleinere Anleihen zu machen. Im übrigen freilich regierten auch hier die Intendanten, aber weniger unumschränkt als anderwärts. Viel weniger bedeutete der bretonische Landtag, zu dem jeder Edelmann Zutritt hatte, während die Abgeordneten der Städte meist vom König ernannt wurden. Er trat aller paar Jahre in Vitré zusammen und hatte außer den Kosten für die Provinzialverwaltung noch seinen Beitrag zur Reichskasse, das sogenannte „freiwillige Geschenk“ (don gratuit), zu beschließen. Doch blieb ihm kaum etwas andres übrig, als die immer höher geschraubten Forderungen der Regierung anstandslos zu bewilligen, und das Hauptinteresse während der Verhandlungen nahmen üppige Gelage, große Bälle, Theatervorstellungen und hohes Spiel in Anspruch.

Schattenseiten der Zentralisation.

Wenn nun Languedoc von der Masse der Provinzen sich vorteilhaft abhob, so deutet dies doch darauf hin, daß die straffe Zentralisation der Verwaltung, wie sie im ganzen bestand, ihre schweren Mängel hatte. Sie lagen vor allem in der Überlastung des Konseils mit zahllosen Einzelheiten, die notwendig aus jener sich ergaben. Die Folge war ein sehr schleppender Geschäftsgang. Die notwendigsten Maßregeln wurden um Jahre verzögert, weil die Arbeitskräfte der Beamten nicht zureichten, um die massenhaft einlaufenden Berichte und Gesuche zu erledigen, so daß etwa bis zur Genehmigung für die Ausbesserung eines Pfarrhauses durchschnittlich zwei bis drei Jahre verstrichen, und da weiter der Blick der Intendanten doch nicht überall hindrang, so wurden gleich dringende Bedürfnisse der verschiedenen Landesteile oft in der ungleichmäßigsten Weise befriedigt. Von sehr üblen Folgen namentlich in späterer Zeit war es auch, daß der französische Adel, weil er solange und so hartnäckig dem unumschränkten Königtume widerstrebt hatte, aus der neuen monarchischen Verwaltung so gut wie ganz hinausgedrängt wurde. Er verlor dadurch mit der politischen Bedeutung auch den politischen Geist und sank zu einem schmarotzenden Hofadel herab. Mit so argen Übelständen wurde die einheitlich geleitete, auf alle Beihilfe der Unterthanen verzichtende Verwaltung eines großen Reiches erkauft.

Rechtspflege.

Diese königliche Allgewalt hat der Rechtspflege vielleicht ebensoviel geschadet als genützt und nicht das geschaffen, was für sie am dringendsten notwendig gewesen wäre, ein einheitliches Gesetzbuch für das ganze Reich, wo, der straffen Zentralisation der Verwaltung zum Trotz, mehrere hundert örtliche und landschaftliche Sonderrechte nebeneinander standen. Auch der Plan Colberts, wenigstens die königlichen Verordnungen (Ordonnances) zu sammeln, kam nicht zur Ausführung, und nur in die Rechtsprechung selbst ward durch eine Zivilprozeßordnung, den vielgerühmten Codex Ludovicianus, dem bald eine andre für den Strafprozeß folgte, eine gewisse Einheit gebracht. Die Rechtsprechung selbst war an sich bei der eigentümlichen Zusammensetzung der großen Gerichtshöfe, der Parlamente, aus Mitgliedern eines in sich festgeschlossenen Amtsadels, der Noblesse de robe (s. Bd. V, S. 682), von königlicher Willkür sehr unabhängig; aber schon Richelieu hatte sehr oft Angelegenheiten, in denen er von den Parlamenten keinen Spruch in seinem Sinne erwartete, Ausnahmegerichtshöfen zugewiesen, deren Mitglieder er ernannte, so sehr jene gegen diese „Entziehung" (Évocation) protestierten. Als Ludwig XIV. die Regierung antrat, mußte er zunächst durch kräftige Maßregeln die durch die Unruhen der Fronde und den gesetzlosen Sinn in manchen Gegenden völlig zerrüttete Rechtsordnung wiederherstellen, wozu in die Berge der Auvergne im Jahre 1665 eine besondere Kommission des Pariser Parlaments entsandt wurde, die denn auch einen der vornehmsten und ärgsten Rechtsbrecher, den Vicomte de la Mothe de Canillac, zum heilsamen Beispiel für andre hinrichten ließ. Aber so wohlthätig dies wirkte, mit dem, was allein das Rechtsgefühl auf die Dauer stärken konnte und dadurch der Rechtsordnung den sichersten Untergrund geschaffen hätte, mit der Unabhängigkeit der Rechtspflege, konnte sich die unumschränkte Königsgewalt durchaus nicht befreunden. Nicht nur die Ausnahmegerichte dauerten fort, der König schuf sich außerdem ein furchtbares Mittel in den sogenannten geheimen Verhaftsbefehlen (lettres de cachet), die mit Umgehung jeder gerichtlichen Form Personen, die irgendwie gefährlich erschienen, auf unbestimmte Zeit in ein Staatsgefängnis, gewöhnlich die Pariser Bastille, sandten. Wirklich Unschuldige sind allerdings, wenigstens in der früheren Zeit, nur selten in Haft genommen worden; man bediente sich vielmehr des Mittels, um der Nachlässigkeit und Unzulänglichkeit der Polizei oder der Parteilichkeit der Gerichtshöfe, namentlich den vornehmen Personen gegenüber, ein Gegengewicht zu bieten; je höher aber das Selbstbewußtsein und die

303. Jean Baptiste Colbert, Oberintendant der Finanzen.

Nach einem Gemälde von Claude Le Fèvre im Nationalmuseum zu Stockholm.

Willkür des Königs stiegen, desto rücksichtsloser wendete er die Verhaftsbefehle gegen alle seiner Selbstherrschaft irgendwie gefährlich Scheinenden an, und wenn auch die Gefangenen, sobald nicht der Prozeß gegen sie eröffnet wurde, was nicht eben häufig geschah, gut verpflegt, auch meist nach einiger Zeit wieder entlassen wurden, so trug doch das ganze Verfahren so deutlich den Stempel der Willkür, daß es allen Rechtssinn zerstörte und endlich, mehr noch unter dem Nachfolger als unter Ludwig XIV. selbst, den leidenschaftlichsten Haß des Volkes gegen die Regierung herausforderte.

Das Mißtrauen, unvermeidlich mit jedem unumschränkten Regiment verbunden, führte zur Errichtung der geheimen Polizei, die später, seit 1697, der berufene Voyer d'Argenson zur höchsten Vollkommenheit ausbildete. In allen Ständen, in der Stadt und bei Hofe hatte er seine bezahlten Spione, und was diese ihm nicht zutrugen, das erfuhr er durch die rücksichtsloseste Verletzung des Briefgeheimnisses.

Finanzwirtschaft.

Das Hervorragendste hat das neue Königtum unzweifelhaft auf dem Gebiete der Finanzen und des Kriegswesens geleistet; waren doch hier nebeneinander, nicht selten freilich auch gegeneinander, die beiden hervorragendsten Minister thätig, die diese ganze Regierung gehabt hat, Colbert und Louvois. Die Finanzen, zerrüttet wie sie waren, konnte Colbert nur durch rücksichtslose Härte gegen alle Mißbräuche und strenge Sparsamkeit wieder ordnen. Er begann damit, die hervorragendsten Teilhaber an den Geschäften Fouquets (Partisans) zur Rückzahlung ihres unrechtmäßigen Gewinnes zu nötigen, was bis 1663 der Staatskasse mehr als 70 Millionen Livres (nach heutigem Tauschwert etwa 420 Millionen Frank) eintrug. Die Zinsen der Staatsschuld wurden trotz lebhafter Unzufriedenheit der beteiligten Kreise um ein Drittel, in manchen Fällen sogar um zwei Drittel herabgesetzt, dann die in böser Zeit um Schleuderpreise veräußerten Krongüter zurückgekauft, die zahlreichen unrechtmäßig angenommenen und alle in den letzten dreißig Jahren um Geld erworbenen Adelstitel abgeschafft und damit natürlich die mit ihnen zusammenhängende Befreiung von direkten Abgaben aufgehoben. Weiter wurde die ungeheure Ziffer (45780!) der verkäuflichen Ämter, die zum großen Teil nur als Leibrenten zu betrachten sind (s. Bd. V, S. 682), erheblich vermindert und der Preis der weiterbestehenden auf ein vernünftiges Maß gebracht. Alle Barzahlungen aus der Staatskasse wie die von den Pächtern der indirekten Steuern eingehenden Summen unterlagen schärfster Kontrolle. Trotz dieses Bestrebens nach Steigerung der Einnahmen dachte Colbert nicht daran, die Art der Besteuerung oder ihrer Erhebung zu ändern, soviele Mängel sie auch hatten. Mehr als die Hälfte der Staatseinnahmen floß aus der Grundsteuer, der Taille, den nächst bedeutenden Posten lieferte die Salzsteuer (gabelle), weit kleinere Beträge kamen aus den Domänen und Forsten, den Fluß- und Wegeabgaben, die beiläufig überwiegend den Grundherren gehörten. Während die direkten Steuern von Beamten erhoben wurden, waren die indirekten verpachtet, was zu großen Mißständen führte. Drückend wirkte nicht nur die Höhe, sondern vor allem die ungleichmäßige Verteilung der Steuern. Allerdings arbeitete Colbert unermüdlich daran, die 1609—59 von 15825000 auf 57400000 Livres, also auf das Vierfache gesteigerte Taille herabzusetzen, und wenn auch die Kriege den Plan, sie auf 25 Millionen zu bringen, vereitelten, so verminderte er sie doch (in den pays d'élection) durchschnittlich bis auf 37 Millionen Livres. Ebenso beseitigte er die besonders für den Getreidehandel und damit für die Landwirtschaft höchst lästigen Binnenzölle, welche die Provinzen voneinander trennten, wenigstens für einen großen Teil von Nordfrankreich, so daß die Normandie, Pikardie, Champagne, Burgund, Touraine, Poitou, Anjou und Isle de France ein geschlossenes Zollgebiet bildeten. Aber von der Taille waren der Adel und Klerus frei, und auch die zahlreichen indirekten Abgaben, wie die besonders verhaßte Salzsteuer, lasteten überwiegend auf der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung. Daher waren schon unter Richelieu Bauernunruhen an der Tagesordnung (zwischen 1624—40 nicht weniger als 15), und unter Ludwig XIV. wiederholten sie sich, so schon 1663 in der Gascogne, 1675 in der Bretagne. Grausam wurden dann die Aufrührer bestraft, in der Bretagne z. B. der Stadt Rennes eine Kontribution von 300000 Livres auferlegt und aus einer ganzen Straße die Bewohner einfach vertrieben und bei Todesstrafe verboten, sie aufzunehmen! „Sechzig Bürger sitzen gefangen, und morgen fängt das Hängen an", schrieb damals Frau von Sévigné. Den tiefgesunkenen Staatskredit hob der Minister durch seine Finanzwirtschaft derartig, daß er zwischen 1671 und 1683 Anleihen im Betrage von 262 Millionen Livres aufnehmen konnte, ohne sie höher als mit 5—5½ Proz. zu verzinsen; freilich hatte er sie auch 1683 bis auf 28 Millionen wieder getilgt.

Brief Jean Baptiſte Colberts an den Kardinal Mazarin.

(Anfangs- und Schlußzeilen.)

Transskription:

A Nevers, ce dernier octobre 1659. — J'ai l'esprit tellement rempli de confusion, de chagrin et de désespoir, que je ne sais que dire à V. Excellence. Je suis comblé de ses bienfaits, toute ma famille a reçu et reçoit continuellement des marques de sa bonté. La confiance que V. E. a bien voulu avoir en tous ceux qui portent mon nom, est connue de tout le monde, et néanmoins il s'en trouve un qui a été capable de la trahir . . .

. . . et je finis, m'estimant indigne de prendre la qualité ordinaire de très-fidèle serviteur de V. E.

Colbert.

Überſetzung:

Nevers, den letzten Oktober 1659. Mein Geiſt iſt dermaßen erfüllt von Verwirrung, Kummer und Verzweiflung, daß ich nicht weiß, was ich Ew. Exzellenz ſagen ſoll. Ich bin überhäuft mit Ihren Wohlthaten, meine ganze Familie hat Zeichen Ihrer Güte erhalten und erhält ſolche noch immer. Das Vertrauen, welches Ew. Ex. allen denen entgegenbringt, die meinen Namen tragen, iſt aller Welt bekannt — und nichtsdeſtoweniger findet ſich einer darunter, der im ſtande war, es zu täuſchen . . .

. . . und ich ſchließe, indem ich mich unwürdig erachte, wie ſonſt in Anſpruch zu nehmen die Bezeichnung als Ew. Ex. getreueſter Diener

Colbert.

A Nauis ce dernier octobre 1659

J'ay l'esprit tellement rempli de confusion, de chagrin et de desespoir que Je ne scay que dire a V. Ecce. Je suis comblé de ses bienfaits, toute ma famille a receu et recoit continuellement des marques de sa bonté, la confiance que V. Ecce a bien voulu auoir en tous ceux qui portent mon nom est connüe de tout le monde, et neantmoins Il s'en trouue vn qui a esté capable de la trahir

et Je finis

m'estimant Indigne de prendre la qualité ordre de

Tres fidel Seruiteur de V Ecce. /. Colbert

Brief Jean Baptiste Colberts an den Kardinal Mazarin.

(Anfangs- und Schlußzeilen.)

Das alles war nur möglich, weil Colbert durch eine berechnete Wirtschaftspolitik den Wohlstand des Landes zu steigern wußte, wie einst Sully unter Heinrich IV. (s. Bd. V, S. 682), und noch die modernen Franzosen erkennen dankbar an, daß, wenn Frankreich in der Welt als See- und Handelsmacht etwas bedeute, dies ganz besonders das Verdienst des großen Ministers sei. Denn was Heinrich IV. zur Förderung des Erwerbes geleistet hatte, das war in den Stürmen der nächsten fünfzig Jahre fast gänzlich zu Grunde gegangen. Colbert fand also keineswegs einen günstigen Zustand vor. Namentlich der unter Heinrich IV. so blühende Ackerbau hatte furchtbar gelitten durch die enorme Erhöhung der Taille, die obendrein meist nicht nach der Größe und dem Ertrage des Grundstücks bemessen, sondern als Personalsteuer behandelt wurde, die Steigerung der zahlreichen Fluß- und Wegeabgaben (seit 1615), für die es noch im Jahre 1789 nicht weniger als 1569 Zollstätten (péages) im ganzen Lande gab, die unsinnige Vermehrung der verkäuflichen Ämter, deren Inhaber die Bevölkerung auf jede Weise aussogen, und das Anwachsen der Staatsanleihen in der Form von Verpfändung der Einkünfte unter der liederlichen Finanzwirtschaft Mazarins. Infolgedessen verließen die Bauern scharenweise Haus und Hof, wanderten in die Städte oder außer Landes, oder trieben sich im Lande umher, so daß ganze Provinzen entvölkert waren; die Großgrundbesitzer zogen ihre Kapitalien aus der Landwirtschaft und verwerteten sie in den Staatsanleihen oder zum Ankauf von einträglichen Ämtern, wenn sie es nicht vorzogen, die Gemeindeländereien notleidender Dörfer zu Spottpreisen anzukaufen und so ihren Grundbesitz zu vergrößern. So verminderten sich die bebauten Flächen, die Getreideproduktion und die Viehzucht gingen zurück. Dazu war alle Unternehmungslust, ja aller Lebensmut aus der französischen Landbevölkerung geschwunden. Dagegen waren Industrie und Handel im Aufstreben.

Lage der Landwirtschaft.

Colbert konnte also, wenn er die Steuerkraft Frankreichs in absehbarer Zeit heben wollte, gar nicht daran denken, nach Sullys Beispiel die Landwirtschaft in den Vordergrund zu stellen, er mußte vielmehr der Bewegung folgen, in der sich Gewerbfleiß und Handel befanden. Darin bestärkt wurde er durch eine wirtschaftliche Theorie, die, obwohl in ihrer Grundanschauung irrtümlich, doch in der praktischen Anwendung keineswegs unvorteilhaft gewirkt, jedenfalls seitdem ganz Europa länger als ein volles Jahrhundert hindurch beherrscht hat, weil sie den Bedürfnissen der Zeit entsprach, das war das sogenannte Merkantilsystem (Colbertismus). Danach besteht der Volks- wie der Privatreichtum vorzugsweise in edlen Metallen. Es muß also deren einheimische Gewinnung und ihre Einfuhr mit allen Mitteln, selbst mit den größten Kosten, gefördert, ihre Ausfuhr mit allen Mitteln verhindert werden. Nächst dem Bergbau ist der nützlichste Wirtschaftszweig der auswärtige Handel, besonders der Ausfuhrhandel, weil dieser als Bezahlung für die ausgeführten Landeserzeugnisse Edelmetalle zuführt; um ihn möglichst ergiebig zu machen, muß die einheimische Industrie entwickelt, der Wettbewerb des Auslandes durch Einfuhrzölle oder -verbote abgeschnitten, der auswärtige Markt durch Gründung von Kolonien erweitert werden. Der Merkantilismus mußte also auch die Vermehrung der arbeitenden und verzehrenden Bevölkerung fördern und konnte es damals unbedenklich, weil die unermeßlichen, noch fast menschenleeren Gebiete Nordamerikas jede Gefahr einer Übervölkerung ausschlossen. Der Binnenhandel, der den Edelmetallvorrat im Lande nicht vermehrt, sondern nur seine Verteilung ändert, besitzt für den Merkantilisten geringe Bedeutung, noch geringere die Landwirtschaft, deren Erzeugnisse für ihn nur Wert haben, insofern er ein Interesse daran hat, durch niedrige Lebensmittelpreise den Fabrikanten gleichmäßig niedrige Löhne zu sichern, die deshalb überall zu gunsten des Handels und Gewerbfleißes zurückgesetzt wurde. Aus solchen Grundanschauungen ergab sich also eine sehr einseitige, aber doch planmäßige

Der Merkantilismus.

Pflege der Volkswirtschaft, die zunächst für Frankreich sehr Erhebliches geleistet und es für einige Jahrzehnte in mancher Beziehung zum blühendsten Lande Europas gemacht hat.

Industrie. Um die französische Industrie emporzubringen, errichtete Colbert Gewerbeschulen, zu deren Leitung er ausgezeichnete Industrielle meist aus Holland berief, und führte zahlreiche fremde Erwerbszweige mit Staatsunterstützung ein, aus Venedig die Fabrikation von Spiegeln und Spitzen, aus Holland die Tuchmacherei, aus England die Strumpfwirkerei, überall allerdings unter der herrischen Aufsicht des Staates, der z. B. den Tuchmachern die Breite und Länge der Stücke genau vorschrieb und für die Färber eine Instruktion von 300 Paragraphen aufstellte. Immerhin gelang es in kurzer Zeit, das französische Gewerbe zur Deckung des einheimischen Bedarfes, bald auch zur Ausfuhr zu befähigen. Die Seidenwebereien von Lyon und Tours z. B. entwickelten sich in glänzendster Weise, die königliche Gobelinfabrik in Beauvais versorgte bald ganz Europa mit ihren geschmackvollen Arbeiten. Machten doch schwere Einfuhrzölle die fremde Konkurrenz fast unmöglich. Der erste darauf berechnete Zolltarif von 1664, der zuerst an die Stelle der bisherigen verworrenen Zustände für das ganze Land eine einheitliche Ordnung setzte, wurde drei Jahre später durch einen neuen ersetzt, der die Eingangszölle um das Doppelte steigerte und Frankreich in scharfen Gegensatz zu Holland brachte. Zu demselben Ziele wirkten Verfügungen, welche die Ausfuhr einheimischer Rohprodukte, die die Industrie verarbeitete, untersagten, um den Fabrikanten niedrige Preise der Rohstoffe zu sichern. Ebenso betrachtete Colbert den Getreidehandel lediglich als ein Mittel, um die Lebensmittelpreise in den Städten und damit die Fabriklöhne niedrig zu erhalten. Der Zolltarif von 1664 belastete den Septier (etwa 1,5 Hektoliter) Getreide für die Ausfuhr mit dem ungeheuren Zoll von 20 Livres, während der inländische Preis dafür in diesem Jahre 32 Livres betrug. Auch sonst wurde die Getreideausfuhr für einzelne Provinzen je nach dem Ausfall der Ernte verboten oder erlaubt, erschwert oder erleichtert, und unter Umständen auch die Einfuhr von Getreide gefördert. Die Aufhebung der Binnengetreidezölle erklärt sich aus demselben Grunde. Daher waren denn auch die Getreidepreise mit Ausnahme der nicht seltenen Jahre des Mißwachses sehr niedrig. Das alles geschah freilich auf Kosten der Landwirtschaft. In Verbindung mit der immer noch drückenden Steuerlast hat der Merkantilismus das Mark des französischen Bauernstandes zerstört. Schon 1670 muß Colbert selbst das Elend in den Provinzen eingestehen, und seit 1672 begann es offen sichtbar zu werden. Seit 1681 mehren sich die Klagen, und 1689 beschreibt Labruyère die Bauern als „eine Art menschenscheuer Tiere, schwarz, fahl und sonnverbrannt, die den Boden mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und sich nachts in Löcher zurückziehen, wo sie von Schwarzbrot, Wurzeln und Wasser leben." Mit so schweren Opfern wurde die Hebung der französischen Industrie erkauft. Aber um die Leiden des armen Volkes kümmerte sich damals niemand, es schien nur zum Dulden und Dienen geschaffen.

Handel. Zur Hebung des Seehandels sollten vor allem der großartige Südkanal (Canal du midi) dienen, den der Ingenieur Riquet 1664 begann, 1681 mit einem Kostenaufwande von 17 Millionen Livres vollendete, um den Seeverkehr zwischen dem Biscayischen Meerbusen und dem Mittelmeere die Garonne aufwärts durch Frankreich zu leiten. Er hat diesen Zweck allerdings nicht erfüllt, weil seine Ausmaße für größere Seeschiffe nicht zureichten, wohl aber ist er dem Binnenhandel und der Landwirtschaft des südlichen Frankreich zu gute gekommen, für die sonst das Merkantilsystem wenig Interesse hatte. Auch der Bau der vortrefflichen Landstraßen diente in erster Linie militärischen Zwecken, wenn sie auch natürlich den Binnenverkehr beförderten. Unmittelbar für diesen wie für die Zwecke der Staatsverwaltung wirkte die Post. Nach-

dem schon Ludwig XI. im Jahre 1464 eine königliche Post neben der alten Privatpost der Pariser Universität ins Leben gerufen hatte, wurde Richelieu der eigentliche Schöpfer der königlichen Briefpost. Seit 1622 gingen allwöchentlich einmal Kuriere von Paris nach den bedeutenderen Städten des Landes ab, seit 1630 zweimal. Seit 1627 nahmen sie auch Geld und Wertsachen mit, in demselben Jahre wurde ein festes Briefporto eingeführt, und seit 1629 mußten die Beamten ihre amtliche Korrespondenz mit der königlichen Post befördern. Unter Ludwig XIV. hatte Louvois als surintendant des postes das Postmonopol; er schloß die ersten Postverträge mit auswärtigen Postverwaltungen, der deutschen des Hauses Thurn und Taxis (s. Bd. V, S. 138) und der spanischen für Mailand ab und verpachtete 1672 die Post an den Generalpächter Lazare Patin für 1700000 Livres jährlich, was überhaupt bis zur großen Revolution üblich blieb. Die Pariser Universitätspost blieb daneben bestehen, war aber schon seit 1617 auf andre Abgangstage als die königliche angewiesen.

Die großen Handelsgesellschaften.

Belebend auf den Seehandel wirkten die starke Belastung auswärtiger Fahrzeuge, die beim Einlaufen in französische Häfen ein Flaggengeld von 50 Sous für die Tonne zu zahlen hatten, und die Prämien, die den einheimischen Schiffbau ermunterten. Gleichwohl bedeutete die französische Handelsflotte noch wenig gegenüber der holländischen mit ihren 16000 Seefahrzeugen, während die französische vor Colbert kaum 5—600 zählte und es auch unter ihm nur auf 1600 Schiffe zu bringen vermochte. Es hängt damit zusammen, daß von den großen Kompanien, die der Staat nach dem Beispiele Englands und Hollands (s. Bd. V, S. 708, 725) für den überseeischen Verkehr stiftete, keine einzige zu wirklichem Gedeihen gelangte, obwohl die Regierung ihre Aktien meist zu einem Drittel oder gar zur Hälfte übernahm, während sie zugleich wohlhabende Beamte und Privatleute zur Teilnahme veranlaßte. So entstanden z. T. als Erneuerung von Stiftungen aus Richelieus Zeit die Nordische Kompanie für den Ostseehandel, besonders mit Schweden, im Jahre 1669, die Levantinische für den Verkehr mit dem östlichen Mittelmeer von Toulon und Marseille aus und in direktem Gegensatze zu den Niederländern, die ihn bis dahin großenteils in den Händen hatten, die Ostafrikanische (Senegal-) Kompanie im Jahre 1673; doch keine hat ihre Lebensdauer über wenige Jahre gebracht. Etwas günstiger stellten sich die Verhältnisse bei der Ostindischen und Westindischen Gesellschaft, an deren Unternehmungen sich zugleich ausgedehnte Kolonisationsversuche knüpften.

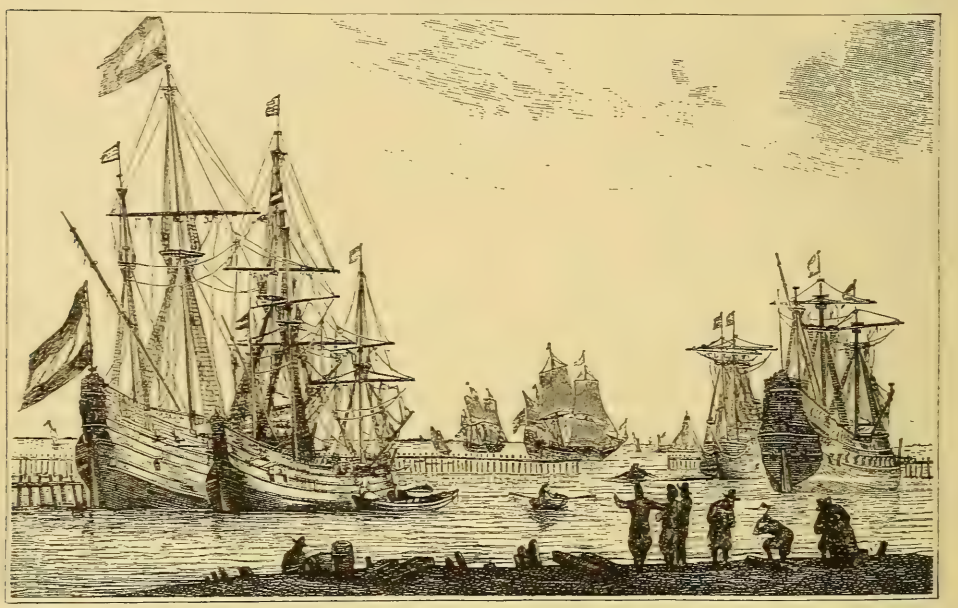
Die Ostindische Gesellschaft.

Die Ostindische Gesellschaft rief Colbert im Jahre 1664 mit einem Kapital von 15 Millionen Livres, mit Staatsgarantie auf zehn Jahre und Monopol auf fünfzig Jahre ins Leben. Doch fiel der erste Versuch zu einer Kolonisierung Madagaskars, an dessen Küsten bereits seit 1642 eine andre Gesellschaft ein paar unbedeutende und doch sehr kostspielige Faktoreien behauptete, ungünstig aus; die meisten Kolonisten gingen zu Grunde, ihre Reste besiedelten endlich die benachbarten Inseln Bourbon und Mauritius in der Gruppe der Maskarenen. Nach Ostindien machte Caron im Jahre 1668 die erste Fahrt, die zur Gründung einer Faktorei in Surate Anlaß gab; als schlechte Geschäfte wieder zur Räumung zwangen und Versuche, sich auf Ceylon festzusetzen, von den Holländern vereitelt wurden, vereinigte Martin die Kolonisten zur Anlage von Pondichéry, wo sich bald ein vorteilhafter Handel entwickelte. Noch einige kleinere Niederlassungen — die bedeutendste Chandernagor im Gangesdelta — schlossen sich an. Doch blieb die Lage der Kompanie so bedrängt, daß sie im Jahre 1674 ein Defizit von 16 Millionen hatte und nur durch fortdauernde Staatszuschüsse erhalten werden konnte.

Die Westindische Gesellschaft.

Zur Stiftung der Westindischen Gesellschaft ermutigte der Fortgang der französischen Besiedelung auf den spanischen Antillen und in Kanada. Auf jenen

Inseln, die zwar von den Spaniern beansprucht, aber nur zum kleinsten Teil wirklich besetzt waren, deshalb seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts den Kolonisationsversuchen der Engländer und Holländer offen standen, hatten sich auch französische Abenteurer unter dem Namen der Flibustier (wahrscheinlich vom holländischen flieboot, d. i. Segelboot), festgesetzt und zwar zunächst auf Tortuga an der Nordseite von Española und St. Christoph (Kitts). Von hier aus führten sie, mit Ausgestoßenen der verschiedensten Völker im Bunde, gegen die spanischen Silberflotten einen erbarmungslosen, meist glücklichen Kaperkrieg voll verwegener Abenteuer und Gewaltthaten. Nahe standen ihnen die Bukanier (von bucan, Hütte), die auf der Westhälfte Españolas als halbwilde Jäger vom Fange der Büffel lebten. Im Jahre 1664 wurden diese



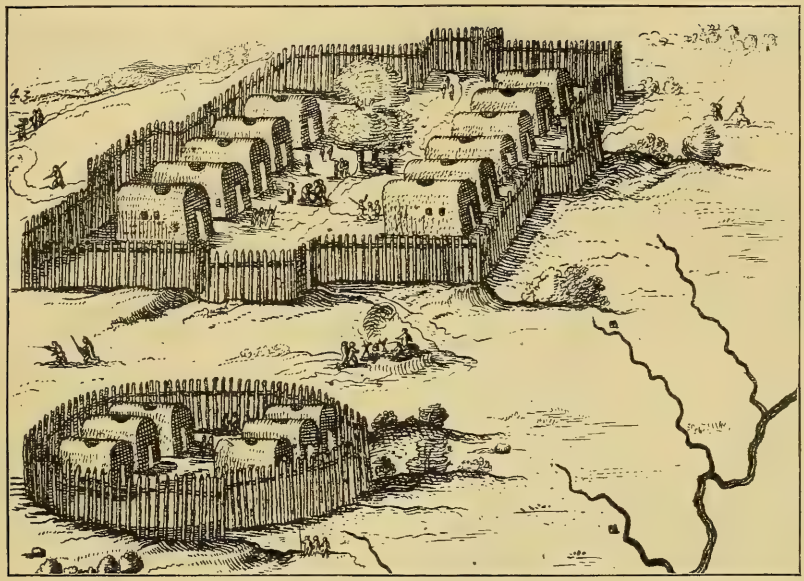
304. Kauffahrteischiffe aus der Zeit Ludwigs XIV.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Wildlinge zur Gründung fester Wohnsitze bewogen, und nach tapferer Verteidigung gegen die Spanier das westliche Drittel der schönen Insel als französische Kolonie anerkannt (1697). Friedlicherer Natur waren die Ansiedelungen auf Guadeloupe und Martinique (1635), St. Lucie (1640), Grenada (1650) u. a., die sich alle mit dem Anbau tropischer Nährpflanzen beschäftigten. Mit allen diesen aufblühenden Kolonien wie mit Kanada sollte die neue Westindische Gesellschaft den Alleinhandel führen, doch sie that es mit so schlechtem Erfolge, daß sie sich schon nach zehn Jahren auflösen und ihre Niederlassungen der Krone überlassen mußte (1674).

Die Franzosen in Kanada.

Freilich bot die Musterkolonie Colberts, Kanada (Neufrankreich, Nouvelle France), auch nicht eben das Bild blühenden Gedeihens, und zwar eben deshalb, weil er sie gar zu wenig sich selber überließ, sie gar zu sehr nach seinem Kopfe modeln wollte. Die Hauptsache war hier noch lange der Pelzhandel. Da aber auch die kriegerischen und seßhaften Irokesen, die in sechs Stämme gegliedert südlich von den großen Seen und vom Lorenzstrome hausten, diesen Handel durch ihr Gebiet und somit nach der englischen Ostküste leiten wollten, so gerieten die Franzosen von Anfang an in Gegensatz

zu ihnen und zu den Engländern und mußten deshalb bei ihrer schwachen Zahl danach streben, in andern Stämmen der Eingeborenen eine Stütze zu suchen, kamen also auf eine ganz verschiedene Weise der Kolonisation. Während die Engländer darauf ausgingen, die Rothäute zu verdrängen und ihre ackerbautreibenden Ansiedelungen immer tiefer ins Land hinein vorzuschieben, wollten die Franzosen diese Stämme nur ihrer Herrschaft unterwerfen, sie zivilisieren und zum Christentume bekehren. Bestand doch auch in der ritterlichen Art, der Vorliebe für klangvolle Rhetorik und pomphaft feierliches Auftreten eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen Indianern und Franzosen.



305. Nordamerikanisches Indianerdorf.
Nach einer Karte aus dem 17. Jahrhundert.

Dabei übten von Anfang an die Jesuiten den größten Einfluß auf die Entwickelung Kanadas aus, sie waren seine geistigen Leiter. Da die Irokesen den Franzosen feindlich gegenüberstanden, wandten die Jesuiten ihre Bemühungen den ebenfalls seßhaften und schon einigermaßen zivilisierten Huronen an dem nach ihnen genannten riesigen Binnensee zu. Von Quebec aus ging 1634 als der erste Missionar der Jesuit Jean de Brebeuf durch Wälder und Sümpfe und über reißende Ströme zu den Huronen, und bald entstanden durch die aufopfernde selbstlose Arbeit dieser Sendboten zahlreiche christliche Gemeinden unter den roten Männern, mit ihnen die ersten Anfänge europäischer Kultur. Schon 1649 arbeiteten unter der Leitung ihrer Hauptniederlassung Sainte Marie am Wyefluſſe achtzehn Jesuitenpriester und vier Laienbrüder, und in manchen Huronendörfern bildeten die Christen bereits die Mehrzahl. Von dort aus nahm der gewinnreiche Pelzhandel seinen Weg nach Quebec. Allein dadurch erbittert, begannen die Irokesen gegen die Huronen einen entsetzlichen Vertilgungskrieg voll der wildesten Grausamkeit. Ganze Dörfer wurden ausgemordet, die Missionare zu Tode gequält, die Huronen nördlich vom Eriesee fast ausgerottet oder zur Übersiedelung nach Kanada gezwungen. Unter den Märtyrern befand sich auch der unerschrockene Brebeuf, der 1649 den Irokesen in die Hände fiel und am Marterpfahl

Irokesen und Huronen.

unter teuflischen Qualen sein Leben endete, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Das Werk seines Lebens war zerstört, St. Marie wurde geräumt.

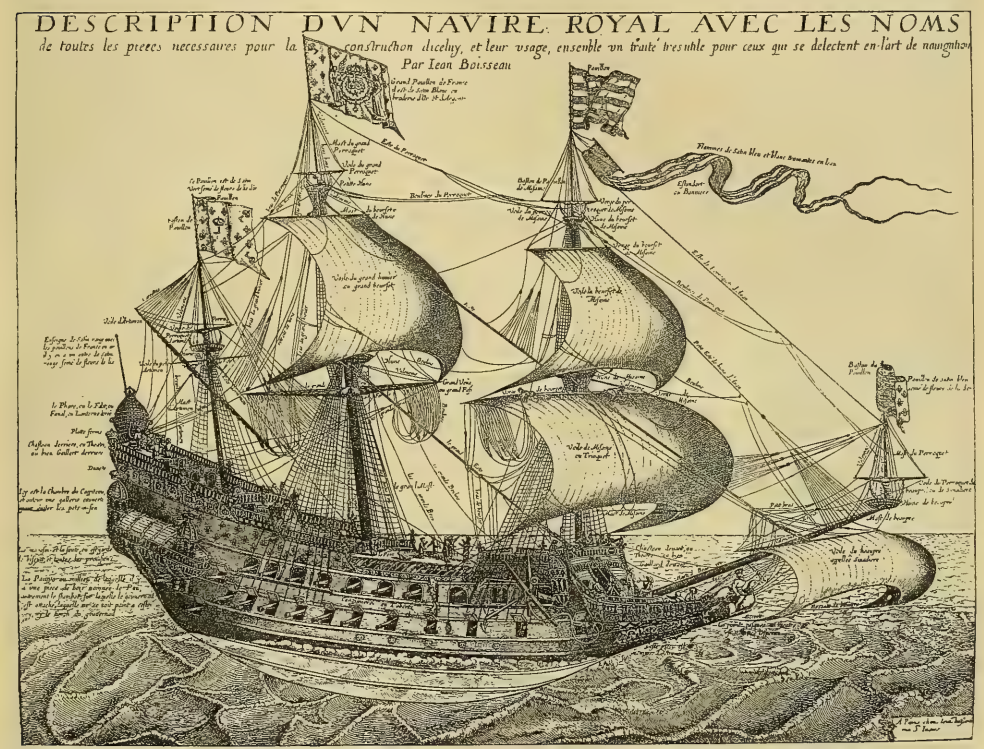
Organisation von Kanada.

Dafür erhielt die französische Kolonisation in Kanada bald eine festere Grundlage. Im Mai 1642 hatte eine Ansiedlerschar oberhalb von Quebec auf einer großen Insel unterhalb des Zusammenflusses des Ottawa und des Lorenzstromes die neue Stadt Montréal angelegt. Die Niederlassung behauptete sich, obwohl die Irokesen sie beständig bedrohten und der Zwist zwischen den weltlichen Beamten und den Jesuiten die Einigkeit der Kolonisten gefährdete. Mit großer Energie vertrat insbesondere der 1659 herübergesandte apostolische Vikar Franz Xaver de Laval Montmorency die Interessen seiner Kirche und nachdrücklich bekämpfte er den verderblichen Handel mit dem „Feuerwasser", dem Branntwein, in dem sich die Indianer zu berauschen liebten. Als erster Bischof von Quebec seit 1674 machte er diese Stadt zum geistlichen Mittelpunkte Kanadas, gründete Klöster und ein Seminar. Aber eine stärkere Besiedelung begann erst, als im Jahre 1665 de Courcelle als Gouverneur und Jean Talon als Intendant etwa 2000 Ansiedler herüberführten, darunter ein ganzes Infanterieregiment (Carignan) von 1200 Mann. Nachdem dies die Irokesen gründlich gezüchtigt und dadurch den Frieden auf mehr als zwanzig Jahre gesichert hatte, wurde eine planmäßige, wesentlich militärische und feudale Kolonisation durchgeführt. Den Grundstock gab das Regiment Carignan. Die Offiziere und andre Edelleute erhielten von der Krone Großgrundherrschaften (seigneuries), die Soldaten kleine Güter, von denen sie den Grundherren Abgaben und Dienste zu leisten hatten. Die Ansiedelungen entstanden stets an den schiffbaren Flüssen und erhielten meist die Namen der heimischen Herrschaften. Daneben erwarben die Kirchen und Klöster große Besitzungen, so daß noch heute ein großer Teil des Bodens von Quebec und Montréal geistlichen Stiftungen gehört. Forts an den wichtigsten Punkten dienten als Zufluchtsorte bei feindlichen Einfällen. Allmählich breitete sich der Anbau des Bodens aus, aber das Wichtigste war noch immer der Pelzhandel, und verwegene Fahrten durch die pfadlosen Wildnisse des Innern bildeten die Würze dieses Lebens; viele dieser „Waldläufer" (coureurs de bois) wurden selbst zu Indianern und verheirateten sich mit einheimischen Frauen, verbreiteten aber auch die französische Sprache bis zur Hudsonsbai. Die Verwaltung wurde ganz nach dem Muster des Mutterlandes eingerichtet. Der treffliche Gouverneur Graf Louis de Frontenac (seit 1671) errichtete sogar, übrigens zu Colberts Mißfallen, einen Landtag mit drei Ständen und eröffnete ihn im Oktober 1672 feierlich in Quebec.

Das Mississippiland.

Vom Lorenzstrome aus drangen tapfere Abenteurer weiter in die unermeßlichen Sumpf- und Waldebenen des Innern vor. Ein unternehmender und weitblickender Kaufmann, ein geborener Kanadier, Louis Joliet, brach im Mai 1673 mit nur fünf Begleitern in zwei gebrechlichen Birkenkähnen auf, fuhr den Ohio hinunter und erreichte am 17. Juni den „Vater der Ströme", den riesigen Mississippi. Nachdem er vierzehn Tage lang ihn hinuntergefahren war, kehrte er am 17. Juli wieder um und erreichte unter unsäglichen Anstrengungen und Strapazen Kanada wieder. Die kühnsten Gedanken aber faßte Robert Cavalier (Lasalle) aus Rouen, der seit 1666 in Kanada ansässig war. An der Nordostseite des Ontariosees legte er das Fort Frontenac (Kingston) an, erhielt hier eine bedeutende Landschenkung, gründete eine Ansiedelung und empfing 1677 einen königlichen Freibrief auf fünf Jahre, der ihn ermächtigte, Forts anzulegen, Entdeckungsfahrten zu unternehmen und Handel mit Büffelhäuten zu treiben. Zur besseren Beherrschung des Pelzhandels gründete er das Fort Niagara oberhalb der Fälle und drang dann bis in das Gebiet der Illinoisindianer vor. Hier wollte er einen festen Platz als Sammelpunkt für die Indianer

schaffen, das Mississippiland der französischen Herrschaft unterwerfen und womöglich eine Durchfahrt nach dem Großen Ozean finden. Wirklich erreichte er am 7. April 1682 die Mündung des Riesenstromes und sah die weite noch unbelebte Fläche des Golfs von Mexiko vor sich; auf der Rückkehr legte er am Mississippi auf steilem Felsen über dem breiten Strome (jetzt Starved rock) das Fort St. Louis an und das ganze unermeßliche Gebiet taufte er zu Ehren seines Königs Louisiana. Aber auf einer Expedition, die er 1683 von Frankreich aus nach der Mündung des Mississippi führen wollte, verfehlte er diesen Punkt, mußte sich zur Landung und Kolonisation weiter westlich entschließen und wurde 1687 auf einem Streifzuge von seinen darbenden und murrenden Leuten erschlagen. Louisiana entwickelte sich äußerst langsam. Noch 1702 lebten



306. Französisches Kriegsschiff um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Jean Boisseau.

dort nur zwanzig französische Familien, die nicht Ackerbau trieben, sondern Büffel jagten und vergeblich nach Edelmetallen suchten. Auch Kanada hielt mit den englischen Kolonien an der Ostküste nicht Schritt. Zwar schoben die Franzosen ihre Posten längs der großen Seen immer weiter vor und gründeten 1701 Detroit an der Wasserstraße zwischen dem Erie- und Huronsee. Aber die Bevölkerung wuchs nur langsam, und der dritte Raubkrieg (1689—97) führte zu einem Zusammenstoße mit den englischen Kolonisten, der schwere Verheerungen zur Folge hatte. Die Hauptsache war indes, daß Frankreich keinen Überschuß an Menschen hatte. Fast nur Normannen und Bretonen wanderten aus, und noch 1763 zählte die französische Bevölkerung von Kanada nicht mehr als etwa 60 000 Köpfe. Immerhin bestand eine Zeitlang die Möglichkeit, daß sich ein gewaltiges französisch-indianisches Kolonialreich unter der

307. Der Hafen von Rochefort mit dem Magazin für die Kolonien. Nach dem Gemälde von Joseph Vernet gestochen von C. N. Cochin und J. Ph. le Bas.

Leitung der katholischen Kirche vom Lorenzstrom und den großen Seen bis hinab zum Golf von Mexiko bildete, das die germanisch-protestantische Kolonisation auf die Ostküste beschränkt und der ganzen Geschichte Nordamerikas eine völlig andre Gestalt gegeben haben würde.

Die Kriegsflotte.

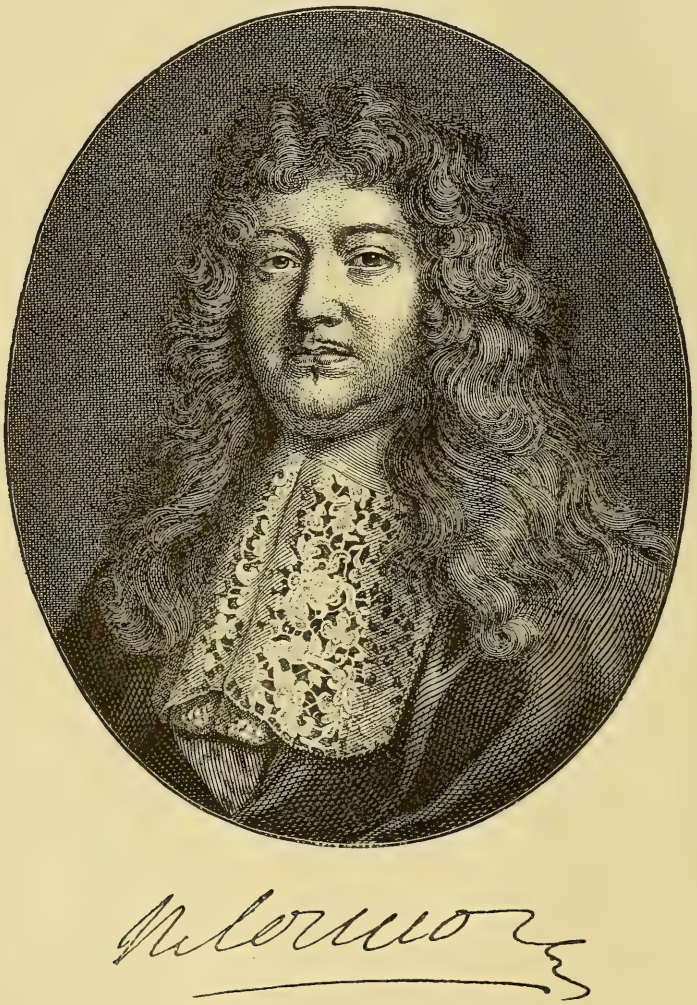
Macht so die Entwickelung der französischen Kolonisation vielfach den Eindruck des Künstlichen, so ist das auch der Fall bei der Kriegsflotte, die sich naturgemäß nur da zu wirklicher Bedeutung entfaltet, wo sie auf einer großen Handelsmarine beruht. Ihre ersten Anfänge fallen unter die Verwaltung Richelieus, der im Jahre 1642 nach rastloser Thätigkeit 35 Galeeren und 60 Segelschiffe zur Verfügung hatte. Neunzehn Jahre danach war jedoch infolge der Unruhen die Zahl der seetüchtigen Fahrzeuge auf acht gesunken und weder Bauhölzer noch Arsenale oder Werften vorhanden. Colbert mußte also im wesentlichen von vorn beginnen und brachte in der That bis zum Jahre 1681 den Stand der Flotte auf 110 Galeeren, 96 Linienschiffe, wie man damals die eigentlichen, nach dem Muster der Gallionen gebauten, dreimastigen Schlachtschiffe zu nennen begann, 42 Fregatten, 36 Felucken (leichte Ruderschiffe) und 36 Brander. Um die Kräfte für die Bemannung zu sichern, wurde die seemännische Bevölkerung zur Aushebung für den Marinedienst zugezogen, und im ganzen 60000 Matrosen in die Listen der Dienstpflichtigen eingetragen. Für den furchtbaren Dienst auf den Ruderschiffen verwandte man Kriegsgefangene oder Verbrecher; gelegentlich wurden wohl auch Bettler und Landstreicher scharenweise aufgegriffen und an die Ruderbänke geschmiedet. Das Amt des „Admirals von Frankreich", das Ludwig XIII. aufgehoben hatte, stellte Ludwig XIV. 1669 wieder her; unter ihm standen die Vizeadmirale, dann die „Generalleutnants zur See" (lieutenant général de mer), die Kapitäne, Leutnants und Fähnriche, alle vom König ernannt. Zu dem Kriegshafen Brest, den Richelieu eingerichtet, traten zwei neue, die von Rochefort und Toulon, hinzu.

Das Landheer.

Für die Machtentwickelung Frankreichs kam freilich in erster Linie doch das Landheer in Betracht, im wesentlichen die Schöpfung des Marquis Louvois und das Muster für alle europäischen Heere dieser Zeit. Als Ludwig XIV. die Regierung übernahm, fand er zwar schon eine stehende Armee, aber in derselben noch sehr bedeutende Reste des alten Lehns- und Söldnerwesens vor. Noch wurden die Offiziere der Regimenter von den Obersten ernannt, einzelne Truppenkörper standen in einem persönlichen Verhältnis zu königlichen Prinzen oder Marschällen, die sie gebildet hatten, die Befehlshaber der Festungen erhielten sich und ihre Leute unmittelbar von den Leistungen der Umwohner, die sie selbst eintrieben, kurz, die Bande, welche das Heer an den König fesselten, waren im ganzen noch sehr lose. Jetzt wurden sie straffer angezogen, indem der König fortan alle Offiziere selbst ernannte, die Besatzung der Festungen aus königlichen Kassen besoldete und den alten Chefs der Regimenter wenig mehr als den Titel und die Ehre ließ, zum Chef der meisten sich selbst erklärte. Zugleich begann eine unausgesetzte Vermehrung des Heeres, und zwar vorwiegend auf Grund inländischer Werbung, die den Obersten überlassen blieb, doch nicht ohne starke Heranziehung fremder, namentlich deutscher und schweizerischer Söldner, wie sie in Frankreich immer Sitte gewesen ist (s. Bd. V, S. 490). Im Bedarfsfall griff man zur mehr oder minder gewaltsamen Aushebung im Inlande. So blieben in dem Heere sehr viele unzuverlässige Bestandteile, was auf die Kriegführung einen sehr wesentlichen Einfluß übte.

Zu den 31 französischen Infanterieregimentern, die Ludwig XIV. vorfand, fügte er von 1643 bis 1709, seine Hausgarden (Maison militaire) ungerechnet, noch 94, unter ihnen das ausgewählte „Regiment des Königs" (1662). Da die

finanziellen Kräfte freilich nicht ausreichten, um ein kriegsstarkes Heer im Frieden zu unterhalten, so begnügte man sich damit, im Frieden einen festen Stamm zu halten und ergänzte ihn für den Krieg durch neue Werbungen, obwohl dies auf eine gleichmäßige Ausbildung der Truppen unvorteilhaft wirkte. Für die Bewaffnung des Fußvolkes verschwanden alle Panzerstücke, außer etwa bei den Offizieren. Neben der Pike stand wie früher die Muskete, doch verschob sich das Verhältnis zwischen beiden Waffen



308. François Michel Le Tellier Marquis von Louvois.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

so, daß zwei Drittel der Infanterie das Feuergewehr, nur ein Drittel den Speer führten, also die Feuerwirkung im Gefecht allmählich die Hauptsache wurde. Seit 1671 wurde die Pike allmählich ganz durch die neue Erfindung des Bajonetts verdrängt, das anfangs freilich noch in den Lauf des Gewehrs gesteckt werden mußte und erst zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges in allen europäischen Heeren eingeführt war. Die Offiziere führten neben dem Degen den Sponton (Halbpike). Im „Regiment des Königs“ wurden außerdem im Jahre 1667 jeder Kompanie vier Grenadiere

beigegeben, welche Handgranaten warfen. Bei der Reiterei setzte man die alte Gendarmerie auf wenige Schwadronen herab, das Hauptgewicht fiel fortan auf die leichte Reiterei, weil der Bestand schwerer Rosse durch die fortgesetzten inneren Kriege sehr verringert war; die Hauptwaffen wurden jetzt der schwere Pallasch und die Pistole oder der Karabiner, die Lanze verschwand. Dabei wechselte die Zahl der Regimenter, unter denen vorübergehend (1690—98) auch ein Husarenregiment auftritt, sehr häufig. Bei der Artillerie verbesserte sich das Geschützmaterial, das noch unter Heinrich IV. schlecht genug gewesen war, schon unter Ludwig XIII. sehr erheblich. Seitdem schossen die Feldgeschütze Vollkugeln von 4—16 Pfund, die Belagerungsgeschütze bis zu 32 Pfund, jene auf sehr kurze Entfernungen und daher mit mörderischer Wirkung; zu diesen traten seit 1634 auch Mörser. Vor allem aber organisierte Louvois eine geschulte Bedienungsmannschaft in drei Regimentern und vermehrte die Feldartillerie so, daß durchschnittlich auf 1000 Mann der Heeresstärke ein Geschütz kam, zuweilen, namentlich in den späteren Kriegen, auch mehr. Bei Fleurus hatten die Franzosen auf 45000 Mann 70 Geschütze, bei Höchstädt 1704 auf 56000 Mann 90 Geschütze.

Ferner geht auf Ludwig XIV. die moderne Rangordnung zurück. Nachdem die Würde des Connétable schon im 16. Jahrhundert alle Bedeutung verloren hatte, bis sie 1626 ganz verschwand, stellte man an die Spitze jedes ausrückenden Heeres einen „Generaloberst" (colonel général). Da nun aber zwischen ihm und den Obersten der einzelnen Regimenter sich keine vermittelnde Stellung befand, so gab schon Heinrich IV. „Generalleutnants" zur Hilfe bei. Ludwig XIV. hob die Würde des Generalobersten ganz auf und ersetzte sie durch die des Marschalls (1660), deren erster Inhaber Turenne war; 1668 vereinigte er dann mehrere Regimenter verschiedener Waffengattungen unter einem Brigadier und schloß damit die Ausbildung der militärischen Rangstufen im ganzen ab.

Eine strenge, ja harte Kriegszucht, geschärft durch schwere, nicht selten grausame Strafen, hielt die gewaltigen Massen zusammen, die das neue Königtum aufstellte. Dafür wurde aber die Verpflegung nicht mehr dem Zufall und der Willkür überlassen, sondern von Kriegskommissaren und Inspektoren gehandhabt und durch feste und bewegliche Magazine gesichert. Die Truppen unmittelbar auf Requisitionen anzuweisen, vermied man, weil dies die Fahnenflucht zu sehr erleichtert hätte. Die Invaliden aber fielen nicht mehr der öffentlichen Mildthätigkeit anheim, wie es nach der Aufhebung des Militärhospitals, das Heinrich IV. gegründet (1594) hatte, im Jahre 1634 der Fall gewesen war, sie erhielten vielmehr die Aussicht auf angemessene Versorgung durch den Bau des Pariser Invalidenhauses (Hôtel royal des invalides) seit 1670, was dieser Zeit unstreitig zum besonderen Ruhme gereicht.

Taktik.

Aus der Zusammensetzung und Bewaffnung des Heeres ergab sich die Führung des Gefechts (Taktik) und des Feldzugs (Strategie). Die Infanteriebataillone standen in zwei bis drei Treffen hintereinander in dichter, sechsgliederiger Aufstellung, Bataillon neben Bataillon mit geringen Zwischenräumen, die Reiterei stand auf den Flügeln der einzelnen Treffen, die Artillerie war über die ganze Front verteilt, zu großen Batterien vereinigt und nicht besonders wirksam. So bildete das ganze Heer eine fest geschlossene Masse, die im ganzen ziemlich schwerfällig manövrierte und fast immer alle Teile (die Treffen abwechselnd) gleichmäßig ins Gefecht brachte, also für eine etwaige Verfolgung selten noch frische Kräfte zur Verfügung hatte. Unter Geschützfeuer näherten sich die Heere einander bis auf Gewehrschußweite, 2—300 Schritt. Dann begann die Infanterie Halt machend gliederweise ihr Massenfeuer, selten rascher als eine Salve auf die Minute. Auch die Reiterei griff nicht, wie heute im vollen Rosseslaufe mit der blanken Waffe an, sondern ging auf gleicher Höhe mit der

Infanterie, deren Flanken sie zu decken hatte, im Trabe vor und gab auf kurze Entfernung dem Gegner ihr Pistolen- und Karabinerfeuer. Schien der Feind genügend erschüttert, so brachen Fußvolk und Reiterei zum Angriff mit der blanken Waffe vor. Daher waren die Schlachten dieser Zeit im ganzen sehr blutig und die Verluste gewöhnlich auf beiden Seiten annähernd gleich. Der schwächere Teil entzog sich der völligen Niederlage, wenn er irgend konnte dadurch, daß er, solange er noch leidlich geordnet war, die Schlacht abbrach und abzog. Der Sieger aber vermochte eine kräftige Verfolgung nicht einzuleiten, also den Sieg nicht wirklich bis zur Vernichtung des feindlichen Heeres auszunützen, weil er selten noch frische Truppen zur Verfügung hatte, seine eignen, durch den Kampf gelockerten Verbände möglichst bald wieder ordnen mußte, schon um die Desertion zu verhindern, und von seinen Magazinen abhängig war. Daher führten offene Feldschlachten damals nur selten eine große Entscheidung herbei, und da zugleich die Verluste in der Regel sehr schwer und nicht so leicht zu ersetzen waren, so setzten die Feldherren nicht oft ihre Heere diesem Wagnis aus, das so wenig durchschlagend wirkte. Der Friede wurde daher gewöhnlich nicht durch große Schläge, sondern durch die wirtschaftliche Erschöpfung des Gegners erzwungen, was die Kriege sehr verlängerte.

Kriegführung. Von dem allen hing nun die Kriegführung ab. Gegen früher war sie immerhin wesentlich vervollkommnet. Ein Söldnerheer des Dreißigjährigen Krieges, das überall zusammenlief, wo es Nahrung, Sold und Beute fand, bedurfte eben deshalb nicht der gesicherten Verbindung mit dem Lande, unter dessen Fahnen es focht, also keiner festen, unverrückbaren Operationsbasis. Ein Heer dagegen, das, wie das französische Ludwigs XIV. und nach seinem Vorbilde jedes andre, im wesentlichen sich aus Landeskindern ergänzte, das seine Nachschübe an Mannschaften und Kriegsmaterial nur aus der Heimat erhalten konnte, war ohne eine solche gesicherte Verbindung, d. h. ohne feste Basis, gar nicht denkbar, dadurch also zu einer geregelten Kriegführung gezwungen. Seine größere, bis dahin unerhörte Stärke, die bei den Franzosen im Jahre 1687 vor dem Ausbruch des dritten Raubkrieges 375000 Mann betrug, gestaltete diese zugleich wuchtiger; immerhin zwang die Schwierigkeit der Verpflegung in der Regel wenigstens zum Verzicht auf Winterfeldzüge und fesselte die Bewegungen an die Magazine, die Schlachten waren selten und dabei wenig entscheidend, und die große Zahl der festen Plätze, die einem geschlagenen Heere immer wieder Halt gaben, machte ein Vordringen in das Herz des feindlichen Gebietes ebenso schwer, wie ein solches bei der verhältnismäßig geringen Bedeutung der damaligen Hauptstädte, die, Paris ausgenommen, noch nicht in dem Sinne Mittelpunkte des Verkehrs und der Verwaltung waren, wie heute, auch politisch betrachtet wenig Wert gehabt hätte. Man begnügte sich also damit, sich sich einzelner Grenzstriche durch Feldschlachten und durch die Einnahme ihrer Festungen zu bemächtigen und sie durch dieselben Mittel gegen Angriffe des Gegners zu behaupten.

Festungen und Festungskrieg. Diesen Festungskrieg in Angriff und Verteidigung zu lange unübertroffener Vollkommenheit ausgebildet zu haben, ist das Verdienst des großen Sebastian Le Prestre, Herrn von Vauban (1633—1707), der 53 Belagerungen zu stets glücklichem Ende geführt, 33 neue Festungen angelegt und 300 alte umgestaltet hat. Er bildete ebenso die moderne Befestigungskunst in der Weise aus, wie sie sich bis zum Aufkommen der gezogenen Hinterlader behauptet hat, als den regelmäßigen Angriff durch allmählich vorgeschobene Laufgräben und (drei) Parallelen, der noch heute in Geltung steht. Aus seiner Schule gingen mehr als 600 treffliche Ingenieure hervor, wie er denn auch zuerst einen besonderen Heereskörper für diese Aufgaben organisiert hat.

309. Uniformen der französischen Armee und Marine zur Zeit Ludwigs XIV. Nach Lacroix.

1 und 2 Küstenartillerie. 3 Flaggoffizier. 4 und 5 Musketiere. 6 Offizier des Leibregiments (mit Küraß). 7 Flaggoffizier in Hoftracht (ohne Uniform, in der Schlacht an einer silbernen Schärpe kenntlich). 8 Infanterieoffizier mit Scharlachmantel und Muff. 9 Schweizergarden in den Farben der Marie von Medici mit Fahne. 10 Garde du Corps. 11 Infanterieoffizier. 12 Offizier der Milizen. 13 Offizier der Gardes françaises. 14 Trommler desselben Regiments. 15 Offizier der leichten Kavallerie. 16 Arkebusier. 17 und 18 Fahnenträger des Regiments Champagne und der Gardes françaises. 19 Infanterieoffizier mit Pike. 20 Fahnenträger. 21 Musketier der Schweizergarde. 22 Pfeifer der Gardes françaises.

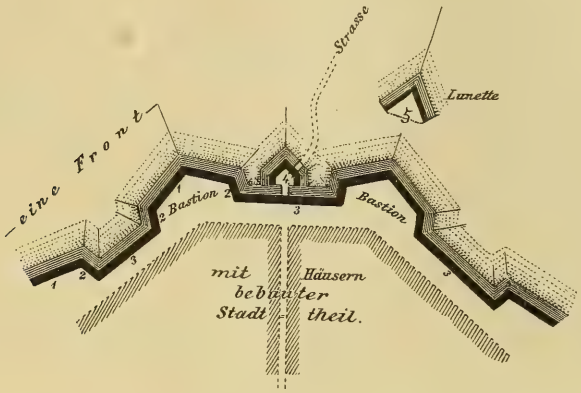
Das „Vaubansche System“ ist eine Weiterbildung des italienischen und des deutsch-niederländischen aus dem 16. Jahrhundert. Ein hoher und starker Erdwall, mit Rasen belegt und nach außen und innen etwas schräg abgeböscht, umgibt die Stadt. Von Strecke zu Strecke springen dreieckige Bastionen vor, die es gestatten, eine größere Anzahl von Geschützen ins Feuer zu bringen und also das Gelände vor dem zwischen je zwei Bastionen gelegenen Stück des Walles, der Kurtine, besser zu beherrschen. Die Geschütze stehen auf dem Wallgange und feuern über die Brustwehr (über Bank) oder durch Scharten; gegen Seitenschüsse werden sie

310. Sebastian Le Prestre, Herr von Vauban.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Voyez.

durch hohe Traversen, kurze, auf den Wallgang gesetzte Querwälle, gedeckt. Vor dem Wall liegt der tiefe und breite Graben, der, wenn irgend möglich, mit Wasser angelassen wird. Die ihm zugewandte, unten gemauerte Seite des Walles heißt die Eskarpe, die dieser gegenüberliegende die Kontreskarpe. Zur weiteren Verstärkung dient eine Reihe verschiedenartiger Vorwerke: Ravelins, dreieckige, an der Basis (Kehle) offene Schanzen, Lünetten, selbständige Bastionen, Hornwerke, zwei durch eine Kurtine verbundene Bastionen u. a. m. Besonders die Thore werden durch solche Werke geschützt. Auch die Vorwerke sind durch Gräben verstärkt. Längs der Außenseite des Grabens läuft der gedeckte Weg, durch den auf den Waffenplätzen Truppen zu Ausfällen gesammelt werden. Vor allen diesen Werken breitet sich in

sanfter Abdachung das Glacis aus, das Schußfeld der Festung, das deshalb von allen Gebäuden und Bäumen wenigstens im Falle der Belagerung frei sein muß.

Der Angriff auf eine Festung kann entweder erfolgen durch überraschenden Leitersturm (escalade), oder durch eine zerstörende Beschießung der Stadt, deren Bevölkerung dann den



311. Teil einer Vaubanschen Bastionärbefestigung (drei Fronten darstellend).

1 Facen der Bastionen. 2 Flanken derselben. 3 Kurtinen zwischen zwei Bastionen. 4 Raveline. 5 Außenwerke zum Schutze der Festungen.

Wall. Graben. Glacis.

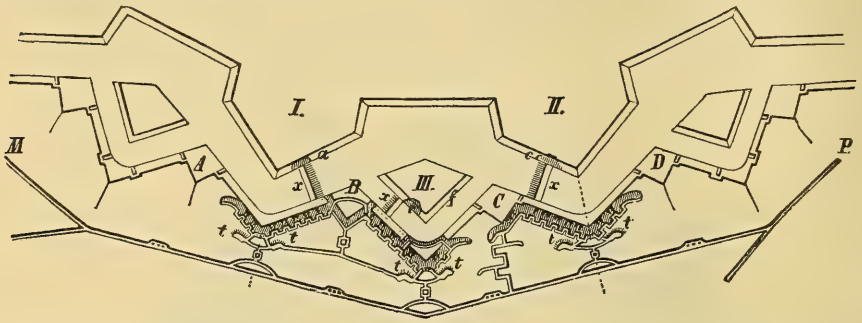
Kommandanten zur Übergabe zwingt, oder durch bloße Einschließung, die Aushungerung, oder endlich durch die regelmäßige Belagerung, den gewaltsamen Angriff, dessen Zweck es ist, eine Bresche im Hauptwall zu eröffnen und damit das Eindringen in die Festung durch Sturm zu

312. Förmlicher Angriff auf eine bastionierte Festungsfront bis zum Bau der dritten Parallele.

ABCD Innere Waffenplätze, I und II Bastione, III Ravelin der angegriffenen Front. FG erste, HL zweite, NO halbe, MP dritte Parallele. I', II' Mörserbatterien, W, f', d' 2c. Enfilier-, Demontierbatterien, in der dritten Parallele Kontre- und Breschbatterien.

erzwingen. Zu dem Zwecke werden gegenüber dem zum Angriff ausersehenen Teile der Werke auf dem Glacis nach und nach drei Parallelen ausgehoben, parallel unter sich und der angegriffenen Front laufende Gräben, die untereinander durch zickzackförmige Laufgräben (Trancheen) verbunden sind. An ihnen werden die Bresch- und Enfilier- (Bestreichungs-) Batterien ein-

gebaut. Gelingt es, das Feuer der Belagerten allmählich zum Schweigen zu bringen, so erfolgt schließlich durch eine vierte (Halb)parallele am Grabenrande die „Krönung des Glacis“. Ist inzwischen die Bresche fertig und gangbar geworden, so bringt der Sturm die letzte Entscheidung, falls nicht die Festung vorher kapituliert.



313. Förmlicher Angriff auf eine bastionierte Festungsfront vom Bau der dritten Parallele bis zur Bresche.

MP Dritte Parallele tt Couronnement (Glaciskrönung) mit Bresche und Kontrebatterien.
xx Grabenübergänge. ac Bresche.

Paris als Hauptstadt.

Nirgends kamen natürlich die Macht und der Glanz des Königtums, die Blüte des Gewerbfleißes, die Zunahme der städtischen Bevölkerung mächtiger zum Ausdruck als in der riesigen Hauptstadt, in Paris. „Hier“, so sagte im Jahre 1671 Colbert zu seinem Sohne, „münden alle großen Angelegenheiten des Reiches; hier werden sie entschieden; alle Schwierigkeiten, welche die Regierung findet, gehen von den großen Körperschaften aus, die hier ihren Sitz haben; sobald hier der Wille des Königs geschieht, wird er in ganz Frankreich anerkannt.“ So gewaltig wirkte schon mehr als hundert Jahre vor der großen Revolution das politische Übergewicht der Hauptstadt. Sie war ja der Mittelpunkt des gesamten Binnenhandels und aller Industrie. Die Seine verband Paris mit der See und den Nachbarprovinzen; geordnete Posten vermittelten den Verkehr nach allen Richtungen, und selbst bis zu den entferntesten Punkten des Landes trabte ein Kurier binnen dreimal 24 Stunden. Hier blühte die Fabrikation von Seide und Tuch, von Gold- und Silberstickereien, von Glas und Kristall, und weithin durch ganz Europa berühmt waren die beiden Staatsfabriken für Gobelins und Luxusmöbel. Nicht minder hatte, was an Werken der Kunst und Litteratur in Paris gefiel, in ganz Frankreich unbestrittene Geltung. Und soweit es schon eine öffentliche Meinung gab, wurde sie in Paris gemacht. Hier erschien seit 1631, zunächst einmal wöchentlich, die „Gazette de France“, die der Arzt Renaudot ins Leben gerufen hatte, und für litterarische Interessen begründete 1672 Donneau de Visé den „Mercure galant“, eine vierzehntägige Revue. Daneben gab es noch zahlreiche geschriebene Zeitungen, die von Nachrichtensammlern in Paris regelmäßig an ihre Abonnenten in der Provinz geschickt wurden und die interessanter, weil ungenierter waren als die offizielle Gazette. Natürlich erschienen auch die meisten Flugschriften in Paris.

Aussehen und Straßenverkehr in Paris.

Die Bevölkerung von Paris wuchs bis zum Jahre 1698 auf 8—900000 Seelen, die Zahl der Häuser innerhalb der alten Umwallung auf 24000, und Statistiker berechneten damals, daß die Ernährung dieser Menschenzahl jährlich 140000 Stück Rindvieh, 550000 Hammel, 125000 Kälber, 40000 Schweine, 300000 Faß Wein und 100000 Scheffel Getreide erfordere. Am dichtesten drängten sich die Bewohner in den älteren Teilen der Stadt mit den engen, finsteren, schmutzigen Gassen, den turmhohen Häusern und entsprechend teuren Mietpreisen zusammen. Doch schon brachen unter Colberts Verwaltung breite neue Straßen durch das Gewirr, alte störende

314. Pont Neuf und die Quais am Louvre zur Zeit Ludwigs XIV. Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von Burg. (Galeries de Versailles.)

Gebäude schützte kein historisches oder künstlerisches Interesse vor der Zerstörung, die Wälle machten breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen (Boulevards) Platz, und Prachtthore, wie die Porte St. Dénis und Porte St. Martin, erhoben sich an der Stelle der alten engen Festungsthore — denn wer hätte bei den Festungsketten an der Grenze eine Belagerung befürchten mögen? — herrliche steinerne Uferdämme mit zahlreichen Landungsplätzen faßten die Seine ein. Dazu gesellten sich großartige Wasserleitungen und zahllose Springbrunnen, und eine Straßenbeleuchtung durch 5000 Laternen, wie sie damals kaum eine andre Stadt Europas aufweisen konnte. Ungeheures, lärmendes Leben wogte allerorten. Vor allem auf dem Pont Neuf, am Standbilde Heinrichs IV., drängte sich der Straßen- und Marktverkehr oft undurchdringlich zusammen. Karossen und Lastfuhrwerke, Reiter und Fußgänger, Händler und Ausrufer schoben sich durcheinander. Dem geselligen Leben boten sich wieder andre Plätze: auf dem Maubertplatz im Lateinischen Viertel erging sich während des Sommers um die Mittagszeit der kleine Bürgerstand, im Tuileriengarten und im Cours-la-Reine (jetzt Champs-Elysées) wogte es von den schimmernden Equipagen, den goldgestickten Samtkleidern und den Federhüten des Adels. Kein Wunder, daß diese Stadt Tausende von Ausländern anzog und sie mit ihrem Zauber auch dann noch täuschte, als die Zustände in den Provinzen dem glänzenden Bilde von Paris keineswegs mehr entsprachen.

Paris und die „Provinz".

Dies selbstgenügsame Übergewicht der Hauptstadt wurde auch noch dadurch gefördert, daß der Pariser, vor allem die vornehme Gesellschaft, im ganzen wenig reiste, also mit der „Provinz" nicht sehr in persönliche Berührung kam. Man reiste damals der Hauptsache nach nur in Geschäften oder allenfalls einmal auf sein Landgut, aber nicht zum Vergnügen, denn es war noch kein Vergnügen zu reisen. Zwar die wenigen Hauptstraßen waren im ganzen wohl gut, aber die sonstigen Wege schlecht genug, und die Wirtshäuser, außer in den größeren Städten, meist elend, und sehr arg zuweilen die Plage durch Landstreicher, die allerdings, wenn sie sich von der Polizei erwischen ließen, gewöhnlich kurzerhand an den nächsten besten Baum gehängt wurden, ein gewöhnlicher Straßenschmuck. Man reiste also teuer und langsam, benutzte womöglich die schiffbaren Flüsse, wie die Seine, Loire, Rhone, Garonne und andre, und stieg unterwegs, wenn es ging, bei Bekannten ab. Vornehme Herrschaften reisten mit ihren eignen Karossen, Pferden und Dienern, und der einhersausende Sechserzug eines großen Herrn nahm dabei gar keine Rücksicht auf begegnende Reisende, die vielmehr froh sein mußten, wenn sie nicht umgefahren wurden. Eine Reise von Paris nach der Bretagne, wie sie Frau von Sévigné mehrmals machte, zu Lande nach Orléans, von da auf der Loire hinab, dauerte vierzehn Tage, und zu ihrer geliebten Tochter, die an den stellvertretenden Gouverneur der Provence, den Grafen von Grignan, verheiratet war, konnte die Mutter nur ein einziges Mal reisen. Selbst der König kannte aus eigner Anschauung sein Land nur wenig, da er seine Residenzen nur verließ, wenn er einmal zu Felde zog.

Sozialer Einfluß der Monarchie.

So erhob sich diese französische Monarchie, wehrhaft und schlagfertig nach außen zu Land und See, unter einheitlicher Verwaltung alle Kräfte des Volkes zusammenfassend, regelnd und leitend, alle Stände der Krone in gleichem Gehorsam unterwerfend. In dieser Beziehung ist Ludwig XIV. der größte Gleichmacher, den Frankreich vor der Revolution besessen hat. Denn zwar blieb der Adel bevorrechtet durch seine Befreiung von direkten Abgaben, die gutsherrlichen Rechte gegenüber seinen Bauern und den gesellschaftlichen Rang. Doch strengster Gehorsam wurde auch von ihm erwartet, und was mehr bedeutete, alle die, die das Land wirklich regierten, die Beamten, waren bürgerlicher Abkunft in so überwiegender Weise, daß der Marschall St. Simon die Regierung Ludwigs XIV. geradezu eine Herrschaft des Bürgertums

(Bourgeoisie) genannt hat. Ihm, dem „dritten Stande" (Tiers-état) des alten Frankreich, kam auch die Wirtschaftspolitik Colberts in erster Linie zu gute, und auch die Pflege von Kunst und Wissenschaft lag vorwiegend in seinen Händen, er bildete mit der Hofgesellschaft das Publikum, das jede Litteratur bedarf. So vollzog sich allmählich ein Ausgleich der Stände, der sich zuerst in der merkwürdigen Gleichmäßigkeit der Tracht und der Lebensgewohnheiten zumal in den größeren Städten äußerte, dann aber immer gebieterischer die Beseitigung der sinnlos gewordenen Vorrechte des Adels forderte und somit die große Revolution wirksam vorbereitete.

Dies gethan zu haben, ist freilich ebensosehr eine Schuld Ludwigs XIV. Denn was er auch that oder geschehen ließ, um Wohlstand und Macht seines Volkes zu fördern, er that es schließlich nicht um Frankreichs willen, sondern nur zur Förderung seines Glanzes, seines Ruhmes. Das wurde das Verhängnis seines Geschlechts und seiner Nation.

Frankreich im Vordringen.

Veranlassungen zum ersten Raubkrieg (Devolutionskrieg).

Ziele Ludwigs XIV.

Für einen jungen ehrgeizigen Monarchen wie Ludwig XIV. lag in dem Bewußtsein der eignen Kraft und im damaligen Zustande Europas eine ungeheure Versuchung zu ausgreifender Eroberungspolitik. Der spanische Koloß innerlich morsch und vergebens bemüht, Portugal zu bändigen, Italien eine Anhäufung spanischer Provinzen und ohnmächtiger Kleinstaaten, Deutschland gespalten, verödet und verarmt, England unter einer elenden Regierung, die fremden Beistand gegen die eignen Unterthanen nicht verschmähte, die Niederlande zerrissen durch Parteihader, Schweden für die Behauptung seiner künstlichen Großmachtstellung auf auswärtige Hilfe angewiesen, das altbefreundete Polen zwar im Sinken, das Reich der Osmanen aber noch in furchtbarer Rüstung gegenüber Deutschland, so etwa war die Lage, die Ludwig XIV. vorfand. Er wollte nun allerdings keineswegs, wie später Napoleon I. in seinem phantastischen Ungestüm, ziellos erobern, nur um zu erobern; er wollte zunächst seine Ostgrenze, da sie allerdings weithin offen und der Hauptstadt zu nahe war, weiter vorschieben durch Eroberung spanischer und deutscher Reichsgebiete, die, was immerhin hervorgehoben werden muß, so wenig es auch für Ludwig XIV. maßgebend gewesen ist, zum allergrößten Teile innerhalb des französischen Sprachgebietes lagen; er wollte darüber hinaus durch ein sorgfältig berechnetes Netz von Bündnissen Europa derart umspinnen, daß er in allen politischen Fragen das entscheidende Wort führte, und am letzten Ende die spanische Monarchie in ihrem ganzen Umfange seinem Hause erwerben. Damit würde thatsächlich Frankreichs Vorherrschaft, zunächst in Süd- und Westeuropa, weiterhin über den ganzen Erdteil dauernd begründet worden sein.

Vorbereitende Bündnisse.

Im Verhältnis zu Deutschland hatte Mazarin dieser Politik rüstig vorgearbeitet. Da es ihm nicht gelungen war, nach dem Tode Kaiser Ferdinands III. (2. April 1657) die Wahl seines Herrn zum Oberhaupte des Deutschen Reiches durchzusetzen, so wußte er wenigstens mit Unterstützung des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, den an seiner Stelle gewählten Leopold I. (1658—1705) durch eine beengende Wahlkapitulation, die ihn ausdrücklich verpflichtete, den Feinden Frankreichs keinen Vorschub zu thun, völlig unschädlich zu machen, und indem er dann als Schirmherr der deutschen Fürsten gegenüber dem habsburgischen Kaisertume auftrat, gelang es ihm zu gleicher Zeit, in dem Rheinischen Bunde, der die drei geistlichen Kurfürsten, Münster, Braunschweig-Lüneburg, Hessen-Kassel, Pfalz-Neuburg und Schweden

für seine deutschen Besitzungen zur Aufrechterhaltung dieser Wahlkapitulation und des Westfälischen Friedens zunächst auf drei Jahre vereinigte, Aufnahme zu finden. (6.—16. August 1658.) Noch zweimal, 1660 und 1663, wurde der Bund erneuert. Der deutsche Westen gehorchte also Frankreich. Weiterhin fesselte Ludwig Schweden (Oktober 1662) und Dänemark (August 1663) durch Freundschaftsverträge an seine Politik, er zwang Karl IV. von Lothringen, ihm zwei Militärstraßen durch sein Gebiet zu bewilligen und ihm die Festung Marsal einzuräumen (1663), er sandte im Sommer 1664 dem Kaiser 6000 Mann gegen die Türken zu Hilfe und unterstützte den Kurfürsten von

315. Papst Alexander VII.
Nach dem Gemälde von P. Mignard, gestochen von P. van Schuppen.

Mainz bei der Niederwerfung seiner Stadt Erfurt, welche die Reichsfreiheit erstrebte (s. unten). Mit Holland und England kam 1662 ein Handelsvertrag zustande; ja Karl II., ewig geldbedürftig, ließ sich sogar Dünkirchen, die Eroberung der glorreichen Regierung Cromwells, um 5 Millionen Livres von Ludwig XIV. abhandeln (Oktober 1662), und Holland schloß mit Frankreich ein Verteidigungsbündnis (April 1662). Auch das Papsttum bekam die Wucht des französischen Staates zu empfinden. Als aus Anlaß des unleidlichen, nur Verbrechern günstigen Asylrechts der fremden Gesandten in Rom mit den Behörden Alexanders VII. (1655—67) und mit der Kurie selbst über das Recht des Königs, auch in den neu erworbenen Ländern die geistlichen Würden zu besetzen, Streitigkeiten ausgebrochen waren, ließ Ludwig französische Truppen

in Avignon, Modena und Parma einrücken, berief seinen Gesandten aus Rom ab und zwang auf diese Weise den Papst schließlich zu demütiger Abbitte (1664).

Das alles geschah mehr oder weniger bereits mit dem Hinblick auf die spanische Erbschaft. Durch die lange verweigerte Vermählung mit der Infantin Maria Theresia (9. Juni 1660) glaubte König Ludwig ein Erbrecht auf die spanische Monarchie erworben zu haben. Denn der Verzicht auf dasselbe sei an sich der spanischen Sitte zuwiderlaufend, also ungültig und auch von den Spaniern selbst außer Kraft gesetzt

Die spanische Erbfolgefrage.

316. General Friedrich Hermann von Schomberg.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Kunst- und Altertümersammlung in Heidelberg.

dadurch, daß sie die ausbedungene Mitgift (von 500000 Goldthalern) nicht gezahlt hätten. Als nun die ganze Frage durch die kaum noch erwartete Geburt eines spanischen Thronerben, des schwächlichen Karl II. am 6. November 1661, aus der Ehe Philipps IV. mit der österreichischen Prinzessin Maria Anna, zunächst gegenstandslos wurde, unterstützte doch Frankreich, um Spanien Verlegenheiten zu bereiten, gegen die ausdrückliche Bestimmung des Pyrenäischen Friedens Portugal, ja es vermittelte die Vermählung Karls II. von England mit der portugiesischen Infantin Katharina und zahlte dem König Subsidien, um den Portugiesen mit 4000 Mann und acht Fregatten Hilfe zu leisten. So gelang es dem französischen General Schomberg trotz der inneren Zerrüttung des Landes unter dem unfähigen Alfonso VI.

Der Krieg in Portugal.

(1655—67) den spanischen Feldherrn Juan d'Austria, der nach der Einnahme Evoras siegreich im Lande stand und schon die Hauptstadt bedrohte, erst bei Amexial (3. Juni 1663), dann bei Villaviciosa (17. Juni 1665) vollständig zu schlagen und die wankende Krone dem Hause Braganza zu erhalten.

Das Devolutionsrecht.

Unter dem erschütternden Eindruck dieser Niederlage brach die letzte Kraft Philipps IV. zusammen; er starb am 17. September 1665, noch ehe Ludwig seine alten Ansprüche mit neuen Gründen ihm gegenüber geltend gemacht hatte. Es handelte sich diesmal allerdings nur um Brabant und andre Teile Belgiens. Dort nämlich galt die privatrechtliche Bestimmung, daß die Kinder erster Ehe denen zweiter Ehe im Erbgange voranstünden, also das Vermögen des Vaters allein erbten (ius devolutionis). Obwohl dieser Grundsatz nun keinerlei staatsrechtliche Geltung hatte, so machte doch darauf gestützt Ludwig XIV. im Namen seiner spanischen Gemahlin ein Anrecht auf jene belgischen Gebiete geltend. Hatte nun schon Philipp IV. in seinem Testament die französischen Bourbonen von der spanischen Thronfolge nochmals feierlich ausgeschlossen und durch die Vermählung seiner Tochter erster Ehe, Margareta Theresia, mit Kaiser Leopold I. (Dezember 1663) nicht nur die altüberlieferte Verbindung mit dem Hause Österreich erneuert, sondern auch dem zweiten aus dieser Ehe hervorgehenden Sohne die Erbfolge in Spanien in Aussicht gestellt, falls Karl II. ohne Nachkommen sterbe, so wies jetzt die Regentin Maria Anna die französischen Anträge rundweg von der Hand, dabei geleitet von dem deutschen Jesuiten Neidhard, der zugleich Großinquisitor von Spanien war. Da rüstete sich Ludwig, seine angeblichen Rechte mit Gewalt zu verfechten. Mit Portugal schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis auf zehn Jahre (März 1667), der Rheinische Bund verpflichtete sich, den Durchzug kaiserlicher Truppen nach dem Rheine zu verhindern, zudem waren soeben Holland und England in einen hartnäckigen Seekrieg verwickelt, der sie beide erschöpfte und lähmte.

Der zweite englisch-holländische Seekrieg.

Gründe.

Der zweite englisch-holländische Seekrieg entsprang aus der durch Cromwells Politik aufs höchste gesteigerten Nebenbuhlerschaft der beiden Seemächte, wurde aber unmittelbar hervorgerufen durch den Angriff, den die englisch-afrikanische Gesellschaft auf die holländischen Besitzungen in Westafrika richtete, während ein andres englisches Geschwader Neuamsterdam wegnahm (s. S. 381 f.). Da Englands Regierung die Verantwortung dafür ablehnte, so verjagte de Ruyter die Engländer wieder aus den westafrikanischen Plätzen. Darauf antworteten jene mit der Wegnahme der aus Bordeaux heransegelnden niederländischen Handelsflotte von 130 Segeln, mit der Beschlagnahme aller niederländischen Schiffe in den englischen Häfen und dem Angriff auf die heimkehrende Levantinische Flotte (Ende Dezember 1664). Als darauf die Holländer die Einfuhr aller englischen Fabrikate verboten, erklärte England am 14. März 1665 den Krieg.

Holländische Seesiege.

In gewaltigen Seeschlachten maßen sich nun beide Nationen unter ihren besten Admiralen. Anfangs blieben die Holländer im Nachteil. Am 13. Januar 1665 schlug der Herzog von York, der Bruder Karls II., ihre Flotte unweit der englischen Küste, und die ostindische Handelsflotte, die mit einer Ladung von 6 Millionen Gulden an Wert im Sommer dieses Jahres zurückkehrte, wurde mit knapper Not von de Ruyter aus dem Hafen des norwegischen Bergen, wo ein englisches Geschwader sie angriff, nach der Heimat geleitet (im September 1665). Dann aber gelang es den Holländern, des kriegerischen Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, der als Englands Bundesgenosse Groningen bedrohte, mit französischer und brandenburgischer Hilfe sich

317. Admiral Michael Adrian de Ruyter.

Nach dem Gemälde von Ferd. Bol in der königl. Gemäldegalerie im Haag.

zu entledigen und ihn zum Frieden zu zwingen (im April 1666), und obwohl nun die vertragsmäßig zu stellende französische Flotte nicht erschien, so erfocht doch de Ruyter in dreitägiger furchtbarer Seeschlacht, die den Engländern 23 Schiffe und 9000 Mann kostete und das Meer viele Meilen weit mit Trümmern bedeckte, über Monk den glänzendsten Sieg (11. bis 14. Juni 1666). Er machte trotz eines günstigeren Gefechts am 4. August die Engländer zu Verhandlungen bereit, die der Ratspensionär Jan de Witt am 4. Juni 1667 in Breda eröffnete, ohne daß zuvor ein Waffenstillstand abgeschlossen worden wäre. Dies benutzte de Ruyter. Am 6. Juni ausgelaufen, drang er in die Themse ein, nahm Sheerneß, verbrannte bei Chatam und Rochester acht große englische Kriegsschiffe, während die Engländer selber noch dreizehn andre vernichteten, um sie ihm nicht preisgeben zu müssen, hielt die Hauptstadt unter Blockade und versetzte ganz England in Schrecken und zornige Scham. Unter solchen Umständen kam dann am 31. Juli 1667 der Friede zustande. England setzte die Navigationsakte (s. S. 490) für deutsche Produkte außer Kraft, trat Tabago und Surinam den Niederländern ab, fügte dagegen Neuniederland und Neuamsterdam seinen nordamerikanischen Besitzungen zu (s. oben S. 352).

Der erste Raubkrieg (Devolutionskrieg). (1667—68.)

Die Franzosen in Belgien.

Wenn es so halb und halb besiegt und jedenfalls ohne Genugthuung für den Schimpf der Themseblockade den Frieden schloß, so geschah das zum guten Teile deshalb, weil inzwischen Frankreich den Krieg gegen das fast wehrlose Spanien eröffnet hatte. Während ein Beobachtungskorps gegen die Mosel vorging, überschritt Turenne, bei dem sich der König befand, am 8. (18.) Mai 1667 von Amiens her die Grenze und besetzte die nächsten Plätze ohne Widerstand. Der Gedanke freilich, die Bevölkerung würde die französische Besitzergreifung frohlockend begrüßen, erwies sich als Irrtum, sie hielt an Spanien fest und bereitete unter Leitung des tüchtigen Statthalters, des Marquis von Castel-Rodrigo, Brüssel zu hartnäckiger Verteidigung vor; aber das französische Heer nahm rasch Tournai, Douai und Courtrai ein und eroberte das starke Lille nach dreimaligem Sturmangriff (27. August). Größeres wurde vorbereitet. Es gelang dem französischen Gesandten Gremonville in Wien, dem der leitende Minister Leopolds I., Fürst Wenzel von Lobkowitz, ganz erfüllt von der Bewunderung Ludwigs XIV. und eifrig bestrebt, seine Regierungsweise in Österreich nachzubilden, in die Hände arbeitete, am 19. Januar 1668 einen geheimen Vertrag über die künftige Teilung der spanischen Monarchie zustande zu bringen. Für jetzt sollte das südliche Belgien nebst Luxemburg oder der Franche Comté an Frankreich fallen. Von dieser Seite drohte also den weiteren Plänen Ludwigs kein Einspruch, und sonst sah er kaum Hindernisse.

Die Tripelallianz u. der Friede von Aachen.

Indes so sehr Holland bisher gegen das übermächtige Spanien eine Stütze an Frankreich gefunden hatte, das konnte ihm doch nicht in den Sinn kommen, ihm zu einer ähnlichen überragenden Machtstellung zu verhelfen; hatte es doch auch mehr als jeder andre Staat unter den Folgen der neuen französischen Zollpolitik, namentlich des Tarifs von 1667 (s. S. 526) zu leiden. So brachte Jan de Witt, der Überlieferung zum Trotz, mit England und Schweden, die sich ihm aus gleichem Grunde näherten, am 23. Januar 1668 die sogenannte Tripelallianz zustande, die Spanien zu einer Landabtretung bewegen, Frankreich aber zum Verzicht auf die Erwerbung ganz Belgiens zwingen sollte. Anfangs schien die Aussicht dafür gering, denn Ludwig XIV. ließ in Übereinstimmung mit dem soeben geschlossenen Wiener Vertrage im Februar 1668

auch die wehrlose Franche Comté besetzen und stellte ein übermächtiges Heer ins Feld. Indes die erschöpfende Wirkung dieser Anstrengung und der verständige Rat Colberts, der von Anfang an gegen den Krieg gewesen war, bewogen ihn, die gebotenen Bedingungen anzunehmen. Der Friede, am 2. Mai 1668 zu Aachen unterzeichnet, fügte dem französischen Gebiete zehn belgische Städte mit ihren Gebieten, darunter Lille, hinzu, während Ludwig XIV. die Franche Comté wieder herausgab.

Unabhängigkeit Portugals.

Kurze Zeit vorher war auch auf der Pyrenäischen Halbinsel ein Umschwung erfolgt, der der französischen Politik wenigstens einigermaßen Zügel anlegte. Nachdem der unfähige Alfonso von seinem Bruder Pedro beiseite gedrängt worden (November 1667), bemühte sich der Gesandte Englands, dessen König Karl II. der Schwager des neuen Regenten war, unterstützt von der Volksstimmung in Portugal und gefördert durch die Bedrängnis Spaniens, den Ausgleich zwischen beiden Nationen zustande zu bringen. Am 13. Februar 1668 erkannte Spanien die Unabhängigkeit Portugals an, wobei ihm nur Ceuta blieb. Nach fast vierzigjährigem Kampfe hatte sich so der kleine Staat, die europäischen Verwickelungen klug und glücklich benutzend, von dem übermächtigen Nachbar losgerungen.

Der zweite Raubkrieg.

(1672—79.)

Diplomatische Vorbereitungen.

Hatte Frankreich mit dem Angriff auf Belgien auch nicht alles erreicht, was es begehrte, sein Ansehen in Europa stieg doch durch den kurzen, erfolgreichen Krieg ganz außerordentlich und damit die Zuversicht Ludwigs, auch weitergehende Pläne verwirklichen zu können. Der nächste richtete sich gegen Holland. Denn indem sie die Tripelallianz schlossen, hatten die Niederländer ihm die sicher geglaubte Beute entrissen, damit nach seiner Auffassung sich des schnödesten Undankes gegen Frankreich schuldig gemacht. Außerdem boten sie unzufriedenen Franzosen auf ihrem Gebiete eine Freistatt, von wo aus diese einen scharfen Federkrieg gegen die Regierungsweise Ludwigs unterhielten, sie setzten sich endlich durch ihre aristokratisch-republikanische Verfassung, namentlich seit dem Siege der Staatenpartei, wie durch ihre freihändlerischen Grundsätze in prinzipiellen Widerspruch mit den in Frankreich geltenden politisch-wirtschaftlichen Anschauungen. Grund genug zu dem Vorsatz, die Republik, wenn nicht zu vernichten, so doch in volle Abhängigkeit zu bringen, damit die Eroberung Belgiens einerseits vorzubereiten, anderseits das nördliche Deutschland ebenso unter französischen Einfluß zu beugen, wie ihm bereits das südliche durch die Besitzergreifung des Elsaß verfallen war. In einem meisterhaften diplomatischen Feldzuge wurde Holland zunächst so vollständig vereinzelt und umstrickt, daß es fast ohne Gegenwehr den Franzosen in die Hände fallen zu müssen schien.

Die nächste Aufgabe war die Sprengung der Tripelallianz. Schwer konnte sie nicht halten, denn die drei Mächte hatten sie im geraden Widerspruch mit ihrer altüberlieferten Politik abgeschlossen, und zwei von ihnen waren außerdem durch langjährige tiefe Feindschaft getrennt. Von diesen wieder wurde England obendrein von einem Fürsten beherrscht, der für seine selbstsüchtigen Pläne französischer Hilfe dringend bedurfte. So gelangte Ludwig XIV. hier zuerst zum Ziel: in dem geheimen Vertrage von Dover (Juni 1670) versprach Karl II. den Angriff auf Holland mit 50 Linienschiffen und 4000 Mann Landungstruppen zu unterstützen, die französischen Pläne auf die Erwerbung der spanischen Monarchie zu fördern und auf die Wiederherstellung des Katholizismus in England hinzuarbeiten. Dafür erhielt er als Gegenleistung das Versprechen französischer Subsidien (3 Millionen Livres) und erforderlichen Falls sogar

318. Henry de Latour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, Marschall von Frankreich.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

französische Waffenhilfe zur Durchführung seiner politisch-kirchlichen Pläne in England. Wenn sich so der stolze Inselstaat mit Aufopferung seiner wichtigsten Interessen willig der Oberherrschaft Frankreichs unterwarf, so konnte Schweden ihr um so weniger widerstreben. Im April 1672 übernahm es gegen ansehnliche Hilfsgelder die Verpflichtung, mit 16000 Mann sich gegen die deutschen Reichsfürsten zu wenden, welche Holland etwa Unterstützung leisten würden. Allerdings glaubte Ludwig dies kaum fürchten zu müssen. Denn zwar war der Rheinbund, nachdem die Frist dafür 1667 abgelaufen war, nicht erneuert worden, aber bereits hatte der Erzbischof-Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, der seine Festung Rheinberg zu seinem Ärger von holländischen Truppen besetzt sah, Neuß den Franzosen eingeräumt und, wie der

Brief König Ludwigs XIV. an Marschall Turenne

vom 17. März 1673.

Transskription:

A Versailles, le 17 mars 1673.

Quoy que jaie ordonné au marquis de Louvoy de vous témoigner de ma part la satisfaction que jai de ce que vous aves fait pour la gloire de mes armes, je suis bien aise de vous dire moy meme ce qui en est et que je suis tres satisfait de toutte la conduitte que vous aves tenue en ce rencontre. Le succès heureux que nous avons eu depuis quelques temps, vous doit aussi donner beaucoup de joie. Sachant lamitié que jai pour vous, vous croires aisément que nous la partageons ensemble. Soies assuré quelle durera toujours et que vous en recevres des marques en continuant a me servir comme vous faites.

Louis.

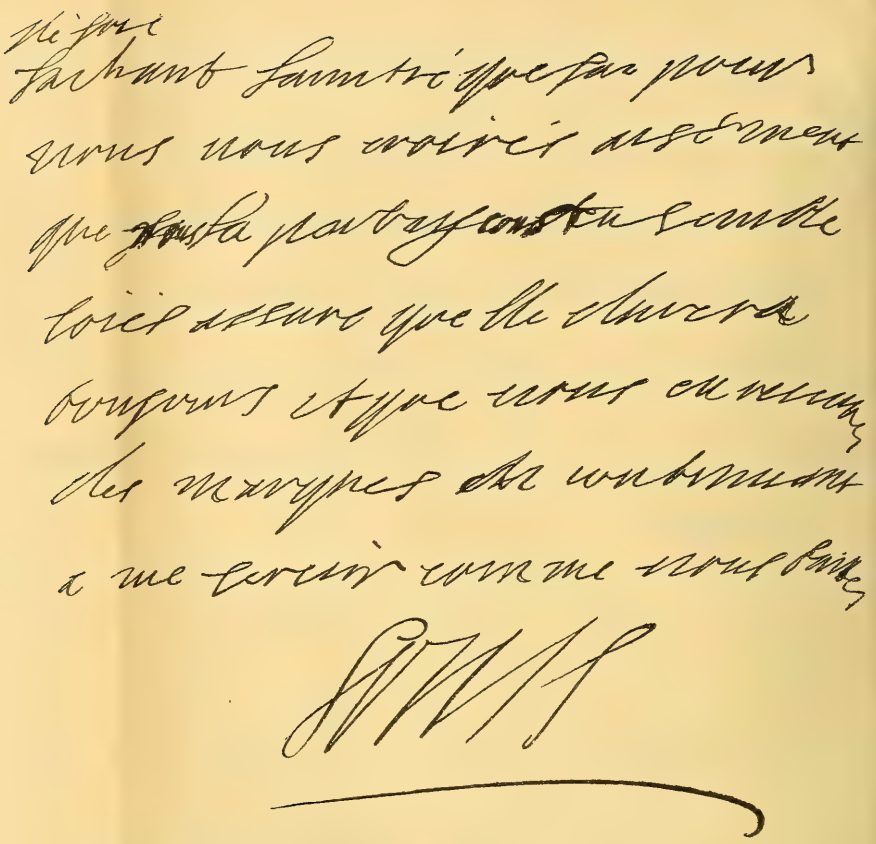
Übersetzung:

Obwohl ich dem Marquis von Louvois aufgetragen habe, Ihnen in meinem Namen die Genugthuung zu bezeugen, welche ich empfinde über das, was Sie für den Ruhm meiner Waffen gethan, benutze ich doch gern die Gelegenheit, Ihnen selbst zu sagen, wie es ist, und daß ich sehr zufrieden bin mit dem ganzen Benehmen, das Sie in diesem Renkontre an den Tag gelegt haben. Der glückliche Erfolg, den wir seit einiger Zeit gehabt haben, muß Ihnen ja auch viel Freude machen. Da Sie die Freundschaft kennen, welche ich für Sie hege, werden Sie gern glauben, daß wir jene zusammen teilen. Seien Sie versichert, daß sie stets andauern wird und daß Sie Zeichen davon erhalten werden, wenn Sie fortfahren, mir zu dienen, wie Sie es thun.

Ludwig.

Versailles le 17e mars 1673

Quoy que j'aie ordonné au marquis
de Louvoy de vous remoigner
de ma part la satisfaction
que j'ai de ce que vous avés
fait pour la gloire de mes
armes je suis bien aise ~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ de vous dire moy même
ce qui en est ~~[illegible]~~ je suis
tres satisfait de toutes la
conduitte que vous avés tenue
en ce rencontre ~~[illegible]~~ le succés
heureux que nous avons eu
depuis quelques temps ~~[illegible]~~
doit aussi donner beaucoup



Brief König Ludwigs XIV. an Marschall Turenne.
Vom 17. März 1673.

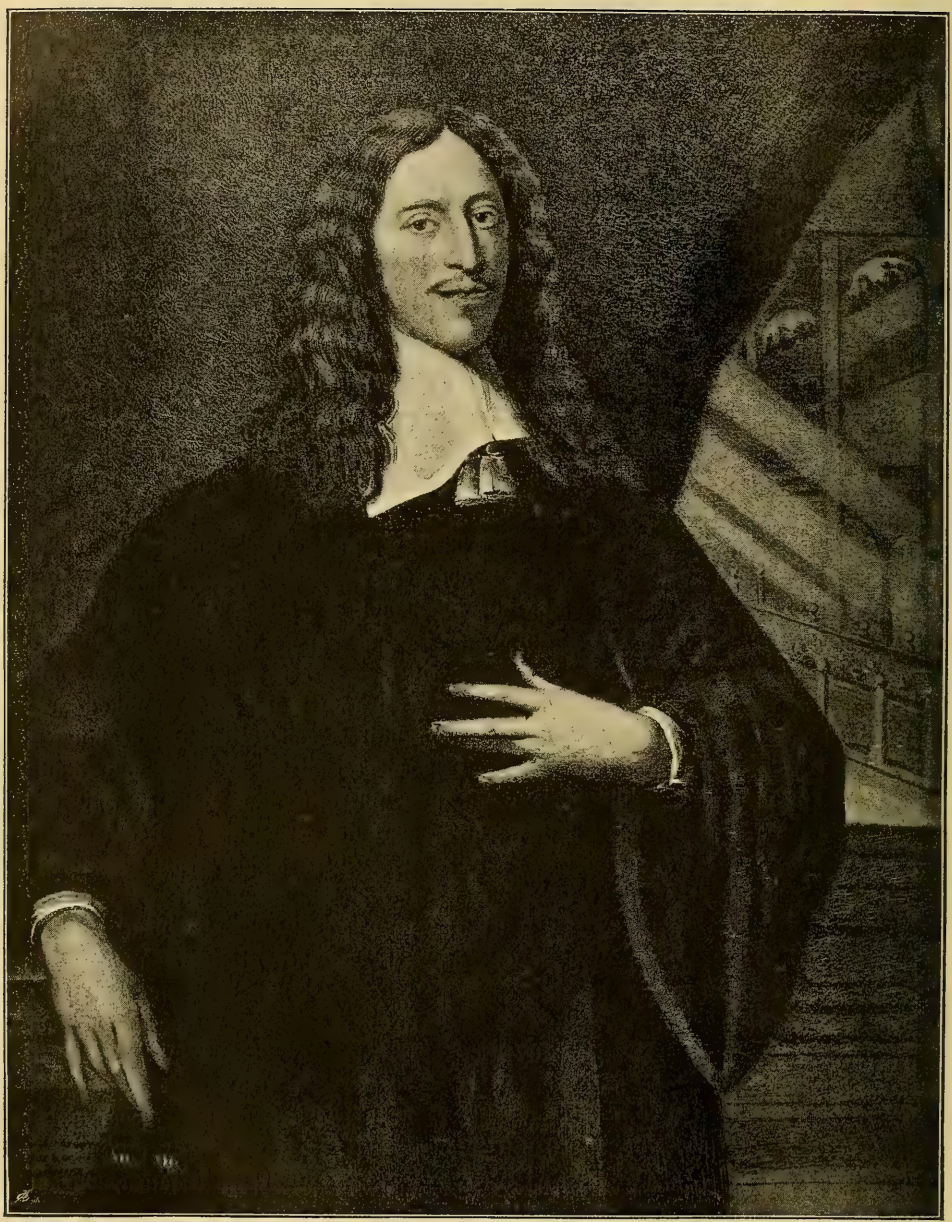
Bischof von Münster, die Aufstellung eines Heeres gegen Holland versprochen, der Kaiser aber sich durch den Vertrag vom 1. November 1671 anheischig gemacht, sich in den Krieg mit Holland nicht zu mischen, falls er außerhalb Deutschlands und Spaniens geführt würde. Selbst Brandenburgs meinte Ludwig ziemlich sicher zu sein, da der Kurfürst in einem geheimen Vertrage vom 31. Dezember 1669 sich ihm verpflichtet hatte, nach dem Tode des Königs von Spanien die französischen Ansprüche auf Belgien gegen Hilfsgelder und Abtretungen an der Maas mit 10000 Mann zu unterstützen. Zudem hatte Holland durch seine schweren Rheinzölle die Stimmung im westlichen Deutschland so erbittert, daß es von dieser Seite am allerwenigsten Beistand erwarten zu können schien. In katholischen Kreisen begegnete der französische Angriff sogar einer gewissen Sympathie; hier sprach man wieder einmal von der „Ausrottung der Ketzer".

Parteiungen in den Niederlanden.

Die Republik war völlig isoliert und dazu in sich gespalten. Denn die oranische Partei hatte schon während des letzten Seekriegs mit England ihr Haupt wieder erhoben und die Einsetzung Wilhelms III. als Generalkapitän gefordert. Um so entschiedener vertrat die Interessen der Staatenpartei der Ratspensionär Jan de Witt, ein kleiner hagerer Mann mit scharfen, strengen Zügen, einfach und anspruchslos für sich, hochgebildet und Freund des großen Philosophen Spinoza, von unbestechlicher Rechtschaffenheit und ohne persönlichen Ehrgeiz, aber ein Parteimann durch und durch, voll Haß gegen die Oranier und die Monarchie überhaupt, deshalb geneigt, das Heil seiner Partei als das des Vaterlandes aufzufassen. Er hatte aus diesem Grunde noch 1667 im „ewigen Edikt" die Bestimmung durchgesetzt, daß der Statthalter von Holland nicht zugleich hohe Militärämter bekleiden dürfe, betrachtete als seine Hauptaufgabe die Bewahrung des Friedens, damit, wie er sagte, „unsre Kommerzien überall hingehen", und sah in England den Hauptfeind, weil ja die Stuarts durch verwandtschaftliche Bande mit den Oraniern zusammenhingen und überdies sich die Handelsinteressen beider Staaten entgegenliefen. Er suchte also das gute Verhältnis zu Frankreich selbst um den Preis harter Demütigungen zu bewahren, überließ die Festungen und das Landheer kläglichem Verfall, teils aus übel angebrachter Sparsamkeit, teils weil seine Offiziere in oranischen Überlieferungen lebten und webten, so daß es gegen Ende des Jahres 1671 nur 37000 Mann zählte, und hielt nur die Flotte in gutem Stande, die doch in einem Landkriege nicht in Betracht kam. Als nun die Gefahr von Frankreich her riesengroß heraufstieg, dachte er den Frieden durch würdelose Nachgiebigkeit zu erkaufen. Umsonst: im März 1672 erklärte England, Anfang April Frankreich den Krieg.

Einmarsch der Franzosen in Holland.

Drei Armeen gingen gegen Holland ins Feld: von Charleroi, von Sedan und von Westfalen her, im ganzen über 120000 Mann trefflicher Truppen. Statt nun, wie erwartet wurde, die holländische Hauptaufstellung bei Maastricht zu fassen, wurde die Festung nur eingeschlossen; an ihr vorbei drangen zwei französische Heere durch Lütticher oder rheinbündisches Gebiet nach Kleve vor, dessen Festungen, wie z. B. Wesel und Rees, zum Teil von niederländischen Garnisonen besetzt waren, und erzwangen unter den Augen des Königs bei dem Fort Schenkenschanz in der Nähe von Emmerich den Übergang über den eben sehr seichten Rhein, eine vielgepriesene und doch militärisch wenig bedeutende Kriegsthat (12. Juni). In wenigen Tagen fielen darauf fast alle Plätze im Klevischen nebst Rheinberg, während das kölnisch-münsterische Heer in Groningen und Oberyssel einbrach. Das Land lag wehrlos vor dem übermächtigen Sieger. Dasselbe Volk, das hundert Jahre zuvor seine Städte mit verzweifeltem Mute gegen die Spanier verteidigt hatte, ließ jetzt wie betäubt binnen drei Wochen 83 feste Plätze in die Hände der Franzosen fallen, sah bis Ende Juni die



319. Jan de Witt, Ratspensionär von Holland.

Nach dem Gemälde Jan de Baens im Rijksmuseum zu Amsterdam.

320. Cornelius de Witt.

Nach dem Gemälde Jan de Baens im Rijksmuseum zu Amsterdam.

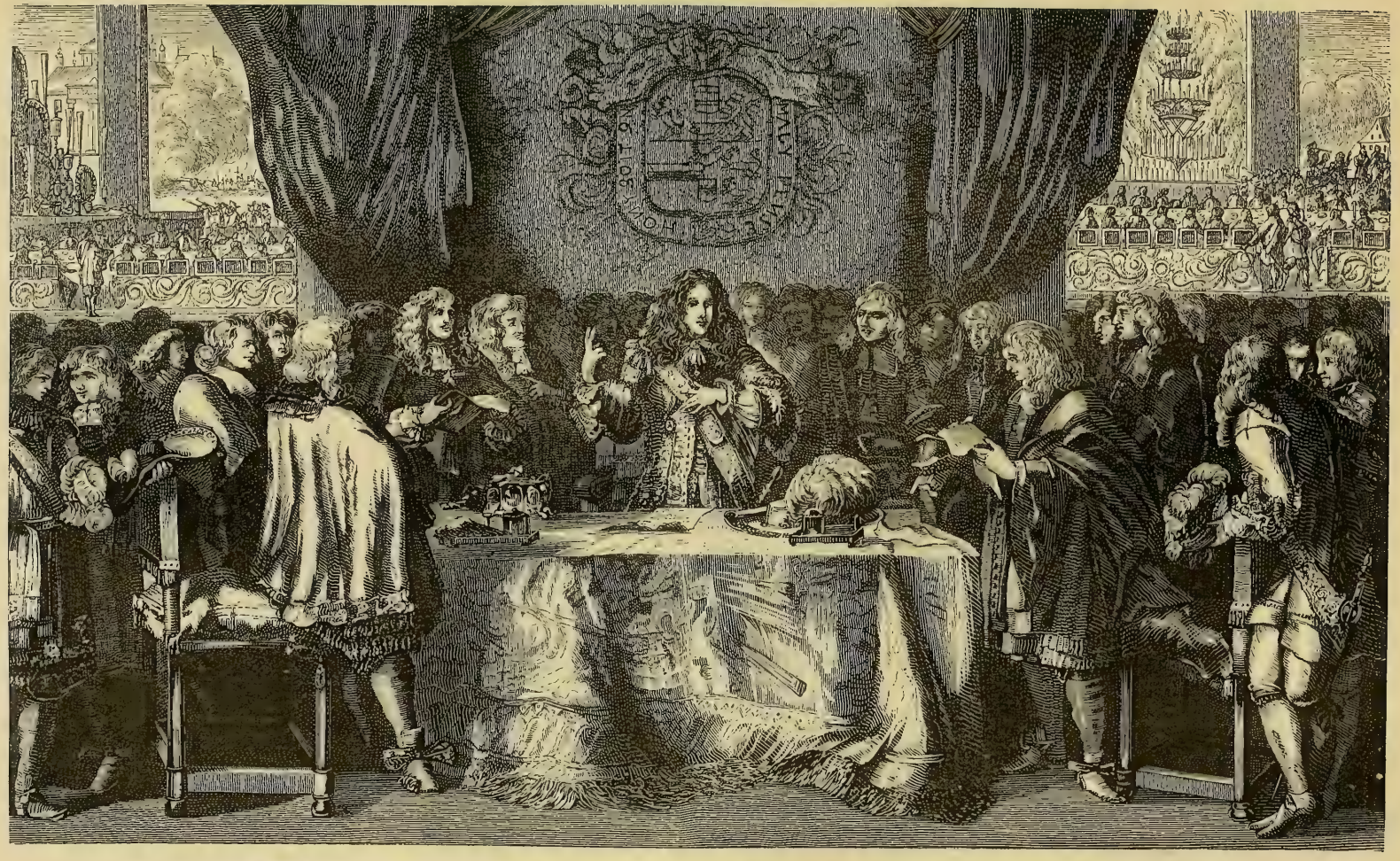
drei südlichen Provinzen von ihnen überschwemmt, Nimwegen nach kurzem Widerstande genommen, selbst Utrecht besetzt. Die feindlichen Dragoner streiften bis auf wenige Stunden von Amsterdam. Da flog der Angstruf durch das Land: „Holland in Not!"; die reichen Kaufherren, die sonst so hochmütigen „Regenten" der Republik flüchteten, kleinmütig und selbstsüchtig, wie Geldleute pflegen, nach Hamburg, Dänemark, sogar nach dem feindlichen England; Geschäfte, Schulen, Gerichte standen still, die Staatspapiere fielen auf 30 Prozent und weniger, die Aktien der Ostindischen Kompanie

321. Wilhelm III. von Oranien, Statthalter von Holland.

Nach einem Gemälde von de Baan op't Hof, gestochen von J. Houbraken.

auf die Hälfte ihres Wertes, ja die Stände von Oberyssel entsagten der Union und traten unter die Hoheit des Bischofs von Münster (5. Juli). Es schien mit der so glorreich gegründeten niederländischen Freiheit schmachvoll zu Ende zu gehen.

Das Schicksal hätte sich auch wahrscheinlich erfüllt, wäre es nur auf die Regenten angekommen. Denn statt die Volkskraft aufzurufen, die sich freilich zunächst gegen sie gewandt hätte, boten sie durch Peter Grotius, den Sohn Hugos, damaligen Gesandten in Paris, dem Eroberer die Generalitätslande (s. Bd. V, S. 727) nebst Venloo und Maastricht, dazu 10 Mill. Gulden Kriegsentschädigung. Doch damit nicht befriedigt und auch keineswegs gesonnen, durch einen Sonderfrieden das verbündete England preiszugeben, forderte Ludwig nicht nur 16 Millionen, sondern auch das südliche

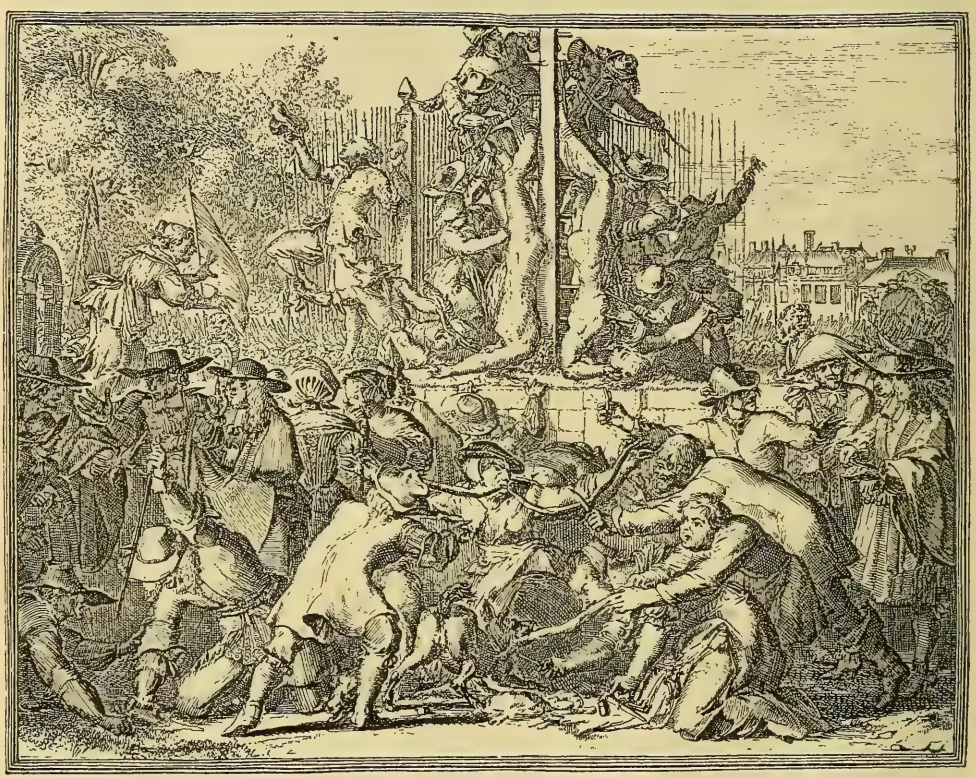


322. Vereidigung Wilhelms III. von Oranien als Statthalter, Generalkapitän und Oberadmiral von Holland. Nach einem Kupferstiche aus dem Jahre 1675.

Geldern mit Nimwegen, also die Herrschaft über Rhein und Maas, außerdem volle Handelsfreiheit für Frankreich ohne Gegenseitigkeit, rechtliche Gleichstellung der Katholiken und Anerkennung der französischen Oberhoheit. Die Republik wäre nichts als eine klägliche Scheinexistenz geblieben.

Erhebung Wilhelms III. von Oranien.

Davor bewahrten sie die Erhebung der Volkskraft und ein großer Fürst. Zum Schutze Amsterdams wurden zunächst die Deiche durchstochen, und als ein mißlungenes Attentat auf Jan de Witt, das die steigende Erbitterung grell beleuchtete (22. Juni), an einem der vier Angreifer mit dem Tode bestraft worden war, da brach sich die



323. Tod der Gebrüder de Witt am 20. August 1672.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von R. de Hooghe.

oranische Stimmung des Volkes unwiderstehlich Bahn. Zuerst in Seeland, dann in Holland forderte es die Abschaffung des ewigen Edikts (s. oben S. 551) und die Erhebung Wilhelms III. Gezwungen unterschrieb Cornelius de Witt, Jans Bruder, eine zustimmende Erklärung, dann hoben die Staaten von Holland das ewige Edikt auf und ernannten Wilhelm von Oranien zum Statthalter, Generalkapitän und Oberadmiral auf Lebenszeit, ebenso thaten die von Seeland (Anfang Juli) und schließlich, am 8. Juli, übertrugen ihm auch die Generalstaaten die Würde das Oberbefehlshabers (seit 1674 erblich). Die Herrschaft der Staatenpartei war zu Ende, eine feste Hand faßte die Zügel.

Wilhelm III.

Noch nicht 22 Jahre zählte der Fürst (geb. 1650), der, wie sein großer Ahnherr, Wilhelm I. der Schweiger, genau hundert Jahre zuvor, im verzweifeltsten Augenblicke an die Spitze des niederländischen Gemeinwesens trat, aber in der harten Schule seiner

Jugend war er frühzeitig zum Manne gereift. Auf Kosten der Staaten als das „Kind von Holland“ und „geborener Unterthan der Hochmögenden“ vortrefflich erzogen, doch scharf bewacht und stets beobachtet, lernte er schon früh sich zu beherrschen, Wort und Miene sorglich abzuwägen, und wandte all sein Denken von Anfang an auf den Staat. Er lernte nur das von den Sprachen, was er zum diplomatischen Verkehr brauchte, von der Mathematik nur das, was der Festungskrieg verlangte, die Kunst blieb diesem Menschen der strengsten Arbeit fremd; nur auf der Eberjagd in Gelderns Eichenwäldern oder im Getümmel der Schlacht erheiterten sich die harten Züge des schweigsamen Mannes. Erzogen in dem streng-calvinischen Glauben seines Hauses wußte er sich durch Gottes Gnade berufen, zu fechten für die Freiheit Europas gegen französische Übermacht und gab sich dieser Aufgabe hin mit Aufopferung seines persönlichen Wohles, ja zuweilen selbst mit Hintansetzung sittlicher Forderungen und eigner Gewissensbedenken, durch Hindernisse nicht zu ermüden, durch Unfälle nicht zu beugen,

324 und 325. Gleichzeitige silberne Denkmünze auf den Tod der Gebrüder de Witt. Nach Jäger.
Auf der Vorderseite befinden sich die Bildnisse der Brüder Cornelius und Jan de Witt.
Auf der Rückseite wird das aufgeregte Volk dargestellt als Raubtiere, welche ihr Opfer zerreißen.

schlagfertig am Tage nach einer Niederlage, obwohl stets kränklich und leidend, so daß man fast jedes Jahr sein Ende prophezeite, im Umgang kalt und unliebenswürdig, aber mit denen, die er schätzte, durch unzerstörbare Freundschaft verbunden, wie er einmal an Friedrich Wilhelm von Brandenburg, seinen großen Oheim, schrieb: „Wir beide sind so fest miteinander vereinigt, als Himmel und Erde aneinander hängen.“

Anstalten zur Gegenwehr.

Mit der Erhebung des großen Fürsten war die Zeit des schwächlichen Kleinmutes vorüber. Alle Verhandlungen brach er ab, die Bürgermilizen von Amsterdam rief er unter Waffen und deckte mit dem durch sie verstärkten kleinen Heere die wenigen schmalen Dammwege, die durch die überschwemmten Flächen nach diesem Herzen der Niederlande führten. Zugleich wurde die englische Flotte, die schon an ihrer heimischen Küste in der Soulsbai am 7. Juli mit de Ruyter in heißem, aber unentschiedenem Kampfe zusammengetroffen war, durch eine Ebbe in der unerhörten Dauer von zwölf Stunden (statt sechs) verhindert, durch den Texel in die Zuidersee einzulaufen, dann durch einen gewaltigen Sturm zurückgetrieben (August), während die Franzosen, ihre Landung erwartend, unthätig bei Utrecht standen. Endlich gaben sie fürs erste den Angriff auf Amsterdam auf, Ludwig XIV. selbst ging, des langwierig werdenden

Krieges müde, nach Frankreich zurück (August), Turenne wandte sich gegen Wesel, und nur der Marschall Luxemburg blieb im Lande, dessen Bewohner er nach dem ausdrücklichen Befehle seines Königs aufs scheußlichste mißhandelte und ausplünderte.

Ermordung der Brüder de Witt.

Während so die dringendste Gefahr vorüberging, entlud sich der rasende Haß des Volkes gegen die Häupter der Staatenpartei, die beiden Brüder Witt, die ihm als Verräter der niederländischen Freiheit erschienen.

Mit dem wilden Gesange:

„Oranje boven! De Witten onder!
Wer't anders meent, den sla der Donder!"

hatten die erregten Massen schon Wilhelms Erhebung begrüßt; jetzt wurde Cornelius eines Mordanschlags gegen den Prinzen angeklagt, in den „Gevangenpoort" des Haag gebracht und dort sogar gefoltert. Und als an demselben Tage sein Bruder Jan, unbekannt auf wessen Veranlassung, zu ihm gelockt worden war unter dem Vorwande, Cornelius wolle ihn sprechen, während man gleichzeitig die Wachtmannschaft zurückgezogen hatte, weil aufständische Bauern aus der Nachbarschaft anrückten, da erbrachen am 20. August 1672 rasende Volkshaufen das Gebäude, rissen die Brüder heraus, ermordeten sie unter Mißhandlungen und zerfetzten in bestialischem Triumphe auch noch die Leichen, die sie an den Galgen gehängt hatten. Noch Jahre nachher zeigte „der kleine Mann triumphierend die Stücke Fleisch, die er den Regenten mit den Zähnen aus dem Leibe gerissen". Die greuliche Unthat blieb unbestraft, denn allzuviel „ansehnliche Bürger" waren beteiligt, und der Oranier durfte es nicht wagen, seine junge Herrschaft durch ein gerechtes Urteil ungerechter Abneigung preiszugeben, denn er war ein Parteihaupt, kein König. Er entfernte vielmehr alle Anhänger der Witts aus ihren Ämtern, ersetzte sie durch oranisch Gesinnte, unter denen der neue Ratspensionär Kaspar Fagel ihm seitdem freundschaftlich verbunden blieb, und veränderte die Magistrate der Städte in seinem Sinne. Eine allgemeine Amnestie besiegelte den Umschwung (November 1672).

Eingreifen Brandenburgs.

Als Parteihaupt war Wilhelm III. emporgestiegen über die Leichen seiner Feinde hinweg, als Parteihaupt hatte er seine nächsten Maßregeln getroffen, aber im Interesse des ganzen Landes führte er den großen Kampf der noch vor Ende des Jahres 1672 eine günstigere Wendung nahm. Im Osten verteidigte sich Groningen tapfer gegen das münsterische Heer und wurde das im Juli verlorene Coevorden durch Überraschung wiedergewonnen, im Süden rettete das einbrechende Tauwetter Amsterdam, als Luxemburg mit 11000 Mann über die gefrorenen Flächen der überschwemmten Niederungen heranzog (Dezember 1672), und nur durch Plünderung wehrloser Orte konnten die Franzosen ihre Wut kühlen. Vor allem aber kam Hilfe von auswärts. Am 6. Mai hatte Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die furchtbare Gefahr für Deutschland erkennend und die kleinliche Behandlung von seiten der Generalstaaten vergessend, trotz der ihm, wie er wohl wußte, von Schweden drohenden Gefahr, ihnen sein Bündnis förmlich aufgedrungen, im Juni gewann er durch den Fürsten Johann Georg von Anhalt auch Österreich für ein entschiedenes Auftreten zur Behauptung der Friedensschlüsse von 1648 und 1659, im September erschien er mit einem erprobten Heere von 26000 Mann, durch 12000 Mann Kaiserliche unter Montecucculi verstärkt, am Mittelrhein. So wenig ihm dort die mangelhafte Unterstützung seiner Bundesgenossen, die ihn viel mehr von gewagten Unternehmungen zurückhalten als fördern wollten, und die Weigerung der Kurfürsten von Trier und Mainz, dem Heere den Rheinübergang zu gestatten, einen wirklichen Erfolg ermöglichte, er zog wenigstens Turenne von Holland ab und warf sich dann auf Westfalen, um Köln und Münster

826. Wüten der Franzosen in Holland 1672. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Romain de Hooghe.

von Frankreich zu trennen. Als Turenne aber im Januar 1673 zum Angriff überging und doch die Schlacht, die ihm der Kurfürst am 5. Februar bei Soest anbot, verweigerte, mußte er, zugleich in Furcht vor einem schwedischen Einfall, aus der Grafschaft Mark bis gegen Halberstadt zurückweichen und schloß endlich, verstimmt über die zweideutige Haltung des Wiener Hofes am 6. Juni 1673 den Sonderfrieden von Vossem (bei Löwen) ab, in dem er sich zwar verpflichtete, vom Kriege zurückzutreten und seine wichtigsten klevischen Plätze vorläufig französischen Besatzungen zu überlassen, aber doch sich seine Reichspflicht vorbehielt, falls das Reich den Krieg erklärte.

Koalition gegen Frankreich; Räumung Hollands.

Daß dieser Fall so rasch eintreten werde, erwartete Ludwig XIV. um so weniger, als er den Kaiser durch den geheimen Vertrag von 1671 gefesselt glaubte. Rücksichtslos trat er nun die Rechte des Reiches mit Füßen. Schon im September 1670 hatte er mitten im Frieden Lothringen besetzt und den Herzog Karl IV. zur Flucht genötigt; jetzt stand Turenne plündernd in der Wetterau, und als Leopold I. die Räumung Deutschlands und insbesondere Lothringens, die Erhaltung Hollands und Sicherheit für Spanien forderte, da beantwortete dies der König mit der Wegnahme von Trier und der Besetzung und Entwaffnung der zehn elsässischen Reichsstädte (außer Straßburg). Das bewirkte den Bruch. Am 30. August 1673 schloß Leopold I. das Bündnis mit Spanien, Holland und Lothringen zur Aufrechterhaltung der Friedensschlüsse von 1648 und 1668 ab, und Montecucculi führte 36000 Kaiserliche nach dem Rheine. Vor ihm wich Turenne nach dem Elsaß zurück (Ende Oktober), und, vereinigt mit Oranien, zwang der kaiserliche Feldherr die kurkölnische Hauptstadt Bonn zur Übergabe (12. November). Gleichzeitig schützte de Ruyter in drei Seeschlachten im Juni und August die holländischen Küsten vor einer feindlichen Landung; die letzte am Helder wurde so nahe dem Strande geschlagen, daß er weit vom Geschützdonner widerhallte und die aufgeschreckten Einwohner zu Gott um den Sieg der vaterländischen Flotte flehten (21. August 1673). So von der Seeseite her nicht unterstützt, vom Niederrhein und von Belgien her bedroht, begannen die Franzosen seit November 1673 unter Plünderungen, Erpressungen und rohen Mißhandlungen der Einwohner Holland zu räumen. Und jetzt gestaltete sich die Lage für sie immer bedrohlicher. Im Januar 1674 trat Dänemark zu dem großen Bunde, im Februar schloß Karl II. von England, von der aufgeregten Stimmung seines Volkes gedrängt, gegen Zahlung von 800000 Thalern den Frieden von Westminster; darauf fielen Münster und Köln von Frankreich ab und schlossen sich dem Kaiser an, am 24. Mai 1674 erklärte das Deutsche Reich den Krieg, und als selbständige Macht trat Brandenburg dem europäischen Bündnis bei, wobei die Verbündeten ihm ernstlich versprachen, keinen Frieden ohne den Kurfürsten zu schließen. (1. Juli). So erwuchs aus dem Überfalle Hollands ein europäischer Krieg. Er erstreckte seinen Schauplatz von Belgien rheinaufwärts bis zur Schweizer Grenze, bald auch über Teile Italiens und die Küstenlande der Ostsee; keine Macht Europas blieb unberührt.

Krieg in Belgien u. Westdeutschland.

Freilich behauptete Frankreich den großen Vorteil einheitlicher Leitung und somit auch im Felde das Übergewicht, wenngleich nicht ohne ernsthafte Schwankungen. Auf dem südlichen Kriegsschauplatze eroberte Vauban die von den Spaniern schwach verteidigte Franche Comté (Mai und Juni 1674), Turenne verheerte greulich die linksrheinische Pfalz, überschritt den Strom und siegte bei Sinsheim an der Elsenz über den kaiserlichen General Bournonville (16. Juni), so daß dieser sich hinter den Neckar zurückzog und bei Frankfurt a. M. eine gedeckte Stellung nahm. In Belgien trafen Condé und Wilhelm III. am 11. August 1674 in blutiger Schlacht bei Seneffe in der Nähe von Charleroi zusammen. Zunächst überfielen die Franzosen den Nachtrab Wilhelms und erfochten daher einen leichten Sieg; als sie aber, dadurch ermutigt, die

feindliche Hauptmacht in starker Stellung zwischen Hecken, Dörfern und Gehöften angriffen, zerschellten ihre Angriffe, und die Schlacht blieb unentschieden, obwohl sie beiden Teilen schwere Verluste zufügte. Eine günstigere Wendung trat erst ein, als bedeutende Verstärkungen am Oberrhein erschienen. Jetzt drängten die Deutschen, 35000 Mann stark, Turenne vor sich her, bemächtigten sich am 25. September unter eifriger Teilnahme der gut deutschgesinnten Bürgerschaft der Rheinbrücke bei Straßburg, überschritten den Rhein und rückten im Elsaß vor, dessen Bewohner sie mit Jubel als Befreier begrüßten. Noch blieb die blutige Schlacht bei Enzheim (zwischen

327. General Alexander Bournonville.
Nach einem Kupferstiche von Philipp Kilian.

Breusch und Ill südwestlich von Straßburg) am 4. Oktober unentschieden, da erschien der Kurfürst von Brandenburg mit 20000 Mann trefflicher Truppen im Elsaß. Doch Bournonville unterstützte, geheimen Weisungen seines Hofes und eigner Bedenklichkeit folgend, den Kurfürsten so schlecht, daß der Angriff auf die feindliche Stellung an der oberen Breusch trotz günstiger Aussichten nicht gewagt wurde (18. Oktober 1674). Schließlich bezog das ganze Heer mißmutig die Winterquartiere im Elsaß, der Kurfürst um Kolmar. Aber Turenne ging jetzt mit großen Verstärkungen wieder vor und nötigte nach den scharfen Gefechten von Mülhausen und Türkheim die Deutschen zur Räumung des Elsaß (Mitte Januar 1675), das er nun für seine deutschen Sym-

pathien hart bestrafte. Das Volk des Elsaß aber sang dem Kurfürsten, der als sein Retter aus dem fernen Norden herbeigeeilt war, damals zu:

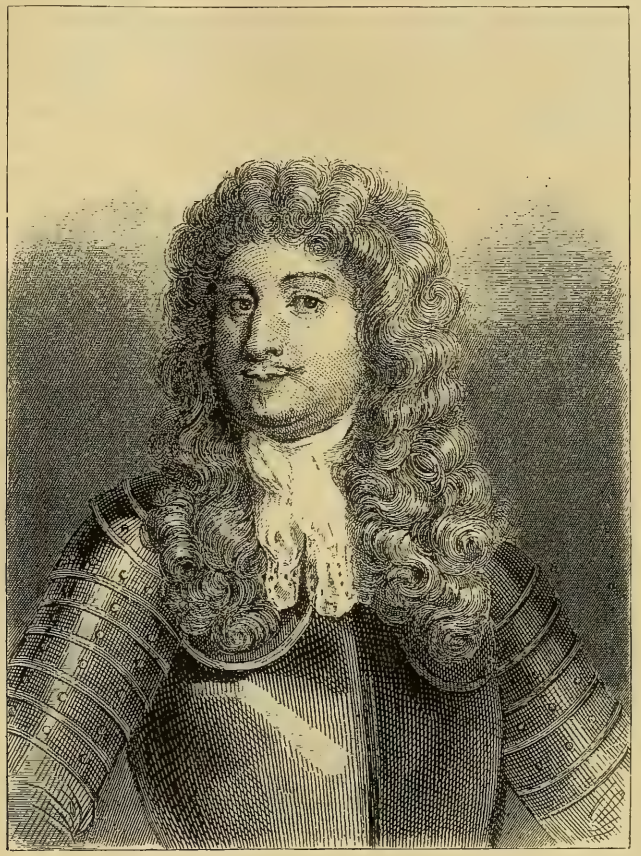
„Der große Kurfürst zog mit Macht,
Um Frieden zu erlangen,
Er suchet der Franzosen Pracht
Und ihres Trotzes Prangen
Zu brechen durch die Kriegeskunst."

328. Marschall Créqui.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

„So grüßte die ferne Westmark den ersten Helden des neuen nordischen Staates zum erstenmal mit dem Namen des Großen."

Auch am Niederrheine hemmten geheime Befehle den kaiserlichen General de Souches derart, daß die Offiziere ihrem Unwillen lauten Ausdruck gaben. Dem mußte endlich der Urheber dieser ganzen zweideutigen Politik, Fürst Lobkowitz, weichen; er räumte dem entschieden franzosenfeindlichen Fürsten Schwarzenberg den Platz.

Kaum eröffneten sich somit Aussichten auf entschiedenere Kriegführung, als die Verbündeten sich allerorten von klugberechneten Seitenangriffen bedroht sahen. Der Einmarsch der Schweden in Brandenburg (Ende 1674) zwang den Kurfürsten zum Rückzug nach den Marken (s. unten); in Ungarn erhob sich ein gefährlicher Aufstand, den Ludwig XIV. mit Geldsendungen und Offizieren unterstützte, in Polen siegte mit der Wahl Johann Sobieskis (Mai 1674) die französische Partei und gab den unga- Die Seitenangriffe.



329. Admiral Abraham du Quesne.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von Geille (Galeries de Versailles).

rischen Rebellen Rückhalt; endlich empörte sich Messina gegen die spanische Herrschaft und nahm die besten Kräfte der alten Monarchie in Anspruch.

So schwankte denn auch im Jahre 1675 das Kriegsglück im Westen, während im Norden der Große Kurfürst nach der glorreichen Schlacht bei Fehrbellin (18./28. Juni) von Sieg zu Sieg flog. Abermals überschritt Turenne gegenüber Montecucculi den Rhein und verwüstete Baden, aber am 27. Juli, als sich der kaiserliche General entschlossen hatte, standzuhalten, tötete gleich im Beginne der Schlacht bei Sasbach den französischen Feldherrn eine Geschützkugel, und das darauffolgende

Gefecht nötigte die Franzosen zum Rückzug über den Rhein (29. Juli). Groß war die Bestürzung über den Tod des verehrten Führers, den ganz Frankreich mit dem Heere aufs tiefste betrauerte. Die Deutschen folgten schon am 7. August den Franzosen bei Straßburg. Im Norden bemächtigten sich die Franzosen zwar mit der Einnahme von Lüttich, Huy und Limburg der gesamten Maaslinie, aber Karl IV. von Lothringen siegte am 11. August bei der Konzer Brücke (an der Saarmündung) glänzend über Marschall Créqui, bezwang Trier binnen drei Wochen und schickte sich an, sein verlorenes Stammland wiederzuerobern, als ihn der Tod wegraffte und damit sein Heer sich auflöste. Auch die Belagerung des schon im Juli 1673 verlorenen Maastricht, die Oranien im Jahre 1676 begonnen hatte, mußte aufgegeben werden, als Vauban mit dem Könige heranzog, und nur am Oberrhein brachte die Einnahme von Philippsburg, das die Franzosen als ihr rechtsrheinisches Ausfallsthor festhielten, durch Karl V. von Lothringen (September 1676) den Verbündeten einen entschiedenen Erfolg. Dagegen siegte im Mittelmeer du Quesne über die holländische Flotte unter de Ruyter bei den Liparischen Inseln (8. Januar 1676), und als der alte Seeheld, um diese Scharte auszuwetzen, von einem spanischen Geschwader verstärkt, die Gegner bei Catania im Angesichte des Ätna nochmals angriff (22. April), da wurde er selbst tödlich verwundet und starb acht Tage nachher in dem Kummer, als Besiegter vom Schauplatz abzutreten.

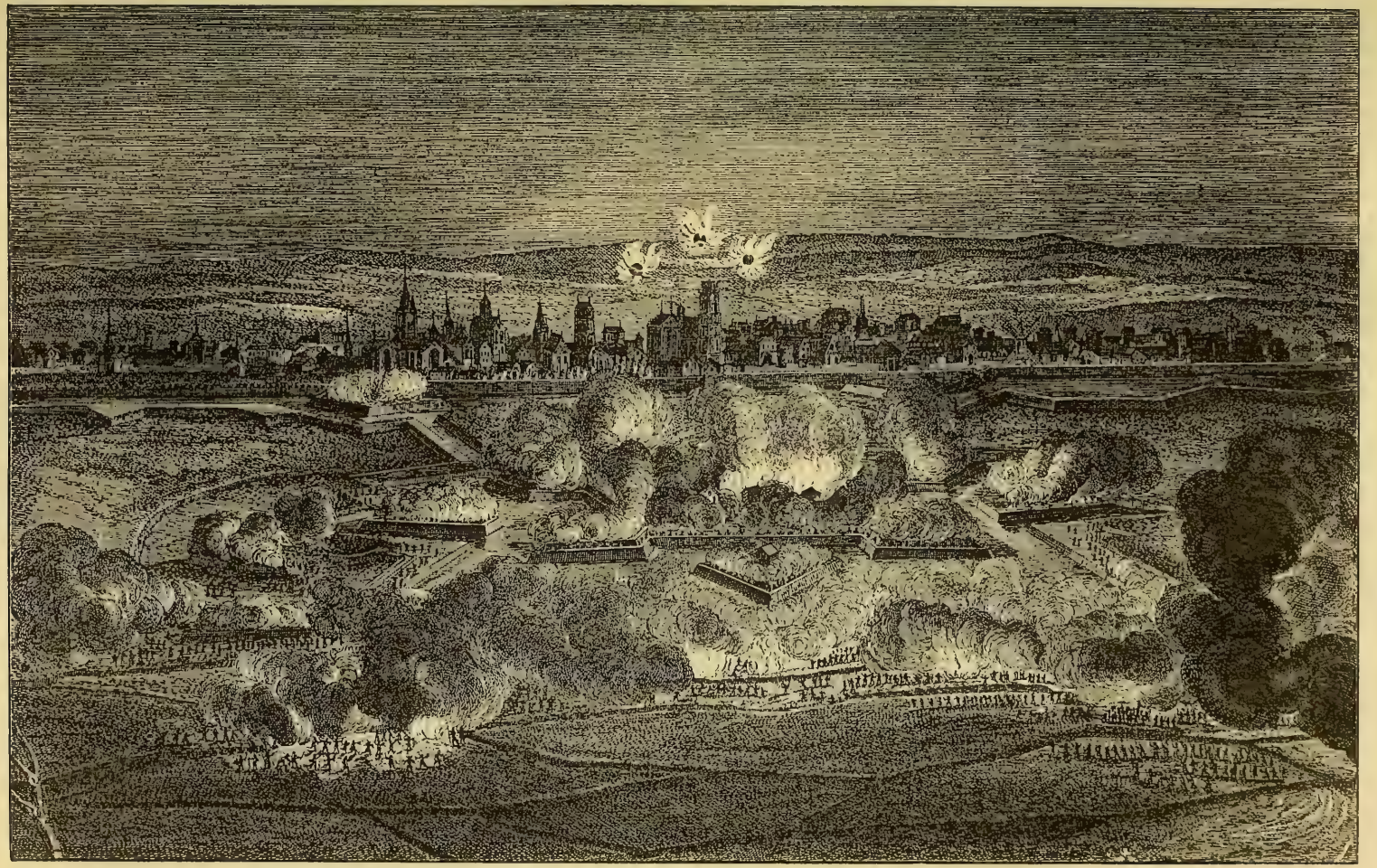
Verhandlungen und Friedensschlüsse.

Je weniger nun eine Partei im stande schien, die andre wirklich vernichtend zu treffen, desto mehr machte sich allmählich das Friedensbedürfnis geltend. Zuerst in Holland. Von schweren Kriegssteuern gedrückt, in ihren Handelsbeziehungen überall gehemmt und vor französischen Eroberungsgelüsten vorläufig sicher, welchen Gewinn konnten sich diese niederländischen Kaufleute von einer Fortsetzung des Kampfes versprechen? Auf ihr Drängen wurde in der That bereits im Herbste 1676 der Friedenskongreß in Nimwegen eröffnet. Um rascher zum Ziele zu kommen, ließ Ludwig XIV. im harten Winter Anfang 1677 Valenciennes, Cambrai und St. Omer angreifen; die ersten beiden fielen sofort; als Wilhelm III. zum Entsatz des letzteren herbeikam, wurde er von Luxemburg bei Cassel völlig geschlagen (11. April), worauf sich auch St. Omer ergab. Doch tieferen Eindruck machte es, daß Créqui nicht nur Karl V. von Lothringen zurückdrängte, sondern auch, den Rhein überschreitend, Freiburg i. Br. nach einer Belagerung von nur neun Tagen zur Übergabe zwang (November 1677). Kam doch auch noch vieles andre hinzu, um auf beiden Seiten dem Friedensbedürfnis zum Durchbruch zu verhelfen. Schweden wurde zu Land und See aufs härteste bedrängt, Österreich gelähmt durch die Fortschritte der Rebellen in Ungarn, die jetzt Polen nachdrücklich unterstützte, Spanien war gänzlich erschöpft, in Holland blickte die Staatenpartei voll Sorge auf die Vermählung Wilhelms III. mit Maria, der Tochter Jakobs von York (November 1677). So nahmen zunächst die Niederländer die englischen Vermittelungsvorschläge an (Januar 1678) und trennten sich damit von der Koalition. Als nun vollends die Franzosen im März 1678 Gent und Ypern nahmen und Brüssel ernstlich bedrohten, da fügte sich Holland dem französischen Ultimatum und schloß am 10. August 1678, ohne Rücksicht auf seine Verbündeten, den Frieden von Nimwegen, der ihm den vorteilhaften Handelsvertrag von 1662 und die Herausgabe von Maastricht gewährte. Am 17. September unterzeichnete auch Spanien den Frieden. Es trat außer Valenciennes, Ypern und St. Omer auch die Franche Comté an Frankreich ab, das somit seine Grenzen bis zum Jura vorschieben konnte. Verlassen von seinen Verbündeten, von überlegenen Heeresmassen bedroht, gab endlich auch der Kaiser den Kampf auf und genehmigte einen schimpflichen Vertrag (5. März 1679). Er ließ die zehn elsässischen Reichsstädte, d. h. fast das gesamte untere Elsaß, und

330. Seeschlacht zwischen der niederländischen, spanischen und französischen Flotte bei Catania am 22. April 1676, in der Admiral Ruyter fiel.

B Holländische Flotte. C Französische Flotte. D Spanische Galeeren. E Holländisches Admiralschiff. F Französisches Admiralschiff. G Flucht der französischen Schiffe. H Messina. I Atna. K Reggio.

Nach einer gleichzeitigen Radierung von Jan Luyken.



331. Beschießung der Citadelle von Ypern (1678). Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Jeremias Wolff.

Freiburg i. Br. bei Frankreich, verhieß den Schweden die Rückgabe des von Brandenburg glorreich eroberten Pommern und gewährte den Franzosen sogar eine Straße durchs Reich, um den Schweden zu Hilfe zu kommen, d. h. Brandenburg anzugreifen. Dem Kurfürsten blieb darauf nichts übrig, als sich dem zu fügen, was ihm der Abfall seiner Freunde mehr noch als die Übermacht seiner Feinde aufzwang (29. Juni 1679), und so bezahlten Deutschland und Spanien die Kosten eines Krieges, den sie für Hollands Rettung begonnen hatten.

Die Reunionen.

Colberts Tod.

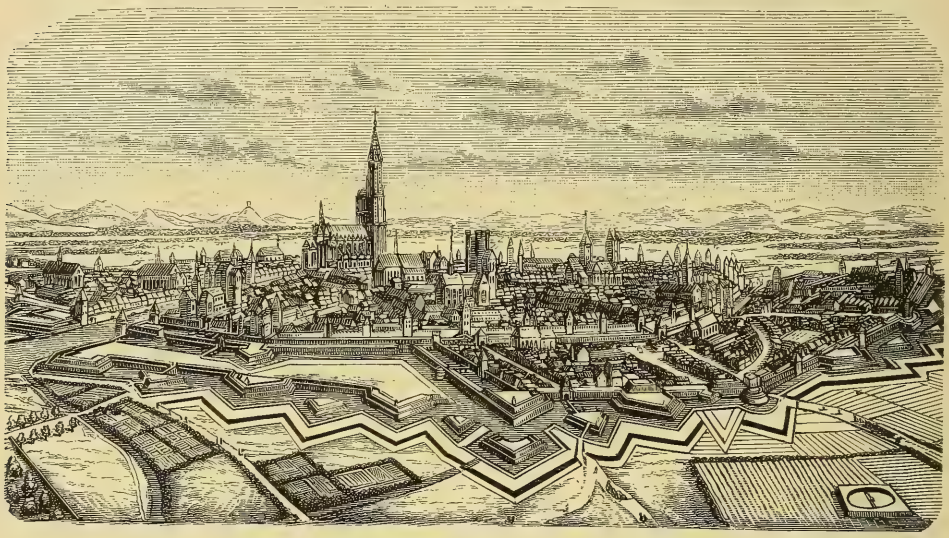
Hatte schon der halbe Erfolg des ersten Raubkrieges Ludwigs Eroberungslust entfesselt, so konnte er jetzt nach dem viel glänzenderen Ergebnis des zweiten, das er obendrein dem verbündeten Europa abgerungen hatte, vollends keine andern Schranken seines Begehrens mehr als die seines Interesses und seiner Macht, und je mehr Louvois diesen Neigungen zu dienen verstand, desto mehr gelang es ihm, den besonnenen Rat Colberts zu übertäuben. Auf seine Forderung hatte der Finanzminister für den Krieg 60 Millionen mehr beschaffen müssen, so daß die Ausgaben im Jahre 1679 131 Millionen gegen 70 Millionen im Jahre 1670 betrugen, aber nur um den Preis von Steuererhöhungen, Ämterverkäufen und nachteiligen Anleihen, kurz von Mitteln, die Colbert selber mit gerechtem Unwillen verwarf, und mit Mühe stellte er bis zum Jahre 1683 das Gleichgewicht wieder her. Vollends die volkswirtschaftlichen Reformen gerieten gänzlich ins Stocken, und als er im Kummer mehr noch über das Scheitern wohlgemeinter und sorgfältig überlegter Pläne als über die Ungnade des Königs starb (6. September 1683), da folgten ihm Verwünschungen nach, die gerechterweise den Monarchen getroffen hätten, und Militär mußte den Leichenzug gegen die leidenschaftlich erregten Massen schützen. Seitdem beherrschte Louvois fast ausschließlich die innere wie die äußere Politik.

Die französischen Ansprüche.

Es handelte sich jetzt um neue Erweiterungen der Ostgrenze, die sie völlig unangreifbar machen und dem französischen Heere gestatten sollte, von ihr aus jederzeit in vollster Sicherheit einen Angriffskrieg zu eröffnen. Einen Krieg dachten dafür Ludwig und Louvois keineswegs zu führen. Es galt vielmehr nur, einen scheinbar rechtlichen Grundsatz zu praktischer Anerkennung zu bringen, der allerdings alle Besitzverhältnisse in Europa bedrohte, aber nur Anschauungen entsprach, die bereits früher (so 1667 von dem Parlamentsadvokaten Aubéry) in der Litteratur verfochten worden waren. Alle diejenigen Ortschaften und Gebiete nämlich, die mit den im Jahre 1648, 1659 und 1678 an Frankreich abgetretenen Landstrichen jemals in Lehnsverbindungen gestanden hatten, sollten für dasselbe in Anspruch genommen werden. Unklare Bestimmungen jener Friedensschlüsse erleichterten das ebenso, wie die Machtlosigkeit Spaniens und die Entzweiung im Deutschen Reiche, wo soeben Friedrich Wilhelm von Brandenburg, tief erbittert über die Haltung des kaiserlichen Hofes, sein Bündnis mit Frankreich geschlossen hatte (25. Oktober 1679). Als zunächst die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun die Aufforderung, für ihre Lehen beim König die Belehnung nachzusuchen, mit der Erklärung beantwortet hatten, deren seien sehr viele abgekommen, wurden zuerst beim französischen Parlament in Metz die sogenannten Reunionskammern (Chambres de réunion) eingerichtet (Dezember 1679), um jene Lehen mit den Bistümern, d. h. mit Frankreich zu vereinigen. Mit der Wahrnehmung ähnlicher „Rechte" im Elsaß und in der Freigrafschaft beauftragte der König die Parlamente von Breisach und Besançon. Bald kamen diese Gerichtshöfe nun zu den überraschendsten und vorteilhaftesten Ergebnissen. Der von Metz erklärte unter anderm den Pfalzgrafen

von Veldenz und Lützelstein wie den Herzog Friedrich Ludwig von Pfalz-Zweibrücken für französische Lehnsträger und nahm sogar drei Dörfer des Kurfürsten von Trier deshalb in Anspruch, weil König Pipin (gest. 768) sich bei der Übertragung derselben an das Erzstift seine königlichen Rechte vorbehalten habe. Das Parlament von Besançon wieder zog fast die ganze württembergische Grafschaf Montbéliard (Mömpelgard) für Frankreich ein, das zu Breisach forderte von allen reichsunmittelbaren Ständen des Elsaß die Huldigung für den König auf Grund der sehr dehnbaren landvogteilichen Rechte, die das Haus Habsburg dort besessen und 1648 an Frankreich abgetreten habe.

In der That huldigte darauf die elsässische Reichsritterschaft (1681), und überall ergriffen nun französische Beamte und Truppen von den beanspruchten Gebieten Besitz.



332. Straßburg im 17. Jahrhundert von der Nordseite.
Nach Merian.

Während aber Kaiser und Reich entrüstet gegen dergleichen Gewaltthaten Verwahrung einlegten und Ludwig XIV. sich zu Verhandlungen bereit erklärte, führte er zugleich den wuchtigsten Schlag, er nahm Straßburg.

Wegnahme von Straßburg.

Die freie Reichsstadt hatte sich in leidlichem Wohlstande behauptet, und auch die große Mehrzahl ihrer Bürger war gut deutsch gesinnt. Nur einige von den regierenden Geschlechtern und ein Teil des katholischen Domkapitels neigten aus Ängstlichkeit oder schnöder Gewinnsucht zu Frankreich. Deshalb hatte die Stadt während des letzten Krieges eine schwächliche Neutralität behauptet, aus Sparsamkeit ihre Söldner bis auf 400 zum Teil dienstunfähige Invaliden verabschiedet und ihre ganze Kriegsrüstung verfallen lassen; die kaiserliche Besatzung aber war wegen des wieder entbrennenden Aufstandes in Ungarn abmarschiert und zur Aufnahme einer neuen, die der Kaiser noch Anfang 1681 anbot, kam es nicht. Eigentliche Verräterei war dabei nicht im Spiele, und der in Zabern residierende Bischof Franz Egon von Fürstenberg hatte sich allerdings in französischen Sold ziehen lassen und erhoffte von Frankreich vor allem die Zurückgabe des Münsters an die Katholiken, aber er war in Straßburg so verachtet und verhaßt, daß er auf die Entschlüsse der Bürgerschaft gar keinen Einfluß übte. Da aber im Reiche auch niemand ernstlich an den Schutz der Stadt dachte, so

konnte Louvois den Schlag mit voller Sicherheit vorbereiten. Bei Freiburg und Breisach zog General Montclar im September 1681 Truppen zusammen; am 28. September besetzten sie die Rheinschanze, am nächsten Tage sperrten sie alle Zugänge, und Louvois, der selbst in Eile herbeikam, bot der geängstigten Stadt die Gnade des Königs an, wenn sie sich ihm unterwerfe, im andern Falle drohte er mit dem Schlimmsten. Nun wäre zwar die Bürgerschaft bereit gewesen, ihre Wälle zu verteidigen, aber die Angst im Rate hinderte jede ernste Maßregel, und hatte denn Straßburg von irgend welcher Seite her auf Hilfe zu rechnen? Es blieb also nichts

333. Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

übrig als die Unterwerfung. In Illkirch, im französischen Hauptquartier, wurde am Morgen des 30. September die Kapitulation unterzeichnet, die unter Wahrung der alten städtischen Verfassung die stärkste Festung des Oberrheins in ein Bollwerk Frankreichs verwandelte, und triumphierend zog Louvois ein. Schon am nächsten Tage ließ Vauban mit dem Bau der neuen gewaltigen Festungswerke, namentlich der Citadelle, beginnen, die später für uneinnehmbar galt. Am 23. Oktober hielt dann Ludwig XIV. selber mit seinem ganzen Hofe, bei dem sich auch Elisabeth Charlotte von Orléans befand, seinen prunkenden Einzug. Während draußen Tausende von elsässischen Bauern an dem Bau der neuen Citadelle frondeten, schwuren die Ratsherren knieend dem

fremden Eroberer den Eid der Treue, der greise Bischof aber empfing ihn am Portale des herrlichen Münsters, das er den Katholiken zurückgegeben hatte, mit den fast gotteslästerlichen Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, seit meine Augen deinen Heiland gesehen!“ Der Vertrag wurde übrigens nicht genau gehalten, die Selbständigkeit der Verwaltung stark beschränkt, die geringe Minderheit der Katholiken bei Besetzung der Ratsämter thunlichst bevorzugt und die Einwanderung katholischer Familien derart befördert, daß schon zehn Jahre nachher ein Fünftel der Bevölkerung aus Katholiken bestand. Ähnliches geschah überall im Elsaß.

Kurz nach Straßburgs Fall nahmen französische Truppen als Lehen des Bistums Verdun die luxemburgische Grafschaft Chiny in Besitz und begannen die Einschließung Luxemburgs selbst (Oktober 1681). Niemand konnte sagen, wo sie Halt machen würden.

Widerstandsversuche und Verträge.

Doch so gesunken waren die Deutschen jener Zeit keineswegs, daß sie nicht die Schmach dieser Vorgänge tief empfunden hätten. Eine Flut von Flugschriften und Liedern ergoß sich über den dreisten Räuber. Zornig rief der große Leibniz aus:

„Schandfleck, den der Rhein mit all seinen Wogen nicht abwäscht,
Daß da liegen im Schlaf allzumal Kaiser und Reich.“

und in dem „Allerchristlichen Mars oder Schutzschrift der Waffen des allerchristlichen Königs wider die Christen“ (1683) verspottete er aufs schneidendste unter der Maske eines Verteidigers die französische Gewaltpolitik. Es waren nur die elende Verfassung des Reiches und der tiefgehende Zwiespalt seiner Hauptstaaten einerseits, die drohende Türkengefahr anderseits, welche die sofortige Gegenwehr hinderten. So erklärt es sich auch, daß zunächst im Oktober 1681 Holland und Schweden, dessen König Karl XI. aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken stammte, zu einer „Assoziation“ zusammentraten, um den weiteren Übergriffen Ludwigs zu steuern; im Frühjahr 1682 schlossen sich auch Spanien, Österreich und Braunschweig-Lüneburg an. Dazu arbeitete der frühere Leiter der brandenburgischen Politik, Graf Georg Friedrich von Waldeck (s. unten), der seit 1672 in niederländischen Diensten stand, eifrig an einer „Union“ kleiner süd- und westdeutscher Reichsstände und gewann für diese in der Laxenburger Allianz vom 10. Juni 1682 auch den Kaiser, worauf sich der junge Kurfürst von Bayern Max Emanuel am 23. Januar 1683 ebenfalls mit Österreich verbündete „sowohl gegen die Türken als andre anstoßende Gefahr“. Ein neuer Krieg schien unvermeidlich. Der Große Kurfürst jedoch suchte, noch tief verbittert über den Nimweger Frieden, angesichts des unmittelbar bevorstehenden Türkenkrieges und vollkommen überzeugt, daß das Reich den Franzosen und Osmanen zugleich nicht gewachsen sei, einen bewaffneten Zusammenstoß mit Frankreich zu verhindern. Schon am 11. Januar 1681 hatte er einen Verteidigungsbund auf zehn Jahre mit Frankreich geschlossen; ein Jahr später, am 22. Januar 1682, verpflichtete sich ihm gegenüber Ludwig XIV., sich mit den bisherigen Reunionen zufrieden zu geben, und der Kurfürst drängte in Regensburg zum Abschluß einer vorläufigen Waffenruhe, als die Türken bereits vor Wien standen (August 1683). Der König ging auf solche Verhandlungen um so eher ein, als ihm nichts daran lag, daß die Türken Deutschland überwältigten; er hoffte vielmehr, es werde sich ihm selber in die Arme werfen und um hohen Preis seine Hilfe erkaufen müssen. Deshalb war die glänzende Entsatzschlacht vor Wien (2/12. September 1683), die alle Gefahr von dieser Seite her abwandte, ohne daß er zu Hilfe kam, auch für ihn eine empfindliche Niederlage. Ermutigt dadurch, erklärte ihm Spanien noch im Oktober den Krieg, und auch Wilhelm III. wollte sofort losschlagen; da sich jedoch in Holland selbst dagegen Widerspruch regte und namentlich Amsterdam

rund heraus mit Lossagung von der Union drohte, wenn sie den Krieg beginne, so blieb Holland nichts übrig, als einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre zu schließen (27. Juni 1684), der das kurz zuvor (4. Juni) von Vauban nach tapferster Verteidigung eroberte Luxemburg vorläufig den Franzosen überließ. Dem folgte Spanien, und am 15. August, als sich Braunschweig-Lüneburg von der „Assoziation" wieder getrennt und der brandenburgischen Politik angeschlossen hatte, erkannte auch das Deutsche Reich im Waffenstillstande von Regensburg für zwanzig Jahre Ludwig XIV. im Besitz der bis zum 1. August 1681 weggenommenen Gebiete und Luxemburgs an. Ob jemals eine Zeit kommen werde, um den alten Stand der Dinge wiederherzustellen, wer mochte das sagen?

Frankreich und Italien.

Auch Italien fühlte die schwere Hand König Ludwigs. Savoyen-Piemont hatte sich unter Viktor Amadeus I. (1630—37), der mit Christine, einer Tochter Heinrichs IV., vermählt war, völlig an Frankreich angeschlossen, und dies Verhältnis änderte sich auch nicht, als Karl Emanuel II. (1638—75), zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, die Regierung antrat. Sein Nachfolger Viktor Amadeus II. (1675—1730) geriet in noch drückendere Abhängigkeit. Denn an demselben Tage, fast um dieselbe Stunde, als Straßburg fiel, rückten französische Truppen in Casale (am oberen Po) ein, das der Landesherr, der liederliche Karl von Mantua und Montferrat, um 100000 spanische Pistolen ihnen öffnete, um seine Schulden zu bezahlen. Von hier aus hielten seitdem die Franzosen Turin und Mailand, Piemont und Spanien gleichmäßig in Schach. Savoyen-Piemont.

Noch viel schlimmer mußte die Republik Genua das Übergewicht Frankreichs empfinden, nachdem sie schon mit Piemont in fortwährende Grenzstreitigkeiten verwickelt gewesen und zugleich im Innern von Umsturzversuchen bedroht worden war, die von dem reichen Kaufmannsstande ausgingen und von Savoyen gelegentlich befördert wurden (s. Bd. V, S. 479). Eben dieser Gegensatz zu dem auf Frankreich gestützten Piemont trieb die Republik zum Anschluß an das Haus Habsburg und insbesondere an Spanien, und dies wieder gab Ludwig XIV. die Veranlassung zu einer brutalen Vergewaltigung, die sein Übergewicht auch in Italien nachdrücklich zum Bewußtsein bringen sollte. Ohne irgend welche vorhergehende Erklärung erschien am 17. Mai 1684 ein französisches Geschwader von 80 Kriegsschiffen vor der Stadt, und da die Signoria die französischen Forderungen, die vier neuesten Galeeren auszuliefern und die Salzzufuhr nach Casale zu erleichtern, nur mit stolzem Schweigen beantwortete, so überschüttete die Flotte fünf Tage lang die unglückliche Stadt mit einem fürchterlichen Bombenregen, der 3000 Häuser, darunter die schönsten Paläste, vernichtete. Weithin leuchtete ins Land hinein und ins Meer hinaus der Feuerschein der brennenden Stadt. Als darauf zu Anfang des Jahres 1685 sich auch noch eine ganze Armee mit einem gewaltigen Belagerungspark gegen Genua in Bewegung setzte, unterwarf sich endlich die Republik der französischen Willkür und leistete die geforderte Genugthuung durch eine feierliche Gesandtschaft nach Versailles. Genua.

In Mittelitalien behaupteten dagegen im ganzen die spanischen Sympathien das Übergewicht. Die Medici in Toscana, Ferdinand II. (1621—70) und Cosimo III. (1670—1723), schlossen sich aufs engste den Habsburgern an, unterstützten sie mit ihren reichen Mitteln, erschöpften sich dadurch und durch prunkvolles Hofleben und suchten den Ausfall durch Erhöhung der Steuerlasten zu decken, was denn nun den Wohlstand des Landes vollends untergrub und namentlich die Bauern entweder an Toscana. Der Kirchenstaat.

den Bettelstab brachte oder zu den Banditen in die Wälder trieb. Das geistige Leben erlahmte völlig unter dem Übergewicht eines reichbegüterten Klerus, den die Medici nach spanischer Weise mit allen Kräften förderten. Noch trüber war das Bild, das der Kirchenstaat bot. Zwar wurde die Verwaltung durch die Errichtung eines Staatsrates (Congregazione di stato) von den kirchlichen Interessen etwas unabhängiger, aber die Genußsucht der höheren Stände, die schlechte Finanzwirtschaft mit Anleihen, Monopolen und verkäuflichen Ämtern, die Begünstigung der päpstlichen Nepoten und andres ruinierten das Land völlig; die Campagna verödete vollends durch Entwaldung,

334. Victor Amadeus II., Herzog von Savoyen-Piemont.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von G. Tasnière.

die zur Verzweiflung gebrachten Bauern durchstreiften als Banditen Gebirge und Flachland, alle Sicherheit war dahin, und der Kardinal Sacchetti konnte einem Papste ins Gesicht sagen, daß seine Unterthanen unmenschlicher behandelt würden als die Sklaven in Afrika oder Syrien. Der rasche Wechsel der Päpste aus den verschiedensten Geschlechtern beschleunigte nur noch den Verfall. Eine politische Rolle konnte ein solcher Staat natürlich nicht spielen, und auch das geistliche Ansehen der Päpste war im Schwinden begriffen, seitdem die kirchlichen Interessen überhaupt mehr in den Hintergrund traten. Doch hat eben dies ihre Stellung zu den großen Mächten bestimmt, und da Ludwig XIV. gewaltthätig auch gegen die päpstlichen Rechte in

seinem eignen Staate auftrat, so trieb sie dies mehr auf spanische Seite und führte zu Kämpfen, aus denen der stolze König doch schließlich als Besiegter hervorging.

Aber sonst trat auf dem ganzen außerspanischen Gebiete der Apenninischen Halbinsel nirgends ein selbständiger Wille dem Gebot Ludwigs XIV. gegenüber, und auch im gesamten westlichen Teile des Mittelmeeres kam keine Kriegsflagge auf neben dem Lilienbanner Frankreichs. Auch die Raubstaaten Nordafrikas bekamen das zu empfinden. Dreimal binnen sechs Jahren (1682, 1683, 1688) wurde Algier und einmal (1685) Tripolis durch Bombardement gezüchtigt und gezwungen, den Seeraub gegen französische Kauffahrer einzustellen. „Die Welt war in Schrecken gefesselt."

Geselliges und geistiges Leben unter Ludwig XIV.

Der Hof; Kunst und Dichtung.

Viel sicherer und dauernder noch als durch die Künste seiner Diplomaten, durch die Kriegsübung und Tapferkeit seiner Heere und Flotten und selbst die doch nur vorübergehende Blüte seiner Volkswirtschaft gründete Frankreich sein Übergewicht auf seine hochentwickelte geistige Kultur. Auch sie aber empfing ihre Anregung und Förderung vom König, vom Hofe; er bildete den Mittelpunkt dieses ganzen reichen und glänzenden Lebens.

Die königliche Familie.

„Wer den Hof gesehen, der hat das Schönste auf der Welt gesehen", so urteilt ein sonst unbefangener Franzose dieser Zeit. Und in der That, mit zauberhaften Banden wußte dieser Hof alle zu umschlingen, die zu ihm gehörten oder auch nur sich ihm nahten. Der König, selbst unwiderstehlich, wenn er liebenswürdig sein wollte, der vollendetste Kavalier seines ritterlichen Volkes, unübertroffen in der Anordnung seiner Feste, ein Meister in seiner Rolle, gruppierte natürlich alles um seine Person. Die Königin freilich, Maria Theresia von Spanien, unterstützte ihn darin wenig, denn sie war eine stille, in sich gekehrte, aufrichtig religiöse Dame, ohne besondere Begabung und ganz außer stande, den lebhaften Sinn ihres Gemahls dauernd zu fesseln, wie denn ja auch die Politik nicht die Neigung beide verbunden hatte. Um so eher ist es erklärlich, so schlimm das damit gegebene Beispiel wirkte, daß Ludwig XIV. das, was seine Gemahlin ihm nicht bieten konnte, bei schönen Damen seines Hofes suchte, ohne daß er ihnen übrigens irgend welchen Einfluß auf den Staat eingeräumt hätte. Die erste dieser „Mätressen" war die bildschöne sanfte, ihm mit wirklicher Leidenschaft ergebene Louise de la Vallière, bis sie sich dann auf der Reise nach Flandern, die der König mit seinem ganzen Hofe unternahm (1667), von der mehr noch durch Geist und lebhaftes Temperament als durch Schönheit anziehenden Frau von Montespan verdrängt sah und sich selbst, gekränkt und auch voll Reue über ihre zweideutige Stellung, im Jahre 1671 vorübergehend, 1674 für immer in ein Karmeliterkloster zurückzog, um dort als Schwester Louise de la Miséricorde noch lange Jahre der Barmherzigkeitspflege zu leben. Durch die Montespan kam dann auch als Erzieherin für die außerehelichen Kinder des Königs, die seinem Herzen näher standen als die ehelichen und die er deshalb 1673 anerkannte, Françoise d'Aubigné an den Hof.

Sie war die Enkelin des tapferen Hugenotten Agrippa d'Aubigné (s. Bd. V, S. 688) und wurde in Schloß Trompette bei Niort, wo ihr Vater, ein unruhiger und übelberufener Mann, in Armut und Dürftigkeit als Gefangener lebte, im Jahre 1635 geboren. Mit den Eltern verweilte sie dann einige Jahre in Amerika, nach der Rückkehr nahm sich eine Tante, Frau von Vollatte, des Mädchens an und erzog sie protestantisch. Indes brachten sie dann

andre Verwandte mit Hilfe eines königlichen Befehls in das Ursulinerinnenkloster zu Niort, wo sie nach langem Widerstreben zum Katholizismus übertrat. Um nicht den Schleier nehmen zu müssen, vermählte sie sich mit dem viel älteren, überdies völlig gelähmten satirischen Dichter Scarron. Von ihm lernte sie mehrere fremde Sprachen, auch lateinisch, und wurde in litterarischen Kreisen bekannt. Nach seinem Tode lebte sie einige Zeit in Paris als Witwe in bescheidenen Verhältnissen, aber in einem erlesenen Kreise; dann kam sie in Verbindung mit der Montespan und durch sie 1673 an den Hof.

Der König beachtete sie anfangs wenig; allmählich aber zogen ihn ihr ruhiges, leidenschaftsloses, sich stets gleichbleibendes Wesen, ihr klares Urteil und ihre vielseitige Bildung mehr und

335. Louise de la Vallière.

Nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud gestochen von M. Dossier.

mehr an. Schon 1675 durfte sie, den Ermahnungen ihres Beichtvaters folgend, es wagen, dem Könige Vorstellungen wegen seines anstößigen Verhältnisses zur Montespan zu machen. Zunächst machten diese allerdings keinen Eindruck, aber sie befestigte sich in der Gunst des Königs, so daß er sie mit Gütern und Ehren überhäufte, und ihr unter anderm die Herrschaft Maintenon bei Versailles schenkte, nach der sie sich seitdem nannte. Mit dem Jahre 1680 erreichte sie die Höhe ihres Einflusses beim König; es gelang ihr damals sogar, ihn zu seiner lange vernachlässigten Gemahlin zurückzuführen, und die Königin bekannte dankbar, daß sie der Maintenon dies Glück verdanke. Wenige Monate nach ihrem Tode (30. Juli 1683) zu Anfang des Jahres 1684 vermählte sich der König in tiefstem Geheimnis mit der Maintenon. Das Verhältnis blieb bis zum Tode Ludwigs nicht nur unerschüttert, sondern auch durchaus harmonisch, und niemals gewann seitdem irgend eine andre Frau das Herz des Monarchen. Sie war ihm in der That

in aufrichtiger Liebe ergeben, und er wiederum konnte nicht mehr ohne sie leben. Sie bot ihm eine selbstlose Hingebung und eine ruhige, behagliche Häuslichkeit, wo er sich zeitweilig von dem drückenden Zwange der Hofetikette erholen konnte, und er gewöhnte sich, sie in allen Dingen um Rat zu fragen. Auch zwischen den nichts weniger als einigen Mitgliedern der königlichen Familie hatte sie fortwährend zu schlichten und zu vermitteln. Aller dieser Aufgaben entledigte sie sich mit untrüglichem Takte, behutsamer Zurückhaltung und aufopfernder Thätigkeit, obwohl sie früh leidend war und sich gern zuweilen in ihre Lieblingsstiftung St. Cyr, eine Erziehungs-

336. Françoise Athénais de Rochechouart, Marquise von Montespan.

Nach einem Original im Louvre zu Paris.

anstalt für Mädchen, zurückzog. Oft genug empfand sie dies ganze Leben voll fortwährender Anspannung als einen furchtbaren Zwang, aber sie hielt aus, denn es war ihr Ehrgeiz, allgemein verehrt zu werden und in der Frömmigkeit (dévotion) höher zu stehen als andre. Ihr Gewissensrat (directeur) Godet des Marais, später Bischof von Chartres († 1709), hatte deshalb unbedingte Gewalt über sie und suchte durch sie, den „Schutzengel" des Königs, auch diesen unausgesetzt in kirchlichem Sinne zu beeinflussen. Auch Fénelon erwartete Großes von ihr. So wurde sie zur einflußreichsten Frau der gesamten französischen Geschichte.

Aus der Ehe des Königs mit Maria Theresia ging der Thronfolger (Dauphin) Ludwig hervor (geb 1. November 1661), den der große Kanzelredner Bossuet in den strengsten Grundsätzen erzog und vor allem an bedingungslosen Gehorsam gegen den

Vater gewöhnte. Dieser Bildungsgang in Verbindung mit der Ausschließung von allen Staatsgeschäften war nicht geeignet, die ohnehin mangelhafte Begabung des Prinzen zu entwickeln; er war völlig eingeschüchtert, unselbständig, bequem, ohne jedes geistige Interesse, den Freuden der Tafel im Übermaß ergeben, ohne alle Würde,

337. Françoise d'Aubigné, Marquise von Maintenon.
Nach einem Gemälde von P. Mignard im Museum zu Rouen.

wenngleich gutmütig und in seiner Ehe mit der klugen und lebhaften Maria Anna von Bayern (1680) ein besseres Muster als der Vater. Auf dem Sohne dieses Paares, dem Herzog Ludwig von Bourgogne, dem edlen und begabten Schüler des trefflichen Fénelon, beruhten nachmals die besten, zum Unglück vereitelten Hoffnungen Frankreichs. Eine andre Linie des königlichen Hauses ging auf den jüngeren Bruder Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Orléans, zurück (geb. 1640), der in erster Ehe mit der englischen Prinzessin Henriette Anna vermählt war und von ihr

zwei Töchter hatte, in zweiter mit Elisabeth Charlotte von der Pfalz, der charaktervollsten Persönlichkeit des gesamten Hofes.

Elisabeth Charlotte von der Pfalz.

Als Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig (1648—80) und Enkelin Friedrichs V. (geb. 1652) hatte sie ihre glücklichste Jugendzeit am Hofe ihrer Tante Sophie von Hannover verbracht und war erst später nach Heidelberg zurückgekehrt, ein kräftiges, unverdorbenes, kluges Kind voll

338. Louis de France, Herzog von Bourgogne (le „Petit Dauphin").

Nach einem Gemälde von L. Massard gestochen von Pigeot (Galeries de Versailles).

ehrlicher Frömmigkeit und offener Gemütsart. Der Vater opferte sie seinen ehrgeizigen Plänen, als er sie gegen ihren Willen 1672 mit dem eben verwitweten Philipp von Orléans vermählte und sogar ihren Übertritt zur katholischen Kirche zugab. Am französischen Hofe aber wurde sie niemals recht heimisch. Ihr Gemahl war stutzerhaft, unmännlich und oberflächlich, auf die Erziehung ihrer Kinder hatte sie so wenig Einfluß, daß sie im vollen Widerspruch mit allen ihren Grundsätzen erfolgte; der einzige, zu dem sie, freilich nur zeitweise, in ein näheres Verhältnis trat, war der König selbst. Gegen die Maintenon hegte sie einen gründlichen Haß, der aus dem tiefen Gegensatze ihres Wesens, fürstlichem Stolz und weiblicher Eifersucht herauswuchs; es gab keine Niederträchtigkeit, die sie der Marquise nicht zugetraut hätte, obwohl diese keineswegs Gleiches mit Gleichem vergalt. Dadurch noch mehr vereinsamt inmitten alles höfischen Glanzes und dabei durchaus Deutsche am Hofe des Fürsten, der ihr Vaterland mit Füßen trat, fand sie Genüge nur in einem überaus lebhaften und ausgebreiteten Briefwechsel mit ihren

Verwandten in Deutschland, der für ein halbes Jahrhundert das treueste Spiegelbild ihres Wesens und ihrer Umgebung darstellt, denn sie schreibt frei heraus, immer deutsch, außer wenn sie etwa französisch geführte Unterhaltungen berichtet, so lebendig, als wenn sie spräche. An dieser deutschen Frau hat der König in den schwersten Jahren seiner Regierung, während des Spanischen Erbfolgekrieges, seine beste Stütze gefunden.

Der Hof.

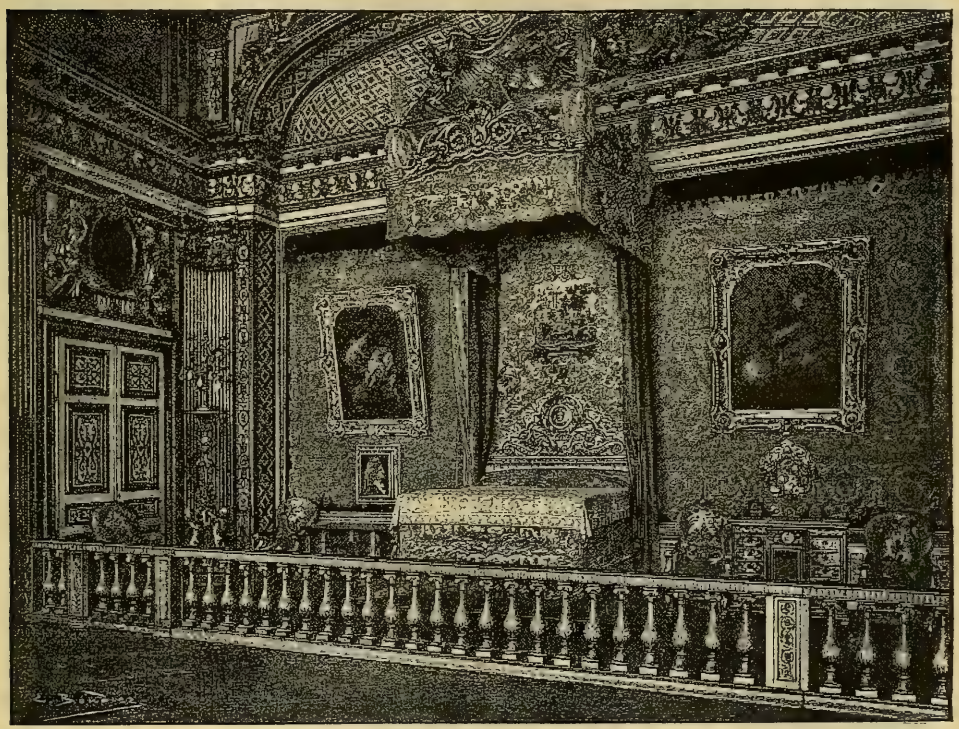
Um die Personen des königlichen Hauses drängte sich nun diensteifrig derselbe stolze Adel, der noch in den ersten Jahren Ludwigs ihm erbittert widerstanden hatte.

339. Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans.
Nach einem Gemälde von H. Rigaud in der Herzogl. Gemäldegalerie zu Braunschweig.

Jetzt hingen diese Herzöge, Marquis und Grafen ängstlich an der Miene des Königs; ein Wort aus seinem Munde hob sie in den Himmel oder stürzte sie in Verzweiflung, und der Edelmann aus ältestem Hause hielt es für die höchste Ehre, Sr. Majestät beim Aufstehen (Lever) das Hemd zu überreichen.

Die strengste Etikette bannte jeden an seinen Platz, wies jedem in diesem geschäftig-müßigen Treiben genau seine Aufgabe zu. Sie fesselte am meisten den König selber, denn jede Stunde des Tages vom Aufstehen bis zum Schlafengehen war aufs strengste geregelt; der Monarch war wie ein Schauspieler, der den ganzen Tag nicht von der Bühne kommt. Schon das Lever war ein Theaterstück in fünf Aufzügen. Zu der von ihm bestimmten Stunde weckt der erste Kammerdiener den Monarchen. 1. Akt: Die „vertraute Gruppe" (entrée familière), die königlichen Kinder, die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt und die ersten Leibärzte treten ein. 2. Akt:

Die „große Gruppe“ (grande entrée) folgt: Der Großkämmerer, der Großmeister und Meister der Garderobe, die ersten Kammerherren, die Herzöge von Orléans und Penthièvre, einige bevorzugte Seigneurs, die Ehren- und Kammerdamen der Königin und der Prinzessinnen, Barbiere u. dergl. Man gießt dem König Franzbranntwein in die Hände und reicht ihm den Weihkessel, er bekreuzt sich und betet. Dann steht er aus dem Bett auf, zieht Pantoffeln und Schlafrock an und setzt sich auf den Ankleidesessel. In diesem Augenblicke beginnt der 3. Akt: Die dritte Gruppe wird hereingelassen (entrée des brevets), Dienstleute, Ärzte, Chirurgen, Intendanten, Vorleser u. a. m. 4. Akt: Die Mantel- und Büchsenträger, die meisten hohen Beamten, der Kaplan, der Prediger, die Oberoffiziere der Leibgarden, der Oberjägermeister, die Zeremonienmeister, die Gesandten, die Minister, die Marschälle von Frankreich, viele ansehnliche Edelleute und Geistliche erscheinen (entrée de la chambre). Jetzt wäscht sich der König, entkleidet sich allmählich und empfängt aus den Händen des höchststehenden Prinzen oder Hofbeamten



340. Das Schlafzimmer Ludwigs XIV. im Schlosse von Versailles.

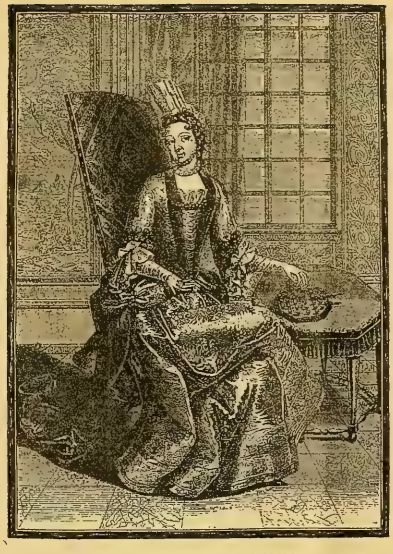
Nach Duruy.

das frische Hemd. 5. Akt und Höhepunkt der Handlung: Das ganze übrige Hofpersonal tritt auf: Während zwei Diener den Schlafrock vorhalten, zieht der König das Hemd an und vollendet dann seine Toilette unter mannigfachem Beistande, betet abermals und gibt seine Befehle für den Tag. Endlich betritt er sein Kabinett, wo er zuweilen Audienzen erteilt, und begibt sich mit dem ganzen Hofe zur Messe. So geht es den ganzen Tag fort. Vollends wenn der Hof reist, dann gleicht das einem Heerzuge.

Das Alles erfordete ein unendlich zahlreiches Personal, überhaupt einen riesigen Apparat. Im Marstalle von Versailles stampften 1000 Rosse, 200 goldstrotzende Hofwagen standen in den Remisen, 40 Kammerherren, 80 Pagen, 1200 Diener, alle schimmernd in Samt und Seide und goldenen Stickereien, tummelten sich allein um die Person des Königs, 3000 französische und Schweizergarden in prunkvollen Uniformen bewachten ihn, voran die auserwählte Schar der „Hundert Schweizer“ (Cent-Suisses) in der malerischen Kleidung des 16. Jahrhunderts. Das Pomphafte der

341. Der königliche Hof auf der Reise (Übersiedelung der Königin nach Fontainebleau). Nach einem Kupferstiche von van der Meulen.

Königlicher Prinz in Hoftracht.



Fürstin mit dem Solitärspiel beschäftigt.

Edelmann, das Tympanum spielend

Edelmann im Sommerkostüm.

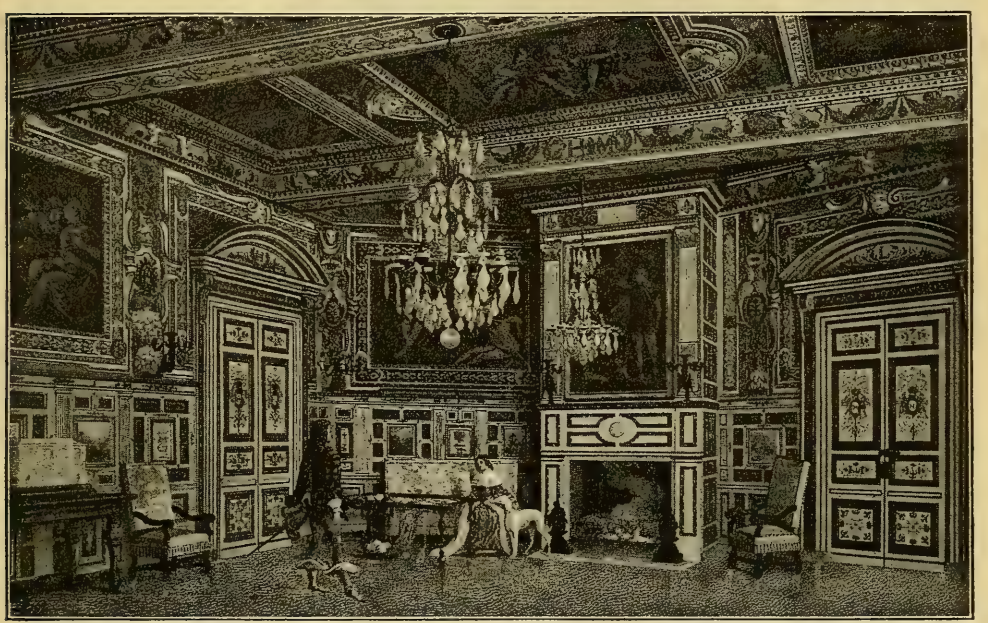
Edelmann im Hauskleid.

Hofdame bei der Toilette.

Französische Trachten im Zeitalter Ludwigs XIV.

Nach gleichzeitigen Kupferstichen

prunkvollen, farbenreichen Hoftracht wurde noch erhöht durch die mächtige Allongeperrücke, die Ludwig XIV. etwa seit 1676 einführte und die rasch ihren Siegeszug durch die ganze vornehme Welt Europas hielt. Der Pracht entsprach die Verschwendung. Der Hofhalt beanspruchte jährlich bei einer Staatseinnahme von etwa 100 Millionen 38 Millionen Livres (nach jetzigem Tauschwert um 228 Millionen Frank), der Weinkeller allein 1 Million, die königliche Tafel durchschnittlich täglich 4000 Livres, die Besoldung der Hofbeamten $2^1/_2$ Millionen, die königliche Apothekerrechnung belief sich auf etwa 180000 Livres; freilich sorgten auch zwölf Leibärzte um die Gesundheit des hohen Herrn. Ungeheure Summen wurden im Spiel verloren, von der Montespan z. B. einmal an einem Abend 400000 Louisdor.



342. Ovaler Saal im Schloß von Fontainebleau.

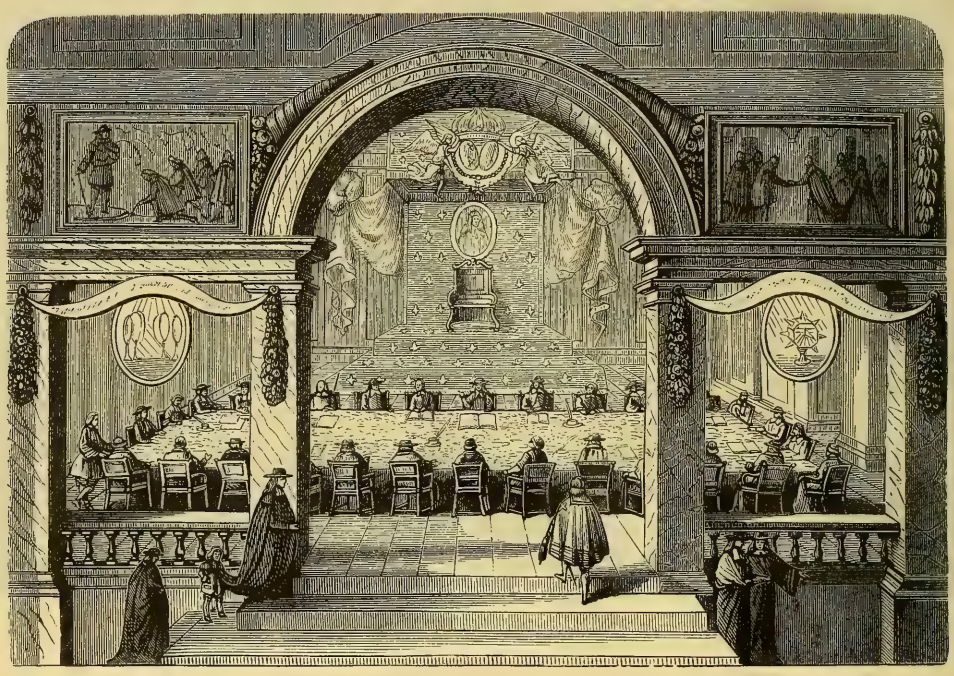
Nach Lacroix.

Leben des Hofes.

Mit größter Geringschätzung blickte die höfische Gesellschaft auf alles außer ihr: Demut und Schmeichelei nach oben, Stolz und Hochmut nach unten, Selbstsucht und Heuchelei allerorten, das sind die Eigenschaften, die der scharfe Beobachter La Bruyère als die ihr charakteristischen bezeichnet. Aber so sehr jeder die Sklavenketten fühlte, die ihn fesselten, so sehr er in heimlicher Feindschaft leben mochte mit denen, die ihn umgaben, noch viel weniger gab es doch für ihn ein Leben fern vom Hofe. Kein Edelmann und vor allem keine Edelfrau aus diesem Kreise, die sich nicht in der „Provinz" zum Sterben gelangweilt hätte. Wer irgend konnte, der vertauschte die einfache Freiheit seines väterlichen Landsitzes mit den goldenen Fesseln von Versailles. Und welch sittliche Fäulnis verbarg oft dieser Glanz! Rücksichtslose Selbstsucht des Gatten gegen den Gatten, der Kinder gegen die Eltern, giftige Feindschaft gegen den Nebenbuhler um die Gunst des Königs, Mißachtung der ehelichen Treue, das alles arbeitete durcheinander und gegeneinander; auch die Hofgeistlichkeit machte keine Ausnahme davon. Selbst gemeine Verbrechen waren nicht selten. Die junge Marquise von Brievilliers vergiftete mit

Hilfe ihres Geliebten Sainte-Croix ihren Vater und ihre Geschwister und versuchte dasselbe mehrmals an ihrem Manne. Endlich wurde die Sache entdeckt und sie 1675 hingerichtet. Die Kartenschlägerin La Voisin, die zugleich ein sehr geschätztes „Erbschaftspulver" (poudre de succession) verkaufte, trieb ihr Handwerk jahrelang und hatte ihre Kundschaft in den höchsten Kreisen, bis sie endlich entdeckt und verurteilt wurde und 1680 auf dem Greveplatze in Paris den Feuertod starb. Über vierzig ihrer „Kunden" saßen damals in der Bastille. Rührte aber einmal einer von den großen Kanzelrednern die Herzen, dann folgte der frechen Sünde wohl tiefste Zerknirschung, und der Übergang aus dem strahlenden Salon ins stille Kloster war nicht selten.

Aber über dies alles breitete sich eine schimmernde Hülle graziöser Formen, geistreichen Geplauders und rauschender Feste. Theater und Maskeraden, Ringelrennen



343. Eine Sitzung der Académie française.

Nach P. P. Sévin.

und Jagden, aufregendes Spiel und berückende Illumination der Zaubergärten von Versailles und ihrer springenden Wässer folgten einander in unaufhörlichem Wechsel. Für ernste Interessen blieb wenig Raum, und doch bildete dieser Hof, der das ganze Dasein behandelte wie ein Fest, den Mittelpunkt für das gesamte geistige Leben der Nation, und nur, was er billigte, erlangte Geltung.

Die Akademie.

Dies galt in erster Linie für die Kunst, in zweiter für die Litteratur. Den Künstlern und Dichtern gab der König, selbst von durchgebildetem, sicherem, wenn auch einseitigem Geschmack und feinem Verständnis, nicht nur Beschäftigung und Anregung, sondern er stattete sie auch mit Gnadengehalten freigebig aus, er ehrte sie durch seinen persönlichen Umgang, er schuf einen großartigen Mittelpunkt für alle litterarischen und künstlerischen Bestrebungen in der Akademie. Aus einer privaten Vereinigung von Schriftstellern hatte Richelieu die Académie française zum obersten Gerichtshofe über

französische Dichtung und Sprache gestaltet; Ludwig XIV. nahm sie ins Louvre auf, übernahm 1672 selbst das Protektorat und begabte sie mit den Vorrechten der großen Staatskörperschaften, z. B. der Parlamente. Zu ihr trat dann noch 1663 die Akademie der Inschriften und der schönen (humanistischen) Wissenschaften (des inscriptions et des belles lettres) für historische Forschung aller Art, 1664 die Akademie der Künste (des arts), 1666 die Akademie der (exakten) Wissenschaften (des sciences). Das Preßorgan der Akademie wurde das „Journal des Sçavans", die älteste gelehrte Zeitschrift Europas.

344. Jacques Callot.
Nach einem Kupferstiche von Jac. Lubin.

Bildende Kunst.

Alle bildenden Künste sollten nun zusammen wirken bei den glänzenden Bauten des Monarchen. Freilich, da sie für die Zwecke des Hofes arbeiteten, so fehlte ihnen die Möglichkeit freier Entfaltung. Eine solche lag jedoch schon seit Heinrich IV. kaum mehr vor, denn schon seit dieser Zeit begann der alles in enge Regeln bannende Klassizismus, d. i. die Nachahmung der römischen, nicht der noch fast unbekannten griechischen Kunst, zu überwiegen (s. Bd. V, S. 690). Die Baukunst sah deshalb ihre Aufgabe in der Herstellung großartiger Räume und pomphafter Dekoration von außen und innen, ohne dabei Schwung und Mannigfaltigkeit zu entwickeln oder auf Bequemlichkeit besonders zu achten. Die Plastik, wie sie François Girardon und Pierre Puget

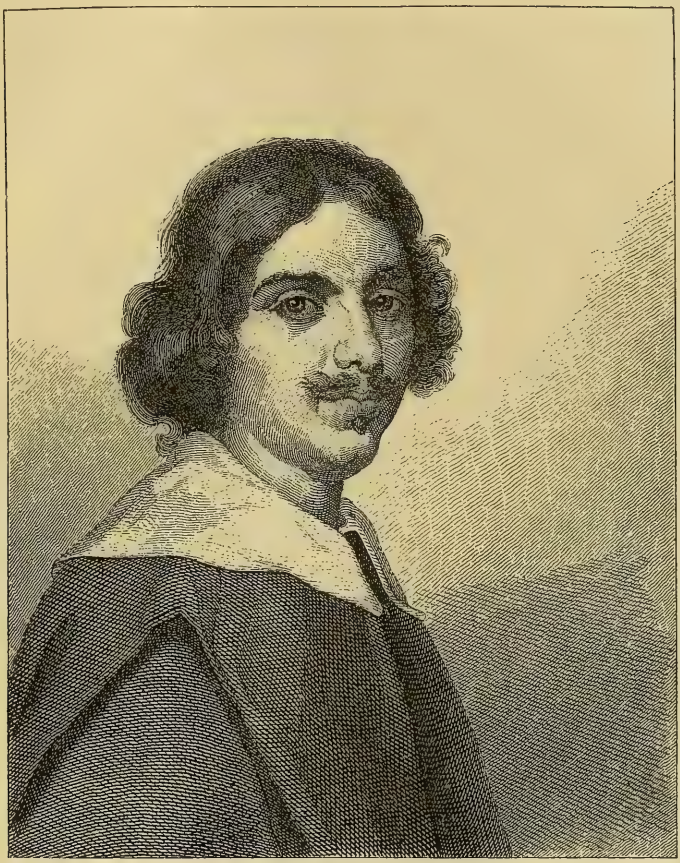
vertraten, schloß sich eng an den Naturalismus und die malerischen Gesichtspunkte der späten Italiener, vor allem des gefeierten Bernini, an (1598—1680), der selbst längere Zeit in Paris arbeitete, von Ludwig mit größter Auszeichnung behandelt wurde und den tiefsten Einfluß auf die Bildnerei der Folgezeit in ganz Europa gewann (s. oben S. 356). Originales, aber sehr Tüchtiges leisteten die Franzosen, wie Coysevox aus Lyon, nur im Porträt.

345. Nikolas Poussin.
Nach dem Selbstporträt des Künstlers.

Die Malerei.

In der Malerei machten sich vor der vollen Entwickelung der königlichen Selbstherrschaft zwei selbständige Richtungen geltend, die volkstümlich-realistische und die italienisierende. An der Spitze der realistischen Maler stehen die drei Brüder Antoine, Louis und Matthieu Le Nain aus Laon, die vorwiegend Szenen und wenig bewegte Gruppen aus dem Volksleben mit individueller Lebendigkeit, korrekter Zeichnung und gewandter Technik darstellen, fast in holländischer Weise. Weitaus fruchtbarer, allerdings nicht in Gemälden, sondern in Kupferstichen, ist der Lothringer Jacques Callot aus Nancy (1592—1635), der seine Schule in Florenz machte, seit 1621 dauernd in seiner Vaterstadt am Hofe des Herzogs Karls IV. lebte.

Mit erstaunlichem Fleiße, schärfster Naturbeobachtung und sorgfältigster Technik vergegenwärtigt er in zahllosen Blättern das ganze bunte Leben seiner Zeit, auf der Straße und im Salon, in Krieg und Frieden, und weiß namentlich das wilde und grausame Soldatentreiben des Dreißigjährigen Krieges mit wahrhaft erschütternder Anschaulichkeit und Lebendigkeit wiederzugeben, vor allem in den 18 Blättern der



346. Claude Gelée, gen. Lorrain.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von Giroux. (Galeries de Versailles.)

grandes misères de la guerre. Von den italienisierenden Meistern schloß sich Valentin (etwa 1591—1634) in seinen Szenen aus dem Volksleben und seinen Heiligenbildern besonders eng an Caravaggio an; vielseitiger noch war Simon Vouet aus Paris (1590—1659), der mit Aufträgen überhäuft und von zahlreichen Schülern umgeben, eine außerordentlich große Zahl namentlich von Heiligenbildern für die Pariser Kirchen und die Schlösser des Adels malte. Aber seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gewann, wie auf allen Gebieten der französischen Kunst, so auch in der Malerei der

Klassizismus das Übergewicht, als die 1648 gestiftete, 1664 neugestaltete königliche Akademie der Künste ihren Einfluß geltend machte und die 1666 gegründete Académie de France in Rom an die Maler der klassischen italienischen Renaissance anknüpfte.

Poussin. Diese klassizistisch-römische Richtung vertritt am glänzendsten Nicolas Poussin (1594 bis 1665), wohl der größte aller französischen Maler überhaupt.

Geboren zu Villiers bei les Andelys in der Normandie, entlief Poussin als 18jähriger junger Mensch seinen Eltern und ging nach Paris, um dort sein Glück zu machen. Zweimal versuchte er dann nach Rom, dem Ziele seiner höchsten Sehnsucht, zu kommen, doch gelang es ihm erst im Frühjahr 1624. Obwohl arm, studierte er doch mit der größten Hingebung zunächst die italienischen Maler, wandte sich aber bald mit voller Entschiedenheit unmittelbar der römischen Antike zu, modellierte, maß und zeichnete unermüdlich und vertiefte sich zugleich in die herrlichen Landschaften um Rom. Nachdem er sich 1629 mit Maria Dughet vermählt hatte, wirkte er bis 1641 mit großem Erfolge in Rom und folgte dann einem glänzenden Rufe Ludwigs XIII. nach Paris. Mit Aufträgen überhäuft, aber von seinen Kunstgenossen bald angefeindet, nahm er indes schon 1642 Urlaub und ging nach Rom zurück, wo er bis an seinen Tod (1665) ununterbrochen lebte.

Seine zahlreichen Bilder behandeln ganz überwiegend Gegenstände aus der antiken Mythologie (Horentanz), der alt- und neutestamentlichen Geschichte (Mannalesen, Die sieben Sakramente) und der griechischen und römischen Geschichte (Testament des Eudamidas, Zerstörung Jerusalems). Wesentlich ein Künstler des Verstandes, legt er das Hauptgewicht mehr auf edle, große Linien und die Komposition, als auf die Farbe, und bringt dies auch in seinen Landschaften zur Geltung, die gewöhnlich auf einem erhaben schönen Hintergrunde antik-römische Gebäude und historische oder heroische Gestalten als Staffage zeigen. Als Landschafter bildete er eine bedeutende Schule, aber auch eine Reihe von Historienmalern, wie François Millet, Philipp de Champaigne, Sebastian Bourdon u. a. schlossen sich eng an Poussin an. Die „heroische"

Lorrain. Landschaft brachte dann zur Vollendung der Lothringer Claude Gelée, genannt Lorrain (1600—82) aus Chamagne an der Mosel, der seine Ausbildung ebenfalls in Rom erhielt. Er suchte auch auf diesem Felde die antike Schönheit der Form durchzubilden, malte deshalb mit Vorliebe prächtige römische Bauten, herrliche Baumgruppen, die sich unter goldenem Sonnenlicht in leisem Lufthauch wiegen oder sich in sanftbewegter Wasserfläche spiegeln, während hinter ihnen der Blick weit in duftige Fernen und nach schöngeschwungenen Bergformen schweift. Der eigentliche und bedeutendste Vertreter der akademischen

Lebrun. Malerei und der bevorzugte Hofmaler Ludwigs XIV. war Charles Lebrun (1619—90) aus Paris, der langjährige Direktor der Akademie, dessen Vorbild die ganze Zukunft der französischen Malerei beherrschte. Auch er war in Rom gebildet und wußte in den besten seiner Gemälde theatralischen Pomp mit archäologischer Genauigkeit oder gedankenvoller Allegorie zu verbinden. So verherrlichte er in mächtigen Decken- und Wandgemälden die Thaten Ludwigs XIV. im Schlosse von Versailles und malte als Vorlagen für die Gobelinfabrik, deren Direktor er war, die gewaltigen, prunkvollen, mächtig bewegten Darstellungen aus der Geschichte Alexanders des Großen. Unter

Rigaud. den Bildnismalern war wohl der bedeutendste Hyacinthe Rigaud aus Perpignon (1659—1743), der Ludwigs XIV. und zahllose andre fürstliche oder überhaupt vornehme Persönlichkeiten mit theatralischer Eleganz zur Darstellung brachte, unter den

v. d. Meulen. Schlachtenmalern der Belgier Adam Franz van der Meulen (1632—90), der bevorzugte Maler der Kriegsthaten Ludwigs XIV., in seinem Fache ein Meister ersten Ranges. Eine große Schule von Kupferstechern stand wieder im Dienste der Maler. Der pomphafte, dekorative Charakter dieser Malerei entspricht durchaus dem Wesen dieser höfischen, auf äußerlich glänzende Erscheinung gerichteten Kultur.

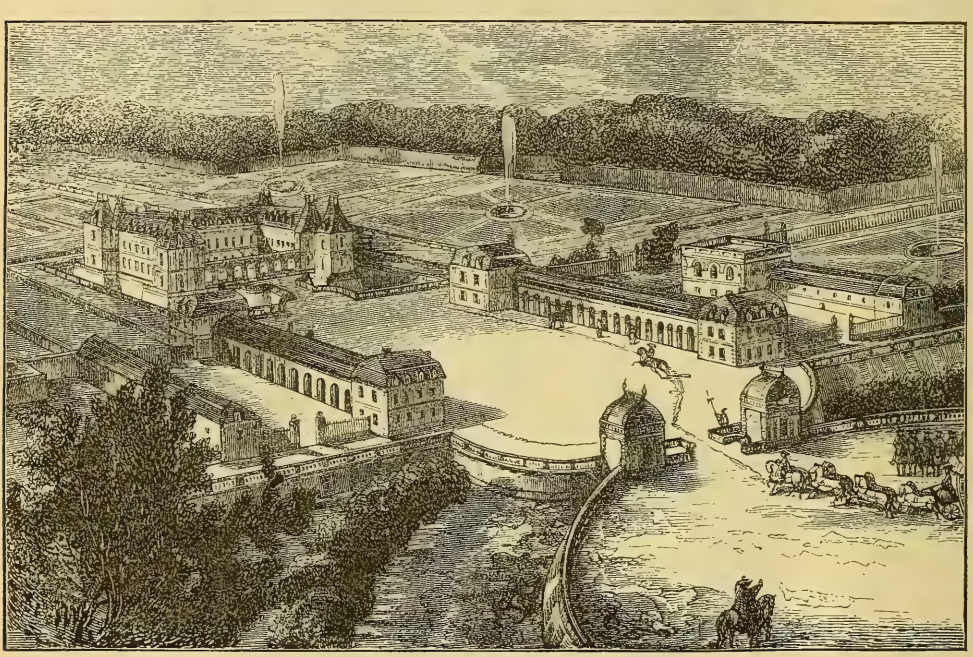
Versailles. Wer das, was der König von seinen Künstlern forderte, in seiner vollsten Entfaltung sehen wollte, der mußte nach Versailles gehen. Hier stand in reizloser

Gegend, „ohne Aussicht, ohne Holz, ohne Wasser, ohne Erde", denn alles war hier ursprünglich Flugsand und Sumpf, ein kleines Jagdschloß, das sich Ludwig XIII. errichtet hatte. Jeder andre als sein Nachfolger würde es sich selber überlassen haben, Ludwig XIV. aber reizte es, die Natur zu bezwingen, wie er die Menschen bezwungen hatte, und so entstand hier 1672—82 durch Jules Hardouin Mansard (1646

347. Charles Lebrun, erster Hofmaler Ludwigs XIV.
Nach einem Kupferstiche von J. Lubin.

bis 1708) auf sein Geheiß neben einer Stadt, die nur für das Schloß vorhanden war, wie sie ihm ihr Dasein verdankte, jene kolossale steinerne Verkörperung des Königtums, die mehr als alles andre sein Gedächtnis aufbewahrt. In ungeheurer Ausdehnung legen sich seine Fronten mit ihren zahllosen Fenstern zwischen Marmorpfeilern und Büsten unter hohen Mansardendächern und steinernen Trophäen um weite Höfe. Im größten (Cour d'honneur) prangt das Reiterstandbild des Königs, und

wohin auch im Innern sein Auge traf, begegnete es Schilderungen seiner Thaten. Ein großartiges Treppenhaus leitet nach den mächtigen Sälen des Oberstocks. Alles aber vereinigt sich zum blendendsten Ganzen in jenem Spiegelsaale, an den sich seit dem 18. Januar 1871 die stolzeste Erinnerung der neueren deutschen Geschichte knüpft. Hier hat Lebrun in großen Wand- und Deckengemälden die Thaten Ludwigs XIV. vom Pyrenäischen Frieden bis zum Frieden von Nimwegen verherrlicht. In der Mitte der Decke prangt ein riesiges Bild mit der Aufschrift: Le roy gouverne par lui-même. Die besiegten Länder Deutschland, Holland, Spanien, Rom liegen ihm zu Füßen, alle Götter des Olymp huldigen ihm, und überall leuchtet sein Lieblingssinnbild, die strahlende Sonne, denn ihrem blendenden und belebenden Glanze sollte sein Königtum gleichen. „Auch von den Fenstern dieses unvergleichlichen Saales sah Ludwig XIV. nichts



348. Schloß von Versailles zur Zeit des Regierungsantritts Ludwigs XIV.
Nach Laborde.

als sich selber. Der ganze Horizont ist sein Werk, denn sein Garten ist sein ganzer Horizont. Diese Baumgruppen, diese geradlinigen Gänge sind weiter nichts als eine unermeßliche Fortsetzung des Palastes, eine grüne Architektur, welche die steinerne nachahmt und vervollständigt. Die Bäume wachsen nur nach der Regel und unter der Schere, selbst die Wasser spielen nur nach festem Plan.“ Tausend Marmorstatuen, Jupiter und Mars, Minerva und Venus, Apollon und die Musen, Nymphen und Satyrn tummeln ihre weiß leuchtenden Marmorleiber zwischen dunklem Grün, ein steinernes Ballett anstatt des lebendigen auf der Bühne. Das war die Schöpfung des genialen Gartenkünstlers Le Nôtre (1613—1700), das Vorbild aller fürstlichen Parks jener Periode, wie das Schloß das aller fürstlichen Paläste wurde. Freilich erreichten die Kosten der gesamten Anlage etwa 150 Millionen Livres, und zuweilen arbeiteten hier 6000 Pferde und 22 000 Menschen, von denen die ungesunde Sumpfluft Tausende wegraffte.

Versailles nach Vollendung der Erweiterungsbauten unter Ludwig XIV. (etwa 1722).

Nach dem Gemälde von Pierre-Denis Martin (Galeries de Versailles).

Andre Residenzen.

Trotzdem erstanden gleichzeitig noch Trianon und Marly zum Landaufenthalt für den König, das Schloß zu Meudon für den Dauphin, das zu Clugny für die Montespan. In Paris baute Perrault die gewaltige Säulenhalle an der Ostseite des Louvre, Mansard das Invalidenhotel mit seiner schlanken Kuppel. Die Stadtgemeinde errichtete dem König zu Ehren das Thor von St. Denis in Form eines römischen Triumphbogens; für die Ministerien, Akademien und Bibliotheken entstanden glänzende Gebäude rings um den neuen „Platz der Eroberungen (jetzt Vendômeplatz)". Aber im ganzen liebte Ludwig XIV. Paris keineswegs, nicht nur, weil er

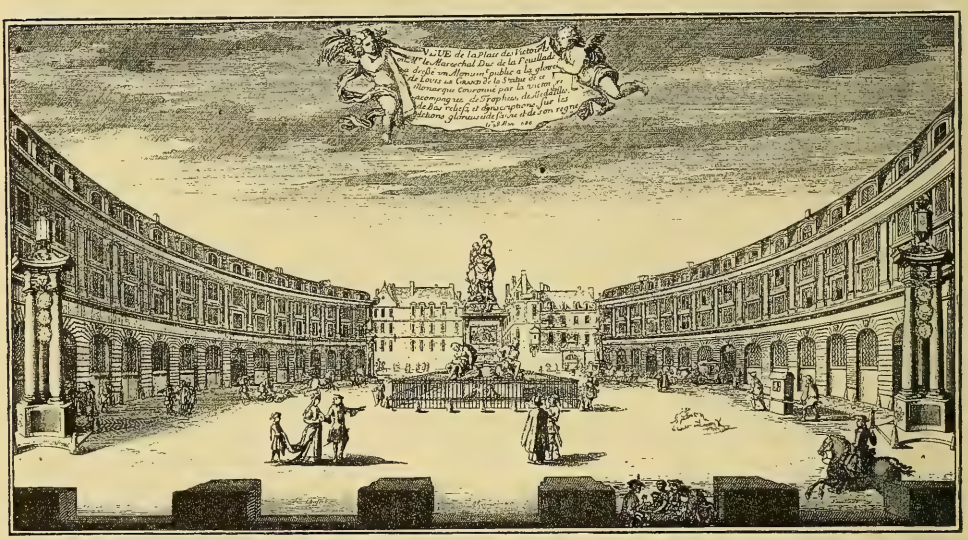
349. Spiegelsaal im Schlosse von Versailles.
Nach einer Originalphotographie.

die peinlichen Erinnerungen aus der Zeit der Fronde nicht verwinden konnte, sondern noch mehr, weil hinter dem mächtigen Leben der riesigen, ewig bewegten Hauptstadt selbst sein Königtum zurücktrat. Er brachte deshalb höchstens einige Wintermonate hier zu, die meiste Zeit des Jahres in Versailles und andern Schlössern, in denen er nichts sah als seine eigne Größe.

Charakter der französischen Litteratur.

Auch in der Litteratur wünschte er nur seinen Abglanz zu erblicken, und längst hatte ihm hier die Zeit Heinrichs IV. vorgearbeitet, um sie in feste Regeln zu bannen, wie die bildende Kunst (s. Bd. V, S. 689). So vereinigte diese Litteratur antike Formenstrenge mit höfischer Eleganz, katholische Kirchlichkeit mit durchaus royalistischer Gesinnung. Die Regelmäßigkeit und Zierlichkeit der Form entsprach so sehr der Neigung der Franzosen, daß diese Forderungen zunächst gar nicht vom Hofe, sondern von einzelnen Kreisen der gebildeten Gesellschaft selbst ausgingen. Außerordentliche Bedeutung erlangte hierfür auf längere Zeit der Salon der Marquise von Rambouillet

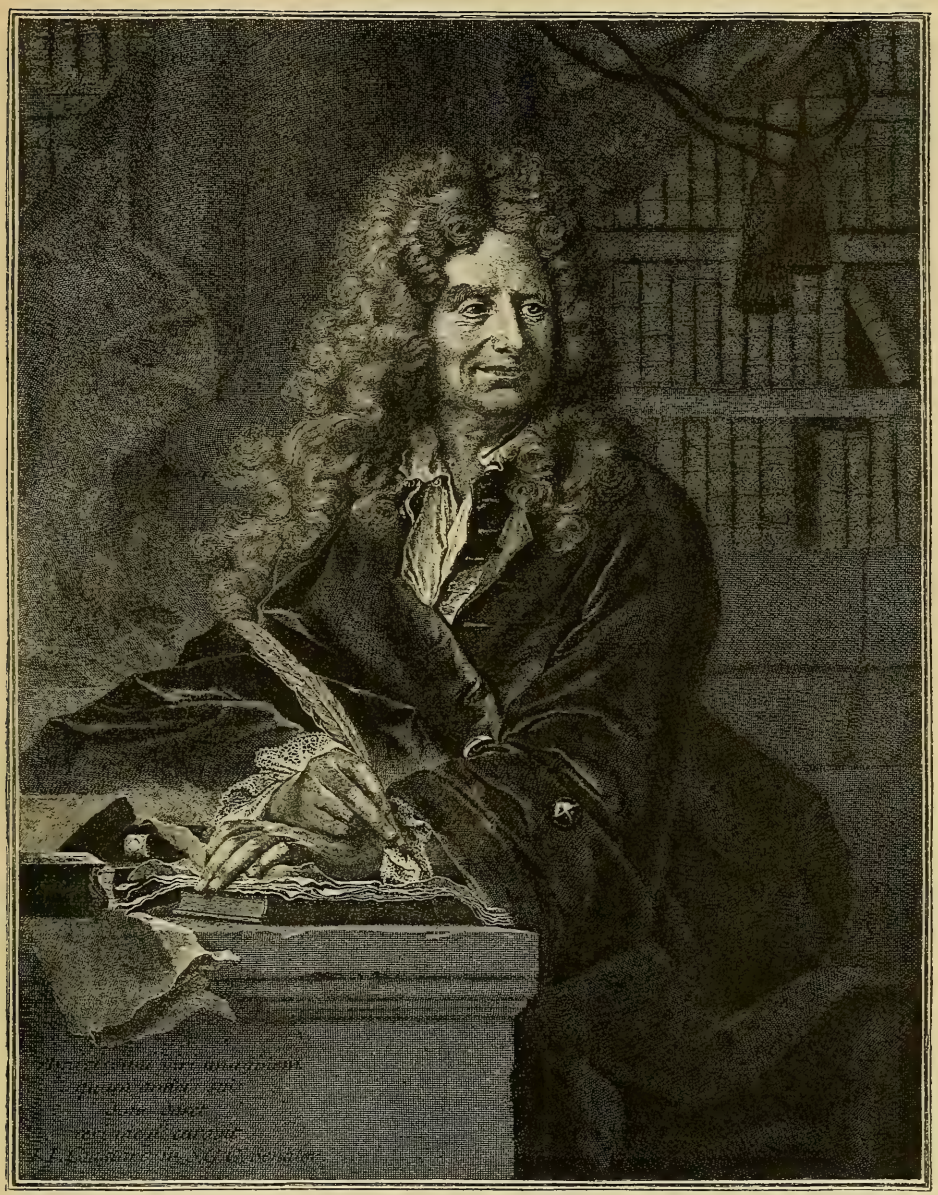
(s. Bd. V, S. 688), der Sammelplatz von Schöngeistern, von Männern und Frauen, die, zusammengehalten durch eine Art spielend galanten Ritterdienstes, vor allem nach korrekter, zierlicher Sprechweise strebten und von diesem Standpunkte aus alle litterarischen Erscheinungen ihrer scharfen und einseitigen Kritik unterwarfen. Unter dem Einfluß des italienischen Marinismus und des spanischen Gongorismus (s. Bd. V, S. 441, 742) suchten diese „Prezieusen", wie sie sich nannten, jeden Ausdruck, jede Wendung der alltäglichen Sprache durch bildliche, „sinnreichere" zu ersetzen. Sie „lachten" nicht, sondern „zeigten die Ausstattung des Mundes", sie stellten sich nicht vor den „Spiegel", sondern „befragten den Ratgeber der Schönheit", sie nannten die Nase die „Schleuse des Gehirns" u. s. f. Gedichte und Romane in dieser gezierten Sprache, wie sie etwa Vaugelas (gest. 1650), Voiture (gest. 1643) und die Paulet verfaßten, galten als die höchsten Erzeugnisse menschlicher Kunst, und selbst Louis de Balzac (1596—1655), bei weitem der bedeutendste Genosse des Hôtel Rambouillet,



350. Platz der Eroberungen im 17. Jahrhundert (jetzt Vendômeplatz).
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in der Bibliothèque nationale zu Paris.

verrät diesen Einfluß in der zierlich gefeilten Sprache seiner „Abhandlungen" (Discours) und Briefe (Lettres).

Boileau. Weit bedeutsamer freilich wirkte die Akademie auf Form und Ausdruck, indem sie alles Eigenartige, alles Landschaftliche, alles Gewöhnliche und derb Scheinende unterdrückte, dafür aber den Schriftstellern eine wunderbar feine, scharf bezeichnende, fast unveränderliche Sprache beinahe fertig entgegenbrachte. Für alle Poesie gab ihr das antike, besonders das römische Vorbild, wie sie es verstand, das unumstößliche Gesetz. Daraus konnte bei allem rhetorischen Pathos, der den Franzosen eigen ist, nur eine durchaus verstandesmäßige, die freie Phantasie und die warme Empfindung zurückdrängende Dichtung hervorgehen. Das Volkstümliche wies sie weit von sich, und nur für die Gebildeten war sie vorhanden im scharfen Gegensatze zu der englischen und spanischen. Ganz in diesem Sinne wurde Nicolas Boileau-Despréaux (1636 bis 1711) ihr anerkannter Gesetzgeber, selbstverständlich auch Hofdichter und Bewunderer Ludwigs XIV., der ihn mit einem ansehnlichen Gehalt ausstattete. Dabei war er aber doch nicht sklavisch und unter Umständen selbständig genug, um ein freies Wort zu wagen.



N Boileau

351. Nicolas Boileau-Despréaux.
Nach einem Gemälde von Hyacinthe Rigaud gestochen von P. Drevet.

Sein Muster ist die epische und didaktische Dichtung der Römer, namentlich des Vergil und Horaz. Er sieht deshalb das Wesen der Poesie in dem Zweckmäßigen und Verständigen des Inhalts, in der klaren Reinheit der Form, und so hat er sie selbst gehandhabt in seinen dem Horaz nachgebildeten „Satiren“ und „Episteln“, von denen jene sich oft ziemlich scharf gegen die sentimentale Schäferpoesie, die abenteuer-

lichen Romane und die überzierlichen Werke der Prezieuſen wenden, dieſe lebendige Schilderungen aus dem Leben der Gegenwart in der geräuſchvollen Hauptſtadt wie auf dem ſtillen Landſitz entwerfen. Dagegen zeigen ſeine zahlreichen Oden, die er zum Teil an Ludwig XIV. richtete, daß das Talent für die lyriſche Dichtung ihm verſagt blieb.

352. Jean de Lafontaine.
Nach einem Gemälde von Hyacinthe Rigaud geſtochen von Edelinck.

Lafontaine. In einem gewiſſen Gegenſatz zu Boileau ſteht Jean de Lafontaine (1621 bis 1695) inſofern, als er von allen den Dichtern dieſer Periode am meiſten einen volkstümlichen Ton anſchlägt. Das hinderte ihn zwar, die Gunſt des Hofes zu erwerben, ſicherte ihm aber um ſo mehr die der Nachwelt. Iſt er doch in den leichten, fließenden Verſen ſeiner naiv-ſchalkhaften, moraliſch-lehrhaften Fabeln ein ganzer Franzoſe. Die Tiere, die er vorführt, ſind durchſichtige Masken, unter denen, wie bei ſeinem griechiſchen Vorbilde Äſop, die Menſchen ſeiner Zeit in ihren kleinen Schwächen und mannigfachen Lebensverhältniſſen ſich nur leicht verſtecken, und nie verſäumt er es, den

moralischen Satz, den die kleine Geschichte erhärten soll, für schwerfälligere Leser am Schlusse beizufügen.

Der Roman.

Dagegen erwies sich die Zeit, wie es gar nicht anders möglich war, für die Schöpfung eines wahren Epos völlig unfähig und versuchte sie auch nicht, wenn man von traurigen Reimereien absieht, wie Chapelains „Jungfrau" (von Orléans), die selbst das Hôtel de Rambouillet nicht zu halten vermochte, oder Scudérys „Alarich" und dergl. Nur in der dem Epos nahe verwandten Gattung des Romans gelang Bedeutenderes. Schilderten anfangs diese Schriftsteller nur Geschichten aus dem Altertum in der Manier der alten Ritterromane, so ging später die Gräfin von Lafayette (gest. 1693) zum historischen Roman über, wie in der „Prinzessin von Kleve" und in „Zaïde"; früher noch ahmte Paul Scarron (1610—60) in seinem „Schauspielerroman" (Roman comique) die Spanier nach (s. Bd. V, S. 750 f.), und ihnen gleich kam der geistreiche Bretone René Le Sage (1677—1747) in seiner „Geschichte des Gil Blas von Santillana" und seinem „Hinkenden Teufel", die unter spanischer Maske die französischen Zustände seiner Zeit lebendig und satirisch schildern.

Das französische Drama.

Am hervorragendsten und von der größten Bedeutung für das Ausland, insbesondere für Deutschland ist jedoch das französische Drama. Die Fortentwickelung der althergebrachten „Passionsspiele" und „Moralitäten" war um das Jahr 1588 durch die Unruhen der heiligen Ligue ebenso unterbrochen worden, wie die Weiterbildung der sich an antike oder italienische Muster anlehnenden Tragödie und Komödie (s. Bd. V, S. 496 f.). Als sich dann das Interesse für das Theater wieder regte, ließ sich die französische Bühne jahrzehntelang ausschließlich von der spanischen Tragikomödie und der italienischen Posse (farce) beherrschen, an denen fast nur die Sprache französisch war. Ganz besonders gewann die Posse (comedia dell' arte), oft auch von italienischen Wandertruppen gespielt und wirksam schon durch ihre stehenden Figuren und festen Masken, während die einzelnen Szenen häufig nach einem ausgearbeiteten Entwurfe von den Darstellern improvisiert wurden, die Gunst des Publikums in hohem Maße. Unter Heinrich IV. und noch mehr unter Ludwig XIII. gesellten sich dazu komische Ballette, ebenfalls mit typischen Figuren, bis dann unter Ludwig XIV. mythologische Stoffe auch hier eindrangen.

Theaterwesen.

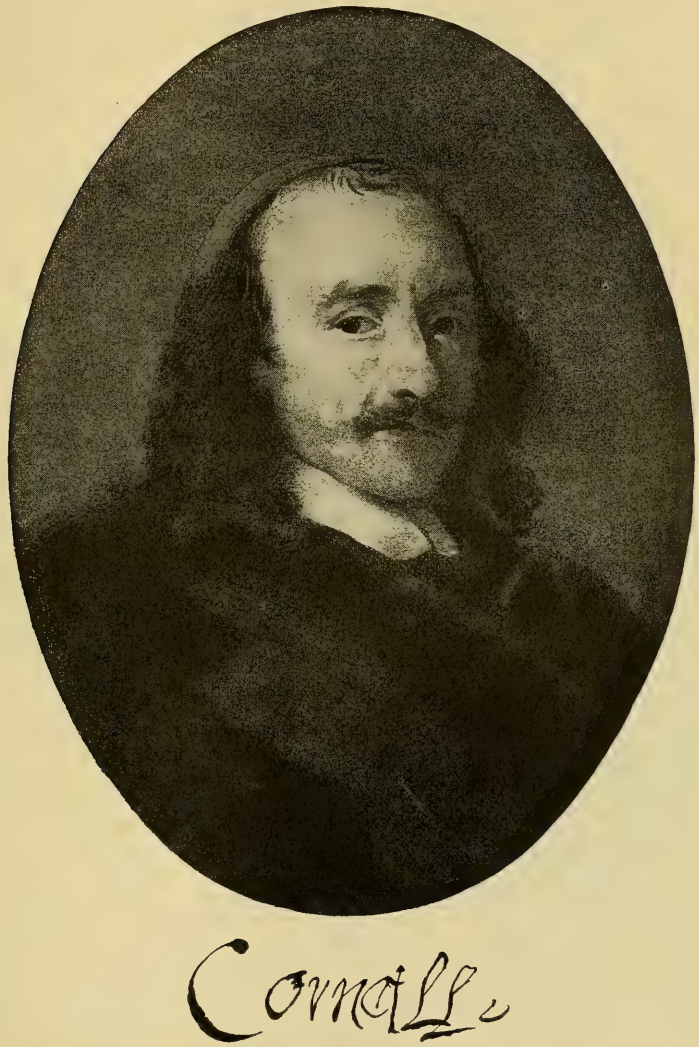
Dabei entspann sich namentlich in Paris ein hartnäckiger Kampf mit der privilegierten Passionsbrüderschaft, die sich ihre Vorrechte noch von Heinrich IV. und Ludwig XIII. bestätigen ließ und bis etwa 1658 zäh behauptete. Doch wollte sie damals nicht sowohl selbst auftreten, als vielmehr andern Gesellschaften die Erlaubnis dazu nur gegen beträchtliche Zahlungen einräumen, was dann zu fortgesetzten Reibungen und Prozessen führte. Erst Ludwig XIV. hob im Jahre 1670 die Brüderschaft förmlich auf. Das neuere Drama wurde also nicht von ihr vertreten, die ihm vielmehr Hindernisse aller Art in den Weg warf, sondern von wandernden Schauspielertruppen verschiedenen Ranges. Doch bildeten sie untereinander eine fest zusammenhaltende Verbindung, fanden auch fast überall in Dorf und Stadt bei dem lebensfrohen Volke freundliche Aufnahme und besseren Halt noch dadurch, daß sie sich, wie ihrer Zeit die englischen Gesellschaften dieser Art, unter den Schutz vornehmer Herren stellten, nach denen sie sich auch nannten. In den Dörfern genügten ihnen für ihre Vorstellungen Scheunen oder Zelte, in den Städten schlugen sie ihre Bühne gewöhnlich in den geräumigen Ballhäusern auf, die sonst dem sehr beliebten Federballspiel dienten (jeu de paume). In Paris trat neben das Hôtel de Bourgogne, das Lokal der Passionsbrüderschaft, die es zu vermieten pflegte, schon im Jahre 1600 ein ganz selbständiges Theater im Hôtel d'Argent. Bald wurde es als Théâtre au Marais nach der Nähe des alten Templerhauses verlegt, wo es bis 1673 bestand. In beiden

war die Ausstattung noch sehr einfach, höchstens die Kostüme etwas prächtiger, auch der Zuschauerraum, der im Hôtel de Bourgogne etwa 2000 Menschen faßte, ganz schmucklos und fast unbeleuchtet, soweit nicht ein simpler vierarmiger Kronleuchter und eine Reihe Lichte auf der Bühne etwas nachhalfen, und noch konnte man vornehmen Herren nicht verwehren, auf der Bühne selber Platz zu nehmen. Nur auf Ballette wurde mehr Pracht verwendet, bald auch für sie zunächst das Maschinenwesen besser ausgebildet. Ein wesentlicher Fortschritt in der Darstellung war es jedoch, daß seit dem Jahre 1600 zuerst Frauen die weiblichen Rollen übernahmen, und einen weiteren, mehr äußerlicher Art, machte Richelieu dadurch, daß er in seinem Palais Cardinal (später Palais Royal) ein neues prächtiges Theater für 3000 Zuschauer erbaute und beide Pariser Gesellschaften darin auftreten ließ (1639).

Pierre Corneille.

Diese Verhältnisse etwa fand der Begründer des klassischen französischen Dramas vor, Pierre Corneille (1606—84). Sein Leben gehört nur mit seinem Ausgange der Glanzzeit Ludwigs XIV. an und fällt seinem bedeutendsten Teile nach in die Verwaltungszeit Richelieus und Mazarins. Zu den Hofdichtern im engern Sinne kann er schon deshalb kaum gezählt werden, zumal da er mit Richelieu in lebhaften Gegensatz geriet und später nicht sowohl von Mazarin, der sich überhaupt um französische Dichtung wenig kümmerte, als von Fouquet begünstigt wurde. Auch hielt er sich ganz überwiegend in seiner Vaterstadt Rouen auf, wo auch sein Bruder Thomas, ebenfalls Dramatiker, lebte, beide unter sich und mit ihren Familien durch das herzlichste Verhältnis verbunden. Corneille hat zunächst die Kunstform des französischen Dramas geschaffen, das vor ihm unsicher zwischen spanischen, italienischen und antiken Vorbildern schwankte. Er lehnte sich mit vollem Bewußtsein an das antike an und glaubte damit die Theorie zu verwirklichen, die Aristoteles aufgestellt hatte. Demnach hielt er die Einheit der Zeit und des Ortes für ebenso wichtig wie die Einheit der Handlung; er verwarf also jede Unterbrechung der Handlung durch solche Pausen, die dazu zwangen, sie über 24 Stunden ausgedehnt zu denken, ebenso jede Veränderung des Schauplatzes, obwohl das in Wirklichkeit nur darauf hinauslief, daß die Zuschauer bei derselben Dekoration an verschiedene Örtlichkeiten denken konnten. Er verzichtete also auf jede breitere Entfaltung der Handlung wie auf jede Massenbewegung, beschränkte die Zahl der Personen auf das Notwendigste und mußte vieles, was auf der Bühne den größten Eindruck hervorbringen würde, den Berichten von Boten überlassen, deren Wirkung natürlich nur eine abgeschwächte sein kann. So beengend diese selbst gewählten Beschränkungen aber auch waren, das Gute hatten sie doch, daß sie den Dramatiker zwangen, die Handlung knapp zusammenzufassen und in rascher Durchführung zum Ziele zu leiten. Erhob nun schon diese von der Wirklichkeit der Dinge weit entfernte Kunstform, wie der seitdem in Frankreich herrschende dramatische Vers, der lange, sechsfüßige, iambische Alexandriner mit seinem Endreim und seiner von der Prosa wesentlich abweichenden Silbenbetonung dies französische Drama in eine ideale Höhe, so geschah dies vollends durch die Wahl der Stoffe, die so gut wie niemals der nationalen Geschichte oder gar der Gegenwart, sondern entweder dem Altertum oder der spanischen Vorzeit entlehnt waren, ganz entsprechend den Einflüssen, die auch sonst die französische Dichtkunst bestimmt haben, und der Schwierigkeit, neuere französische Ereignisse auf die Bühne zu bringen, ohne entweder beim tonangebenden Hofe anzustoßen oder das große Publikum kalt zu lassen. Seinen ersten glänzenden Erfolg erfocht Corneille mit seinem „Cid“ (1636), so sehr auch Richelieu, dem die neue Richtung zuwider war, dem entgegenarbeitete; selbst seine Akademie erkannte die Vorzüge des Dramas an, obwohl sie seine Schwächen scharf verurteilte. Der antiken Sagenwelt dagegen gehört gleich die erste Tragödie des Dichters an, „Medea“ (1633),

eine Nachbildung der gleichnamigen Senecas. Weit größeren Ruhm erntete Corneille noch mit den „Horaziern“ und dem „Cinna“ (1639), denen kurz nachher die christliche Märtyrertragödie „Polyeuct“ in offenbarer Nachahmung spanischer Vorbilder (s. S. 344) folgte. Alle drei bezeichnen den Höhepunkt seines Wirkens. Auch nachher gelang ihm allerdings noch manches Erfreuliche, wie „Nicomedes“ und



353. Pierre Corneille.
Nach dem Gemälde von Charles Lebrun in der Comédie française in Paris.

„Sertorius“ (1662), doch allmählich verblich sein Glanz vor dem eines neu aufsteigenden Gestirns.

Wie Stoff und Bau der Dramen Corneilles auf eine ideale Welt hindeuten, so schweben auch die Charaktere seiner Helden hoch über der gemeinen Wirklichkeit der Dinge. Sie alle sind großmütig, tapfer, stolz, edel, und, da sie niemals von den Grundsätzen abweichen, die sie beständig laut verkünden, leicht zu begreifen. So tadellos

aber die Helden, so nichtswürdig erscheinen seine Bösewichter. Die Heldinnen Corneilles hat man „anbetungswürdige Furien" genannt; auch sie sind einander ähnlich, weibliche Charaktere aus der Frondezeit, stolze, herrschsüchtige, leidenschaftliche Damen, die bei alledem aber doch mehr der Verstand als das Herz regiert. Wenn es so bei diesem Dichter an feinerer Charakterzeichnung fehlt, so ist um so weniger zu verwundern, daß der dramatische Konflikt bei ihm mehr durch äußerliche Verhältnisse als durch Seelenkämpfe der Handelnden hervorgerufen wird, wie ja auch bei den Spaniern die oft zufällige, also willkürliche Verflechtung äußerer Umstände ihn veranlaßt (s. Bd. V, S. 750). Aber so sehr sich auch nun die Gestalten Corneilles als Römer, Griechen, Parther und Spanier gebärden, sie sind im wesentlichen Franzosen des 17. Jahrhunderts, wie sie sich denn auch in Allongenperücke und Reifrock auf der Bühne bewegten, und sie bringen deshalb durchweg die Anschauungen ihrer Zeit zum Ausdruck. Corneille, aufgekommen unter den Eindrücken des Kampfes zwischen dem aufstrebenden Königtum und dem hohen Adel, gehört mit seiner ganzen Überzeugung jenem an. Noch lebt in seinen Personen ein Zug alter Ritterlichkeit, „aber zuletzt beugen sich die Leidenschaften dieser starren Naturen willig in die Last und Pflicht, sich den Forderungen des öffentlichen Wohles unterzuordnen." Nicht zufällig bezeichnen deshalb „Die Horazier", „Cinna" und „Polyeuct" den Höhepunkt des Dichters, denn im ersten Stück siegt die Pflicht gegen den Staat über die Neigung des Herzens, das zweite feiert den Sieg der friedebringenden Monarchie über wüste Rebellion, das dritte „die Kraft und Weihe der Kirche, in welcher der neue Staat seinen Grund und seine Stütze findet".

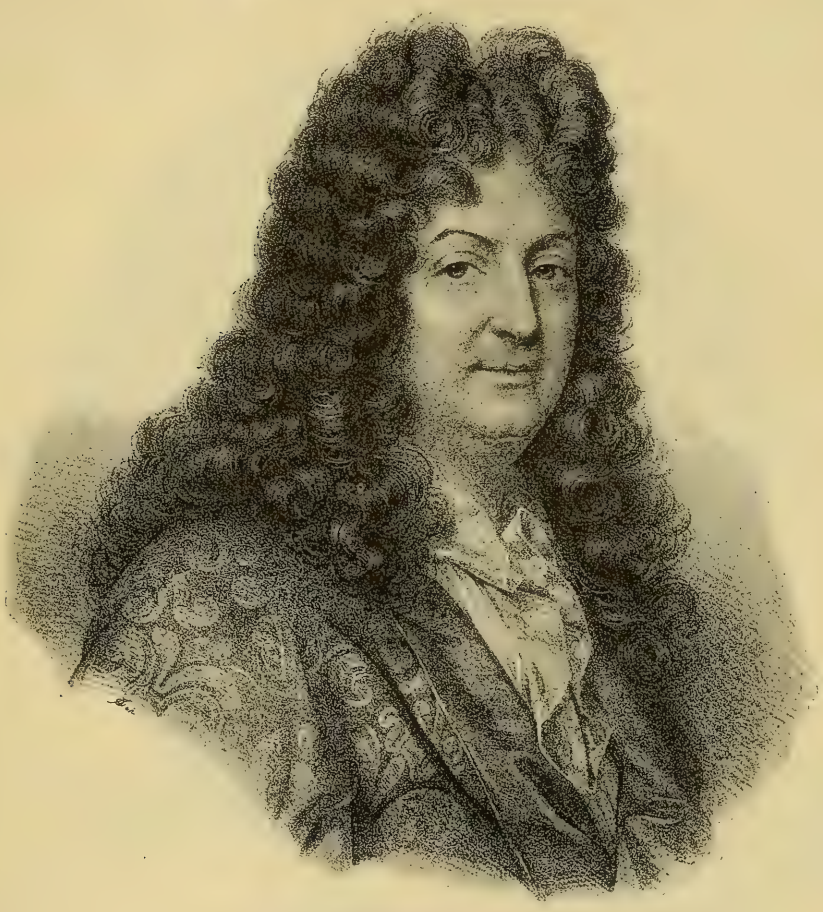
Racine.

Doch der eigentliche Vertreter des höfischen Dramas aus der Glanzperiode Ludwigs XIV. ist Jean Racine.

Geboren 1639 in La Ferté-Milon unweit Paris und früh verwaist, erhielt der Knabe im Kloster Port-royal (s. S. 606) eine strengreligiöse Erziehung in Verbindung mit vorzüglicher klassischer Bildung. Brachte ihm letztere die großen Dichter des griechischen Altertums, besonders Sophokles, nahe, so vermochte die erstere die aufkeimende Neigung zur Poesie ebensowenig zu unterdrücken, wie seine philosophischen Studien im Pariser Collège d'Harcourt (seit 1658) und die theologischen bei dem Oheim in Uzès (Provence), obwohl eine tiefe, zuweilen sogar selbstquälerische Religiosität ihm immer eigen blieb. Vielmehr trat er schon im Jahre 1664 mit seiner „Thébaïde", zu der er auf Molières Rat den Stoff aus der thebanischen Sage gewählt hatte, als Dramatiker auf und machte, in formeller Hinsicht von seinem treuen Freunde Boileau beraten, so rasche Fortschritte, daß er nach der glänzenden Aufnahme der „Andromache" (1667) binnen wenigen Jahren mit dem „Britannicus" die strahlende Höhe seines Ruhmes erstieg (1669) und dann mit der „Berenice" (1670) und dem „Mithridat" (1673) den alternden Corneille völlig aus dem Felde schlug. Um so tiefer verwundete den selbstbewußten und feinfühligen Dichter die kühle Aufnahme seiner an sich trefflichen „Phädra" (1677). Wenn er auch nicht nach seiner ursprünglichen Absicht ins Kloster ging, von der Bühne zog er sich seitdem doch gänzlich zurück und fand sein bestes Glück in der Ehe mit einer trefflichen Frau und in der Erziehung seiner Kinder. Der König stattete ihn mit einer ansehnlichen Pension aus und verkehrte so gern mit dem geistvollen Poeten, den er „den schönsten Mann seines Hofes" nannte, daß er sich seit 1677 auf allen seinen Feldzügen von ihm begleiten ließ. Diese engen Beziehungen zu Ludwig XIV. trugen ihm auch den Auftrag der Frau von Maintenon ein, für die Aufführung in ihrer Lieblingsstiftung St. Cyr Stücke geistlich-biblischen Inhalts zu schreiben. Das sind seine letzten, in mancher Beziehung seine vollendetsten Arbeiten, „Esther" und „Athalia" (1690). Der Hof nahm sie mit Entzücken, das Publikum der Hauptstadt nur kühl auf. Tiefer als dies — denn auf die Pariser waren beide Dramen nicht berechnet — traf Racine der Verlust der königlichen Gnade, als er in einer Denkschrift an die Maintenon „die Leiden des Volkes" geschildert hatte (1698). Seitdem soll er gekränkelt haben, jedenfalls starb er, erst sechzig Jahre alt, am 21. April 1699 in Paris.

Wie sich schon aus den angeführten Titeln der Dramen ergibt, hat auch Racine seine Stoffe niemals der heimischen und nur einmal der jüngeren Vergangenheit entlehnt, nämlich im „Bajazet" (1672), der die furchtbare Familientragödie im Hause Solimans des Großen schildert (s. Bd. V, S. 472 f.), sonst stets der antiken Sage und

Geschichte oder der Bibel. Eingeengt durch die festen Schranken der einmal herrschenden Kunstform hat er eben aus ihr den Antrieb empfangen zu engster Zusammenfassung der Ereignisse und zu musterhaftem Bau seiner Stücke. Er empfand aber auch selbst bei historischen Gegenständen diese Beschränkung weniger, weil er das Hauptgewicht nicht auf die Verflechtung äußerer Umstände, sondern auf die sorgfältige, feine



354. Jean Racine.
Nach dem Gemälde von Santerre.

Durchbildung der Charaktere legt und den dramatischen Konflikt, der bei ihm aus ihren Eigentümlichkeiten wie aus der äußeren Lage sich folgerichtig entwickelt, durchaus in den inneren Seelenkampf versetzt. Vor allem weiß er das Hin- und Herfluten der Leidenschaft im weiblichen Herzen vortrefflich zu schildern (Phädra, Monimia im „Mithridat"); aber ebenso gelingt ihm in seinem Nero („Britannicus") die Darstellung eines jungen Herrschers, der, von schlechten Ratgebern und der eignen Leidenschaft getrieben, aus einem weichherzigen und humanen Fürsten zum Despoten wird, oder

im „Mithridat“ der Charakter des gewaltigen Römerfeindes, über dessen Mißtrauen und Haß doch schließlich das edle Herz siegt, in der „Athalia“ der Gegensatz zwischen der greisen, abtrünnigen, bluttriefenden Priesterin und dem naiven, reinen Kindergemüt ihres Enkels Joas, den sie verderben will und für den doch eine innere Stimme ihres Herzens spricht. Gewiß sind Racines Gestalten französisch, modern, aber auch allgemein menschlich, und wenn er in stolzen Versen seines bewunderten Königs Glanz verherrlicht, so klingen in seinen späteren Dramen dem Fürsten und seinen Höflingen ernste Mahnungen ans Ohr, die für alle ähnliche Zeiten Geltung haben. Wer dächte nicht an Ludwigs XIV. Königshof bei der Schilderung, die im gleichnamigen Drama Berenice von Titus und seinem Glanz entwirft:

„Die Fackeln, die sich um die Flammenbecken scharten,
Dies Volk und dieses Heer, die Adler, die Standarten,
Die Konsuln, der Senat, sie alle königlich,
Erborgten ihren Glanz von dem Geliebten sich.
Die tausend Augen, die auf ihn den Blick gerichtet,
Die tausend Herzen, die sich huldigend ihm verpflichtet,
Von seiner Gegenwart aufs süßeste beglückt,
Von seiner Majestät gebeugt und hoch entzückt,
Gewohnt auf ihn allein und stets den Sinn zu lenken,
Sprich, konnten sie ihn seh'n, ohne wie ich zu denken:
Wär' er geboren auch im Dunkel noch so fern,
Sobald die Welt ihn sah, sah sie in ihm den Herrn.“

Aber warnend sagt in der „Athalia“ der Hohepriester dem jugendlichen Joas, und darin indirekt auch dem König inmitten des dritten und ruchlosesten seiner Raubkriege:

„Erzogen fern vom Thron, kennst du noch nicht
Den gift'gen Reiz verhängnisvoller Ehre,
Noch nicht den Rausch der unbeschränkten Macht,
Noch nicht die Zauberstimme feiger Schmeichler,
Die bald dir sagen werden: Die Gesetze,
Die heiligsten, beherrschen zwar das Volk,
Doch sind sie unterthan dem Könige,
Der keinen Zügel hat als seinen Willen,
Der Herrscherwürde alles opfern darf,
Dieweil das Volk, zur Arbeit und zu Thränen
Verdammt, mit ehernem Zepter will bedrückt sein,
Und drücken wird, wenn es nicht selbst bedrückt wird.“

Wer das dem „großen König“ kühn ins Angesicht zu sagen wagte, den konnte man trotz seiner Bewunderung des Monarchen doch keinen Schmeichler nennen.

Molière und das Lustspiel.

Der Unabhängigste aller französischen Dichter dieser Zeit trotz seiner nahen Beziehungen zum Hofe wurde Molière.

Jean Baptiste Pocquelin — so lautet sein ursprünglicher Name — war der Sohn eines königlichen Kämmerers (tapissier valet de chambre du Roi) in Paris und am 14. Januar 1622 geboren. Seine Bildung erhielt er erst im Jesuitenkolleg Clermont, dann studierte er die Rechte in Orléans, Theologie in Paris. Aber eine alte Vorliebe in Verbindung mit der Neigung zu der Schauspielerin Madeleine Béjart führte ihn zum Theater. Der Vater verzieh ihm diesen Schritt nie — denn noch galt der Stand der Schauspieler nicht für ehrenhaft — obwohl der Sohn ihm zuliebe seinen Namen änderte und ihm stets treue Anhänglichkeit bewahrte. Die Truppe Béjart, bei der er damals eintrat, hatte soeben ein drittes Theater in Paris eröffnet, besonders für Komödien (Ende 1643); da aber der geschäftliche Erfolg ausblieb, so durchwanderte sie und mit ihr der junge Molière 1647—58 ganz Frankreich. In diesem Jahre nach Paris zurückgekehrt, schlug sie unter dem Namen der Comédiens du Monsieur (d. h. des Bruders des Königs) und mit Erlaubnis des Monarchen ihre Bühne im Palais du Petit-Bourbon auf und machte bald dem Hôtel de Bourgogne gefährliche Konkurrenz, besonders seitdem ihr gestattet worden war, in das leerstehende, prachtvolle Theater des Hôtel Royal überzusiedeln (1661). Seit 1665 hieß die Gesellschaft Troupe du Roi und empfing vom König regelmäßige Unterstützung, spielte auch oft vor ihm in St. Germain, Versailles und Chambord. Da Molière, wie einst Shakespeare, bald alles in allem für sie war: Schauspieler, Direktor, Regisseur und Dichter, so gewannen die Vorstellungen eine seltene Vollendung, um so mehr, als ihre Hauptaufgabe bald wurde, die Werke ihres Meisters vorzuführen.

Denn rasch entwickelte sich Molière nach Boileaus gewichtigem Urteil zum ersten Dichter Frankreichs. Die Lage war für ihn die günstigste, denn die äußerlich gesicherten und blühenden Zustände gestatteten es, sich der Freude am Theater hinzugeben, das nationalfranzösische Wesen fühlte sich in voller Entfaltung, die Reibungen des aufsteigenden Bürgertums mit dem hoffärtigen Adel boten komischen Stoff in reicher Fülle, und doch vereinigte wieder eine verfeinerte Sitte die gebildeten Stände. Und

355. Jean Baptiste Molière (Pocquelin).
Nach dem im Besitz des Herzogs von Aumale befindlichen Gemälde Pierre Mignards.

Molière kannte das alles wie wenige. Die umfassende Menschenkenntnis, die er auf seinen langen Wanderungen im ganzen Lande gesammelt hatte, vermehrte er noch beständig durch eine reiche Geselligkeit, die ihn mit Racine, Boileau, Lafontaine u. a. verknüpfte, und durch eine scharfe Beobachtung dessen, was um ihn vorging. Nie betrat er den Gesellschaftssalon, den er sein Studierzimmer nannte, ohne Notizbuch, und während er selbst wenig sprach, schien sein ruhiges, kluges Auge jedem bis ins Innerste zu dringen. Dazu gesellten sich ihm leidvolle Herzenserfahrungen. Schon vierzigjährig, vermählte er sich vorschnell mit der verführerischen Armande Béjart;

aber die viel jüngere Frau fand mehr Unterhaltung in Liebeständeleien mit andern, so daß er sich von ihr trennte und sie fortan nur auf der Bühne sah, obwohl er nie aufhörte, sie leidenschaftlich zu lieben. Erst wenige Monate vor seinem Tode haben sich beide wieder genähert. So hatte er wohl ein Recht, das menschliche Leben und das menschliche Herz auf der Bühne zu schildern. Zu den fruchtbarsten Dichtern kann man ihn kaum rechnen, denn er verfaßte außer Entwürfen zu Possen nur 32 Stücke, da er sehr sorgfältig und überlegt arbeitete. Den ersten durchschlagenden Erfolg brachten ihm die „Lächerlichen Precieusen" (1659), seine wirkungsvollsten Stücke beginnen mit dem „Menschenfeind" (1665), ihm folgen 1667 „Der Tartüffe", 1668 „Der Geizhals", 1670 „Der Bürger und der Edelmann", 1672 „Die gelehrten Frauen". Seine Dichtungen stehen durchaus auf dem Boden seiner Zeit und seines Volkes. Sie sind verständig, nüchtern, lehrhaft, ganz und gar französisch, auch darin, daß „der Maßstab seiner dichterischen Gerechtigkeit in der zeitweiligen Sitte und Anschauung der vornehmen Welt, nicht in der unverrückbaren Sittlichkeit liegt". Von den herkömmlichen Schranken des französischen Dramas eingeengt, wird auch er dazu geführt, die Handlung klar, übersichtlich und folgerichtig zum Ziele zu bringen, wobei die Einführung (Exposition) ihm gewöhnlich besonders gut gelingt, meisterhaft z. B. im „Tartüffe". Die Charaktere entwickelt er aus bloßen feststehenden Typen, wie sie ursprünglich die komische Bühne bevölkerten, zu wirklichen, abgeschlossenen Persönlichkeiten, doch drücken die wenigsten auch stets etwas allgemein Gültiges aus, nur Nebenfiguren behandelt er mehr schablonenhaft. So wurde er der Schöpfer des Sitten- und Charakterlustspiels, der erste, der in Frankreich den Bürgerstand auf die Bühne brachte, wenn auch die Namen noch meist an das Altertum anklingen. Jedes seiner Stücke aber verfolgte eine ganz bestimmte Tendenz, sollte eine allgemeine Wahrheit zur Geltung bringen, denn welches andre Organ blieb dem freien Worte damals in dem Frankreich Ludwigs XIV. noch als die Bühne? Gegen den Adel in seiner Liederlichkeit, seinem Ahnenstolz, seiner Gewissenlosigkeit richtet sich „Don Juan", die Nachbildung eines spanischen Stücks; gegen die Narrheit der Bürger, die den Edelmann nachäffen, „Der Bürger als Edelmann", gegen den Unfug des Hôtel Rambouillet „Die Precieusen" und „Die gelehrten Frauen", gegen die innere Hohlheit der Gesellschaft „Der Menschenfeind"; endlich riß „Der Tartüffe" den religiösen Heuchlern die Maske so keck vom Gesicht, daß Molière um die Erlaubnis zur Aufführung einen fünfjährigen Kampf bestehen mußte, den endlich erst der König zu seinen gunsten entschied (1667). Damals vertrug der Monarch noch ein freies Wort, er schätzte den Dichter hoch und verkehrte gern mit ihm, speiste einmal mit ihm, nur dem Lästergeschwätz seines Hofes zum Trotz, und verlieh ihm eine Pension von 7000 Livres. Wenn diese und die glänzenden Einnahmen seiner Bühne sein Einkommen auf 30000 Livres brachten, so bewährte sich auch Molière seinen Genossen gegenüber als ein liebenswürdiger Mensch, human, verständig im Rate und gemütvoll gastfrei. Sein Leben würde er noch länger haben erhalten können, wenn er sich vom Theater zurückgezogen hätte; aber er wies die Bitten seiner besorgten Freunde ab, obwohl er brustleidend war, und in seinem Berufe ist er gestorben, eine Stunde nachdem er als wirklicher Kranker die Rolle des „Eingebildeten Kranken" zu Ende gespielt hatte (17. Februar 1673). Dem Schauspieler, der ohne die Sakramente verschieden war, weil zwei Priester sie ihm verweigerten und der dritte zu spät kam, konnte nur die Vermittelung des Königs ein halbwegs ehrliches Begräbnis verschaffen.

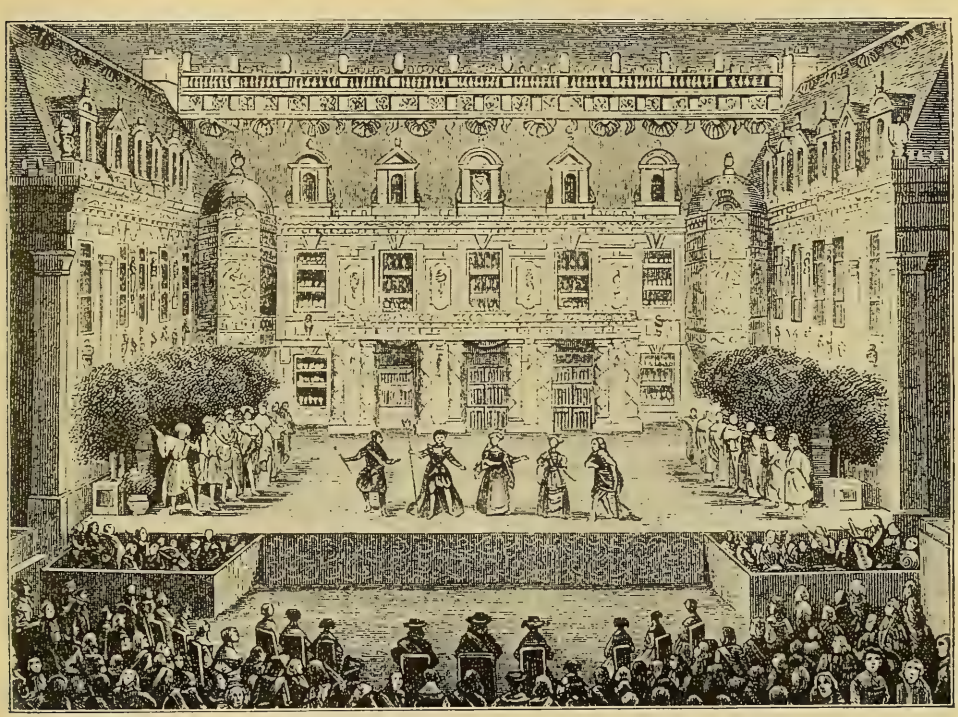
Das Théâtre français.

Mit seinem Tode löste sich seine Truppe beinahe auf. Seine Witwe führte indes das Unternehmen in einem neuen Theater in der Mazarinstraße fort, bis der König die Vereinigung ihrer Truppe mit der des Hôtel de Bourgogne befahl (1680). Die

so verstärkte Gesellschaft entschloß sich bald, auf eigne Kosten ein neues großes Theater zu bauen, das ist das Théâtre-Français, 1689 eröffnet, die älteste stehende Bühne Europas, denn ihre Geschichte geht bis 1643 zurück, und ihr eigentlicher Gründer ist Molière. Daher auch die feste Überlieferung in Spielweise und Deklamation, wie sie keine andre Anstalt dieser Art besitzt.

Die Oper.

Aber die Gunst des Königs wandte sich mehr und mehr vom Drama ab, die französische Poesie verstummte. Keiner ihrer großen Vertreter hat über die siebziger Jahre hinaus gewirkt. Boileau schrieb nicht mehr seit Molières Tode, der ihn aufs tiefste erschütterte, Corneille hatte sich längst überlebt, ehe er starb, Racine zog sich seit 1677 von der Bühne zurück und schuf seine letzten Werke auf eine äußere Veranlassung hin. Denn der strahlende Glanz der königlichen Sonne belebte nicht mehr,



356. Erste Aufführung von Lullys Oper „Alceste“ in dem Marmorhofe zu Versailles 1674. Nach Philippson, „Zeitalter Ludwigs XIV.“

er dörrte nur aus, die Monarchie sank herab zur frömmelnden Despotie. Die ernsten Lehren aber, welche die echte Dichtung predigte, schlugen dem König widerwärtig ans Ohr, und die echt französische Lebensfreude schien dem alternden Herrn sündhaft. Da trat allmählich die aus Italien herübergekommene Oper in den Vordergrund, die ihm nicht durch schwere Gedanken lästig fiel, sondern sich damit begnügte, durch ihre Melodien dem Ohre, durch ihre prachtvolle Ausstattung dem Auge zu schmeicheln.

Außer Italien gab es kein Land, in dem die italienische Oper so sehr den Verhältnissen entsprochen hätte, als Frankreich. Zwar der erste Versuch Mazarins, sie in Paris einzubürgern (1645), fand wenig Anklang, und die erste französische Oper Perrins und Comberts (1659) blieb lange die einzige. Erst die Begründung der „Königlichen Akademie für Musik“ (1672) durch Lully (gest. 1687), die dann Molières Truppe aus dem Palais Royal verdrängte, verschaffte der neuen Kunst-

gattung festen Boden. Auch hier behandelten die Texte, meist von Quinault, antikmythologische Stoffe, doch kamen die Franzosen dem antiken Drama näher als die Italiener, indem sie gegenüber der Arie das Recitativ sorgfältiger ausbildeten und behandelten, den Wert überhaupt mehr auf das Ganze als die gesangliche Einzelleistung legten. In den Tänzen und Chören brachten sie oft volkstümliche Melodien zur Verwendung, und an Pracht der Ausstattung übertrafen sie noch die Italiener, ganz besonders in dem Schloßtheater zu Versailles.

Wissenschaft, Unterricht und Kirche unter Ludwig XIV.

Für die Entwickelung der Wissenschaft pflegt die unumschränkte Monarchie keinen günstigen Boden darzubieten, denn die Freiheit, welche jede echte Forschung verlangt, kann sie nicht geben, zumal dann nicht, wenn sie sich mit einer herrschsüchtigen und mächtigen Kirche verbindet, wie es besonders unter Ludwig XIV., in seiner späteren Regierungsperiode, geschah.

Geschichte. Unter so beengenden Einflüssen blieb die französische Wissenschaft, soweit ihre Vertreter nämlich in Frankreich selbst lehrten, hinter der andrer Länder, namentlich Hollands, beträchtlich zurück. Besonders in der nationalen Geschichtschreibung war nur zweierlei möglich: einfache Sammlung des historischen Stoffes ohne Versuch ihn urteilend zu sichten, oder Darstellung im kirchlich-royalistischen Geiste. So erstarb die freiere Geschichtschreibung der Frondezeit mit den lebensvollen Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz (s. S. 330) und der umfassenden freimütigen Werke des François de Mézeray (1610—88), der darüber die Stellung eines königlichen Historiographen verlor. Es ist für Ludwigs XIV. Auffassung bezeichnend, daß er diese dann zwei Dichtern seines Hofes, Boileau und Racine, übertrug. Ganz im Sinne der herrschenden Richtung schrieb der große Kanzelredner Jacques Benigne Bossuet, Bischof von Meaux, eine vielbändige Weltgeschichte (bis auf Karl den Großen), die von der Absicht ausging, die Wahrheit der Offenbarung und ihre Wirksamkeit unter den Völkern zu beweisen. Die zahlreichen Denkwürdigkeiten und Briefe dagegen, die diese Zeit behandeln, wie die umfänglichen Memoiren des Herzogs von St. Simon (gest. 1755) und die graziösen, geistsprudelnden Briefe der Frau von Sévigné (1626—96) sind zwar für die Kenntnis des französischen Lebens außerordentlich wichtig und bedeutsam für die Ausbildung der französischen Prosa, aber sie waren für die Öffentlichkeit nicht bestimmt und sind nicht als eigentliche Geschichtswerke zu betrachten. Als solches können und wollen auch die geistreichen „Charaktere“ des feinen Weltmannes Jean de la Bruyère (1639—96) nicht gelten, sie liefern jedoch ein meisterhaft gezeichnetes Sitten- und Zeitgemälde. Der streng historischen Arbeit blieb kaum ein dankbares Feld außer der Sammlung, und hier ist, zum Teil mit Unterstützung der Regierung, Bedeutendes geschehen. So stellte Duchesne die alten französischen Historiker zusammen, Baluze die Gesetze (Kapitularien) der französischen Könige; Mabillon, der bedeutendste unter den fleißigen und gelehrten Benediktinern von St. Maur (Mauriner), legte den festen Grund zur mittelalterlichen Urkundenlehre (Diplomatik), Ducanges Wörterbücher der lateinischen und griechischen Sprache des Mittelalters sind noch heute unentbehrlich. Auch Nain Tillemonts umfängliche Arbeiten über die römische Kaiserzeit und Rollins Werke, die „Alte Geschichte“ und die „Römische Geschichte“, erheben sich nicht eben sehr über den Standpunkt fleißiger Sammlung des weitschichtigen Stoffes, doch zeichnet sich dabei Rollin durch geschmackvolle und leichtflüssige Darstellung aus.

In der Altertumswissenschaft, die dem Interesse des Hofes und dem Geiste der im Unterrichtswesen herrschenden Kreise fern lag, leistete das Beste Heinrich Valesius, neben dem nur etwa der Jesuit Peiresque als Archäolog und Frau Dacier als Übersetzerin des Homer in Betracht kommen; in der Rechtswissenschaft ragt Jean Domat hervor durch sein klassisches Werk „Über die bürgerlichen Rechte in ihrer natürlichen Ordnung". Auf dem Gebiete der Staatslehre durfte sich eine andre Anschauung als die schroff absolutistische lange nicht hervorwagen. Sie aber brachte Bossuet in seiner für den Dauphin geschriebenen „Politik nach den eignen Worten der Heiligen Schrift" zum bezeichnendsten Ausdruck. Bei ihm fallen die Begriffe Staat und König völlig zusammen, und dieser König ist als Statthalter Gottes niemandem verantwortlich außer diesem, seine Pflicht aber ist es, die falsche Religion auszurotten, den Glanz der wahren Religion und ihrer Priester zu erhalten, gegen seine Unterthanen Gerechtigkeit zu üben, seine Macht durch Kriege, den Nationalreichtum durch die Leistungen der eroberten Länder zu vermehren. Für den Mangel an Treue und Gehorsam gegenüber dem König gibt es keine Entschuldigung, selbst nicht Gottlosigkeit und Grausamkeit des Fürsten. Kurz, Bossuet versuchte, „die nächste Wirklichkeit des Tages als die Erfüllung der biblischen Gesetze zu erweisen und zu verherrlichen", gewiß, weil er in der That so dachte, aber er dachte so doch nur, weil dieser Zustand den Interessen seiner Kirche durchaus entsprach. Wie weit hatten sich doch die Franzosen Ludwigs XIV. von ihren Vorfahren aus dem Zeitalter der Religionskriege entfernt (vergl. Bd. V, S. 687 f.)! Altertums-, Rechts- und Staatswissenschaften.

Da war nun auch der philosophischen Forschung keine Freiheit gegönnt. Die philosophisch angelegten Denker, welche in Frankreich verblieben, sind deshalb auch zu keinem geschlossenen System gelangt. Die pessimistischen „Maximen" des Herzogs François de la Rochefoucauld (1613—80) spiegeln bei aller Schärfe der Beobachtung eines lebenserfahrenen, geistvollen Mannes im Grunde doch nur die Anschauungen der höheren Kreise wider, die in ihrem selbstsüchtigen Treiben jeden Glauben an menschliche Tugend und Begeisterung verloren hatten (zuerst 1664 im Haag erschienen). Der Ruhm, dem französischen Geist die Möglichkeit zu philosophischer Forschung in großartigster Weise gegeben zu haben, blieb nicht der Heimat, sondern der Republik Holland. Hier fand sie vor allem der Begründer der modernen Philosophie, der große René Descartes (Cartesius, s. oben S. 304 f.). Philosophie.

Aber Anschauungen derart konnten sich im damaligen Frankreich keine Geltung verschaffen. Der Cartesianismus blieb von der Pariser Universität streng ausgeschlossen, und noch im Jahre 1671 verbot der Erzbischof von Paris daselbst jede andre Philosophie außer der aristotelischen.

Daher ist denn nun auch das französische Unterrichtswesen trotz zahlreicher vortrefflicher Männer und vielversprechender Ansätze zu einer durchgreifenden Reform nicht gelangt. Zunächst das höhere Unterrichtswesen geriet mehr und mehr in die Hände der Jesuiten, die Heinrich IV. nur vorübergehend aus Frankreich ausgewiesen hatte (1595—1603, s. Bd. V, S. 681). Längst hatten das die Vertreter des französischen Humanismus gefürchtet. Von ihnen verließ zuerst Scaliger, nach Heinrichs IV. Tode auch Casaubonus das Land (s. Bd. V, S. 686), und auch Claudius Saumaise (Salmasius) aus einer protestantischen Familie Burgunds ging nach Holland. Freilich war die Universität Paris und in ihr besonders die Sorbonne ihren Studien niemals günstig gewesen. Jetzt aber sah sie sich in ihrer alten verbrieften Alleinherrschaft von der neu aufsteigenden Macht der Gesellschaft Jesu viel mehr noch bedroht und in langwierigen Kampf verwickelt, wobei das Königtum niemals für sie, wohl aber oft gegen sie Partei ergriff. Heinrich IV. hatte der Universität, die ihn Universitäten und Jesuitenschulen.

mit ihrer Anerkennung lange warten ließ, im Jahre 1598 ein neues Statut aufgedrängt, das ihre Unabhängigkeit erheblich schmälerte und den von den Nationen (der Artisten) gewählten Rektor in allen wichtigen Fragen an die Zustimmung der Vorsteher (Doyens, Dekane) der Fakultäten band. Zugleich hatte er darauf hingewirkt, daß neben dem Kirchenrecht das bisher gerade in Paris vernachlässigte römische Recht zur Geltung kam. Die Betonung der weltlichen Interessen, die sich darin zeigt, führte im Jahre 1600 auch zur Abschaffung der bis dahin noch geforderten Ehelosigkeit für die Professoren (mit Ausnahme der Theologen). Innerlich indessen, in ihrer Studienordnung und der strengen Zucht ihrer Kollegien blieb die Anstalt noch wesentlich mittelalterlich, behielt auch das Latein als Lehr- und Amtssprache bei.

357. Collège des quatre nations.
Nach Pérelle.

Eben dadurch aber erleichterte sie den Jesuiten den Wettbewerb. Wenngleich sie nach 1603 ihre Unterrichtsanstalten zunächst nur außerhalb der Hauptstadt begründen durften, so gestattete ihnen doch schon Heinrich IV., neben den klassischen Sprachen auch Theologie und Philosophie zu lehren, und im Jahre 1618 erlaubte ihnen dies ein königlicher Erlaß auch für ihr 1617 wiedereröffnetes Collège Clermont in Paris. Rasch wuchs hier die Zahl ihrer Zöglinge auf 600, und wenn auch der Universität die Erteilung der akademischen Würden zunächst noch ausschließlich vorbehalten blieb, so schwand doch ihr Ansehen um so mehr, je mehr die Einkünfte und die Disziplin ihrer Kollegien zurückgingen. Am Anfange des 17. Jahrhunderts waren von den 50 Kollegien 15 ganz eingegangen, 26 erhielten sich nur mühsam und nur 10 waren leidlich im stande. Später wurde im einzelnen manches gebessert. Aus einer großen Stiftung Mazarins entstand 1661 das stolze Collège des quatre nations für Studierende aus dem Elsaß, Artois, Lothringen und Roussillon unmittelbar an der Seine gegenüber dem Louvre (jetzt Hôtel des arts),

arts), und durch die Ernennung von außerordentlichen Professoren (doctores honorarii) verstärkte sich 1656 die juristische Fakultät, allerdings wesentlich deshalb, um ihr hochstehende Beschützer zu verschaffen, denn die Ernannten waren Parlamentsräte, Bischöfe und andre hohe Geistliche. Aber Ludwig XIV. zeigte von Anfang an der Pariser Universität wenig Gunst, nicht etwa weil sie die Freiheit der Forschung vertreten hätte, sie that vielmehr das Gegenteil, indem sie 70 Doktoren cartesianischer oder jansenistischer Ansichten halber von ihrer Genossenschaft ausschloß, sondern weil sie ihm als eine selbständige Körperschaft ebenso unbequem war wie die Parlamente. Er hatte deshalb die Absicht, sämtliche französische Universitäten im monarchischen Sinne zu reformieren. Obwohl die auswärtigen Kriege diesen Plan nicht im ganzen Umfange zur Ausführung kommen ließen, so griff doch die Regierung durch eine Reihe von Verfügungen tief in die Verhältnisse der Hochschulen ein. Namentlich das Rechtsstudium ordnete sie einfach durch Beschlüsse des Staatsrats, ohne die Universitäten auch nur zu befragen. Im April 1679 wurden für alle juristischen Fakultäten Hilfsprofessoren (doctores aggregati) bestellt, die in den Versammlungen beratende Stimme hatten und bei Promotionen ihr Gutachten abgaben. Im November 1680 befahl der Staatsrat in Paris die Errichtung einer Professur für französisches Recht, das bisher überhaupt noch nicht gelehrt worden war. Ein weiterer Beschluß nötigte jeder Fakultät neben dem ordentlichen Dekan einen Ehrendekan auf, der gewöhnlich irgend ein hochgestellter Beamter war. Auch die Kosten der Promotionen wurden neu geordnet (1679), und selbst über die Disziplin gab die Regierung unmittelbar Vorschriften, indem sie den Pariser Studenten 1684 verbot, in der Stadt Waffen zu tragen. Von der alten stolzen Selbständigkeit der Hochschulen blieb also wenig mehr übrig. Trotzdem behauptete die Pariser Universität den Vorrang vor den übrigen Hochschulen und wurde auch von Fremden, namentlich katholischen Theologen aus Deutschland, noch viel besucht. Der größten Gunst des Königs freilich erfreuten sich die geschmeidigen Jesuiten; sie durften im Jahre 1682 das Collège Clermont, dessen Ausbau und Vergrößerung der König freigebig gefördert hatte, mit seinem Namen schmücken (Collège Louis-le-Grand), und beherrschten überhaupt das höhere Unterrichtswesen im größten Teile von Frankreich vollständig. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts besaßen sie im ganzen etwa 200 Schulen.

Andre geistliche Schulen.

Nur die Benediktiner von der 1618 gestifteten Kongregation von St. Maur bei Paris (die Mauriner) hielten ihnen einigermaßen das Gegengewicht, indem sie die Einrichtungen der Jesuiten nachahmten und ebenso Priester und Laien in ihren Anstalten ausbildeten. Unter den sonstigen Priesterseminarien war das bedeutendste das von J. J. Olier 1641 in Vaugirard bei Paris gestiftete von St. Sulpice, dessen Zöglinge als Sulpicianer eine große Rolle gespielt haben. Geistlicher Leitung blieb die Bildung aller Grade immer unterworfen, auch da, wo die Universität und die Jesuiten sie nicht in die Hand nahmen. Denn fast die gesamte weibliche Erziehung der oberen Stände beherrschten die Ursulinerinnen, die sich zuerst unter Heinrich IV. in Paris angesiedelt hatten, bald aber sich in 80 Niederlassungen über ganz Frankreich verbreiteten. Einen mehr weltlichen Charakter, wenngleich mit strenger Wahrung der religiösen Grundlage, trug das 1686 durch die Marquise von Maintenon mit Hilfe des Königs gestiftete Erziehungshaus St. Cyr bei Versailles, wo 250 Mädchen aus vornehmen Familien für die Welt erzogen wurden.

Das jansenistische Unterrichtswesen.

Eine innere Erneuerung der Jugendbildung und Erziehung bahnten jedoch erst die Jansenisten (s. unten) an, von einem wahrhaft evangelischen Geiste getragen. Von ihrem Grundsatze aus, die Taufe gebe die durch den Sündenfall verlorene Gnade zurück, aber damit sie nicht wieder verloren gehe, müsse man die Kinder, um sie in

Unschuld heranzubilden, aus dem verderblichen Zusammenhange mit der Welt herauszuziehen, wollten sie ihren Zöglingen gewissermaßen ein ideales Elternhaus geben, das ebenso durch das Wort, wie durch das lebendige Beispiel der Erzieher auf die jungen Seelen wirke. Sie bildeten deshalb (zuerst 1643, in Paris seit 1646—47) kleine Pensionate (petites écoles) von nicht mehr als zwanzig Zöglingen, meist aus Familien des Adels und des bessern Bürgerstandes, die wieder in Gruppen von 1—5 einem Lehrer für Erziehung und Unterricht anvertraut wurden. Der Lehrer sollte sich ganz und gar den Kindern widmen, stets mit ihnen leben und sie fortwährend leiten und beaufsichtigen, ohne daß sie etwas von einer Einzwängung bemerkten. Eine gewisse Vornehmheit der Haltung war Grundsatz, schon deshalb, weil der Zweck des Unterrichts die Vorbereitung für die Universität war. Nach den vortrefflichen Lehrbüchern Antoine Arnaulds und Claude Lanzelots wurde der Unterricht nach ganz neuen Gesichtspunkten erteilt. Lesen lernten die Kinder nicht etwa, wie bisher, an dem ihnen unverständlichen Latein, sondern an der Muttersprache (und zwar nach der Lautiermethode), wozu gute französische Übersetzungen geeigneter leichter Stellen aus antiken Klassikern verwendet wurden. Die alten Sprachen aber wurden wie lebende möglichst durch mündlichen Verkehr und stets mit Zugrundelegung des Französischen gelehrt. Überhaupt wurde auf das Französische die größte Sorgfalt verwendet und es diente auf allen Stufen als Unterrichtssprache (nicht das Lateinische). Dazu kamen Logik und Mathematik.

Rollin. Diese Schulen überdauerten als selbständige Anstalten nicht das Jahr 1660, aber sie lebten fort in ihren Schülern, zu denen u. a. Racine und Tillemont gehörten, und die jansenistische Pädagogik gewann ihren größten Vertreter in einem Manne, der nicht zu diesen Schülern zählte, Charles Rollin.

Rollin, der Sohn eines Schmiedemeisters in Paris, geboren am 30. Januar 1661, war anfangs für das Handwerk des Vaters bestimmt, bis ein Benediktiner die Fähigkeiten des Knaben entdeckte und ihm eine Freistelle im Collège du Plessis verschaffte. Hier zeichnete er sich bald aus und gewann als Gesellschafter zweier Söhne des Ministers Pelletier Zutritt in einem vornehmen Hause. Nachdem er in der Sorbonne drei Jahre lang Theologie studiert hatte, übernahm er 1683 eine Lehrerstelle am Collège du Plessis und erwarb sich hier die herzliche Zuneigung und Verehrung seiner Schüler. Diese blieb ihm treu, als er 1689 als Professor der Beredsamkeit in das Collège royal (de France) eintrat. Nicht minder bewährte er sich als Rektor der Universität Paris, wozu er 1694 und abermals 1695 gewählt wurde. Mit Festigkeit trat er in diesem ehrenvollen Amte den Ansprüchen der Jesuiten entgegen und wußte in das verknöcherte Unterrichtswesen der Kollegien frisches Leben zu bringen. Glänzend bewährte er dann dieselbe Fähigkeit als Leiter des Kollegs von Dormans-Beauvais. Aber dadurch forderte er die Eifersucht der Jesuiten derart heraus, daß sie ihn 1712 aus seiner Stellung verdrängten. Seitdem wohnte er still für sich in einem einfachen Hause der Vorstadt St. Marceau, in glücklicher Muße, unausgesetzt mit wissenschaftlichen und pädagogischen Arbeiten beschäftigt und starb, verehrt und geliebt von allen, die ihn kannten, in hohem Alter am 14. September 1741.

Eine liebenswürdige, anspruchslose Persönlichkeit von tiefer Religiosität und echter Humanität hat Rollin sich das große Verdienst erworben, die pädagogischen Gedanken der Jansenisten, als deren Anhänger er sich offen bekannte, in den von der Universität Paris abhängigen Anstalten, den Kollegien, nach Kräften verwirklicht zu haben, indem er das alte Recht des Rektors der Universität, die Kollegien zu inspizieren, wieder in Anspruch nahm. Sein Ideal war das unvergängliche, eine humanistisch-religiös-nationale Bildung. Wie er selbst dem gelehrten Herkommen zum Trotz sich als Redner mit Vorliebe seiner Muttersprache bediente, so sicherte er auch in den Kollegien der französischen Sprache und Litteratur zuerst den gebührenden Platz, drang darauf, daß das Französische mehr als bisher als Unterrichtssprache verwendet werde, beförderte die Pflege des von den Jesuiten gänzlich vernachlässigten Griechischen und führte die (alte) Geschichte als besonderen Unterrichtsgegenstand in den Kollegien ein. Auch seine Geschichtswerke dachte er sich wesentlich als Hilfsmittel für den Unterricht

(s. oben). Seine gefährlichsten Gegner sah er auch hier in den Jesuiten. Leider konnten freilich diese gesunden Grundsätze im französischen Schulwesen nicht durchdringen. Im ganzen beherrschten die Jesuiten mit ihrer äußerlichen Dressur und oberflächlichen Moral das höhere Unterrichtswesen nach wie vor.

Volksschulen.

Für den eigentlichen Volksschulunterricht war bis dahin weder von der Kirche noch vollends vom Staate aus irgend etwas Erhebliches geschehen. Soweit es einen solchen in den Städten — vom platten Lande ist gar keine Rede — überhaupt gab, lag er in den Händen von Privatlehrern, die daraus ein Geschäft machten und z. B. in Paris eine Art vorberechtigter Zunft, die maitres écrivains bildeten. Dieser Not abzuhelfen, stiftete der edle Jean Baptiste de la Salle (1651—1719), ein Zögling von St. Sulpice, 1680 in Reims, seiner Vaterstadt, eine geistliche Genossenschaft, die „Brüder der christlichen und unentgeltlichen Schulen (frères des écoles chrétiennes et gratuites)". Sie lehrten in ihren Anstalten Religion und die Elementarfächer, hatten bald in einer Menge französischer Städte ihre Schulen und seit 1734 ihr Mutterhaus in St. Yon bei Rouen. Für die Erziehung der Mädchen bezweckte dasselbe die Genossenschaft der Schwestern vom heiligen Kinde Jesu, die vom Pater Barré 1678 in Rouen begründet wurde und rasch zu großer Bedeutung gelangte, auch an der ersten Einrichtung von St. Cyr beteiligt war.

Geistliche Genossenschaften.

An allen diesen Dingen nahm also die katholische Kirche Frankreichs aufs lebhafteste Teil. Aus den Erschütterungen des 16. Jahrhunderts war sie ohne dauernde Einbuße an Macht hervorgegangen, die Bourbonen hatten ihr in hohem Grade Gunst und Sorge zugewendet, und sie verfügte damals über eine solche Menge ausgezeichneter Kräfte, daß sie im 17. Jahrhundert geradezu ein klassisches Zeitalter erlebte. Die Zahl ihrer Erzbistümer war damals auf 18, die der Bistümer auf 101 gestiegen; sie zählte über 100 000 Weltgeistliche, 87 000 Mönche und 80 000 Nonnen, welche 950 Klöster bevölkerten. Erst Colbert dachte daran, diesem raschen Anwachsen einigermaßen zu steuern, und setzte durch, daß die Errichtung neuer Klöster an königliche Erlaubnis geknüpft, auch die übergroße Zahl der Feiertage etwas vermindert wurde. Im ganzen genoß aber die französische Geistlichkeit den Ruf strenger Pflichttreue und Sittlichkeit, denn sie hatte in der That an ihrer inneren Erneuerung kräftig und erfolgreich gearbeitet. Sie zu fördern, hatte Pierre de Bérulle im Jahre 1611 das französische Oratorium Jesu gegründet (s. Bd. V, S. 429), und aus gleichem Grunde traten seit 1618 die Benediktinerklöster Frankreichs zu gegenseitiger Beaufsichtigung zur Kongregation des heil. Maurus (St. Maur) zusammen, die ihre Thätigkeit ganz besonders dem Jugendunterrichte und der Wissenschaft zuwandte und für beides Unvergeßliches leistete (s. oben S. 602). Wie Richelieu diesen Klosterbund nachdrücklich förderte, so hat er auch namentlich für die Heranbildung tüchtiger Bischöfe gesorgt.

Selten ist deshalb auch auf dem weiten Gebiete der Armen- und Krankenpflege Verdienstlicheres geschehen als im 17. Jahrhundert, in dessen erster Hälfte die edlen Namen Franz von Sales aus Savoyen (gest. 1622) und Vincenz von Paula (gest. 1660) wie helle Sterne schimmern. Auf sie gehen mehrere religiöse Genossenschaften zurück, deren besonderer Beruf die Barmherzigkeitspflege war. Der erstere stiftete mit Françoise de Chantal den Orden der „Töchter von der Heimsuchung" (zuerst in Lyon 1615), der letztere 1624 die „Priester der Mission" (Lazaristen, nach ihrem Mutterhause St. Lazare in Paris), die innerhalb der Christenheit dem verwahrlosten Volke die Segnungen der Religion vermitteln wollten und namentlich in den Zeiten der Fronde Großartiges geleistet haben; aus einer Vereinigung vornehmer Damen zum Besuche der Pariser Krankenhäuser gestaltete Vincenz dann die

Genossenschaft der (grauen) barmherzigen Schwestern (soeurs grises), deren erste Vorsteherin, die Witwe Legras, die Mitstifterin war. Sie wurde 1655 vom Erzbischof von Paris anerkannt, 1658 vom König bestätigt).

Wohlthätigkeitsanstalten.

Zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten verdankten demselben edlen Streben ihre Entstehung oder Verbesserung. Unter Heinrich IV. wurde das alte Hôtel Dieu auf der Pariser Seeinsel (Cité), das bei seiner Überfüllung eher ein Herd der Ansteckung als eine Stätte der Heilung war, erweitert, dann ergänzt durch das großartige Hospital St. Louis in der nördlichen Vorstadt (1607) und durch die Charité im Faubourg St. Germain, die bald 24 Filialanstalten durch ganz Frankreich gründeten.

358. Vincenz von Paula.
Nach einem Kupferstiche von Desrochers.

Für Waisen sorgten in Paris die Stiftung des Parlamentspräsidenten Séguier, das Marienhospital (1622) und das „Muttergotteshaus" der barmherzigen Schwestern, für Findelkinder das Haus in Bicêtre, zu dem Vincenz die Anregung gab; ebendort wurden im Jahre 1656 alle Armenhäuser vereinigt und von Mazarin so ausgestattet, daß sie bis 1660 die Zahl von 5000 Armen aufnehmen konnten.

Kanzelredner.

Zu diesen Äußerungen werkthätiger Menschenliebe trat eine großartige Kanzelberedsamkeit, die bald durch rhetorische Kunst oder markige Kraft die Gemüter hinriß, bald den Verstand durch scharfsinnige Beweisgründe gewann. So glänzten unter Ludwig XIII. der Jesuit Lingendes (gest. um 1667) und Bourzeys, zu Ludwigs XIV. Zeit Bossuet, Bischof von Meaux, unerreicht in seinen Gedächtnisreden (gest. 1704), Massillon, Bischof von Clermont (gest. 1742), Fléchier, Bischof von Nîmes (gest. 1710),

endlich der Jesuit Bourdaloue (gest. 1704), dessen schmucklos kraftvolle Rede die Seele im Innersten bewegte. Rechnet man hinzu, was Mitglieder des französischen Klerus für Wissenschaft und Jugendbildung damals leisteten, so nimmt unfraglich die französische Kirche innerhalb der katholischen Welt die erste Stelle ein.

Der Jansenismus.

Ihr Recht auf diesen Platz wird nicht vermindert, sondern eher noch besser begründet durch einen gewaltigen inneren Kampf, der sie damals erschütterte, als von

359. Cornelius Jansen, Bischof von Ypern.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

den Niederlanden her die Lehren des Cornelius Jansen, Bischofs von Ypern (1585—1638), in ihr rasch Boden gewannen.

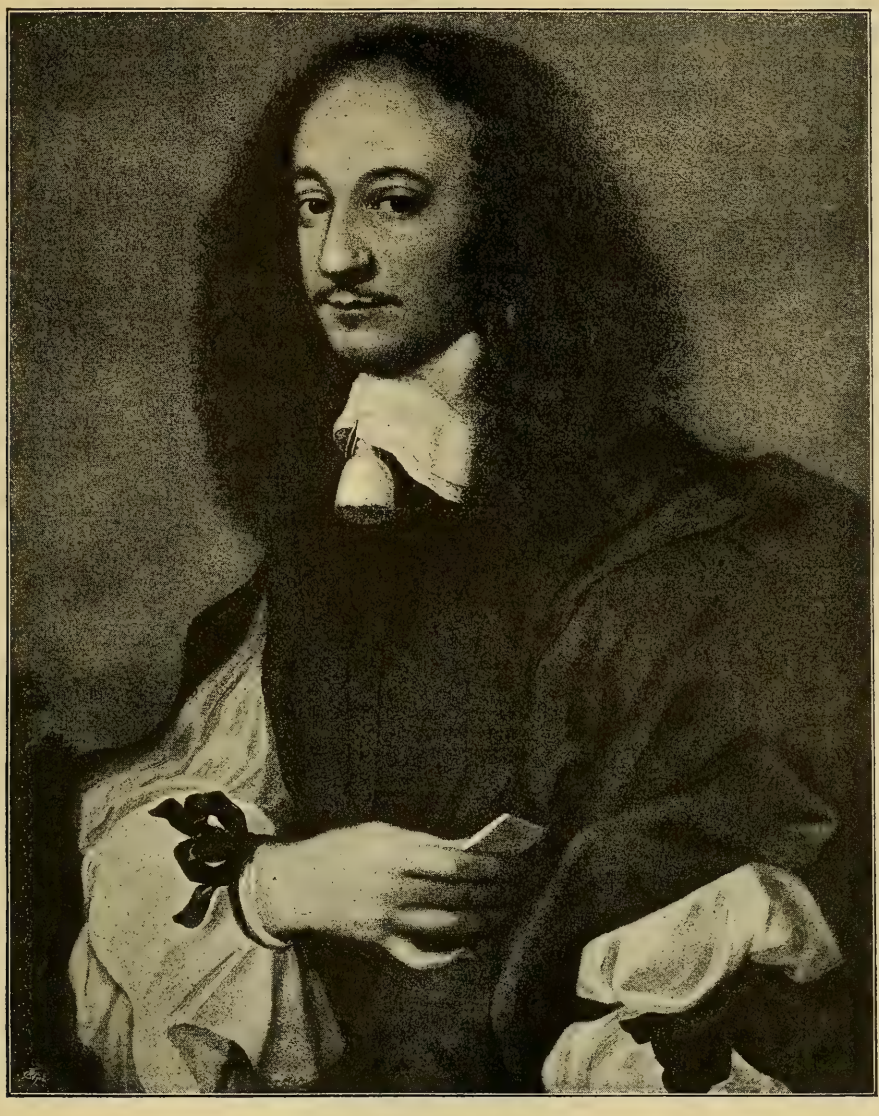
Jansen war der Sohn eines Zimmermanns in Acquoy bei Leerdam, erhielt seine erste Erziehung in der Hieronymitenschule zu Utrecht, studierte seit 1602 in Löwen, anfangs unter der Leitung der Jesuiten, denen er sich indes bald entzog, um unter Jakob Jansonius, einem entschiedenen Gegner der Jesuiten und Verehrer des heiligen Augustinus, seine Studien fortzusetzen. Aus Gesundheitsrücksichten begab er sich 1604 um des milderen Klimas willen nach Paris, erhielt dort durch die Verwendung seines Freundes Jean du Vergier de Hauranne eine Hauslehrerstelle in einer vornehmen Familie, lehnte aber eine Aufforderung der Sorbonne, über Theologie vorzutragen, ab und folgte seinem Freunde nach Bayonne, wo sich beide eifrig mit den Kirchenvätern, namentlich mit Augustinus, beschäftigten. Erst als du Vergier Abt von St. Cyran

geworden war, kehrte Jansen nach Löwen zurück, wo er die Leitung des Pulcheriakollegs übernahm und nach eindringenden theologischen Studien sich 1619 den Doktorgrad erwarb und eine theologische Professur erhielt. In dieser Stellung bekämpfte er vom augustinischen Standpunkte aus aufs entschiedenste die Jesuiten, machte aber auch gegen die Protestanten eifrig Front und bezeichnete den Abfall der Niederländer von Spanien ohne Umschweife als Rebellion. Als Bischof von Ypern (seit 1636) starb er schon 1638 an der Pest.

Die tiefste Wirksamkeit entfaltete der Geist Jansens erst nach dem Tode und zwar nicht in seiner Heimat, sondern in Frankreich, mit dem er ja auch durch langjährigen Aufenthalt verbunden gewesen war. In seinem Buche „Augustinus", das erst nach seinem Tode 1640 erschien, vertrat er den strengen paulinisch-augustinischen Lehrbegriff von der alleinseligmachenden Kraft der göttlichen Gnade und der Gnadenwahl, die Jansen als die echt-katholische Lehre betrachtete. Obwohl nun er und seine Anhänger gar nicht daran dachten, die Verfassung der katholischen Kirche oder die Macht des Papsttums direkt anzugreifen, so war doch die ganze Stellung des katholischen Priesters als des Mittlers zwischen Gott und Menschen erschüttert, wenn dieser zur Rechtfertigung vor Gott nur der Gnade bedurfte. Eben deshalb erwirkten die Jesuiten, den unversöhnlichen Gegensatz dieser Anschauungen mit ihrer Anschauung sofort empfindend, von Papst Urban VIII. (1623—44) die Verdammung des „Augustinus" durch die Bulle In eminenti vom Jahre 1642, und Innocenz X. verurteilte 1653 noch im besondern fünf angeblich aus dem „Augustinus" ausgezogene Sätze, was Alexander VII. 1656 wiederholte. Während sich nun ein lebhafter Streit über die Frage entwickelte, ob diese Sätze wirklich so, wie die Jesuiten behaupteten, in dem Buche enthalten, dies also von der Verdammung betroffen sei oder nicht, gewann in Frankreich der Jansenismus täglich an Einfluß. Den Grund dazu legte Jansens Jugendfreund, der Südfranzose Jean du Vergier de Hauranne (1581—1643), Abt des Cistercienserklosters St. Cyran am Indre. Zwar ließ ihn Richelieu 1638 auf mehrere Jahre nach Vincennes bringen, aber seine feurige Beredsamkeit gewann nicht nur die Nonnen der Filiale seines Klosters Port-Royal des Champs bei Versailles unter ihrer Äbtissin Angelika Arnauld (seit 1602), der Freundin des Franz von Sales, sondern vor allem den jungen, hochbegabten Anton Le Maistre und dessen Oheim Anton Arnauld, den Vater Angelikas, einen der glänzendsten Sachwalter von Paris (1641). Sie wurden die Stifter und Häupter einer begeisterten Genossenschaft, die ohne Gelübde und ohne Obere, doch in klösterlicher Weise in einem Pachthofe bei Port-Royal gemeinsam lebte und vorübergehend auch einzelne vornehme Herren und Damen in ihrer Nähe vereinigte, so den Prinzen Conti mit seiner Schwester, der Herzogin von Longueville, u. a. m. Von hier aus eröffnete Arnauld 1643 den Federkrieg gegen die Jesuiten. Vor allem aber lebten die Genossen der Wissenschaft und der Jugendbildung (s. oben S. 506 f.), und so gewannen ihre Grundsätze weithin Geltung unter der Geistlichkeit wie unter dem einflußreichen Parlamentsadel.

Jansenisten und Jesuiten.

Alles dies reizte die Jesuiten zu fortgesetzten Angriffen. Doch sie wurden zunächst siegreich abgeschlagen durch einen der glänzendsten Prosaiker der Zeit, Blaise Pascal aus Clermont (1623—62). Ein frühreifer Knabe und vor allem für die Mathematik in seltenster Weise begabt, wurde er durch die Lebensgefahr, in die einmal sein Vater geriet, und noch entscheidender durch ein eignes Erlebnis dieser Art (1654) so in tiefster Seele erschüttert, daß er, wie von einer plötzlichen Erleuchtung erfaßt, „ohne Furcht und ohne Hoffnung" in die Genossenschaft von Port-Royal eintrat, nur mit dem Studium der Bibel, mit Bußübungen und Barmherzigkeitspflege beschäftigt. Als sich aber die Angriffe der Jesuiten erneuerten, sandte er gegen sie wie scharfe Pfeile seine „Briefe aus der Provinz" (Lettres provinciales), gleich bedeutend als ein klassisches Denkmal französischer Prosa, wie als die schneidendste Ver-



360. Blaise Pascal.

Nach dem im Besitz des Marquis von Grammont befindlichen Gemälde Philippe de Champaignes.

urteilung der jesuitischen Moral, die noch auf Widerlegung wartet (1656). Das ganze gebildete Frankreich verschlang die Briefe, und selbst die Getroffenen mußten ihre sprachliche Meisterschaft anerkennen. Als Ausdruck der Gesinnung Pascals kommen aber fast noch mehr seine „Gedanken“ (Pensées) in Betracht (veröffentlicht erst 1669). Sie finden das wahre Glück des Menschen im Verzicht auf das äußerliche Treiben der Welt und in der Einkehr in sich selbst, der Versenkung in Gott, und verteidigen zugleich das Christentum gegen die Zweifler und Atheisten.

Doch so christlich solche Anschauungen, so wohlthätig die Wirksamkeit von Port-Royal sein mochten, das alles war nicht römisch und also verdammlich. Als im Jahre 1665 sich Arnauld mit andern weigerte, eine auf Befehl Alexanders VII. der

französischen Geistlichkeit vorgelegte Verwerfungserklärung der fünf Sätze Jansens zu unterschreiben, wurden mehrere seiner Genossen in die Bastille gebracht, und den Nonnen von Port-Royal nahm man nicht nur ihre Zöglinge, sondern versagte ihnen auch die Sakramente. Nur der energischen Verwendung der Herzogin von Longueville, die Arnauld selbst in ihrem Hôtel verbarg, gelang es, die Wiederherstellung von Port-Royal durchzusetzen (1668), die Clemens IX. (1667—69) zugab, weil die Jansenisten ihm mit einer zweideutigen Formel genug thaten. Auch eine zweite Auflösung des Klosters nach dem Tode der Herzogin (1679), die Arnauld zur Flucht nach den Niederlanden zwang, wo er 1694 starb, war nicht von Dauer; der Jansenismus behauptete sich, ja er wirkte mittelbar mit bei dem Kampfe, in welchen Ludwig XIV. um dieselbe Zeit mit dem Papsttume geriet.

Die gallikanische Kirche und das Papsttum.

Seit durch das Konkordat von 1516 (s. Bd. V, S. 490) die französische Geistlichkeit von der Krone viel abhängiger war als von Rom, standen beide in der Regel fest zusammen in der Behauptung möglichster Unabhängigkeit der gallikanischen Landeskirche, so wenig diese auch mit den Tridentiner Beschlüssen übereinstimmen mochte. Die regelmäßig aller zehn Jahre abgehaltenen Versammlungen des Klerus verstärkten noch das Gefühl der Einheit und der Selbständigkeit. Willkommenen Anlaß, sie nachdrücklich zur Geltung zu bringen, gab der Streit über das königliche Recht (Regal), im Falle einer Erledigung eines Bischofssitzes dessen Einkünfte zu beziehen und die Stelle selbst zu vergeben. Nach altem Herkommen galt dies überall außer in den später erworbenen Provinzen Languedoc, Guyenne, Dauphiné und Provence, wo die Besetzung dem Papste zustand. Da dies aber der strengen Geschlossenheit seiner Königsmacht widersprach, so dehnte Ludwig XIV. durch das Edikt vom 10. Februar 1673, das die meist jansenistisch gesinnten Parlamente bereitwillig registrierten, seine Befugnis willkürlich auch auf jene vier Provinzen aus. Sein Hauptratgeber war dabei Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), ein geistvoller, aber unduldsamer und herrschsüchtiger Prälat, und durch seine streng royalistische Überzeugung (s. S. 603) besonders geeignet zum Verfechter der Königsmacht auf kirchlichem Gebiete, daher bald das eigentliche Haupt der gallikanischen Kirche.

Bossuet war der Sohn eines Parlamentsrats in Dijon und hier am 27. September 1627 geboren. Seine erste gelehrte Erziehung erhielt er im dortigen Jesuitenkolleg, seine weitere theologisch-philosophische Ausbildung seit 1642 in Paris im Navarrakolleg. Sehr früh entfaltete sich sein Predigttalent, und ihm verdankte er es, daß er, nachdem er seit 1653 als Erzdechant in Metz gelebt hatte, von der Königin Anna, die ihn dort gehört, in der gleichen Eigenschaft 1659 nach Paris versetzt wurde. Schon 1662 zum Hofprediger Ludwigs XIV. berufen, begründete er seinen Ruf als Kanzelredner durch die berühmte Trauerrede auf die Königin-Witwe Henriette von England im November 1669 und erhielt danach den Auftrag, den Dauphin zu erziehen (s. S. 577), so daß er jahrelang am Hofe lebte. Bald nachdem diese Aufgabe erledigt war, ernannte ihn der König 1682 in Anerkennung seines Auftretens für seine kirchlichen Ansprüche zum Bischof von Meaux. Da er gleichzeitig mit der Frau von Maintenon in enge Verbindung trat, wurde er thatsächlich der Regent der gallikanischen Kirche.

Das Nationalkonzil.

Der Klerus derselben unterwarf sich mit Ausnahme von zwei Bischöfen, die Innocenz XI. (1676—89) in ihrem Widerstande natürlich lebhaft unterstützte, während er über den Erzbischof von Toulouse und seinen Vikar den Bannfluch verhing. Darauf berief der König, von Bossuet beraten und unfraglich in voller Übereinstimmung mit dem größten Teile der französischen Geistlichkeit, ein Nationalkonzil von 68 Mitgliedern, das am 8. November 1681 zusammentrat. Indem er nun hier zugab, daß die unmittelbar mit der Seelsorge verbundenen Pfründen nur denen zukommen sollten, die den Vorschriften der Kirche genügten und von ihr bestätigt wurden, erlangte er dagegen die Ausdehnung seines Regals auch über jene vier Provinzen, vor allem aber (19. März 1682) die Annahme folgender einschneidender vier Sätze, die Bossuet formulierte: Petrus und seine Nachfolger, die Päpste, haben von Gott nur Macht im

Geistlichen, nicht im Weltlichen; diese Macht ist beschränkt durch die Konzilien, die über dem Papste stehen, wie durch die Rechte der gallikanischen Kirche; die Aussprüche des Papstes sind nicht unfehlbar, wenn nicht das Ansehen der Kirche hinzukommt. Es waren Gedanken, wie sie im 15. Jahrhundert um die Herrschaft rangen, und der Bruch mit Rom schien kaum zu vermeiden, als der König, um nicht dies Äußerste herbeizuführen, das Konzil vertagte (29. Juni 1682). Aber die Beschlüsse selber wurden in Frankreich nachdrücklich zur Geltung gebracht.

361. Jacques Bénigne Bossuet, Bischof von Meaux.
Nach dem im Besitz des Bischofs von Meaux befindlichen Gemälde.

Und bald wandte sich die vereinigte Macht des Königtums und der Geistlichkeit gegen die französischen Protestanten. Die Einheit und Geschlossenheit der gallikanischen Kirche unter landesfürstlicher Gewalt, die man gegen Rom gesichert zu haben glaubte, sollte auch im Innern des Landes durchgeführt werden. Die französischen Protestanten.

Die reformierte Kirche Frankreichs erfreute sich trotz der Vernichtung ihrer politischen Sonderstellung durch Richelieu (s. S. 296) einer bescheidenen Blüte, die

dem ganzen Lande zu gute kam. Ihre Bekenner zählten etwa 1600000, also nicht viel weniger als den zwölften Teil aller Franzosen, und dies fiel um so mehr ins Gewicht, als sie meist den gebildeten und wohlhabenden Ständen angehörten. Ganze wichtige Erwerbszweige lagen in ihren Händen, die Tuchfabrikation im Nordosten, die Seidenweberei in Lyon und Languedoc, die Gerberei in der Touraine, die Spitzen- und Brokatfabrikation um Paris, die Eisengießerei um Sedan, die Strumpfwirkerei u. s. f. Die größten Handelshäuser in den Hafenstädten des Westens waren protestantisch. Eine Menge von Reformierten diente ferner auf der Flotte und im Heer, und die Stellen in der Finanzverwaltung waren um 1661 meist mit ihnen besetzt, weil sie im allgemeinen für sehr zuverlässig galten. Ihre kirchliche Organisation stand noch ungebrochen aufrecht. Sie zählte um 1660 im ganzen 862 Kirchen mit 712 Geistlichen, die in 16 Provinzen und 72 (oder 62) Kolloquien (etwa Superintendenturen) zerfielen. Provinzialsynoden und die Nationalsynode, die allerdings nur mit Genehmigung des Königs und unter Überwachung durch einen königlichen Kommissar stattfinden durften, berieten die allgemeinen Angelegenheiten. Die Geistlichen genossen wie die katholischen Steuerfreiheit und erhielten vom Staate Beiträge zu ihrer Besoldung. Eine strenge und ernste Kirchenzucht waltete über den einzelnen und erhielt ebenso das Bewußtsein der sittlichen Verantwortung wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Nach calvinischer Weise wurde auch für die Bildung der Jugend trefflich gesorgt. Akademien bestanden in Montauban, Saumur, Nîmes und Sedan, treffliche Anstalten mit vortrefflichen Lehrern, Kollegien an diesen und zahlreichen andern Orten; selbst die Volksschulen waren häufiger als im katholischen Frankreich, sogar auf dem platten Lande; wo die Behörde die Erlaubnis verweigerte, half man sich wohl mit Winkelschulen („Heckenschulen", „écoles buissonières").

Stellung Ludwigs XIV. zu den Reformierten.

Obwohl also die Reformierten einen sehr wertvollen Teil des französischen Volkes darstellten und durchaus treue Unterthanen waren, auch ihre Rechte auf alle Weise gesichert zu sein schienen, so begannen doch Beeinträchtigungen derselben schon unter Richelieu. Kaum ein Jahr verging, wo nicht unter irgend einem Vorwande eine protestantische Kirche (temple) geschlossen wurde. Die Geistlichen galten nicht als solche, sondern nur als Gelehrte und durften nur an dem Orte ihres Wohnsitzes predigen; die protestantischen Kollegien wurden schon 1633 zur Hälfte mit katholischen Lehrern besetzt. Hier und da schloß eine Stadtgemeinde die Reformierten auch vom Meisterrechte aus, und allgemein üblich wurde es, von der „angeblich reformierten Religion" (réligion prétendue réformée) zu sprechen. Unter Mazarin kamen wieder bessere Zeiten; im November 1659 fand die letzte Nationalsynode in Loudun statt. Aber Ludwig XIV. war ihnen von Anfang an nicht gewogen, obwohl er zunächst auf friedliche Bekehrung hoffte und an Gewaltanwendung persönlich anfangs nicht dachte, und je höher sein Selbstbewußtsein stieg, desto unerträglicher wurde ihm eine Genossenschaft, die sich erlaubte, seine religiöse Anschauung für unrichtig zu halten. Er war deshalb von Anfang an entschlossen, die Ausübung der Rechte der Reformierten möglichst einzuschränken, und versagte ihnen grundsätzlich jede Gnadenerweisung. Bekehrungsversuche begannen deshalb sehr früh, besonders durch die Jesuiten, und beim hugenottischen Adel keineswegs ohne Erfolg; 1668 trat z. B. Turenne über. Kein Zweifel, daß auch auf diesem Gebiete Ludwig XIV. ganz und gar im Sinne der Mehrheit seiner Unterthanen handelte, denn den katholischen Franzosen war die reformierte Kirche ein beständiges Ärgernis und eine Erinnerung an Zeiten der Zerrüttung.

Einschränkung der Reformierten.

Vor allem wurde der katholische Klerus nicht müde, an die Bewilligung seiner „Geschenke" für den König Klagen und Bitten bezüglich der Protestanten zu knüpfen. Dies trug bald seine Frucht. Schon 1661 wurde eine Kommission zur Untersuchung der Klagen beider Konfessionen niedergesetzt, die bis 1665 thätig war und den Refor-

mierten 42 Kirchen entzog, womit natürlich zugleich der protestantische Gottesdienst aufhörte und die Geistlichen ihre Stellen verloren. Ferner wurde der Gottesdienst auf den adligen Schlössern nur für die (meist kurze) Zeit der Anwesenheit ihrer protestantischen Herren gestattet. Seit 1666 durften protestantische Schulen nur dort gehalten werden, wo öffentlich reformierter Gottesdienst stattfand. Andre Bestimmungen erschwerten den Übertritt zum Protestantismus, erlaubten dagegen den zum Katholizismus den Knaben schon mit vierzehn, den Mädchen mit zwölf Jahren und verboten die Rückkehr zum Protestantismus überhaupt. Verkürzung der bürgerlichen Rechte, Verschärfung der Zensur über protestantische Bücher, aufdringliche Bekehrungsversuche bei Sterbenden und dergl. kamen hinzu, und sogar eine erste Probe der Dragonaden erlebte Montauban schon 1660, als dort ein Tumult vorgekommen war. Da endlich der König eine Nationalsynode, angeblich der Kosten wegen, nicht mehr gestattete, und den Provinzialsynoden den gegenseitigen Verkehr verbot, so war damit die Einheit der reformierten Kirche thatsächlich schon aufgehoben. Kein Wunder, daß die überall zurückgesetzten und gequälten Protestanten schon 1660 in ziemlicher Zahl auszuwandern begannen, aber auch dies wurde durch eine Verordnung von 1669 an eine königliche Erlaubnis geknüpft. Auf der andern Seite tauchten Versuche zu einer „Vereinigung" beider Kirchen auf, besonders 1673. Es wurde immer klarer: die katholische Geistlichkeit und das ganze offizielle Frankreich wollten die Reformierten als eine besondere Kirchengenossenschaft überhaupt nicht mehr dulden.

Die Wendung am Hofe.

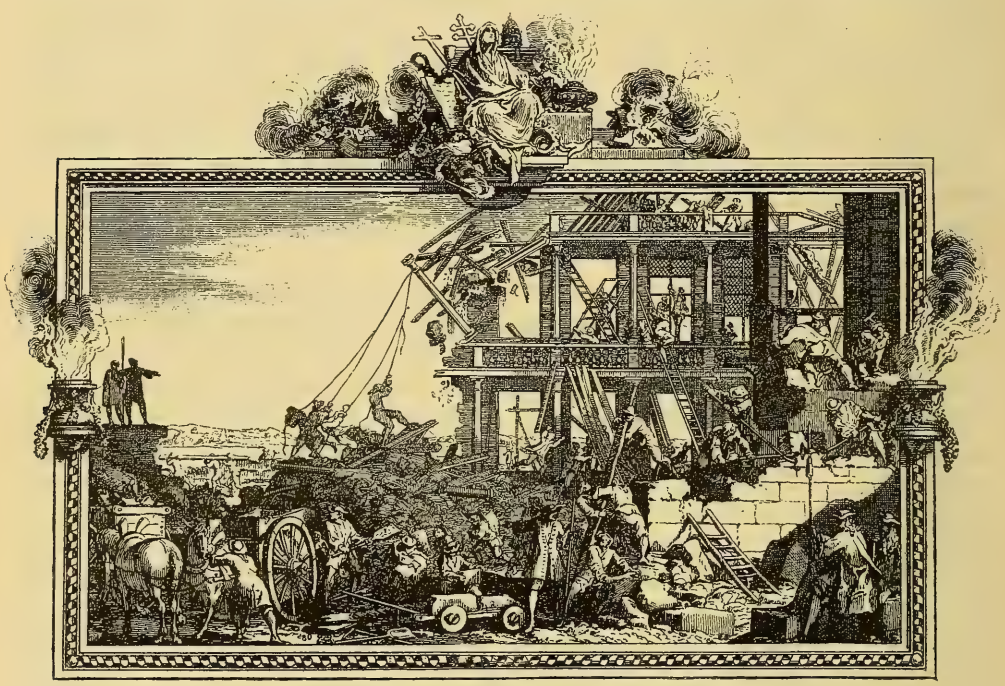
Besonders wichtig wurde da nun die Versammlung der französischen Geistlichkeit im Jahre 1675. Indem sie dem König $4\frac{1}{2}$ Millionen Livres bewilligte, pries der Bischof von Uzès seine bisherigen Verdienste um die Bekämpfung der Ketzerei und mahnte ihn, der entsetzlichen Hydra den letzten Schlag zu versetzen. Die Rede machte den tiefsten Eindruck auf den Monarchen. Nun wurde mit dem glücklichen Ausgange des zweiten Raubkrieges 1678 sein Selbstgefühl außerordentlich gesteigert, und zugleich begann der kirchliche Einfluß der Maintenon mächtig zu werden. Nach derselben Richtung wirkte sein Beichtvater, der Jesuit La Chaise, und während Colbert, der schon aus wirtschaftlichen Gründen die Bedrückung der Protestanten nicht gern sah, seit 1679 mehr und mehr an Einfluß verlor, beherrschten der fanatische Kanzler Le Tellier und sein Sohn, der Marquis von Louvois, dem jeder Widerstand gegen den Willen des Königs als ein Frevel galt, das Ohr des Monarchen. Wie gewöhnlich folgte die vornehme Gesellschaft dem Anstoße von oben; ein ernster kirchlicher Ton begann den früher so leichtfertigen Hof zu beherrschen, es wurde Mode, gut katholisch zu sein, und ein wahrer Bekehrungseifer bemächtigte sich der vornehmen Kreise. „Alles ist Missionär geworden, Beamte und Privatleute", schreibt Frau von Sévigné. Überall bildeten sich fromme Gesellschaften zu diesem Zwecke, und Scharen von Missionären durchzogen das Land.

Beginnende Zwangsmaßregeln.

Aber noch mehr als der Überredung vertraute man doch den gesteigerten Zwangsmitteln. Was nur ausfindig gemacht werden konnte, um den Reformierten sozusagen Luft und Licht abzusperren, ihnen das Leben unerträglich zu machen, das geschah schon in den Jahren 1679—83. Schon 1679 wurden 26 Kirchen geschlossen oder zerstört, 1682 60, 1683 40—50, darunter die großen „Tempel" in Montpellier und Montauban. Mehrere Kollegien und die gemischten Kammern bei den Parlamenten (s. Bd. V, S. 679) wurden 1679 aufgehoben, der Übertritt zum Protestantismus und die Schließung gemischter Ehen ganz verboten (1680), dagegen der Übergang von Kindern zur römischen Kirche schon mit sieben Jahren erlaubt (1681). Seitdem galt es als ein ganz besonders verdienstliches Werk, junge Seelen durch Aufnahme in katholische Erziehungshäuser zu „retten". Schwere materielle Benachteiligungen verstärkten den Druck. Bereits 1680 wurden den Protestanten alle Staatspachtungen entzogen und alle niederen Justiz-

beamten dieser Konfession entlassen; 1681 traf dasselbe Schicksal die protestantischen Anwälte und Notare, 1683 die Beamten des königlichen Hauses. Nackte Gewaltthat kam hinzu. Der Intendant der überwiegend protestantischen Provinz Poitou, Marillac, erbat und erhielt 1681 von Louvois Dragoner, um durch schwere Einquartierungslast — 10 bis 20 Mann auf das Haus! — die „Bekehrung der Ketzer zu beschleunigen". Wo diese „gestiefelten Missionäre" mit der ganzen brutalen Roheit einer zügellosen Soldateska auftraten, da glich der Ort ihrer Wirksamkeit einer geplünderten oder eroberten Stadt. Der Erfolg war aber auch sehr bedeutend. Etwa 36—40000 Protestanten traten über, und von den Kirchen waren zu Anfang des Jahres 1682, als Marillac endlich abberufen wurde, weil er es doch etwas zu arg getrieben hatte, nur noch sechs übrig, die Geistlichen waren verbannt, verjagt oder im Gefängnis. Am Hofe

Die Dragonaden.



362. Zerstörung der protestantischen Kirche (des „Tempels") zu Charenton im November 1685.
Nach einem Stiche der Bibliothèque nationale zu Paris.

jubelte alles über dies „Wunder", und das gallikanische Nationalkonzil erließ am 1. Juli 1682 einen Hirtenbrief an die protestantischen „Brüder", um sie zur Vereinigung mit der „Mutterkirche" einzuladen.

Damit verkannte man aber doch die Stimmung der mißhandelten Reformierten vollständig. Um zu zeigen, daß ihr Glaubensmut ungebrochen und ihre Kirche noch keineswegs vernichtet sei, beschloß ein geheimer Ausschuß der südfranzösischen Protestanten zu Anfang des Jahres 1683 in Toulouse, überall an einem bestimmten Tage den verbotenen Gottesdienst wiederaufzunehmen, wenn es sein müsse im freien Felde, in Gärten, auf offenen Plätzen, ganz ruhig und ohne jede Herausforderung. Das geschah nun wirklich im ganzen Süden während des Juli; zu Tausenden strömten allerorten die Gläubigen zusammen, hörten eine Predigt und sangen knieend ihre Psalmen. Aber so ruhig das alles im ganzen verlief, es erschien als Auflehnung gegen den Willen des Königs, und Louvois gab sofort Befehl, alle Versammlungen solcher Art mit

Gewalt zu sprengen, die Gefangenen vor Gericht zu stellen und die Ortschaften durch Kontributionen und Einquartierungen zu züchtigen. So kam es überall, namentlich im Dauphiné und Vivarais, zu blutigen Zusammenstößen, die Gefangenen wurden scharenweise hingerichtet, darunter der zweiundsiebzigjährige Geistliche Isaak Homel, der im Oktober 1683 zu Tournon den schrecklichen Tod durch das Rad standhaft erlitt.

Nun drängte die strengkirchliche Partei am Hofe zu einem raschen und gewaltsamen Ende. Bis Anfang 1685 waren im ganzen bereits 600 Kirchen zerstört, die protestantischen Geistlichen verloren ihre Steuerfreiheit, die protestantischen Offiziere mußten ihre Stellen niederlegen, alle höheren reformierten Schulen wurden geschlossen, eine Reihe von Erwerbszweigen den Protestanten einfach versperrt. Ihre Lage war bereits völlig unerträglich geworden, da kam der schwerste Schlag. Der Intendant von Béarn, Nikolaus Joseph Foucault, der in Le Tellier seinen Hauptgegner sah und die Gunst des Königs durch besonderen Bekehrungseifer zu gewinnen suchte, machte im Sommer 1684 dem Marschall Louvois den Vorschlag, die schon früher in Poitou versuchten Dragonaden auch auf Béarn anzuwenden. Im April 1685 begann hier das fromme Werk, und im August waren hier nur noch 3—4000 erklärte Protestanten übrig. Die Kirchenversammlung, die wieder in St. Germain versammelt war, strömte über vor Freude und Dank gegen den „großen Monarchen, den Wiederhersteller des Glaubens", der den Ketzern einen „mit Blumen bestreuten Weg" geöffnet hätte, und der also belobte König beschloß nunmehr, die Dragonaden über alle protestantischen Landschaften auszudehnen.

So pflanzten sich die Gewaltthaten fort durch Guyenne, Languedoc, Dauphiné. Starke Einquartierungen roher Soldaten, denen die Offiziere absichtlich die Zügel schießen ließen, und unter denen die Dragoner den traurigen Ruhm der größten Unmenschlichkeit sich erwarben, bedrückten die ehrbaren protestantischen Häuser mit allen ersinnlichen Plagen; sie zerschlugen das Hausgerät, sie marterten die Männer, sie schändeten oft vor deren Augen die Frauen, sie mißhandelten alle so lange, bis die Verzweifelten zum nächsten katholischen Geistlichen liefen und die Bescheinigung beibrachten, daß sie gute Katholiken geworden seien. Und da der Segen des Himmels sichtbarlich auf dem Unternehmen ruhte, so hatten die Bekehrer bald erstaunliche Erfolge zu verzeichnen. In Guyenne belief sich die Zahl der Bekehrten bis Anfang September auf 60000, Montauban widerstand nur eine Woche, Montpellier nur 24 Stunden, Nîmes erlag binnen drei Tagen, in dem Dauphiné bekehrten sich binnen vierzehn Tagen 30000. La Rochelle, die alte Hochburg des westfranzösischen Protestantismus, hielt andre Truppen aus; als die Dragoner kamen, ergab es sich. Auch der Adel von Poitou trat über. Gleichzeitig wurden natürlich überall die noch übrigen reformierten Kirchen und Schulen geschlossen.

Aufhebung des Edikts von Nantes.

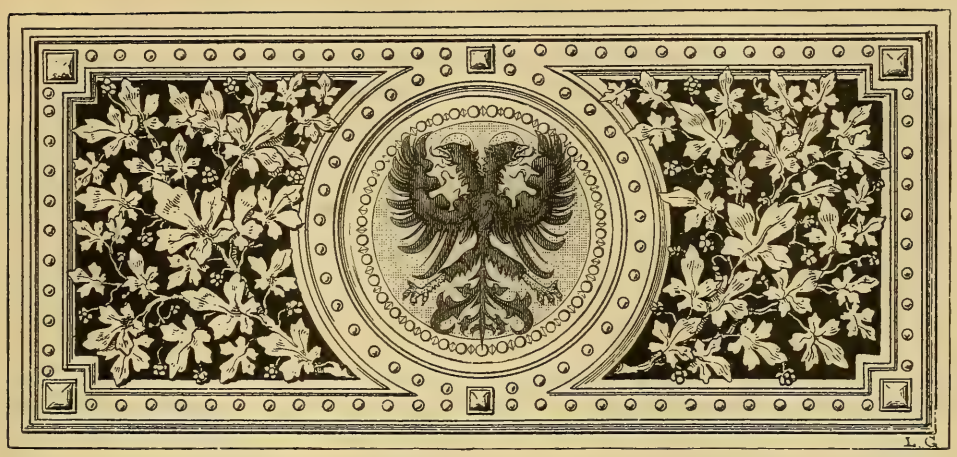
Und endlich fiel der letzte, vernichtende Schlag. Am 16. Oktober 1685 hob eine königliche Verordnung das Duldungsedikt von Nantes förmlich auf mit jener berufenen schamlosen Begründung, die Menge der Bekehrungen lasse es als überflüssig erscheinen. Fortan wurde den Protestanten nicht einmal Hausgottesdienst gestattet, die Ausweisung aller ihrer Geistlichen befohlen, den Laien dagegen bei Strafe der Galeeren für Männer, der Einsperrung für Frauen die Auswanderung untersagt. Als der Kanzler Le Tellier das große Staatssiegel unter diese verhängnisvolle Urkunde drückte, rief er aus: „Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren!" Wenige Wochen später, am 30. Oktober, starb er in dem Bewußtsein, Frankreich und seinem König den größten Dienst erwiesen zu haben. Und wie er, so dachte das ganze katholische Frankreich in allen seinen Ständen und seinen bedeutendsten Männern der verschiedensten Richtungen; sogar Denkmünzen wurden auf diese „große, herrliche That" des „glorreichen Monarchen" geprägt. Kein Wort der Mißbilligung und des Mitleids mit den Leiden der Verfolgten wurde hörbar. Denn diese eitle Nation hat an Stelle ihrer

gepriesenen Ritterlichkeit denen, die sich ihrem gerade modischen Ideale widersetzten, stets fühllose Härte bewiesen.

Auswanderung der Reformierten.

Einem solchen unmenschlichen Verfahren, das den in ihren teuersten Überzeugungen Bedrängten auch das versagte, was die Habsburger ihnen niemals gewehrt hatten, suchten sich die Reformierten durch alle Mittel der List zu entziehen. In hundert Verkappungen, die Flüsse durchwatend, in Wäldern verborgen, im Schiffsraume versteckt, oft Hab und Gut im Stiche lassend, und bei alledem in steter Angst vor Entdeckung entkamen Tausende über die streng bewachte Grenze und aus den Häfen. Die dabei Ergriffenen sandte man auf die Galeeren oder in die Gefängnisse, wo ihrer um 1687 gegen 40000 schmachteten; über die Zurückbleibenden ergingen neue Dragonaden, ohne freilich sie zu beugen und ohne verhindern zu können, daß sich immer wieder in der Nacht in Waldverstecken, in der „Wüste", Tausende zu schlichtem Gottesdienste versammelten, aber die Zahl der ausgewanderten Protestanten belief sich doch schließlich im ganzen auf etwa eine Million. Der stärkste Strom der Flüchtlinge (Réfugiés), gegen 100000, ging nach den glaubensverwandten Niederlanden, England nahm bis 1695 mindestens 70000 auf, die Schweiz etwa 25000. Andre Tausende ließen sich in Deutschland nieder, in Brandenburg (s. unten), Hessen-Kassel, Frankfurt a. M., in der Pfalz, im Braunschweigischen u. s. f. Und nicht die schlechtesten Bürger waren es, die ihr Vaterland aufgaben um des Glaubens willen. Über sechzig Millionen Livres an Kapital, Tausende der tüchtigsten Soldaten und Seeleute, ganze Industriezweige, eine unschätzbare Summe von Können und Wissen gingen für Frankreich verloren und kamen seinen Nachbarn zu gute. Die Eisenwerkstätten von Sedan verödeten, die Papierfabriken in Auvergne und Anjou, die Lohgerbereien der Touraine, die Leinwandindustrie der Normandie und Bretagne, die Seidenwebereien des Südens waren vernichtet, die Einwohnerzahl ihres Hauptplatzes Lyon fiel in zwölf Jahren von 90000 auf 20000, in der Normandie standen 26000 Wohnungen leer. Was Colberts unermüdliche Arbeit geschaffen hatte, das zerstörte der fromme Wahnwitz der „Devoten". Doch nicht genug damit. Am schwersten litt die siegreiche katholische Kirche selber. Seitdem sie allein in Frankreich herrschte, entbehrte sie des stählenden sittlichen Antriebes, der im Nebeneinander verschiedener Bekenntnisse liegt, und aus der Saat von Heuchelei und Gewissenszwang, die sie ausgestreut hatte, schossen im 18. Jahrhundert jene Freigeisterei und Frivolität üppig in die Halme, die der großen Revolution so wirksam vorarbeiteten. Und wenn Frankreich sich bisher vor allen katholischen Staaten ausgezeichnet hatte durch religiöse Duldung, wenn es dadurch das Zutrauen und häufig das Bündnis evangelischer Länder gewonnen hatte, so war das jetzt vorbei; in seiner katholischen Ausschließlichkeit war es — und damit ist alles gesagt — an Spaniens Stelle getreten. Das Gestirn des „großen Königs" neigte sich zum Niedergange.

363. Medaille auf die Aufhebung des Edikts von Nantes. (Königl. Münzkabinett zu Berlin.)



Deutschland und Nordosteuropa.

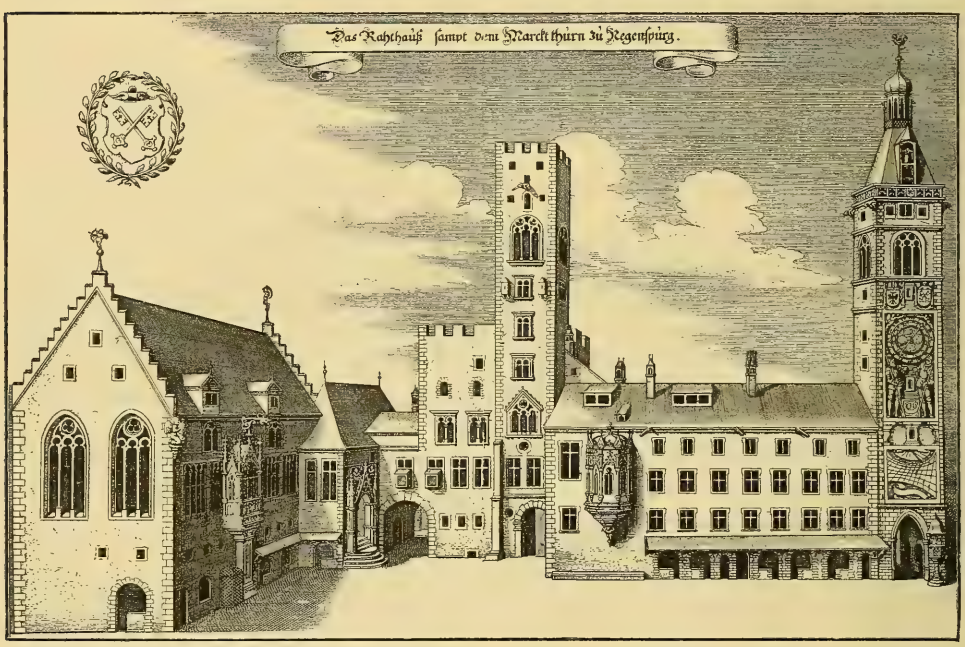
Das Deutsche Reich und die Einzelstaaten.

Beinahe unlösbar schien die Aufgabe, die den Deutschen gestellt wurde, als der Westfälische Friede dem schrecklichsten der Kriege ein Ziel gesetzt hatte. Sie sollten ihre fast vernichtete Kultur von neuem begründen, den zerstörten Wohlstand wiederherstellen, die verlorenen Grenzgebiete wiedergewinnen, ihre staatliche Selbständigkeit gegenüber dem Auslande nicht etwa sichern, sondern vielmehr zurückerobern, und dies alles unter der elendesten Gesamtverfassung, die jemals ein großes Kulturvolk ertragen hat. Ihre Umbildung mußte deshalb zu gleicher Zeit begonnen werden, denn ohne sie waren die andern Aufgaben entweder unlösbar, oder, wenn lösbar, blieb doch das Ergebnis dieser Anstrengungen so ungesichert, wie das neuerbaute Haus ohne das schützende Dach. Deutsche Aufgaben.

Es ist ein Beweis für die ungeheure Schwerfälligkeit der Reichsverfassung, daß sie sich trotz dieser Übelstände und trotz der größten Umwälzungen ringsum wie im Innern des Reichs fast unverändert bis zum Jahre 1803 erhalten hat. Von den einen als das höchste Gebilde politischer Weisheit, als die glücklichste Vereinigung monarchischer und republikanischer Formen gepriesen, von nüchternen Köpfen erkannt und verspottet als eine „Mißgestalt“ (monstro simile), oder als ein nur „von Gott erhaltenes Wirrsal“ (confusio divinitus conservata), enthielt in Wahrheit diese Verfassung die widerspruchsvollsten Bestandteile, und so ineinander verschlungen, daß die vorhandenen Kräfte sich gegenseitig nur hinderten, nicht förderten.

Den Reichsrechtslehrern zufolge war der Kaiser der höchste Herr des Abendlandes, der Herrscher der Welt, von dem jedes Recht im Reiche ausging; in der That beschränkte sich seine Gewalt außerhalb seiner Erblande auf die Berufung und Leitung des Reichstages und die Bestätigung seiner Beschlüsse, auf die Erteilung von Privilegien und Standeserhöhungen, die Ernennungen zum Reichshofrat und zum Reichskammergericht, die formelle Belehnung mit den Reichslehen und freie Werbung in den Reichsstädten. Kein Wunder, daß die kaiserlichen Einkünfte aus dem Reiche selber sich auf kaum 14000 Gulden im Jahre beliefen. Die wichtigsten Regierungsrechte waren auf den Reichstag oder die Einzelstände übergegangen. Ursprünglich von allen oder den meisten der Reichsfürsten persönlich besucht, verwandelte sich diese Versammlung schließlich Die Reichsgewalten.

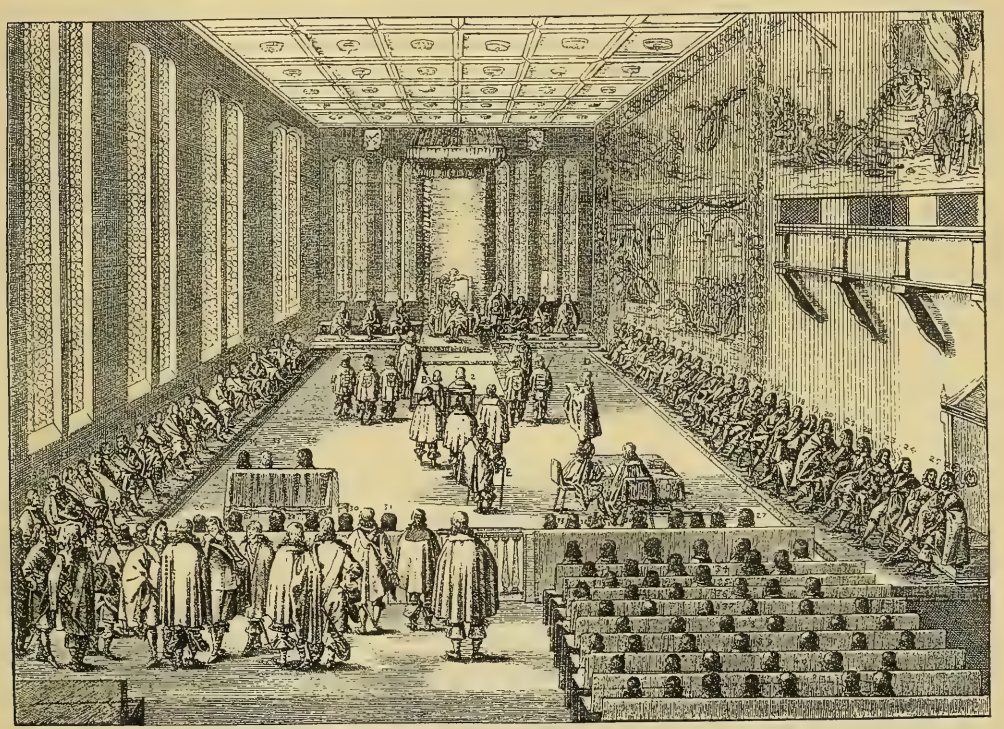
in einen ständigen Gesandtenkongreß, als der nach Regensburg berufene Reichstag im Jahre 1663 nicht formell aufgelöst wurde, und wurde dadurch in seinen Beratungen immer schwerfälliger. Trotzdem unterlagen seinen Beschlüssen die Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündnisse, die Aufstellung eines Reichsheeres, die Genehmigung von Reichssteuern und die Reichsgesetzgebung, soweit die zunehmende Selbständigkeit der Einzelstaaten einer solchen noch Raum ließ. Die Stimmenzahl in den drei Kollegien blieb fortan so, wie sie im Jahre 1582, vor der Verdrängung der evangelischen Administratoren (s. S. 102 f.), gewesen war, ohne Rücksicht darauf, ob seitdem die Zahl fürstlicher Linien sich durch den Tod vermindert, oder sich durch Teilung vermehrt hatte. Demnach zählte man im Kurfürstenrate acht Stimmen, im Fürstenrate 100, darunter 64 weltliche, im reichsstädtischen Kollegium 51 auf zwei „Bänken", der schwäbischen und fränkischen. Die Reichsritterschaft war am Reichstage gar nicht



364. Das Rathaus zu Regensburg im 17. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

vertreten, dagegen stimmten die Reichsgrafen mit vier, die kleinen schwäbischen und rheinischen Prälaten mit zwei „Bänken", beide im Fürstenrate. Um jede Beeinträchtigung der Interessen eines der beiden Bekenntnisse zu hindern, die namentlich die Protestanten fürchteten, da sie sowohl im Kurfürsten- als im Fürstenrate in der Minderheit waren (in jenen mit drei Stimmen gegen vier, oder Böhmen mitgerechnet, fünf, in diesem mit 47 gegen 54), und nur bei den Städten die Mehrheit hatten (von ihnen waren 33 evangelisch, 13 katholisch, 5 gemischt), so verhandelten bei solchen Fällen die Stände in zwei geschlossenen, gleichberechtigten Körperschaften, dem Corpus Evangelicorum unter Sachsen, dem Corpus Catholicorum unter Mainz und entschieden in diesen Fragen nicht durch Abstimmung, sondern durch friedliche Vereinbarung. Im übrigen gab in den einzelnen Kollegien die Mehrheit den Ausschlag; doch war für einen gültigen Reichstagsbeschluß die Einstimmigkeit den beiden oberen Kollegien erfor-

derlich; das städtische hatte thatsächlich nur eine beratende Stimme. Ob aber ein solcher Beschluß, namentlich bei Reichssteuern, auch die Stände band, die ihm nicht zugestimmt hatten oder nicht vertreten gewesen waren, das war keineswegs ausgemacht. Kein Zweig der Reichsverwaltung litt unter diesen schwerfälligen Formen mehr als das Heerwesen. Ein Reichsheer als solches wurde nur im Kriegsfall aufgestellt, auch als die größeren Fürsten längst stehende Armeen besaßen. Als Maßstab der Leistungen galt bis zum Jahre 1681 noch immer die Wormser Matrikel von 1521 (s. Bd. V, S. 220), damals erst wurde die „einfache Rüstung" auf 28000 Mann Fußvolk und 12000 Reiter erhöht (s. unten). Einen Ausschuß des Reichstages



365. Reichstag zu Regensburg im Jahre 1653.

Auf der Estrade der Kaiser mit den Kurfürsten bezw. deren Abgesandten, dann zur rechten Hand die „geistliche Bank", zur linken die „weltliche Bank".

Nach einem gleichzeitigen Flugblatte.

bildete (seit 1555) die ordentliche Reichsdeputation, die in vereinfachter Form die Vorberatung der dem Reichstage vorzulegenden Gegenstände hatte und deshalb von großer Wichtigkeit war. Die erste Kurie bestand aus den sämtlichen (acht) Kurfürsten, die zweite aus einer bestimmten Anzahl von Fürsten und Prälaten, Grafen und Städten, gleichviele aus jeder Konfession, wie der Westfälische Friede vorschrieb; die Berufung lag in den Händen des Kurfürsten von Mainz. Außerdem diente die Kreisordnung für die Aufbringung der Reichsleistungen und die Sicherung des Landfriedens. Jeder Kreis hatte seinen kreisausschreibenden Fürsten, dessen Würde (Direktorium) übrigens nicht selten zwischen mehreren Ständen wechselte, z. B. im westfälischen Kreise zwischen dem Bischof von Münster und dem Herzog von Jülich-

Die Reichsdeputation.

Berg ebenso seinen Kreistag, der ein Abbild des Reichstages im kleinen war und ebenso wie dieser nach Bedürfnis zusammentrat.

Reichskammergericht und Reichshofrat.

Außer Kaiser und Reichstag gab es nur noch zwei Reichskörperschaften, das Reichskammergericht in Speier und den Reichshofrat in Wien, die außerhalb der kaiserlichen Erblande seit dem Westfälischen Frieden beide gleiche Befugnis hatten, über die eigentlichen Kurlande jedoch keine Gewalt ausübten. Die Mitglieder des ersteren, 26 Katholiken und 24 Evangelische, ernannten die Reichsstände, den (katholischen) „Kammerrichter", gewöhnlich einen vornehmen Herrn vom Reichsadel, und die beiden Präsidenten der Kaiser, die des letzteren (2 Präsidenten und 16 Reichshofräte, darunter 6 Protestanten) der Kaiser allein. In das Verfahren des Reichskammergerichts, das durch die Revisionsfrage jahrzehntelang völlig ins Stocken geraten war, brachte erst der Reichstag von 1653 wieder einige Ordnung durch den Beschluß, daß die Ankündigung einer Revision nicht wie bisher die Suspendierung des gefällten Urteils veranlasse, aber die Revisionskommission trat damals nicht in Thätigkeit, und da die Besetzung des Gerichts stets unvollständig blieb, weil die Beiträge der Stände, die sogenannten Kammerzieler, nur sehr unpünktlich eingingen, so konnte das Gericht seine Arbeit niemals wirklich bewältigen. Dem Reichshofrat gab der Kaiser ohne die Zustimmung der Reichsstände am 16. März 1654 selbständig eine neue Ordnung.

Charakter der Reichsverfassung.

Diese ganze Reichsverfassung war an sich so unnatürlich und schwerfällig, daß ihre Beseitigung eine Wohlthat, ihr Fortbestand eine Gefahr für die Nation heißen mußte. Zunächst entsprach die Verteilung der Rechte namentlich im Reichstage, durchaus nicht den neuen Gebietsverhältnissen und auch nicht mehr dem Maße der wirklichen Kräfte. Denn die Reichsverfassung beachtete die Zusammenfassung verschiedener früher selbständiger Gebiete unter einem Fürstenhause grundsätzlich nicht, sondern knüpfte das Stimmrecht nach wie vor an diese einzelnen Gebiete. Der Kurfürst von Brandenburg z. B. stimmte demnach als solcher nur im kurfürstlichen Kolleg, für seine übrigen Reichslande dagegen mit den Fürsten, und zwar mit so vielen Stimmen, als er Einzelterritorien besaß. Dasselbe galt natürlich auch für die Kreisordnung; hier war er also am obersächsischen, niedersächsischen und westfälischen Kreise beteiligt. Nirgends also kam ein größerer Einzelstaat als Ganzes in der Reichsverfassung zur Geltung, er mußte seine Kraft an den verschiedensten Stellen einsetzen, und es war nur natürlich, daß, je schärfer sich die Staatseinheit in den Einzelstaaten ausbildete, der Widerspruch zwischen ihr und der Reichsverfassung immer schärfer hervortrat. Ferner besaßen überall, abgesehen vom städtischen Kollegium, das wenig bedeutete, auch in den beiden Reichsgerichten, die Katholiken die Mehrheit, während doch alle größeren Staaten, mit Ausnahme Österreichs und Bayerns, evangelisch waren, wie auch immer noch die große Mehrheit des Volkes außerhalb dieser beiden. Aus diesem Grunde war auch kaum daran zu denken, das Kaisertum jemals einem andern als einem katholischen Hause zu übertragen; ja es erwies sich thatsächlich als unmöglich, es dem Hause Habsburg zu entreißen. Bedurfte doch auch der Kaiser der Bestätigung des Papstes, wie er diesem wiederum immer noch den alten Eid als Vogt der heiligen römischen Kirche zu leisten hatte, während er anderseits eidlich verpflichtet war, den Religionsfrieden zu behaupten. Und doch hatte der Papst diesen (Westfälischen) Frieden, die Grundlage der deutschen Kirchenverhältnisse, feierlich verflucht und Ferdinand III. diese Bulle an allen Kirchen seiner Erblande anschlagen lassen! Das Kaisertum war also überhaupt keine moderne, keine rein weltliche, sondern eine mittelalterliche, halb geistliche Gewalt, im grundsätzlichen, daher unversöhnlichen Widerspruch mit den evangelischen Staaten. Ebendeshalb fand es seine besten Stützen in den verwandten Bestandteilen des Reiches, den geistlichen Gebieten, den Reichsstädten und dem kleinen Reichsadel, also in solchen, die

zu gesunder Existenz nicht mehr fähig waren. Die geistlichen Fürstentümer waren das nicht, weil sie nur im Interesse der Kirche oder vielmehr der gerade herrschenden Geschlechter regiert wurden und werden konnten, nicht im Interesse ihrer Bevölkerung, und doch verschaffte sich mehr und mehr die moderne staatliche Idee, daß die Regierung um des Volkes willen da sei, Eingang, und warum sollten denn Mainz und Bamberg unantastbar sein, wenn es Magdeburg und Minden nicht gewesen waren? Ein Volk, das die Reformation gemacht und erlebt hatte, dem konnten die noch verschonten Kirchenstaaten nicht mehr für unverletzlich gelten. Die Gebietsfetzen des süddeutschen Reichsadels aber und ebenso die große Mehrzahl der Reichsstädte verdankten ihr Dasein lediglich der Schwäche des alten Kaisertums und dem Mangel einer starken landesfürstlichen Gewalt, die es ersetzt hätte, nicht der eignen Kraft; jene alten Geschlechter waren jetzt zumeist herabgekommen, verwalteten ihre Güter elend und nicht selten tyrannisch und unterbrachen den Zusammenhang der größeren Territorien in der störendsten Weise; die Reichsstädte aber waren gebrochen durch den Dreißigjährigen Krieg, in ihrem Wohlstande und ihrer Wehrhaftigkeit tief gesunken, regiert von einer eigensinnigen, kurzsichtigen Kaste. Nur sehr wenige größere, wie namentlich die Hansestädte, waren in der That fähig, die wachsenden Aufgaben moderner Staaten leidlich zu erfüllen. Allen drei Gruppen war gemeinsam der Mangel an militärischer Wehrfähigkeit; wo sie etwa bei einzelnen geistlichen Fürsten entwickelt wurde, da geschah das vorübergehend und stand im geraden Widerspruch mit dem geistlichen Charakter dieser Staaten. Auf die Dauer aber war der Anspruch auf politische Geltung ohne die entsprechenden Leistungen unhaltbar, namentlich in diesem Zeitalter der härtesten Machtkämpfe. Endlich hatte namentlich im Südwesten des Reiches das Dasein dieser Gebiete zu einer so widersinnigen Verteilung des Besitzes geführt, daß der bloße Anblick einer Landkarte aus dieser Zeit genügt, um ihre vollständige Unhaltbarkeit zu begreifen.

Frage der Reichsreform.

War ein so erheblicher Bruchteil der deutschen Einzelgebiete nicht mehr lebensfähig, dann konnte schon aus diesem Grunde von einer Reform der Reichsverfassung auf der alten Grundlage nicht mehr die Rede sein. Denn brachen diese Territorien zusammen, dann verlor das katholische Kaisertum seinen besten Halt, seine zuverlässigsten Bundesgenossen auf den Reichstagen; es lag also durchaus in seinem Interesse, sie in ihrem Bestande zu schützen. Daran aber mußte jede wirksame Umgestaltung der Reichsverfassung von vornherein scheitern. Aber auch eine Verstärkung der Kaisergewalt war auf friedlichem Wege kaum denkbar. Denn wie hätten die Evangelischen diesem habsburgischen Kaisertume neue Stützen schaffen sollen, was doch nur durch Verzicht auf manche Hoheitsrechte hätte geschehen können! Denn abgesehen davon, daß deutsche Fürsten des 17. Jahrhunderts dazu überhaupt sich niemals hätten bereit finden lassen, sie hätten damit ja nur eine Gewalt verstärkt, die ihnen beinahe anderthalb Jahrhunderte feindselig gegenübergestanden, die, mit dem katholischen Auslande verbündet, den Dreißigjährigen Krieg heraufbeschworen hatte, deren Übergriffe sie mit Strömen des Blutes hatten abwehren müssen! Die Vergeltung traf jetzt die Habsburger: eben das, was sie zur Befestigung ihrer Gewalt innerhalb und außerhalb ihrer Erblande gethan, das hatte die Grundlagen ihrer Macht über Deutschland untergraben. Wenn nun eine Reform der Reichsverfassung, eine Kräftigung des entdeutschten Kaisertums unmöglich war, dann blieb nur der Neubau übrig.

Das Landesfürstentum.

Die Kräfte dazu lagen in den größeren weltlichen Staaten vornehmlich der Protestanten. Während die Reichsverfassung als Ganzes keine Veränderung erfuhr, arbeitete hier das zur Unumschränktheit im Innern, zur völligen Selbständigkeit nach außen aufsteigende Fürstentum in seinen besseren Vertretern mit den besten Kräften des Volkes, die es an sich zu ziehen und zu gemeinsamem Wirken an einem Ganzen,

das der Hingebung wert war, zu vereinigen wußte, rüstig an der Neugestaltung der Verwaltung, der Wiederherstellung des Wohlstandes und der Gesittung. Wenn die Nation aus grauenvoller Zerstörung endlich wieder emporkam, so verdankte sie das nächst der eignen Tüchtigkeit diesem Landesfürstentume, nicht den aristokratischen Landständen, nicht dem Kaiser, nicht dem Reiche. Und wo etwas Kraftvolles geschah zum Wohle des Ganzen, da wurde es nur vollbracht durch Sonderbündnisse der einzelnen Staaten, nicht durch die elende Reichsverfassung. Ein Brandenburger, ein Sachse, ein Österreicher, ein Hesse zu sein, das erfüllte jeden mit einem gewissen Selbstgefühl; wer aus dem „Reiche" war, d. h. aus dem zerfahrenen Süddeutschland, den sahen Österreicher wie Norddeutsche über die Achsel an, und bald verknüpfte sich mit dem Begriffe des Reichs die Vorstellung des Erbärmlichen und Verächtlichen.

Das Reich und die fremden Mächte.

Von der trotzigen Selbständigkeit der Einzelfürsten bis zu einer neuen Reichsverfassung auf Grund einer bündischen Ordnung der weltlichen Staaten war freilich ein weiter Weg. Gewiß hatten jene ein gemeinsames Interesse dem Hause Habsburg und dem Kaisertume gegenüber, doch die rücksichtslose Selbstsucht der Fürstengeschlechter sah in jedem Nachbar nur einen Feind, in seinem Besitz eine jederzeit begehrenswerte Beute und stemmte sich ebenso jeder engeren Vereinigung entgegen, die ja ohne Einschränkung der Selbständigkeit des einzelnen ganz undenkbar war. Ja es wurde vielen Fürsten sehr schwer, sich ohne weiteres als Deutsche zu fühlen, denn die Zahl der Häuser, die fremde Kronen trugen, wuchs allmählich immer mehr. Und wie übermächtig wirkte der Einfluß des Auslandes! Dänemark herrschte in Holstein, Schweden in Pommern, Bremen und Verden, die Franzosen standen im Ober-Elsaß und hielten, obwohl ohne Reichsstandschaft, einen ständigen Gesandten in Regensburg, zahlreiche andre an den größeren Höfen; beide Mächte hatten als Bürgen des Westfälischen Friedens sogar das urkundliche Recht, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen, und jedenfalls das höchste Interesse, die Ohnmacht Deutschlands zu verewigen. Die Habsburger endlich betrachteten zwar die Förderung der deutschen Interessen nicht als ihre erste Aufgabe, waren aber fest entschlossen, die Kaiserkrone zu behaupten und damit deutsche Kräfte für ihre besonderen Zwecke nutzbar zu machen. Dazu kam nun die gewaltige Überlegenheit der französischen Bildung, die bald die höheren Stände Deutschlands vollständig bemeisterte; wahrlich, es ist nur zu begreiflich, wenn bei so ungeheuren Schwierigkeiten die zu lösende Aufgabe von der Nation so spät erkannt und noch später wirklich gelöst worden ist. Und doch mußte sie gelöst werden, gleichviel von wem, sonst fiel schließlich ganz Deutschland den fremden Mächten zur Beute, und jede selbständige nationale Kultur wurde unmöglich.

Möglichkeiten einer Neugestaltung.

Das Unternehmen konnte nur ausgehen von einem protestantischen Staate. Denn die katholischen, Österreich voran, hatten überall die neue volkstümliche Bildung, die mit der Reformation aufstieg, niedergehalten oder gewaltsam ausgerottet, damit aber das geistige Leben überhaupt so gut wie getötet, denn der deutsche Katholizismus blieb auf den meisten geistigen Gebieten lange Zeit völlig unfruchtbar und nahm besonders an der langsam wiedererwachenden deutschen Litteratur zunächst fast gar keinen Anteil, und doch mußte der neue deutsche Staat auch auf der nationalen Bildung beruhen, die auf protestantischem Boden mühselig wiederemporkam, er konnte und durfte nicht allein mit militärischen und politischen Mitteln geschaffen werden. Dieser Staat konnte ferner nur ein norddeutscher sein, da die süddeutschen protestantischen Reichsstände allesamt ohnmächtig waren; es mußten endlich seine eignen auswärtigen Interessen zusammenfallen mit denen ganz Deutschlands, er mußte also in Frankreich, Schweden und Polen nicht nur die Feinde des Reichs, sondern auch seine eignen sehen, da er sonst nicht durch zwingende Gründe veranlaßt war, sie zu

bekämpfen. Seine politische Aufgabe aber war eine doppelte. Er mußte die Fremden vom deutschen Boden verjagen, damit Deutschland wieder den Deutschen gehöre, und er mußte zugleich die weltlichen Staaten unter seiner Herrschaft oder Führung vereinigen.

Der Staat, der dies leistete, wurde Brandenburg-Preußen. An der Neugestaltung der deutschen Bildung und Gesittung und an dem Ausbau einer modernen Verwaltung haben alle Stämme Deutschlands reichlichen Anteil; die staatliche Neugestaltung, ohne die jene ganze Kulturarbeit niemals festen Halt gewinnen konnte, ist ganz vorwiegend das Werk der Brandenburger und Preußen. Sie gewannen dadurch das Recht auf die leitende Stellung, denn in zersplitterten Völkern fällt notwendig dem Teile die Führung zu, der die Pflichten des Ganzen auf sich nimmt. Fortan tritt deshalb dieser Staat in den Vordergrund der deutschen Geschichte, mit seiner Erhebung beginnt die Periode des neuen Deutschland, seine Geschichte ist die des werdenden Deutschen Reiches.

Brandenburg und die deutsche Politik in den Anfängen des Großen Kurfürsten.

(1640—1658.)

Die Jugend des Großen Kurfürsten.

Abkunft und Bildung.

Unter Kurfürst Georg Wilhelm (1619—40) hatte Brandenburg sich fast willenlos zwischen den großen Mächten hin- und herwerfen lassen, war abwechselnd von den Kaiserlichen und den Schweden überflutet worden. Gewiß lag dies im letzten Grunde in der damaligen Schwäche des Staates, doch auch an der Persönlichkeit des Fürsten. Gutmütig und äußerst prachtliebend, auch nicht ohne Empfindung für seinen Ruf, konnte sich Georg Wilhelm von einem Windspiele oder einem Reitpferde mehr fesseln lassen als von den wichtigsten Geschäften und überließ diese völlig seinen Räten, namentlich dem katholisch und kaiserlich gesinnten Grafen Adam von Schwarzenberg. Ganz und gar nicht einverstanden mit dieser Leitung der Politik war des Kurfürsten treffliche Gemahlin, Elisabeth Charlotte von der Pfalz (seit 1616), die Tochter Friedrichs IV. und der Luise Juliane von Oranien, die Schwester des unglücklichen Friedrichs V., eine mutige, energische Frau von klarem Geist mit den dunklen, feurigen Augen der Oranier. So floß in den Adern ihres Sohnes Friedrich Wilhelm (geb. 16. Februar 1620) das Blut der Hohenzollern und das Wilhelms des Schweigers, wie er in seinem Namen die Erinnerung an ihn und an die ersten brandenburgischen Kurfürsten seines Hauses vereinigte. Vor den drohenden Wettern des großen Krieges zog sich die Mutter mit dem Knaben in die stille Waldeinsamkeit des Jagdschlosses Letzlingen in der Altmark zurück, und als die Kriegsnot wirklich über das Land kam, trug sie dafür Sorge, den heranwachsenden Sohn von dem bei aller Not doch üppigen Hofe nach der Festung Küstrin zu entfernen und ihn der Obhut des Romilian Kalkum von Leuchtmar zu übergeben, eines Mannes von fester Gesinnung und ausgebreiteter Weltkenntnis (1627). Der junge Fürst faßte langsam, aber scharf, besonders innig die Lehren des reformierten Glaubensbekenntnisses, an dem er bis an sein Ende mit starker Überzeugung hing. Zugleich lernte er auf kräftigenden Jagden Mut und Gewandtheit. Er hatte das elfte Jahr erreicht, als sein großer Oheim Gustav Adolf den Vater zum Anschluß nötigte und selbst nach Berlin kam (s. S. 207). Der König zeigte sein Wohlgefallen an dem Knaben und mag damals zuerst den Gedanken gefaßt haben, ihn mit seiner Tochter Christine zu ver-

mählen als Erben seiner Macht und seiner Pläne, und wie tief mußte der Eindruck sein, den die gewaltige Persönlichkeit des Helden auf den Prinzen machte, als ihm die Königin Eleonore, die Schwester Georg Wilhelms, an ihrem Hoflager zu Wolgast von den Thaten des innig verehrten Gemahls berichtete, dessen Leiche er kaum zwei Jahre später eben dort begleitete. Der Tod des Königs, der Brandenburg abermals Wallensteins Heerscharen überlieferte, brachte auch für das Leben des Kurprinzen eine entscheidende Wendung. Um ihn dem heimischen Elend zu entziehen und ihm zugleich den Ausblick in ein großartiges Leben zu öffnen, setzte die sorgliche Mutter unter Aufopferung der letzten Reste ihres Heiratsgutes durch, daß er nach den Niederlanden gesandt wurde (1634). Die Einflüsse dieser Jahre lassen sich durch sein ganzes späteres Leben verfolgen. Er nahm seinen Aufenthalt zunächst in der Universitätsstadt Leiden, wo er sich eifrig mit Geschichte und Altertumswissenschaft beschäftigte und sich zugleich das Französische und Holländische vollständig aneignete; auch des Polnischen war er später durchaus mächtig. Dann siedelte er nach Arnheim über, lernte aber auch gelegentlich im Lager des Prinzen Friedrich Heinrich den Krieg kennen und anderseits das großartige Treiben des Welthandels von Amsterdam, besuchte einmal auch den Haag, den „Venusberg" jener Zeit, wo die vornehmen Glücksſoldaten des Dreißigjährigen Krieges die Beute aus dem verwüsteten Deutschland verprahten. Er freilich widerstand der Versuchung, der andre seiner Altersgenossen erlagen, er reiste vom Haag geradeswegs ins Lager Friedrich Heinrichs vor Breda (s. S. 311). Freudig empfing der Fürst den heranwachsenden Jüngling und sagte zu ihm: „Vetter, eine solche Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich Breda nehme. Habt Ihr das gethan, so werdet Ihr noch mehr thun, denn wer sich selbst so besiegen kann, der ist stark zur größten Aktion." Doch eben dieser Umstand, daß der Kurprinz in den Niederlanden ganz und gar von grundsätzlichen Gegnern der österreichischen Politik umgeben war, beschwor den Konflikt zwischen ihm und dem Vater herauf, der sich soeben im Frieden von Prag wieder an Österreich angeschlossen hatte. Als nun die ganz niederländisch gesinnten Stände von Kleve sich Friedrich Wilhelm zu ihrem Statthalter erbaten und daran dachten, ihn durch Vermählung mit einer pfälzischen Prinzessin noch enger an das protestantische Interesse zu knüpfen, versagte Georg

366 und 367. Silberne Medaille auf Kurfürst Georg Wilhelm und seinen Sohn, den späteren Großen Kurfürsten. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Wilhelm nicht nur jene Bitte, sondern befahl dem Sohne die ungesäumte Rückkehr. Der Kurprinz gehorchte und traf über Amsterdam und Hamburg am 18. Januar 1638 wieder in Spandau ein, hochgewachsen und festgeworden in Liebe und Haß. Fortan sah er in Schwarzenberg seinen geschworenen Feind, wie dieser in ihm, und grollend folgte er dem Vater nach Königsberg, der mit der Ernennung des Ministers zum Statthalter in den Marken diesem alle Macht dort in die Hände gab. Ja als Vater und Sohn nach einem Festmahle bei Schwarzenberg gleichzeitig erkrankten, glaubte der Kurprinz, dies einer Vergiftung zuschreiben zu müssen. Seine jugendliche Kraft überwand den Anfall schnell genug, der Vater aber erlag ihm am 20. November (1. Dezember) 1640 im Schlosse zu Königsberg. In der schlimmsten Lage sah sich der Zwanzigjährige zur Leitung seines sinkenden Staates berufen; doch er zeigte, was ein fester klarer Wille, was das Bewußtsein fürstlicher Pflicht vermöge. Das waren die Eigenschaften, die allmählich die Hohenzollern an die Spitze Deutschlands hoben.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms.

In Brandenburg standen die Schweden, während es doch noch mit dem Kaiser verbündet war. Die Landesregierung lag völlig in den Händen Schwarzenbergs, die Feldtruppen waren durch ihren Fahneneid nicht nur an den Kurfürsten, sondern auch an den Kaiser gebunden (s. S. 243 f.) und dem neuen Landesherrn vorläufig noch gar nicht verpflichtet, nur die schwachen Garnisonen für Brandenburg allein vereidet, aber alle standen unter Offizieren des Schwarzenbergischen Anhangs bis auf die von Küstrin, wo der zuverlässige Oberst Konrad von Burgsdorf befehligte, ein Märker von Geburt (geb. 1595), ein tapferer Haudegen von gewaltthätiger Gesinnung und etwas lockeren Sitten, aber gewandt und entschlossen, in diesem Augenblick die zuverlässigste Stütze. Dazu erhoben sich Zweifel über Friedrich Wilhelms Erbrecht im Herzogtum Preußen. Kurz, wenn Schwarzenberg wirklich die Absicht gehegt hätte, die man ihm wohl zutraute, seine Familie an die Stelle der Hohenzollern zu setzen, so wäre dafür die Lage so günstig wie möglich gewesen. Jedenfalls konnte nur ruhige Umsicht, mit durchgreifender Thatkraft verbunden, dem jungen Fürsten das Erbe seiner Väter retten. Die zuchtlosen Feldtruppen zu gewinnen, machte er gar keinen Versuch, er überließ sie nach Burgsdorfs Rat dem Kaiser, nur die Kommandanten der Festungen ließ er durch Burgsdorf verpflichten, dann wies er die von Peitz und Küstrin an, kein kaiserliches Kriegsvolk wiederaufzunehmen. Dies war der entscheidende Schritt, der zugleich die Wendung seiner Politik bereits ankündigte. Erkannte schon darin Schwarzenberg die feste Hand des jungen Kurfürsten, so sah er sich bald danach völlig beiseite geschoben, und durch die Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit Schweden, den die Hauptstadt und die Stände dringend forderten, wurde die bisher von ihm verfolgte Richtung gänzlich verlassen. Noch vor dem Abschlusse des Vertrages (24. Juli 1641) starb er am 14. März in Spandau, und Burgsdorf, der geschworene Gegner Schwarzenbergs, übernahm seitdem die Leitung der Geschäfte (bis Januar 1652) als Oberbefehlshaber und Vorsitzender des Geheimen Rats, dem jungen Landesherrn gegenüber zunächst im Besitz beinahe väterlicher Autorität.

Belehnung mit Preußen.

Kaum geringere Schwierigkeiten galt es in Preußen zu überwinden, und nur unter den drückendsten Bedingungen erlangte Friedrich Wilhelm hier die polnische Belehnung (7. Oktober 1641). Er hatte 30 000 Gulden Tribut zu zahlen und 10 000 Gulden aus den Seezöllen nach Polen abzuführen; ferner mußten die brandenburgischen Besatzungen von Pillau und Memel auch dem König von Polen den Fahneneid schwören, die Appellationen von den preußischen Gerichten gingen nach Polen. Außerdem wurde den Calvinisten, seinen eignen Glaubensgenossen, der Zutritt in das Herzogtum versagt, den Katholiken dagegen viel größere Freiheit gestattet, und zu dem

368. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, im Alter von 32 Jahren.

Nach dem Originalgemälde von Govaert Flinck im Königl. Schlosse zu Berlin.

Louise de Nassau d'Orange

369. Luise von Oranien, erste Gemahlin des Großen Kurfürsten.

Nach dem Gemälde von Gerard van Honthorst im Königl. Schlosse zu Berlin.

allen kam noch die Verpflichtung zur Waffenhilfe, wenn Polen angegriffen wurde. Fast das Schlimmste aber war, daß die preußischen Stände selber in ihrer grenzenlosen Selbstsucht und lutherischen Ausschließlichkeit diese schimpfliche Abhängigkeit von dem verfallenden Polenstaate als die beste Bürgschaft ihrer alten Rechte ansahen.

Friedensverhandlungen.

Bald nahmen aber die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück die Aufmerksamkeit des Kurfürsten ganz vorwiegend in Anspruch. Sein ursprünglicher Gedanke, Schweden mit einigen norddeutschen Stiftslanden abzufinden und das ihm nach Erbrecht zustehende Pommern selbst in Besitz zu nehmen, um von dem hohen Schlosse zu Stettin aus als ein „König der Vandalen (Wenden)“ ein seemächtiges baltisches Küstenreich zu beherrschen, scheiterte ebensowohl an dem Widerspruche Schwedens und dem ganzen natürlichen Gegensatze der Interessen, der auch, zum Heile beider Länder allerdings, den Plan einer Vermählung mit Christine vereitelte, als an dem Ausbleiben der Unterstützung des Kaisers, der um dieses Punktes willen das Friedenswerk nicht zerschellen lassen wollte und konnte. Der Kurfürst schloß sich dafür freilich eng an die Niederlande an und vermählte sich am 7. Dezember 1646 mit Luise Henriette, der Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien, die, obwohl sie ihm zunächst ohne Neigung ihre Hand reichte, doch bald die treue Gefährtin seiner Feldzüge und seiner Pläne wurde. Aber in der Sache gab er doch nach und willigte am 7. Januar 1647 in einen Sondervertrag, der ihm nur Hinterpommern ließ und dafür die Stiftslande Kammin, Halberstadt, Minden und Magdeburg zuwies.

So sehr er auch damals über die Zerstörung seines Lieblingsplanes grollte, für die Zukunft Brandenburgs und Deutschlands war sie als ein Glück zu schätzen, denn die Durchführung seines Planes hätte zu selbstgenügsamer Abschließung des Staates geführt, die Erwerbung jener mitteldeutschen Gebiete zwang ihn in den großen Zusammenhang der deutschen Verhältnisse hinein.

Besetzung der neuerworbenen Gebiete.

Mit dem Abschlusse des Westfälischen Friedens begann nun erst die schwere Arbeit, die vertragsmäßig ihm zugefallenen Gebiete auch wirklich zu sichern. Zuerst räumten die Schweden, übrigens unter rohen Gewaltsamkeiten, Minden und Halberstadt, und am 2. April 1650 empfing hier der Kurfürst die Huldigung einer Bevölkerung, der er wie ein Befreier erschien. Um dieselbe Zeit huldigte Minden, etwas später leisteten auch die Stände des nunmehrigen „Herzogtums“ Magdeburg den Eid der Treue für den Fall, daß Prinz August von Sachsen sterbe (s. S. 266), die Stadt selbst wußte sich jedoch dem zu entziehen, wie sie auch dem Administrator sich nicht unterworfen hatte. Weniger glücklich verlief der kecke Versuch, gegenüber dem Pfalzgrafen von Neuburg, dem thatsächlichen Besitzer von Jülich-Berg seit 1614 (s. S. 116), die Rechte der evangelischen Unterthanen und damit den eignen Einfluß zur Geltung zu bringen. Zwar besetzte Friedrich Wilhelm im Juni 1651 einige Plätze, aber er mußte eine kaiserliche Kommission zulassen, die einen Vertrag auf Grund des vorigen Zustandes herbeiführte.

Der junge Fürst erkannte, daß er zuviel unternommen habe, und beschloß zunächst, vorsichtiger zu verfahren, namentlich sich enger an Österreich anzuschließen, dessen guten Willen er brauchte, um die noch immer verzögerte Räumung Pommerns durchzusetzen. Infolgedessen entfernte er auch im Januar 1652 Burgsdorf aus der Oberleitung der Geschäfte, der wenige Wochen später starb, und ersetzte ihn durch Joachim Friedrich von Blumenthal (geb. 1609), der unter Schwarzenberg emporgekommen, nach dessen Sturze als Reichshofrat in kaiserliche Dienste getreten und erst 1649 als Statthalter von Halberstadt in seine Heimat zurückgekehrt war. Neben ihm trat allerdings schon Graf Georg Friedrich von Waldeck (geb. 1620) bedeutend

hervor, früher in niederländischen, jetzt in brandenburgischen Diensten, ein Mann von weitem Blick und kühnem Unternehmungsgeiste. Das von Blumenthal angebahnte gute Einvernehmen mit dem kaiserlichen Hofe war gar nicht nach seinem Sinne, aber es nötigte wenigstens Schweden zur Übergabe Hinterpommerns, wo der Kurfürst im Juni 1653 die Huldigung empfing, freilich unter lästigen Bedingungen. Brandenburg mußte auf den ärmeren Landesteil fünf Sechstel der pommerschen Staatsschuld (eine halbe Million Gulden) übernehmen, dazu die Hälfte seiner Einnahmen aus den hinterpommerschen Seezöllen an Schweden abliefern und ihm für den Fall des Aussterbens der Hohenzollern auch das Recht der Nachfolge in seinem Teile Pommerns und in der

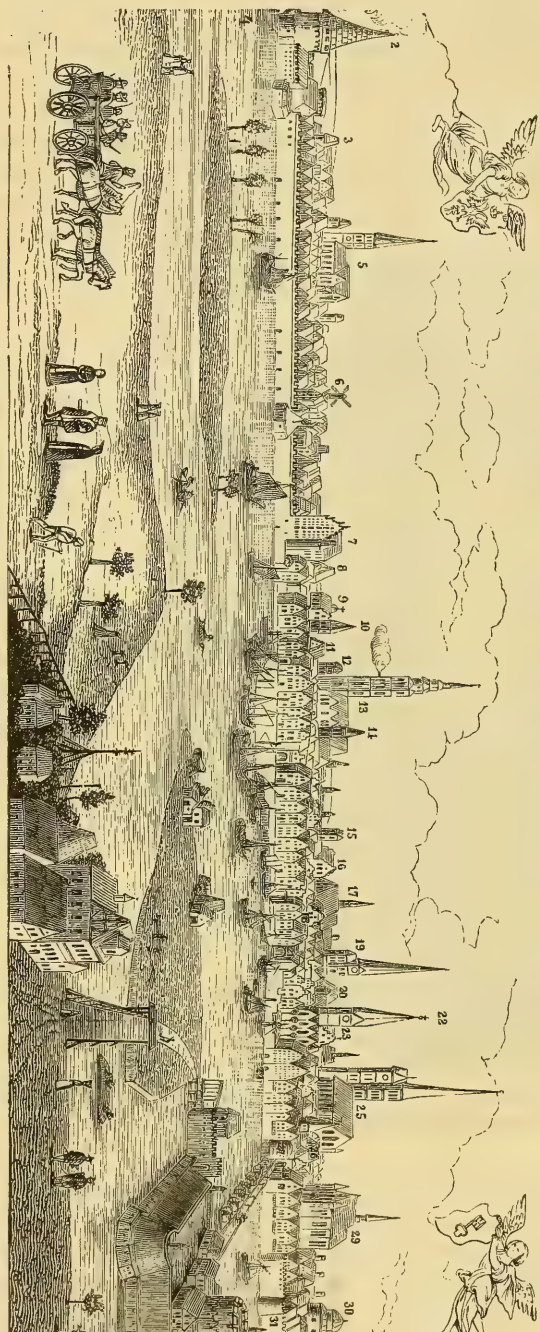
370. Georg Friedrich, Graf von Waldeck.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Neumark zugestehen. Dabei mußte der damalige Administrator des Bistums Kammin, das nicht weniger als ein Sechstel aller Landessteuern aufzubringen hatte, Ernst Bogislaw von Croy und Aerschot, ein Neffe des letzten Pommernherzogs Bogislaw XIV., für die Abtretung dieses wichtigen Besitzes mit Geld und Gütern entschädigt und auch noch mit der Statthalterschaft von Hinterpommern betraut werden. So war denn unter harter Arbeit der Besitz der neuerworbenen Gebiete mit Ausnahme Magdeburgs gesichert.

Reichstag von Regensburg (1653).

Bis dahin hatte das enge Einvernehmen zwischen Brandenburg und Österreich vorgehalten, ja es hatte anfangs auch noch den Reichstag von Regensburg beherrscht, der am 30. Juli 1653 noch einmal in den alten glänzenden Formen und unter persönlicher Teilnahme Kaiser Ferdinands III. eröffnet wurde. Ein glänzender Erfolg

der habsburgischen Politik war vorangegangen, denn am 31. Mai war des Kaisers ältester Sohn Ferdinand in Augsburg zum römischen König gewählt worden, die Kaiserkrone schien also wieder für die nächste Generation dem Hause Habsburg gesichert. In Regensburg galt es, die Stellung des Kaisers den solange unbotmäßigen Reichsfürsten gegenüber weiter zu befestigen. Der Kaiser wollte daher den (neun) „neuen Fürsten", die im Dreißigjährigen Kriege meist aus österreichischen Edelleuten von ihm zu Reichsfürsten erhoben worden waren, Hohenzollern, Eggenberg, Lobkowitz, Piccolomini, Auersperg u. a.) als solche mit Sitz und Stimme im Fürstenrate eingeführt sehen und dachte dadurch sich ein bequemes Mittel sichern, um sich dort eine ergebene Mehrheit zu schaffen, und er forderte ferner, daß bei den von ihm beantragten Reichssteuern die Beschlüsse der Mehrheit unbedingt bindend sein sollten. Die Mehrzahl der Fürsten unter der Führung der Braunschweiger Herzöge widerstrebte in beiden Punkten hartnäckig; da aber die Kurfürsten samt und sonders für den Kaiser waren, so schien sein Erfolg gesichert, als es dem Grafen Waldeck gelang, eine völlige Wendung in der kurbrandenburgischen Politik herbeizuführen. Blumenthal erhielt die Weisung, gegen Österreich zu stimmen. So wurden schließlich die neuen Fürsten zwar aufgenommen, aber unter der Bedingung, daß sie ihre Sitze nur behaupten könnten, „wenn sie sich vorhero mit ohnmittelbaren fürstenmäßigen Reichsgütern versehen haben würden", was mehreren von ihnen noch nicht gelungen war; die Bewilligung von Reichssteuern wurde als eine freiwillige bezeichnet, die der vom Kaiser damals geforderten 60 Römermonate verweigert, und endlich bestimmt, daß auf



371. Abcontrafeytung der Löbl. und Weitberühmten Anseestad Bremen, wie sich selbe nach Christi Geburt im Jahre MDCII in ihrem Ansehn und Wesen befunden hat. Nach einem Gemälde in der oberen Rathaushalle daselbst.

Wichtigere Baulichkeiten u. s. w.: 2 Stephanszwinger. 3 Stephansthor. 4 Weserstrom. 5 St. Stephanskirche. 7 Neu-Kornhaus. 10 Die alte Nikolaikirche. 13 St. Ansgarienkirche. 19 Frauenkirche. 22 St. Martinskirche. 23 Rathaus. 24 Das alte Kornhaus. 25 Thumkirche. 28 Das Brückenthor. 29 Zum Grauen Mönchen. 30 Das Osterthor. 32 Die Braut.

den Deputationstagen künftig einer der drei evangelischen Kurfürsten immer zwei Stimmen führen müsse, um die dem Westfälischen Frieden entsprechende Parität der Konfessionen zu wahren. Es waren ebenso viele schmerzlich empfundene Niederlagen der habsburgischen Politik, und sie hoben Brandenburgs Ansehen im ganzen Reiche. Ein Sieg des Fürstentums war auch der Reichstagsbeschluß, daß die Unterthanen gehalten sein sollten, die für den Unterhalt der landesherrlichen Festungen und ihrer Besatzungen erforderlichen Gelder zu gewähren, denn dadurch gewann das fürstliche Heerwesen eine reichsrechtliche Grundlage. Für die Reichsjustizreform wurde nur eine Erschwerung des verschleppenden Revisionsverfahrens erreicht (s. oben S. 106). Der Kaiser beeilte sich dieser wachsenden, von Brandenburg und den Braunschweigern geleiteten Opposition gegenüber den Reichstag mit dem sog. jüngsten (d. h. letzten) Reichstagsabschied vom 17. Mai 1654 zu schließen. Die unerledigten Fragen wurden teils einem Deputationstage, teils einem neuen Reichstage überwiesen.

Bremen und Schweden.

Wie wenig das durch alte und neue Gegensätze zerklüftete Reich, dessen Stände in tiefgewurzeltem Mißtrauen dem Kaiser jede Ausdehnung seiner Gewalt versagten, im stande war, seine Glieder gegen Vergewaltigung wirksam zu schützen, und wie schwer die schwedische Herrschaft auf Norddeutschland lastete, das zeigte eben damals das Schicksal von Bremen. Der Westfälische Friede hatte die alte Hansestadt ausdrücklich von der Abtretung des Stifts Bremen an Schweden ausgenommen, ohne allerdings ihre Reichsstandschaft geradezu auszusprechen. Als sie sich nun mit Oldenburg wegen des Elsflether Zolls in Streit verwickelte und schließlich 1652 der Reichsacht verfiel, so benutzte dies der ehrgeizige schwedische Statthalter des Stifts Bremen, der General Graf von Königsmark, sie durch Sperrung der Weser zu belästigen, um sie zur Unterwerfung unter Schweden zu drängen. Bremen setzte sich tapfer zur Wehr, entledigte sich der Reichsacht durch Verständigung mit Oldenburg (September 1653), und wurde auch vom Reichstage als Reichsstadt förmlich anerkannt (Januar 1654). Aber die Schweden kehrten sich nicht daran, sondern setzten ihre Gewaltmaßregeln fort. Endlich erschien eine kaiserliche Kommission, die Braunschweigischen Herzöge und Brandenburg verhießen ihren Beistand. Die Bremer gingen tapfer zum Angriff über, nahmen einige schwedische Schanzen und sogar die Stadt Verden. Aber auch der Vertrag von Stade, der am 8. Dezember 1654 nach einem achtwöchigen Waffenstillstande abgeschlossen wurde, weil Karl X. Gustav, der neue König von Schweden, im Ausblick auf seine polnischen Pläne sich dieser lästigen kleinen Verwickelung zu entledigen wünschte, beendete den Streit grundsätzlich noch keineswegs. Schweden erkannte die Reichsunmittelbarkeit Bremens nur vorläufig an, behielt sich aber seinen Anspruch vor, und die Stadt mußte einen Teil ihres Landgebiets abtreten, über einen andern die schwedische Hoheit anerkennen.

Waldecks großbrandenburgische Pläne.

Erfahrungen solcher Art konnten die bündischen Pläne nur fördern, die damals allerorten in Deutschland auftauchten, weil man erkannte, wie wenig die Reichsverfassung wirklich im stande sei, den nationalen Aufgaben zu genügen. Daß dabei vielfach an die Anlehnung an eine fremde Großmacht gedacht wurde, lag in den Überlieferungen reichsfürstlicher Politik und in ihrem Gegensatze zu Österreich. Auch die brandenburgische Politik schlug diese Richtung ein, seitdem Graf Georg Friedrich von Waldeck der einflußreichste Rat des Kurfürsten geworden war. Er lebte und webte in den Anschauungen protestantisch-reichsfürstlicher „Libertät“ und des Gegensatzes zum Hause Österreich, und er steckte dem brandenburgischen Staat zuerst die hohen Ziele, die er erst in einer viel späteren Zeit erreichen sollte. In einer feurigen und kühnen Denkschrift legte er dem Kurfürsten im Dezember 1653 seine Pläne dar. Bei der Hinfälligkeit der Reichsverfassung könnten nur Sonderbündnisse der deutschen Fürsten

eine kräftige Vertretung der Reichsinteressen ermöglichen. Brandenburg insbesondere könne bei seinem zerrissenen Gebiet und in seiner von allen Seiten bedrängten Lage ohne solche nicht bestehen. Es müsse sich daher zunächst mit den protestantischen Reichsständen gegen die kaiserlichen Übergriffe verbünden und beständig an ihre Spitze treten. Vor allem müsse dadurch das Haus Habsburg von der Kaiserkrone verdrängt und diese den bayrischen Wittelsbachern übertragen werden. Dazu werde ausländische Hilfe unerläßlich sein, und dafür könne, da die Niederländer seit der Verdrängung des Hauses Oranien nicht in Betracht kämen, nur auf Frankreich, den natürlichen Gegner Österreichs, gerechnet werden.

Andre bündische Pläne.

Der Kurfürst ging auf diese Anschauungen ein und trat in Regensburg an die Spitze der reichsfürstlichen Opposition gegen den Kaiser. Für das vorgeschlagene Fürstenbündnis aber kamen zunächst die Herzöge von Braunschweig (in Wolfenbüttel, Celle und Hannover) in Betracht, die ihrerseits schon durch das Hildesheimer Bündnis vom 14. Februar 1652 mit Hessen-Kassel, Bremen-Verden (Schweden) und Paderborn in Verbindung standen. Nach langwierigen Einzelverhandlungen wurde am 3. Oktober (24. September) 1654 in Hannover ein brandenburgisch-braunschweigisches Verteidigungsbündnis verabredet und am 29. Juli 1655 auf drei Jahre endgültig abgeschlossen, übrigens mit der ausdrücklichen Beschränkung auf die Reichslande des Kurfürsten. Denn in den beginnenden schwedisch-polnischen Krieg wollten sich die Braunschweiger nicht verwickeln lassen. Dagegen mißlang die ursprünglich in Aussi) genommene Ausdehnung auf die rheinischen Fürsten, denn Johann Wilhelm von Jülich-Berg, der alte Gegner Brandenburgs, brachte in Köln ein ähnliches Bündnis, aber von entschieden katholischer Färbung, mit Münster, Trier und Köln am 15. Dez. 1654 zustande, dessen Dauer auf zwei Jahre bestimmt war. Eine thatsächliche Wirksamkeit hat keines dieser Bündnisse ausgeübt, und für Brandenburg hatte das Bündnis mit Braunschweig wegen seiner Beschränkung von Anfang an nur geringen Wert.

Kurmainzische Politik.

Erst ein etwas später abgeschlossenes sollte eine etwas größere Rolle spielen, allerdings schließlich keineswegs zum Vorteile Deutschlands. Sein Stifter war Johann Philipp von Schönborn (geb. 1605), seit 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz, daneben auch Fürstbischof von Würzburg und Worms. Als der erste Kurfürst des Reiches und das Haupt der Bischöfe betrachtete er es nach der alten stolzen Überlieferung seiner größten Vorgänger als seine Pflicht, die Reichsstände ohne Unterschied des Bekenntnisses um sich zu scharen und somit dem habsburgischen Kaisertum ein Gegengewicht entgegenzustellen, dadurch aber für Deutschland den Frieden zu wahren, den Österreich fortwährend gefährdete, indem es Spanien in seinem Kampfe gegen Frankreich unter der Hand unterstützte. In diesen bündischen „irenischen“ Bestrebungen des Kurerzkanzlers war sein bester Gehilfe sein Oberhofmarschall, der spätere Reichsvizekanzler Johann Christian von Boyneburg, ein geborener Thüringer (geb. 1622) und von Haus aus Protestant, erst seit 1656 katholisch. Hatte Johann Philipp zunächst schon 1651 die drei geistlichen Kurfürsten zu einem Bündnisse vereinigt, so trat er im August 1655 dem Kölner Bündnis bei und bemühte sich darüber hinaus, auch die braunschweigischen Herzöge, Hessen-Kassel und Schweden (für Bremen-Verden) für den Bund zu gewinnen.

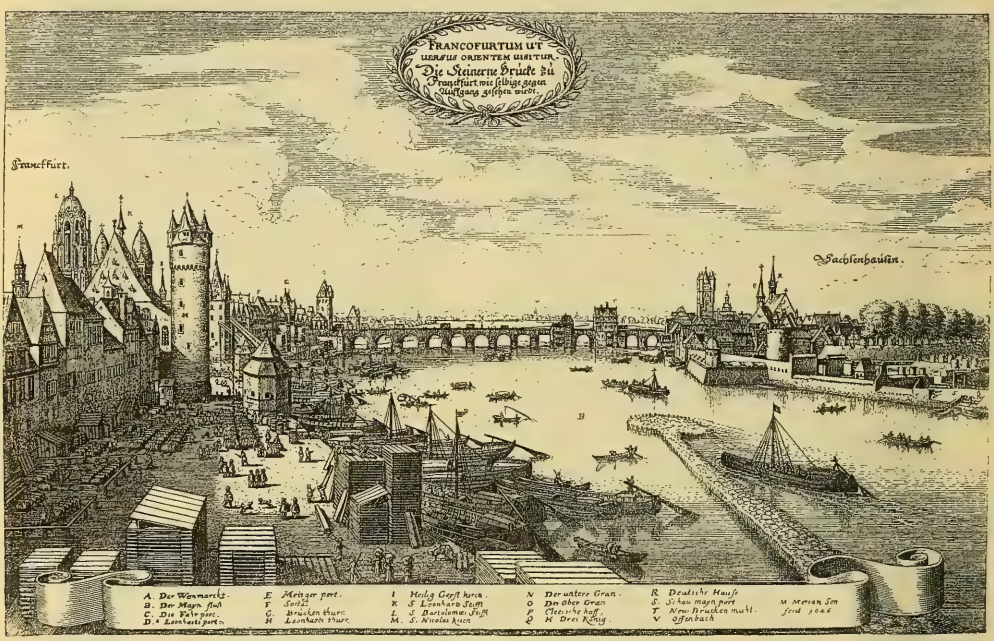
Kaiserwahl.

Eine besonders günstige Aussicht eröffnete seinen Bestrebungen die Erledigung der Kaiserkrone durch den überraschend frühen Tod Ferdinands III. am 2. April 1657. Da der erwählte römische König, sein älterer Sohn Ferdinand, ihm schon am 9. Juli 1654 vorangegangen war, so war über die Nachfolge noch keinerlei Bestimmung getroffen, und gegen seinen zweiten Sohn, den ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmten Leopold Ignatius, regte sich schon das Bedenken, daß er damals

372. Kaiser Leopold I.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

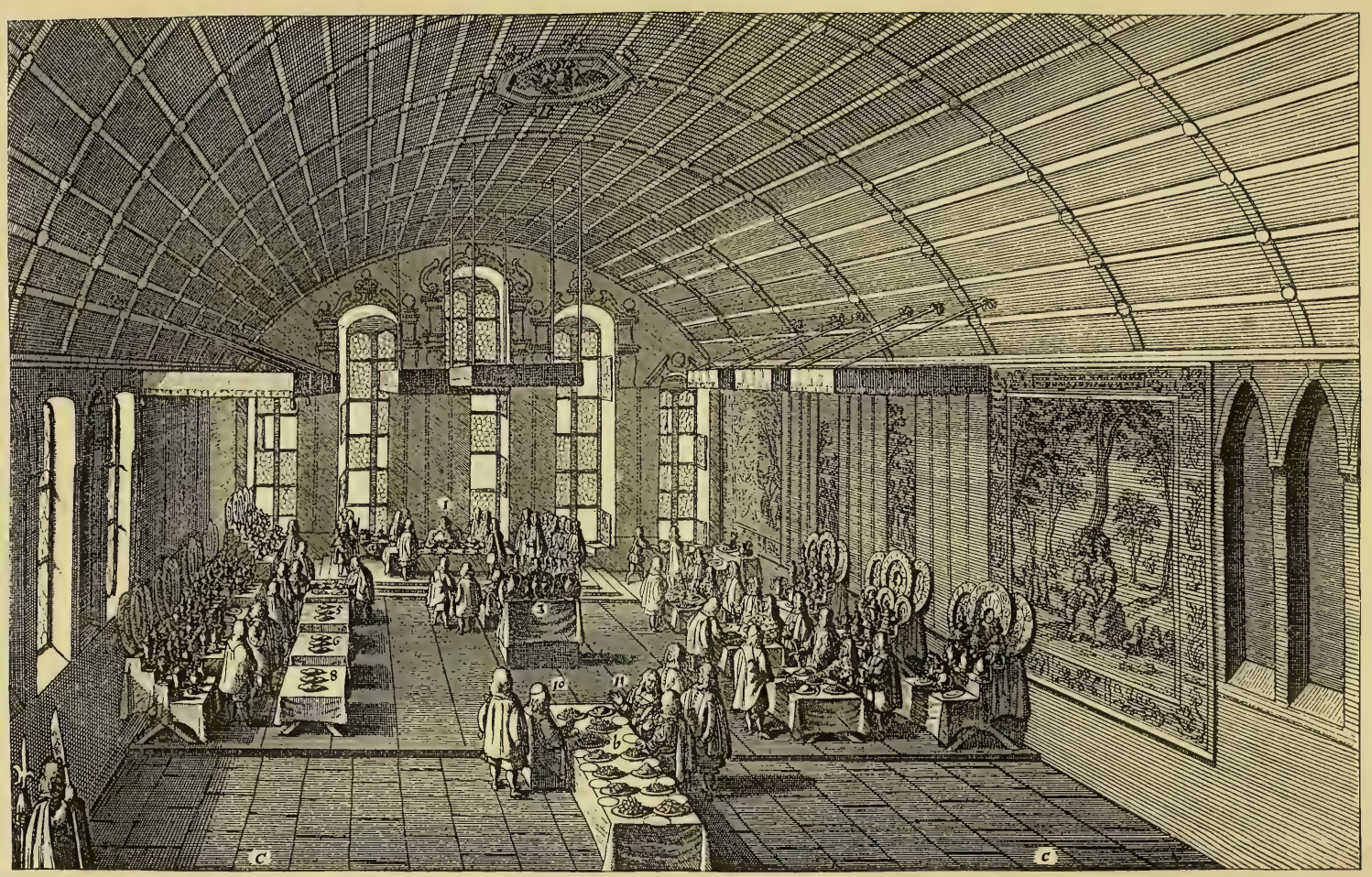
noch nicht das achtzehnte Lebensjahr vollendet hatte (geb. 9. Juli 1640). Alle Gegner des Hauses Habsburg gerieten in Bewegung, denn die Gelegenheit schien überaus günstig, ihm die Kaiserkrone zu entreißen. Das war vor allem der Gedanke Mazarins, aber er lag auch der Politik des Kurerzkanzlers nahe genug. An Leopolds Stelle nahmen beide den Kurfürsten von Bayern, Ferdinand Maria, in Aussicht. Auch Brandenburg, Pfalz und Köln schienen dafür gewonnen zu sein. Allein der Erkorene war selber am allerwenigsten geneigt dazu; er wollte lieber, wie er sagte, ein reicher Kurfürst als ein armer Kaiser sein, und ließ sich auch durch seine ehrgeizige Gemahlin Adelaide von Savoyen nicht umstimmen, sondern versprach in einem besonderen Vertrage vom 12. Januar 1658 dem Erzherzog Leopold seine Stimme. Da somit dieser



373. Frankfurt a. M. im 17. Jahrhundert.

Nach einem Kupferstiche von Matth. Merian.

Plan keine Aussicht hatte, faßten Mainz, Frankreich und Schweden den Erzherzog Leopold Wilhelm, den länderlosen Hoch- und Deutschmeister, ins Auge. Aber auch dieser lehnte verständigerweise die Krone ab, da sich die Kaiserwürde ohne ein Erbland nicht behaupten lasse. Dazwischen ist wohl auch der Gedanke aufgetaucht, Ludwig XIV. die Krone anzubieten, allein ernsthaft von keiner Seite verfolgt worden. Also blieb schließlich nur Leopold I. Doch sollte nun wenigstens die von den Kurfürsten aufzustellende Wahlkapitulation ihn so einengen, daß die Bedenken gegen die Thronbesteigung eines Habsburgers möglichst beseitigt wurden. Gestützt auf Frankreich und Schweden setzten daher die drei geistlichen Kurfürsten eine Reihe beschränkender Bestimmungen durch. Die Wahlkapitulation verbot dem Kaiser, ein andres Bündnis zu schließen als nach dem Inhalte des Westfälischen Friedens, besonders den Feinden Frankreichs, vor allem also den spanischen Habsburgern, irgend welchen Vorschub zu



374. Krönungsmahl Kaiser Leopolds I. und der Kurfürsten auf dem Römer in Frankfurt a. M. am 1. August 1685. Nach einem Kupferstiche von Merian im „Theatrum Europaeum“.

1 Kaiser Leopold I. 2 Kur-Mainz. 3 Kur-Trier. 4 Kur-Köln. 5 Kur-Böhmen. 6 Kur-Bayern. 7 Kur-Sachsen. 8 Kur-Brandenburg. 9 Kur-Pfalz. 10 Bischof von Worms. 11 Fürst von Lobkowitz und Fürst von Auersperg. a Tafel mit den Reichsinsignien. b Fürstentafel. c Platz der Musikanten.

leisten. Für die Reichsverhältnisse waren andre Bestimmungen zu gunsten der fürstlichen Gewalt noch wichtiger. Nach ihnen durften sich die Landstände die Verfügung über Landessteuern nicht anmaßen ohne den Landesherrn; Klagen derselben gegen diesen sollte das Reichskammergericht zurückweisen, Widerstand aber sollten die Fürsten selbst mit Hilfe benachbarter Reichsstände gewaltsam brechen dürfen. Obwohl nun die österreichischen Bevollmächtigten gegen die ersten Vorschriften manche lebhafte Einwendungen machten, da sie unter Umständen dazu führen könnten, daß Frankreich Belgien und Mailand verschlinge, so blieb das doch vergeblich, und schließlich nahm Leopold I. die Kaiserkrone auch unter diesen Bedingungen an. Am 18. Juli 1658 erfolgte die einstimmige Wahl, am 1. August die Krönung.

Der Rheinbund.

Johann Philipp durfte sich in seinem Sinne eines bedeutenden Sieges rühmen. Die reichsfürstliche Gewalt war wesentlich gestärkt, die alte unheilvolle Verbindung zwischen Spanien und Österreich zerrissen. Aber um diese Ergebnisse zu sichern, wollte er seinen Fürstenbund erweitern und an eine auswärtige Großmacht anlehnen, die ungefähr die nämlichen Interessen hatte. Das konnte nach der alten Überlieferung reichsfürstlicher Opposition und nach der damaligen Lage der Dinge nur Frankreich sein, an das ja auch Graf Waldeck seiner Zeit gedacht hatte. Mazarin selbst ging nur zögernd auf den Gedanken ein, bereitwilliger Schweden. So kam am 15. August 1658 zwischen den drei geistlichen Kurfürsten, Münster, Jülich-Berg, den drei Braunschweiger Herzögen, Bremen-Verden und Hessen-Kassel der Rheinbund in Frankfurt a. M. zum Abschluß. Am nächsten Tage trat ihm in Mainz auch der König von Frankreich als gleichberechtigtes Mitglied, keineswegs als Oberhaupt bei. Es war ein Verteidigungsbündnis zur Aufrechterhaltung des Westfälischen Friedens, das zunächst für drei Jahre gelten sollte. Für den Fall des Krieges sollten die deutschen Fürsten 5100 Mann Fußvolk und 2550 Reiter, Frankreich 1600 Mann zu Fuß und 800 Reiter aufstellen. Ferner erhielt Schweden die wertvolle Zusicherung, daß der Rheinbund Bremen und Verden gegen einen Angriff von Polen oder Brandenburg decken werde, und für Frankreich versprachen die Verbündeten, kaiserlichen Hilfstruppen den Durchmarsch nach den (spanischen) Niederlanden zu versagen. Später traten auch andre Reichsstände dem Rheinischen Bunde bei: noch 1658 die Grafen von Waldeck, 1659 Hessen-Darmstadt, 1660 Württemberg, 1661 Münster und Trier.

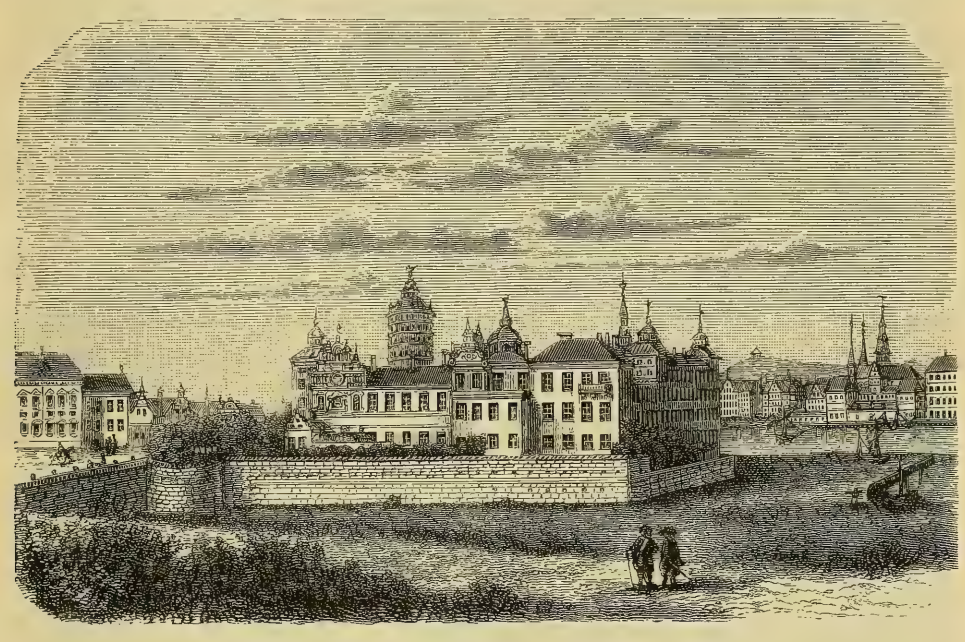
Der Kurerzkanzler meinte den deutschen Interessen einen wichtigen Dienst geleistet und für Mainz eine leitende Stellung gesichert zu haben. Daß Frankreich so bald zu einer drohenden Übermacht emporwachsen und den Rheinbund in sein dienstbares Werkzeug zur Beherrschung Westdeutschlands verwandeln werde, hat er nicht geahnt und auch nicht ahnen können. Er übersah dabei freilich, daß diese schwachen meist waffenlosen Kleinstaaten, die den Rheinbund bildeten, in den Kämpfen großer Militärmächte wenig bedeuteten, und daß der hohe Rang des Kurerzkanzlers, auf den er so stolz war, den Mangel an wirklicher Macht nicht ersetzen konnte. Nicht das leise Knistern diplomatischer Federn verkündete eine neue Zeit, sondern die hellen Fanfaren der brandenburgischen Reiter.

Der große Kampf um die Herrschaft des Baltischen Meeres war inzwischen in einen neuen Abschnitt eingetreten, und aus ihm ging Brandenburg als eine selbständige Militärmacht hervor.

Schweden unter Christine.

(1632—54.)

Nach dem Dreißigjährigen Kriege war Schweden die Großmacht des nördlichen und östlichen Europa, eine künstliche Großmacht freilich, denn sie beruhte nicht auf der natürlichen Kraft des armen und dünnbevölkerten Landes, sondern auf der Ausbeutung fremder Lande, auf den auswärtigen Besitzungen deutscher Zunge, die dem Hauptlande die reichsten Erträgnisse abwarfen und zugleich durch ihre Lage die Möglichkeit sicherten, in die mitteleuropäische Politik thätig einzugreifen.



375. Königliches Schloß in Stockholm im 17. Jahrhundert.

Die baltischen Provinzen.

Eine förmliche Einverleibung dieser Gebiete in das schwedische Reich hatte man vermieden. Nur Ingermanland und Kexholm waren thatsächlich einverleibt, obwohl sie einen Landtag hatten. Die alte Verfassung von Esthland hatte schon Karl IX. durch seine Privilegien vom 3. September 1600 bestätigt, obwohl er ursprünglich die Absicht gehabt hatte, das schwedische Staatsrecht hier einzuführen und Abgeordnete der esthländischen Ritterschaft zum schwedischen Reichsrate zu ziehen. Auch für Livland, dessen von den Polen mißhandelte Ritterschaft mit ihm in Reval verhandelte, hatte er ein ähnliches Privileg am 13. Juli 1602 verliehen. Da jedoch die Schweden damals Livland nicht behaupten konnten (s. oben S. 46), so gewann dies keine Bedeutung. Als dann Gustav Adolf Livland wirklich eroberte (s. S. 200), kehrte er sich an jene Urkunde nicht, sondern regierte das Land ohne ständischen Beirat. Erst die vormundschaftliche Regierung errichtete eine ständische Verfassung und bewilligte ritterschaftliche „Landräte", die dem schwedischen Generalgouverneur in Riga zur Seite stehen sollten. Weitaus die wichtigsten festländischen Gebiete waren jedoch die jüngst erworbenen deutschen Küstenlande Bremen, Verden, Wismar und Vorpommern. Da sie im

deutschen Reichsverbande blieben, so konnte nicht von einer wirklichen Verschmelzung mit dem schwedischen Staate, sondern nur von einer Personalunion die Rede sein. Nicht einmal eine gemeinsame Regierung wurde für sie eingerichtet, vielmehr fand Vorpommern den Mittelpunkt seiner Verwaltung in Stettin, Bremen und Verden in Stade; gemeinsam war allen nur das Oberappellationsgericht in Wismar (seit 1653). Auch sonst blieben die Zustände im wesentlichen so, wie sie die Schweden vorfanden. Nur die beiden Domkapitel in Bremen und Verden wurden aufgehoben, aber die landständische Verfassung verbürgt und auch das Indigenatsrecht des einheimischen Adels anerkannt, so daß nur Landesangehörige in die reichbesoldeten Ämter einrücken konnten; nicht minder blieb die aristokratische Stadtverfassung unangetastet. So herrschten hier nach wie vor der Adel, das städtische Patriziat und die reichbegüterte pommersche Landesuniversität Greifswald über die unterthänigen Bauernschaften. Da viele, namentlich geistliche Güter, schon während des Krieges in die Hände schwedischer Edelleute übergegangen waren, so traten die Wrangel, de la Gardie, Lewenhaupt, Königsmark u. a. in den Kreis des landsässischen Adels ein, und auch die deutschen Adelsgeschlechter rühmten sich, daß ihre Wappenschilder im Ritterhause zu Stockholm prangten. Trotz dieses schonenden Vorgehens, das dem aristokratischen Schweden ganz entsprach, wurden doch diese deutschen Lande selbstverständlich durchaus im Interesse Schwedens regiert, und ihre reichen „Seezölle" bildeten eine Haupteinnahme der Krone.

Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf Schweden.

Ob freilich ihre Erwerbung wirklich ein Glück für Schweden gewesen, ist eine andre Frage; und ganz abgesehen davon hat der lange Krieg eine Reihe nachteiliger Folgen für das schwedische Volk herbeigeführt. Die ohnehin dünne Bevölkerung wurde arg gelichtet und, was schlimmer war, sittlich verwildert durch die Sucht nach leichtem Gewinn im Glücksspiele dieser wilden Kämpfe. Der schwedische Adel zumal, der seine Schlösser mit der Beute aus Deutschland füllte, gewöhnte sich an eine gewaltthätige Eroberungspolitik, die gar nicht einmal danach fragte, ob ihre Ergebnisse dem Lande zum Unheil oder zum Segen gereichten. Welche Bürgschaften aber bot Schweden für die Fortdauer seiner Machtstellung? Doch nur die eigne militärische Tüchtigkeit und vor allem die Schwäche der Nachbarn, namentlich Deutschlands. Sobald sich hier ein waffengewaltiger Staat aus den Trümmern des Reiches erhob, hätte auch eine Heldenkraft wie die Gustav Adolfs den Sturz der schwedischen Großmacht nur aufhalten, aber nicht hindern können. Und dieser künstliche Staat stand seit dem Tode des großen Königs unter einer adligen Regentschaft, die zwar ihre schwere Aufgabe nach außen hin bewunderungswürdig löste, aber das Land durchaus im einseitigen Interesse des Adels verwaltete, und nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges regierte eine Fürstin, die sich mit der ganzen Kraft ihres leidenschaftlichen Herzens aus ihrem dürftigen Vaterlande hinwegsehnte nach der reichen, schönheitsvollen Kulturwelt des romanisch-katholischen Südens.

Königin Christine.

Als Gustav Adolf 1630 den Zug nach Deutschland antrat, von dem er, wie er geahnt hatte, nicht lebend wiederkehrte, hatte er der vierjährigen Tochter Christina Augusta (geb. 8. [18.] Dezember 1626) für den Fall seines Todes huldigen lassen und den Reichsrat als Regentschaft eingesetzt, die Erziehung des Kindes aber nicht der Mutter Eleonore von Brandenburg, deren mürrisches und empfindliches Wesen wohl auch nicht im Sinne des Königs gewirkt haben würde, sondern ihrer Tante Katharina und deren Gemahl, Johann Kasimir von Pfalz-Kleeburg, anvertraut. Nach dem Tode des Vaters erhielt jene Regierung des Reichsrates eine unerwartete Ausdehnung. Mit Verdrängung Johann Kasimirs, den die stolzen Schweden als Fremden und als Calvinisten nicht leiden mochten, übernahmen die fünf obersten Reichsbeamten, an ihrer Spitze der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, dem noch zwei seiner nächsten Ver-

Christina

376. Christine, Königin von Schweden.
Nach dem Gemälde von J. H. Elbfas im Schloſſe Gripsholm.

wandten zur Seite standen, die Vormundschaft und Regentschaft, und der Reichstag erkannte sowohl die Thronbesteigung Christinens als diese Ordnung der Verwaltung an, die alle Macht thatsächlich in die Hände der Familie Oxenstjerna brachte (1633 u. 34). Von der Erziehung blieb die Mutter auch jetzt noch völlig ausgeschlossen, obwohl sie die Tochter nicht von sich lassen wollte, bis sie endlich im Jahre 1636 von Oxenstjerna veranlaßt wurde, sich nach ihrem Witwensitze Gripsholm zurückzuziehen. Da nun nach dem Willen des Vaters, der einen Sohn an Christine hatte haben wollen, die Erziehung in der That mehr eine männliche als weibliche war, so nahm die außerordentlich begabte junge Fürstin zwar einen reichen Wissensstoff ungewöhnlich schnell und sicher auf, las die Werke der hervorragendsten lateinischen Schriftsteller in der Ursprache, trieb Geschichte und Geographie, Mathematik und Astronomie, Deutsch und Französisch, entwickelte aber auch früh ein entschieden unweibliches Wesen, das ihre späteren wunderlichen Ausschreitungen verständlich macht. Sie schlief wenig, ertrug gleichmütig Hunger und Durst, Hitze und Kälte, ging und ritt weite Strecken ohne Ermüdung und zeigte besondere Vorliebe für Jagden, Hunde und Pferde. Da wird es begreiflich, daß sie jede Vermählung von sich wies, auch die eine Zeitlang sehr ernst gemeinten Anträge Friedrich Wilhelms von Brandenburg, obwohl eben diese bei dem schwedischen Heere in Deutschland lebhafter Sympathie begegneten und im Jahre 1642 dort Offiziere und Soldaten schon das Brautpaar hoch leben ließen. Da nun die Königin frühzeitig Interesse und Verständnis für Staatsgeschäfte bewies, wie ihr denn schon seit 1636 Oxenstjerna regelmäßige Vorträge darüber hielt, so trug der Reichsrat kein Bedenken, sie seit 1643 an seinen Sitzungen teilnehmen zu lassen und nichts zu entscheiden, ohne ihre Meinung gehört zu haben. Mit dem 8. Dezember 1644 übernahm sie auch thatsächlich die Regierung.

Regierungsantritt Christinens.

Das Land, froh des parteiischen Adelsregiments ledig zu sein, begrüßte die Königin mit lautem Jubel und großen Hoffnungen. Sie waren nicht ganz unberechtigt. Christine verband mit scharfer Fassungsgabe eine lebhafte, dichterisch angeregte Phantasie; ihr Interesse war umfassend, im ganzen Umkreise des menschlichen Wissens strebte sie heimisch zu sein, und geniale Gedanken, wie der einer Union aller protestantischen Kirchen, flogen ihr durch den Kopf. Dazu fühlte sie sich von königlichem Selbstbewußtsein gehoben und zeigte in ihrem Verfahren stets rasche Entschlossenheit. Aber ihr fehlten trotzdem die Einheit und Festigkeit des Willens und das wahrhafte fürstliche Pflichtgefühl; sie arbeitete allerdings unermüdlich, las Depeschen und Aktenstücke bis tief in die Nacht und nahm an den Sitzungen des Ministerrates regelmäßig teil. Doch das that sie schließlich nur, weil ihre königliche Würde es zu verlangen schien, nicht um Schwedens willen, das sie niemals geliebt hat, und nicht sowohl nach dem wahrhaft Großen, als nach dem Ungewöhnlichen strebte ihr beweglicher, unsteter Geist. Deshalb sind auch die kurzen Jahre ihrer Regierung, ist alles das, was sie etwa leistete, an Schweden vorübergangen, ohne eine Spur zu hinterlassen, und sie selbst endete fern von der Heimat als eine Frau, von der die Welt mehr mit Verwunderung als mit Ehrfurcht sprach.

Innere Parteiungen.

Ein ganz andrer Charakter als der ihre hätte dazu gehört, um durch sorgfältige Pflege der Volkswirtschaft und Kultur Schwedens inneren Zustand in Einklang mit seiner äußeren Macht zu bringen. Sie wurde zu rasch ungeduldig, um wohlthätig zu wirken. Um sie her rangen in stillem, aber erbittertem Kampfe die Parteien des Hofes. Das mächtige Geschlecht der Oxenstjerna, dessen Übergewicht sie haßte, sah sich bald zurückgedrängt durch seine Nebenbuhler wie Magnus de la Gardie, Torstenson, Johann Salvius, die sich um den Pfalzgrafen Karl Gustav scharten und an dem französischen Gesandten Chanut eine feste Stütze fanden, weil sie das alte Bündnis mit

Frankreich als die Grundlage der gesamten schwedischen Politik betrachteten, während Oxenstjerna und mit ihm der größte Teil des nationalstolzen schwedischen Adels eine größere Selbständigkeit festzuhalten strebten. Ihrer ganzen Art entsprechend vermochte die Königin sich nicht über diesen Parteien zu halten, sondern stand bald mitten drin, namentlich als beide während der Friedensunterhandlungen aufs heftigste aneinander gerieten. Sie erklärte sich entschieden gegen die Oxenstjerna, die sie im Verdacht hatte, daß sie den Krieg verlängern wollten, um ihren Einfluß zu behaupten. Sie erhob im Januar 1648 Karl Gustav zum Oberbefehlshaber in Deutschland (s. S. 262), und nach glücklicher Beendigung des deutschen Krieges zum Thronfolger mit dem Rechte der Erblichkeit, obwohl der Reichstag nur widerstrebend einwilligte, und Axel Oxenstjerna, der entschiedenste Gegner des Pfalzgrafen, nur dem direkten Befehle der Königin nachgab (März 1649).

Christinens Künstler und Gelehrte.

Zeigte sich schon in diesem Schritte eine gewisse Gleichgültigkeit gegen ihre Stellung und ihr Land, so wuchs diese um so mehr, je weniger ihr vielseitig gebildeter und nach Abwechselung dürstender Geist in dem rauhen und armen Lande wirkliche Befriedigung fand. Sie suchte sich eine solche zu verschaffen, indem sie gewissermaßen eine Kolonie von fremden Künstlern und Gelehrten um sich versammelte. Aus Deutschland berief sie den großen Philologen Freinsheim, aus Holland den gelehrten Kenner des Griechischen, Isaak Vossius, und den feinen Latinisten Nikolaus Heinsius, aus Frankreich den Historiker Mézeray und den Humanisten Salmasius; selbst den ersten Philosophen der Zeit, den Franzosen Descartes, verstand sie zu gewinnen. Eine kostbare Bibliothek, die namentlich reich war an seltenen orientalischen Handschriften, und eine auserlesene Kunstsammlung erweckten in Stockholm den Schein eines reichen Kulturlebens, und naturgemäß vergalten die Gelehrten der Königin ihre glänzenden Jahrgehalte und Gnadengeschenke mit bewundernden Huldigungen in Vers und Prosa. Da hieß sie die große Christine, die himmlische Heldin, die schwedische Pallas, die Sibylle des Nordens u. s. f., da wurde Stockholm zum zweiten Athen, wo die Musen, durch Krieg und Not aus dem übrigen Europa verscheucht, eine Freistatt gefunden hätten. Je mehr nun Christine in dieser künstlich gemachten Welt, die mit Schweden nur ganz äußerlich zusammenhing, sich heimisch fühlte, desto rascher wuchs ihre Sehnsucht nach jenen Ländern des Südens, wo sie alles das vereinigt fand, was sie in ihrer Heimat mühsam zusammentragen mußte.

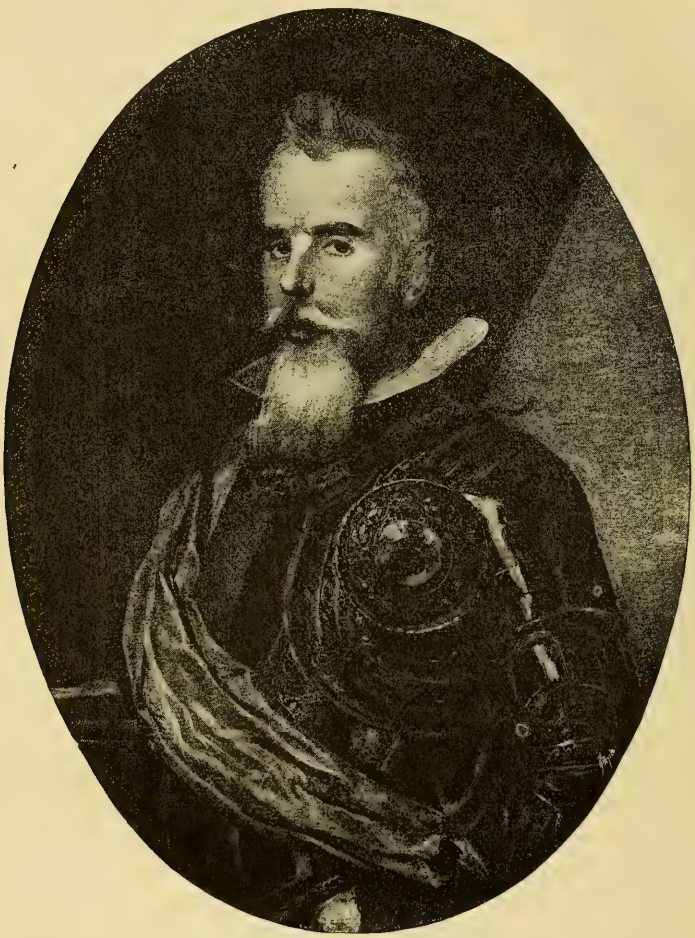
Religiöse Schwankungen Christinens.

Religiös-philosophische Zweifel kamen hinzu. Die Tochter Gustav Adolfs hatte für das starre Luthertum des Nordens niemals ein rechtes Herz gehabt, wie schon der Gedanke einer evangelischen Union genugsam zeigt, und doch lebte sie des Glaubens, von den vorhandenen Religionen könne nur eine die wahre sein. Descartes' Philosophie bestärkte sie in ihren Zweifeln, ihr Interesse an südländischer Kultur aber lenkte ihre Blicke wie von selber auf den Katholizismus, und rasch spann die römische Geistlichkeit um sie ihre Fäden, wie damals allerorten in protestantischen Fürstengeschlechtern. Schon mit dem Jesuiten Macedo, der die portugiesische Gesandtschaft nach Stockholm begleitete (1650), hatte Christine eingehende Unterredungen; im Anfange des nächsten Jahres erschienen bei ihr einige verkappte italienische Jesuiten. Sie hatten ihrem scharfen Geiste gegenüber keinen leichten Stand, aber sie fühlte sich unwillkürlich gefesselt durch die strenge Folgerichtigkeit des katholischen Systems, so wenig ihr manche Äußerlichkeiten zusagten. Je mehr sie sich nun mit dem Gedanken des Übertritts vertraut machte, desto näher trat ihr natürlich auch die Notwendigkeit der Thronentsagung, und wenn sie jenen noch sorgfältig geheim hielt, so sprach sie von dieser bereits im Jahre 1651 im Reichsrat, doch gelang es damals noch Oxenstjerna, sie umzustimmen. Als sie aber (seit 1652) unter dem Einflusse des französischen Arztes Bourdelot,

eines oberflächlichen Menschen, der mangelhafte Kenntnisse und lockere Grundsätze durch gesellige Talente und dreistes Auftreten zu verdecken wußte, sich allmählich von ernsten Studien und Geschäften zurückzog, da entfremdete sie sich den schwedischen Verhältnissen mehr und mehr.

Wachstum der inneren Schwierigkeiten.

Dazu wurde ihr durch neue heftige Parteiungen und die zunehmende Verstimmung im Lande die Regierung immer widerwärtiger. Seitdem Oxenstjernas Einfluß zurückgetreten war, überwog am Hofe völlig die französische Partei, der Christine

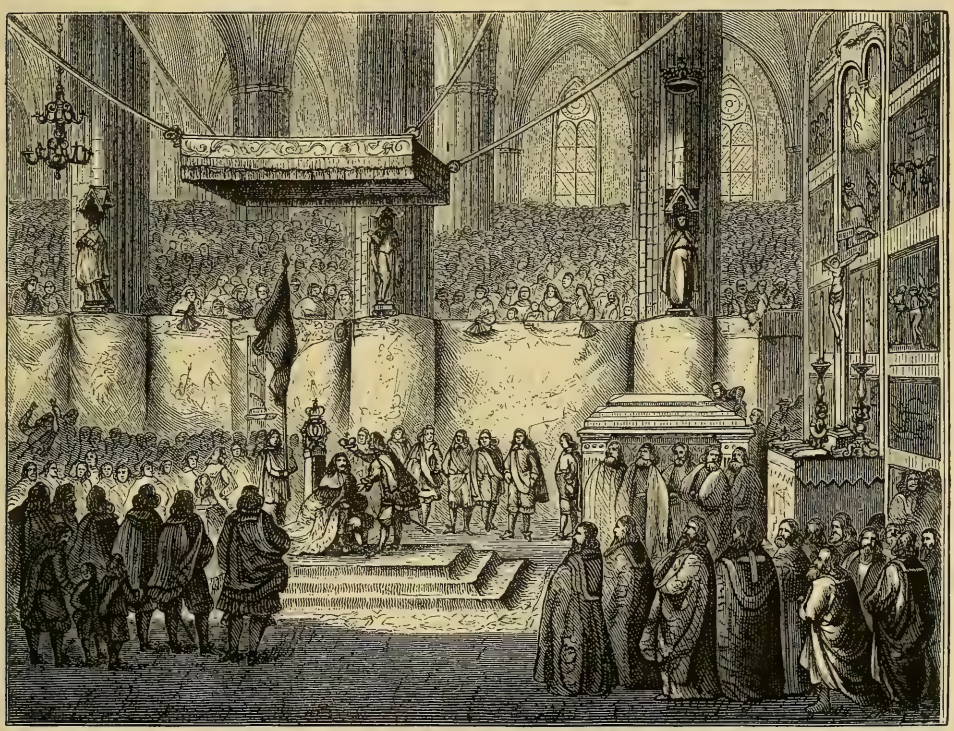


377. Antonio Pimentel, Graf von Benavent.
Nach dem Gemälde von Velasquez im Prado-Museum zu Madrid.

selber ursprünglich zuneigte; Bourdelot aber, ein Anhänger Condés, arbeitete bei ihr insgeheim für Spanien und wurde dabei von dem gewandten spanischen Gesandten Antonio Pimentel (seit 1652) nachdrücklich unterstützt, zu dem die Königin, wie es scheint, eine Art Neigung empfand. Diese Wendung brachte nun auch Axel Oxenstjerna wieder zu größerer Geltung. Zwar gelang es der französischen Partei noch, die Entfernung Bourdelots durchzusetzen (Juli 1652), das aber begünstigte nur Pimentels Einfluß, der nun zugleich mit Hilfe des Jesuiten Mannerscheid die Königin in ihren geheimen Absichten noch mehr bestärkte. Seit Anfang des Jahres 1653 stand bei ihr

der Entschluß zum Übertritt und also auch zur Thronentsagung fest, und bereits knüpfte sie Verhandlungen mit Rom an. Die wachsenden Schwierigkeiten der inneren Verwaltung beschleunigten noch den entscheidenden Schritt. Seit Jahren schon war die finanzielle Lage Schwedens eine äußerst unbefriedigende. Da die meisten Krongüter, die Hauptquelle der königlichen Einkünfte (s. Bd. V, S. 333), mit und ohne Recht von dem Adel in Besitz genommen worden waren und als adlige Güter steuerfrei blieben, so war eine beträchtliche Erhöhung der Steuern unvermeidlich. Sie wirkte äußerst drückend und erwies sich doch als ebenso unzureichend, wie die äußerst lästigen Staatsmonopole auf Getreide, Kupfer und Salz, die wichtigsten Erzeugnisse des Landes. Auswärtigen Kredit aber genoß die schwedische Regierung überhaupt

Schwedens finanzielle Lage.



378. Krönung Karls X. im Dome zu Upsala.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in „Pufendorf, De rebus a Carolo Gustavo gestis" 1696.

nicht. Von dieser kläglichen Lage stachen nun die hohen Gehalte und Pensionen der Großwürdenträger, die Verschwendung für die Sammlungen und die auswärtigen Gelehrten, das prunkvolle Leben des Hofes seltsam ab. Kein Wunder, daß beim Ende von Christinens Regierung eine Schuldenlast von 10 Millionen Thalern vorhanden war, während die Jahreseinkünfte nur 800000 Thaler betrugen, und doch fehlte es schon im Jahre 1651 für Heer und Flotte am Nötigsten, und selbst die königliche Dienerschaft empfing zwei Jahre hindurch kein Gehalt. Da war denn nun bereits der Reichstag von 1649—50 sehr stürmisch verlaufen. Gegenüber dem Adel forderten die übrigen drei Stände des Landes Rückgabe der abhanden gekommenen Krongüter und Behauptung der noch übrigen, zunächst umsonst. Noch viel tieferen Eindruck machte es, als im Dezember 1651 eine namenlose Schrift den Thronfolger Karl Gustav rundweg

aufforderte, sich an die Spitze der unzufriedenen Stände zu stellen, die Königin zu stürzen und eine neue Ordnung aufzurichten. Als Urheber wurden die beiden Messenius, Vater und Sohn, angesehene und hochgestellte Männer, ermittelt und wegen Hochverrates hingerichtet. Aber wie, wenn nun der ehrgeizige und unruhige Pfalzgraf, der mißvergnügt auf seiner Insel Gotland saß, einer zweiten Aufforderung derart nicht widerstand? Die ergrimmten Bauern und Bürger wären ihm in Masse zugefallen; erzählte man sich doch auf dem Regensburger Reichstage von 1653, in Schweden sei das Landvolk verschworen, „allen Adel totzuschlagen", und namentlich gegen die Fremden, die den Hof beherrschten, rege sich der bitterste Haß.

Christinens Abdankung; Karl X. Gustav.

Im Grunde genommen war also Christinens Regierung entwurzelt durch ihre eigne Schuld und noch mehr durch die Anstrengungen, die unnatürliche Großmachtstellung Schwedens zu behaupten, die freilich auch die herrschenden Stände nicht aufgeben wollten. Unter diesen Umständen erschien ihr die Thronentsagung kaum als ein großes Opfer, zumal sie ja dadurch die Möglichkeit gewann, ganz ihren Neigungen zu leben. Schon im Mai 1653 teilte sie dem Thronfolger ihren Entschluß vertraulich mit, im Februar 1654 kündigte sie ihn dem Reichsrate als unabänderlich an, obwohl Oxenstjerna widersprach, dann rechtfertigte sie ihn selbst im Reichstage; am 6. (16.) Juni 1654 endlich legte sie feierlich die Krone nieder und ließ in ihrem Beisein Karl Gustav im Dome zu Upsala krönen. Bald darauf, am 28. August 1654, starb Axel Oxenstjerna. Sein Tod ersparte ihm größeren Kummer, als den ihm Christine schon bereitet hatte. Der schwedische Boden brannte ihr unter den Füßen; sie eilte über Dänemark, Hamburg, Bremen, Münster, Antwerpen zunächst nach Brüssel. Hier trat sie am 24. Dezember 1654 vor wenigen Zeugen zur katholischen Kirche über und legte dann auf der Reise nach Rom in der Hofkirche von Innsbruck öffentlich das römische Glaubensbekenntnis ab (3. Nov. 1655). Am Abend des 19. Dez. 1655 empfing Rom im Fackelglanze triumphierend die „bekehrte" Tochter des Königs, der einst den Protestantismus gerettet hatte; in den evangelischen Ländern gedachte man ihrer als einer Abtrünnigen mit Groll. Doch sie war von ihrem Vaterlande noch mehr abgefallen als von ihrem Glauben. Im Genusse dessen, was sie so leidenschaftlich ersehnt, hat sie, nachdem sie zweimal Frankreich und ebenso oft noch Schweden besucht hatte, weil nach Karl Gustavs Tode ihre dortigen Einkünfte unsicher wurden, seit 1668 ohne Unterbrechung in Rom gelebt, inmitten eines Kreises von Künstlern, Dichtern und Gelehrten, und hier ist sie am 19. April 1689 gestorben. Ihr Grab fand sie in der Peterskirche. Ihre reichen Sammlungen hatte sie mit sich geführt, den Schweden ist nichts davon zu gute gekommen (vergl. S. 395).

Ihr Nachfolger aber wußte den inneren Verlegenheiten nicht besser zu begegnen, als daß er sich in auswärtige verwickelte. Er stürzte sich in den Krieg mit Polen.

Polen unter den letzten Wasas.

Das Liberum veto.

Während überall in dem abendländischen Europa nach Frankreichs Vorgange der Zug der Zeit auf Beschränkung oder Beseitigung der ständischen Rechte auf Stärkung der monarchischen Gewalt hindrängte, vollendete Polen die Herrschaft des Adels, die „Libertät", und trieb damit mehr und mehr völliger Auflösung entgegen. Der verhängnisvollste Schritt in dieser Beziehung war die Annahme des unsinnigen Grundsatzes auf dem Reichstage von 1652, daß zu gültigen Beschlüssen die Einstimmigkeit aller Mitglieder des Reichstages gehören und daß sogar alle etwa schon gefaßten Beschlüsse ungültig sein sollten, wenn sich über einen später beratenen Gegenstand keine

Einstimmigkeit erzielen lasse! Natürlich machte dies sog. Liberum veto jede geordnete Beschlußfassung fast unmöglich und stürzte Polen in die wildeste Anarchie, und das in einer Zeit, wo sich ringsum waffenstarke Militärmächte bildeten.

Heerwesen.

Dem entsprach vor allen die wüste Unordnung des Heerwesens. Noch immer bildete das allgemeine Aufgebot des Adels (insurrectio, pospolite ruszenie) unter seinen Woiwoden die Hauptmasse des Heeres, doch es war zwar tapfer, aber ebenso zuchtlos, wie der Adel, der es stellte, militärisch ganz ungeübt und daher gegen einen abendländischen Feind fast wertlos. Daneben stand schon seit dem 16. Jahrhundert das besoldete Heer (die Quartianer, weil sie vom vierten Teile der königlichen Einkünfte unterhalten wurden), teils geworbene einheimische, teils fremde Söldner, gesetzlich 18000 Mann stark, thatsächlich kaum 9—10000. Den Kern der Reiterei bildeten die Husaren, meist trefflich berittene schwere Panzerreiter, mit der befahnten Rennlanze, Pallasch, Streithammer und Pistolen bewaffnet. Hinter jedem ritten mindestens drei Knechte (Pacholken). Die leichte Reiterei galt als die eigentliche „Armee" (wojsko). Das schlecht bewaffnete Fußvolk und die sehr schwache Artillerie waren nur aus fremden Söldnern zusammengesetzt und wenig brauchbar. Schwärme irregulärer Truppen, Kosaken, Tataren und Haiducken besorgten den Aufklärungsdienst, die Verfolgung und das Plündern. Der Troß war unermeßlich, doch dienten die Wagen nach türkischer Art wenigstens zur Sicherung auf dem Marsche und beim Lagern. Bei der höchst unregelmäßigen Soldzahlung waren Meutereien an der Tagesordnung. Die Führung selbst wurde durch die Einrichtung des Oberbefehls sehr erschwert, denn die Armee zerfiel in zwei ganz selbstständige Massen, die polnische und die litauische. Jede stand unter einem vom König auf Lebenszeit ernannten Hetman, der aber dem Reichstage, nicht dem Könige verantwortlich war.

Adel, Bauern, Bürger.

Die Vollendung der Adelsherrschaft drückte die übrigen Stände, die Bürger und Bauern, vollends zur Unterthänigkeit herab und führte dadurch zu einem schweren wirtschaftlichen Niedergange. Von den Städten behaupteten nur noch wenige (1632 Krakau, Wilna, Lemberg und Posen) die Teilnahme am Reichstage, aber sie übten auf dessen Beschlüsse nicht den geringsten Einfluß. Dem adelsstolzen Polen galt jeder städtische Erwerb als unehrenhaft; ein Edelmann, der Handel oder Gewerbe trieb, verlor seinen Adel, ebenso einer, der irgend ein städtisches Amt bekleidete (seit 1633). Der polnische Edelmann wollte nur herrschen und genießen, wie der Kastilianer, ohne doch dessen Herrschbegabung zu besitzen. Da jeder Großgrundbesitzer auf seinem Grund und Boden die Polizei- und Gerichtsgewalt ausübte, von seinem oft höchst willkürlichen Spruche keine Berufung duldete und sogar die Tötung eines Leibeigenen durch seinen Herrn von diesem nur mit einer unbedeutenden Geldstrafe gebüßt wurde, während der Unterthan seinen Wohnsitz nicht ohne Erlaubnis des Herrn verlassen durfte (seit 1632), so sank der polnische Bauer vollends in recht- und hoffnungslose Leibeigenschaft herab, in der er dem Boden schlechterdings nur soviel abgewann, wie genügte, um die Forderungen seines Herrn und seine eignen kärglichen Bedürfnisse zu befriedigen. Nicht viel besser standen die Bürger der zahlreichen kleinen grundherrlichen, mindestens ursprünglich meist deutschen Städte. Fast alle waren jetzt offene Orte, weil sie zu arm waren, um ihre alten Mauern im Stande zu erhalten; die meisten unterschieden sich von den Dörfern nur durch ihre Jahrmärkte, und die Häuser bestanden aus Lehm und Fachwerk. Ihre Bürger aber wurden mehr und mehr fronpflichtige Hörige, denen der Grund und Boden sowenig gehörte wie den Bauern. In den unmittelbaren (königlichen) Städten waren die Bürger wenigstens persönlich frei und Eigentümer des Bodens, aber an der alten stolzen deutschen Verfassung bröckelte unablässig die Willkür der polnischen Starosten, die, da sie königliche

Befehle und gerichtliche Erkenntnisse zu vollziehen, die Kronsteuern beizutreiben und (seit 1631) die Rechnungen über die städtischen Einkünfte abzunehmen hatten, diese Rechte zur beständigen Einschränkung der städtischen Freiheiten benützten. Sie rissen das Gericht in peinlichen Sachen oft ganz an sich, fällten auch in Zivilstreitigkeiten den Spruch in zweiter Instanz, beseitigten die altübliche jährliche Ratswahl und ernannten den Bürgermeister selbst. Auch das alte Schöffengericht ging in vielen Städten ein; gewöhnlich übte jetzt im Auftrage des Stadtrats ein Woyt (Vogt) mit einem Schreiber die Gerichtsbarkeit, führte das Stadtbuch und hatte die Kanzlei. Von seinem Spruche war zwar die Berufung an die königlichen Gerichte gestattet, aber sie unterblieb meist wegen der Kostspieligkeit des Verfahrens, und gegen einen Edelmann erhielt ein Bürger oder Bauer sicherlich niemals Recht.

Wirtschaftlicher Verfall

Diese so in ihrer Freiheit immer mehr beschränkten Städte gingen auch in Handel und Gewerbe mehr und mehr zurück. Nicht nur die Rechtsunsicherheit, der jämmerliche Zustand der Straßen und die Armut des Landvolks, das neun Zehntel der Bevölkerung ausmachte, hemmten das wirtschaftliche Leben, sondern zuweilen auch thörichte Ausfuhrverbote, schwere Auflagen auf Verkaufsgegenstände, gesetzliche Beschränkung des Handelsgewinnes und der einzuführenden Warengattungen. Die zahlreichen Kram- und Viehmärkte waren meist unbedeutend. So verkümmerte das einst so blühende deutsche Gewerbe, nur die Tuchmacherei behauptete hier und da einige Bedeutung. Blech-, Schlosser- und Drechslerwaren, überhaupt alle besseren Fabrikate und alle Luxusgegenstände, die der prachtliebende polnische Adel in Menge verbrauchte, kamen aus dem Auslande. Den einzigen einträglichen Ausfuhrgegenstand bildeten die Bodenprodukte, namentlich Vieh, Holz und Getreide, und die einzigen blühenden Gewerbe in Polen waren die Branntweinbrennerei und der Schnapsausschank.

Die Juden.

Den Nutzen aus diesen Zuständen zogen fast allein die Juden, trotz aller Beschränkungen und gelegentlichen Verfolgungen. Da sie von vielen Gewerben ausgeschlossen waren, so wußten sie sich den Edelleuten unentbehrlich zu machen als Faktoren (Geschäftsvermittler), pachteten Mühlen, Brennereien und Schenken, bemächtigten sich des Fuhrwesens und der unzünftigen Handwerke. Dabei hielten sie fest unter sich zusammen und erkannten als ihre Oberbehörde auch in Rechtsstreitigkeiten eigentlich nur das Kollegium der Rabbiner von Posen, Lublin, Krakau und Lemberg an. Verachtet und gelegentlich geplündert, wurden sie doch dank der Trägheit des polnischen Adels, der Unterdrückung der polnischen Bauern und der Verkümmerung der deutschen Städte allmählich die wirtschaftlichen Beherrscher Polens.

Das Deutschtum in Polen.

Während diese Rasse zäh an ihrer Eigentümlichkeit festhielt, verkümmerte das polnische Deutschtum mehr und mehr. Zwar erhielt es während des Dreißigjährigen Krieges nicht unbeträchtliche Zuwanderungen evangelischer Schlesier, Brandenburger und Pommern, und es entstanden namentlich in der Nähe der Grenze, auf dem Boden evangelischer Grundherren, sogar neue deutsche Städte, wie Rawitsch, Bojanowo, Jutroschin, Schlichtingsheim u. a. m., und teils in derselben Gegend, teils im Netzelande um Filehne, Czarnikau, Usch, Deutsch-Krone u. s. f. auch zahlreiche deutsche Dörfer. Allein der tiefe Verfall des deutschen Nationalbewußtseins, der damals überall hervortrat, machte sich in diesen fernen Außenposten des deutschen Volkstums besonders bemerkbar. Ein guter Teil der deutschen Stadtbürger polonisierte sich um so eher, je feindseliger die katholische Geistlichkeit, namentlich die Jesuiten, dem ketzerischen Deutschtume gegenüberstand. In der Stadt Posen zählte man unter den Bürgern 1633 nur noch 100—150 deutschen Namens, und in Bromberg erhielten die deutschen Handwerker 1639 geradezu den Befehl, polnische Sitte anzunehmen. Noch viel williger hatte sich der deutsche Adel Westpreußens dem herrschenden Polentum angeschlossen (s. S. 9).

379. Danzig im 17. Jahrhundert, vom Bischofsberge gesehen.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von M. Merian.

A Heil. Lichnamsthor. B S. Elisabeth-Hospital. C S. Jakobsthor. D Weiße München. E S. Bartholomäuskirche. F Altst. Rathaus. G Die große Mühlen. H S. Katharinen. J Graues Nonnenkloster. K Hohes Thor. L Zeughaus. M Gefangenturm. N Schwarze München. P Heil. Geist-Hospital. Q S. Johannes. R S. Marienkirche. S Rechtsstädter Rathaus. T Artushof. X Heil. Roggenhaus. Y S. Barbara-Hospital. Z Trinitatiskirche u. Franziskanerkloster. † S. Petrus. ♂ Motlau-Fluß.

Die westpreußischen Städte; Danzig.

Nur an wenigen Punkten des polnischen Reichs hielt sich das Deutschtum stolz und selbstbewußt aufrecht. Mit Verachtung sahen die Patrizier von Danzig, Thorn und Elbing auf die polnische Zuchtlosigkeit und Verwirrung. Die herbe selbstsüchtige Ausschließlichkeit, die deutsche Städte ihren Landsleuten so oft zum Schaden der Nation erwiesen haben, die rettete hier in der fremden feindlichen Umgebung das deutsche Wesen vor dem Untergange. Allerdings hinderte sie auch einen festeren und dauernden Zusammenschluß jener drei Stadtgemeinden. Nur gelegentlich vereinigten sie sich zur Verteidigung ihrer Rechte, so 1611 auf zehn Jahre; gewöhnlich ging jede ihren eignen Weg, und um die Gesamtinteressen des polnischen Weichsellandes und die Beschlüsse seiner Stände kümmerten sie sich nur, soweit es ihrem Vorteil entsprach. Weitaus die bedeutendste unter ihnen war Danzig. Als der große Aus- und Einfuhrhafen des weiten polnischen Weichsellandes behauptete es vor allem die gewinnbringende Getreideausfuhr (1618 nicht weniger als 115721 Last) und die reichen „Seezölle", für deren Alleinbesitz die Stadt 1636 einmal 800000 Gulden Abfindungssumme an den König zahlte; eine besondere Briefpost verband seit 1629 Danzig mit Hamburg, und die Einwohnerzahl der großen Weichselstadt wurde zwischen 1640 und 1650 auf 77000 Menschen berechnet, obwohl verheerende Seuchen sie mehrmals (1620, 1624—25, 1630, 1639) furchtbar lichteten. Der gewaltige Reichtum, den diese Bevölkerung aufhäufte, zeigte sich nicht bloß in außerordentlichem Luxus, sondern auch in der Erweiterung und Verstärkung ihrer mächtigen Festungswerke und in glänzenden Bauten. Dabei war sie von kirchlichen Gegensätzen zerrissen. Gerade im Patriziat war der Kalvinismus sehr stark vertreten, und dieselben erbitterten Streitigkeiten, die anderwärts zwischen Reformierten und Lutheranern geführt wurden, spalteten zuweilen auch die Bürgerschaft Danzigs. Auch die Katholiken hatten sich in der Stadt behauptet und mehrmals, so 1620 und 1642, versuchten sich die Jesuiten festzusetzen. Solchem Beginnen widerstrebte jedoch der Rat standhaft, trotzte 1642 sogar der Acht, bis sie der König aufhob. Auch mit den Waffen in der Hand wußten die Danziger ihre Freiheit zu schirmen, und so stolz sie auf die polnische Königskrone waren, die über den beiden weißen Kreuzen in ihrem roten Wappenschilde prangte, sie wollten keine Polen sein, sondern der Krone Polen nur dienen nach ihrer Weise und unter voller Wahrung ihrer städtisch-republikanischen Selbständigkeit.

Kurland.

An einer andern Stelle des weiten Reichs entfaltete ein polnischer Vasall deutscher Nationalität, Herzog Jakob von Kurland (1639—82), in ganz überraschender Weise deutsche Tüchtigkeit und Thatkraft, und zwar in der schwierigsten Lage, eingeklemmt zwischen der polnischen Schutzmacht und der Begehrlichkeit der Schweden und der Moskowiter, und gelähmt durch die ständische Selbstsucht des kurländischen Adels, der hier, wo nur eine kräftige Monarchie die Selbständigkeit des Landes hätte behaupten können, in jeder Verstärkung der landesherrlichen Gewalt eine Gefahr für seine Rechte und in der polnischen Oberhoheit eine Bürgschaft für sie erblickte. Außerdem stand das Stift Pilten (das alte Bistum Kurland) als ein kleines selbständiges Staatswesen neben dem Hauptlande. Diese Verhältnisse führten zu häufigen Eingriffen Polens. Als nach dem Tode des ersten Herzogs Gotthard 1587 (s. S. 32) seine beiden Söhne Friedrich und Wilhelm gemeinsam die Regierung übernahmen, deren Form durch einen Vertrag von 1598 festgesetzt wurde, entwickelte sich der Gegensatz zwischen den Herzögen und dem Adel schließlich zu solcher Heftigkeit, daß der heißblütige Herzog Wilhelm 1615 die Führer der Opposition, die Brüder Nolde, in Mitau, seiner Hauptstadt, niederstoßen ließ. Auf die Klage der Ritterschaft wurde Herzog Wilhelm mit seinem Sohne Jakob (von Sophie, der Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, geb. 1610) von Polen der herzoglichen Würde entsetzt und nur Friedrich

in seiner Stellung belassen. Erst 1632 nahm der polnische Reichstag seine Verfügung zurück und zeigte sich bereit, Jakob als Erben des kinderlosen Herzogs Friedrich anzuerkennen, und im Juli 1638 trat dieser seine Rechte an Jakob ab, der darauf 1639 auch die polnische Belehnung erhielt. Die Stände huldigten ihm erst im November 1642.

380. Herzog Jakob von Kurland.
Nach dem Gemälde im Schlosse Gripsholm.

Herzog Jakob.

Vor allem suchte Jakob, der Deutschland und Westeuropa aus eigner Anschauung kannte, das zerrüttete und in den schwedisch-polnischen Kriegen arg mitgenommene Land wirtschaftlich emporzubringen. Er begann auf eigne Kosten eine Reihe industrieller Unternehmungen, legte Eisenraffinerien, Kupfer- und Messingwerke an, hatte in Windau und Goldingen ansehnliche Werften, sandte seine Schiffe mit den Erträgnissen seiner Fabriken in alle Welt, schloß mit fast allen seefahrenden Mächten Handelsverträge, erwarb sogar Besitzungen am Gambia in Westafrika (die er freilich 1664 an England abtreten mußte) und in Amerika die Insel Tabago. Zugleich betrieb er den

Walfischfang bei Island. Damit nicht zufrieden rüstete er auch eine ansehnliche Kriegsflotte aus und förderte durch dies alles den Wohlstand Kurlands derart, daß es für eine große Zukunft berufen zu sein schien. Dazu hätte indessen vor allem ein starkes Landheer gehört, und an dessen Bildung hinderte ihn die Kurzsichtigkeit des Adels, obwohl dieser doch für die Landesverteidigung nur 200 Reiter aufzubringen verpflichtet war! Es blieb daher dem Herzog gar nichts andres übrig, als nach außen hin sich durch die Anlehnung an fremde Mächte zu sichern und im übrigen in den Kriegswirren möglichst seine Neutralität zu behaupten. Daher vermählte er sich auch mit der Schwester des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Luise Charlotte, einer klugen und energischen Frau, und knüpfte Beziehungen zu allen größeren Höfen an, womit schon sein Großvater begonnen hatte. Freilich hat das alles und die geschickte Diplomatie seines Kanzlers Melchior von Fölkersahm nicht hingereicht, um Kurland in den Kämpfen der nordischen Mächte vor schweren Einbußen zu wahren.

Auswärtige Verhältnisse.

Vom Auslande her drohte dem polnischen Reiche lange Zeit gar keine Gefahr. Mit Schweden war der Stillstand von 1618 (s. S. 59) zweimal, 1629 nach längerem Kampfe und 1635 ohne kriegerischen Zusammenstoß, verlängert worden (s. S. 200, 249), Rußland aber konnte kaum daran denken, den Frieden von Dewulino (1618, s. S. 59) zu brechen, da es noch allzusehr unter den Nachwirkungen der furchtbaren inneren Kriege zu leiden hatte, die der Erhebung des Hauses Romanow vorangegangen waren. Erst mit dem Ablaufe jenes Friedens im Jahre 1632, der mit dem Tode König Sigismunds III. und der Wahl seines Sohnes Wladislaw IV. (1632—48) zusammenfiel, griff der Zar Michael wieder zu den Waffen, doch ohne Erfolg. Vielmehr mußte er im Vertrage von Poljanowska (bei Smolensk) im Jahre 1634 die Gebiete, auf die er 1620 nur vorläufig verzichtet hatte, endgültig an Polen abtreten. Die erste ernsthafte Einbuße gegenüber Rußland erlitt Polen erst infolge der Kosakenkriege (vergl. S. 9, 48).

Der Kosakenkrieg.

Den ukrainischen Kosaken hatte ihr gefeierter Hetman Peter Sagaidatschnyj am Anfange des 17. Jahrhunderts, wo sie den Polen gegen Rußland tapfer Hilfe leisteten, die Einsetzung eines griechisch-katholischen Metropoliten in Kiew verschafft. Nach seinem Tode begannen jedoch die mannigfaltigsten Bedrückungen von neuem. Man sperrte nicht nur die griechischen Kirchen, so daß gottesdienstliche Handlungen in ihnen nur möglich waren gegen Zahlung einer bestimmten Abgabe an die Pächter dieser Gefälle, gewöhnlich polnische Juden, sondern es waren auch infolge des letzten Aufstandes viele größere Güter von Kosakenführern eingezogen und an polnische Edelleute verliehen worden, die nun alle auf ihrem Grund und Boden lebenden Kosaken nach polnischer Art als Leibeigene behandelten. Die Unzufriedenheit, die dies erregte, verbreitetete sich bis nach Podolien hinein, wo einzelne polnische Magnaten, wie die Koniecpolski und Potocki, flüchtige polnische Leibeigene in Freidörfern (Sloboda) angesiedelt hatten, zum Schaden ihrer Standesgenossen im Innern, und später ihre Versprechungen doch nicht hielten. Durch solche Gewaltakte aufgebracht, rief bereits im Jahre 1625 der Metropolit von Kiew, Hiob, die Hilfe des Zaren von Moskau an, zunächst allerdings noch vergeblich. Als aber 1635 der Großkronfeldherr Koniecpolsky an der obersten Stromschnelle des Dnjepr die polnische Festung Kudak (bei Jekaterinoslaw) anlegen ließ, überfielen die erbitterten Kosaken die Besatzung, und noch im Dezember 1637 brach die allgemeine Empörung aus. Darauf gab ein erster Vorteil der Polen dem polnischen Reichstage die Veranlassung, die Kosaken aller ihrer Freiheiten zu berauben, sie zu leibeigenen Bauern zu machen und die Zahl der dienstpflichtigen (einregistrierten) Kosaken auf 6000 Mann zu beschränken, die auf einem

abgegrenzten kleinen Bezirk um Tscherkassy angesiedelt und unter einen polnischen Befehlshaber gestellt werden sollten. Wenige Jahre später (1645) zogen die Jesuiten in Kiew ein und fügten nun zu dem politischen auch den kirchlichen Druck.

Endlich führte eine Verbindung von polnischen Ränken und persönlichen Interessen die letzte entscheidende Empörung herbei. König Wladislaw wollte im Jahre 1647 einen Türkenkrieg beginnen, dem der Reichstag seine Zustimmung versagt hatte, und suchte deshalb zunächst die Kosaken zu Streifzügen gegen die Türken zu verleiten, was zu Beschwerden, vielleicht zu einem Einfall derselben Veranlassung geben konnte.

381. Wladislaw IV., König von Polen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Ferner setzte er sich mit Bogdan Chmielnicki, einem angesehenen Kosaken, in Verbindung, der hinreichenden Grund hatte, sich persönlich gekränkt zu fühlen, denn ein adliger Pole hatte ihn erst seines Lehnsgutes beraubt, ihm dann seine Frau entführt, und Rechtshilfe war dagegen natürlich nirgends zu erlangen gewesen. Wladislaw bewog nun Chmielnicki, indem er ihn heimlich zum Hetman ernannte, zunächst die Krimtataren, damals Vasallen der Türken, zu einem Einfall in polnisches Gebiet aufzuhetzen; das werde den Krieg unvermeidlich machen, den Kosaken aber Gelegenheit geben, sich die Freiheit wieder zu erkämpfen. Darauf erhoben sich die Kosaken, von Chmielnicki geführt und von den Tataren unterstützt, und brachten den heranziehenden Polen zwei schwere Niederlagen bei (1648). Vielleicht hätte noch König

Wladislaw den Frieden vermitteln können, aber er starb schon im Mai 1648, und nun blieb den Aufständischen nur noch der Kampf auf Leben und Tod, denn der polnische Adel sah in ihnen nur Haufen rebellischer Bauern, und der neue König, Johann Kasimir (1648—68), der Bruder des Verstorbenen, war ohne jede Selbstständigkeit, außerdem bis dahin Geistlicher und zwar Jesuit, wenn ihn auch der Papst

382. Bogdan Chmielnicki.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Wilh. Hondius.

von den Gelübden entbunden hatte, also aus doppeltem Grunde den Kosaken abgeneigt. Der Krieg dauerte daher fort und zwar mit so günstigem Erfolge für die Aufständischen, daß die Polen sich im August 1649 zu einem Vertrage bequemten, der den Kosaken ihre alten politischen und kirchlichen Rechte zurückgab, aber die Zahl der einregistrierten, freien Kosaken auf 40000 beschränkte, die übrigen also wieder ihren polnischen Edelleuten unterwarf. Wie aber sollten diese Hunderttausende, die zwei Jahre im Felde gestanden und tapfer für ihre Unabhängigkeit gestritten hatten, sich wieder unter das Joch der Polen fügen? Chmielnicki sah sich bald vor die Wahl gestellt, entweder als Verräter an seinem Volke gestürzt zu werden, oder den Vertrag zu brechen und den Krieg zu erneuern. Er entschied sich natürlich für das letztere und trat deshalb mit dem Zaren Alexei von Moskau in ein geheimes Bündnis (1650). Die erste Folge

desselben war, daß der Zar den zahlreichen Ansiedlern, die in der Ukraine keinen Raum mehr fanden, Aufnahme auf seinem Gebiete gewährte und dadurch bald eine Reihe blühender Freidörfer um Charkow ins Leben rief. Dann sagte er den Kosaken im September 1653 seinen Schutz förmlich zu, und im Januar 1654 schwuren ihm die Hauptleute und Ortschaften der Ukraine gegen Bestätigung ihrer Rechte den Eid der Treue.

383. Johann Kasimir, König von Polen.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Daniel Schultz gestochen von Wilh. Hondius.

In diesem Augenblicke begann im April 1654 der Krieg mit Rußland. Bis zum September 1654 fiel Smolensk, im November Witebsk; der Zar beherrschte damit die obere Düna und nannte sich bereits Großfürst von Litauen und Westrußland. Im nächsten Jahre nahmen die Russen Wilna, Kowno, Grodno und Lublin, unwiderstehlich drangen sie nach Westen und nach der Ostsee vor. Und gleichzeitig brach Polen auch mit Schweden.

Bruch mit Rußland.

Karls X. Gustavs baltischer Krieg.

(1655—60.)

Karl Gustavs Pläne.

Als Karl X. Gustav den schwedischen Thron bestieg (1654), sah er nur zwei Möglichkeiten vor sich: er konnte entweder die inneren Schwierigkeiten bewältigen durch einen glücklichen auswärtigen Krieg, der das für die Großmacht Schweden unentbehrliche, aber das Land schwer drückende Heer ernährte, Ruhm und Beute brachte und sein Volk so beschäftigte, daß es darüber die eignen Bedrängnisse vergaß, oder er konnte diese heben durch gründliche Reformen in langer, selbstverleugnender Arbeit, indem er freilich zugleich darauf verzichtete, die Großmachtstellung Schwedens zur Geltung zu bringen. Vor diese Wahl gestellt zu sein, hieß für einen so kriegerischen Fürsten wie Karl Gustav keine Wahl zu haben. Geboren mitten im Dreißigjährigen Kriege (1623), aufgewachsen unter den Eindrücken einer rohen und gewaltthätigen Zeit hatte er dann in Deutschland den Krieg in seiner letzten schlimmsten Periode gesehen, wo es sich nur noch darum handelte, die Beute festzuhalten. Den Krieg führte er um des Krieges willen, denn durch Krieg seine Unterthanen zu beschäftigen, seinen Nachbarn sich furchtbar zu machen und sein Reich zu vergrößern, das bezeichnete er selbst als die Aufgabe eines großen Königs. Solche Gedanken aber stimmten mit den Anschauungen des stolzen schwedischen Adels überein, so wenig Sympathien dieser sonst mit dem landfremden König fühlen mochte. Auch der Reichsrat war der Ansicht, daß ein Krieg notwendig sei; es war nur noch die Frage, gegen welche Macht sich die schwedischen Waffen richten sollten. So folgte Karl Gustav seinen eignen Trieben wie dem Geiste seiner Nation, wenn er in die nordische Welt hinaus stürmte gleich einem alten Wikinger, wie fünfzig Jahre nach ihm Karl XII., der Schweden zu Grunde gerichtet hat.

Einmarsch der Schweden in Polen.

Die Weigerung Johann Kasimirs von Polen, ihn als Erben des schwedischen Thrones anzuerkennen, auf den dieser letzte polnische Wasa ein besseres Anrecht zu haben meinte als er, bot für Karl Gustav den willkommenen Vorwand zum Angriff auf den sinkenden Polenstaat. Aber auch sachliche Gründe sprachen dafür. Es galt das unvollendete Werk Gustav Adolfs abzuschließen, den schwedischen Ring um die Ostsee zu vollenden durch die Eroberung der west- und ostpreußischen Küste mit ihren ergiebigen Zollstätten. Das aufblühende, seemächtige polnische Lehnsherzogtum Kurland konnte sich dann der schwedischen Umklammerung schwerlich entziehen, und zugleich wurden den Russen damit die Wege nach der Ostsee vollends verlegt. So brachen von zwei Seiten her die schwedischen Heersäulen in Polen ein. Das eine, unter Magnus de la Gardie von Riga her die Düna aufwärts vorgehend, nahm Dünaburg (Juli 1655) und öffnete sich damit den Weg nach Litauen, das bereits von Osten her die Moskowiter überschwemmten; die Hauptarmee unter dem General Wittenberg drang von Stettin aus durch das brandenburgische Hinterpommern ein und stieß bei Usch (Ujszč) an der Netze auf ein starkes polnisches Heer, das Adelsaufgebot der großpolnischen Landschaften Posen und Kalisch. Statt aber die Schlacht zu wagen, ergab sich dasselbe am 25. Juli nach den ersten Schüssen, die Woiwoden und Starosten erkannten Karl Gustav als ihren König an und stellten die Woiwodschaften Posen und Kalisch unter seine Schutzherrlichkeit, die Truppen traten in seine Dienste, am nächsten Tage ergab sich Posen an die Schweden. Als darauf der

König selbst mit 15000 Mann schwedischer Kerntruppen erschien und sich mit Wittenberg vereinigte, nahm er Warschau am 9. September ohne jeden Widerstand, Krakau nach vierzehntägiger Verteidigung schon am 17. Oktober 1655, nachdem er am Dunajek ein polnisches Heer zersprengt hatte (1. Oktober). Johann Kasimir flüchtete über die Grenze nach Schlesien, auch die letzten Reste der regulären polnischen Truppen traten zu ihm über, der polnische Großkronfeldherr Potocki mit dem süd-

384. Karl X. Gustav, König von Schweden.

Nach Toussaint Geltons Gemälde im Nationalmuseum zu Stockholm.

polnischen Aufgebot huldigte ihm, und das eigentliche Polen gehorchte den Schweden. Noch früher, schon im August hatte sich ihnen auch Litauen unterworfen, um sich vor den Russen zu sichern. Nach so glänzenden Erfolgen faßte Karl Gustav die zukünftige Gestaltung Polens schärfer ins Auge. Er wollte nicht etwa König von Polen werden, er wollte das Reich vielmehr in eine Gruppe schwedischer Lehnsfürstentümer auflösen und mit Schweden nur Westpreußen und einen Landgürtel von der Netze und Warthe bis zum Njemen und zur Düna vereinigen. Die Lehnsabhängigkeit der polnischen Vasallenherzogtümer Preußen und Kurland ergab sich dann von selbst.

In welche Lage aber geriet dadurch Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der als Herzog von Preußen Vasall der Krone Polen war! So wenig er daran dachte, sein Schicksal unbedingt an das des versinkenden Staates zu ketten, so sehr hatte er doch auch die Übermacht Schwedens zu fürchten, falls dies sich wirklich auf die Dauer im Weichsellande festsetzte. Und doch vermochte er bei seinen schwachen Kräften in dem Kampfe der beiden großen Mächte eine neutrale Stellung schwerlich zu behaupten. In dieser Bedrängnis ergriff er den einzig richtigen Ausweg: er beschloß, selbst mit achtunggebietender Heeresmacht sich zwischen die Streitenden zu schieben und keinen übermächtig werden zu lassen, um so, wie Waldeck riet, wenn möglich, sein Herzogtum Preußen von der lästigen polnischen Lehnspflicht zu lösen, ein verwegener Gedanke, den nur die Verbindung schlagfertigster Thatkraft mit kältester Umsicht verwirklichen konnte. Zunächst der Unterstützung Hollands durch einen Bündnisvertrag sicher (27. Juli 1655), brachte er sein Heer mit Aufbietung aller Kräfte, besonders

385. Warschau im 17. Jahrhundert.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

durch eine ansehnliche Bewilligung des klevisch-märkischen und ostpreußischen Landtags, auf etwa 16000 Mann, schloß mit den Ständen des polnischen Westpreußen am 12. November ein Verteidigungsbündnis zur Behauptung einer bewaffneten Neutralität, an dem übrigens die drei größten Städte des Landes, Danzig, Thorn und Elbing nicht teilnahmen, besetzte Dirschau, Graudenz und Marienburg und zog die Hauptstärke seiner Truppen um Königsberg zusammen, um festen Fußes den Anmarsch der Schweden zu erwarten, die nach der leichten Bewältigung Polens bereits an der Weichsel herab und über die Memel vordrangen, um sich das Herzogtum zu unterwerfen. Als sie sich, ohne wirklichem Widerstande zu begegnen, bis auf wenige Märsche der Hauptstadt genähert hatten, bequemte sich der Kurfürst zum Vertrage von Königsberg (17. Januar 1656). Er sagte sich damit vom polnischen Lehnsverbande los, nahm dafür das Herzogtum von Schweden zu Lehen, allerdings unter etwas leichteren Bedingungen als die von Polen gestellten, versprach Schweden gegen einen polnischen Angriff mit 1500 Mann zu unterstützen und Westpreußen zu räumen.

Vertrag von Königsberg.

Dafür sicherte Karl Gustav ihm die Erwerbung Ermlands und den Abzug aus Ostpreußen zu. Gewiß war dieser Vertrag nicht nur kein Erfolg für den Kurfürsten, sondern vielmehr eine Niederlage, da er nur eine neue Lehnspflicht an Stelle der alten setzte. Was der Herzog von Preußen dem Schwedenkönige hatte bewilligen müssen, das konnte ihm der Herzog Jakob von Kurland, Friedrich Wilhelms Schwager, trotz aller Bemühungen, seine Neutralität zwischen Schweden, Polen und Rußland zu wahren, erst recht nicht verweigern. Er mußte den Schweden freien Durchmarsch gestatten und sollte sogar seine Häfen und Schiffe ausliefern. Der schwedische Ring um das Baltische Meer war geschlossen.

Nationale Erhebung Polens.

Bald aber gestalteten sich die Verhältnisse in Polen derartig, daß sie alles Gewonnene wieder in Frage stellten. Denn gegen die Herrschaft der ketzerischen Fremden erhoben sich der polnische Nationalstolz und der katholische Fanatismus, den die Jesuiten schürten. Der Adel des Südens schloß am 7. Januar 1656 unter Stanislaus Potocki in Tyskiewitz eine Konföderation zur Befreiung Polens, rief den König zurück, der wieder in Lemberg erschien, brachte von der Geistlichkeit unterstützt, seine Bauern unter Waffen und führte mit Glück und Geschick in dem unwegsamen, dünnbevölkerten Lande den Raubkrieg gegen die zerstreuten schwedischen Besatzungen. Auch in Litauen brach der Aufstand los, und die Kosaken schlossen sich den Polen an. Zwar siegte Karl Gustav in raschem Vormarsch bei Golumbo (oberhalb Warschaus) und drang bis Jaroslaw am mittleren San in Galizien vor, aber der Abfall seiner polnischen Truppen zwang ihn bald zum Rückzuge, und nur der glänzende Sieg bei Sandomir sicherte ihm den hart bestrittenen Weichselübergang und die Straße nach Warschau (April 1656). Während er nun sich selbst nach Preußen begab, sein Heer aber in der festen Stellung von Nowydwor an der Mündung des Bug in die Weichsel zurückließ, nötigten die Polen, die in der Stärke von 100000 Mann heranzogen, den General Wittenberg in Warschau zur Übergabe (1. Juli 1656), und ebenso erklärte sich Litauen wieder für Johann Kasimir. Gleichzeitig brachen die Moskowiter, obwohl mit den Polen noch im Kriege, in Ingermanland und von Smolensk aus in Livland ein, nahmen dort Dorpat, erstürmten hier Dünaburg (30. Juli) und erschienen am 21. August vor Riga, das nur eine ungenügende Besatzung hatte. Es wurde klar, daß die Kräfte der Schweden nicht ausreichten, um die endlosen Tiefebenen der Weichsel zu beherrschen.

Vertrag von Marienburg.

Je wertvoller ihnen deshalb nunmehr der Beistand Brandenburgs erschien, desto höheren Preis konnte der Kurfürst fordern. Indem er, selbst bedroht durch polnische Angriffe auf seine deutschen Lande und gereizt durch wilde Ausbrüche des polnischen Nationalhasses gegen die Deutschen, im Vertrage von Marienburg, einer Ergänzung des Königsberger (15. Juni 1656), seine gesamte Streitmacht den Schweden zur Verfügung stellte, erlangte er von ihnen die Zusicherung der Abtretung eines großen Teils von Großpolen (um Posen), der allerdings die territoriale Verbindung zwischen Brandenburg und Ostpreußen noch nicht herstellte. Zum erstenmal tauchte schon damals der Gedanke einer Teilung Polens auf.

Schlacht bei Warschau.

Inzwischen zog sich unter Vincenz Corvin Gonsiewski und Stephan Czarnecki bei Warschau um Johann Kasimir eine gewaltige polnisch-litauische Armee, von großen Schwärmen tatarischer Reiter bis auf etwa 100000 Mann verstärkt, zusammen, des Erfolges ganz sicher und voll Rachedurstes gegen den abtrünnigen Brandenburger. Aber ehe sie noch ihren Plan, die Gegner in ihrem Lager bei Nowydwor anzugreifen, verwirklichen konnten, setzten sich jene unter der persönlichen Führung des Königs und des Kurfürsten auf dem rechten Ufer der Weichsel gegen sie in Bewegung, die Schweden etwa 9000, die Brandenburger 8500 Mann stark, größtenteils Reiterei, mit

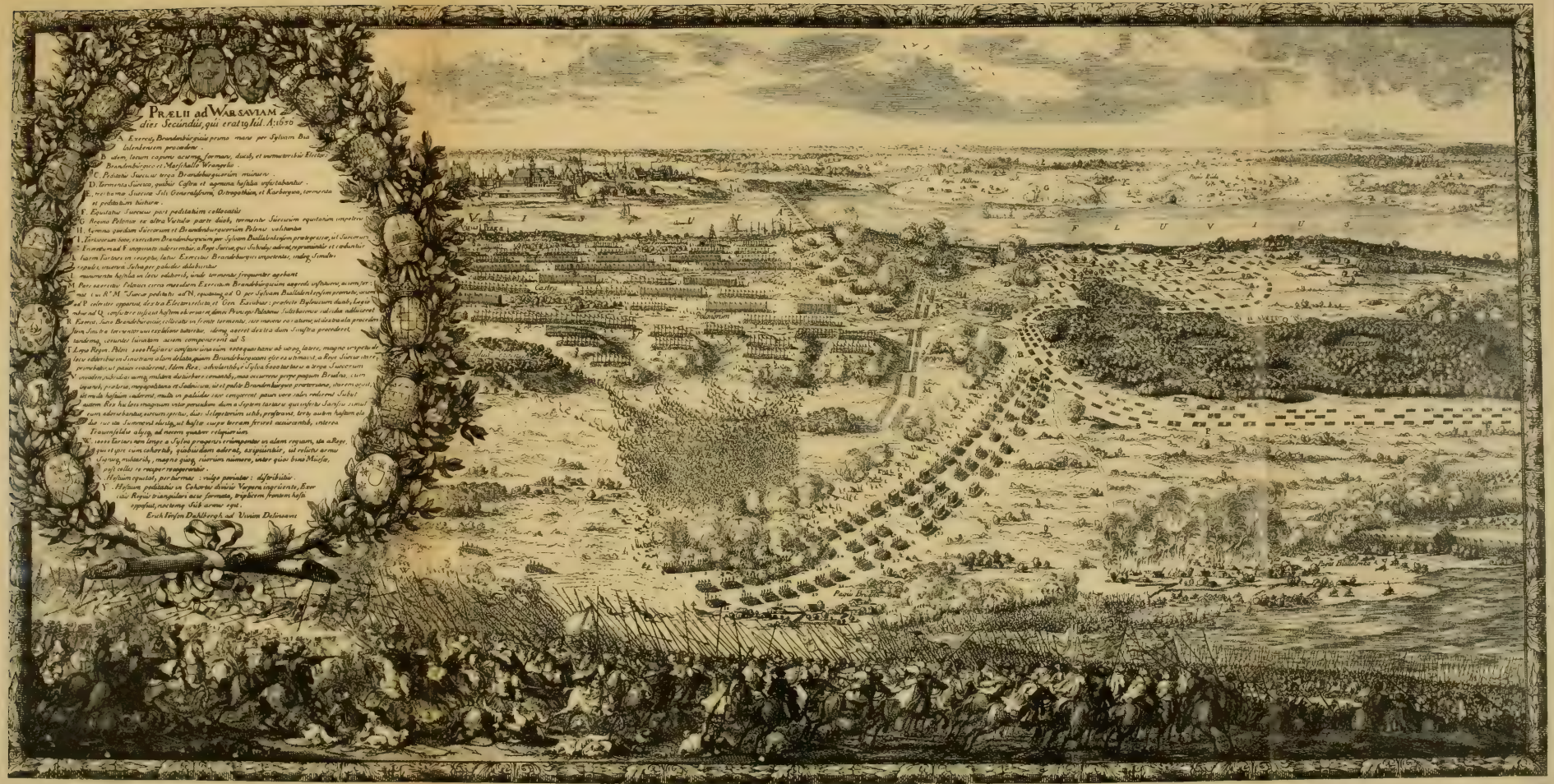
zusammen 53 Geschützen, und so entwickelte sich vom 28. bis zum 30. Juli 1656 die dreitägige Schlacht von Warschau, die erste der neueren Zeit, die nicht nach der hergebrachten Schablone geschlagen, sondern durch eine Reihe zusammengreifender, den Umständen und den Bodenverhältnissen angepaßter Bewegungen entschieden wurde.

Die ursprüngliche polnische Stellung lehnte sich rechts an eine von Nord nach Süd streichende Kette sandiger Hügel, deren südlichsten Teil (unmittelbar im Osten der Vorstadt Praga) das Holz von Praga bedeckt, links an die davon etwa 3000 Schritte entfernte breite Weichsel. An

386. Stephan Czarnecki, polnischer Feldherr.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

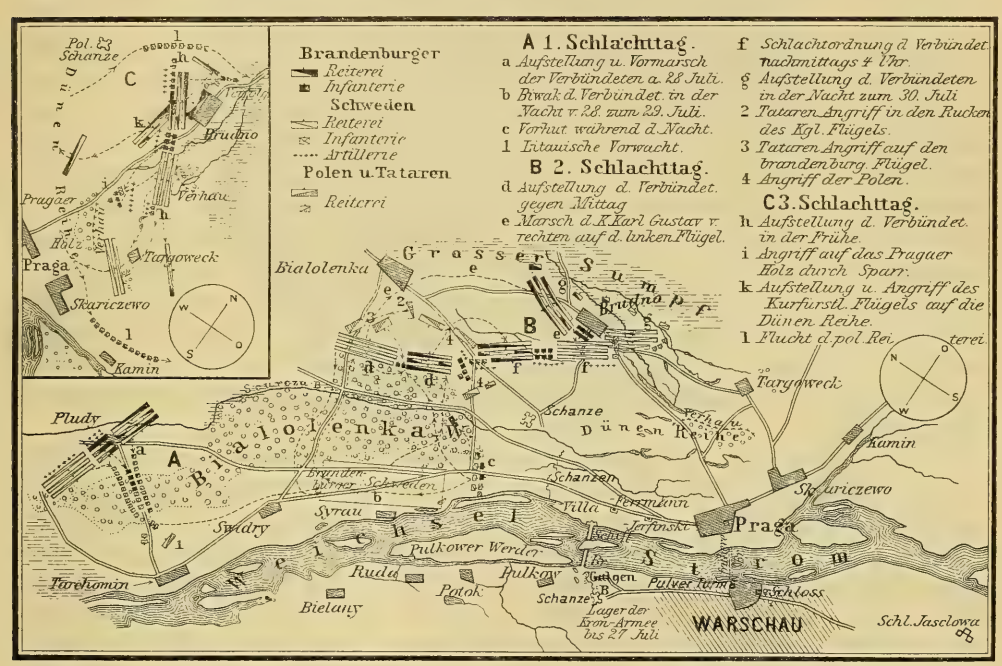
der nach Norden gewendeten Front des polnischen Heeres waren mehrere Schanzen aufgeworfen, die das vorliegende ganz flache Terrain völlig beherrschten und zugleich die Brücke deckten, die unmittelbar unterhalb Warschaus über die Weichsel führte und die Verbindung der Litauer mit den noch links der Weichsel stehenden Polen sicherte. Von dieser Seite kam das brandenburgisch-schwedische Heer auf der Straße von Nowydwor heran, die zwischen der Weichsel und der nördlichen Fortsetzung jenes Höhenzuges geradeswegs auf die polnischen Schanzen zuführt und im Westen parallel mit der Hügelkette auf eine langen Strecke von dem Walde von Bialolenka begleitet wird. Als nach einem heißen Marsche am späten Nachmittage des 28. Juli die Führer der Verbündeten die polnische Stellung vor sich sahen, glaubten sie noch einen Augenblick, wie sie ursprünglich beabsichtigt hatten, die Vereinigung der Polen und Litauer hindern und diese, von jenen durch den breiten Strom getrennt, angreifen zu können; aber ihr Vorstoß nach der Brücke zu mißlang, und ein feindlicher Gegenangriff wurde mit Mühe abgewehrt. Nur 2—3000 Schritt von der polnischen Stellung entfernt schlugen sie ihr Lager auf. In der Nacht



Die Schlacht bei Warschau: Zweiter Tag.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von W. Swidde in „Pufendorf, De rebus a Carolo Gustavo gestis" 1696.

überschritt die polnische Kronarmee die Weichsel und vereinigte sich mit den Litauern. Somit war die Lage der Verbündeten am Morgen des 29. Juli nichts weniger als günstig. Da nun der Angriff auf die befestigte Front der polnischen Stellung unmöglich schien, so beschlossen die Führer, sie in ihrer rechten Flanke zu fassen. Daher bemächtigten sich zunächst die Brandenburger, die den linken Flügel bildeten und sich somit an den Wald von Bialolenka lehnten, eines beherrschenden Hügels (der „Colline") auf ihrer linken Flanke, und marschierten unter dem Schutze dieser Stellung am Ostrande des Waldes von Bialolenka auf, während die schwedische Reiterei einen gewaltigen Angriff der tatarischen Geschwader kaltblütig abwies. Karl Gustav aber vollbrachte dann das wagehalsige Manöver, im Angesichte des fünffach überlegenen Feindes seine Schweden vom rechten Flügel hinter den Brandenburgern weg zu führen, also den linken Flügel zu bilden, um die Polen besser zu fassen. Währenddem fiel die ganze Wucht des Kampfes auf die Brandenburger. Denn auf allen Punkten, von vorn und hinten zugleich, griffen die polnischen Quartianer und die Tataren mit ihrem wilden Ungestüm dreimal nacheinander an, aber ihre lockeren Reitermassen zerschellten an den deutschen Vierecken, den „wandernden Kastellen", und dem Feuer der Artillerie. Als Karl Gustav gegen 4 Uhr nachmittags in seiner



387. Plan zur dreitägigen Schlacht bei Warschau, den 28., 29. und 30. Juli 1656.

neuen Aufstellung eingerückt war, und nun der Angriff von Osten her beginnen sollte, ging die ganze polnische Armee aus ihrem Lager auf der östlich dem Gehölz von Praga vorliegenden freien Ebene ihrerseits zum Vorstoße über. In stürmischen Angriffen warfen sich ihre Reitermassen auf die Verbündeten, wobei der König und der Kurfürst in persönliche Gefahr gerieten, doch der furchtbare Kampf erschütterte nur die Polen, sie wichen rückwärts nach dem Holze von Praga und erwarteten hier, schon durch die fruchtlosen Kämpfe des vorhergehenden Tages entmutigt, den letzten Angriff der Verbündeten. Da entschieden endlich am Morgen des 30. Juli den wechselvollen Kampf die tapferen brandenburgischen Musketiere unter Otto von Sparr, die das verschanzte Gehölz im Sturme nahmen und bis an die Weichselbrücke vordrangen; auseinander gesprengt flüchteten die polnischen Massen nach allen Seiten. Um 11 Uhr bereits war die Schlacht zu Ende, und schon am nächsten Tage besetzten die Vortruppen der Verbündeten Warschau. König Johann Kasimir flüchtete nach Lublin.

Bedrängnisse Schwedens.

Was auch die weiteren Folgen der heißen Tage sein mochten, ein Ergebnis stand unverrückbar fest: Brandenburgs Heer trat mit einem Schlage ebenbürtig neben die erste Kriegsmacht Nordeuropas, und der Kurfürst hielt die Wage des Kampfes in der Hand. Während Karl Gustav am liebsten den Sieg durch rasche Verfolgung

ausgebeutet hätte, um Polen den Frieden nach seinem Willen zu diktieren und damit Schwedens Übergewicht zu befestigen, wollte Friedrich Wilhelm nur die Verteidigung des sicher Gewonnenen. Denn schon nahmen die benachbarten Mächte, besorgt vor diesem Übergewicht eines erobernden Militärstaates, eine drohende Haltung an, daß ein weiteres Vordringen äußerst gefährlich schien. Ein kaiserliches Heer rüstete sich zum Vormarsch nach Pommern, eine mächtige niederländische Flotte erschien vor Danzig, um es gegen die Schweden zu decken, und von diesem die Herabsetzung der hohen Seezölle zu erzwingen (September), und vor Riga lagerten die Moskowiter. Zwar mußten sie nach herben Verlusten die Belagerung am 5. (15.) Oktober aufheben und sich nach Kokenhusen an der Düna zurückziehen; aber am 24. Okt. (3. Nov.) 1656 schlossen sie unter österreichischer Vermittelung in Wilna einen Waffenstillstand mit Polen ab, und da der Zar Alexej gleichzeitig für Kurland Neutralität gewährte, mit Brandenburg aber einen Freundschafts- und Neutralitätsvertrag abschloß, so konnten die Russen ihre ganze Kraft gegen die längst begehrten schwedischen Ostseeprovinzen kehren und machten die gesamten polnischen Streitkräfte frei für den Kampf gegen die Schweden. In der That wurde Warschau geräumt, nur Krakau festgehalten, um die Verbindung mit Georg Rákóczy II. von Siebenbürgen zu sichern, mit dem Karl Gustav über ein Bündnis verhandelte. Die Hauptmacht der Schweden und Brandenburger bezog feste Stellungen am unteren Narew und an der Weichsel, in denen sie die preußischen Gebiete schützte. Freilich nicht lange. Das rasch wiedergesammelte polnische Heer überschritt schon hier und da in ihrem Rücken verheerend die preußische Grenze, bedrohte selbst Königsberg und wurde erst durch den Sieg bei Philippowo am 22. Oktober zurückgeworfen; Johann Kasimir drang im November mit 20000 Mann bis Danzig vor. Die Schweden sahen sich auf wenige westpreußische Städte beschränkt, und selbst deren Behauptung war unsicher ohne die Hilfe Brandenburgs.

Vertrag von Labiau.

Das endlich brachte den Kurfürsten dem ersehnten Ziele näher. Am 20. Nov. 1656 erkannte Schweden im Vertrage von Labiau Preußen einschließlich von Ermland als souveränes Herzogtum an, gegen das Versprechen, mit 4000 Mann zugleich die preußischen und polnischen Gebiete verteidigen und für Schweden Westpreußen, Samogitien, Kurland und Semgallen erobern zu helfen. So im Rücken gesichert, drang Karl Gustav zum drittenmal im raschen Siegeslaufe bis Krakau vor, das inzwischen Georg Rákóczy wirklich genommen hatte (März 1657). Bald jedoch ereilte den König die Nachricht vom Einbruch der Dänen in das Herzogtum Bremen, er mußte zurück. Auch Rákóczys Erfolge waren nicht von Dauer. Am 27. Mai hatte er Warschau genommen, aber der polnische Feldherr Czarnecki brach in seinem Rücken in Ostungarn ein (Juni), und die Pforte sandte ein Tatarenheer nach Siebenbürgen, so daß er sich durch einen demütigenden Vertrag mit Johann Kasimir den Rückzug erkaufen mußte (Juli 1657).

Koalition gegen Schweden; Vertrag von Wehlau.

Die Eroberung Polens war für Karl Gustav unmöglich geworden, ja er wurde selbst in seinen eignen Gebieten bedroht. Denn nicht nur Dänemark trat gegen ihn unter Waffen (Mai 1657), sondern bereits am 1. Dezember 1656 war ein Bündnis zwischen Polen und Österreich abgeschlossen worden, das diese Macht zunächst zur Vermittelung des Friedens, aber doch auch schon zur Waffenhilfe verpflichtete. Als dann mit dem Tode des friedfertigen Ferdinand III. (2. April 1657) in Wien eine energischere Politik ans Ruder kam, setzte der kaiserliche Gesandte in Polen, der unermüdliche Lisola, am 27. Mai 1657 den Abschluß eines neuen Bündnisses durch, das Österreich verpflichtete, mit 12000 Mann Polen zu unterstützen und ihm Krakau und Posen als Waffenplätze einräumte. Da also in Polen die Hoffnung verloren war, warf sich Karl Gustav auf

388. Georg Rákóczy II., Fürst von Siebenbürgen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

den gefährlichsten Feind, auf Dänemark, und ließ den Kurfürsten in der schlimmsten Lage zurück. Dieser aber, jetzt nicht mehr der mißachtete Vasall Polens, sondern der Herr der Armee, die bei Warschau gesiegt hatte, erschien jetzt für Polen als ein so wertvoller Bundesgenosse, daß es durch Lisola, der selbst nach Königsberg geeilt war, dem Kurfürsten die geforderte Bedingung seines Anschlusses genehmigte: im Vertrage von Wehlau erkannte es die Unabhängigkeit Preußens an (19. September 1657) und schloß mit Preußen ein „ewiges Freundschaftsbündnis". Für seine Kriegsleistungen erhielt der Kurfürst die 1637 nach dem Aussterben der Herzöge von Pommern als erledigte Lehen an Polen gefallenen hinterpommerschen Ämter Lauenburg und Bütow, als Pfand für die verheißene polnische Geldunterstützung die Starostei Draheim mit Tempelburg (besetzt 1668). Die vollständige Einigung vollzog sich dann bei einer Zusammenkunft beider Herrscher in Bromberg, wo die geistvolle und energische Königin von Polen, Marie Luise von Gonzaga, die ihren unbedeutenden Gemahl Johann Kasimir völlig beherrschte, besonders eifrig an der vollen Verständigung arbeitete. Dem folgte am 15. Februar 1658 der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses

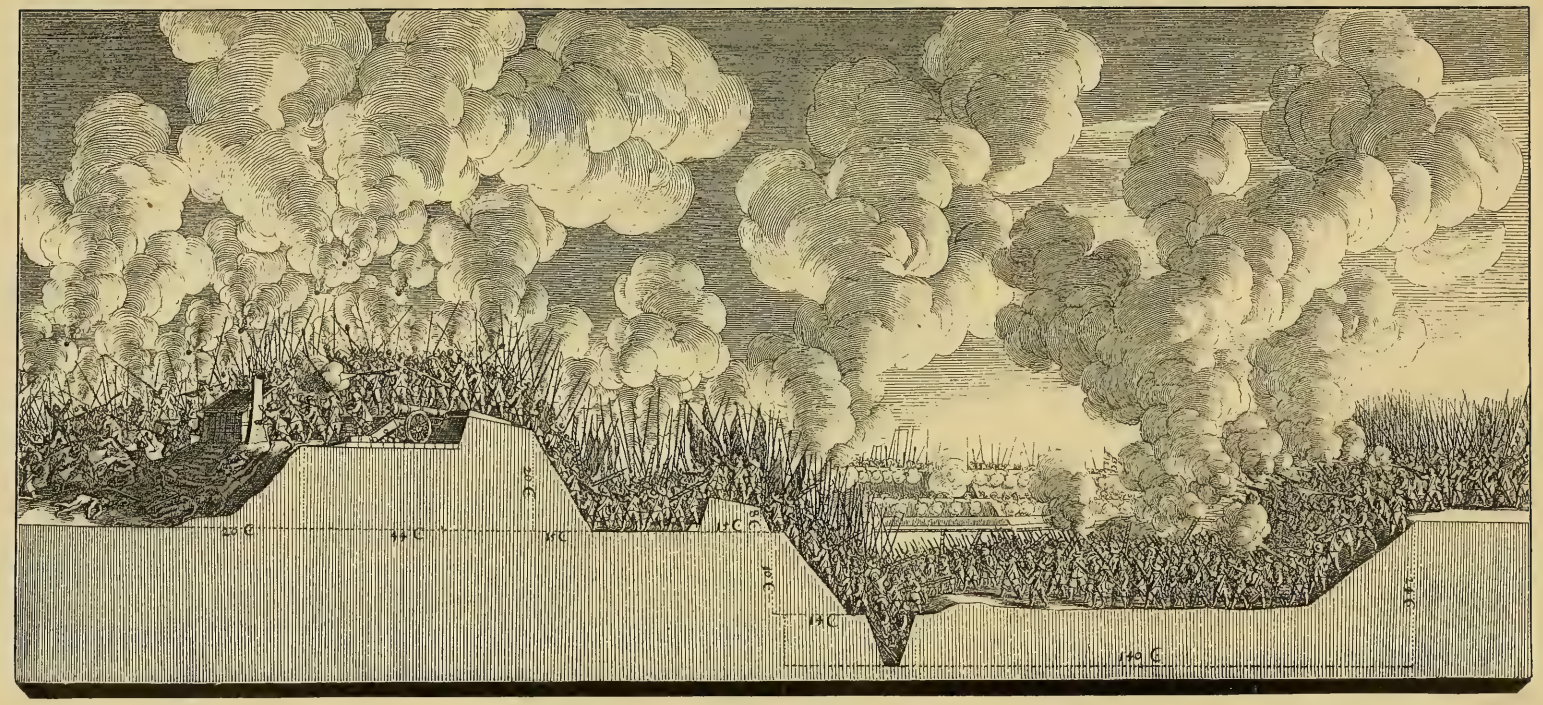
zwischen Brandenburg, Österreich und Polen. Als eine selbständige Macht warf der Kurfürst seine Armee in die Wagschale des schwedisch-dänischen Krieges. Damit verzichtete er freilich auf die kühnen Reichsreformpläne Waldecks und schloß sich auch im Reiche, namentlich in bezug auf die Kaiserwahl, an Österreich an. Diese scharfe Wendung machte Waldecks Stellung unhaltbar; noch 1657 vertauschte er daher die brandenburgischen Dienste mit den niederländischen und wurde als leitender Minister durch Otto von Schwerin ersetzt.

Karl Gustav gegen Kopenhagen.

In blitzschnellem Angriff hatte Karl Gustav noch im Sommer 1657 Bremen und Verden den Dänen wiederentrissen, dann Schleswig-Holstein und Jütland überflutet, auch die Festung, die den Kleinen Belt und damit den Übergang nach Fünen beherrscht, Frederiksodde (später Fridericia), Anfang November genommen. Doch da die Kraft der Dänen allzeit auf den Inseln lag, so beschloß er auch diese im Sturm zu erobern. Viel zu ungeduldig, um den Frühling abzuwarten, führte er schon am 9. Februar 1658 sein Heer über das Eis des Kleinen Belt hinüber nach Fünen und schlug die überraschten Dänen am 12. Februar bei Odense aufs Haupt. Dann wagte er jenen

389 und 390. Silberne Denkmünze auf den Marsch des Königs Karl X. Gustav von Schweden über das Eis des Großen Belt nach Langeland und Laaland im Jahre 1658.

tollkühnen Marsch, der ihm niemals nachgemacht worden ist: mit 3000 Reitern und 1500 Mann zu Fuß ging er über das Eis des Großen Belt nach Langeland und Laaland hinüber und schließlich über Falster nach Seeland, zum Teil bei Nacht, während das Eis unter den Hufen der Pferde dröhnte, das Wasser fußhoch darüber stand und man jeden Augenblick befürchten mußte, das Meer offen zu finden, eine Umkehr aber undenkbar war. Doch das unerhörte Wagnis gelang und setzte die Dänen vollständig außer Fassung. Schon am 27. Februar 1658 willigten sie in die Friedenspräliminarien von Roeskilde (Rothschild). Dänemark trat das fruchtbare Schonen, das alte Kernland des dänischen Reichs, dazu Halland, Blekingen, Drontheim und die Insel Bornholm an Schweden ab, das erst mit diesem Zuwachs in den Besitz seiner natürlichen Grenzen gelangte, gewährte den schwedischen Schiffen Zollfreiheit im Sunde und versprach, mit Schweden zusammen allen feindlichen Flotten den Eingang in die



391. Profil der Festungswerke von Frederiksodde (Fridericia), erstürmt durch die Schweden unter Wrangel 24. Oktober (3. November) 1657.

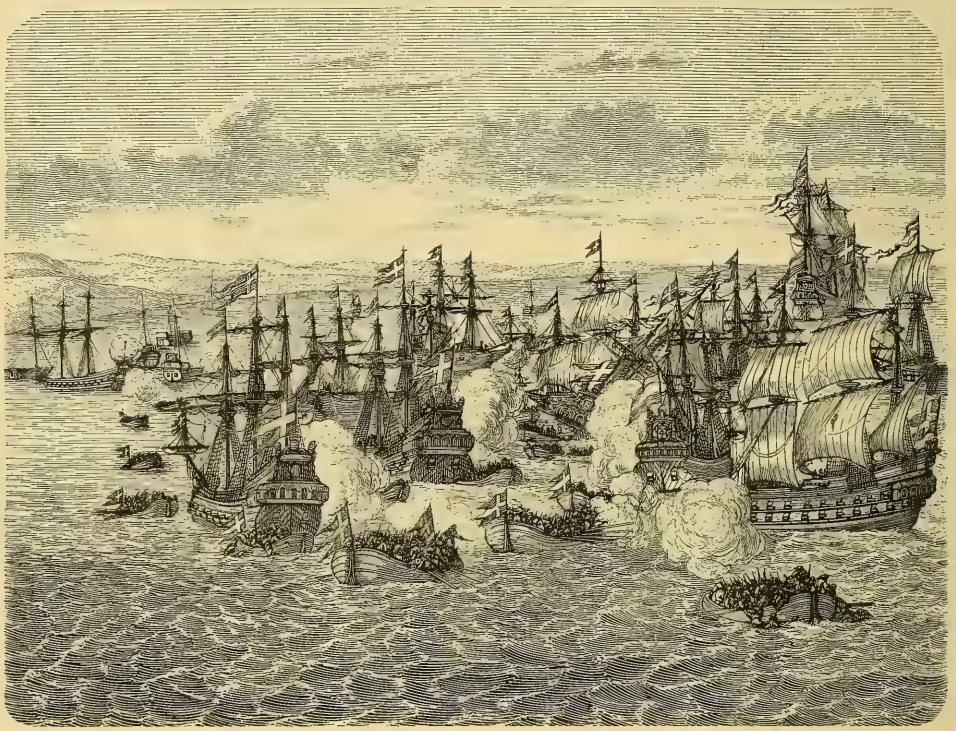
Nach einem Kupferstiche von Merian im „Theatrum europaeum“.

Der Sturm wurde in der Nacht von 300 Schweden ausgeführt und gelang besonders deshalb, weil die eine Kolonne den niedrigen Wall an der Seeseite erstieg und die Besatzung des Hauptwalles, dadurch erschreckt, zurückwich. Eine Bresche war gar nicht gelegt, der schwedische Angriff war also einfach ein Leitersturm. Das hier dargestellte Profil des Hauptwalles unterscheidet sich von der sonst herkömmlichen Vaubanschen Anlage durch einen dem Walle vorgelegten niedrigen, schwachen, zweiten Wall und einen schmalen, tiefen Graben innerhalb des großen Grabens, so daß die Angreifer vom Glacis aus thatsächlich zwei Gräben und zwei Wälle hintereinander zu überwinden hatten (vgl. S. 538 f.).

Ostsee zu verschließen. Die Ostsee war ein schwedischer Binnensee geworden, die Unterwerfung der baltischen Küstenlande unter das schwedische Finanzinteresse besiegelt.

Belagerung von Kopenhagen.

Das indessen schien dem schwedischen Eroberer noch ein allzu bescheidener Erfolg. Das Gelingen des verwegenen Angriffs schien ihm die Ohnmacht Dänemarks zu beweisen, die Zögerung desselben, den Sund nach seinem Versprechen für alle fremden Flotten zu sperren, was sich vor allem gegen Holland richtete, reizte ihn aufs höchste, die halbe Niederlage seiner Politik bei der deutschen Kaiserwahl (s. S. 636) verstimmte ihn noch mehr, die Unmöglichkeit, seine starke Armee, die er doch nicht entlassen konnte, auf schwedische Kosten zu unterhalten, trat noch hinzu, kurz, er kam zu dem Entschluß,



392. Seeschlacht bei der Insel Hveen am 8. November 1658.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Dänemark völlig zu überwältigen und die alte Union von Kalmar unter schwedischer Führung zu erneuern; habe er gesiegt, dann werde sich, so meinte er, sein Recht auf die Eroberung leicht nachweisen lassen. So stach die schwedische Flotte, 11 Kriegsschiffe und 60 Transportschiffe, am 15. August 1658 von Kiel aus in See — denn das Festland hielt der König noch besetzt — ohne daß seine Umgebung wußte, wohin die Fahrt gehe. Zwei Tage später gelang in Korsör an der Westküste Seelands die Ausschiffung des Heeres ohne Widerstand, am 21. standen die Schweden vor dem überraschten Kopenhagen. Indes der Handstreich mißlang. Denn bei den Dänen überwog die Erbitterung über den frevelhaften Friedensbruch den Schrecken; wetteifernd mit den Truppen eilten die Bürger und Studenten der Hauptstadt unter Waffen, und aus dem Überfall wurde eine langwierige Belagerung, zu der die Schweden zunächst keine andern Geschütze verwenden konnten, als die der am 19. September nach dreiwöchiger Belagerung genommenen Kronborg bei Helsingör.

Kampf um Kopenhagen.

Um die dänische Hauptstadt drehte sich seitdem bis zum Ende des Krieges der Kampf. Von der einen Seite rückte die vereinigte brandenburgisch-österreichisch-polnische Armee, etwa 30000 Mann, unter Führung Friedrich Wilhelms in Schleswig-Holstein ein. Er faßte den Krieg im großen Stile auf als einen Kampf für national-deutsche Interessen. Eine damals auf seine Veranlassung wahrscheinlich von seinem Geheimrate Friedrich von Jena verfaßte Flugschrift rief „den ehrlichen Deutschen" u. a. zu: „Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr andres, als fremder Nationen Gefangene? Was sind deine Freiheit und Religion mehres, als daß andre damit spielen? . . . Bedenke, daß du ein Deutscher bist!" So entsetzte er das belagerte Rendsburg, erzwang unter dem Feuer des Feindes den Übergang nach der Insel Alsen (14. Dezember) und nötigte die Schweden dort zum Abzug oder zur Übergabe. Gleichzeitig erschien eine holländische Flotte von 35 Schiffen unter dem Admiral Wassenaer vor dem Sunde. Bei scharfem Nordwind flog sie am 8. November zwischen den brüllenden Batterien der Kronborg und Helsingborgs hindurch, schlug bei der Insel Hveen in gewaltiger Seeschlacht die schwedische Blockadeflotte, die darauf nach dem nahen Landskrona zurückwich, und sandte noch am Abend ihre Proviantfahrzeuge in den Hafen von Kopenhagen. Die Einschließung war gesprengt, die Fortsetzung der Belagerung von der Landseite allein fast aussichtslos.

Überwältigung Kurlands.

Doch Karl Gustav verzweifelte keineswegs. Er arbeitete jetzt namentlich darauf hin, in seinen baltischen Provinzen den Kampf mit Rußland zu beenden und Kurland in seine Hände zu bekommen, um damit den schwedischen Küstenring zu schließen und alle Kräfte gegen Dänemark vereinigen zu können. In jenen Landschaften war inzwischen der verheerende Kampf unentschieden hin und her gegangen. Gonsiewski hatte mit den Litauern im Winter 1657/8 Riga vergeblich bedrängt, und die Schweden unter Magnus de la Gardie den größten Teil Livlands wieder in ihre Hände gebracht. Um so weniger war Karl Gustav gesonnen, die Neutralität Kurlands weiter zu achten, von wo aus Herzog Jakob unter der Hand gegen den schwedisch-russischen Frieden arbeitete, weil er dadurch verhindert werden mußte, seine Schaukelpolitik fortzusetzen. So erhielt der in Livland jetzt kommandierende schwedische General Douglas kurzerhand den Befehl, sich Kurland zu unterwerfen und dann Samogitien zu besetzen. Douglas rückte also Ende August in Kurland ein, forderte freien Durchzug nach Litauen und erzwang am 30. September von dem Herzoge einen Vertrag, worin dieser die Verpflegung der schwedischen Armee zu übernehmen versprach. Als er dadurch völlig sicher gemacht worden war, ließ Douglas in der Nacht vom 9./10. Oktober 1658 das Schloß von Mitau überfallen und den Herzog mit seiner Familie gefangen nehmen. Später wurde ihm Riga, zuletzt Iwangorod bei Narwa als Aufenthaltsort angewiesen. Kurland blieb in den Händen der Schweden und hatte alle Leiden eines verheerenden Krieges zu erdulden. Die Holländer aber benutzten die Gelegenheit, um die kurländischen Kolonien am Gambia und auf Tabago wegzunehmen. Dieser Streich gegen Kurland war also den Schweden gelungen. Dagegen mußte im Dezember 1658 ihr wichtiger Stützpunkt an der unteren Weichsel, Thorn, kapitulieren, und in den neugewonnenen Provinzen regte sich der Aufstand. Um so wichtiger war es für Karl Gustav, daß er wenigstens der Russen ledig wurde; am 30. Dezember 1658 schloß er in Wallisar bei Narwa mit dem Zaren einen Waffenstillstand auf drei Jahre.

Sturm auf Kopenhagen.

Freilich wurde dadurch der Gang des Krieges in Dänemark wenig beeinflußt. In der Nacht des 20. (10.) Februar 1659 unternahmen die Schweden von drei Seiten her einen Sturm auf Kopenhagen, aber nach zweistündigem blutigen Kampfe mußten sie zurückweichen, die Hauptstadt blieb unbezwungen. Als vollends de Ruyter im Mai 1659

eine neue holländische Flotte von 42 Schiffen nach dem Sunde führte, da schien Schweden erliegen zu müssen.

Einmischung der Westmächte.

Da dies jedoch ein glänzender Erfolg nicht nur Hollands, sondern auch Österreichs und Brandenburgs war, Frankreich aber im alten Gegensatze zu diesen Mächten stand, England in feindseliger Spannung mit Holland war, so setzten jene beiden Mächte am 21. Mai 1659 das sogenannte (erste) Haager „Konzert" (Einverständnis) durch, wonach sie sich verpflichteten, mit Holland zusammen den Frieden auf Grund des Roeskilder Vertrages zu vermitteln. Da nun für die Gegner Schwedens alles darauf

393. Die Belagerung von Kopenhagen durch die Schweden unter Karl Gustav.
1 Schwedische Flotte. 2 Holländische Flotte.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

ankam, Kopenhagen zu retten, um nicht zu jenen für Dänemark doch immer höchst nachteiligen Bedingungen gezwungen zu werden, so wagten sie nach der Einnahme von Frederiksodde (26. Mai) am 6. Juli 1659 den Übergang nach Fünen und bereiteten, als er infolge der mangelhaften Beihilfe eines holländischen Geschwaders mißlang, einen zweiten mit allem Nachdruck vor. Das führte zum zweiten Haager Konzert (24. Juli); die drei Mächte beschlossen jetzt einmütig, Schweden und Dänemark zur Annahme ihrer Bedingungen binnen vierzehn Tagen aufzufordern und die Partei, die sich derselben weigern würde, mit gemeinsamen Kräften zu zwingen. Dazu indes hätte mehr Einigkeit von ihrer, mehr Nachgiebigkeit von der andern Seite gehört, als vorhanden war. In England fehlte es in diesem Augenblick an jeder sicheren Leitung (soeben war Richard Cromwell zurückgetreten, S. 500), auch bäumte sich Karl

Gustavs Stolz gegen diesen Zwang auf, und die deutschen Mächte waren nicht geneigt, ihren Vorteil über Schweden aus der Hand zu geben, am wenigsten Österreich, das in ihm den alten Bundesgenossen Frankreichs bekämpfte und durch einen glücklichen Stoß womöglich Spanien zu Hilfe kommen wollte, das soeben im Begriffe stand, den Pyrenäischen Frieden abzuschließen (s. S. 340). Deshalb rückte der kaiserliche General de Souches in Schwedisch-Pommern ein und belagerte Stettin (August 1659); doch setzte der Kurfürst, dem die Anwesenheit dieses Bundesgenossen in diesem von ihm beanspruchten Gebiet geringe Freude machte, durch, daß die eroberten Plätze ihm übergeben werden sollten. Inzwischen beschränkten die Verbündeten in Westpreußen

394. Georg Sebastian Lubomirski, polnischer Großkronfeldherr. (Zu S. 670.)
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

die Schweden auf Marienburg und Elbing und drangen siegreich auch in Kurland vor. Doch entscheidend wirkte erst der zweite gelungene Angriff auf Fünen. Im November 1659 führte de Ruyter etwa 10000 Mann, darunter drei brandenburgische Reiterregimenter, nach der Insel über; in blutiger Schlacht wurden die Schweden, alte Kerntruppen, unter dem Pfalzgrafen von Sulzbach am 24. November bei Nyborg vollständig geschlagen, die Reste zur Ergebung gezwungen. Es schien jetzt leicht, auch nach Seeland überzusetzen und das Heer vor Kopenhagen im Rücken zu fassen. Das hätte den Schweden den Rest gegeben.

Doch da sich jetzt Frankreich, im Westen durch den Abschluß des Pyrenäischen Friedens (7. November 1659) frei geworden, drohend anschickte, dem alten Bundesgenossen Hilfe zu leisten und auch das zerrüttete England eine Flotte in die Ostsee schickte zu

Friede von Oliva.

Schwedens gunsten, Stettin aber sich glücklich behauptete, so verstärkte dies alles bei den Verbündeten die Neigung zum Frieden. Unter französisch-rheinbündischer Vermittelung wurde über einen solchen erst in Thorn, seit dem Dezember 1659 im alten Cistercienserkloster Oliva bei Danzig verhandelt. Der Tod Karls X. (23. Febr. 1660) beseitigte das stärkste Hindernis des Friedens auf dieser Seite. Am 3. Mai 1660 kam er im schlichten „Friedenssaale" des Klosters Oliva zum Abschluß, im wesentlichen auf Grund des Roeskilder Vertrages, nur daß Schweden Bornholm und Drontheim fahren ließ. Westpreußen gab es an Polen zurück, Kurland an Herzog Jakob, die Unabhängigkeit Ostpreußens ward jetzt gesichert durch die Anerkennung Europas, Vorpommern aber blieb auch jetzt unverkürzt den Schweden. Wenn sie aber auch ihr altes Gebiet nicht nur behaupteten, sondern auch durch die Erwerbung der bisher dänischen Landschaften an der Ostseite des Sundes ihre natürlichen Grenzen gewannen, der ursprüngliche Gedanke, Westpreußen, Kurland und Teile Polens zu erobern, war doch gescheitert und der Staat zugleich so erschöpft, daß er dringend eines langen Friedens bedurfte. Für die Zukunft war das wichtigste Ergebnis die Unabhängigkeit Preußens und das Hervortreten Brandenburgs als einer selbständigen militärischen Macht, die, trotzig auf eignen Füßen stehend, den alten Mächten zur Seite trat. Das mußte es vorläufig entschädigen für das Scheitern des Planes, die Schweden aus Pommern zu verdrängen und die deutschen Strommündungen von der Fremdherrschaft zu befreien.

Friedensschlüsse im Osten.

Auch mit Rußland gelangte Schweden bald danach zum Frieden von Kardis (bei Dorpat) am 1. Juli 1661, der den Besitzstand vor dem Kriege auf dieser Seite wiederherstellte, die Russen also nach wie vor von der Ostsee ausschloß. Als die Moskowiter sich darauf von neuem gegen die Polen wandten, verloren sie Kowno, Wilna und Mohilew wieder, und nur der wüste Streit, den die Parteien in Polen um die Frage führten, ob nach dem Wunsche des kinderlosen Johann Kasimir schon bei dessen Lebzeiten über die Krone verfügt werden sollte, hinderte die gänzliche Niederlage der Russen. Denn gegen diesen verständigen Plan erhob sich der Großkronfeldherr Lubomirski in offenem Aufstande und wußte ihn in der That zu vereiteln, obwohl der König schon auf dem Reichstage von 1661 die denkwürdigen Worte gesprochen hatte, der innere Unfriede werde dahin führen, daß sich Rußland, Österreich und Brandenburg in Polen teilten. Das verschaffte den Russen den günstigen Frieden von Andrussow auf 13 Jahre (1667). Das ganze Gebiet von Smolensk, Tschernigow und Severien, die ganze Ukraine links des Dnjepr samt Kiew, also den größten Teil des Kosakenlandes, trat Polen ab. Bald danach verzichtete Johann Kasimir auf die polnische Krone (17. September 1668), um in Frankreich seine Tage zu beschließen.

Die Begründung der Selbstherrschaft in den nordischen Reichen.

Dänemark und Norwegen.

Politische Zustände unter Christian IV

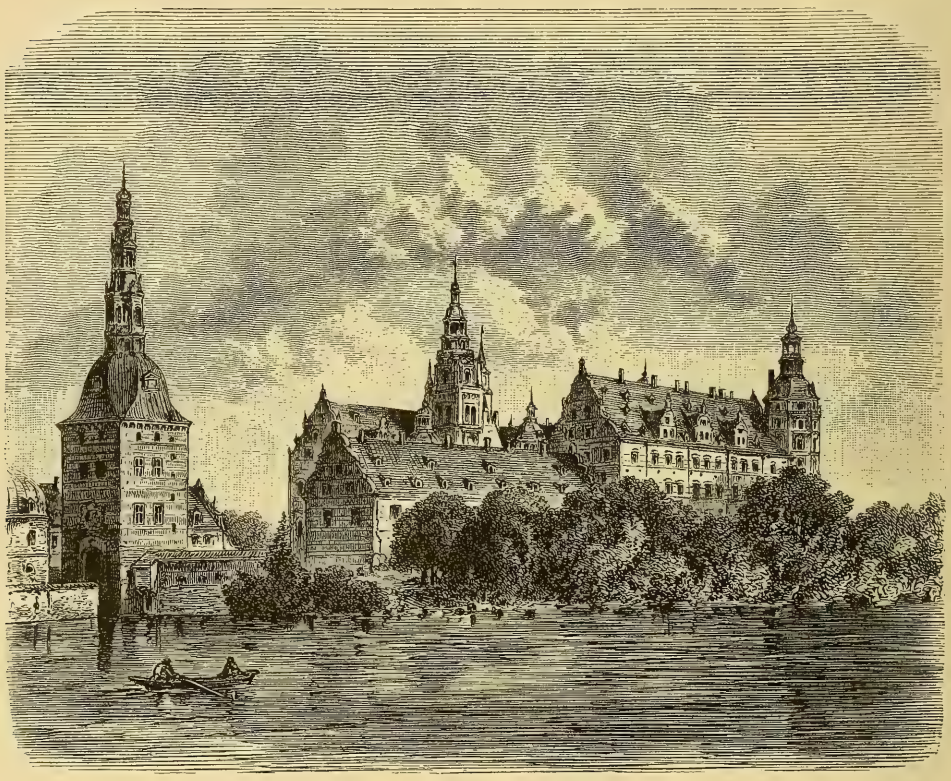
Wenn Dänemark in seiner auswärtigen Politik während des Dreißigjährigen Krieges und noch späterhin so wenig Erfolge davontrug, so traf daran die Hauptschuld keineswegs König Christian IV. (1598—1648). Dieser Fürst war vielmehr in mancher Beziehung eine ausgezeichnete Persönlichkeit, ein Mann, den Gustav Adolf von allen damals regierenden Herren am höchsten schätzte, obwohl die Politik beide hinderte, Freunde zu sein. Geboren am 12. April 1577, war Christian IV. schon im April 1580 zu Odense zum Nachfolger seines Vaters Friedrich II. gewählt worden und hatte nach dessen Tode 4. April 1588 den Thron bestiegen, aber erst 1598 nach

einer zehnjährigen Vormundschaft und Regentschaft die Regierung wirklich übernommen. Mit einer stattlichen Erscheinung und angeborener Begabung verband er eine sehr vielseitige Bildung, verstand außer Lateinisch die meisten der modernen Sprachen, war Meister in allen körperlichen Übungen, außerordentlich geschickt mit der Hand, ein vorzüglicher Seemann, ein guter Geschichtskenner und ein denkender, energischer Volkswirt. Aber die aristokratische Verfassung seiner Reiche umgab ihn mit festen Schranken. In Dänemark wie in Norwegen herrschte der dänische Adel, er bildete den Reichsrat, die oberste Regierungsbehörde, dessen Mitglieder der König allerdings ernannte, und besetzte die Reichsämter, unter denen das wichtigste der Reichshofmeister, der Stellvertreter des Königs, bekleidete. Von seinen Gütern und für seine Person abgabenfrei, nur zum thatsächlich bedeutungslos gewordenen Lehnsdienst zu Roß verpflichtet, teilte der dänische Adel seine Herrschaft im gewissen Grade mit der reich ausgestatteten Geistlichkeit, zu der sich auch die Landesuniversität Kopenhagen hielt. Das Bürgertum war unter dem Drucke erst der hanseatischen, jetzt der niederländischen Übermacht immer noch schwach entwickelt und politisch einflußlos, der dänische Bauernstand seit lange an Dienstbarkeit gewöhnt und ohne jede Selbständigkeit, während er in Norwegen, wo es fast keinen Adel gab, seine persönliche Freiheit behauptet hatte. Beide Stände trugen die Hauptlasten der Steuern und Abgaben. Es war ein Zustand, der durchaus an die ständisch-territorialen Ordnungen im damaligen Deutschland erinnert. Unter diesen Umständen war, da die Krongüter meist in irgendwelcher Form gegen niedrige Abgaben an den Adel gekommen waren, die reichste Einnahmequelle der Sundzoll, der ebenso wie die schwedischen Seezölle auf der Ausbeutung fremder Arbeit beruhte und bis zum Frieden von Brömsebro 1645 jährlich 5—600000 Reichsthaler, nachher nur etwa 70—80000 Thaler abwarf. Kein Wunder, daß nach Christians IV. Tode die Gesamteinkünfte nur etwa 500000 Thaler, die Ausgaben 919000 Thaler betrugen, also ein schwerer Fehlbetrag vorhanden war. Aber wie die Vorrechte des Adels eine gerechtere Verteilung der Lasten und eine stärkere Anspannung der Steuerkraft verhinderten, so machten sie auch jede zeitgemäße Entwickelung der Wehrkraft, namentlich zu Lande, so gut wie unmöglich, da der Adel befürchtete, ein stehendes Heer möge dem König zu größerer Selbständigkeit verhelfen.

An diesen Verhältnissen vermochte auch Christian IV. nichts Wesentliches zu ändern. Militärische Reformversuche.
Schon 1610 versuchte er das Lehnsaufgebot des Adels kriegstüchtiger zu machen, indem er es in eine Anzahl „Kompanien“ zu 600 Pferden unter ständigen Offizieren verteilte und eine zweimalige jährliche Musterung anordnete. Kurz danach, 1615, bildete er ein kleines stehendes Heer von 5000 Mann aus angeworbenen Bauern und eine Matrosendivision von 1500 Mann, die in Kopenhagen lag und den Stamm für die Bemannung der Kriegsflotte abgeben sollte. Für diese hatte er schon 1604 ein Seezeughaus in der Nähe des Schlosses begründet und brachte sie allmählich auf 24 schwere Schiffe und 16 Galioten. Dagegen scheiterte sein Versuch, nach den schlimmen Erfahrungen des schwedischen Krieges 1646 die Lehnsdienste auf den Königsgütern in eine Geldabgabe zu verwandeln, um davon deutsche Reiter zu werben, am Widerstande des Adels; nur in Schleswig vermochte er ein Regiment Fußvolk von 1500 Mann aufzustellen, und wenigstens Kopenhagen wurde befestigt. Im übrigen blieb das dänische Reich nach wie vor auf seine wenig kriegstüchtigen Adelsaufgebote und Milizen angewiesen. Adel und Geistlichkeit von Dänemark und Norwegen stellten zusammen 9000 Mann, das übrige Land im ganzen 19400 Mann, die nach den Kirchspielen eingeteilt waren. Da es zugleich an Festungen außer Kopenhagen und einzelnen festen Schlössern gänzlich fehlte, so war Dänemark gegen einen Landangriff so gut wie wehrlos.

Volkswirtschaftspolitik.

Glücklicher war Christian IV. in seiner Arbeit für die wirtschaftliche Hebung des Landes. Vor allem dem Bürgertume suchte er aufzuhelfen. Kopenhagen vergrößerte er schon 1603 durch die Vorstadt Christianshavn auf der Insel Amager; in Norwegen legte er, als dort 1623 ergiebige Silberadern aufgefunden worden waren, die Bergstadt Kongsberg an, eine Kolonie sächsischer und Harzer Bergleute. Ebenso begründete er auf den Trümmern des niedergebrannten Opslo 1624 Christiania an seinem herrlichen felsen- und waldumkränzten Fjord, fortan die neue Hauptstadt von Norwegen,



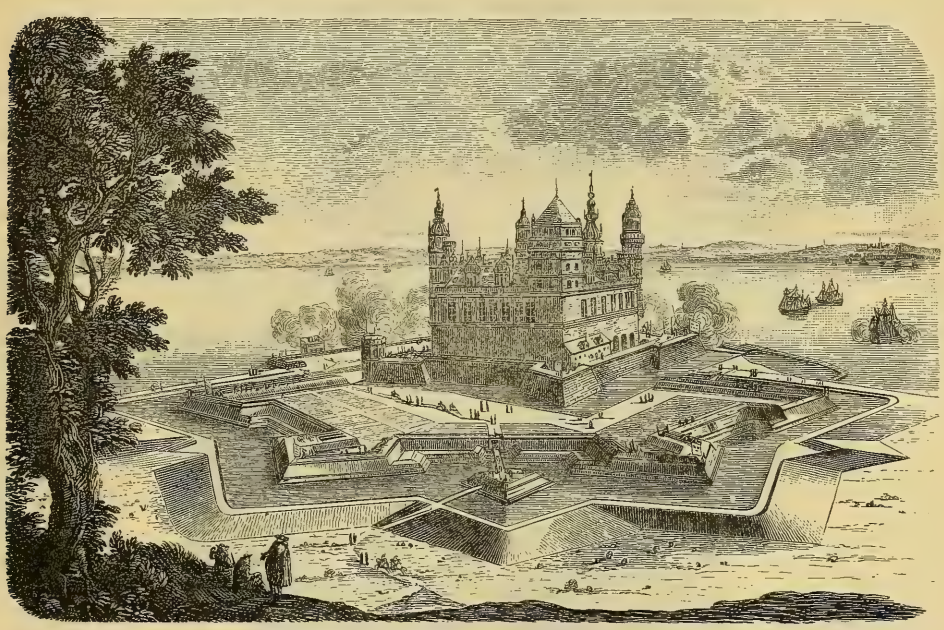
395. Schloß Frederiksborg.

und an der Unterelbe, auf holsteinischem Boden, legte er 1620 Glückstadt an, um die Alleinherrschaft Hamburgs auf der Unterelbe zu brechen, das schließlich nach langen Händeln und Kämpfen 1654 sogar die holsteinische Landeshoheit anerkennen mußte, die es 1618 nach einem Spruche des Reichskammergerichts abgeworfen hatte. Nach außen strebte der König vor allem die dänische Handelsherrschaft über die nordischen Meere und die alten norwegischen Kolonialgebiete wiederherzustellen. Er gründete, namentlich auch für den Walfischfang, 1620 eine isländische Handelsgesellschaft mit Stapelzwang in Glückstadt und eine grönländische Kompanie, nachdem er schon 1605—7 die ersten Schiffe nach diesem vergessenen Polarlande gesandt hatte. Indessen konnte die isländische Gesellschaft die Nachwirkungen einer Plünderung ihrer isländischen Faktorei durch algerische Seeräuber 1627 nicht verwinden und löste sich endlich 1662 ganz auf, und der grönländischen konnte auch eine Erneuerung 1636 nicht aufhelfen. Besser gedieh die ostindische Kompanie, die Christian IV. schon 1616 in Kopen-

hagen gestiftet hatte und mit Zuschüssen unterstützte. Zwar kam ein Vertrag mit dem Kaiser von Candy auf Ceylon, der Hilfe gegen die Portugiesen brauchte, nicht zur Ausführung; dafür erwarb der Admiral Ove Gjedde, der deshalb mit sieben Schiffen im Mai 1620 nach Ostindien gekommen war, durch Vertrag mit dem Herrscher von Tandschur an der Koromandelküste das damals wüst liegende Trankebar mit einem nicht unbedeutenden Gebiete. Unter dem Schutze der neu angelegten Dansborg blühte der Ort bald auf und hatte um 1680 etwa 15000 Einwohner. Trotzdem vergrößerte sich die dänische Handelsflotte nur langsam und zählte noch 1648 nicht mehr als 109 Schiffe. Daher fand die seefahrende Bevölkerung namentlich Norwegens vielfach im holländischen Seedienst Verwendung.

Auch das geistige Leben hatte in Christian einen verständnisvollen Förderer. Für Norwegen erschien schon 1605 eine Kirchen- und Schulordnung, die u. a. den

Geistiges Leben.



396. Kronborg.

Nach einem Kupferstiche bei „Pufendorf, De rebus a Carolo Gustavo gestis", Nürnberg 1697.

Eltern verbot, ihre Kinder nach auswärtigen Jesuitenschulen zu senden, was merkwürdigerweise noch oft geschehen war. In Dänemark sollte nach einer Verordnung von 1636 an jeder bischöflichen Kirche ein Gymnasium eingerichtet werden, doch erhielt sich nur das schon 1621 in Odense gegründete. Um den dänischen Adel davon abzuhalten, seine Söhne ins Ausland zu schicken, stiftete der König 1623 die Ritterakademie zu Sorö. Sehr viel geschah für die Universität Kopenhagen. Nachdem schon früher für sie ansehnliche Lehrsäle erbaut worden waren, errichtete Christian 1618 das Collegium regium (die sog. Regenz) für 120 Studenten, begründete 1639 Professuren für Botanik, Anatomie und Chirurgie und erbaute die Dreifaltigkeitskirche mit der Bibliothek und ihrem aussichtsberühmten „runden Turm".

Baulustig und bauverständig hat überhaupt Christian IV. seiner Hauptstadt und ihrer Umgebung ihren architektonischen Charakter aufgedrückt. Es entspricht der damaligen Überlegenheit der niederländischen Kultur im ganzen Norden, wenn der „Stil

Christians IV.", wie ihn die Dänen gern nennen, im wesentlichen an die holländische Bauweise anknüpft. Daher sind diesen Bauten die Mischung aus Rohziegeln, welche die Hauptmasse der Mauern bilden, und von Haustein, der an den Ecken, an Giebeln und Gesimsen seine Verwendung findet, dann die ragenden Türme, die hohen Dächer und Giebel, die ganze malerische Mannigfaltigkeit der Materialien und der Verzierungen besonders charakteristisch. Alle diese Merkmale finden sich höchst wirkungsvoll vereinigt in dem prachtvollen Inselschlosse Frederiksborg (1602—20), das den Dänen noch jetzt als nationales Heiligtum gilt, wie in der schon etwas früheren gewaltigen Kronborg bei Helsingör, die den Prunk einer fürstlichen Residenz mit der Massigkeit

397. Corfiz Ulfeld, dänischer Reichshofmeister.
Nach einem gleichzeitigen Originale.

einer Festung verband. In Kopenhagen entstand damals (1604—7) in bescheideneren Verhältnissen Christians Lieblingssitz Rosenborg inmitten seines schönen Parks und die reichgegiebelte Börse mit ihrem wunderlichen Drachenturm (1619—40), in Malmö das schmuckvolle Rathaus mit seinen zierlichen Giebeln und Erkern.

Persönliche Umgebung des Königs

In den letzten Jahren seiner Regierung suchte der König durch persönliche Einflüsse sich von der adligen Bevormundung einigermaßen zu befreien. Da er die Mitglieder des Reichsrats ernannte, konnte er allmählich seine Anhänger in diese Behörde bringen; die Stelle des Reichshofmeisters ließ er elf Jahre unbesetzt und gab sie dann 1643 dem hochbegabten, ehrgeizigen Corfiz von Ulfeld, der seit 1636 durch Vermählung mit Eleonore Christine, der Lieblingstochter des Königs von seiner zweiten (morganatischen) Gemahlin Christine Munk (seit 1615), sein Schwiegersohn war.

Einen zweiten Schwiegersohn, Hannibal Sehestedt, erhob er 1641 zum Vizekönig von Norwegen, dessen Bruder Penz zum Statthalter von Holstein. Vielleicht daß er bei längerem Leben oder bei jüngerem Alter, gestützt auf die der Adelsherrschaft durchaus feindliche Stimmung der unteren Stände, noch den Versuch zu einer Verfassungsänderung gemacht hätte, aber er starb am 28. Februar 1648. Sein Volk hat ihm

398. Friedrich III., König von Dänemark.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde im Nationalmuseum zu Stockholm.

ein dankbares Andenken bewahrt und feiert ihn noch als Seehelden in dem Liede: „König Christian stand am hohen Mast".

Regierungsantritt Friedrichs III.

Der König war nicht im stande gewesen, noch die Anerkennung seines Sohnes durchzusetzen; vielmehr mußte Friedrich III. (1648—70) die Wahl durch neue Beschränkungen der königlichen Gewalt erkaufen. Die von ihm beschworene Handfeste (Wahlkapitulation) gab dem Reichsrate, der sich zudem fortan selbst ergänzte, das Vorschlagsrecht zu den Ämtern und verbot dem König, einen Beschluß dieser Körperschaft aufzuheben oder abzuändern. Durch den Sturz des Reichshofmeisters Corfiz Uhlefeld, der für sich selber ehrgeizige Hoffnungen gehegt hatte, wurde diese Adelsregierung eher noch befestigt. Er hatte im Oktober 1649 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Holland zustande gebracht, der die niederländischen Schiffe gegen

Zahlung einer jährlichen Abfindungssumme (300000 Gulden) vom Sundzoll befreite, geriet aber in ganz persönlichen Gegensatz zu der Königin Amalie Sophie von Braunschweig-Lüneburg, einer stolzen, thatkräftigen und einsichtsvollen Frau, die mit tiefem Unmut die Anmaßung der nicht ebenbürtigen Nachkommenschaft Christians IV. und überhaupt des Adels sah, deshalb ihm gegenüber eine Stütze suchte an ein paar vertrauten deutschen Beamten, dem Kammerschreiber Christoph Gabel und dem geheimen Kammersekretär Theodor Lenthe. Als sich nun aber Uhlefeld weigerte, über seine holländische Gesandtschaft Rechnung abzulegen und gegen den Obersten Georg Walther, der ihn geradezu des Betruges beschuldigte, Anklage erhob, der König aber, um ein parteiisches Bluturteil zu verhindern, wie es kurz vorher in ähnlicher Sache gefällt worden war, den Obersten des Landes verwies, da glaubte sich der Reichshofmeister in seiner persönlichen Sicherheit bedroht und flüchtete im Juli 1651 erst nach Amsterdam, dann nach Stockholm, um fortan gegen sein Vaterland Ränke zu spinnen. Als seine nächsten Verwandten ebenfalls ins Ausland gingen, wurden ihre Güter eingezogen, ihre Ämter andern übertragen. Erst der Friede von Roeskilde, den Uhlefeld mit herbeiführen half, brachte allen die Wiederherstellung und Uhlefeld die Statthalterschaft des schwedisch gewordenen Schonen (gest. 1664).

Trotz der fortdauernden Beschränkungen seiner Königsmacht wandelte Friedrich III. in den Bahnen seines Vaters weiter. Er verbesserte die schon von Christian IV. eingerichtete königliche Post zwischen Kopenhagen und Christiania und errichtete 1653 eine Reitpost nach Hamburg. Ebenso gründete er eine karibische und guineische Handelsgesellschaft und erbaute 1650 die Festung Frederiksodde (Fridericia) für die Sicherung der Verbindung zwischen Fünen und Jütland, später die Citadelle von Kopenhagen.

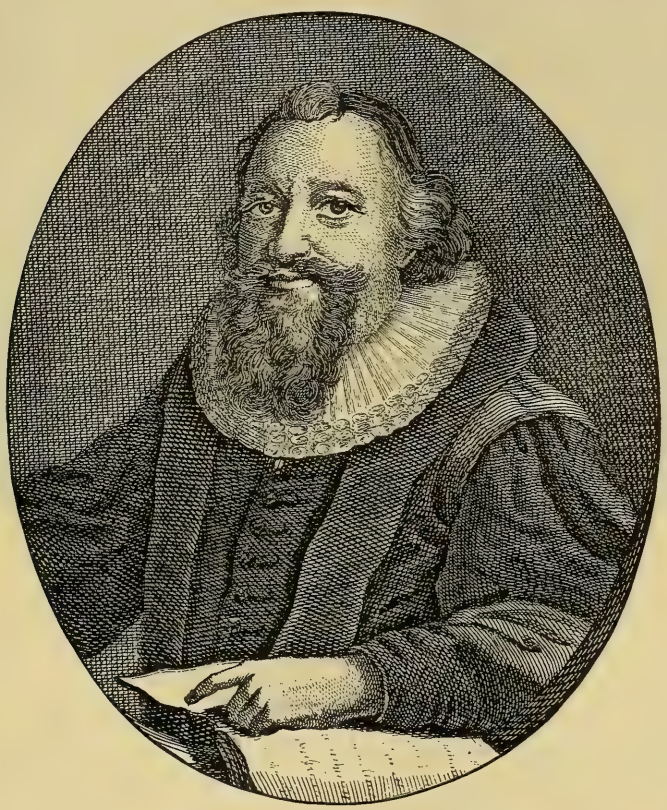
Erst die traurigen Erfahrungen und die schweren Verluste des schwedischen Krieges führte die entscheidende Wendung gegen das Regiment des Adels herbei. In der That erschienen die Zustände nicht länger erträglich. Als die nächste Sorge erschien die zeitgemäße Umgestaltung des Landheeres, die Errichtung einer kleinen stehenden Armee. Hier aber wußte der Reichsrat nur dadurch zu helfen, daß der längst veraltete Roßdienst des Adels und die Miliz der Stadt- und Landgemeinden verbessert, die Miettruppen abgedankt und die noch übrigen Krongüter zur Bezahlung der Schulden verwendet werden sollten. An eine gerechtere Art der Besteuerung dachten die Herren natürlich nicht.

Reichstag von 1660.

Diesen ungenügenden Vorschlägen gegenüber erzwangen Geistlichkeit und Städte die Berufung des Reichstages, der am 10. September 1660 eröffnet wurde. Den dürftigen Anerbietungen des Adels stellten die beiden andern Stände, fest und umsichtig geleitet durch den Bischof Johann Svane von Seeland und den Bürgermeister Hans Nansen von Kopenhagen, die Forderung entgegen, es sollten die dem Adel verpfändeten, verpachteten oder sonst überlassenen Krongüter nach ihrem vollen Umfang und Ertrag ermittelt und dann an den Meistbietenden verpachtet, die bisher vom Adel durch die Hofdienste ihrer Bauern bewirtschafteten Vorwerke der Krone mit freien Bauern besetzt und anstatt der Naturalleistungen überall Geldzahlungen eingeführt werden. Doch damit nicht genug: beide Stände forderten außerdem die förmliche Erklärung der Erblichkeit des Königtums, und als sich die Edelleute, um dadurch den Reichstag zu sprengen, anschickten, die Hauptstadt zu verlassen, ließ der König die Thore sperren. Da erklärte der Adel am 12. Oktober notgedrungen, daß er dem König das Erbrecht für seine männlichen Nachkommen zugestehe, und schließlich ließ er sich bereit finden, es auch auf die weiblichen auszudehnen.

Ermutigt durch diese Nachgiebigkeit des bisher so übermütigen Standes, vorwärts getrieben von den Städten und der Geistlichkeit, geleitet von der Königin und Gabel, ernannte Friedrich III. zur Beratung weiterer Maßregeln einen Ausschuß, in

dem sich der Adel entschieden in der Minderheit befand. Als dieser nun zunächst die beengende Wahlkapitulation von 1648 kurzweg beseitigt hatte, stellte Svane den entscheidenden Antrag: alle Beschränkungen der Königsgewalt aufzuheben, also die unumschränkte Monarchie zu gründen. Die Ausschußmitglieder aus der Geistlichkeit und den Städten stimmten sofort bei, die andern fügten sich. Schon am 14. Oktober wurde der Beschluß öffentlich verkündet, und Reichsräte, Abgeordnete und Hauptstadt schwuren dem König unter freiem Himmel den neuen Eid als ihrem unumschränkten souveränen Erbherrn. Die neue Einrichtung der Regierung, die namentlich Kollegien an die Stelle der



399. Johann Svane, Bischof von Seeland.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. Haas.

hohen Reichsämter (Reichsdrost, Reichshofkanzler, Reichsmarschall, Reichsadmiral, Reichsschatzmeister) setzte und diesen Beamten nur den Vorsitz der neuen Behörden ließ, auch bürgerliche Beamte heranzog, die Zurücknahme („Reduktion") der Krongüter, die Förderung der Handelsinteressen besonders in Kopenhagen sicherten die neue Gestaltung der Dinge. Das „Königsgesetz" (Kongslaw) endlich band den König an das augsburgische Glaubensbekenntnis, sicherte ihm die Unumschränktheit und Erblichkeit zu und eröffnete die Erbfolge nach dem Aussterben der männlichen Linie des Königshauses auch der weiblichen Nachkommenschaft desselben (d. h. der der Prinzessin Anna Sophia und ihrer Schwestern). Eine vollständige Revolution war rasch und unblutig vollzogen, die lange mißbrauchte Übermacht des Adels gebrochen. Aber für die Bauern geschah nur wenig, für sie hatten auch die Städte kein Interesse.

400. Christian V., König von Dänemark.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von P. Rüblagh im Nationalmuseum zu Stockholm.

Christian V. Unter dem schwachen Christian V. (1670—99) lenkte das dänische Reich, im wesentlichen geleitet von dem höchst begabten, aber unermeßlich ehrgeizigen Peter Schuhmacher (Graf Greifenfeld), mehr und mehr in die Bahnen Ludwigs XIV. ein. Die Söhne der alten, trotzigen Edelleute ließen sich durch Grafen- und Freiherrentitel, mit denen neue Vorrechte, namentlich die Rechtsprechung über Leben und Tod ihrer Bauern und Diener verbunden waren, durch glänzende Hofämter und den neuen Danebrogorden (1671) ebenso rasch in einen geschmeidigen Hofadel verwandeln wie die stolzen Feudalherren Frankreichs; der Hof vergnügte sich an Festen, Theatervorstellungen und Liebschaften wie der von Versailles, und dienstbeflissene Federn, z. B. die des Professors Wandal in Kopenhagen, bemühten sich, das unumschränkte Königtum als eine biblische, also göttliche Stiftung zu erweisen wie Bossuet. Doch sorgte die Regierung auch einsichtig für den Wohlstand und die Sicherheit des Landes, stiftete 1671 eine westindische Handelsgesellschaft, die 1672 die Insel St. Thomas besetzte, und erklärte diese zum Freihafen, gründete 1686 eine Navigationsschule, ver-

größerte Kopenhagen und befestigte Rendsburg, errichtete endlich ein stehendes Heer nach französischem Muster, das (mit der Flotte) unter die Leitung des Generalland- und Seekriegskommissariats gestellt wurde (1663). Auch in der auswärtigen Politik suchte Dänemark eine bedeutende Rolle zu spielen, natürlich im Gegensatz zu Schweden und mit bestimmt durch die unausrottbaren Familienhändel mit der herzoglichen (gottorpischen) Linie in Schleswig-Holstein, die damals nach dem Tode des letzten Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, Anton Günther (Juni 1667), dessen Erbschaft (zunächst mit dem König gemeinsam) angetreten hatte, während die Herrschaft Jever an den Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst gefallen war. Erfolge und Ehren trug allerdings Dänemark aus seiner Beteiligung an der großen Politik nur in bescheidenem Maßstabe davon (s. unten). Der, dem der König ganz besonders seine Stellung verdankte, Graf Greifenfeld, wurde schließlich auf unerwiesene Anklagen seiner zahlreichen hochgestellten Feinde hin zum Tode verurteilt (Mai 1676), auf dem Schafott zwar begnadigt, dann aber 23 Jahre lang in Haft gehalten. Erst im Jahre 1699 wurde er entlassen und starb einige Wochen darauf, nachdem er an seinem eignen Leibe erfahren, was die Selbstherrschaft, die er hatte gründen helfen, bedeutet, wenn sie zum Despotismus entartet.

Schweden.

Einen ganz ähnlichen Verlauf nahmen die Dinge in Schweden. Nach Karl Gustavs Tode brach die Unzufriedenheit des Adels von neuem aus und führte zu einem teilweisen Umsturz seines Testaments, nach dem für seinen erst fünfjährigen Sohn Karl XI. (1660—97) seine Gemahlin Hedwig Eleonore von Holstein mit den fünf obersten Reichsbeamten die Regierung zu führen hatte. Nunmehr übernahm der Reichsrat die Geschäfte, an seiner Spitze Peter Brahe, und schloß selbst den Bruder des verstorbenen Königs, Adolf Johann, trotz seiner trefflichen Leistungen im polnischen Kriege, von allem Einfluß aus. Natürlich geschah nun auch nichts für die Verminderung der Staatslasten, die Karl X. Gustav durch eine teilweise Rückerwerbung der veräußerten Krongüter hatte erleichtern wollen, vielmehr wurde in der Veräußerung fortgefahren. Die auswärtige Politik aber ließ jede Stetigkeit und Zweckmäßigkeit vermissen. Weniger vom eignen Interesse als von englischen Subsidien bestimmt, durch die Schweden veranlaßt werden sollte, unter Umständen in den Krieg gegen Holland einzugreifen, benutzte die Regierung ihr festländisches Heer zur Bedrängung Bremens, mußte es aber schließlich bei den früheren Verhältnissen bewenden lassen (1665—66). Ungleich ungünstiger fiel die Beteiligung am zweiten Raubkriege aus. Denn wenn Schweden auch keine Gebietsverluste erlitt, so konnte es doch die schwere Einbuße an Kriegsruhm in der Schlacht von Fehrbellin und in den Kämpfen um Pommern nicht so leicht verwinden (s. unten).

Schweden unter der Regentschaft.

Inzwischen hatte Karl XI. schon im Jahre 1672 die Regierung förmlich übernommen, ohne freilich zunächst zu wirklicher Selbständigkeit gelangen zu können. Auch durfte man, wie es schien, nicht viel von ihm erwarten. Er war von mittlerer Größe, ohne königliche Haltung und ohne die Gabe fließender Rede, nur des Schwedischen und Deutschen vollkommen, des Französischen fast gar nicht mächtig und außer in theologischen Dingen von mäßigen Kenntnissen, da man bei seiner von Natur nicht kräftigen Gesundheit besonders auf körperliche Ausbildung Wert gelegt hatte. Aber er besaß klaren Verstand, gutes Gedächtnis, festen Willen und neigte trotz entschiedenen Selbstbewußtseins doch nicht zu Pracht- und Genußliebe. Mit Ernst und Kraft begann er die Regierung, überall das Wohl des Ganzen ins Auge fassend und streng festhaltend an der einmal anerkannten Regel.

Karl XI.

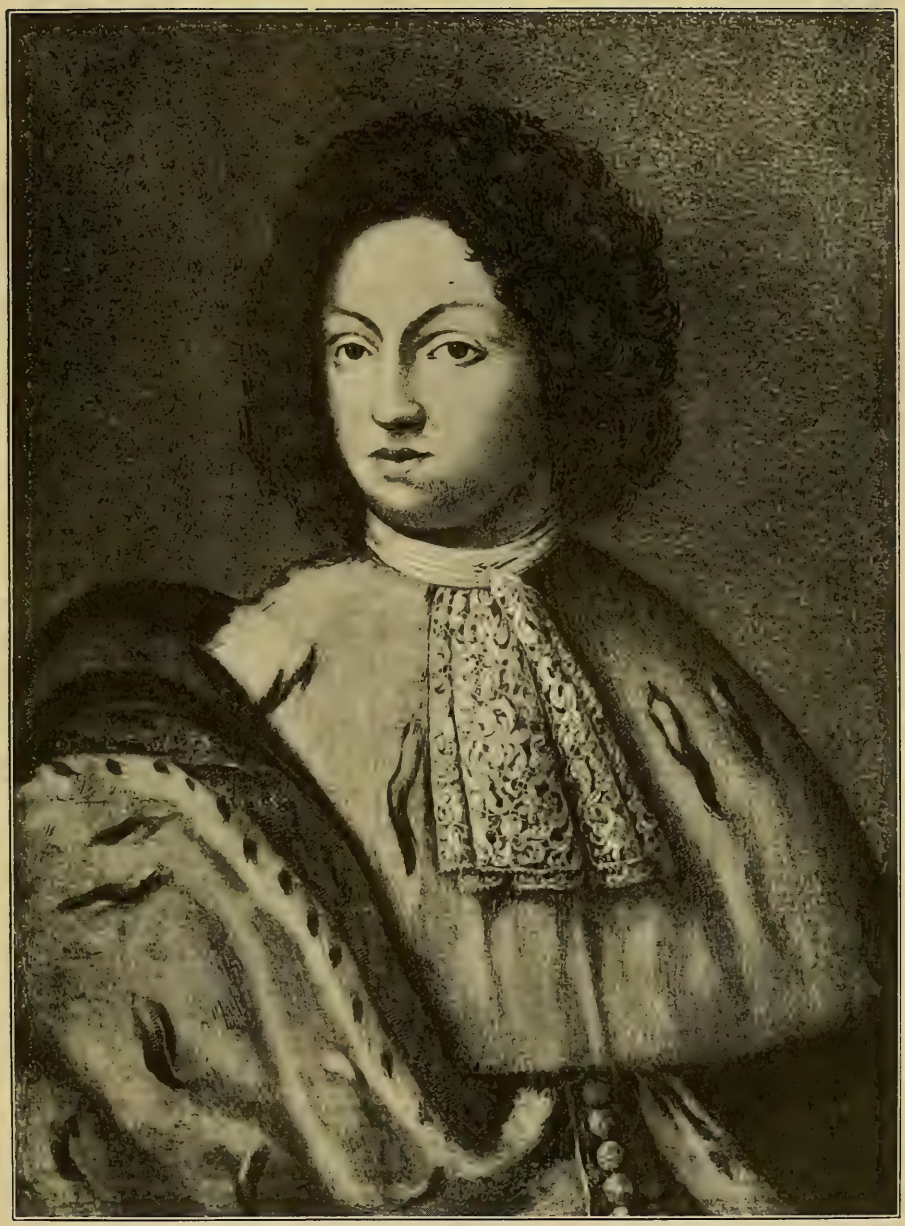
Umgestaltung der Verfassung.

Die Lage des Staates zwang zu kräftigen Maßnahmen. In den zwölf Jahren der Vormundschaft war die Staatsschuld von 16 auf 20 Millionen Reichsthaler gewachsen, im Bauernstande herrschte die gefährlichste Gärung, zwischen dem hohen und niederen Adel bestand die bitterste Feindschaft, weil jener alle Gewalt und alle Vorteile herkömmlich nur für sich in Anspruch nahm. Eben diese Spaltung kam dem Könige zu statten; ja, ein Mitglied des niederen Adels, Johann Gyldenstjerna (gest. 1680), wurde der wesentliche Urheber der Maßregeln, welche die Macht der großen Geschlechter auf lange hinaus vernichteten. Die förmliche Anregung gab der Reichstag vom Oktober 1680. Im Gegensatze zum Adel überreichten hier die drei andern Stände (Geistlichkeit, Bürger und Bauern) dem König eine Vorstellung, worin sie verlangten, daß alle Verleihungen von Krongütern und Kroneinkünften zurückgenommen würden. Der König aber zog es zunächst vor, durch eine aus Vertretern aller Stände gebildete Kommission das Verfahren der vormundschaftlichen Regierung untersuchen zu lassen, was das Ansehen des Reichsrates völlig erschütterte. Dies wirkte so einschüchternd, daß auch der Adel in die Einziehung der seit 1604 veräußerten Krongüter willigte. Zugleich wurde die Unabhängigkeit der Krone von der Zustimmung des Reichsrates ausgesprochen und somit die Adelsherrschaft im wesentlichen zerstört, wenngleich die Stände noch keineswegs auf die Verfassung selbst hatten verzichten wollen. An die Stelle des Reichsrates setzte Karl XI. eine Anzahl Kollegien für die wichtigsten Verwaltungszweige. Die Seele der neuen Regierung war der König selbst durch unermüdliche Ausdauer und Kraft des Willens.

Der Zwiespalt der Stände führte indes bald weiter. Als der Adel, um den andern Ständen mit gleicher Münze zu zahlen, auf dem Reichstage von 1682 den Antrag stellte, auch den Ursprung und die Rechtstitel der geistlichen und städtischen Besitzungen zu untersuchen, alles Entbehrliche einzuziehen und alle Gehalte neu festzustellen, sah Karl XI., daß er keinerlei einmütigen Widerstand mehr zu fürchten habe, und konnte es wagen, den Antrag Liljehöks, nur das als Gesetz anzuerkennen, was auf Zustimmung des Reichstages beruhe, als eine Bestreitung der königlichen Autorität zu bezeichnen. Kleinmütig gab der Adel seinen Standesgenossen preis, und da auch die übrigen Stände zustimmten, so war damit die unumschränkte Königsgewalt gegründet. Der Reichstag von 1689 erkannte diese Umgestaltung dann förmlich an.

Güterreduktion

Karl XI. benutzte die gewonnene Macht mit Einsicht und Nachdruck. Die Güterreduktion wurde von der „Reduktionskommission“ unter dem Landmarschall Claes Fleming allerdings so rücksichtslos durchgeführt, daß der Adel ungeheure Verluste erlitt und viele verarmten. Zumal die großen Lehnsgrafschaften und Freiherrschaften verschwanden sämtlich und mit ihnen die selbständige Gerichtsbarkeit, die sie ausgeübt hatten. Ebenso wurde ein großer Teil der Krongüter zurückgefordert, die durch Kauf, Verkauf oder Tausch abhanden gekommen waren. Der Krone aber fiel aus den zurückgenommenen Gütern eine jährliche Rente von 3 Millionen Thalern zu, sie konnte 29 Millionen Thaler an Staatsschulden bezahlen, die sie obendrein durch Zinsenherabsetzung bis auf die Hälfte des Nominalbetrages erniedrigt hatte, und bei alledem hinterließ Karl XI. im Jahre 1697 einen baren Kassenbestand von 8 Millionen Thalern. Anderseits förderte er die Volkswirtschaft durch sorgfältige Pflege des Bergbaues, Anlage von Straßen, Kanälen und Posten. Hohe Schutzzölle und Einfuhrverbote sollten das Aufblühen einer eignen Industrie befördern. Die Bauern nahm er gegen alle Bedrückungen in Schutz. Ein neuer Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen wurde in der Universität Lund gepflegt, die schon 1668 in dem einstigen Sitze des ältesten dänischen Erzbistums gegründet worden war und bald die hervorragendsten Lehrer vereinigte, darunter viele Deutsche, wie Samuel Pufendorf.



401. Karl XI., König von Schweden.

Nach einem Gemälde in der Kunst- und Altertümersammlung des Heidelberger Schlosses.

Auch für die deutschen Studierenden aus den deutsch-schwedischen Provinzen bildete sie den wissenschaftlichen Mittelpunkt. Der schwedischen Kirche gab Karl XI. eine neue Ordnung (3. September 1686), im wesentlichen nach dem Entwurfe des Erzbischofs Olaf Svebilius, die dem König alle bischöfliche Macht zusprach, so daß die Befugnis der Bischöfe nur als ein Ausfluß seiner eignen erschien und er die Bischöfe wie die Pfarrer auf den Krongütern einfach ernannte, von den Domkapiteln aber an die Hofgerichte appelliert werden konnte. Auch die Wehrkraft des Reiches wurde weiter ausgebildet, so sehr der König auf Erhaltung des Friedens bedacht war und so entschieden er sich von der Bundesgenossenschaft Frankreichs lossagte. Für die Flotte entstand der neue Kriegshafen von Karlskrona, und sie wurde so vermehrt, daß sie beim Tode des Königs 36 Linienschiffe zählte. Den Bestand des einheimischen Landheeres sicherte die Bestimmung 1690, daß zur Erleichterung der nur noch grundsätzlich beibehaltenen allgemeinen Wehrpflicht (s. S. 198) den adligen und bäuerlichen Grundbesitzern jeder Landschaft die Aufbringung eines Infanterieregiments von 1100—1200 Mann auferlegt wurde, deren Mannschaften im Frieden von der Bewirtschaftung von Bauergütern lebten und nur zu zeitweiligen Übungen verpflichtet waren. Die Reiterei wurde in ähnlicher Weise von den Pächtern der Krongüter aufgebracht und unterhalten. So betrug die Armee in Schweden 16 Infanterie- und 8 Reiterregimenter, in Finnland, wo dieselbe Einrichtung galt, 8 Regimenter zu Fuß, 3 zu Pferde. Diese sogenannte „Indelta", d. i. Eingeteilte Armee, besteht noch gegenwärtig, wurde aber damals durch ein geworbenes Gardeinfanterieregiment in Schweden und starke meist deutsche Söldnertruppen in den festländischen Besitzungen ergänzt.

Güterreduktion in den festländischen Provinzen.

So viel nun diese Regierung für Schweden that, so hat sie doch gerade den Grund gelegt zum Falle seiner Macht, denn ihre Güterreduktion erweckte unter dem stolzen schwedischen Adel, der sich bewußt war, das Reich groß gemacht zu haben, den bittersten Haß gegen das Herrscherhaus, und viele jüngere Edelleute gingen grollend in fremde Dienste. Besonders verhängnisvoll aber war es, daß Karl XI. seine Güterreduktion widerrechtlich auch auf die festländischen Provinzen ausdehnte, die meist nur durch Personalunion mit Schweden verbunden und den Beschlüssen des schwedischen Reichstages keineswegs unterworfen waren. Am wenigsten betraf die Reduktion Vorpommern, dagegen wurden in Bremen und Verden alle Güter der Bistümer, Kapitel und Klöster eingezogen. Von den baltischen Provinzen wurde Ingermanland ganz wie Schweden behandelt, in Esthland alles das zurückgefordert, was Erich XIV. bei der Besitzergreifung des Landes der Krone vorbehalten hatte, was aber jetzt sich in Privathänden befand, und zwar kraft einfachen königlichen Befehls. In Livland griff die Reduktion bis in die Ordenszeit zurück, so daß alle Güter für die Krone in Anspruch genommen wurden, die einst dem Orden, dem Heermeister und den Bistümern gehört hatten. So verlor der livländische Adel fünf Sechstel seines Grundbesitzes, und wurde zugleich durch die Bemühungen des Königs, den unterthänigen Bauern die freiere Stellung der schwedischen zu verschaffen, in den Grundlagen seiner Macht bedroht. Die Sendung einer Deputation nach Stockholm unter Führung des hochbegabten, thatkräftigen, aber auch leidenschaftlichen, ehrgeizigen und hochfahrenden Johann Reinhold von Patkul (geb. um 1660) im Jahre 1690 blieb nicht nur fruchtlos, sondern es erging sogar, als der Adel seine Vorkämpfer im Stiche gelassen hatte, ein Todesurteil gegen Patkul und noch drei andre mutige Vertreter der livländischen Adelsrechte, die Landräte Budberg, Vietinghoff und Mengden wegen Hochverrats an der Krone Schweden (Dezember 1694). Patkul flüchtete ins Ausland und wurde seitdem zum Todfeinde Schwedens, die Verfassung Livlands aber wurde beseitigt. So kam es, daß diese Provinzen wenige Jahre später die Russen als ihre Befreier begrüßten.

402. Stockholm im 17. Jahrhundert. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Man sieht die Stadt von Norrmalm, also von Norden her, links das Königl. Schloß, in der Mitte die „große Kirche“ zu St. Nikolai, rechts die Insel Riddarholm mit der Begräbniskirche Gustav Adolfs. Ein Vergleich mit der Ansicht Bd. V, S. 313 zeigt deutlich die fortschreitende Ausbreitung der Stadt über Norrmalm und Södermalm (bei den Windmühlen).

Der Große Kurfürst als Selbstherrscher.

Wenn in den nordischen Reichen die unumschränkte Monarchie ohne längeren Widerstand begründet wurde, bedurfte es in Brandenburg-Preußen hartnäckiger Kämpfe, um zu gleichem Ziele zu gelangen, denn die Schwierigkeiten waren hier ungleich größer. Die unter der Herrschaft der Hohenzollern vereinigten Gebiete bildeten durchaus keinen Staat wie Dänemark und Schweden seit Jahrhunderten, sondern ein Bündel selbständiger Landschaften unter einer im wesentlichen ständischen Verwaltung, mit ganz verschiedenen örtlichen Rechten, ohne jedes Bewußtsein der Gemeinsamkeit, getrennt durch geschichtliche Überlieferungen und die Zugehörigkeit zu drei verschiedenen Reichskreisen und zu zwei verschiedenen staatsrechtlichen Verbänden, da Preußen nicht zum Reiche gehörte. Außerdem waren sie geographisch weit voneinander entlegen, versprengt über den ganzen Raum vom Niemen bis zum Rheine. Zusammengehalten wurden sie lediglich durch die Person des Fürsten. In seinem Kopfe allein war zunächst die Idee lebendig, aus diesen Trümmerstücken Deutschlands einen „Staat" zu schaffen. Er konnte sie verwirklichen, denn er schrieb von sich: „Ich weiß, daß es nicht meine, sondern des Volkes Sache ist, die ich führe"; er durfte den Wahlspruch wählen: „Für Gott und das Volk." Und so ähnlich seine Mittel denen Ludwigs XIV. sind, so hoch steht sein Werk sittlich über dem des großen Königs.

Diese Mittel waren einerseits die möglichste Beschränkung der landständischen Gewalt, deren Vertreter nirgends etwas andres verfolgten als die Interessen ihres Standes und ihrer Provinz, anderseits die Begründung eines landesfürstlichen Beamtentums, das nichts andres kannte als die Interessen des gesamten Staates.

Landesfürst und Stände.

Am verwickeltsten erscheinen die ständischen Einrichtungen in den Marken, wo neben dem Gesamtlandtage noch Kreislandtage in den einzelnen Landesteilen (Kurmark, Neumark, Uckermark, Priegnitz, Altmark) standen, jener aber meist durch Ausschußtage ersetzt wurde. Besonders unbequem war der preußische Landtag, solange er sich auf Polen, und der klevisch-märkische, der sich auf die Niederlande stützte. Der erstere wurde zudem nicht vom Landesherrn, sondern von den vier „Oberräten", der höchsten ständischen Verwaltungsbehörde berufen. Aber auch die neuerworbenen Landesteile, Hinterpommern, Halberstadt, Minden, hatten ihre Landstände. Ihre Befugnisse waren natürlich überall im wesentlichen dieselben, ja sie hatten sie im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges besonders dadurch erweitert, daß sie den größten Teil der Landesschulden übernahmen und die für deren Tilgung und Verzinsung bewilligten Steuern selbst erhoben und durch ihre Ausschüsse verwalteten. In Preußen wurden sogar die Domänen nicht, wie sonst fast überall, als fürstliches Hausgut, sondern als Landeseigentum behandelt. Den Ständen gegenüber bestanden nur eben die ersten Anfänge eines landesfürstlichen Beamtentums, doch immer nur für die einzelnen Gebiete und für einzelne Zweige des Staatswesens. Natürlich standen zunächst die Domänen und die sonstigen nicht von den Ständen beanspruchten fürstlichen Einkünfte, also namentlich die Regalien, unter der Verwaltung der landesherrlichen „Kammer" und der von ihnen abhängigen „Amtskammern". Im Gerichtswesen waren nicht nur die Behörden erster Instanz für Bauern und Bürger, die Patrimonial- und Stadtgerichte, ständisch, sondern auch die der höheren Instanzen zwar landesfürstlich, aber teilweise unter Mitwirkung der Stände besetzt, so vor allem das seit 1516 neugestaltete und zunächst für die Kurmark bestimmte Hof- und Kammergericht zu Cölln a. d. Spree, das zugleich als Appellationsgericht für alle Marken galt, während in zweiter Instanz in der Altmark, Uckermark und Neumark ähnliche Gerichtshöfe Recht sprachen, und in den außerbrandenburgischen

403. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Nach dem Gemälde von Matthäus Merian gestochen von Philipp Kilian.

Provinzen Hofgerichte über den Dorf- und Stadtgerichten standen. Es gab also ebensowenig eine Einheit in der Rechtsprechung in den hohenzollernschen Landen, wie eine Einheit des Rechts und der Verwaltung.

Kriegswesen. Zur letzteren traten unter Joachim Friedrich und Georg Wilhelm die ersten Anfänge hervor, dort im Hinblick auf die Erwerbung der klevischen und preußischen Gebiete, hier unter dem Drucke der Kriegsnot. Joachim Friedrich bildete im Jahre 1604 den Geheimen Rat für auswärtige Angelegenheiten, Polizei und Finanzen (s. S. 112), Georg Wilhelm rief im Jahre 1630 den Kriegsrat für die Heeresverwaltung ins Leben. Unter diesem standen fürstliche Kriegkommissare und ständische Kreiskommissare (Landräte), doch verschwanden die ersteren noch vor 1640 wieder. Das Kriegswesen als solches wurde davon unmittelbar gar nicht berührt, vielmehr deckte der Dreißigjährige Krieg nur die traurige Unzulänglichkeit der bisherigen Einrichtungen auf, ohne daß Besseres zum Ersatz gefunden worden wäre. Von einem stehenden Heere war bis auf den Großen Kurfürsten in Brandenburg so wenig die Rede wie anderwärts, denn die schwache kurfürstliche Leibwache, im Jahre 1617 nur 63 Reiter („Einspännige") und ein paar Hundert „Trabanten" zu Fuß, konnten als solches nicht gelten. Für den Kriegsfall war man also auf das „Landesaufgebot", d. h. die Lehnsreiterei des Adels und die städtischen Milizen, angewiesen, doch betrug dieses im Anfange des 17. Jahrhunderts in der Mark nur 1700 Reiter und 2500 Mann Fußvolk, und in Preußen, das am Beginn des vorhergehenden 2100 Reiter und 17500 Mann zu Fuß hatte aufstellen sollen, genügte das wirklich Vorhandene so wenig, daß im Jahre 1626 eine Art Landwehr, die sogenannten Wybranzen (polnisch, d. i. die Ausgewählten), eingerichtet wurde, indem sich die Inhaber von je zehn bebauten Hufen verpflichten mußten, einen Bewaffneten zu stellen und zu unterhalten, und diese Leute sich zu regelmäßigen Übungen zu versammeln hatten. Da aber weder die Wybranzen (im Jahre 1639 im ganzen nur 700 Mann) noch das alte Aufgebot wirkliche Kriegstüchtigkeit entwickelten, beide überdies nur im Lande selbst Verwendung finden konnten, so bewilligten während des großen Krieges die Stände mehrfach die Kosten für die Anwerbung von Söldnerregimentern, selbstverständlich nur für die Zeit der Kriegsgefahr. Derart waren die Truppen, denen im Jahre 1641 Friedrich Wilhelm sein Land entwinden mußte.

Aus solchen Haufen galt es ein stehendes Heer zu schaffen, den Ständen gegenüber eine landesfürstliche Verwaltung zu gründen. Und doch entbehrte zunächst der Kurfürst fast durchweg der zuverlässigen Helfer. Denn die Beamten, die in seinen Diensten standen, krankten wie überall an den sittlichen Gebrechen der Deutschen dieser ganzen Zeit; Lauterkeit und Selbstlosigkeit des Charakters waren seltene Ausnahmen, Bestechlichkeit und Eigennutz, höchstens mit theologischen und moralischen Phrasen verbrämt, bildeten die Regel. An den Staat, dem er gerade diente, band den Beamten nur das Kontraktverhältnis wie den Söldner, keinerlei Pflichtbewußtsein, keine Vaterlandsliebe. Und doch sträubten sich lange die einzelnen Gebiete hartnäckig, „Fremde", d. h. solche, die nicht die besondere Landesangehörigkeit (Indigenat) besaßen, zuzulassen. Da haben die Hohenzollern diese Schranken durchbrochen, zuerst ihren Beamten ein Vaterland gegeben, sie zu Trägern des Staatsgedankens gegenüber dem kurzsichtigen Partikularismus der Landschaften und ihrer Stände gemacht und damit einen gewaltigen sittlichen Fortschritt angebahnt, zunächst für ihr Volk, dann für ganz Deutschland.

Finanzen. Auch der Zustand der Finanzen entsprach diesem alten Beamtentume. „Alle Kassen leer, eine ungeheure Schuldenlast, von den Domänen ein großer Teil verpfändet, die übrigen aus Mangel an Geld verwahrlost, die ganze Finanzverwaltung ein Netz von Unordnung und Unterschleif", das war es, was noch Waldeck vorfand. Da die reinen Einkünfte, z. B. der Domänen in Kleve im Jahre 1641 nur 40000 Thaler,

in der Grafschaft Mark nur 8000 Thaler betrugen, in Preußen aber, wo 48000 Hufen landesherrlicher Güter lagen, die Kosten der Verwaltung den Ertrag bis auf etwa 6000 Thaler verschlangen, in den Marken die Zölle höchst nachlässig verwaltet wurden, so war die Lage eine so verzweifelte, daß der Kurfürst mit einer Art Staatsbankerott beginnen mußte; ja noch im Jahre 1651 hatte er über eine Million Thaler von gesetzwidrig leichtem Gehalt prägen lassen. Und doch ruhten auf den Unterthanen fast unerschwingliche Lasten. Zur Tilgung der Landesschulden hatten die märkischen Stände von dem platten Lande den sogenannten Hufen- und Giebelschoß, von den Städten den Vor- und Pfundschoß bewilligt und davon eine ritterschaftliche und eine städtische Kasse gebildet, die, später in je zwei geteilt, bis 1820 unter der Verwaltung ständischer Ausschüsse bestanden haben. Dazu trat im Jahre 1620 noch eine allgemeine „Kriegskontribution“ (Grundsteuer) und selbstverständlich fortwährend auch eine schwere Einquartierungslast. Und das alles mußte gefordert werden von

404 und 405. Vierfacher Silberthaler Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten.
(Berlin, Königl. Münzkabinett.)

einer verarmten, durch Kriegselend und Seuchen zusammengeschmolzenen Bevölkerung, die auf kargem Boden in harter Arbeit um des Lebens Notdurft kämpfte. Die Hauptstadt Berlin-Cölln, die unter Johann Sigismund schon 12000 Einwohner gezählt hatte, war im Jahre 1640 auf 6—7000 herabgekommen und enthielt nach 1648 nur noch 300 Bürger. Von den meist elenden Fachwerkhäusern lag ein Viertel in Trümmern, selbst das Schloß war so verfallen, daß es lange gar nicht als Residenz benutzt werden konnte. In Prenzlau standen nach dem Kriege von 787 Häusern noch 321, von denen nur noch 107 bewohnt waren, in Neustadt-Eberswalde waren von 282 Häusern 158 gänzlich verschwunden. Schlimmer noch sah es auf dem platten Lande aus. Hier hat der Dreißigjährige Krieg vor allem den Bauernstand furchtbar mitgenommen. Im Teltower Kreise z. B. zählte man schon 1624 841 wüstgewordene Bauernstellen von 1175, welche die Gutsherren zum großen Teil absichtlich nicht wieder besetzten, um die Fläche als Schafweide zu benutzen und sie wohl auch als zu Rittergütern gehörig steuerfrei zu machen. Infolgedessen überwogen wenigstens östlich der Elbe durchaus die adligen Grundbesitzer, welche die Bauern zu harten Diensten verpflichteten, vielfach geradezu als Leibeigene behandelten, überdies, wie überall, unter ihrer Gerichts- und Polizeigewalt hielten. Noch im Jahre 1800 gab es in der Kurmark nur 3000 freie Bauernfamilien, in den gesamten Marken dagegen etwa 350 Rittergutsbesitzer. In Pommern umfaßten zu derselben Zeit die 1300 adligen Güter 260 Quadratmeilen, der Besitz freier Bauern nur fünf.

Der Geheime Rat.

Mit kräftiger Hand faßte der Kurfürst, zunächst von Waldeck beraten, die Aufgabe der Neugestaltung an. Ende 1651 erhielt der Geheime Rat eine neue Ordnung, nach der er in neunzehn „Departements" für die verschiedenen Zweige der Verwaltung eingeteilt wurde. Selbständig daneben stand die Verwaltung der Domänen und Regalien, deren Überschüsse aus allen Provinzen in der Hofrentei unter dem Hofkammerpräsidenten zusammenflossen. Zugleich wurde die verschwenderische Eigenverwaltung der Domänen allmählich durch Verpachtung, also die Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft ersetzt. Von den Regalien erhielt am ehesten die Post, unter Abwehr des Reichspostregals, eine neue Organisation unter einem Generalpostmeister (1652), die 1664 für den ganzen Staat einheitlich wurde. Alle Fäden der Landesverwaltung liefen in dem Geheimen Kabinett des Kurfürsten zusammen, dem die einzelnen Geheimräte regelmäßig Bericht zu erstatten, von dem sie Anweisungen und Entscheidungen zu erwarten hatten; denn ein monarchisches, ganz persönliches Regiment wollte der Kurfürst führen „als ein rechter Landesvater". Besondere Sorgfalt widmete er natürlich den auswärtigen Angelegenheiten. Indem er zuerst stehende Gesandte und Geschäftsträger an den wichtigsten Höfen ernannte, bildete er sich allmählich ein vortrefflich geschultes Personal für diesen Zweig des Staatsdienstes heran. Mit zäher Ausdauer arbeitete der Kurfürst seitdem auf die Gründung eines stehenden Heeres und die Selbständigkeit der Finanzwirtschaft hin. Das wurden die beiden festen Pfeiler, auf denen sich der Bau seines Staates erhob; auf diesen Gebieten zuerst hat er sich ein monarchisches, einheitliches Beamtentum geschaffen, die Macht seiner Stände gebrochen, seine Selbstherrschaft gegründet.

Grundlagen der neuen Verwaltung.

Er knüpfte dabei an ältere Einrichtungen an. Da man zu den Ausschußtagen (die an Stelle der märkischen Gesamtlandtage getreten waren), der Wahlen durch die Ritterschaft bedurfte, so hatten sich dafür feste Wahlkreise gebildet, deren Eingesessene nun wieder zu Kreistagen zusammentraten, um die Wahlen für den Ausschußtag vorzunehmen, die von diesen bewilligten Steuern auf die Pflichtigen umzulegen und etwaige Kriegsleistungen aufzubringen. Für dies Geschäft wurde zunächst 1620 ein Kreiskommissar von den Ständen des Kreises aus ihrer Mitte bestellt. Seit 1641 schlugen diese den Kreiskommissar nur vor, die Ernennung vollzog der Kurfürst. Um 1653 war diese Neubildung in den Marken abgeschlossen, dann wurde die Einrichtung auf Pommern übertragen, wo die Kreiskommissare in Anlehnung an ältere Verhältnisse Landräte hießen, nach 1680 auch auf Magdeburg, und seit 1701 wurde der Titel Landrat allgemein. So wurde das Amt zugleich ein monarchisches und ein ständisches, die eigentliche Grundlage der gesamten brandenburgisch-preußischen Verwaltung.

Diese Kreiskommissare, wie sie ursprünglich noch hießen, unterstellte der Kurfürst 1646 einem Oberkommissar für die Heeresverwaltung. Seit 1651 gab es drei Oberkommissare für die drei damaligen Militärbezirke (Preußen, Mittelprovinzen, Westprovinzen). Später wuchs ihre Zahl, und an ihre Spitze traten 1655 zwei Generalkommissare, später nur einer. Diese Gestaltung hing mit der allmählichen Ausbildung eines stehenden Heeres zusammen. Schon im Jahre 1646 hatte nämlich der Kurfürst ein kleines Heer gebildet, das er freilich auf die Forderung der klevischen Stände bald größtenteils wiederentlassen mußte. Aber im Jahre 1653 hatten dieselben Stände 530000 Thaler auf sechs Jahre für den Unterhalt von Truppen bewilligt, und beim Ausbruch des nordischen Krieges 1655 eine größere, so daß 6000 Mann klevisch-märkischer Truppen nach Preußen gesandt werden konnten, das erste Mal, daß die Stände einer einzelnen Landschaft für die Verteidigung einer andern etwas leisteten, die sie nach der herkömmlichen Auffassung im Grunde gar nichts anging. Daneben nahm der Kurfürst hier und da gelegentlich

das Landesaufgebot in Anspruch und ordnete im Jahre 1655 zunächst für Preußen die Stellung eines Bewaffneten von je zehn Häusern in den Städten, von je zwanzig Hufen auf dem Lande an, erließ dann dort das allgemeine Aufgebot, wie ja dort auch die Stände erhebliche Summen für Truppenaufstellung bewilligten, und bildete somit jenes Heer, das bei Warschau siegte. Der glückliche Ausgang des großen baltischen Krieges befestigte natürlich auch den Ständen gegenüber seine Stellung. Bisher war von einem stehenden Heere immer noch keine Rede gewesen, man setzte vielmehr voraus, der Kurfürst werde, wie das allgemein üblich war, seine Truppen nach Eintritt des Friedens entlassen. Er aber sah eben in der Armee die festeste Bürgschaft seiner Stellung nach innen und außen und bewog wirklich zunächst den klevisch-märkischen Landtag im März 1661, für die dort beibehaltenen Truppen jährlich 110000 Thaler zu bewilligen, was sich seitdem regelmäßig wiederholte, die eigentliche Grundlage des brandenburgischen Heeres. Für Brandenburg wurde der kurmärkische Landtag von 1666 entscheidend. Als dort die Stände unter lebhaften Beschwerden die Entlassung der Truppen bis auf die Stäbe und Cadres der Regimenter verlangten, da sie in den letzten Jahren etwa vier Millionen Thaler an ordentlichen und ebensoviel an außerordentlichen Steuern hätten aufbringen müssen, ganz abgesehen noch von der überaus drückenden Einquartierungslast, erklärte ihnen der Kurfürst, da die Sicherheit des Landes auf dem Heere beruhe, so müßten die notwendigen Summen eben geschafft werden, und zwar monatlich im Betrag von 20000 Thalern. Schließlich gaben die Stände nach. Da jedoch die Steuer nach dem Maßstabe der Kontribution (Grund- und Kopfsteuer) erhoben wurde und so drückend wirkte, daß allerorten Pfändungen und Exekutionen an der Tagesordnung waren, so schlug der Kurfürst im Januar 1667 dem Deputationstage die Einführung einer indirekten Steuer (Verbrauchssteuer) nach holländischem Muster, der sogenannten Accise, vor. Während sich nun der Adel dagegen sträubte, weil sie seine Privilegien verletze, drängte allerorten die Bevölkerung der Städte auf die Annahme des rettenden Vorschlags, der ihnen als „eine Eingebung Gottes" erschien. So begann seit dem April 1667 die allmähliche Einführung der neuen Abgabe (auf Getränke, Brot, Fleisch, Nutzvieh, Salz, Saatgetreide, endlich auch für die übrigen Lebensmittel und Kaufmannswaren) zunächst in Berlin, dann in den andern Städten Brandenburgs, wo sie bis 1680 allgemein angenommen wurde; dann fand sie auch Eingang in Pommern (1682), in Preußen (1684) und Magdeburg (1686). Seitdem zahlten also die Städte die Accise, das platte Land die Kontribution, die 1686 neu geregelt wurde. Während die Verwaltung der Kontribution den Landräten und den Kreisen überlassen blieb, übernahm die Verwaltung der Accise in jeder Stadt ein landesfürstlicher Steuerkommissar neben einem städtischen Accisendirektor, die unter den Oberkriegskommissaren (später den kollegialischen Kriegskammern) standen. Damit war der Einfluß der Stände auf die Finanzen fast ganz beiseite geschoben und im wesentlichen auf die Verwaltung der alten Schuldentilgungskassen beschränkt. Aber auch diese wurde zunächst unter die Aufsicht landesherrlicher Beamten gestellt, dann die Schuldsumme durch Abrechnung der bisher genossenen hohen Zinsen vermindert und allmählich soweit getilgt, daß der Kurfürst sie auf Rechnung der Staatskasse übernahm und nur noch einzelne landständische Kassen mit geminderter Bedeutung fortbestanden. Die Landtage behaupteten nur in Kleve-Mark ihre Bedeutung.

Freilich erkaufte Friedrich Wilhelm diese Steigerung seiner fürstlichen Gewalt mit dem Verzicht auf jede soziale Reform zu gunsten des Bauernstandes. Alle die bisher üblichen gutsherrlichen und obrigkeitlichen Rechte, auch die Leibeigenschaft samt allen Vorrechten den unteren Ständen gegenüber (z. B. das Verbot der Erwerbung von Rittergütern durch Bürgerliche), wurden der märkischen Ritterschaft in dem Land-

tagsabschiede von 1653 ausdrücklich bestätigt und sind in der Hauptsache bis 1807 bestehen geblieben.

„Souveränität" in Preußen.

Einen besonders harten Kampf galt es in Preußen zu bestehen. Nirgends waren die Stände mächtiger als hier, nirgends aber konnte auch der Kurfürst seine souveräne Macht schärfer betonen, da ihm der Friede von Oliva das Herzogtum als souveränen Besitz zugesprochen hatte, während in allen seinen übrigen Gebieten des Kaisers Oberlehnshoheit galt. Bei der Frage der neuen Huldigung, die er als „souveräner Herzog" forderte, stießen nun auf dem Königsberger Landtage von 1661 die Gegensätze

Eigentliche abbildung der Erbhuldigung welche Ihre Churfürstl. Durchl. Hrn Hrn. FRIEDRICH WILHELM Churfürsten und Marggraffen zu Brandenb. etc. etc. etc. von denen Löblichen gesambten Ständen des Herzogthumbs Preußen in Königsberg den 18. October: Ao. n. Anno 1663. abgeleget worden.

406. Huldigung der preußischen Stände zu Königsberg i. Pr. am 18. Oktober 1663.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. G. Bartsch.

heftig zusammen. Während die Stände den Eid nur gegen eine Reihe beengender Zugeständnisse leisten wollten, erklärte der Kurfürst, ihre Privilegien nur soweit bestätigen zu können, als sie seiner Souveränität nicht entgegen seien, denn er wollte einen haltbaren, für beide Teile erträglichen Zustand. Zunächst vermochte er aber nicht zum Ziele zu kommen, zumal da die herrschende lutherische Geistlichkeit den Adel entschieden unterstützte, weil sie von der souveränen Herrschaft eines reformierten Landesherrn das Eindringen des verhaßten Calvinismus befürchtete. An der Spitze der Adelsopposition standen der Generalleutnant Albrecht von Kalckstein, ein alter Verschwörer, und sein Sohn Christian Ludwig, der soeben wegen roher Gewaltthätigkeit seiner Hauptmannschaft in Oletzko entsetzt worden war. In Königsberg leitete der Schöppenmeister

Hieronymus Roth (Rhode), ein zäher, verbissener, unbeugsamer Charakter, der von dem Rechte seiner Sache fest überzeugt war, den Widerstand, sein Sohn rief sogar in Warschau die polnische Hilfe an und erlangte wirklich daselbst die Zusicherung königlichen Schutzes gegen jeden Versuch, die preußischen Landesprivilegien zu verletzen. Erzürnt über dieses an Hochverrat streifende Verfahren erschien der Kurfürst im Herbst 1662 persönlich in Königsberg, ließ die Stadt, obwohl die Bürgerschaft gegen seine Truppen Geschütz auf ihre Wälle führte, militärisch besetzen und am 30. Okt. 1662 Roth verhaften. Wohl rotteten sich die Bürger dagegen zusammen, aber die rote

407. Otto von Guericke.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Kriegsflagge auf dem Schlosse, die aufgefahrenen Batterien und 3000 Mann Militär im Schloßhofe schüchterten sie ein; Roth wurde des Hochverrats angeklagt und zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Er starb 1678 in der kleinen märkischen Festung Peitz, da er es verschmähte, durch ein Begnadigungsgesuch da eine Schuld einzugestehen, wo er doch sein gutes Recht verteidigt zu haben glaubte. Am 16. November 1662 huldigten die drei Gemeinden von Königsberg dem souveränen Herzog, und nachdem der Kurfürst im Landtagsabschied vom 1. Mai 1663 den Ständen die Landesverfassung und einige ihrer Privilegien vorbehaltlich seiner Souveränität bestätigt hatte, während sie wiederum den Reformierten Zutritt zu den Ämtern und drei Kirchen bewilligten, schworen auch die Stände im Beisein polnischer Kommissare ihrem souveränen Herzog feierlich den neuen Eid (28. [18.] Oktober 1663). Den letzten Versuch, den Christian Ludwig

von Kalckstein machte, mit polnischer Hilfe die neue Ordnung der Dinge wieder umzuwerfen, vereitelte der erbitterte Kurfürst mit rascher, unzweifelhaft völkerrechtswidriger Gewaltthat, indem er den Aufrührer durch seinen Gesandten Eusebius von Brandt in Warschau plötzlich festnehmen, von einem Ausnahmegericht verurteilen und als Hochverräter in Memel enthaupten ließ (November 1672).

Magdeburg und Kleve-Mark.

Wenige Jahre nach der Unterwerfung Preußens erfocht seine Politik einen nicht weniger bedeutsamen Sieg im Westen. Während die Stände des Stifts Magdeburg dem Kurfürsten im April 1650 die sogenannte Eventualhuldigung geleistet hatten, hatte die Stadt Magdeburg, die unter Führung ihres tüchtigen Bürgermeisters Otto von Guericke nach reichsstädtischer Freiheit strebte, diese ihm wie dem Administrator August von Sachsen damals verweigert. Erst als Brandenburg im Mai 1666 ganz überraschend 15000 Mann in der Nähe zusammenzog und im Einverständnis mit dem Administrator die Huldigung und die Aufnahme einer brandenburgischen Besatzung drohend forderte, ergab sich Magdeburg durch den Vertrag von Kloster Bergen am 29. Mai (8. Juni) 1666 den beiden Landesherren, nahm brandenburgische Truppen auf und zahlte zu ihrem Unterhalt monatlich 1200 Gulden. Auch Otto von Guericke schloß sich seitdem ehrlich den Brandenburgern an. Damit hatte der Kurfürst den wichtigsten Platz an der mittleren Elbe in seine Hand gebracht. Die endgültige Besitzergreifung des ganzen Stiftsgebiets erfolgte zwar erst nach dem Tode des Administrators August von Sachsen 14. Juni 1680, aber der thatsächliche Herr im Lande war schon seit 1666 der Große Kurfürst. Indem er dann am 9. September 1666 mit dem Pfalzgrafen von Neuburg den endgültigen Teilungsvertrag abschloß, der ihm Kleve, Mark und Ravensberg als unbestrittenen Besitz überließ, befestigte er auch dort die Verhältnisse und begründete seine Macht für immer am Niederrhein.

So erhob sich über dem Gewirr der einzelnen Gebiete und ihrer Stände die neue Monarchie, gestützt auf ihr stehendes Heer und ihre feste Steuer, und doch ohne auf die Mitwirkung des Adels an der neuen Verwaltung zu verzichten, den sie vielmehr vor allem durch das Landratsamt und den Heeresdienst an den Staat fesselte, statt ihn aus der politischen Arbeit hinauszudrängen, wie Ludwig XIV. that. Mochten die Anhänger der alten Unordnung auch über Schmälerung wohlverbriefter Rechte klagen, das bessere Recht hatten die Hohenzollern, denn sie vertraten gegenüber veralteten und verderblichen Sonderrechten einer selbstsüchtigen Klasse das Recht der Gesamtheit, der neuen Zeit. Es mußte sich nun zeigen, was diese neue Monarchie zu leisten vermöge. Erst dadurch konnte sie die Vernichtung der alten Zustände rechtfertigen.

Das neue Heer.

Besondere Sorgfalt nahm natürlich das stehende Heer, der „miles perpetuus“, in Anspruch, dessen Thaten Brandenburg seinen Eintritt in die Reihe der selbständigen Mächte überhaupt in erster Linie verdankte. Seine Bildung und Ergänzung erfolgte auch jetzt noch durch Werbung inner- und außerhalb Brandenburgs, denn der Kurfürst hatte als solcher das Recht, im Reiche werben zu lassen. Es gelang ihm allerdings damals noch nicht, die Ernennung der Offiziere unter dem Obersten selbst in die Hand zu bekommen, was dann wieder diesem zu einer selbständigen Bedeutung verhalf. Doch war die Kriegszucht streng, von religiösem Geiste getragen und wurde auch gegenüber der Bevölkerung aufrecht erhalten, im scharfen Gegensatze zu den Söldnerbanden des großen Krieges, denn die Armee sollte sich als Glied in das Staatswesen einfügen, nicht wie eine selbständige Macht ihm gegenüber stehen. Die Besoldung, anfangs noch unverhältnismäßig hoch, wurde 1665 herabgesetzt, so daß seitdem der Oberst bei der Reiterei monatlich 100 Thaler (zu etwa 4 Reichsmark Silberwert), bei den Dragonern 95 Thaler, beim Fußvolk 90 Thaler erhielt. Dazu gesellten sich

408. Feldmarschall Georg Freiherr von Derfflinger.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Johann Hainzelmann.

Der vorstehende Wahlspruch Derfflingers lautet in der Übertragung:

Windt Vndt Regen	Georg Derfflinger Gen:
ist mir offt Entgegen,	Wachtmeister Vndt Obrister
Ducke mich, laß Vor Vber gan;	Zu Roß den 14. Marti dieses
Das Weder Will Sein' Willen haben.	Zum Gedechtniß anno 1656.

ferner für die Gemeinen die Leistungen ihrer Quartiergeber, die sich jedoch auf die eigentliche Verpflegung nicht erstrecken sollten, bei den Offizieren eine Geldentschädigung dafür (Servis). An der Spitze des gesamten Heeres stand der Generalfeldmarschall, die Artillerie leitete der Generalfeldzeugmeister, für die Ordnung auf dem Marsche, beim Lagern und in der Schlacht war der Generalwachtmeister verantwortlich. Seit 1665 wurden die Regimenter, bei der Reiterei zu 6—12 Schwadronen, bei der

Infanterie zu 7—12 Hauptmannschaften, zu festen Verbänden gestaltet, die sich meist nach ihren Obersten nannten und auch durchweg uniformiert waren, das Fußvolk schon in dem dunklen Blau, das ihm seitdem geblieben ist, die Reiterei in Weiß. Die Bewaffnung und Taktik war die damals allgemein übliche, die Ausbildung durchgängig vortrefflich. Die Reiterei schulte Georg von Derfflinger, ein geborener Oberösterreicher (1606—95). Erst in kaiserlichen, später in sächsischen und schwedischen Diensten, wurde er, als er durch Vermählung mit einem märkischen Edelfräulein auf Gusow ansässig geworden, vom Kurfürsten zum Generalmajor der Reiterei ernannt (1654), zeichnete sich bei Warschau aus und war seit 1670 Feldmarschall des gesamten Heeres. Für die Ausbildung der Artillerie und des Befestigungswesens leistete Vorzügliches Otto Christoph von Sparr, ein geborener Märker (1599—1668), der früher dem Kaiser gedient hatte und erst 1649 ins brandenburgische Heer getreten war. Beim Tode des Großen Kurfürsten belief sich die Stärke der Armee auf etwa 30 000 Mann, der jährliche bare Aufwand für sie fast auf 2 Millionen Thaler. Für den Kriegsfall aber konnte sie ebenso durch Einstellung von Mannschaften des Landaufgebots verstärkt werden wie durch Werbung neuer Regimenter, wofür eine Anzahl bewährter Obersten auf Wartegeld bereit gehalten wurde. Auch die Festungen wurden besser instand gesetzt; Berlin erhielt damals eine starke Umwallung, die beim Schwedeneinfall 1674—75 die Hauptstadt vor jeder Gefährdung schützte und den brandenburgischen Truppen eine feste Stütze bot.

Volkswirtschaftspolitik.

Bei so erheblichen Kosten würde schon das unmittelbare staatliche Bedürfnis die möglichste Pflege der Volkswirtschaft empfohlen haben, denn nur die Steigerung des allgemeinen Verkehrs konnte die Accise auf die Höhe bringen, deren das Heer bedurfte. Aber für den Kurfürsten war die Förderung des Wohlstandes ebensowohl Sache der Pflicht als des finanziellen Interesses. Zunächst bewährte sich der Ersatz der drückenden Kontribution durch die Accise in den Städten überaus wohlthätig: die Pfändungen hörten auf, Mut und Unternehmungsgeist belebten sich wieder, der Wert der Grundstücke stieg rasch, die zerstörten Häuser erhoben sich aus ihren Trümmern, so daß z. B. in Berlin schon im Jahre 1671 sämtliche wüste Stellen wieder bebaut und 150 neue Häuser entstanden waren. Ebendort brachte die Accise bald das Zehnfache der früheren direkten Steuern, im ganzen aber stieg sie von 653 000 Thaler im Jahre 1678 auf 1 Million im Jahre 1683, auf 1 700 000 Thaler im Jahre 1688, während die Gesamteinkünfte aus den Domänen, der Post und an Gefällen eben damals nur 6—700 000 Thaler betrugen, das Staatseinkommen überhaupt also sich auf etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler belief. Die günstigere Gestaltung der Verhältnisse lockte nun wieder Einwanderer aus andern Teilen Deutschlands, auch aus Holland an, und so begann damals ein zweites Zeitalter deutscher Kolonisation in den Landschaften östlich der Elbe, das noch heute nicht beendet ist. Steuerfreiheit auf einige Jahre, Lieferung von Bauholz und Inventar, Erleichterungen für die Aufnahme in das Bürgerrecht und die Zünfte kamen den Ansiedlern fördernd entgegen. Namentlich die verwüsteten Marken nahmen Tausende von neuen Ansiedlern auf. Besonders wichtig für Viehzucht und Entsumpfung wüster Flußniederung war die deshalb besonders eifrig geförderte Einwanderung von Holländern. Das ganze seitdem sogenannte Neuholland um Liebenwalde, Kremmen und Bötzow, das der Kurfürstin zu Ehren Oranienburg getauft wurde, erhielt solche Zuwanderer, und in der „Holländerei" der Kurfürstin bei Berlin (Schloß Monbijou) wurden die ersten Kartoffeln gezogen.

Unmittelbarer noch griff die Regierung, natürlich ganz beherrscht von den Grundsätzen des Merkantilsystems, auf dem Gebiete des Gewerbes und des Handels ein. Es galt zunächst die mittleren unter sich territorial zusammenhängenden Landschaften

409. Die Flotte des Großen Kurfürsten auf der Ostsee.

Nach dem jetzt im Arbeitszimmer Sr. Maj. Kaiser Wilhelms II. im Kgl. Schlosse zu Berlin befindlichen Gemälde von Lieve Verschuier (gemalt 1684).
(Die Flagge zeigt den roten brandenburgischen Adler im weißen Felde.)

in ein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu verwandeln und somit auf wirtschaftlichem Gebiete dem Staat über die Einzelterritorien ebenso zum Siege zu verhelfen wie auf politischem. Die Accise sollte auch auswärtigen Wettbewerb fernhalten. Um die in der Mark altheimische Tuchmacherei zu heben, verbot die Regierung die Ausfuhr der Schafwolle, ebenso die Einfuhr von Metallwaren zur Förderung der in Peitz und Rathenow angelegten Eisenwerke, wie die des böhmischen Glases zu gunsten der Glashütten in Marienwalde, Joachimsthal u. s. f. Auch an die Reform des mehr und mehr verknöcherten Zunftwesens legte der Kurfürst die Hand. Der Landtagsrezeß von 1653 sicherte zwar den Zünften ihre Privilegien zu, die zuvor auch ausdrücklich bestätigt worden waren, aber sie beschränkte ihre Gerichtsbarkeit über die Zunftgenossen, verbot den Ausschluß fremder Handwerker, die ihr Gewerbe rechtmäßig erlernt hatten, gestattete sogar die Niederlassung von Handwerkern auf dem platten Lande. Wenig befriedigt indes vom praktischen Erfolge dieser Vorschriften dachte später der Kurfürst sogar an die gänzliche Aufhebung der Zünfte und stellte im Jahre 1669 einen darauf bezüglichen Antrag beim Reichstage, der sich damals mit dem Plane einer allgemeinen Reform der gewerblichen Verhältnisse für das ganze Reich beschäftigte. Doch kam weder diese damals zur Ausführung noch jener Antrag, und so begnügte sich Friedrich Wilhelm mit einer selbständigen Regelung durch die Polizeiordnung vom Januar 1688, die das Lehrlingswesen, die Wanderzeit, das Meisterstück u. dgl. durch strenge Vorschriften ordnete und wirtschaftliche Mißbräuche mit Strafen bedrohte. Aus demselben Grunde begünstigte er die Einwanderung fremder Gewerbtreibender, namentlich der französischen Reformierten (s. unten).

Für den Binnenverkehr geschah mehr, als es sonst in der Weise des Merkantilsystems lag, weil nur so die weit auseinander liegenden Gebiete in lebendigeren Zusammenhang gebracht werden konnten. Seitdem 1654 die neue brandenburgische Reitpost entstanden war, dehnte sie ihre Netze unter Leitung von Michael Mathias von Memel bis Kleve über die ganze Breite von Norddeutschland aus und schloß sich dort an die schwedisch-livländische, hier an die holländische Post an. Und eine Verwertung seiner niederländischen Jugenderinnerungen war es, wenn der Kurfürst von 1662 bis 1668 den Friedrich-Wilhelmskanal zwischen Spree und Oder ausführen ließ, um sich die Wasserverbindung mit der Elbe und Nordsee zu sichern, nachdem ihm die Odermündungen entgangen waren, der erste Anfang zu dem großen norddeutschen Kanalnetz. Mit einem Schlage war dadurch Berlin in den Mittelpunkt eines ausgedehnten Netzes von Handelsstraßen gerückt. Der sehr bedeutende Handel des großen Stapelplatzes Breslau nahm jetzt seinen Weg nach der Nordsee vorwiegend nicht mehr über Stettin oder Leipzig, sondern durch die Marken. Dagegen vermochte der Kurfürst weder die Beseitigung der drückenden Elbzölle, noch des Hamburger Stapelrechts durchzusetzen, die beide Magdeburg besonders schädigten und das Aufblühen seines Elbhandels hinderten.

Kriegsflotte und Kolonisation.

Ebenso merklich traten die Früchte seines holländischen Aufenthaltes wie die Ideen des Merkantilismus in den großartigen Plänen hervor, seinen verarmten Landen den verlorenen Anteil am Welthandel zu erringen und eine Kriegsflotte zu schaffen, nachdem die Hansa bereits zerfallen war. Gingen sie weit über das hinaus, was Brandenburg, auf das baltische Binnenmeer beschränkt und von der Nordsee ausgeschlossen, damals vermochte, und sind deshalb die von ihm eingeschlagenen Wege bald wieder verlassen worden, der Große Kurfürst bleibt deshalb doch der geistige Ahnherr der kaiserlich deutschen Kriegsmarine und der erste deutsche Fürst, der den Gedanken überseeischer Kolonisation verwirklichte, als ein Bahnbrecher für die Zukunft. Bereits im Jahre 1647 dachte er an die Gründung einer ostindischen Handelskompanie und unterhandelte 1650 daher mit Dänemark wegen Ankaufes von

Trankebar, aber er unterblieb aus Mangel an Mitteln und weil sich die Hansastädte engherzig widersetzten. Die ersten brandenburgischen Kriegsschiffe, „Herzogtum Kleve“ und „Grafschaft Mark“, schwammen im Jahre 1664 auf der Nordsee; im Jahre 1677 aus Anlaß des schwedischen Krieges (s. S. 562 und weiter unten), waren in der Ostsee 18 Fahrzeuge, darunter fünf Fregatten mit 6—30 Geschützen, zunächst allerdings nur auf Zeit gemietete Fahrzeuge eines holländischen Unternehmers, Benjamin Raule aus Middelburg, wesentlich Kaperschiffe, für die der Kurfürst die Kaperbriefe ausstellte, zuerst 1675. Im Januar 1679 schloß der Kurfürst mit ihm einen neuen Vertrag auf sechs Jahre, der im Juli 1682 erneuert wurde. Endlich am 1. Oktober 1684 kaufte er von Raule um 109340 Thaler neun Kriegsschiffe mit 176 Geschützen,

410. Fort Groß-Friedrichsburg und Umgebung.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung im Archiv des Generalstabes zu Berlin.

denen er ein früher den Spaniern abgenommenes Linienschiff hinzufügte. Seitdem erst gab es eine stehende brandenburgische Flotte, allerdings unter holländischen Befehlshabern und meist auch mit holländischen Matrosen bemannt.

Schon im Jahre 1677 ernannte der Kurfürst Benjamin Raule zum „Oberdirektor der Kommerzien zu Wasser und der Schiffahrt“, und eben dieser war es, der den Rat gab, eine Kolonisation an der Küste von Guinea zu versuchen. Im Herbst 1680 gingen zwei Schiffe unter brandenburgischer Flagge, das „Wappen von Brandenburg“ und der „Morian“, nach Guinea unter Segel. Zwar nahmen die eifersüchtigen Holländer das erstere Schiff weg, aber der Kapitän des „Morian“, Blonk, landete im Mai 1681 unweit des Vorgebirges der drei Spitzen und schloß mit einigen Negerhäuptlingen einen Schutzvertrag ab. Nach seiner Rückkehr gab der Kurfürst am 17. März 1682 einen Freibrief für eine afrikanische Handelskompanie auf dreißig Jahre,

und ein weltkundiger, unternehmender Offizier, der Major Otto Friedrich von der Gröben, lief mit zwei Kriegsschiffen, „Kurprinz“ und „Morian“, nach Guinea aus. Hier hißte er am 1. Januar 1683 unweit des Kaps der Drei Spitzen (Tres Puntas) die brandenburgische Flagge, errichtete auf dem Großen Friedrichsberge das Fort Groß-Friedrichsburg, das bald für 3—400 Mann kriegsmäßig ausgebaut und mit 46 Geschützen besetzt wurde, und bewog mehrere benachbarte Negerstämme zur Unterwerfung. Im Jahre 1684 entstanden noch zwei andre Forts, in demselben Jahre wurde auch die Insel Arguin in der Senegalmündung durch ein Fort gesichert. Um für die nach damaliger Meinung notwendige Sklavenausfuhr von Afrika nach Amerika einen geeigneten Stapelplatz zu erwerben, kaufte die Kompanie durch Vertrag vom 24. November 1685 von Dänemark einen Teil der westindischen Insel St. Thomas an. Da der Staat an der Ostsee keinen recht geeigneten Hafen besaß, so verlegte der Kurfürst 1683 den Sitz der Kompanie und die Marinestation nach dem viel günstiger gelegenen Emden, und zwar im Einvernehmen mit den Ständen Ostfrieslands, die auch für 28 000 Thaler Aktien der Kompanie erwarben. Freilich blieben unbequeme Streitigkeiten mit den eifersüchtigen Holländern nicht aus, und die Gesellschaft kam — wie die französischen auch (s. S. 528) — bald in solche Verlegenheit, daß die Regierung im Jahre 1686 den Anteil der ostfriesischen Aktionäre selbst übernahm. Doch schloß dann die Gesellschaft im Frühjahr 1687 mit einem Überschusse von 57 000 Thalern ab. Aber es fehlte dem Lande, das sich erst mühsam aus dem Elend einer schrecklichen Kriegszeit emporzuarbeiten begann, noch allzusehr an Kapital und Unternehmungslust, und auch die Anregungen, die der Kurfürst im Jahre 1680 dem Seehandel zu geben suchte, indem er den Hafen von Pillau instand setzen ließ, Holz zum Schiffbau hergab, einen beträchtlichen Zollerlaß für einheimische Fahrzeuge auf sechs Jahre bewilligte, trugen deshalb noch wenig Frucht. Das ließ auch die Kriegsflotte als eine noch einigermaßen künstliche Schöpfung erscheinen, wiewohl ihre Leistungen keineswegs unrühmlich waren. Von ihnen wird noch später die Rede sein.

411 und 412. Silberne Medaille auf die afrikanische Expedition des Großen Kurfürsten im Jahre 1681.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Die Kirchenpolitik.

Blieben diese Bestrebungen zunächst noch ohne dauernde Erfolge, so hat Friedrich Wilhelm doch auf einem andern Gebiet für alle Zeiten den Grund gelegt, in seiner Kirchenpolitik. Persönlich aufrichtig fromm und ein warmer Anhänger der reformierten Kirche, suchte er doch die möglichste Einigkeit der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse thunlichst zu fördern, übte aber nicht bloß ihnen, sondern auch den Katholiken und abweichenden Sekten gegenüber weitgehende, grundsätzliche Duldsamkeit, wozu ihn ebensowohl seine persönliche Auffassung wie die Lage seines Staates bewog, dessen Bevölkerung Bekenner der verschiedensten Konfessionen enthielt. In der praktischen Behandlung der kirchlichen Fragen bildete er allmählich die drei Grundsätze durch, die seitdem in Brandenburg-Preußen als Richtschnur dienten: Wer Gott bekennt, genießt persönliche Gewissensfreiheit und ist zu allen Ämtern fähig; die Kirchen als Rechtsanstalten unterliegen dem Zwange und der Aufsicht des Staats; die geistlichen Amtshandlungen und die besonderen priesterlichen Angelegenheiten läßt der Staat frei und nimmt sie unter seinen Schutz. Den Evangelischen beider Konfessionen gegenüber nach Reichs- und Kirchenrecht oberster Landesbischof (Summus episcopus) handhabte er das Kirchenregiment durch das schon seit 1634 aus Lutheranern und Reformierten zusammengesetzte Konsistorium, zu dem er gemäßigte Männer berief und dessen Vorsitzenden er zum Mitgliede des Geheimen Rates, damit zum Leiter des gesamten Kirchenwesens machte. Als Inhaber des Kirchenregiments legte er vor allem den Anhängern der streitenden Bekenntnisse die Pflicht der gegenseitigen Duldung auf, nicht ohne heftigen Widerspruch der Lutheraner. Was er dadurch in Preußen erreichte, ist bereits erwähnt worden. Für seine Marken erneuerte er 1662 das Edikt, das den Predigern auf den Kanzeln Schmähung und Verketzerung Andersgläubiger verbot, und untersagte seinen Theologen den Besuch der strenglutherischen Universität Wittenberg. Da dies lebhafte Beschwerden hervorrief, weil die lutherische Geistlichkeit darin eine Begünstigung der Reformierten, also eine Beeinträchtigung ihres eignen Glaubens sah, so sollte ein Religionsgespräch in Berlin (1662—63) eine Annäherung herbeiführen; als dies, wie natürlich, die Verbitterung eher steigerte, so wiederholte der Kurfürst nochmals sein Edikt (1664) und forderte von den Geistlichen die Unterzeichnung einer Unterwerfungserklärung (Revers). Unter den wenigen, die, übrigens erst nach langen Verhandlungen, aus ihren Ämtern entfernt wurden, weil sie sich dessen weigerten, war auch der fromme Liederdichter Paul Gerhardt, seit 1657 Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin (1666). Schließlich verzichtete der Kurfürst, den wiederholten Bitten seiner Stände nachgebend, auf die Reverse (1667) und gab über die Tragweite seiner Edikte eine vollkommen beruhigende Erklärung, aber an Gerhardts Wiedereinsetzung dachte man nicht.

Anders war natürlich die Stellung Friedrich Wilhelms zur katholischen Kirche, die in Halberstadt wie in den klevischen Landen stark vertreten war. Ihr gegenüber hielt er sich streng an die vertragsmäßig festgestellten Zugeständnisse, ohne natürlich sein Oberaufsichtsrecht aufzugeben, aber auch ohne jeden Versuch, die Glaubensfreiheit zu schmälern, wo er sie vorgefunden hatte. So blieb in Pommern den Katholiken öffentlicher Gottesdienst versagt, in Preußen da gestattet, wo er im Jahre des Vertrags von Wehlau bestanden hatte; die geistliche Gerichtsbarkeit über die katholische Geistlichkeit übte dort der Bischof von Ermland. In Lauenburg, Bütow und Draheim (s. S. 663) blieben dem katholischen Kultus sogar die gewaltsam den Protestanten entrissenen Kirchen; in den alten Stiftslanden ließ der Kurfürst die katholischen Kirchen und Stiftungen bestehen, wie er sie vorgefunden hatte, nahm aber als Rechtsnachfolger der Bischöfe z. B. auch die Befugnis, die Klöster zu visitieren, für sich in Anspruch. Die geistlichen Amtshandlungen übten benachbarte Bischöfe. Eine grundsätzliche Neuordnung

der kirchlichen Verhältnisse erfolgte nur in Kleve-Mark durch den Berliner Religionsvergleich vom 6. Mai 1672 nach langen, schwierigen Verhandlungen mit dem bisherigen Mitbesitzer, dem katholischen Philipp Wilhelm von Neuburg. Lutheraner, Reformierte und Katholiken erhielten in den Gebieten beider Besitzer freie Religionsübung an bestimmten Orten. In Kleve-Mark wurde für alle Konfessionen, in Jülich-Berg für die Evangelischen jede auswärtige geistliche Gewalt aufgehoben. Die Angehörigen aller Konfessionen standen ausschließlich unter Geistlichen ihres Bekenntnisses und genossen in beiden Landen bürgerliche Gleichberechtigung. Es war das erste Beispiel für Deutschland, wie sich die Konfessionen innerhalb desselben Staates vertragen konnten. Jedenfalls hielt Brandenburg-Preußen seitdem die Mitte zwischen den strengkatholischen und den ausschließlich lutherischen Staaten.

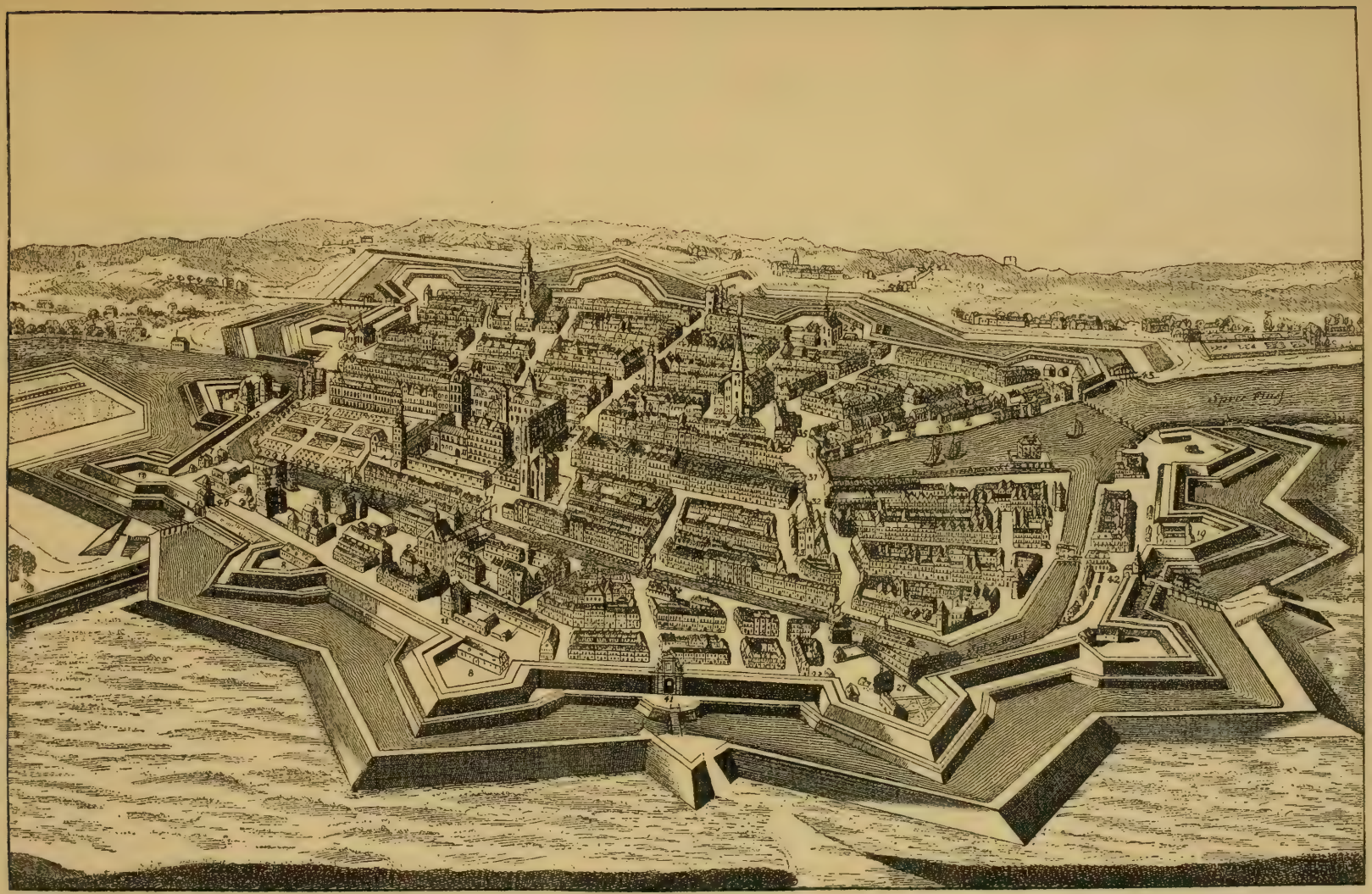
Bildung und Unterricht.

Für die Förderung von Bildung und Unterricht geschah manches Verdienstliche, wenngleich zu großartigem Aufschwung ebenso die materiellen wie die geistigen Mittel noch fehlten. Für die Rheinlande entstand eine neue Universität in Duisburg (1655), für Halle wurde eine solche geplant. Die beiden alten Hochschulen in Frankfurt an der Oder und Königsberg wie die beiden Berliner Gymnasien, das Graue Kloster und das 1607 vom Kurfürsten Friedrich Joachim gestiftete Joachimsthalsche, wurden besser ausgestattet, ein drittes reformiert-lutherisches im neuen Stadtteil Friedrichswerder 1681 begründet. Nicht minder legte der Kurfürst im Jahre 1661 zu der jetzigen königlichen Bibliothek den Grund, er berief noch gegen Ende seines Lebens den großen Samuel Pufendorf zu seinem Geschichtschreiber, der seiner Regierung dann das würdigste Denkmal gesetzt hat. Die Künste gelangten zu keiner bedeutenderen Entwickelung, so viel auch namentlich in der Hauptstadt, meist von Fremden und nach holländischem Vorbild gebaut wurde.

Es galt dies auch mehr dem Glanze des Hofes, denn auf ein stattliches, ja prächtiges Auftreten gab der Kurfürst viel. Prachtvolle uniformierte Garden zu Pferd und zu Fuß, zahlreiche Kammerherren, Hofdamen und Pagen umgaben ihn sowie seine Gemahlin und seine erwachsenen Söhne, reiches Geschirr glänzte auf seiner Tafel, wenn er öffentlich speiste, und herrliche Rosse zogen seine goldverzierten Galawagen. Doch dies alles ließ er geschehen weniger um seinetwillen, als um seinen Staat in diesem Zeitalter der Etikette würdig zu vertreten.

Friedrich Wilhelms Persönlichkeit.

Denn in jedem Augenblicke erfüllte ihn das Bewußtsein seiner Bedeutung. In der That erschien in ihm der Nation der erste wahrhaft deutsche Staatsmann seit den Tagen der Reformation. Imponierend, obwohl er nur von mittlerer Größe war, wirkte schon seine persönliche Erscheinung, in dem kräftigen Antlitz mit dem energischen Doppelkinn schauten ein Paar dunkler Augen feurigen Blickes unter hochgewölbter Stirn hervor, und die starkgebogene Nase über dem festen Munde verstärkte noch den Ausdruck entschlossener Thatkraft, die ihn beseelte. Von Natur leicht erregbar, ja sogar leidenschaftlich und voll fürstlichen Selbstgefühls, wußte er sich doch fest zu beherrschen, bedachtsam die Lage zu erwägen, und entwickelte vor allem jene Verbindung monarchischen Pflichtbewußtseins, aufrichtiger Frömmigkeit und herzgewinnender Milde, die den besten Söhnen seines Hauses stets zur höchsten Zierde gereicht hat. Und er war von ganzem Herzen ein Deutscher. Nicht daß er mit reichspatriotischen Redensarten um sich geworfen hätte, das thaten zumeist die, die im Falle der Entscheidung gut schwedisch oder französisch oder österreichisch waren, er bewährte es in Thaten. Tief empfand er das Elend der Fremdherrschaft in weiten Gebieten des Vaterlandes und die Verpflichtung eines jeden, es zu beendigen. „Gedenke, daß du ein Deutscher bist", so rief er während des nordischen Krieges, als er gegen die Schweden auszog, in jener Flugschrift seinen Landsleuten zu (s. S. 667). Es ist



Berlin im Jahre 1688.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Joh. Bernh. Schultz.

1. Kurfürstl. Residenz-Schloß. 2. Kurfürstl. Lustgarten. 3. Grotte daselbst. 4. Bibliothek. 5. Neugeb. Orange-Haus. 6. Kurfürstl. Münze. A. Ball-Haus. 7. Feuerwehr-Laboratorium. 8. Zeughäuser. B Magazin. 9. Kurfürstl. Stall in Cölln. 10. J. Durchl. der Kurfürstinnen Stall. 11. Der Jägerhof. 12. Das Posthaus. 13. Die Niederlage. 14. Die Zuckersiederei. 15. Kurf. Salzhäuser. 16. Amt Mühlenhof. 17. Mühle beim Schloß. 18. Manufaktur-Spinnhaus. 19. Heubinderei. 20. Domkirche. 21. St. Marienkirche. 22. St. Nikolaikirche. 23. St. Petrikirche. 24. Klosterkirche. 25. Friedrichswerder-Kirche und Rathaus. 26. Heil. Geist-Kirche. 27. St. Gertrautenkirche. 28. Dorotheenstädter neue Kirche. 29. Joachimsthalisches Gymnasium. 30. Waisenhaus. 31. Berlinisches Rathaus. 32. Cöllnisches Rathaus. 33. Stechbahn. 34. Der Neue Markt. 35. Molkenmarkt. 36. Fischmarkt. 37. Mühlendamm. 38. Lange Brücke. 39. Neue Brücke auf dem Werder. 40 Hundebrücke. 41. Leipziger Thor. 42. Köpenicker Thor. 43. Stralauer Thor. 44 St. Georgenthor. 45. Spandauer Thor. 46. Neues Thor. 47. Artillerie-Häuser. 48. Schiffbauerei.

wahr, die Lage seines eignen Staates zwang ihn dazu, deutsche Politik zu treiben, und er hat zuweilen, wenn das nicht der Fall war, sich ebenso an Frankreich angeschlossen wie andre deutsche Fürsten; aber wenn er die polnische Königskrone zweimal ausschlug, wenn er im Jahre 1672 allein den Holländern zu Hilfe kam, wenn er das Elsaß wiederzuerobern versuchte und später, in Nimwegen vom Kaiser im Stiche gelassen, dann doch wieder mit ihm sich gegen Frankreich und die Türken verband, so hätte das alles ein brandenburgisches und hohenzollernsches Sonderinteresse keineswegs gefordert. Sein Streben war weder ganz erfolgreich, noch wurde es in weiteren Kreisen wirklich verstanden; als unleidlicher Zwang erschien seinen Ständen und vielen seiner Unterthanen die harte Staatsordnung, die er ihnen auferlegte, und der „Dank vom Hause Österreich" ist ihm reichlich zu teil geworden, aber er war der erste, der die Idee eines neuen einigen Deutschland im Haupte trug, und zuerst durch seine Schlachten gewann ein Teil der Nation das verlorene Selbstgefühl und damit die Selbstachtung wieder.

Die deutschen Staaten gegenüber Frankreich und Schweden.

(1658—1679.)

Deutsche Reichsfürsten und deutsche Städte.

Der „immerwährende Reichstag".

Auch im Reiche spielte Brandenburg in diesen Jahren eine bedeutende Rolle. Denn das habsburgische Kaisertum war gelähmt durch die Wahlkapitulation Leopolds I. und den Reichsbund, und das Reich wurde beherrscht von der reichsfürstlichen Opposition, die Johann Philipp von Mainz zu leiten sich schmeichelte. Da sie sich auf Frankreich stützte, so verstärkte sich noch der Druck, den Frankreich und Schweden, die beiden Garantiemächte des Westfälischen Friedens, auf die deutschen Angelegenheiten ausübten. Unter diesen Umständen vermochte das Kaisertum seinen Willen nirgends mehr durchzusetzen. Dem Willen des Kaisers zum Trotz hielt Johann Philipp von Mainz den Deputationstag in Frankfurt a. M. versammelt, und daß Leopold I. ihn nach Regensburg berief, blieb wirkungslos, weil nur wenige Stände dieser Ladung folgten. Um diesen Streit, der die Thätigkeit der Reichsdeputation völlig lähmte, zu beenden, berief der Kaiser am 2. Februar 1662 den Reichstag nach Regensburg auf den 8. Juni. Doch traten die Stände erst im Januar 1663 zusammen. Die wichtigste Frage war die Türkenhilfe. Dabei gingen die Beratungen so langsam vorwärts, daß der Kaiser es bei der drängenden Gefahr vorzog, sich mit den einzelnen Reichsständen und mit dem Rheinbunde unmittelbar zu verständigen (s. unten). Er selbst erschien erst im Dezember 1663 in der alten Reichsstadt; allein die Beratungen über die dringend notwendige Reform der Reichskriegsverfassung zogen sich endlos in die Länge, andre Geschäfte kamen hinzu, der Reichstag kam zu keinem Schlusse, sondern verwandelte sich endlich in den „immerwährenden Reichstag", der bis zum Ende des alten Reichs in Regensburg verblieb und im Rathause seine Sitzungen abhielt.

Fortbildung des Rheinbundes.

In Anspruch genommen durch den Türkenkrieg und später durch die schwierigen ungarischen Verhältnisse (s. unten) vermochte der Kaiser zunächst überhaupt nicht entschieden im Reiche einzugreifen. Um so ungestörter entwickelten sich der Rheinbund und der Einfluß Frankreichs. Der ersten Erneuerung des Bündnisses am 31. August 1661 folgte eine zweite am 7. März 1663, die bis zum 15. August 1667 gelten sollte, auch Brandenburg schloß am 6. März 1664 ein Verteidigungsbündnis mit Frankreich, am 27. März 1667 ein ebensolches mit Schweden

und trat auf den Wunsch Ludwigs XIV. auch dem Rheinbunde bei, wie in demselben Jahre 1664 noch der Bischof von Basel, 1665 der Bischof von Straßburg, 1668 Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach. Nicht minder schloß Kursachsen im September 1665 einen Subsidienvertrag mit Frankreich. Noch galt eben Frankreich nach alter Auffassung als die Schutzmacht des deutschen Fürstentums gegen die gefürchtete Übermacht Habsburgs, eine Nachwirkung des Dreißigjährigen Krieges, und man sah noch nicht, daß Österreich gar nicht mehr gefährlich sei und Frankreich zu einer immer drohenderen Macht aufsteige.

Unterwerfung von Münster.

Aber diese Bündnisse des Reichsfürstentums richteten sich mit Erfolg auch gegen die wenigen starken Stadtgemeinden, die sich der Landeshoheit ihrer Fürsten nicht fügen wollten, sondern entweder nach Reichsfreiheit oder mindestens nach einer weitgehenden Selbständigkeit strebten. Ein Nachspiel der alten Kämpfe fürstlicher und städtischer Macht wickelte sich damals ab, und zwar fast immer zum Nachteil der Städte. Den Anfang machte Münster. Zwar seinen Anspruch auf Reichsfreiheit hatte der kaiserliche Hof schon 1656 zurückgewiesen, allein die Stadt weigerte sich, bischöfliche Besatzung aufzunehmen, und bequemte sich dazu erst nach der Einschließung, behielt aber daneben seine eignen städtischen Söldner noch bei (Oktober 1657). Darüber erhob sich bald neuer Streit, der Kaiser drohte mit der Acht, und da die Stadt dem nicht Folge gab, so erschien im Juli 1660 ein Heer von 14000 Mann, kaiserliche und rheinbündnische Truppen, und zwang Münster nach zäher Gegenwehr am 26. März 1661 zur Übergabe. Die Stadt mußte sich der landesherrlichen Gewalt ihres Bischofs bedingungslos unterwerfen und wurde fortan durch eine Citadelle im Zaume gehalten.

Unterwerfung von Erfurt.

Wenige Jahre später traf das erzbischöflich-mainzische Erfurt dasselbe Schicksal. Immer hatte die trotzige Stadt, im Besitz eines ansehnlichen Landgebiets und der Mittelpunkt Thüringens, der Landeshoheit des Erzbischofs feindlich gegenübergestanden und im Übertritt zum Protestantismus eine Bürgschaft ihrer Selbständigkeit gesucht. Als der Erzbischof endlich die Reichsacht gegen sie erwirkte, wurde der Reichsherold bei seinem Einreiten am 8. Oktober 1663 von erbitterten Haufen vom Pferde gerissen und schwer mißhandelt. Freilich verschlechterte dadurch die Bürgerschaft nur ihre Lage. Kursachsen, das eine Art Schutzrecht über Erfurt auszuüben hatte, gab durch den Vertrag mit Mainz im November 1663 die Stadt preis, Brandenburg versagte seine Hilfe, und im September 1664 lagerte sich ein rheinbündisches Heer von 18000 Mann, darunter 6000 Franzosen, vor Erfurt. Nach wenigen Wochen war die Widerstandskraft der Stadt zu Ende, am 15. Oktober ergab sie sich und huldigte dem Kurfürsten, der persönlich erschien. Wohl legte er eine Besatzung in die Stadt und verstärkte ihre Festungswerke durch die Citadelle auf dem Petersberge (neben der älteren Cyriaksburg), zog auch das ganze städtische Vermögen für die kurfürstliche Kammer ein und gestattete die Einrichtung einer Jesuitenschule, aber er ließ der Stadt ihre Verfassung und Religionsfreiheit und übergab die Verwaltung des entlegenen Gebiets einem Statthalter. — Die Unterwerfung von Magdeburg unter den Administrator August und den Kurfürsten von Brandenburg im Juni 1666 gehört in denselben Zusammenhang (s. oben S. 692).

Bremen und Schweden.

Glücklicher erwehrte sich das tapfere Bremen der schwedischen Landeshoheit, aber nur, weil diese auch den benachbarten Fürsten als eine Fremdherrschaft erschien, und Schweden damals fast für gefährlicher galt als Frankreich. Da der frühere Zusammenstoß zu keinem klaren Abkommen geführt hatte, so begann im März 1666 Karl Gustav Wrangel die Belagerung der Stadt. Aber diese setzte sich tapfer zur Wehr, die braunschweigischen Fürsten und der Erzbischof von Köln sammelten bei Nienburg an

der Weser eine Truppenmacht von 18000 Mann, auch Brandenburg, Holland und Dänemark traten für Bremen ein, und so willigte Schweden am 25. November 1666 in den Vertrag von Habenhausen, in dem Bremen versprach, nach dem Ende des Reichstages auf Reichsstandschaft zu verzichten. Da dies „Ende" erst 1806 eintrat, so behauptete die Stadt fortan unangefochten ihre Reichsfreiheit.

Auflösung des Rheinbundes.

Inzwischen lockerte sich der Rheinbund durch den Streit zwischen dem Bischof von Münster und den Holländern um den Besitz der Herrschaft Borkelo in Geldern, die diese dem Bischof vorenthielten. Gereizt ließ der kriegerische Kirchenfürst im Sommer 1665 seine Truppen in Holland einmarschieren. Dies aber erhielt von Frankreich, das doch Mitglied des Rheinbundes war, ein Hilfskorps und schloß mit Brandenburg im Februar 1666 ein Bündnis gegen Münster. Indes vermittelte der Kurfürst schon am 19. April den Frieden, der den Holländern Borkelo beließ.

Eine Wendung in der Auffassung des Verhältnisses zu Frankreich trat erst ein, als der Rheinbund 1667 nicht erneuert wurde, weil Frankreich herrisch das Durchzugsrecht durch die Gebiete seiner deutschen Bundesgenossen forderte und diese es ihm versagten. Seitdem zog die französische Politik den Abschluß von Sonderbündnissen namentlich mit westdeutschen Fürsten vor und gewann auch Brandenburg im Dezember 1667 für ein Neutralitätsbündnis, als der „Devolutionskrieg" gegen die spanischen Niederlande begonnen hatte. Erschreckt durch dies Aufflammen französischer Eroberungslust wollte Johann Philipp von Mainz vermitteln, allein die Tripelallianz kam ihm zuvor und veranlaßte im Mai 1668 den Frieden von Aachen (s. oben S. 548 f.).

Gegenüber den Städten und den Ständen überhaupt dauerte das Streben des Fürstentums fort. Wie diese Kreise das Verhältnis auffaßten, beweist vor allem das Reichsgutachten vom Oktober 1670, nach dem die Stände gehalten sein sollten, ihrem Landesherrn nicht nur die Kosten für alle Festungen und Besatzungen zu gewähren, sondern auch die Mittel zur Erfüllung der dem Westfälischen Frieden nicht zuwiderlaufenden Bündnisse „gehorsamlich und unweigerlich darzugeben", was einem Verzicht der Landstände auf ihr Steuerbewilligungsrecht gleichgekommen sein würde. Der Kaiser verweigerte diesem Beschlusse die verfassungsmäßige Bestätigung; trotzdem verbanden sich im Sinne des Beschlusses am 27. Mai [6. Juni] 1671 Brandenburg, Mecklenburg-Schwerin, Bayern, Köln und Jülich-Berg, um einander unter Umständen gegen widerspenstige Landstände bewaffnete Hilfe zu leisten.

Unterwerfung Braunschweigs.

In demselben Jahre erfuhr eine norddeutsche Stadt, Braunschweig, die praktische Wirkung solcher Gesinnung fürstlicher Herren. Lange begünstigt durch die fortwährenden Landesteilungen und Familienhändel im Welfenhause, hatte sich die Stadt der Landeshoheit thatsächlich zu entziehen gewußt und verweigerte noch 1671 die Aufnahme einer Besatzung. Aber die jetzt vereinigten braunschweigischen Fürsten, die damals neben Brandenburg die stattlichste Kriegsmacht in ganz Norddeutschland besaßen, ließen im Juni Braunschweig von 20000 Mann mit 100 Geschützen unter Georg Friedrich von Waldeck förmlich belagern und zwangen die Stadt durch eine kurze Beschießung zum Vertrage von Riddagshausen 10. (20.) Juli 1671. Sie mußte dem Herzog Rudolf August von Wolfenbüttel huldigen, eine Besatzung aufnehmen und ihre veraltete Verfassung reformieren.

Wendung gegen Frankreich.

Bald hatte sich indes das deutsche Fürstentum andre und höhere Ziele zu stecken. Seitdem sich die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. immer mehr enthüllte, erschien Frankreich nicht mehr als die Schutzmacht der deutschen „Freiheit", sondern als Reichsfeind. Sehr früh erkannte Johann Philipp von Mainz diesen Charakter des Staats, den er einst selber in die deutschen Verhältnisse hereingezogen hatte. Schon zu Anfang

des Jahres 1670 traf er mit dem Kurfürsten von Trier in Bad Schwalbach zusammen, und hier stellte der junge Leibniz, der in Begleitung Boyneburgs gekommen war, in seiner Schrift „Über die Securität des Reiches" das neue Programm der Mainzischen Politik auf. Da die Reichsverfassung, so führte er aus, nicht genügt, so sollte sich ein freier Bund aller Reichsfürsten zum Schutze gegen Frankreich bilden, allerdings ohne Ludwig XIV. überflüssig zu reizen, ein Direktorium in Frankfurt a. M. unter Mainzischem Vorsitze einsetzen und ein Heer aufstellen; Frankreich aber sollte veranlaßt werden, seine Kraft gegen Nordafrika, vor allem gegen Ägypten zu wenden, worüber Leibniz 1672 noch ein besonderes geistvolles Gutachten (Concilium Aegyptiacum) verfaßte. Es waren Gedanken, die sich mit denen S. Pufendorfs berührten und auf der andern Seite wie prophetisch an sehr moderne Pläne und Unternehmungen anklingen. Die französische Vergewaltigung Lothringens, eines deutschen Reichsfürstentums, im Spätsommer 1670, die weithin Schrecken und Entrüstung erregte, gab diesen Bündnisgedanken einen neuen Anstoß. Im August 1671 schlossen auf der Marienburg bei Würzburg der Kaiser, Mainz, Trier und Münster, denen später noch Kursachsen und Brandenburg-Kulmbach beitraten, ein Verteidigungsbündnis auf zehn Jahre. Der Kurfürst von Brandenburg blieb ihm fern; es entsprach seiner energischen Art mehr, seine eignen Wege zu gehen, und bald erschien er als der entschiedenste Verfechter der nationalen Interessen gegenüber Frankreich.

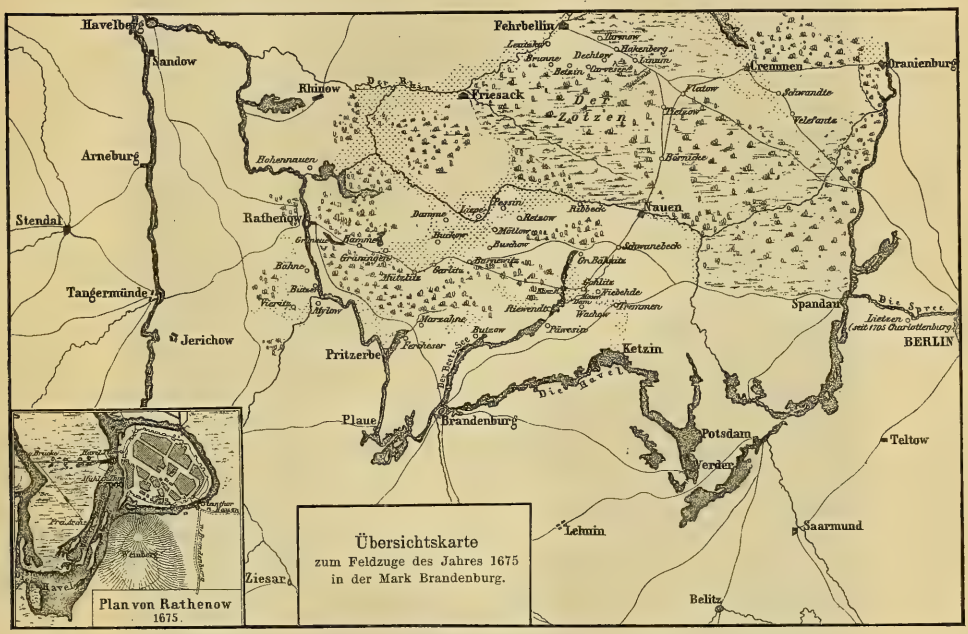
Der Krieg um Pommern.

Die Schweden in Brandenburg.

Wie Friedrich Wilhelm 1672 zunächst allein für Holland eintrat und dann nach der Erklärung des Reichskrieges im Mai 1673 seine Truppen persönlich an den Oberrhein führte, ist schon geschildert worden (s. S. 562). Er hatte dies schon gethan, auf die Gefahr hin, daß ihm die Schweden in den Rücken fielen. Noch vor Ende des Jahres geschah das; von Vorpommern und von Bremen-Verden aus rückten sie unter Feldmarschall Karl Gustav Wrangel am 25. Dezember 1674 in den Marken ein. Wrangel erklärte, daß er nicht als Feind gekommen sei, er wolle nur die Neutralität Brandenburgs gegenüber Frankreich erzwingen, und hielt zunächst strenge Mannszucht. Da das sofort zusammengerufene Landesaufgebot nicht genügte, so mußte der Kurfürst daran denken, vom Oberrhein nach der Heimat aufzubrechen, und verlegte deshalb noch im Winter sein Hauptquartier nach Schweinfurt zurück. Aber er dachte keineswegs an sofortigen Angriff; „bedachtsam und tief, wie er war" wollte er den Krieg gegen die Schweden als Bundeskrieg führen bis zu ihrer Verdrängung vom Reichsboden. Zuerst galt es, sich mit Holland zu verständigen. Unter dem Einflusse Wilhelms III. sprachen sich die dortigen Provinzialstaaten, dann auch die Generalstaaten für seine Auffassung aus (13. Februar 1675) und wiesen die angebliche bewaffnete „Vermittelung" Schwedens zurück. Zuversichtlich schrieb damals der Kurfürst: „Der Höchste wird mir geben, daß ich an dem Untergange meiner Feinde meine Lust sehe"; dann eilte er selbst im April nach dem Haag und erwirkte dort die Erklärung, daß die Verbündeten alle die, welche Frankreich und Schweden unterstützten, als ihre Feinde betrachten würden. Nach Schweinfurt zurückgekehrt, brach er, nunmehr diplomatisch vollkommen gedeckt, am 16. (26.) Mai 1675 auf und führte seine Truppen in drei Heersäulen über den Thüringer Wald nordwärts, so schnell es die schlechten Wege verstatteten.

Schlacht bei Fehrbellin.

Inzwischen waren die Schweden bis an die untere Havel vorgerückt, um dann über die Elbe zu gehen und mit dem französisch gesinnten Herzog Johann Friedrich von Hannover vereinigt sich Magdeburgs zu bemächtigen. Da nun der Bruch offen eingetreten war, hausten sie so barbarisch, daß die schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges sich zu erneuern schienen und alles in die festen Städte flüchtete. An einen Angriff des Kurfürsten dachten sie um so weniger, als sich das Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte, eine Verwechselung mit dem jähen Hinscheiden seines ältesten Sohnes, des begabten Kurprinzen Karl Emil, der Ende November 1674 in Straßburg einem hitzigen Fieber erlegen war. Da schmetterte in die Pläne des schwedischen Feldherrn hinein die betäubende Kunde, daß der Feind in der Mitte seiner Aufstellung stehe, sie durchbrochen habe! Am 11. (21.) Juni war Friedrich Wilhelm in



413. Übersichtskarte zum Feldzuge des Jahres 1675. Nach v. Witzleben und Hassel.

Magdeburg angelangt. Er ließ sofort die Thore sperren und alle Verbindungen nach Osten hin abbrechen; auf die sichere Kunde dann, die Schweden stünden hinter der Havel von Brandenburg über Rathenow bis Havelberg, beschloß er, diese Aufstellung durch jähen Angriff auf ihre Mitte bei Rathenow zu zerreißen, sie dann auf dem Rückzuge durch das Havelländische Luch über Nauen, Kremmen und Fehrbellin zu fassen, in einer damals ganz unwegsamen Morastlandschaft, die nur an manchen Stellen von sandigen Hochplateaus (sogenannten „Ländern") inselartig unterbrochen wird und sonst nur auf wenigen hohen Dammstraßen passiert werden kann. Geheime Boten sollten im Rücken des feindlichen Heeres die Landbevölkerung anweisen, die Brücken abzuwerfen, die Dämme zu durchstechen u. dergl. m. Da alles auf Überraschung beruhte, so brachen am 13. (23.) Juni nebst 6000 Reitern und zwei Dragonerregimentern nur 1200 Musketiere zu Wagen auf, dazu 13 leichte Geschütze. Das Wetter begünstigte den kecken Streich. Sprühender Nebelregen hüllte tagelang alles in einförmiges, undurchsichtiges Grau; unter seinem Schutze überfiel im dämmernden Morgen des 15. (25.) Juni

Derfflinger Rathenow und nahm nach hitzigem Straßenkampfe diesen Schlüssel zur feindlichen Stellung. Wie aus dem Boden gewachsen waren die Brandenburger da, die Schweden aber, in der Mitte ihrer Aufstellung getroffen, eilten, die Straße über Nauen nach dem Sandplateau von Fehrbellin (Land Bellin) und damit die Rückzugslinie nach Mecklenburg zu gewinnen. Aber schon am 17. (27.) Juni wurde ihr Nach-

414. Prinz Friedrich von Hessen-Homburg.
Nach einem Gemälde im Schlosse zu Gripsholm.

trab bei Gohlitz kurz vor Nauen eingeholt und zusammengehauen, und am frühen Morgen des 18. (28.) Juni brachte der kühne General, der die 1500 Reiter der brandenburgischen Vorhut führte, Prinz Friedrich von Hessen-Homburg (mit dem silbernen Bein, geb. 1633), den weichenden Gegner zum Stehen beim Dorfe Linum, westlich von Kremmen auf dem schmalen Sandrücken, der das „Land Bellin" mit dem Plateau von Kremmen (dem „Glien") verbindet. Die Schweden, hier unter Waldemar Wrangel,

Eigenhändiges Schreiben des Großen Kurfürsten an Fürst Johann Georg von Anhalt.

Bericht über den Sieg von Fehrbellin.

Transskription:

Durchlauchtiger Fürst hochgeehrtter Herr Vetter Schwager undt gevatter

Ew. Ld. thu Ich hiemitt zu wissen, daß Ich heutte gegen 8 ahn den feindt gekommen, da Ich selbigen in voller Battallie gefunden, welcher sich ahn seinem lincken Flügell ahn einem Dorffe (Hakenberg) gesetzet, undt groß avantage gehabt, worrauff ich resolviret habe, den feindt, welcher auf mich loßgangen, anzugreiffen, da es da ein sehr harttes gefecht gegeben. Es hatt aber der höchste Gott mir die genahde gethan, daß wir denselben aussen Felde geschlagen, welcher sich aber wegen des morastes mitt seiner infanterie bis in Verrbellin retiriret, undt weil er 8 brigaden zu fusse gehatt habe, theils meine Reutter nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren lasse, und selbige den proces machen lassen werde. 8 fahnen, 2 estandarden und ein stück habe ich bekommen, was für gefangene weiß ich noch nicht, weill wenig quarttir gegeben worden. Der feindt hatt viell Volck und fürnehme officir verlohren; man sagt das Walmerr Frangell*), Wittenberge wie auch der Obrister Axel Wachtmeister undt sein Bruder sein geblieben. Wo der feindt die brücke nicht diesse nacht macht, gehe Ich auf Cremmen, wo selbige aber ferttig, werde Ich es noch eins mitt Ihn wagen, Gott gebe zu Glück. In dessen gnädigen schutz dieselbe Ich hiemitt befelle und verbleibe allzeit

Ew. Ld.
Dienstwilliger Vetter, Schwager
undt gevatter
Friederich Wilhelm Churfürst.

Linum den 18. Juny
Ao. 1675.

---

*) Woldemar Wrangel; das Gerücht bewahrheitete sich übrigens nicht.

Eigenhändiges Schreiben des Großen Kurfürsten an Fürst Johann Georg von Anhalt.

Bericht über den Sieg von Fehrbellin (Herzogl. Anhaltisches Staatsarchiv).

Karl Gustavs Bruder, entschlossen sich, den Kampf zu wagen, um den lästigen Verfolger abzuschütteln, und nahmen quer über dem Sandrücken hinter einem Landwehrgraben Stellung mit der Front nach Osten. Indessen der heftige Andrang des Prinzen bewog sie bald zum Rückzuge westwärts nach dem Dorfe Hakenberg (Hackelberg), wo sie zum zweitenmal Fuß faßten, links an das Rhinmoor, rechts an das havelländische Luch gelehnt, 4000 Reiter, 7000 Mann Fußvolk mit 38 Geschützen stark. Obwohl nun selbst Derfflinger dringend abriet, mit den angestrengten Schwadronen, die zuletzt elf Tage hintereinander nicht abgesattelt hatten und nur 6400 Pferde zählten, ohne schwere Artillerie und ohne Fußvolk — die Musketiere waren als Besatzung in Rathenow oder noch stundenweit zurück — den Kampf gegen den ungleich stärkeren und gleich tapferen Feind zu wagen, so beschloß der Kurfürst doch ungesäumt den Angriff. Eine kecke Flankenbewegung nötigte den Feind, in eine dritte Stellung zurückzugehen, und während dann die Geschütze, vom Nebel gedeckt, auf einem Hügel (der seit 1875 das Denkmal trägt) in der rechten Flanke der Schweden auffuhren und das Feuer auf sie begannen, rangen in heißem Gefecht die brandenburgischen Dragoner mit Fußvolk und Reiterei des Feindes, die diesen entscheidenden Punkt zu nehmen versuchten; der Kurfürst selbst war mehrmals im dichtesten Getümmel, führte einmal, die lange spanische Klinge in der Faust, mit Augen gleich „zween funkelnden Kometen", ein Paar Schwadronen, die alle ihre Offiziere verloren hatten, wieder ins Feuer; seinen Stallmeister Emanuel Froben tötete neben ihm eine Geschützkugel, die für ihn bestimmt war. Endlich, nach zweistündigem heißen Kampfe, wurde der rechte schwedische Flügel gebrochen, das tapfere Regiment Dalwig, das hier gestanden, fast völlig vernichtet. Um zehn Uhr, als eben die Sonne durch den Nebel brach, trat Wrangel in guter Ordnung den Rückzug nach Fehrbellin an. An energische Verfolgung konnten die erschöpften Brandenburger nicht denken; erst am nächsten Morgen stürmte Derfflinger die Stadt, welche die Schweden nur langsam räumten. 2100 Tote ließen sie auf der Walstatt. Der Rückzug nach Mecklenburg wurde ohne Säumen angetreten, und auch Karl Gustav Wrangel wandte sich von Havelberg dahin, noch hart bedrängt von den Kompanien des altmärkischen Landesaufgebots, das auf seinen Fahnen den Spruch führte:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut."

Die Marken waren befreit, und ihr dankbares Volk hat ein buntes Sagengewebe um die Tage von Fehrbellin gesponnen.

Doch draußen im Reiche, ja in ganz Europa machte etwas andres noch einen tieferen, fast überwältigenden Eindruck: zum erstenmal hatten die Brandenburger selbständig, allein den Sieg erfochten über den Reichsfeind, der die gefürchtetste Kriegsmacht Nordeuropas besaß, in ungleichem Kampfe, mit einer Schlagfertigkeit und Umsicht, die damals sonst nur die Franzosen entwickelten. Der kriegerische Ruf des norddeutschen Staates war unwidersprechlich gegründet, drohend tönte es allen Gegnern ins Ohr: „daß dies alte, waffengewaltige Deutschland sich wieder erdreiste, Herr zu sein im eignen Hause."

Festungskrieg in Pommern und Seekrieg.

Ein glänzender Siegeszug folgte darauf, wie solchen die Deutschen seit Gustav Adolfs Tagen nicht mehr gesehen und selbst seit Jahrhunderten nicht ausgeführt hatten. Noch im Spätsommer des Jahres 1675 erklärte das Reich den Krieg, die beiden sächsischen Kreise rüsteten sich zum Kampfe, Dänemark schickte sich an, dem alten nordischen Nebenbuhler in die Flanke zu fallen und schloß ein Bündnis mit Brandenburg (25. September 1675). Während nun dänische und norddeutsche Truppen in Bremen-Verden vorrückten und auch Wismar besetzten, erzwang Friedrich Wilhelm, durch dänische und kaiserliche Scharen unterstützt, von Mecklenburg her den hart verteidigten

Übergang über die Peene, nahm nach heftiger Beschießung Wolgast, den Haupthafen der Odermündungen, ein (10. November) und ließ auch die Insel Wollin besetzen, womit er sämtliche Zugänge des Stettiner Haffs in seine Hände brachte und die pommersche Hauptstadt von der See abschnitt. Um dies zu verhindern, lagerte sich im Frühjahr 1676 Graf Königsmark mit einer starken Macht vor Wolgast, aber nun folgten

415. Admiral Niels Juel.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

rasch hintereinander die gewaltigen Schläge, die den Schweden die Herrschaft über die Ostsee völlig entrissen und damit die Verteidigung ihrer deutschen Gebiete auf die Dauer unmöglich machten. Am 3. und 4. Juni schlug der dänische Admiral Niels Juel die schwedische Flotte zwischen Bornholm und Möen, wobei drei brandenburgische Fregatten wacker halfen und zwei feindliche Fahrzeuge nahmen. Dann, durch die Holländer unter Cornelius van Tromp verstärkt, gewann er am 11. Juni einen zweiten glänzenderen Sieg an der Südspitze der Insel Oland, der die feind-

liche Flotte fast vernichtete; eins ihrer flüchtigen Schiffe fiel an der Ostküste von Rügen den brandenburgischen Fregatten in die Hände. Jetzt landeten 18000 Dänen von Seeland her in Schonen, Königsmark aber räumte Usedom, gab die Belagerung von Wolgast auf und sammelte seine Kräfte zur Verteidigung der festen Plätze. Von diesen nötigte der Kurfürst bereits am 30. August Anklam, am 20. Oktober Demmin zur Übergabe, und schon lag seine wohlgerüstete Kriegsflottille in der Nähe Stettins, das von Schweden her keine Hilfe mehr zu erwarten hatte.

Dänisch-schwedische Kämpfe.

Weniger glücklich fochten gleichzeitig zu Lande die Dänen. Am 27. August schon bei Halmstad geschlagen, erlitten sie am 13. Dezember bei Lund eine vollständige Niederlage, die sie auf wenige Küstenplätze in Schonen beschränkte. Wenn sie sich nun,

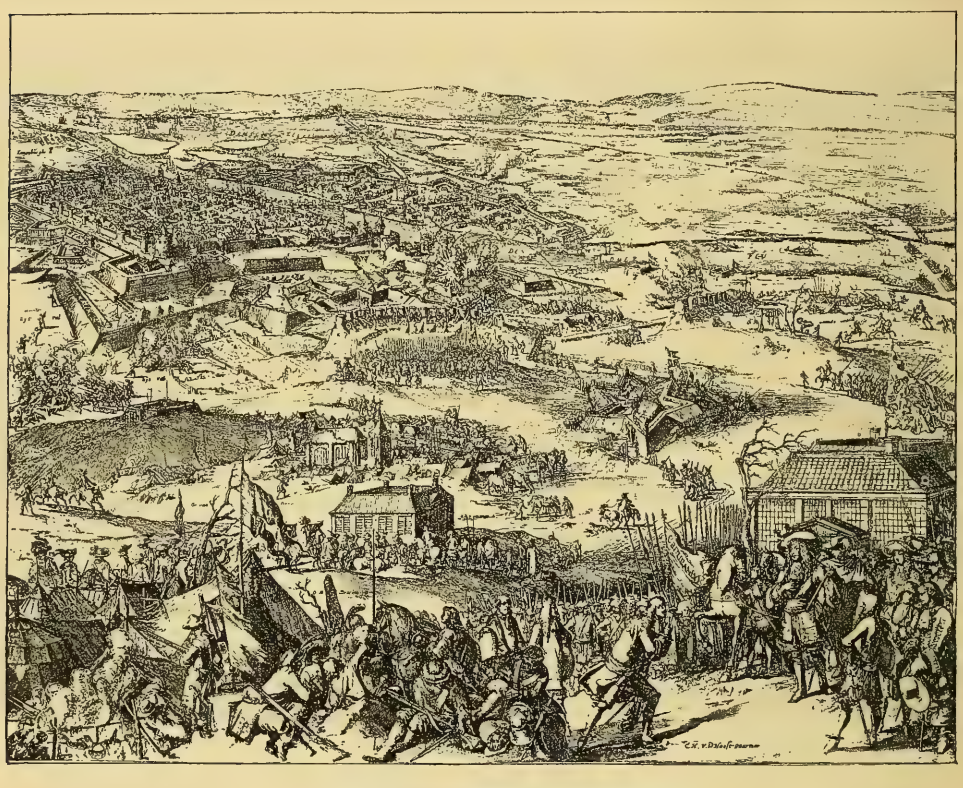
416. Sieg der Dänen unter Admiral Niels Juel über die schwedische Flotte in der Kjögebucht den 10. Juli 1677. Nach dem Gemälde von D. H. A. Melbye.

dadurch keineswegs entmutigt, durch ein neues Bündnis nur um so enger an Brandenburg anschlossen, gestaltete sich die allgemeine diplomatische Lage bald für den Kurfürsten ungünstiger. Spanien mußte seine Streitkräfte in Sizilien beschäftigen, war überdies tief erschöpft und so schlecht verwaltet, daß es dem Kurfürsten nicht einmal die versprochenen Hilfsgelder zahlte; die Generalstaaten sehnten sich nach Frieden angesichts der Handelsstörung und der wenig günstigen Lage auf dem belgischen Kriegsschauplatz, die sich im Frühjahr 1677 noch mehr verschlimmerte (s. S. 566 f.); Österreich war in Ungarn beschäftigt und blickte zudem mit wachsender Eifersucht auf die stolze Erhebung des norddeutschen Staates. Trotzdem hielten die nordischen Bundesgenossen aus, obwohl zwischen Dänemark und Schweden sich die Erfolge gegenseitig aufhoben. Vor Malmö wurden die Verbündeten nach verlustvollem Sturme zur Aufhebung der Belagerung gezwungen (Anfang Juli 1677), und am 24. Juli siegten

die Schweden glänzend bei Landskrona. Dagegen erlitt die schwedische Flotte abermals durch Niels Juel in der Kjögebucht südlich von Kopenhagen in neunstündigem, erbittertem Kampfe eine völlige Niederlage (10. Juli), die ihr 22 Schiffe kostete, den Schweden die See sperrte und damit die inzwischen bereits begonnene Belagerung von Stettin sicherte.

Belagerung von Stettin.

Großes Erstaunen erregte bei den Zeitgenossen das Kriegsmaterial, das der Kurfürst gegen die Oderstadt heranführte; 140 Geschütze wurden in Batterie gebracht, während 13 Kriegsschiffe die Oder sperrten. Seit Ende September war die Festung völlig eingeschlossen und eine furchtbare Beschießung Tag für Tag im Gange, die



417. Die Eroberung von Stettin Ende Dezember 1677.
Nach einer gleichzeitigen Radierung.

150000 Stückkugeln auf sie warf; aber nicht nur der tapfere schwedische Kommandant Wulfen verweigerte die Übergabe, auch die Bürger fochten wie verzweifelt gegen den „Tyrannen", den „Blutmenschen", wie sie den Kurfürsten nannten. Doch dieser setzte der Hartnäckigkeit der Verteidiger gleiche Zähigkeit entgegen. „Ich will mich lieber hier begraben lassen als fortgehen", antwortete er denen, die angesichts des harten Winters zum Abzuge mahnten; er erschien selbst, nicht selten von seiner Gemahlin begleitet, in den Laufgräben und Batterien, und endlich, als auf der Südseite bereits die Bresche klaffte, ergab sich Stettin gegen freien Abzug der Besatzung und Zusicherung seiner städtischen Privilegien (23. Dezember). Am 6. Januar 1678 hielt der Kurfürst seinen feierlichen Einzug in die bezwungene Feste und nahm die Huldigung als Herzog von Pommern entgegen.

Während sich die Schweden trotzdem durch die französischen Erfolge im Westen zu neuen Hoffnungen emporheben ließen, zumal auch der zweite Angriff der Verbündeten auf Schonen scheiterte, bereitete Friedrich Wilhelm alles zum letzten Schlage vor, der ihm in Pommern noch übrig blieb, die Eroberung von Rügen und Stralsund, die Königsmark noch zu halten vermochte. Mit 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern setzten sich am 21. September 1678 210 Schiffe und 140 Boote in Bewegung gegen die Südküste der Insel, in der Mitte van Tromp auf der brandenburgischen Fregatte „Kurprinz". Am 23. erzwangen die Truppen in der Nähe des heutigen Putbus, da, wo sich jetzt die Statue des Kurfürsten erhebt, unter heftigem Feuer die Landung. Bis an die Brust im Wasser watend, drang das Fußvolk an den Strand, die Reiterei war binnen zwei Stunden ausgeschifft; beide warfen in heftigem Kampfe die Schweden, nahmen in zwei Tagen die ganze Insel. Darauf schloß der Kurfürst Stralsund ein und zwang es zum Erstaunen der Welt, die Wallensteins vergeblicher Anstrengungen noch lebhaft gedachte, binnen wenigen Tagen zur Ergebung (25. Oktober). Am 16. November fiel auch Greifswald. Pommern war erobert, die Schweden blieben zunächst vom deutschen Boden verdrängt.

Eroberung von Rügen u. Stralsund.

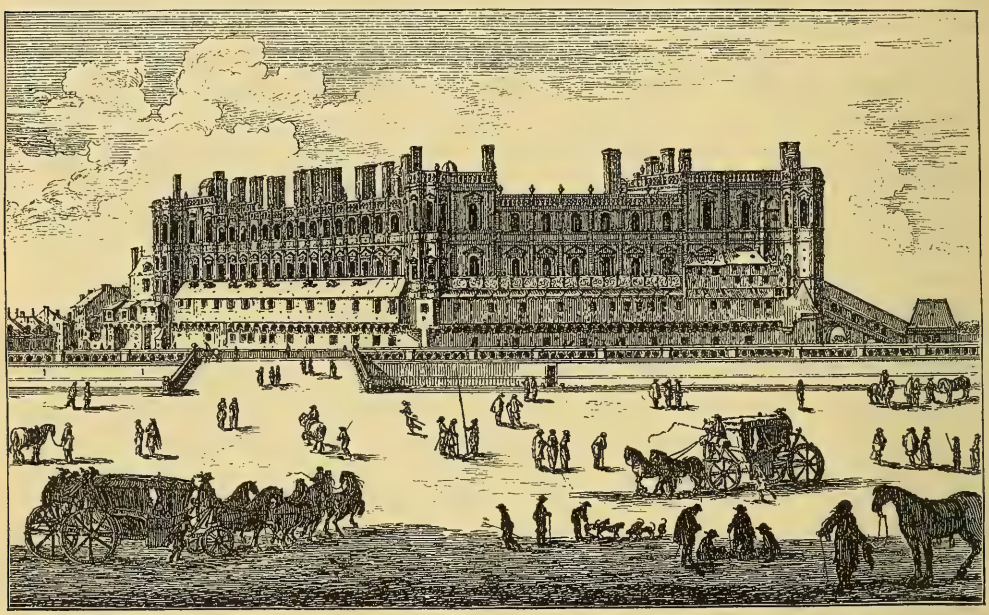
In diesem Augenblicke drohte die schwerste Gefahr im Osten. Im November 1678 überschritt Heinrich Horn, von den Polen unterstützt, mit 16000 Schweden von Livland her die ostpreußische Grenze, um die Kräfte des siegreichen Gegners von Pommern abzuziehen; kaum deckte General Görtzke, in rastlosen Märschen herbeieilend, Königsberg. Ihm folgte im Dezember im härtesten Winter Derfflinger mit 5300 Mann zu Fuß, 4000 Reitern, 1500 Dragonern und 34 Geschützen. Auch den Kurfürsten hielt sein leidender Zustand nicht ab, sie zu begleiten, und am 20. Januar 1679 stand er bei Marienwerder. Und nun folgte jene wilde Jagd durch das schneebedeckte Land und über das Eis, die nur an Karl Gustavs Übergang nach Seeland ihresgleichen findet. Denn es galt, dem Feinde in die Flanke zu kommen, den Rückmarsch zu verlegen. Bei grimmiger Kälte unter dem Rasseln der Trommeln, die Infanterie auf Schlitten gesetzt, also ging es von Heiligenbeil über das Eis des Frischen Haffs nach Königsberg, dann durch Samland und wieder von Labiau übers Eis des Kurischen Haffs nach der Gilge. Eilfertig wichen die Schweden vor dem rastlosen Feinde, ihnen nach jagten 1500 Reiter unter Oberst Schöning; ein Nachhutgefecht bei Tilsit trieb sie in größter Verwirrung über die Grenze, ein zweites jenseit derselben brach ihre Widerstandskraft völlig. Die Ordnung löste sich, Geschütz und Bagage blieben zurück, und nur 3000 Mann von den 16000, die Horn geführt hatte, erreichten als streitfähiger Truppenkörper Riga. Bis zwei Tagemärsche von der Festung kamen die Brandenburger, und so groß waren dort Schrecken und Bestürzung, daß alles unter die Waffen trat und man die Wälle mit Wasser überflutete, um sie in unersteigliche Eiswände zu verwandeln.

Winterfeldzug in Preußen.

Doch in dem Momente, wo der Kurfürst Pommern als ersehnten Siegespreis in der Hand hielt, verließen ihn seine Bundesgenossen. Der Friede zu Nimwegen war schon am 10. August 1678 zustande gekommen, am 5. Februar 1679 schloß auch der Kaiser mit Frankreich und Schweden ab, ohne alle Rücksicht auf die Eroberung Pommerns. Am selben Tage folgten ihm die Herzöge von Braunschweig in Celle, indem sie Bremen und Verden an Schweden zurückgaben, am 29. März auch der Bischof von Münster. Ja noch mehr: Österreich, Bayern und Sachsen, voll Besorgnis vor der brandenburgischen Machtentfaltung, verpflichteten sich zur Aufrechterhaltung des deutschen Besitzstandes von 1648, also auch der schwedischen Herrschaft in Deutschland, und der Kurfürst stand mit Dänemark, das ihm wenig helfen konnte, zwei Großmächten, Schweden und Frankreich, allein gegenüber. Wohl war sein Heer in fünf glorreichen

Friede von St. Germain-en-Laye.

Feldzügen hart, fest, vollkommen zuverlässig geworden, Offiziere und Mannschaften voll Ehrgeiz, voll Selbstgefühl, zum Kühnsten bereit, aber durfte Friedrich Wilhelm das Dasein seines Staates an den Besitz Pommerns setzen? Er war tief erbittert, nicht über Ludwig XIV., der handelte als sein Feind, wohl aber über seine Bundesgenossen, und entschlossen, sich eher mit dem König zu verständigen als mit ihnen, ließ er Anfang Mai, um einen Waffenstillstand zu erhalten, Wesel und Lippstadt an die Franzosen übergeben, nach dessen Ablauf, am 18. Mai, seine eignen Truppen nur unter fortwährenden Gefechten bis nach Minden zurückgehen, wo sie sich noch am 27. und 30. Juni hartnäckig mit Marschall Créqui schlugen. In denselben Tagen, am 29. Juni 1679, während der Kurier bereits im Schloßhofe hielt, um dem Marschall



418. Schloß St. Germain-en-Laye in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach einem Kupferstiche von Israel Silvestre.

Créqui den Befehl zum Angriff auf Minden oder zum Rückzuge zu überbringen, unterzeichnete der brandenburgische Gesandte Franz von Meinders in St. Germain-en-Laye den Frieden, der dem Kurfürsten das glorreich eroberte Pommern bis auf einen kleinen Strich am rechten Oderufer wiederentriß. Auch Dänemark verständigte sich nun am 2. September in Fontainebleau mit seinen Gegnern auf Grund des vorherigen Besitzstandes. „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor" („Ein Rächer soll aus meiner Asche kommen", Worte der sterbenden Dido in Vergils Äneide, IV, 625), läßt die Überlieferung den Kurfürsten ausrufen, als er diesen Frieden genehmigte. Als Text aber für die Friedenspredigt gab er die bedeutungsvollen Worte des Psalmisten (118, 8): „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen."

Deutsche Politik in den letzten Jahren des Großen Kurfürsten.

Brandenburg im Bunde mit Frankreich.

Mit tiefem Groll erfüllt, sah sich Friedrich Wilhelm nach der Beendigung des schwedisch-französischen Krieges in vollständiger Vereinzelung. Einer Anlehnung bedürftig und doch weder gewillt, noch im stande, sie an den bisherigen Bundesgenossen zu finden, die ihn im entscheidenden Augenblicke verlassen hatten, suchte er sie rasch entschlossen auf der entgegengesetzten Seite, bei Frankreich. Am 25. Oktober 1679 schloß sein Gesandter Meinders das geheime Bündnis ab, nach dem sich der Kurfürst verpflichtete, sich der Wahl eines österreichischen Erzherzogs zum römischen König mit allen Mitteln zu widersetzen und vorkommenden Falles für einen französischen Bewerber einzutreten, der König dagegen ihm reichliche Hilfsgelder (100 000 Livres auf zehn Jahre) zusicherte, beide aber einander ihren dermaligen Besitzstand verbürgten. Einen ganz ähnlichen Vertrag ging Kursachsen am 15. November 1679 ein. Noch fester knüpfte später der Vertrag vom (11.) 21. Januar 1681 das Band zwischen Frankreich und Brandenburg.

Brandenburg und Spanien.

Mannigfache Streitigkeiten schienen geeignet, den Spalt, der zwischen ihm und seinen früheren Verbündeten klaffte, noch weiter aufzureißen. Da Spanien die schuldigen Subsidien immer noch nicht gezahlt hatte, so ließ der Kurfürst im Jahre 1680 sechs seiner Fregatten in der Nordsee, drei andre im Atlantischen Ozean auf spanische Schiffe Jagd machen. Es gelang auch, einige zu kapern, im Angesicht von Ostende sogar ein Kriegsschiff von 50 Kanonen, „Carolus II.“, wegzunehmen, ein andres in den mexikanischen Gewässern; ja das anfangs dorthin entsandte Geschwader griff am 30. September 1681 bei St. Vinzent an der spanischen Küste eine Flotille von zwölf schweren Kriegsschiffen an, die man zuerst für die Gallionen der fälligen Silberflotte gehalten hatte, und lieferte ihnen ein mehrstündiges scharfes Gefecht, bis es sich in den portugiesischen Hafen von Lagos zurückziehen mußte. An demselben Tage also, an dem der Fall Straßburgs Schande auf den deutschen Namen häufte, wehte der brandenburgische rote Adler im weißen Felde trotzig gegen die spanische Kriegsflagge und erregte weithin unruhiges Erstaunen in England, Holland und Schweden, deren Interessen natürlich das Aufkommen einer deutschen Kriegsmarine entgegenlief.

Wachsende Spannung mit Österreich; die neue Reichskriegsverfassung.

Nicht besser gestaltete sich das Verhältnis zu Österreich, vielmehr verschärfte hier die Einziehung der schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau nach dem Aussterben des dortigen Herzogshauses im Jahre 1675 (s. S. 112) in Verbindung mit der schon 1621 verfügten von Jägerndorf (s. S. 166) die vorhandene Spannung. Wie nachteilig dies unglückliche Verhältnis zwischen den beiden mächtigsten deutschen Staaten wirkte, trat gleichzeitig hervor, als Ludwig XIV. seine Reunionen begann (s. oben S. 568 f.). Nur eine günstige Wirkung übte diese Bedrohung insofern, als der Reichstag auf kaiserlichen Antrag im September 1681 eine neue Reichskriegsverfassung beschloß, die das Simplum des aufzubietenden Reichsheeres auf 40 000 Mann (28 000 Mann Infanterie, 10 000 Reiter, 2000 Dragoner) feststellte, diese Ziffer auf die Reichskreise verteilte, und die Errichtung einer Reichskriegskasse und von Kreiskriegskassen anordnete. Freilich wurde diese Organisation nur in den sogenannten vorderen (westlichen) Kreisen wirksam, weil die größeren Fürsten, deren Länder mehreren Kreisen angehörten, die Einheit ihres Heerwesens natürlich nicht aufgeben mochten.

Zum Schutze des Reiches gegen Frankreich wäre eine Verständigung zwischen Brandenburg und Österreich viel wichtiger gewesen. Allein zu einer solchen kam es selbst nicht, als 1683 die Türken Österreich bedrohten (s. unten); vielmehr lehnte der kaiserliche Hof

die ihm angebotene brandenburgische Hilfe ab, aus Furcht, die Brandenburger möchten auf dem Marsche durch Schlesien die beanspruchten Landschaften besetzen. So zwang denn auch im wesentlichen der Kurfürst dem Kaiser den Regensburger Stillstand vom 15. August 1684 auf, weil er meinte, daß der gleichzeitige Kampf gegen Frankreich und die Türkei unter den damaligen Umständen unmöglich sei.

Aufnahme der französischen Reformierten in Brandenburg.

Und doch war Friedrich Wilhelm keineswegs geneigt, sich unbedingt an Ludwig XIV. anzulehnen. Tief beklagte er den Verlust Straßburgs, dieses „herrliche Propugnaculum" deutscher Nation, und schon im August 1685 suchte er durch die Erneuerung des alten Verteidigungsbündnisses mit Holland (bis 1700) eine freiere Stellung zu gewinnen. Vollends die Aufhebung des Edikts von Nantes und die ihm vorausgehenden Verfolgungen der Evangelischen, gegen die er schon früher gelegentlich ernste Vorstellungen gemacht hatte, erfüllten ihn mit tiefster Entrüstung; ja er wagte es, diesen Gewaltstreich zu beantworten mit dem Edikt von Potsdam (29. Oktober [8. November] 1685), durch das er allen flüchtigen Reformierten (Réfugiés) Aufnahme in seinem Gebiet gewährte, und schon im Januar des nächsten Jahres konnte er ihre Führer in Potsdam empfangen. Es kamen ihrer nach und nach etwa 20000, darunter manche bedeutende Männer, namentlich viele Gelehrte und Edelleute, unter den letzteren der Marschall Friedrich Hermann von Schomberg mit seinen Söhnen. Sie fanden die herzlichste Aufnahme. Schomberg wurde Mitglied des Geheimen Rates und Statthalter in Preußen, aus französischen Edelleuten bildete der Kurfürst die beiden glänzenden Garderegimenter der Grands Mousquetaires und der Grenadiers à cheval, im ganzen aber traten gegen 800 Franzosen in das brandenburgische Offizierkorps ein. Tausende von ihnen siedelten sich in Berlin an, wo die drei neuen Stadtteile Neu-Cölln, Friedrichswerder und Dorotheenstadt zumeist von ihnen bevölkert wurden und durch sie besonders die Einwohnerzahl, die noch im Jahre 1680 nur etwa 8000 betragen hatte, bis zum Jahre 1700 auf 28000 stieg. Sie bildeten in der That eine selbständige „Kolonie" mit eigner Gerichtsbarkeit (bis 1811), Kirchen-, Schul- und Armenverwaltung und erwarben einen umfänglichen, jetzt überaus wertvollen Grundbesitz. Andre Scharen ließen sich namentlich in Magdeburg und Halle nieder. Sie brachten überallhin ihre hochentwickelte Technik, eine hohe Intelligenz und wichtige Verbindungen mit. Vor allem gewann das geistige Leben der Hauptstadt einen lebhafteren Aufschwung, besonders in dem Kreise der geistvollen Kurprinzessin Sophie Charlotte (von Hannover). Ohne sie wäre die spätere glänzende Entwickelung unter Friedrich III. (I.) nicht möglich gewesen.

Annäherung zwischen Brandenburg u. Österreich.

Das gute Einvernehmen mit Frankreich freilich erlitt durch die Aufnahme der Reformierten den entscheidenden Stoß. Zwar wollte Ludwig XIV. den wertvollen Bundesgenossen noch keineswegs aus der Hand lassen, aber er empfand das Edikt von Potsdam nahezu als eine Beleidigung, und der Kurfürst traute dem Frieden so wenig, daß er seine westdeutschen Festungen instand setzen und in Westfalen Truppen anwerben ließ. Das drängte ihn freilich dazu, nach einer andern Seite hin Anlehnung zu suchen, aber doch immer in dem Bestreben, zwischen den großen Mächten eine möglichst selbständige Stellung zu behaupten und keiner sich ausschließlich hinzugeben. Deshalb schloß er schon im Februar 1686 ein Bündnis mit Schweden zur Erhaltung des Reichsgebiets und zum Schutze der Evangelischen, und am 4. Januar verständigte er sich mit Österreich, das seiner für den Türkenkrieg dringender als je bedurfte, über eine Hilfesendung. Im Anschluß daran kam am 22. März ein zwanzigjähriges Verteidigungsbündnis mit Österreich zustande. Der Kurfürst verzichtete gegen Abtretung des Kreises Schwiebus auf seine schlesischen Ansprüche, versprach seine Stimme zur römischen Königswahl und seinen Beistand zur Abwehr aller ferneren Vergewaltigungen des Reiches, sowie zur Behauptung der Rechte des Hauses Habsburg auf die spanische

419. Sophie Dorothea, geb. Herzogin von Holstein-Glücksburg, zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten.
Nach dem Gemälde von Jakob Baillant im Königl. Schlosse zu Berlin.

Erbschaft. Es war ein versöhnender Abschluß seines politischen Lebenswerkes. Am (17.) 27. April bereits musterte er bei Krossen das nach Ungarn bestimmte Korps von 7000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern unter Hans Adam von Schöning. Es sollte seine letzte Heerschau sein.

Testament des Großen Kurfürsten.

Ein schweres Leiden kündigte sich bereits an, und ein tiefes Zerwürfnis in seinem Hause beunruhigte ihn. Nach dem Tode seiner ersten trefflichen Gemahlin Luise Henriette von Oranien (1667) hatte er im Juni 1668 sich in zweiter Ehe mit Sophie Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg vermählt, die ihm noch vier Söhne und drei Töchter schenkte und eine treue Pflegerin seiner späteren Jahren wurde. Um deren Zukunft zu sichern, verfügte er, gewiß auch unter dem Einflusse der Mutter,

in seinem Testamente von 1686, daß ihnen die Einkünfte von Halberstadt, Minden, Ravensberg u. e. a. zufallen sollten, doch ohne landesherrliche Rechte und unter der Oberhoheit des künftigen Kurfürsten Friedrich (III.), also durchaus unbeschadet der schwererrungenen Staatseinheit. Der Kurprinz aber, dem Vater sehr unähnlich, reizbar, höfischen Zwischenträgereien immer sehr zugänglich und von den Geschäften ganz ausgeschlossen, sah darin eine Beeinträchtigung seiner eignen Rechte, grollte vor allem der Stiefmutter, obwohl er sich sonst nicht über sie zu beklagen hatte, und ließ sich in dieser Stimmung zu einem unverantwortlichen geheimen Vertrage mit Österreich verleiten, in dem er für den Fall seiner Thronbesteigung die Rückgabe des Schwiebuser Kreises zusicherte (28. Februar 1686), noch ehe der betrogene Vater den Erwerbungsvertrag voll-

420. Brandenburg-Preußen unter dem Großen Kurfürsten (1688).

zogen hatte. Endlich, als sein jüngerer Bruder Ludwig im April 1687 unter auffallenden Umständen plötzlich starb, ging er in seinem krankhaften Mißtrauen so weit, an eine Vergiftung desselben zu glauben und aus Furcht vor einer solchen noch im Frühjahr 1687 mit seiner Gemahlin unter dem Vorwande einer Kur nach Karlsbad zu reisen. Von dort aus weigerte er sich, nach Hause zurückzukehren, ging vielmehr nach Hannover, obwohl dies damals wieder zu Frankreich neigte. Erst als der Kurfürst, tief erregt und empört, ihm „bei Strafe seines Zornes" die Rückkehr befahl, kam er im Oktober d. J. zurück und lebte seitdem in Köpenick, fern vom Hofe seines Vaters, und dann erfolgte wohl auch eine Art von Versöhnung.

Ende des Großen Kurfürsten.

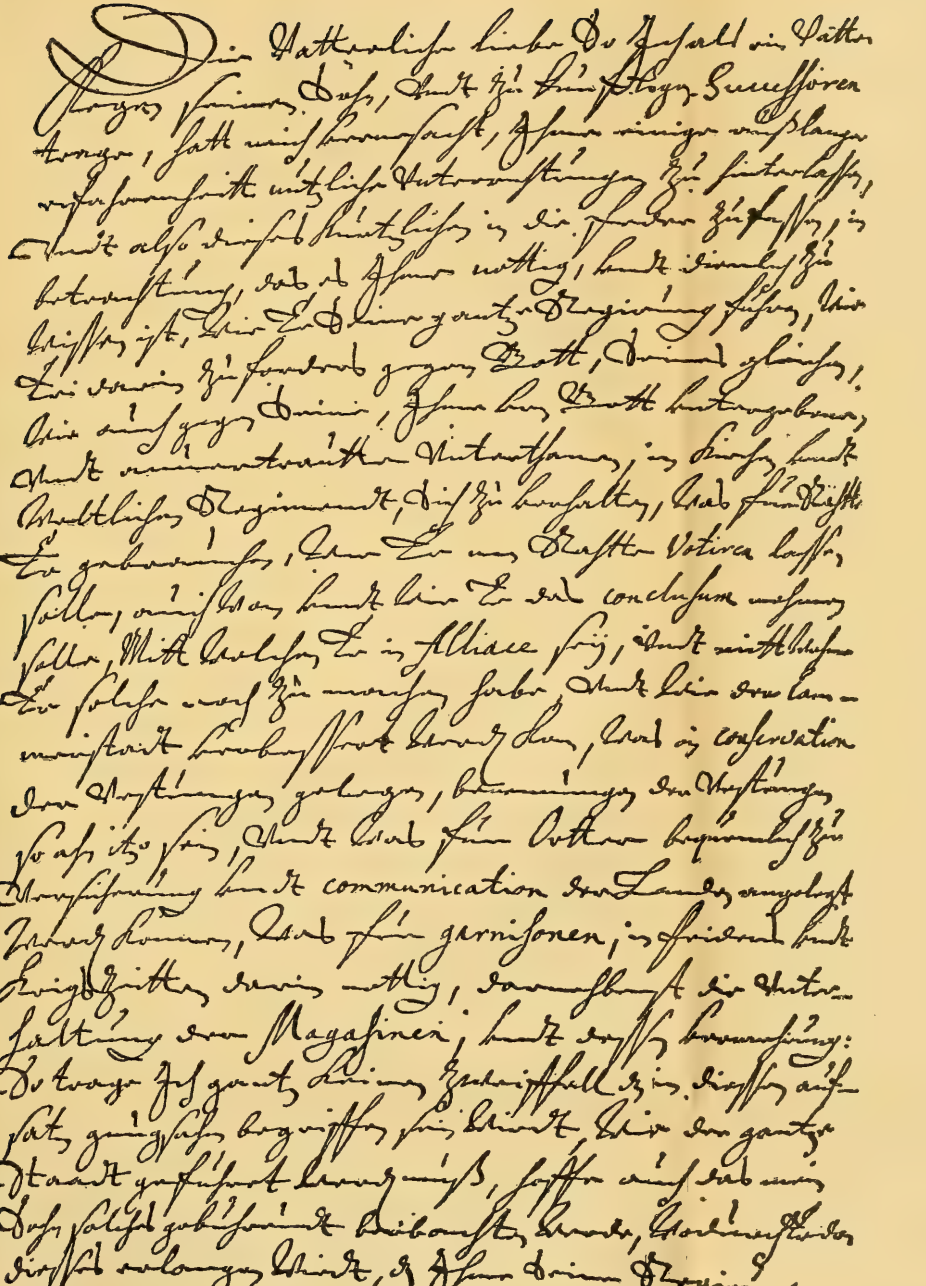
Wenigstens nahm der Kurprinz fortan Anteil an den wichtigsten Beratungen. Je rücksichtsloser Ludwigs XIV. Übergriffe wurden, desto fester faßte Friedrich Wilhelm den entscheidenden Krieg ins Auge; im Juni 1686 kam das Bündnis von Augsburg

„Väterliche Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich Wilhelm

vom 19. Mai 1667 (erste Seite).

Transskription:

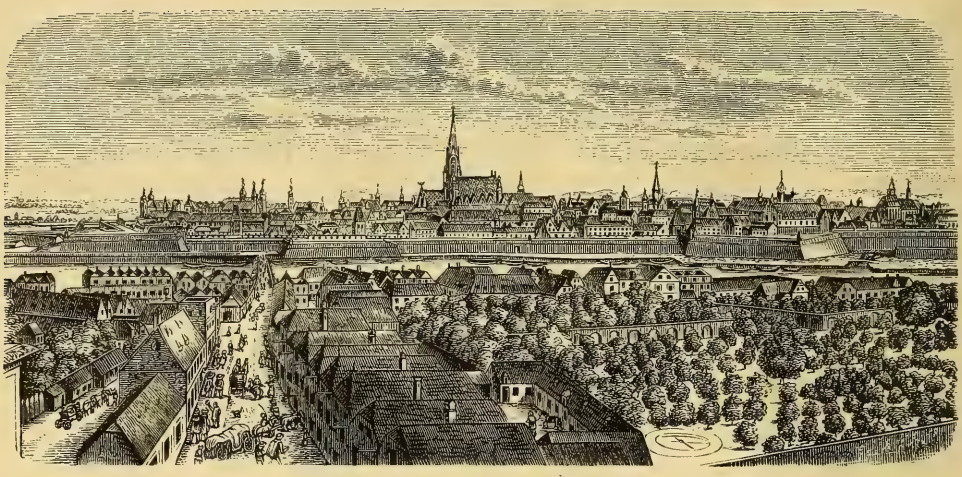
Die Vatterliche liebe, So Ich als ein Vatter kegen (gegen) seinen Sohn vndt zukunftigen Successoren trage, hatt mich verursacht, Ihme einige auß langer erfahrenheitt nutzliche vnterrichtungen zu hinterlassen, vndt also dieses kurtzlichen in die Feder zu fassen, in betrachtung, daß es Ihme nottig, vndt dienlich zu wissen ist, Wie Er Seine gantze Regirung führen, wie Er darin zuforders gegen Gott, Seines gleichen, wie auch gegen Seine, Ihme von Gott Vntergebene vndt anuertraute Vnterthanen, in Kirchen vndt veltlichen Regimendt, Sich zu verhalten, was für Rähtte Er gebrauchen, wie Er im Rahtte Votiren lassen solle, auch wan vndt wie Er das conclusum (d. i. den Beschluß) nehmen solle, Mit welchen Er in Alliace sey, vndt mitt wehme Er solche noch zu machen habe, vndt wie der Cammerstadt (d. i. die Finanzen) verbessert werden kan, was an conservation der Vestungen gelegen, bemannungen der Vestungen so ahn itzo sein, vndt was für Ortter bequemlich zu Versicherung vndt communication der Landen angelegt werden konnen, was für garnisonen in Friedens vndt Kriegszeitten darin nottig, darnehbenst die Vnterhaltung der Magasinen vndt dessen Vermehrung: So trage Ich gantz keinen Zweiffell dz (daß) in diessen auffatz gnugsahm begriffen sein wirdt, wie der gantze Staadt gefuhret werden muß, hoffe auch das mein Sohn solches gebuhrend beobachten werde, wodurch Er dan diesses erlangen wirdt, daß Ihme Seine Regirung [nicht schwer sondern gantz leicht für kommen auch solches von seinen Dienern nicht zu lernen haben wirdt, sondern selbst die Wissenschaft haben kan].



„Väterliche Ermahnung" des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.

Vom 19. Mai 1667. Eigenhändige Niederschrift, erste Seite (Kgl. Hausarchiv zu Berlin).

zustande (s. Bd. VII), und im Herbst dieses Jahres entwarf der Kurfürst einen genauen Feldzugsplan, nach dem ein deutsch-niederländisches Heer von 60000 Mann „den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen" sollte. Bald aber nahmen seine Gedanken noch eine andre Wendung. Es galt durch den Sturz Jakobs II. England vom französischen Bündnis loszureißen, um damit die erdrückende Übermacht Ludwigs XIV. zu lähmen. Im Januar 1688 bereits erschien in Berlin ein Schotte, der im Auftrage Wilhelms III. von der anschwellenden Bewegung in England berichtete; im März ließ der Prinz den Kurfürsten wissen, daß er 80 schwere Kriegsschiffe sogleich in See gehen lassen könne. Doch den Ausgang des großen Unternehmens zu erleben, war dem Kurfürsten nicht beschieden, es ging mit ihm zu Ende. Standhaft ertrug er die Qualen der unheilbaren Krankheit, der Wassersucht, die sich rasch entwickelte, und gefaßt bereitete er sich zum Tode. Am 15. April, dem Karfreitage, nahm er das Abendmahl, am 7. Mai versammelte er zum letztenmal im Schlosse zu Potsdam den Geheimen Rat zur Sitzung und nahm erschütternden Abschied von seinen treuen Räten, dann auch von dem Sohne. Seine letzten Gedanken aber flogen voraus in die Zukunft, die er mit vorbereiten half; als am 7. Mai abends der Offizier der Leibgarde das Losungswort erbat, gab er diesem als Parole „London", am nächsten Tage „Amsterdam". Am 9. Mai (29. April) 1688 früh 9 Uhr nach schwerem Kampfe verschied Friedrich Wilhelm, der größte deutsche Fürst seines Jahrhunderts und einer der größten des Hauses der Hohenzollern. Er hinterließ seinem Nachfolger ein fast um die Hälfte (von 1370 auf 1930 Quadratmeilen) vergrößertes Staatsgebiet, das $1^1/_2$ Mill. Menschen umschloß, einen Schatz von 600000 Thalern bei einem Jahreseinkommen von $2^1/_2$ Millionen, ein kriegstüchtiges, sieggewohntes Heer von 30000 Mann, und über dies alles hinaus eine festbegründete landesfürstliche Gewalt und eine Stellung in der europäischen Staatenwelt, welche über die eines bloßen Reichsfürstentums weit hinausragte. Alle die reichsfürstlichen Bundespläne und Reichsreformprojekte waren zerstoben, aber die geschlossene Einheit des brandenburgisch-preußischen Staates hatte sich herausgebildet und als ein fester Pfeiler deutscher Macht bewährt.



422. Wien um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Österreich und der Südosten Europas.

Österreich unter Leopold I.

(1658—1705.)

Aus dem Dreißigjährigen Kriege ging die Ländermasse der österreichischen Habsburger ungeschmälert hervor, aber ihre Stämme waren seit der Gegenreformation geistig von den protestantischen Deutschen im Reiche mehr getrennt als jemals, obwohl das Kaisertum fast erblich bei dem Herrscherhause blieb, und noch fehlte viel, daß diese weiten Gebiete einen wirklichen Staat gebildet hätten. Vielmehr wurden sie, alle ständisch regiert, im wesentlichen doch nur von der Dynastie zusammengehalten und durch wenige Behörden, die entweder über alle oder doch über mehrere Gruppen eine beschränkte Gewalt ausübten; im Osten hatte Österreich überhaupt seine natürlichen Grenzen noch bei weitem nicht erreicht. Dem gegenüber strebten die Landesherren von jeher, und besonders seit der Niederwerfung der protestantischen Stände durch Ferdinand II., nach Verstärkung ihrer monarchischen Befugnisse und strafferer Zusammenfassung der einzelnen Kronlande, also nach dem monarchischen Einheitsstaat.

Ständische und fürstliche Verwaltung.

Für beides ist die Regierung Ferdinands II. epochemachend gewesen. Weit entfernt davon, die Stände zu beseitigen, suchte er sie nur zu gefügigen Dienern seines Willens zu machen, überließ ihnen aber die Verwaltung, besonders der Finanzen, in einem solchen Umfange, daß bis auf Maria Theresia von einem landesherrlichen Beamtentume nur in sehr beschränktem Sinne die Rede sein kann. Für Böhmen und Mähren geschah dies durch die „Verneuerte Landesordnung“ (1627, bez. 1628, s. S. 168). Die Zusammensetzung der Ständeversammlung blieb im wesentlichen die alte. In den böhmischen und den innerösterreichischen Gebieten unterschied man die Herren, Ritter, Prälaten und Städte. Doch spielte das bürgerliche Element auch jetzt keine maßgebende Rolle, denn in Böhmen gab es nur sechs landtagsfähige Städte, in Mähren hatten sie zusammen gar nur eine Stimme, und selbst dies erst seit 1649. Etwas mehr

bedeuteten sie in Nieder- und Oberösterreich, denn dort gab es ihrer fünfzehn nebst vier Märkten, hier sieben. Eine Ausnahme bildete Tirol insofern, als unter seinen vier Ständen neben zwölf Städten auch bäuerliche Vertreter von 76 Bezirken erschienen (im Jahre 1663). Die Landtage wurden in der Regel jährlich durch landesfürstliches Ausschreiben berufen, die Vorlage des „Steuerpostulats" aber geschah durch den Landesherrn oder seine Kommissare. Doch handelte es sich dabei niemals mehr um die Frage, ob die Forderung bewilligt werden müsse, sondern nur um die Höhe des Betrags, und gewöhnlich wurde auch diese anstandslos nach der Vorlage genehmigt. Weit wichtiger war die Verwaltung der bewilligten Steuern durch die Ausschüsse und Beamten der Stände. Sie besorgten die Umlegung, die Einhebung und Abführung derselben, die Deckung der Landesschulden, den Bau von Brücken und Straßen, nicht minder die Verteilung, Stellung und Verpflegung des geworbenen Militärs. Noch heute ist das ständische Landeszeughaus der Steiermark in Graz (errichtet 1640—44) mit der ganzen Ausstattung für etwa 28000 Mann vollständig so erhalten, wie es im 17. Jahrhundert bestanden hat. Natürlich bedurften sie dazu ebensowohl einer selbständigen Kasse, der bestimmte Gefälle und Regalien zugewiesen waren, als auch eines zahlreichen besoldeten Beamtentums, das z. B. in Steiermark am Anfange des 18. Jahrhunderts etwa vierzig Köpfe allein in den höheren Stellen zählte. Außerdem lag, wie fast überall damals, die Polizei ganz, die Gerichtsgewalt wenigstens der niederen, nicht selten aber auch der höheren Instanzen in den Händen der Grundherren und der unmittelbaren, landesfürstlichen Städte, so daß es z. B. in Böhmen 378, in Mähren 200 „Halsgerichte" gab, die über Leben und Tod entschieden. Von den Städten unterlagen die unterthänigen (mittelbaren) ebensogut wie die Dörfer dieser Gewalt ihrer geistlichen und weltlichen Grundherren; die landesfürstlichen oder landtagsfähigen und die sogenannten Munizipalstädte, denen die letztere Berechtigung abging, standen unter selbstgewählten „Magistraten" für Polizei, Gerichtswesen und Finanzverwaltung, doch wurden die Beamten vom Landesherrn bestätigt und beaufsichtigt. Dabei bestanden die wunderlichsten und drückendsten Verhältnisse Jahrhunderte durch ungestört fort. So setzte sich z. B. Prag aus vier gesonderten Gemeinden zusammen, Brünn sogar aus 26, die unter zehn Grundherrschaften standen (bis 1850) u. a m.

Durch diese Ordnungen sah sich die landesherrliche Macht freilich auf ein ziemlich enges Gebiet der Verwaltung beschränkt. In ihren Händen lag zwar die Oberleitung des Ganzen in den Kronländern, aber die höchsten Stellen, die Landeshauptmannschaft in Mähren und den innerösterreichischen Herzogtümern, die Statthalterei in Böhmen, das Oberamtskollegium in Schlesien wie auch die Hofkanzleien wurden mit den Mitgliedern der Stände besetzt, wenngleich ihre Inhaber die „obersten Landesoffiziere", seit Ferdinand II. als landesfürstliche, nicht mehr als ständische Beamte galten. Sodann übten die höchste Gerichtsbarkeit auch fürstliche Behörden aus (Hofrechte, in Böhmen das Landrecht, das Kammergericht, das Hoflehngericht, in Mähren das Landrecht), doch konnten ihre Mitglieder immer nur aus den Ständen genommen werden, und überhaupt schied man damals Justiz und Verwaltung so wenig, daß die Verwaltungsbehörden meist auch einen Teil der richterlichen Geschäfte übernahmen. Am selbständigsten verfuhr der Landesherr in der Verwaltung seiner Einkünfte aus den Krongütern, Gefällen und Regalien, für die in den einzelnen Landen die Hofkammern mit zahlreichen Unterbeamten bestanden.

Nur in sehr loser Verbindung mit den beiden Gruppen der böhmischen und der österreichischen Gebiete stand Ungarn, soweit es überhaupt den Habsburgern und nicht den Fürsten von Siebenbürgen oder den Türken gehorchte. Da hier bei dem fortdauernden Kriegszustande an ernsthafte Umgestaltungen nicht zu denken war, so

bestand die Landesverfassung im wesentlichen unverändert fort (s. Bd. V, S. 285 f.); nur der Reichstag, dem Rechte nach die Vertretung aller ungarischen Kronlande, den die Habsburger stets in Preßburg versammelten, gliederte sich schärfer in die Magnatentafel (Prälaten, Reichsbeamte, Hofbeamte, erbliche Obergespane) unter dem seit 1526 auf Lebenszeit gewählten Palatin (nádar), dem Vermittler zwischen Krone und Ständen, und in die Ständetafel (Abgeordnete des Adels der Komitate, der Ordenskapitel und der königlichen Städte) unter dem königlichen „Personal". Ihrer ganzen Zusammensetzung nach bildete auch die Ständetafel eine aristokratische Genossenschaft, in die mehr und mehr der Schwerpunkt des Reichstags fiel. Die landesherrlichen Interessen wurden lediglich durch die Hofkanzlei vertreten; die einzige dem Königreich Ungarn und den übrigen Landen gemeinsame Behörde war die Hofkammer in Wien (s. unten), denn noch hielt der ungarische Adel, die „Nation" im engeren Sinne des Wortes wie in Polen, am Rechte der Königswahl mit Zähigkeit fest, so wenig es auch dem Hause Habsburg gegenüber praktisch noch bedeuten mochte, und benutzte es immerhin dazu, dem neuen Herrscher eine beschränkende Wahlkapitulation aufzuerlegen.

Einheitsstaatliche Bestrebungen.

Die Versuche, die bisher nur durch das Herrscherhaus verbundenen Lande in einen einheitlichen Staat zu verwandeln, gingen ebensowohl von den Ständen, als von den Landesherren aus, von jenen freilich nur in sehr beschränkter Weise, folgerichtiger und mit besserem Ergebnis von diesen. Schon unter Maximilian I. hatte die gemeinsame Türkengefahr mehrmals zur Berufung von Gesamtlandtagen oder Ausschußtagen der Alpenlande geführt (s. Bd. V, S. 132); unter Ferdinand I. wiederholten sich diese; sie fanden Nachahmung auch in den böhmischen Landen, und obwohl daraus keine dauernden Einrichtungen erwuchsen, so nötigte doch das Interesse an einer möglichst gerechten Verteilung der gemeinsamen Steuerlast zu fortgesetzter Verständigung über die Beiträge, die z. B. unter Maximilian II. zu drei Fünfteln auf Böhmen und seine Nebenlande, zu zwei Fünfteln auf die österreichischen Gebiete fielen, während im Jahre 1655 auf jene zehn, auf diese acht Teile kamen. Die Gestaltung einer wirklichen Gesamtvertretung blieb eine Idee einzelner ihrer Zeit weit vorauseilender Köpfe, wie Karls von Zierotin (s. S. 124); ihrer Verwirklichung widerstrebte ebenso der Eigenwille der Stände wie das Interesse des Herrscherhauses, das natürlich mit den einzelnen Landtagen eher fertig werden konnte, als es mit einem österreichisch-ungarischen Reichstage möglich gewesen wäre.

Es dachte vielmehr den Einheitsstaat lediglich mit monarchischen Mitteln und zum Vorteile der Monarchie zu schaffen. Schon Ferdinand I. hatte seiner Zeit eine Hofkanzlei für die deutschen Lande in Wien begründet; durch die Teilung derselben unter verschiedene Linien der Habsburger war sie zwar wieder in drei Sonderbehörden (für Nieder- und Oberösterreich, Innerösterreich, Tirol und Vorderösterreich) zerfallen, diese aber waren seit der Wiedervereinigung dieser Gebiete unter einem Haupte (1619 und 1665) wenigstens örtlich wieder in Wien vereinigt, bis später Karl VI. (1711—40) sie abermals in eine Behörde zusammenzog. Ferdinand II. verlegte im Jahre 1624 auch die böhmische Hofkanzlei nach Wien und vereinigte sie mit der schlesischen. So bestanden seitdem diese Behörden, die sich etwa mit einem modernen Ministerium des Innern vergleichen lassen, allerdings in räumlicher, aber durchaus nicht in innerer Verbindung. Wirkliche Gesamtbehörden für alle oder mehrere Ländergruppen bildeten sich zuerst lediglich für die Finanzen des Landesherrn, für das Kriegswesen und die auswärtige Politik, ähnlich wie in Brandenburg, nämlich die Hofkammer, seit dem Jahre 1568 für alle drei Gruppen (Böhmen, Österreich, Ungarn), der Hofkriegsrat seit Ferdinand I. (s. S. 81) als Oberbehörde für das Heerwesen, und die Geheime Konferenz, wie nunmehr der Geheime Rat Ferdinands I.

hieß, für die Leitung der auswärtigen Politik. Daneben waltete noch der Reichshofrat in seiner Doppelstellung als oberste Gerichts- und Verwaltungsbehörde für die österreichisch-böhmischen Lande wie für das Deutsche Reich. In der Wahl seiner Beamten verfuhr kein Fürstenhaus weitherziger als die Habsburger. Deutsche aus dem Reiche, namentlich Angehörige der Reichsritterschaft und kleiner Fürstenhäuser, dienten neben Angehörigen ihrer Erblande, sogar Protestanten waren nicht ausgeschlossen, und ebensowenig verhinderte die bürgerliche Abkunft das Aufsteigen bis in die höchsten Stellen.

Wirtschaftliche Lage.

Indem nun die Habsburger bis auf Maria Theresia auf die Heranbildung eines wahrhaft landesherrlichen Beamtentums eben in den unteren, den wichtigsten Staffeln

423 und 424. Edelfrau und Kaufmannsfrau aus Prag um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Radierungen von Wenzel Hollar.

verzichteten, thaten sie für die Entwickelung der Volkswohlfahrt direkt nur wenig, und so blieben die Zustände der österreichischen Völker länger als ein Jahrhundert hindurch fast unverändert; denn das lag im Interesse der beiden Stände, welche die Verwaltung beherrschten, des Adels und der Geistlichkeit, so wenig diese Verhältnisse befriedigen konnten. Das ständische Beamtentum erwies sich als schwerfällig, kostspielig, bestechlich, entbehrte natürlich auch jeder lebendigen Staatsgesinnung, weil es nur den einzelnen Kronlanden angehörte; die Abgaben wirkten drückend, weniger durch ihre Höhe als durch ihre ungerechte Verteilung, die natürlich wie überall den adligen und kirchlichen Besitz frei ließ, und schroff geschieden durch Gesetz und Sitte standen sich auch hier die Stände gegenüber. Darunter litt vor allem die Volkswirtschaft, die auch aus andern Gründen kränkelte. Harter Zunftzwang, Zollschranken zwischen den einzelnen Kronländern und zahlreiche Privatmauten, deren man in Niederöster-

reich allein 70 zählte, fesselten Gewerbe und Verkehr wie die Landwirtschaft, die auch hier über das Dreifelderſystem nicht hinauskam. Noch mehr aber drückte auf diese die klägliche Lage des Landvolks. Wenn sie auch in den deutschen Gebieten insofern erträglicher war, als hier wenigstens keine Leibeigenschaft mehr bestand, so herrschte doch auch hier die Gutsangehörigkeit (Erbunterthänigkeit) in strenger Form, in Böhmen und Mähren dagegen thatsächlich die Leibeigenschaft. Seit dem Dreißigjährigen Kriege hatte sich die Lage durch Erhöhung der Staatssteuern, Steigerung der Frondienste (Roboten), Verschärfung der Abhängigkeit noch verschlechtert. Jedes bürgerliche Gewerbe mit wenigen Ausnahmen war ihm verboten, ebenso die Übersiedelung in die Städte. Mit vollem Recht konnte deshalb ein herrschaftlicher Amtmann im Jahre 1669 schreiben: „Wenn ein böhmischer Bauer alle Arbeit, so ihm von der Obrigkeit auferlegt wird, leisten, alle Kontributionen und schweren Druck ausstehen muß, alle Unbilden, welche ihm von den Soldaten zugefügt werden, mit Geduld erträgt, kann er wohl unter die Zahl der Märtyrer gerechnet werden.“ Gelegentliche Erhebungen, wie z. B. in Böhmen 1680, in Krain 1662 und 1688, endlich in Mähren 1705, 1707 und 1718 verschlimmerten gewöhnlich nur den Druck.

Die Kirchen.

Über dieser unterthänigen Masse standen Adel und Geistlichkeit als die herrschenden Klassen. Bei jenem überwogen in Böhmen und Mähren seit der Gegenreformation die kolossalen, Fürstentümern zu vergleichenden Güter und die fremden Geschlechter, in den übrigen Landen, wo sich die einheimischen Familien im ganzen behauptet hatten, der mittelgroße Besitz, wie man z. B. in Niederösterreich etwa 600 Adelssitze zählte. Die katholische Geistlichkeit hatte sich ihre reichen Güter überall mindestens erhalten, ihre eigne Zahl bedeutend vermehrt, den Unterricht vollständig in ihre Hand gebracht. In Niederösterreich z. B. zählte man im 17. Jahrhundert 144 Stifter und Klöster und 3700 geistliche Personen überhaupt, in Oberösterreich nahmen 13 Äbte und Pröpste am Landtage Teil, in Tirol 17 Prälaten (1663). In Böhmen entstanden die neuen Bistümer Leitmeritz und Königgrätz (1656 und 1664). Die Protestanten blieben natürlich mit Ausnahme etwa Schlesiens so gut wie rechtlos. Keine Stadt durfte einen Protestanten als Bürger aufnehmen, im Staatsdienst konnten nur Konvertiten auf wirksame Beförderung rechnen. Trotzdem behauptete sich das Luthertum mit größter Zähigkeit, oft unter der Maske des aufgezwungenen Katholizismus, besonders in Oberkärnten und im oberösterreichischen Salzkammergut. In Niederösterreich gab es noch im Jahre 1652 etwa 172000 erklärte Evangelische. Und doch wurde ununterbrochen „bekehrt“ und gleichzeitig die Auswanderung durch allerlei Plackereien erschwert oder unmöglich gemacht, wogegen alle Vorstellungen protestantischer Reichsfürsten fruchtlos blieben. Gleichwohl erwartete man z. B. im Jahre 1653 die Auswanderung von 30000 Männern aus allen Landen. Günstiger lagen die Verhältnisse für den Protestantismus in Ungarn. Zwar hatte auch hier der Jesuit Peter Pázmán, Erzbischof von Gran (1616—37), das Menschenmögliche geleistet, um seine Landsleute, insbesondere den Adel, zur römischen Kirche zurückzuführen. Durch ihn entstanden die blühenden Jesuitenkollegien in Preßburg und Tyrnau, von denen das letztere 1667 zu einer vollständigen Universität ausgestaltet wurde, die Pflanzschule für die Bekehrung des magyarischen Adels, und selbst in Siebenbürgen und Kroatien faßten die Väter Jesu Fuß. Pázmán ließ sich sogar dazu herab, für kirchliche Zwecke eine ziemliche Anzahl Schriften in der litterarisch noch kaum verwendeten Sprache der Magyaren zu veröffentlichen. Aber der Friede von Linz, der Georg Rákóczy I. (1630—1648) 16. September 1645 Siebenbürgen samt sieben ungarischen Komitaten zugestand, gewährte den Evangelischen in ganz Ungarn freie Religionsübung, und auf dem Reichstage von Preßburg im Jahre 1647 mußte

Ferdinand III. ihnen 90 Kirchen wieder ausliefern, die ihnen bis dahin entrissen worden waren, während sie allerdings ihrer 400 beanspruchten.

Habsburgische Politik.

Während für die Entwickelung der Volkskraft, also die fruchtbarste Aufgabe der Staatsthätigkeit, wenig geschah, verwandten die Habsburger ihre gesamte Arbeit auf die Behauptung und Weiterbildung einer notdürftigen Verwaltungseinheit, vor allem aber auf die auswärtige Politik. Sie gelangten deshalb nur zu einer äußerlichen, mechanischen Staatsordnung, der das Volk fremd gegenüberstand. Denn der Mangel

425. Peter Pázmán, Erzbischof von Gran.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Georg Szelepcsényi.

eines ausgebildeten, landesherrlichen Beamtentums hinderte auch die Ausbildung einer wahrhaften, mit Hingebung an das Ganze verbundenen Staatsgesinnung, die von diesen Kreisen ausgehen mußte, da eine innere Verbindung zwischen den einzelnen Volksstämmen und Kronlanden nicht bestand und nicht bestehen konnte. Zugleich lähmte und schwächte die Vernichtung des einheimischen Protestantismus eben das Element, das allein durch die Überlegenheit seiner Kultur befähigt gewesen wäre, dem vielsprachigen Gemisch in dem Donaureiche festen Halt zu geben, nämlich das deutsche. Da das Tschechentum gebrochen schien und vor dem Deutschtum seit dem Dreißigjährigen Kriege rasch zurückwich, die Slowenen im Süden noch gar nicht zum

Bewußtsein ihrer Nationalität gekommen waren, so hätte nach dem Dreißigjährigen Kriege eine Germanisierung Österreichs vielleicht noch im Bereiche der Möglichkeit gelegen, und selbst in Ungarn war das Magyarentum noch ohne jede höhere Bildung und durchsetzt von zahlreichen deutschen Stadtgemeinden, die sich wohl so hätten verstärken lassen, daß auch hier die Kulturherrschaft der Deutschen gesichert worden wäre.

Aber dazu bot das damalige durch den Dreißigjährigen Krieg materiell und moralisch furchtbar geschwächte Deutschtum nur unzureichende Kräfte, und was noch schwerer wog, dieses Herrscherhaus, dessen ganze Bildung und Überlieferung überwiegend undeutsch und noch mehr protestantenfeindlich war, faßte damals solche Ziele überhaupt gar nicht ins Auge. Die Folgen blieben hier so wenig aus wie in seinem Verhältnis zu Deutschland: wie es hier mit eignen Händen seine Herrschaft untergraben hatte durch das, was sie befestigen sollte, so konnte es in den eignen Erblanden eine wirklich haltbare, auf wahrhafter Hingebung und innerlicher Verbindung seiner Völker beruhende Reichsordnung nicht zustandebringen. In der auswärtigen Politik aber ließ es die Durchführung der Hauptsache, der Eroberung Ungarns und der übrigen Donaulande bis zum Schwarzen Meere, fort und fort kreuzen durch rein dynastische Rücksichten und Bestrebungen, die es bald mit entlegenen und schwer zu behauptenden Besitzungen belasteten, ohne daß sein Donaureich den geringsten Vorteil davon gehabt hätte. Und doch lag in dem zähen Selbstgefühl und den stolzen Überlieferungen dieses Hauses eine ausdauernde und zusammenhaltende Kraft, die manche Mängel ausglich, schlimme Zeiten immer wieder überdauerte und schon durch die ungeheure Macht einer jahrhundertelangen Gewohnheit die verschiedenartigen Völker wenigstens an die Dynastie band und so zusammenhielt, auch wenn eine innere Verschmelzung nicht möglich war. Dazu bot die große historische Stellung des Kaisertums, sowenig dies noch eine monarchische Gewalt war, eine Menge von Handhaben, um der habsburgischen Politik einen Einfluß in Deutschland zu sichern, der den jeder andern Dynastie noch immer weit übertraf.

Leopold I.

Der Herrscher, der dies eigentümliche, stets schwer zu regierende Staatswesen ein halbes Jahrhundert hindurch zu leiten hatte, Leopold I. (1655 bezw. 1658—1705), war als der zweite Sohn seines Vaters Ferdinand III. und der spanischen Infantin Maria Anna (geb. 9. Juni 1640) ursprünglich nicht zum Regenten, sondern zum Geistlichen erzogen worden, vor allem durch die Jesuiten Christoph Müller und Johann Eberhard Neidhard, den späteren Kardinal und Großinquisitor von Spanien. Das hing ihm immer etwas an. Körperlich fast unscheinbar, klein und schwächlich, mit schmalem, blassem Gesicht, erschien er anfangs schüchtern und auch später sehr zurückhaltend und wortkarg. Aber er hatte bei mäßigen Gaben eine gute Ausbildung genossen, sprach und schrieb fertig deutsch und italienisch, hatte viel Interesse für Geschichte, zeigte ein gutes Verständnis für Musik, wie er denn auch selbst komponierte, und lebte sittlich untadelhaft. In Geschäften bewies er ein kluges und rasches Urteil und war erfüllt von dem Gefühle seiner monarchischen Würde, und nicht minder von dem felsenfesten Glauben an die Zukunft seines Hauses. Dies gab ihm in Verbindung mit seiner strengen, freilich auch sehr ausschließlichen katholischen Frömmigkeit eine unerschütterliche Festigkeit in den Tagen der größten Gefahr. Von seinem Kabinett aus regierte er, ohne jemals Wien und seine Umgebung zu verlassen. Da in seinem Wesen kein Zug von Heroismus war, so hegte er eine entschiedene Abneigung gegen alle gewagten Unternehmungen. Sein Hof war stattlich, und bei feierlichen Gelegenheiten entfaltete er großen Prunk, obwohl sein Einkommen ihm nicht den schimmernden Glanz Ludwigs XIV. gestattete. Bei allen Mängeln war er vielleicht gerade der Herrscher,

dessen das damalige Österreich bedurfte. Denn vorsichtige Behandlung der schwierigen Verhältnisse im Innern, zähe Ausdauer im Kampfe vor allem gegen die Türken, Festhalten an der historischen Stellung des Hauses Habsburg in Deutschland, das waren Dinge, die ein genialer und thatendurstiger Herrscher wahrscheinlich nicht so gut geleistet hätte, wie Leopold I.

Leopolds Minister.

Unter seinen Ministern nahm anfangs (seit 1662) Johann Weichard Graf von Auersperg (geb. 1615), der alte Vertraute Ferdinands III., den ersten Platz

426. Wenzel Eusebius, Fürst von Lobkowitz.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Ph. Kilian.

ein. Ihm folgte 1669 Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz (geb. 1609), der seine Stellung bis 1675 behauptete. Beide waren Gegner der spanischen Art und Bewunderer Ludwigs XIV. Ihnen gegenüber vertrat der Burgunder Franz von Lisola eine entschieden franzosenfeindliche Richtung. Aber die Lebensinteressen Österreichs lagen nicht im Westen, sondern im Osten. Die Vernichtung der türkischen Herrschaft in Ungarn war das wichtigste Ziel seiner Politik, und in der That knüpft sich an Leopolds I. Namen die Gestaltung des österreichischen Reichsgebiets in den Grenzen, in denen es noch heute wesentlich besteht.

Das Osmanische Reich und der Krieg um Kandia.

Beginnender Verfall.

Noch stand das Reich der Osmanen, in riesiger Ausdehnung über drei Erdteile gelagert, von den Karpaten bis zu den Stromschnellen des Nil, vom Atlas bis zum Ararat als gefürchtete Kriegsmacht dem christlichen Europa gegenüber, als die Grundlagen seiner Größe bereits rettungslos zu zerfallen begannen (vgl. Bd. V, S. 472 f.). Im Serail herrschten Verschnittene und Weiber. Die Siamet und Timare (große und kleine Lehnsgüter) wurden oft an untaugliche Leute verliehen, die Musterungen unterblieben, die Janitscharen nahmen erst die Kinder der Krieger, dann auch Türken auf, endlich wurden kurz vor 1640 die Aushebungen von Christen zum Kriegs- und Palastdienst, für die sie ihre besten Kräfte, ihre fähigsten Köpfe hatten hergeben müssen, ganz eingestellt. Das bedeutete für die Rajah (Herde), wie die Mohammedaner die unterworfenen Christenstämme verächtlich nannten, den Beginn einer neuen Zeit; in der Ferne zeigte sich ihnen die Möglichkeit der Befreiung, für die Türken also die Aussicht auf die allmähliche Auflösung ihres Reiches in Europa.

Osmanen und Christen.

Jeden andern Weg hat den Türken nicht eine besondere Unfähigkeit dieses Stammes zu höherer Kultur, sondern ihr religiöser Glaube abgeschnitten. Für sie gab der Koran nicht nur das religiöse, sondern auch das bürgerliche Gesetz. Daher übte das Kollegium der Ulemas unter dem Mufti ebensowohl die höchste geistliche wie richterliche Gewalt. Von ihnen hing die Besetzung aller Richterstellen (Kadi) ab, und die Verwaltung des größten Teiles der ausgedehnten geistlichen Güter (Wakuf); der Mufti gab in schwierigen Fällen die Entscheidung durch sein Fetwa, und da sich sein Ansehen auf den Koran stützt, so war, obwohl er vom Sultan als Kalifen ernannt wurde, seine Macht die einzige, die dem Despotismus noch einigermaßen selbständig und beschränkend gegenübertrat. War nun aber alles Wissen im Koran enthalten, so war eine Weiterbildung menschlicher Erkenntnis nicht möglich; es handelte sich vielmehr in den islamitischen Schulen (Medresen), die sich an die Moscheen anschlossen, immer nur um die Überlieferung des vorhandenen Stoffes. Da ferner die Worte des Propheten im Koran auch die Grundlage des bürgerlichen Rechts gaben, so war jede Annäherung an die Unterworfenen, jeder Ausgleich zwischen dem Herrenvolk und der „Herde" undenkbar, denn der Koran gebot die Knechtschaft des Ungläubigen unter dem Gläubigen als unverbrüchliches Gesetz. Dem Christen konnte der Mohammedaner Gnade erweisen, niemals aber ein Recht zugestehen; kein Gerichtshof nahm das Zeugnis eines Christen gegen einen Mohammedaner an, kein Türke bediente sich als Beamter ihm gegenüber einer andern als der türkischen Sprache. Am osmanischen Staatswesen teilzunehmen, war dem Christen als solchem unmöglich. Nur etwa die Kriegerdörfer (vojniški sela) in einzelnen Hochthälern des Balkan und des Rhodopegebirges, die sich den Türken durch Vertrag unterworfen hatten und Kontingente stellten, machten eine Ausnahme. Im übrigen stand der Eintritt in den türkischen Staatsverband nur Abtrünnigen offen. Nun hat aber ein Massenübertritt christlicher Stämme in Europa nur in zwei Landschaften stattgefunden; in Bosnien gingen die slawischen Grundherren (Begs) zum Islam über und wurden erbliche Lehnsträger (Spahis), in Albanien einige ganze Völkerschaften, doch beide ohne damit ihre Nationalität aufzugeben. Im übrigen haben immer nur einzelne den Glauben gewechselt und dann allerdings vielfach eine große Rolle gespielt, denn nach der Abkunft fragten die Türken dann nicht, und das türkische Reich wurde thatsächlich nicht selten von Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen regiert, die als „Tributkinder" (Itschoglan) am großherrlichen Hofe auf das sorgfältigste erzogen waren. Die Masse der unmittelbar

unterworfenen Christen aber zahlten dem Staate die Kopfsteuer (Charadsch), den Zehnt von allen Erzeugnissen, der verpachtet wurde, und die Viehsteuer; außerdem hatten sie ihren mohammedanischen Grundherren, den Spahis und Timarliks, Frondienste und Abgaben zu leisten.

Die griechische Kirche.

Zufrieden damit, ihre Unterthanen auszubeuten, kümmerten sich die Türken um das innere Leben und das Wohl und Wehe der Rajah schlechterdings nicht. Diese lässige Verwaltung und die vollkommene Abschließung der christlichen Balkanvölker von der herrschenden Rasse hat die Erhaltung ihrer Stammeseigentümlichkeit begünstigt. Jeder Willkür jedes einzelnen Osmanen ausgesetzt, rechtlos vor türkischem Gericht, lernten sie in hündischer Demut sich zu beugen, zu schmeicheln und zu heucheln und jede List der rohen Gewalt entgegenzusetzen, aber tief im Herzen lebten unverloren der Haß gegen die „Fremden“ und die Hoffnung auf bessere Zeiten. Und wie fest hielt alle diese Stämme, Griechen wie Slawen, die griechische Kirche zusammen! Es hatte den türkischen Sultanen immer ganz fern gelegen, ihre Wirksamkeit stören zu wollen; sie sahen im Gegenteil in ihr weit eher ein Mittel, ihre christlichen Unterthanen zu beherrschen, und gewährten ihr deshalb weitgehende Privilegien. Die vier großen Patriarchen von Konstantinopel, Antiochia, Jerusalem und Alexandria wurden unter Mitwirkung des Sultans gewählt und von ihm bestätigt, einzelnen kirchlichen Anstalten besondere Freiheiten eingeräumt. Die merkwürdige Mönchsrepublik auf dem Athos (Hagion oros), die allmählich aus zwanzig seit dem 10. Jahrhundert begründeten Klöstern griechischer, georgischer (iberischer), serbischer und bulgarischer Mönche erwachsen war und in ihrer wald- und luftfrischen Bergeinsamkeit hoch über dem blauen Ägäischen Meere noch heute ein wohlerhaltenes Stück byzantinischen Mittelalters verkörpert, hatte sich 1430 freiwillig den Türken unterworfen und sich dadurch gegen eine Abgabe die Freiheit ihrer Verwaltung gewahrt, die nur von einem im Hafenort Karyäs wohnenden türkischen Beamten (Kaimakam) beaufsichtigt wurde. Eine ähnliche Selbstständigkeit behauptete die seit dem 14. Jahrhundert bestehende Klostergruppe der Meteora auf den „roten hängenden Steinen“ (lithoi meteoroi), steil aufstrebenden, isolierten Sandsteinfelsen am oberen Peneios im nordwestlichen Thessalien angesichts der schneebedeckten, zackigen Gebirgskette des Pindos. Das thatsächliche Haupt dieser Kirche, der Patriarch von Konstantinopel, der alle Metropoliten und Bischöfe und viele Klostervorsteher ernannte, gebot über einen Raum, der das türkische Reich an Umfang übertraf. Denn nicht nur die Griechen, sondern auch alle Slawen der Balkanhalbinsel, darüber hinaus noch die Rumänen und lange auch die Russen waren ihm unterworfen, nur die beiden bulgarischen Erzbischöfe von Ochrida und Ipek waren selbstständig (autokephal). Auch unter den Slawen und Rumänen gehörte die Geistlichkeit der griechischen Nationalität an, oder war mindestens in griechischen Priesterseminarien gebildet, so daß ihre Herrschaft für Serben und Bulgaren eine kirchliche Fremdherrschaft zu der weltlichen der Osmanen fügte. Selbst die Kirchensprache wurde wenigstens in den Städten griechisch. Jeder griechisch-orientalische Christ verehrte in dem Patriarchion und der Marienkirche zu Konstantinopel, deren hohes Doppelkreuz weit hinausschaute auf Land und See, den Mittelpunkt seiner Kirche, die zugleich eine Art politischer Gemeinschaft bedeutete. Die Christin, die einen Türken heiratete, verfiel dem Bann, und kein Christ hätte gegen einen Glaubensgenossen vor einem türkischen Richter eine Klage angebracht; dergleichen Fälle schlichteten die „Alten“ des Dorfes, „Geronten“ bei den Griechen, „Starschiny“ bei den Slawen genannt, oder auch der Geistliche, der Bischof, in letzter Instanz der Patriarch, der noch heute über seine Glaubensgenossen die Zivilgerichtsbarkeit ausübt. Nicht nur der feste Zusammenhalt den türkischen Herren gegenüber bewirkte diese unbedingte Unter-

werfung unter die Entscheidung eines Priesters, der jedes äußeren Zwangsmittels entbehrte, mehr noch vielleicht der Glaube an die furchtbare Gewalt seines Bannfluches. Wer von ihm getroffen wurde, dessen Leiche — so ging die schauerliche Sage — konnte nicht verwesen, dessen Seele hielt der Teufel in den Händen, bis der Bann gelöst war.

Wirtschaftliche Lage.

Obwohl das ganze Dasein den Christen des Türkischen Reiches in beständiger Angst vor Gewaltthat verstrich, so würde es doch falsch sein, sich etwa die ganze christliche Bevölkerung als eine elende, dürftige Masse in der Art der damaligen polnischen Bauern oder gar die ganze Türkei als ein verödetes Land vorzustellen. Einzelne Landschaften waren freilich sehr heruntergekommen. Morea z. B. zählte damals auf 397 Geviertmeilen nur etwa 250000 Einwohner in 2115 Ortschaften und Höfen, Athen bestand aus einem Haufen elender Hütten unter den erhabenen Trümmern der Akropolis, aber diesen Verfall hatte nicht erst die türkische Herrschaft herbeigeführt. Das Schlimmste war die Unsicherheit des Rechts; aber nicht nur die Masse und nicht nur die Christen litten darunter. Brauchte einmal ein tyrannischer Sultan Geld, so ließ er wohl einem reichen christlichen Bankier die aufgehäuften Schätze wegführen und ihren Herrn an der Thür seines Hauses aufhängen. Vor solchem Schicksal war jedoch auch der vornehmste Pascha nicht sicher. Solche Akte roher Willkür wirkten doch immer nur stoßweise, und List und Bestechung milderten manches. Selbst im christlichen Europa gab es damals den Grad von Rechtssicherheit, den die Gegenwart voraussetzt, nicht. Die griechischen Geschlechter des Fanars (Fener) am Goldenen Horn (Fanarioten) teilten sogar mit den Türken gewissermaßen die Herrschaft als Bankiers, Steuerpächter und Inhaber der höchsten Kirchenämter, nahmen auch wohl türkische Sitten an und entfalteten in ihren äußerlich freilich unscheinbaren Häusern oft den üppigsten orientalischen Luxus. Die wirtschaftliche Arbeit ging überhaupt doch im ganzen ruhig fort, und auch die große Masse der türkischen Bevölkerung nahm daran Anteil. Die Landwirtschaft blieb natürlich der alten Weise der Väter treu, denn wie hätte namentlich der christliche Bauer auf Verbesserungen denken können! Ein großer Teil des anbaufähigen Landes lag deshalb brach als Weideland für die halbwilden Herden, und die herrlichen Wälder wurden meist roh verwüstet, jedenfalls nicht gepflegt. Immerhin gediehen außer dem Brotkorn Wein, Oliven und andre Südfrüchte wie in alter Zeit, und ebenso gab es eine rege Gewerbthätigkeit, das Erbteil des Altertums. Gefärbtes Leder und Lederarbeiten, herrliche Teppiche, Stickereien, Seidenzeuge, Tuche der verschiedensten Art, Metallwaren, namentlich Waffen und Schmucksachen, Bernstein- und Meerschaumarbeiten wurden in vielen Teilen des weiten Reiches zum Teil in vorzüglicher Beschaffenheit gefertigt und auch ausgeführt. Um den Großhandel kümmerten sich die Türken allerdings wenig; dieser lag überwiegend in den Händen der Christen, namentlich der Armenier, der Griechen und der Ragusaner, deren kleine thatkräftige Republik an der öden Felsküste des Adriatischen Meeres seit dem 15. Jahrhundert mehrfach Freibriefe von dem Sultan erhielt, allmählich die Genuesen und die Venezianer völlig überflügelte und im 17. Jahrhundert den ganzen Binnenverkehr der Balkanhalbinsel beherrschte. Sie hatten ihre Faktoreien in allen wichtigen Donaustädten, in Adrianopel, Philippopel, Sofia, Skopia (Üsküb), Sarajewo u. a. m. Auch ansehnliche Niederlassungen portugiesischer und spanischer Juden waren schon im 16. Jahrhundert in den größeren Handelsstädten entstanden. Leidliche, meist allerdings nur für Saumtiere benutzbare Handelsstraßen, an denen man überall steinerne Karawanserein und in den Städten große Kaufhäuser (Chan) antraf, liefen durch das ganze Reich, so die alte große Linie von Belgrad nach Konstantinopel und Saloniki, von der in Nissa (Nisch) die Straßen nach Ragusa und

Spalato abzweigten. Man reiste zu Pferde in Karawanen und daher ziemlich langsam, brauchte z. B. von Konstantinopel nach Belgrad 20, nach Ragusa 25, nach Spalato 38—50, nach Silistria 10, von Belgrad nach Saloniki 18, von Widdin nach Silistria 4 Tage. Wichtiger war natürlich der Seeverkehr, in dem die Griechen mit zahlreichen kleinen, schnellen Segelfahrzeugen nach wie vor die erste Rolle spielten. Auch außer Konstantinopel gab es auf der Balkanhalbinsel ansehnliche Handels- und Fabrikstädte. Philippopel zählte 1674 etwa 40000 Einwohner, Sofia war ein großer Stapelplatz für den Tuchhandel, Skopia beschäftigte 1669 an 700 Gerber. In Asien, dem Hauptlande der Türken, behaupteten die großen alten Verkehrsmittelpunkte, wie Brussa, Smyrna, Damaskus u. a. m., eine große Bedeutung.

Geistiges Leben.

Was von höherer geistiger Bildung bei den Christen vorhanden war, das vermittelte fast ausschließlich die Kirche. Andachtsbücher u. dgl. wurden in griechischer und serbischer Sprache vielfach gedruckt. Auch die Kunstübung lag wesentlich in den Händen geistlicher Werkmeister und bewegte sich ganz in den Bahnen der byzantinischen Überlieferung. Noch um 1600 schrieb der Mönch Dionysios vom Athos ein weithin wirksames „Handbuch der Malerei vom Berge Athos". Aber das Andenken an ihre glänzende Vergangenheit verschwand auch bei den Griechen beinahe ganz, obwohl sie allerorten von Resten alter Kunst umgeben waren. Die alten Hellenen galten ihnen als Riesen, ihre eigne Sprache mischte sich mit zahllosen türkischen, italienischen, slawischen Brocken und löste sich in zahllose Mundarten auf wie in der Urzeit. Nur etwa die kunstvollen Waffentänze erhielten sich, und in melancholischen Liedern (Tragudia, Pjesma) besangen Griechen wie Slawen und Albanesen Leid und Freude eines einfachen Lebens, über dem wie ein unentrinnbares Schicksal der türkische Despotismus hing. Die Erinnerung an eine bessere Vergangenheit bewahrten in solcher Form, in Heldenliedern, die zur Gusla klangen, fast nur die Serben und Albanesen.

Unabhängigkeitsbestrebungen; die Haiducken.

Osmanischer Gewalt sich zu entziehen, gab es lediglich ein Mittel, die Flucht in die Berge. Das begann schon früh und führte oft zu Neugründungen von Ortschaften, die sich in fester Gebirgslage unabhängiger behaupten konnten und den türkischen Herren gewöhnlich nur einen geringen Tribut zahlten. So waren z. B. schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die wohlhabenden Griechendörfer des Peliongebirges bei Volo in Thessalien entstanden; so entzogen sich im Anfange des 17. Jahrhunderts die tapferen Mainoten im südlichen Teile des wilden Taygetos der Herrschaft ihrer osmanischen Grundherren und Beamten, hörten auf den Charadsch zu zahlen und bildeten eine kriegerische Genossenschaft unter ihren Häuptlingen, die sich trotz unaufhörlicher blutiger Geschlechterfehden zu Lande durch kecke Raubzüge, zur See als verwegene Korsaren, nicht selten unter der Führung ihrer Priester, gefürchtet machten. Um 1615 zählten sie etwa 6000 waffenfähige Männer. Kurz vorher (1604) ertrotzten die serbischen Tschernagorzen (Montenegriner) ihre Unabhängigkeit von dem Pascha von Skodra (Skutari) und standen seitdem unmittelbar unter dem Sultan. Zwar blieb der Charadsch bestehen, aber sie hatten ihren eignen Kriegsobersten (Spahi) und ihr besonderes geistliches Oberhaupt (Vladika), ein Amt, das seit 1658 in der Familie Njegusch erblich wurde. Sie zählten 1606 etwa 8000 waffenfähige Männer in militärischer Einteilung unter Knjäsen und bewohnten 93 Dörfer um den Hauptort, das Kloster Cettinje. Um dieselbe Zeit gewann ein albanesischer Stamm vom Volke der Ghegen, die Klementi östlich vom Skutarisee, unter Führung römisch-katholischer Missionäre, die Venedig sandte, eine ähnliche Stellung. Wo derartiges nicht möglich war, da blieb dem einzelnen nur die gesetzlose Freiheit des Räuberlebens, und auch dieses entwickelte sich in größerem Umfange erst, als die Aushebungen für den türkischen Kriegs- und Sklavendienst der Rajah nicht mehr die besten Kräfte entzogen. Seitdem

galten dem Volke die „Haiducken" in Serbien und Bulgarien, die „Klephthen" in Griechenland als die Vorkämpfer gegen das verhaßte Joch, als Retter und Rächer; sie fanden bei den Christen überall Förderung und Unterstützung, und zahllose Lieder feierten ihre kühnen Thaten.

Die Sultane und die Janitscharen.

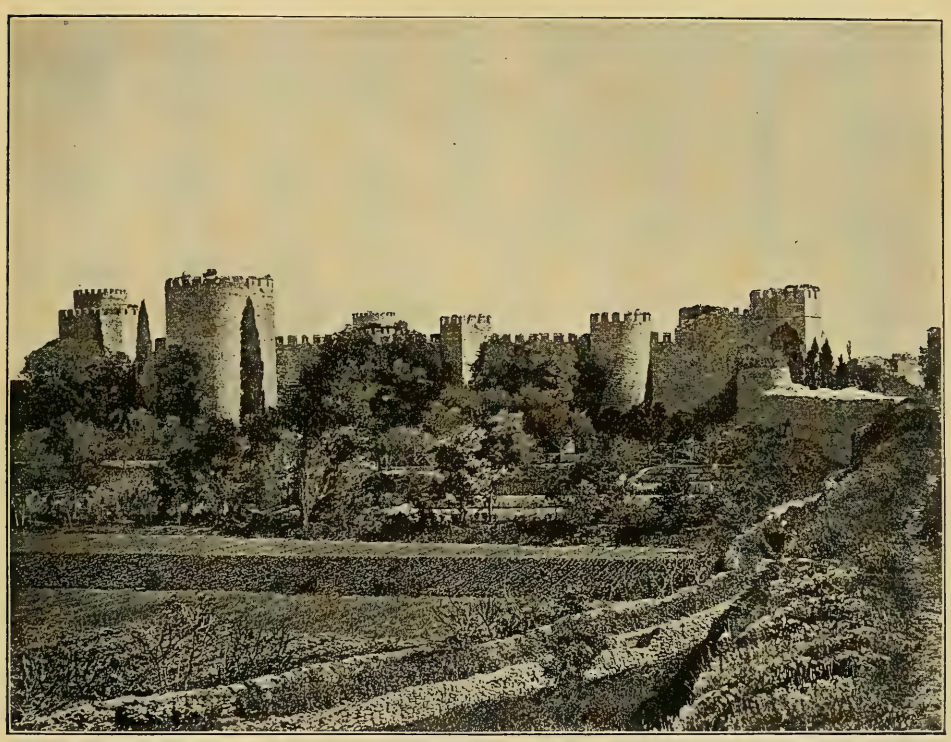
Die Aussicht auf Befreiung eröffnete sich allerdings erst mit dem fortschreitenden Verfalle osmanischer Kraft, zu der die Schwäche und Willkür der Sultane, die Zuchtlosigkeit der Janitscharen, endlich in entscheidenden Augenblicken auch die Erhebung der Ulemas zusammenwirkten. Mohammed III. (1595—1603) begann seine Regierung nach türkischer Weise mit der Ermordung seiner 19 Brüder. An die Janitscharen

427. Sultan Mohammed III.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

mußte er 660000 Dukaten zahlen; als die Spahis das nicht auch erhielten, brachen sie in Meuterei aus. Der seit 1593 in Ungarn wieder begonnene Krieg war wenig erfolgreich; erst die Erhebung in Ungarn unter Stephan Bocskay ermöglichte unter Ahmed I. (1603 — 17) den günstigen Frieden von Szitvatorok im Jahre 1606, obwohl er doch ein Zurückweichen von alten, lange zäh festgehaltenen Ansprüchen in sich schloß (s. S. 126 ff.). Im übrigen beherrschten damals das Reich die Weiber des Harems und der Kislar-Aga, das Haupt der schwarzen Verschnittenen, nach deren Laune die Wesire kamen und gingen, und schrecklicher als je war der Druck auf die Rajah. Nach Ahmeds frühem Tode erhoben die Janitscharen seinen blödsinnigen Bruder Mustafa, beseitigten ihn aber schon wieder im Februar 1618, um ihn unter Beistimmung der Ulemas durch Ahmeds Sohn Osman II. zu ersetzen

(1618—22), einen kühnen Reiter und trefflichen Bogenschützen, der mit großen Kriegsplänen gegen die Polen umging, als sich König Sigismund III. rüstete, dem Kaiser seine Kosaken gegen Bethlen Gabor zu Hilfe zu senden (S. 158). Doch der Feldzug schlug übel aus. Die Janitscharen hatten ihn schon unlustig begonnen; beim Sturme auf Chocim am Dnjestr weigerten sie den Angriff und zwangen ihn zu einem nachteiligen Frieden (1621), worauf die Polen wirklich in Ungarn einbrachen und dem Siebenbürger den Vertrag von Nikolsburg aufnötigen halfen (S. 166).

Voll Grimmes über seine unbotmäßige Garde zurückgekehrt, dachte der Sultan daran, sich in Asien aus Arabern, Turkomanen und Kurden eine neue gehorsame Armee zu schaffen und die alte aufzulösen. Als er sich aber anschickte, nach Asien



428. Schloß der „Sieben Türme" in Konstantinopel.
Nach einer Originalphotographie.

abzureisen, erhoben sich die argwöhnisch gewordenen Janitscharen, setzten Mustafa wieder auf den Thron und ließen Osman im Schloß der „Sieben Thürme" (Heptapyrgion, Jedi Kuleler, in der südwestlichen Ecke der Stadtmauer) greuelvoll umbringen (Mai 1622). Da jedoch Mustafa sich als vollkommen unfähig erwies und in den Provinzen mehrfach Aufstände ausbrachen, so beseitigte man ihn bald wieder und setzte Ahmeds zweiten Sohn Murad auf den Thron.

Murad IV. und Ibrahim.

Murad IV. (1623—40) schien anfangs unter dem Einflusse seiner Mutter, der Sultanin-Walide Kösem, Besseres zu versprechen als seine Vorgänger. Er hatte eine gute Bildung genossen und zeigte Spuren von Menschlichkeit und Milde. Aber tief erbittert über einen neuen Aufstand der Janitscharen (1632), die ihm dabei seine Vertrauten und Lieblinge ermordeten, ließ er zunächst ihre Führer heimlich aus dem

Wege räumen und entwickelte dann neben seiner Trunksucht allmählich eine wahre Leidenschaft des Blutdurstes und der Goldgier. Bei seinen Jagden fand er sein Vergnügen lediglich in dem Erwürgen des Wildes, das Tausende von Menschen auf engem Raume zusammentreiben mußten, und im Jahre 1637 berechnete man die Zahl der in den letzten Jahren auf seinen Befehl oder auch durch seine eigne Hand getöteten Menschen auf 25000! „Nun war er sehr entsetzlich. Aus seinem mit kastanienbraunem Haar, mit langem Bart halbverhüllten Gesicht drohten wilde schwarze Augen, doch nie gefährlicher, als wenn sich jene Runzeln erhoben, die ihm zwischen den Augenbrauen lagen. Da ward die Sicherheit, die er sich mit Wurfspeer und Bogen erworben,

429. Seegefecht bei Rhodos.

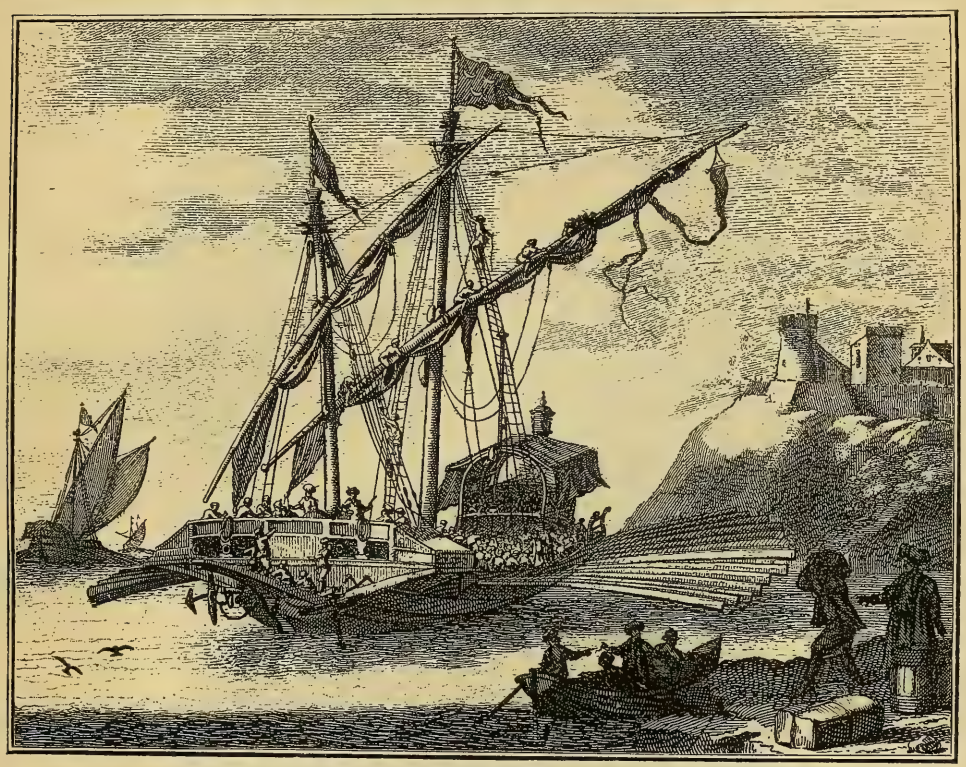
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in Merian, „Das langbestrittene Königreich Kandia".

unfehlbar tödlich. Mit Zittern ward er bedient, jedermann sprach mit Zeichen." Seiner furchtbaren Härte gelang es, wenigstens die Kriegszucht wiederherzustellen; das abgefallene Bagdad, das die Perser besetzt hatten, wurde unter unmenschlichen Grausamkeiten vor seinen Augen wiedererobert, aber der alte kriegerische Geist kehrte nicht wieder. — Nach seinem Tode (Februar 1640) folgte sein jüngster Bruder Ibrahim (1640—48), ein Schwächling, dessen Kraft die jahrelange Todesfurcht gebrochen hatte. Gleichwohl begann unter ihm der letzte glückliche Eroberungskrieg, den die Türken überhaupt unternommen haben, der Kampf um Kandia.

Beginn des Krieges um Kandia.

Venedig, damals auch auf der Hut vor der habsburgischen Übermacht (s. S. 311 f.), suchte um so mehr den Frieden mit den Osmanen zu bewahren, in deren Ländern seine wichtigsten Handelsinteressen lagen, und hatte deshalb sogar eine Entschädigung

dafür gezahlt, daß im Jahre 1639 der Admiral Marino Capello ein türkisches Seeräubergeschwader im Hafen von Avlona in Albanien weggenommen hatte. Doch genügte dies noch nicht, um den Zorn der Türken zu besänftigen, und als am 28. September 1644 maltesische Galeeren ein paar reichbeladene türkische Fahrzeuge, welche vornehme Pilger nach Mekka führen sollten, in der Nähe von Rhodos nach hartem Kampfe erobert, dann aber in einem Hafen Kandias freundliche Aufnahme gefunden hatten, da gab dies den willkommenen Anlaß zu gewaltigen Rüstungen im ganzen Reiche. Im Sommer 1645 landete Jussuf Pascha, ein dalmatischer Renegat, mit 50000 Mann auf dem völlig unvorbereiteten Kandia, dessen griechische Bevölkerung



430. Türkische Galeere.

Nach einem Kupferstiche von Siebert van der Meulen.

überdies den tiefsten Haß gegen ihre abendländischen Herren hegte (s. Bd. V, S. 469); schon am 7. August fiel Kanea durch Übergabe, im November 1646 nahm Hussein Pascha Rettimo mit Sturm und begann dann die Einschließung der Hauptstadt Kandia, so große Anstrengungen auch der Generalproveditore Andrea Cornaro machte. Nur zur See blieben die Venezianer überlegen.

Sturz des Sultans Ibrahim.

Statt also in dem Ruhme leichter Eroberungen zu schwelgen, mußte Ibrahim neue Steuern ausschreiben, ohne doch die Truppen bezahlen zu können, da sein Harem alles verschlang. Gefährlicher als sonst wurde jedoch die Gärung erst dadurch, daß er auch die Ulemas, mit Verletzung ihrer alten Vorrechte, zu den Abgaben heranzog und sogar sich nicht scheute, den Wakuf anzutasten. Da verbündete sich der Mufti Abderrhaman mit den Agas der unzufriedenen Janitscharen zum Sturze des Sul-

tans. Am 8. August 1648 in der Moschee Ahmeds versammelt, forderten sie ihn auf, sich vor ihnen zu verantworten; als er sich dessen wie natürlich weigerte, erklärte der Mufti durch ein Fetwa seine Absetzung, da er nicht mehr als ein rechtgläubiger Moslem betrachtet werden könne, und führte sie durch, ohne daß jemand eine Hand für Ibrahim erhoben hätte. Darauf wurde der Sultan erdrosselt, und sein siebenjähriger Sohn Mohammed IV. (1648—87) in der Moschee Ejubs nach altem Brauche mit dem Schwerte der Herrschaft umgürtet.

Mohammed IV.

Es schien beinahe, als sollte die Regierungsgewalt ganz und gar in die Hände der verbündeten Krieger- und Priesterkaste fallen und der Großherr fortan nur ihr

431. Sultan Mohammed IV.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Werkzeug abgeben. Dazu indes waren die Sieger nicht einig und ihr Triumph nicht vollständig genug. Zunächst mußten die Sipahi, die mit der Ermordung Ibrahims nicht einverstanden waren, gewaltsam niedergeworfen werden. Sodann erhoben sich die Verschnittenen des Serail unter dem Kislar-Aga gegen die Militärherrschaft, die den Krieg um Kandia nicht erfolgreicher führte als der gestürzte Herrscher und die Volksstimmung gegen sich hatte. Die Sultanin-Walide fiel als ihr erstes Opfer, und als das Serail die grüne Fahne des Propheten aufzog, da sammelte sich das Volk um sie, auch die Ulemas weigerten den Agas ihre Unterstützung, ihre eignen Leute fielen von ihnen ab. Auf dem Wege nach den Provinzen, wohin man sie sandte, wurden sie dann meuchlings niedergemacht (1651). Zwar erzwangen einige Zeit

nachher die Janitscharen von dem Sultan die Hinrichtung der neuen Günstlinge, aber die Herrschaft war ihnen verloren.

Bei solcher Zerrüttung nahm der auswärtige Krieg schlechten Fortgang. Gleichwohl wurde der Friede, den Venedig im Jahre 1649 anbot, verweigert, der Bailo (Gesandter), der den Antrag stellte, in die Sieben Thürme geworfen, sein erster Dragoman (Dolmetsch) sogar hingerichtet. Aber auf Kandia gingen die Dinge nicht vorwärts,

432. Großwesir Mohammed Köprili.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

und zur See erlitten die Osmanen eine Niederlage nach der andern. Im Juni 1651 wurde ihre Flotte zwischen Paros und Naxos, im Juni 1656 am Ausgange der Dardanellen vollständig geschlagen; im Innern herrschten Unfriede und Steuerdruck.

Die Köprili und die Eroberung von Kandia.

So stand es, als Mohammed IV. für volljährig erklärt wurde (1656) und auf Rat seiner klugen Mutter dem gewaltigen Albanesen Mohammed Köprili im Einverständnis mit den Ulemas und den Janitscharen das Großwesirat mit unumschränkter Gewalt übertrug. Zum letztenmal faßte die eiserne Faust dieser Köprili (Mohammed bis 1661, Ahmed bis 1676) die Kraft des Osmanischen Reiches zu mächtigen Angriffsstößen gegen das christliche Abendland zusammen. Im Innern ein blutiges Schreckensregiment, war nach außen ihre Herrschaft so gefürchtet wie die Solimans II. Vor

allem warf Mohammed Köprili seine Macht auf die Venezianer. Die dreitägige Seeschlacht vor den Dardanellen im Juli 1657 verschaffte ihm das verlorene Übergewicht im Ägäischen Meere wieder, dann fielen Lemnos und Tenedos, und vor Kandia erschien Mustafa Pascha mit neuen Streitkräften. Der Krieg in Ungarn, die Schlacht bei St. Gotthard (1664, s. unten) gewährte den Venezianern nur für kurze Zeit Erleichterung; durch den Frieden von Vasvár (August 1664) nach dieser Seite hin wieder frei, übernahm Ahmed Köprili im Jahre 1666 selber die Leitung der Belagerung von Kandia. Schon war der größte Teil der Insel von den Türken

433. Josias von Waldeck.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in Merian, „Das langbestrittene Königreich Kandia".

erobert, da die Griechen aus Haß gegen die Venezianer sie eifrig unterstützten, aber um diese Festung entbrannte ein Heldenkampf, wie einst im Jahre 1565 um Malta. Papst Clemens IX. sandte Geld und Truppen, selbst Ludwig XIV. mußte französische Zuzüge gestatten, aus Deutschland kamen 3000 Mann braunschweigischer Truppen unter Josias von Waldeck, einem Vetter des Grafen Georg Friedrich. In der Stadt befehligte François de Ville, nach ihm der Hugenott St. André de Montbrun, auf der Flotte im Hafen der Venezianer Francesco Morosini. Aber trotz des tapfersten Widerstandes erwies sich der türkische Angriff als übermächtig. Als im Juni 1669 die letzten Hilfsmannschaften eintrafen, lagen fast alle öffentlichen Gebäude der Stadt schon in Trümmern, die Straßen waren mit Schutthaufen und Kugeln

bedeckt, die Wälle so zusammengeschossen und unterwühlt, daß die Verteidiger kaum noch Fuß fassen konnten. Die Ausfälle blieben vergeblich, Waldeck, mit seinen Deutschen stets an den gefährlichsten Stellen der angegriffenen Bastionen, fand im August seinen Tod, und noch in demselben Monat zogen die französischen, päpstlichen und maltesischen Hilfstruppen ab. Noch schlugen die Belagerten mit Aufgebot ihrer letzten Kräfte einen Sturm zurück, aber sie wußten, daß sie einen neuen nicht bestehen könnten. Da setzte Morosini im Kriegsrat den Beschluß durch, die Festung und die Insel gegen freien Abzug zu übergeben (27. August 1669). Nachdem sich die Besatzung und die Bewohnerschaft eingeschifft hatten, empfing Ahmed Köprili auf der zertrümmerten Andreasbastion die Schlüssel der Stadt (27. September), und am 24. Oktober 1671 schloß Venedig auf Grund der Abtretung von ganz Kandia den Frieden von Salona. Die venezianische Herrschaft im Ägäischen Meere war vernichtet.

Der erste Türkenkrieg Leopolds I.
(1662—64.)

Gleichzeitig mit dem Kriege um Kandia wandte Ahmed Köprili die türkischen Waffen wieder gegen Ungarn, begünstigt, wie immer, hier durch die Kämpfe selbstsüchtiger Machthaber um den Fürstenhut Siebenbürgens und das Streben der magyarischen Magnaten nach zügelloser Adelsherrschaft, dort durch die habsburgische Politik, die das Doppelziel: die Adelsfreiheit zu vernichten, um das Erbreich aufzurichten und den Protestantismus in Ungarn auszurotten, mit hartnäckiger Beschränktheit verfolgte, so oft auch die Erfahrungen eines Jahrhunderts erwiesen hatten, daß beides zu erreichen unmöglich sei. Denn jeder ungarische Aufstand konnte auf türkische Hilfe zählen, und der Kampf gegen den religiösen Druck verlieh dem Widerstande der Ungarn eine sittliche Berechtigung und Stärke, die er sonst entbehrt hätte. So wiederholen sich in eintönigem Wechsel ungarische Empörungen und österreichische Gewaltmaßregeln, verheerende Einfälle der Türken und ungenügende Abwehr der Kaiserlichen fast das ganze 17. Jahrhundert hindurch. Erst am Ende desselben fallen die entscheidenden Schläge, die die solange behauptete osmanische Macht in Ungarn vernichten und dem Reiche der Habsburger seine natürlichen Grenzen sichern, ein Werk mehr deutscher als österreichischer Siege.

Siebenbürgische Thronkämpfe.

Im habsburgischen Ungarn war im Juni 1655 Ferdinands III. Sohn, Leopold I., zum König gewählt und gekrönt worden, indem der Reichstag das Ansinnen, die Erblichkeit anzuerkennen, entschieden zurückwies. In Siebenbürgen und Ostungarn folgte auf Georg Rákóczy I. sein gleichnamiger Sohn Georg Rákóczy II. (1648—60), als Gemahl der Sophie Báthory und durch eignen Besitz der reichste Magnat Ungarns, ehrgeizig, unruhig und hochstrebend. Er gewann auch die Oberherrlichkeit über die Moldau und Walachei; als er aber am polnisch-schwedischen Kriege unglücklich teilnahm (s. S. 662 f.), befahl die Pforte seine Absetzung und erzwang die Wahl des Franz Rhédey zum Fürsten (November 1657). Rákóczys Versuch, die Herrschaft wiederzugewinnen, zog die Türken in das unglückliche Land. Tatarische und kosakische Schwärme verwüsteten aufs furchtbarste besonders das Burzenland um Kronstadt, schleppten Tausende von Menschen in die Sklaverei, brannten Weißenburg, die fürstliche Hauptstadt, aus und verschonten nur die Städte, die, wie z. B. Hermannstadt, sich durch schwere Brandschatzungen freikauften. Ihnen folgte der Großwesir Mohammed Köprili selber mit 200000 Mann; er setzte, da Rhédey zurückgetreten war, Achatius Bárcsay zum Fürsten ein (November 1658) und erhöhte dabei den siebenbürgischen Tribut von 15000 auf 20000 Dukaten. Doch nach seinem Abzuge erhob sich Rákóczy aufs neue, diesmal verbündet mit dem Woiwoden der Walachei, Michne, und wurde auch im

September 1659 von einem Teile Siebenbürgens anerkannt. Aber um dieselbe Zeit erlitt bereits sein walachischer Bundesgenosse eine völlige Niederlage bei Jassy; er selbst wurde dann bei Déva an der Maros geschlagen (November), und bei einem Versuche, die darauf begonnene Belagerung von Hermannstadt gegen Ahmed Pascha zu decken, bei Számosfalva in der Nähe von Klausenburg (22. Mai 1660) tödlich verwundet. Wenige Wochen später endete er sein unruhiges Leben in Großwardein (Juni). Dieses selbst ergab sich nach tapferer Gegenwehr den Osmanen (27. August 1660), ohne daß ein schwaches kaiserliches Heer unter de Souches dies hätte verhindern können.

Einmischung des Kaisers.

Doch damit war der Streit um den siebenbürgischen Fürstenhut noch keineswegs zu Ende, und seine Fortdauer ergriff schließlich auch das habsburgische Ungarn. Als nach der freiwilligen Entsagung Bárcsays Johann Kemény erhoben worden war (Januar 1661), verjagten ihn die Osmanen, die Siebenbürger aber riefen Österreichs Hilfe an und führten dadurch den Ausbruch des offenen Krieges zwischen dem Kaiser und der Pforte herbei. Freilich war die Unterstützung, welche Leopold I. den Siebenbürgern gewährte, viel zu schwach. Der kaiserliche General Montecucculi erschien im Lande und besetzte Klausenburg, zog dann aber vor überlegenen Kräften wieder ab, indem er nur jenen wichtigen Platz festhielt, und konnte deshalb auch die von den Osmanen befohlene Wahl Michael Apáfis nicht hindern (August 1661), ebensowenig wie die Niederlage Keménys in der Nähe von Schäßburg, bei der dieser selbst umkam (Januar 1662). Vielmehr brachte diese kaiserliche Einmischung bei dem Großwesir Köprili nur den Entschluß zur Reife, den Krieg in das habsburgische Ungarn und selbst nach Österreich zu tragen.

Unzufriedenheit in Ungarn.

Er kannte die dort herrschende Unzufriedenheit nur allzugut. Der Reichstag von 1662 erhob abermals die alten Beschwerden über religiösen Druck und deutsche Einquartierungen, obwohl die ungarischen Festungen ohne deutsche Truppen gar nicht haltbar gewesen wären und im August 1662 die Gesamtzahl derselben in Ostungarn nur 8500 Mann, in Westungarn 4200 Mann, im Donaulande 40 Kompanien und einige Schwadronen betrug. An der Spitze der Opposition stand der Banus von Kroatien, Niklas Zrinyi (geb. 1618), ein Enkel des heldenmütigen Verteidigers von Sziget, von tüchtiger Bildung, voll Leidenschaft und Ehrgeiz, ein eifriger Verfechter ungarischer Ständefreiheit, und obwohl Katholik, doch Gegner auch des kirchlichen Zwanges. Hinter ihm standen fast alle die dreizehn Komitate Oberungarns, die großenteils protestantisch waren.

Einmarsch der Türken.

Als somit der Großwesir eines ungarischen Aufstandes gewärtig sein durfte, brach er im März 1663, vom Sultan bis Belgrad begleitet, von Konstantinopel auf. Im Sommer erschien er in Ungarn, im August stand er mit 120000 Mann vor Neuhäusel, dem festen Bollwerk des kaiserlichen Ungarn, und ließ seine Tatarenschwärme bis tief nach Mähren hinein streifen. Da Montecucculi höchstens 12000 Mann seiner Truppen zur Verfügung hatte und Niklas Zrinyi ihm nur 15000 Ungarn verspätet zuführen konnte, so vermochte er die Einnahme der Festung nicht zu verhindern, die sich nach tapferer Gegenwehr am 27. September ergab.

Schlacht bei St. Gotthard.

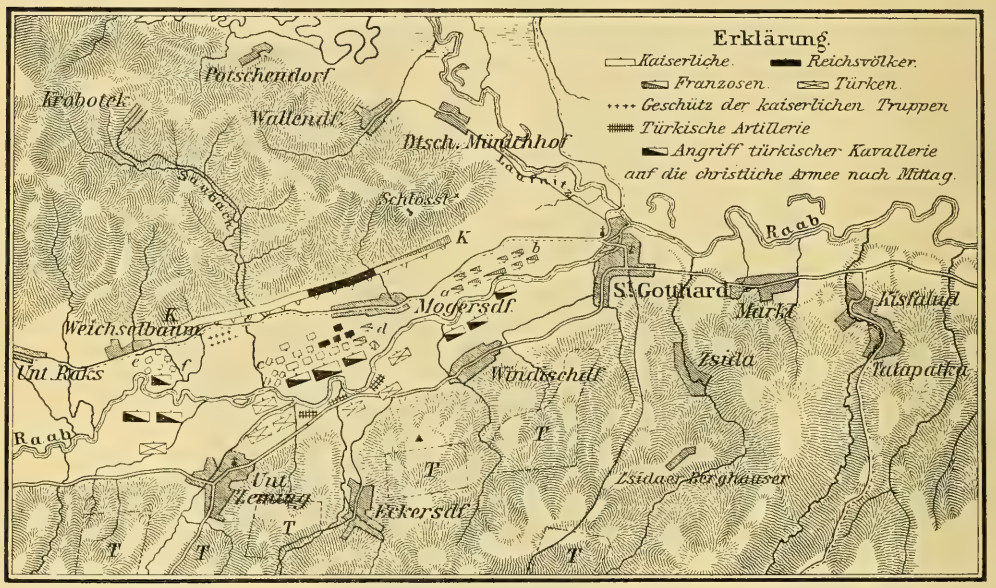
Ohne den kräftigen Beistand des Deutschen Reiches wäre eine wirksame Verteidigung gar nicht möglich gewesen. Um jenen zu erlangen, begab sich daher Kaiser Leopold I. nach Regensburg und erreichte hier ansehnliche Bewilligungen (4. Febr. 1664), auch Papst Alexander VII. gab 700000 Thaler. Vor allem sandte der Rheinbund ein Hilfskorps, das der Graf Wolf Julius von Hohenlohe führte, etwa 15000 Mann, darunter die Hälfte Franzosen unter dem Grafen von Coligny-Saligny. Noch einmal erschien der Türkenkrieg als eine Pflicht der gesamten Christenheit. Mittlerweile schlugen sich bereits Kaiserliche und Türken im westlichen Ungarn. De Souches siegte

im Mai 1664 an der unteren Gran, nahm Levenz (Léva) mit Sturm und wies am 19. Juli die belagernden Türken in siegreicher Schlacht zurück, wobei sich die Sachsen und Brandenburger besonders auszeichneten. Weiter im Süden aber zwang der Großwesir Ahmed Köprili, der im Mai 1664 von Belgrad aufgebrochen war, Niklas Zrinyi zum Abzuge von Kanischa und eroberte das von diesem 1661 angelegte Zrinyvár

434. Niklas Zrinyi.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

(30. Juni). Dann wollte er an der Raab aufwärts in Steiermark einmarschieren, als ihm gegenüber Montecucculi sich mit den Reichstruppen unter Markgraf Leopold Wilhelm von Baden und den Franzosen vereinigte und ihm an der Spitze von 28000 Mann den Übergang über den Fluß streitig machte. Endlich nahm der Großwesir mit über 50000 Mann nahe der steirischen Grenze beim Cistercienserkloster St. Gotthard seine Stellung. Gegenüber bei Moggersdorf entwickelte sich am 1. August das christliche Heer, in der Mitte die Reichstruppen, auf dem rechten Flügel die Kaiserlichen, auf dem linken die Franzosen. Indes überschritten die Türken den Fluß, nahmen Moggersdorf

und brachten das Mitteltreffen in Verwirrung, bis die Kaiserlichen die Schlacht wiederherstellten und die Janitscharen über die Raab zurückjagten. Allein nun setzten unter lautem Allahruf neue Scharen über, und während die Franzosen sich gegen diese wandten, drohten gewaltige Reitermassen das christliche Heer zu überflügeln. Schon dachten Franzosen und Reichstruppen an den Rückzug, Montecucculi aber drang auf sofortigen Angriff und mit lautem Schlachtgeschrei brachen, in weitem Halbmond geordnet, die Christen gegen die Osmanen vor. Von dem furchtbaren Stoße wurden diese an und in den Fluß gedrängt; 30000 Reiter auf dem andern Ufer jagten davon und ließen das Geschütz im Stich. Nachmittags 4 Uhr war die Schlacht gewonnen, 6000 Türken deckten die Walstatt, und ungeheuer war die Beute. Der türkische Einbruch in die österreichischen Erblande war vereitelt, und der Großwesir zog schon nach wenigen Tagen in der Richtung auf Stuhlweißenburg wieder ab.



435. Plan zur Schlacht bei St. Gotthard, am 1. August 1664.
T Türkisches Heer in sechs Haufen am rechten Raabufer. K Lager der verbündeten Heere am linken Raabufer. a, b, c, d, e, f Stellung der verbündeten Heere gegen 12 Uhr mittags.

Friede von Eisenburg.

Doch dem ruhmvollen Siege, dem ersten, den eine christliche Armee im freien Felde über die Osmanen erfocht, folgte ein schimpflicher Friede, den nur die starken Verluste der Sieger und die noch immer furchtbare Überlegenheit der geschlagenen Türken erklärlich machten. In Eisenburg (Vasvár) kam er am 10. August 1664 auf zwanzig Jahre zustande. Beide Teile räumten Siebenbürgen, der Kaiser erkannte Michael Apáfi an, nach dessen Tode dem Lande die freie Fürstenwahl wieder gestattet sein sollte, überließ Neuhäusel und Großwardein den Türken und versprach, dem Sultan ein „freiwilliges Geschenk“ von 200000 Gulden zu senden, das dieser jedoch erwidern sollte.

So gewann die Türkenherrschaft in Ungarn nach einer schweren Niederlage die größte Ausdehnung, die sie jemals gehabt hat. Seit 1610 zerfiel ihr Gebiet hier in vier Paschaliks oder Ejalets (Ofen, Temesvár, Kanischa und Erlau) und 25 Sandschaks, zu denen jetzt noch ein fünftes, Großwardein, hinzukam, und in mächtigem Bogen deckten es starke Festungen von Kanischa bis Temesvár. Noch einmal erschien das kriegerische Osmanentum in drohendem Aufschwung.

Emmerich Tököly und der zweite Türkenkrieg.
(1665—99.)

Magnaten-verschwörung.

Der Friede von Eisenburg war auch eine Folge der Mißstimmung des Adels im habsburgischen Ungarn. Sie trieb bald eine gefährliche Magnatenverschwörung hervor, die dann wieder der kaiserlichen Regierung den Anlaß zu einer rücksichtslosen Gewaltherrschaft bot. Daraus entwickelten sich eine neue Erhebung und ein neuer Türkenkrieg, der gefährlichste von allen seit 1532.

436. Graf Peter Zriny.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von C. Meyßens.

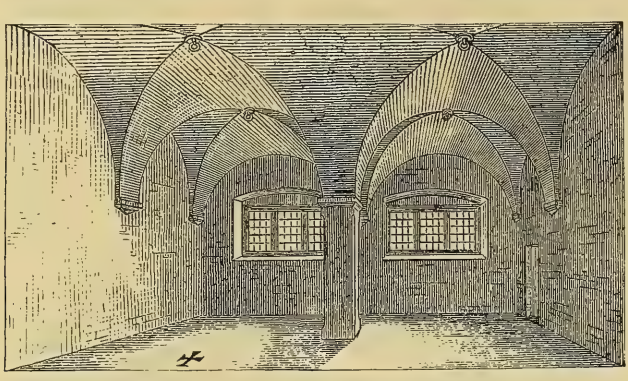
Schon seit 1665 arbeiteten mehrere unzufriedene Magnaten an einer geheimen Verbindung, welche die Befreiung Ungarns von den Habsburgern und die Sicherung der Religionsfreiheit mit Hilfe der Türken anstrebte, daneben aber auch für jeden einzelnen persönliche Vorteile verhieß. An der Spitze standen der Palatin Wesselényi, der Banus Peter Zriny, der Bruder des inzwischen verstorbenen Niklas, der Hofrichter Franz Nádasdy, ein Liebling des Kaisers, Frangipani, Zrinys Schwager, Franz Rákóczy, der Sohn Georg Rákóczys I. und Gemahl der Helene Zriny,

endlich die Protestanten Vitnyédi und Stephan Tököly. Sie alle waren in Ostungarn reich begütert. Nádasdys Jahreseinkünfte von 22 Gütern z. B. betrugen 190000 Gulden. Indessen erhielt Fürst Lobkowitz, der leitende Kabinettsminister Leopolds I., von Konstantinopel aus, wohin sich die Verschworenen um Hilfe gewandt hatten, Andeutungen über ihre Pläne, ließ aber zunächst die Dinge noch weiter gehen, teils weil ihm genügende Beweismittel noch fehlten, teils auch weil er die Verschwörung zur Reife gelangen lassen wollte, um dann ihre Teilnehmer um so nachdrücklicher zu treffen. Je mehr nun nach Wesselényis Tode (März 1667) die persönlichen Zwecke hervortraten, desto mehr begann es unter ihnen an Einigkeit zu mangeln, obwohl ihre

437. Franz Nádasdy.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Rüstungen und die geheimen Verhandlungen mit den Türken wie mit Ludwig XIV. fortdauerten; Lobkowitz aber lernte ihre Pläne immer genauer kennen und verstärkte unter der Hand die deutschen Besatzungstruppen in Ungarn. Inzwischen drängte nun Zrinyi, der für sich das erbliche Fürstentum in Kroatien und Slawonien erringen wollte, während Rákóczy das Erbe seines Vaters in Siebenbürgen begehrte, die Genossen ungeduldig vorwärts. Im Süden sollte Frangipani, im Osten Rákóczy losschlagen, in Steiermark Graf Erasmus von Tattenbach, der wieder mit dem Landeshauptmann von Görz, dem Grafen Karl Thurn, in Verbindung stand, Marburg, Graz und Radkersburg überrumpeln. Wirklich berief Rákóczy eigenmächtig die oberungarischen Stände nach Kaschau für Ende Januar 1670; aber die Regierung, jetzt schon ziemlich genau unterrichtet, ließ Tattenbach beobachten, die Briefe Zrinys an ihn auffangen

und beschloß im März, gegen die Führer vorzugehen, zugleich auch militärische Maßregeln zu treffen. Geschreckt dadurch, verzweifelte zuerst Tattenbach an seiner Sache und wollte sich durch freiwillige Geständnisse retten, wurde aber am 22. März verhaftet. Zrinyi und Frangipani sahen ihre Haufen vor den kaiserlichen Regimentern auseinander laufen, warfen sich nach dem festen Tschakathurn (zwischen Mur und Drau), faßten dann aber ebenfalls den Entschluß, nach Wien zu gehen, um sich zu rechtfertigen. Hier wurden sie am 18. April festgenommen, dann nach Wiener Neustadt gebracht. Ebenso rasch ging in Ostungarn das Spiel zu Ende. Vor dem Anmarsche von 10000 Mann Kaiserlicher unter Spork und Heister entsank dem Rákóczy der Mut. Seine Genossen erklärten am 1. Mai in Tallya ihre Unterwerfung, er selber erlangte die kaiserliche Begnadigung nur durch Vermittelung seiner Mutter, die als Katholikin am Wiener Hofe besondere Gunst genoß, doch mußte er seine Schlösser dem Kaiser einräumen und 350000 Gulden Schadenersatz zahlen. Was dort etwa noch widerstrebte, war bis zum Juli unterworfen; schließlich wurde auch Nádasdy auf einem seiner Güter überfallen und gefangen nach Wien geführt (September).



438. Die Bürgerstube im alten Rathause zu Wien.

Jene Abteilung rechts vom Eingange in der Salvatorgasse, woselbst sich ebenerdig die Bürgerstube und darüber die Ratsstube befand, ist höchst wahrscheinlich der älteste Teil des Rathauses. Die Bürgerstube ist ein viereckiger Raum, überdeckt mit vier einfachen Kreuzgewölben im Quadrate, die sich inmitten der Stube auf einen viereckigen Pfeiler stützen. Daselbst wurde am 30. April 1671 Graf Franz Nádasdy enthauptet.
Die Richtstelle ist auf dem obigen Bilde, das dem Drucke des Matth. Cosmerow mit Hinweglassung aller Figuren entnommen wurde, mit einem Kreuze bezeichnet.

Nach den Berichten des Altertumsvereins zu Wien, Bd. VIII.

Bestrafung und Reaktion.

Ein riesiger Hochverratsprozeß begann, gegen Tattenbach in Graz, gegen Zrinyi und Frangipani in Wiener Neustadt, gegen Nádasdy in Wien. Zu retten war keiner. Am 30. April 1671 fielen die Häupter der drei letzteren, am 1. Dezember auch der Kopf Tattenbachs; Graf Thurn wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt (gest. 1689), der Grundbesitz aller eingezogen.

Nicht zufrieden, die Adelsverschwörung unterdrückt zu haben, waren Lobkowitz und sein Gesinnungsgenosse, der Hofkanzler Johann Paul Hocher, beide entschiedene Vertreter unumschränkter Fürstengewalt, entschlossen, die Selbständigkeit des magyarischen Adels zu vernichten, die Erblichkeit der ungarischen Krone zu sichern, zugleich aber auch den Protestantismus möglichst zu unterdrücken. Während mehrere Untersuchungsgerichte die Teilnehmer an der Verschwörung ausspürten, legte ein kaiserlicher Erlaß ohne ständische Bewilligung eine allgemeine „Kontribution" auf und führte die unerhörte Neuerung einer Verbrauchs- und Trankſteuer ein (März 1672); die oberste Verwaltung des Landes übernahm im Februar 1673 die königliche Statthalterei in Preßburg, deren Inhaber Johann Kaspar Ampringer, Hochmeister des Deutschen Ordens,

wurde. Doch konnte der im übrigen gewissenhafte und rechtliche Mann wenig wirken, da die Wiener Behörden ihn bald beiseite schoben. In alledem mochte man zwar harte Eingriffe in das alte Recht des Landes sehen, aber dies Recht war mit jeder festen Regierung ebenso unverträglich wie das der ostpreußischen Stände, das der Große Kurfürst brach, und schwerlich hätte eine Erhebung gegen diese Maßregeln irgend welchen Beistand unter den Massen der ungarischen Stämme gefunden. Doch gleichzeitig begann eine barbarische kirchliche Reaktion. Im September 1673 verurteilte das Untersuchungsgericht zu Preßburg 32 protestantische Prediger und Lehrer aus den westungarischen Bergstädten als angebliche Teilnehmer an der Magnatenverschwörung. Im nächsten Jahre wurden 300 ihrer Standesgenossen, darunter 57 Cal-

439. Ein Kuruczе (Kreuziger).

vinisten, mit Kerker und Güterverlust bestraft; nur diejenigen, die sich verpflichteten, ihr „gemißbrauchtes" Amt in keiner Weise weiter auszuüben, sollten entlassen werden. 174 wurden katholisch, 61 schleppte man auf die Galeeren nach Neapel, wo erst de Ruyter im Januar 1676 ihre Freilassung erzwang. Gleichzeitig arbeiteten die Jesuiten mit gewohntem Eifer am Bekehrungswerke, die Kirchen wurden in Menge den Protestanten entzogen, so gleich im Jahre 1671 der vielumstrittene Dom in Kaschau (s. S. 128). Alle Ämter beinahe gingen in die Hände der Katholiken über; es schien, als ob das Schicksal Böhmens den Ungarn drohe.

Die Kuruczen. Da rotteten sich seit dem Herbst 1672 zunächst in Ostungarn um Kaschau aufständische Haufen zusammen, Räubervolk und „arme Gesellen", die sich mit dem alten gefürchteten Parteinamen der Kuruczen (Kreuziger) bezeichneten (s. Bd. V, S. 153 f.),

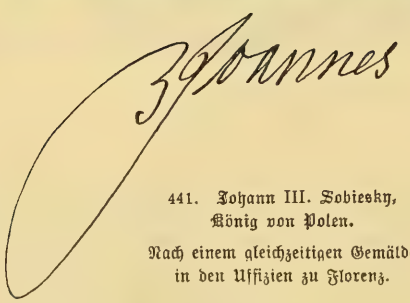
doch bald gesellten sich bessere Elemente zu ihnen, und aus den Haufen erwuchs allmählich ein Heer. Grimmiger Haß gegen alles, was katholisch und kaiserlich war, beseelte diese „Heimatlosen“ und klang wider in wilden Liedern wie diese:

„Fülle die Gläser, lade die Haken (d. i. Hakenbüchsen),
Bereit, den wuchtigen Säbel zu packen,
So trinke den Wein, daß, wenn du hörst der Trompete Zeichen,
Du Blut magst trinken und garbenweis türmen der Deutschen Leichen.“

Doch wirkliche Aussicht auf Erfolg konnte die Sache des Aufstandes doch erst durch auswärtige Hilfe gewinnen. Von der Türkei, wo im Jahre 1676 Ahmed

440. Großwesir Kara Mustafa.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Köprilis Tod dem ehrgeizigen, aber weniger bedeutenden Kara Mustafa, seinem Schwager, das Großwesirat eröffnet hatte, war zunächst wenig zu erwarten; dagegen gestattete der neue Polenkönig Johann Sobiesky unter dem Einflusse des französischen Gesandten Graf Bethune Werbungen für die Rebellen, und Michael Apáfi von Siebenbürgen trat mit ihnen in Verbindung; ja, im Mai 1677 schloß er im eignen Namen wie in dem der Kuruczen ein förmliches Bündnis mit Ludwig XIV. in Warschau ab, das ihn verpflichtete, gegen französische Hilfsgelder mit 15000 Mann den Angriff auf den Kaiser zu eröffnen, als Führer der Aufständischen aber erkannte Frankreich Michael Teleki an. Ein Sonderfriede sollte für beide Teile ausgeschlossen sein.



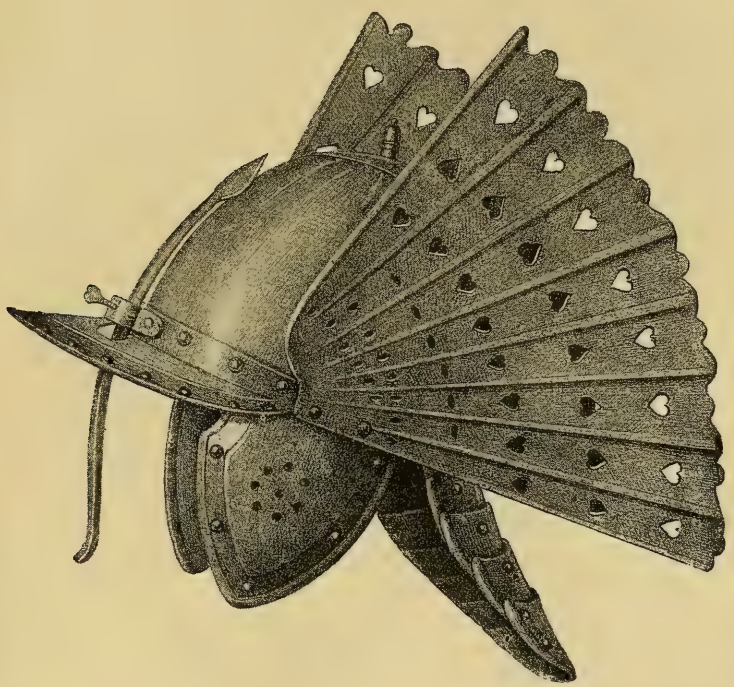
441. Johann III. Sobiesky, König von Polen.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Türkisch-polnischer Krieg.

Wenngleich die Osmanen den aufständischen Ungarn augenblicklich keine Hilfe leisteten, so war doch ihre äußere Macht im fortwährenden Aufsteigen begriffen, denn eben damals drohten sie, Ungarn auch von Nordosten her vollständig zu umspannen durch ihre Eroberungen auf Kosten Polens. Der Hilferuf des Hetmans der polnisch gebliebenen Kosaken auf dem rechten Ufer des Dnjepr, Doroschenko, veranlaßte im

Jahre 1672 den Ausbruch des Krieges. Die für unüberwindlich gehaltene Grenzfestung Kamieniec fiel im August dieses Jahres im ersten Anlauf, ganz Podolien wurde aufs furchtbarste verheert, selbst Lemberg konnte die Plünderung nur durch eine schwere Brandschatzung abkaufen, und der schwache Polenkönig Michael (Wisniowiecki, 1669—73) schloß erschreckt den schmachvollen Frieden von Budziak (12. September 1672), der den Osmanen Podolien und die Oberhoheit über die ukrainischen Kosaken zusprach, außerdem Tribut verhieß. Doch der polnische Reichstag verwarf den Frieden und beauftragte den Großkronfeldherrn Johann Sobiesky, den Kampf zu erneuern. Ein glorreicher Sieg krönte den mannhaften Entschluß. Am 10. November 1673 griff Sobiesky das türkische Heer an, das unter Hussein Pascha



442. Eiserner geflügelter Helm der Panzerreiter Johann Sobieskys (Museum von Zarskoje Selo).

am rechten Ufer des Dnjestr in weitausgedehnter Stellung lagerte, gelehnt an die starke Festung Chocim und mit dem nahen Kamieniec durch eine Schiffbrücke verbunden. Bei dichtem Schneegestöber brachen die Polen von allen Seiten gegen die türkischen Verschanzungen vor, Johann Sobiesky mit dem Säbel in der Faust seinem Fußvolk voran. Nach heftigem Kampfe wurde das Lager erstürmt, Hussein fiel unter den Streichen des Fürsten Radziwill, auch seine grüne Hauptfahne wurde erbeutet, die flüchtigen Türken aber in wirrem Getümmel nach Chocim geworfen oder das hohe Steilufer des Dnjestr hinunter in die eiskalten Wellen des Flusses gedrängt. Der Ruhm dieses Tages führte den siegreichen Feldherrn am 21. Mai 1674 als Johann III. (1674—96) auf den polnischen Thron, den Michaels Tod am Tage der Schlacht soeben frei gemacht hatte.

Doch die Niederlage zu rächen, brachen die Türken noch im Jahre 1674 von Kamieniec aus verheerend in Podolien, die Ukraine und Galizien ein; abermals bedrohten sie Lemberg. Ein zweiter glänzender Sieg Sobieskys im August 1675

rettete die Stadt, doch im nächsten Jahre mußte er zufrieden sein, mit einem kleinen Heere im festen Lager bei Zurawno am oberen Dnjestr die Übermacht Ibrahim Scheitans (des „Teufels") zwanzig Tage lang aufzuhalten. Diese Zähigkeit des Gegners in Verbindung mit einem drohenden russischen Kriege bewog doch endlich die Pforte, die harten Bedingungen von Budziak in einer vorläufigen Abkunft zu Zurawno (Oktober 1676) zu ermäßigen. Der Sultan verzichtete auf den Tribut und die Oberhoheit über die Ukraine, aber der größte Teil Podoliens samt Kamieniec blieb in seinen Händen. Auf dieser Grundlage kam im März 1678 der endgültige Friede in Konstantinopel zustande.

Emmerich Tököly.

So standen die Dinge im Nordosten Ungarns, als hier seit August 1678 an Stelle des unbedeutenden Teleki Emmerich Tököly die Führung des Aufstandes übernahm, der Sohn Stephans, im Jahre 1656 geboren, in Polen erzogen, ein schöner junger Mann von natürlicher Beredsamkeit, der in feuriger Seele den tiefsten Haß gegen die habsburgische Herrschaft in Ungarn trug. Mit 20000 Mann drängte er die schwächeren Kaiserlichen zurück, nahm die westungarischen Bergstädte und ließ aus dem hier vorgefundenen Golde Tököly-Dukaten prägen, deren Vorderseite um sein Brustbild die Inschrift trug: „Fürst Tököly, Herr der ungarischen Reichsteile", während die Rückseite den Kopf Ludwigs XIV. und die Worte zeigte: „Ludwig XIV., König von Frankreich, Schirmherr von Ungarn". Im folgenden Jahre mußte er allerdings wieder über die Theiß zurückweichen und schloß einen Waffenstillstand, der dann bis Ende Juni 1681 verlängert wurde, aber inzwischen wuchs die Bedrängnis des Kaisers. Eine furchtbare Pest, die 1679 von Ungarn aus über Österreich, Mähren und Böhmen hereinbrach, raffte Hunderttausende hinweg. Im kleinen Ödenburg fielen ihr 2500 Menschen zum Opfer, in Wien etwa 50000; erst im Herbst erlosch die Seuche. Ein Jahr danach trieb der Druck der Gutsherren zuerst im Czaslauer Kreise, dann im ganzen nördlichen Böhmen bis Saaz und Ellnbogen hin einen gefährlichen Bauernaufstand hervor, den nur ein großes Aufgebot militärischer Kräfte und zahlreiche Strafgerichte bewältigen konnten. Dazu kamen die französischen Reunionen im deutschen Westen, die Wegnahme Straßburgs, der tiefe Zwiespalt im Reiche (s. S. 568 ff., 713 ff.), und wie nun, wenn die Osmanen, wie Tököly wollte, abermals zu den Waffen griffen?

Friedensversuche.

Man wußte in Wien ebenso genau wie in Berlin, daß das Deutsche Reich in diesem Augenblicke unfähig sei, den Kampf gleichzeitig gegen die Türken und gegen Frankreich zu führen; nur meinten die kaiserlichen Staatsmänner, der Krieg gegen Ludwig XIV. sei unvermeidlich und deshalb der Friede in Ungarn mit allen Kräften zu erstreben. Sie lenkten deshalb ein. Schon im Jahre 1677 hatte der Kaiser eine allgemeine Amnestie verkündigt, ohne jedoch damit erhebliche Wirkungen zu erzielen, jetzt berief er den ungarischen Landtag für April 1681 nach Ödenburg. Lag schon darin eine stillschweigende Anerkennung der ungarischen Verfassung, so bewies die Ernennung Paul Esterházys zum Palatin (Juni), die Abschaffung der Statthalterschaft, die Aufhebung der Unterordnung der ungarischen Hofkammer unter die österreichische in Wien, daß der Gedanke, Ungarn als unterworfene Provinz zu behandeln, vorläufig aufgegeben sei. Das wichtigste Ergebnis des Ödenburger Landtages aber war die kaiserliche „Entschließung" vom 9. November 1681 über die kirchlichen Verhältnisse. Sie stellte im ganzen die Bestimmungen des Wiener Friedens von 1606 wieder her, freilich noch keineswegs die volle Gleichberechtigung der Bekenntnisse. Denn während keinem protestantischen Grundherrn gestattet sein sollte, seine katholischen Unterthanen zu seinem Glauben zu bringen, wurde diese Befugnis dem katholischen seinen protestantischen Unterthanen gegenüber ausdrücklich zugesprochen. An Kirchen und Kirchengut blieb jeder Partei das, was sie zwischen 1670 und 1681 in Besitz genommen oder behalten hatte; im übrigen durften die Protestanten in 50 namhaft gemachten Orten

413. Emmerich Tököly.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde Plasses gestochen von P. Stephany.

Kapellen und Bethäuser errichten. Außerdem besaßen solche die Calvinisten in 15 Orten. Streitigkeiten versprach der Kaiser unter Anhörung beider Parteien zu schlichten, beiden gewährleistete er seinen Schutz.

Bündnis Tökölys mit den Türken.

Abermals war die kirchliche Reaktion mißlungen, und doch kam der Friede mit den Aufständischen keineswegs zustande. Nur die Waffenruhe verlängerte Tököly, gleichzeitig aber verhandelte er seit Ende 1681 eifrig mit den Türken. Im Januar 1682 sicherte ihm der Sultan seinen Beistand zu, im April schloß Tököly mit Ibrahim Pascha einen förmlichen Bundesvertrag, im Juni feierte er zu Munkács seine Hochzeit mit Helene Zrinyi, der noch jugendlichen Witwe Franz Rákóczys I. (gest. 1676), die

nun mit ihrem großen Vermögen auch die Überlieferungen und den Stolz ihres alten Hauses dem Gemahl zubrachte. Noch in demselben Monat kündigte Tököly die Waffenruhe, nahm schon im Juli Kaschau, dann auch die westungarischen Bergstädte, drängte die Kaiserlichen bis an die Waag zurück und empfing in dem Lager von Fülek die türkische Belehnung mit dem Abzeichen des Fürstentums (Streitkolben, Fahne und Mütze). Für den Januar 1683 berief er die Stände der 13 oberungarischen Komitate nach Kaschau.

444. Medaille auf die Befreiung Wiens im Jahre 1683.

Oben in Strahlenglorie: „Jesus". Darunter eine Gruppe von vier knieenden gekrönten Figuren: Kaiser Leopold, die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen und König Johann Sobiesky, bei jeder Figur das entsprechende gekrönte Wappen, vorn Schwert und Säbel gekreuzt, darunter die Buchstaben: MAHMED (Mahumed) in Feuerflammen. Umschrift: Wann diese helden siegen, so mus der türk erliegen, Hungarn der fried vergnügen.

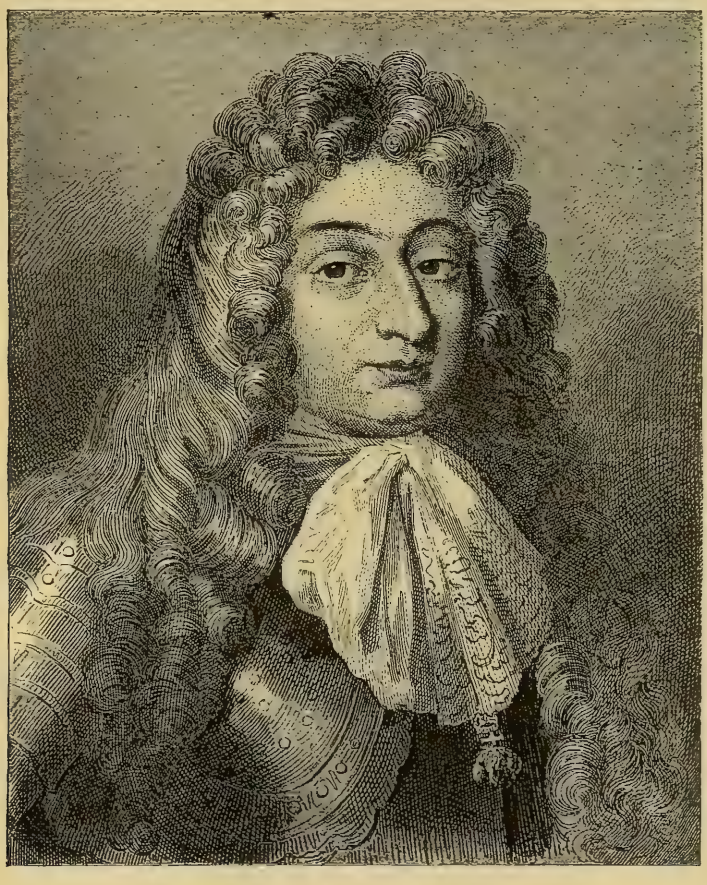
Bündnis gegen die Türken.

Trotz alledem hielt der kaiserliche Hof noch immer an der Hoffnung fest, den Frieden mit den Türken zu bewahren und Tököly als Vermittler gegenüber dem Sultan verwenden zu können. Erst als alle Versuche zu keinem Ziele führten, ging man daran, ein Bündnis gegen beide ins Leben zu rufen. Die Aussichten standen dafür schlecht genug. Im Reiche herrschte tiefer Zwiespalt, von den Seemächten war nicht das mindeste zu erwarten, Spanien war selbst in Bedrängnis und wünschte nichts weniger als den Türkenkrieg; am polnischen Hofe herrschte die französische Partei, durch Johann Sobieskys Thronbesteigung nur verstärkt, weil er mit einer Französin vermählt war. Der einzige außerdeutsche Fürst, der sich für den Kaiser rührte, war Papst Innocenz XI. Nicht bloß versprach er ansehnliche Hilfsgelder, er forderte auch Ludwig XIV. in einem Breve feierlich auf, dem Kaiser durch seine Haltung den Türkenkrieg wenigstens nicht zu erschweren, und ließ vor allem in Warschau an einem österreichischen Bündnis arbeiten. Endlich überwog bei Johann Sobiesky die Erinnerung an seine eignen Türkensiege und das Gefühl der gemeinsamen Verpflichtung zur Abwehr des Erbfeindes doch endlich seine französischen Sympathien, und im Gegensatze zu seinem Hofe schloß er am 31. März 1683 das Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich ab, das allen christlichen Fürsten, auch dem russischen Zaren, den Beitritt offen hielt.

Einmarsch der Türken in Ungarn.

Es war die höchste Zeit, daß es geschah, denn Kara Mustafa und der Großherr waren für den Sommer des Jahres 1683 zum entscheidenden Feldzuge gegen Wien entschlossen. Noch einmal, zum letztenmal flammte in beiden der kriegerisch-religiöse Geist des alten Osmanentums empor. Auch für die inneren Zustände des Reiches

würde ein großer Sieg die bedeutsamsten Folgen gehabt haben. Denn Mustafa dachte nach einem solchen die unbotmäßigen Janitscharen durch eine zuverlässigere Truppe zu ersetzen, den Trotz der Ulemas zu brechen und die geistlichen Güter für den Staat durch Besteuerung nutzbar zu machen. So, von großen Hoffnungen erfüllt, führte der Sultan selbst am 31. März 1683 das Heer aus Adrianopel; am 1. Mai hielt er bei Belgrad Musterung über 230000 Mann mit 300 Geschützen, hier übergab er auch dem Großwesir die grüne Fahne des Propheten, während er selbst in der

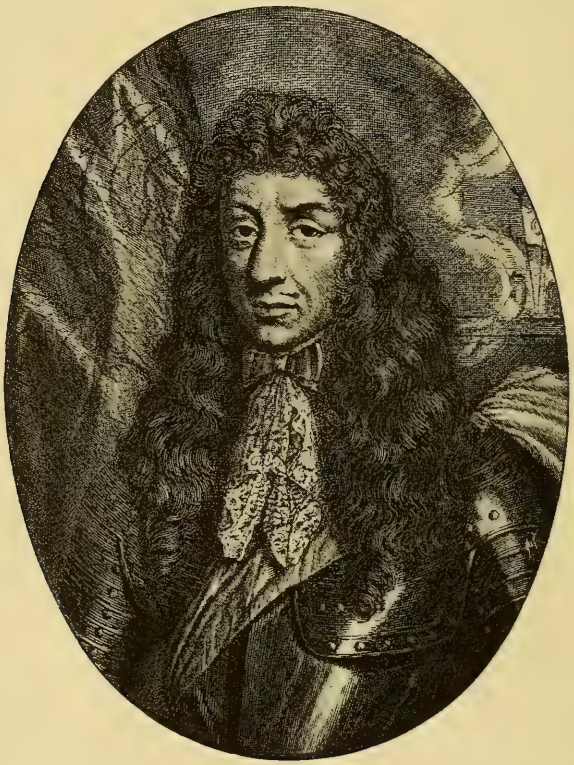


445. Herzog Karl V. von Lothringen.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von Delaunoy (Galeries de Versailles).

Festung zurückblieb. Inzwischen versammelte Tököly die Stände von 19 Komitaten in Tállya, dann erschien er persönlich im türkischen Lager und kündigte von Leutschau aus seinen Ungarn den Krieg gegen Österreich an; seine Truppen bildeten teils den Vortrab der Osmanen, teils rüsteten sie sich zum Einbruch in Mähren. Dem gegenüber hielten nur 60000 Mann Kaiserliche unter Herzog Karl V. von Lothringen die weit gedehnten Stellungen von der Drau bis zur Donau; als Kara Mustafa am 26. Juni vor Raab erschien, wich der Herzog nach kurzem Aufenthalt auf der Insel Schütt westwärts über Petronell, wo es auf der weiten Ebene hoch über der Donau am 7. Juli bereits zu einem heftigen Reitergefechte kam, langsam auf Wien zurück.

Zurüstungen in Wien.

Jetzt war nicht länger daran zu zweifeln, daß Wien einer zweiten schweren Türkenbelagerung entgegengehe. Da gab die Abreise des kaiserlichen Hofes nach Linz am 7. Juli das Signal zur allgemeinen Flucht. Binnen zwei Tagen sollen 60000 Menschen die Stadt verlassen haben, während wieder Haufen fliehenden Landvolkes hinter den Wällen Schutz suchten; alle Straßen waren meilenweit mit Wagen, Pferden und Scharen Wehrloser bedeckt. In der That schien auch die geringe Zuversicht auf die Verteidigungsfähigkeit Wiens nicht unbegründet. Zwar waren seine Festungswerke gar nicht mehr zu vergleichen mit den Mauern von 1529; vielmehr hatten seitdem alle österreichischen Herrscher und namentlich Leopold I. mit großem Aufwande an der Neubefestigung der inneren Stadt nach moderner Weise gearbeitet,



446. Graf Rüdiger von Starhemberg.
Nach dem Kupferstiche von N. Visscher.

so daß mächtige Wälle mit elf Bastionen hinter tiefen Gräben sie von allen Seiten umgürteten, aber noch hatte sie nur etwa 1000 Mann Garnison, noch gab es keine Geschütze und keine Palissaden auf den Werken. Erst als der Herzog von Lothringen am 8. Juli seine gesamte Reiterei — 10000 Pferde — durch die Stadt marschieren ließ, hob sich der Mut etwas, zumal der Anmarsch der Türken ziemlich langsam vor sich ging, und als Graf Rüdiger von Starhemberg den Befehl übernahm, begannen aus allen Kräften die Vorbereitungen zu hartnäckiger Gegenwehr. Die Bürgerschaft stellte 2400 Mann in acht Kompanien auf, die Universität ein Regiment von 700 Mann, wozu sich noch zahlreiche andre freiwillige Abteilungen gesellten, und als nun am 13. Sept. 13800 Mann Fußvolk und neun Schwadronen Küraſſiere eingerückt waren, da zählte die Besatzung im ganzen etwa 22000 Mann. Auf den Wällen standen 200 Geschütze,

Erklärung

zu der Beilage

Belagerung Wiens durch die Türken 1683.

Radierung von Romeijn de Hooghe.

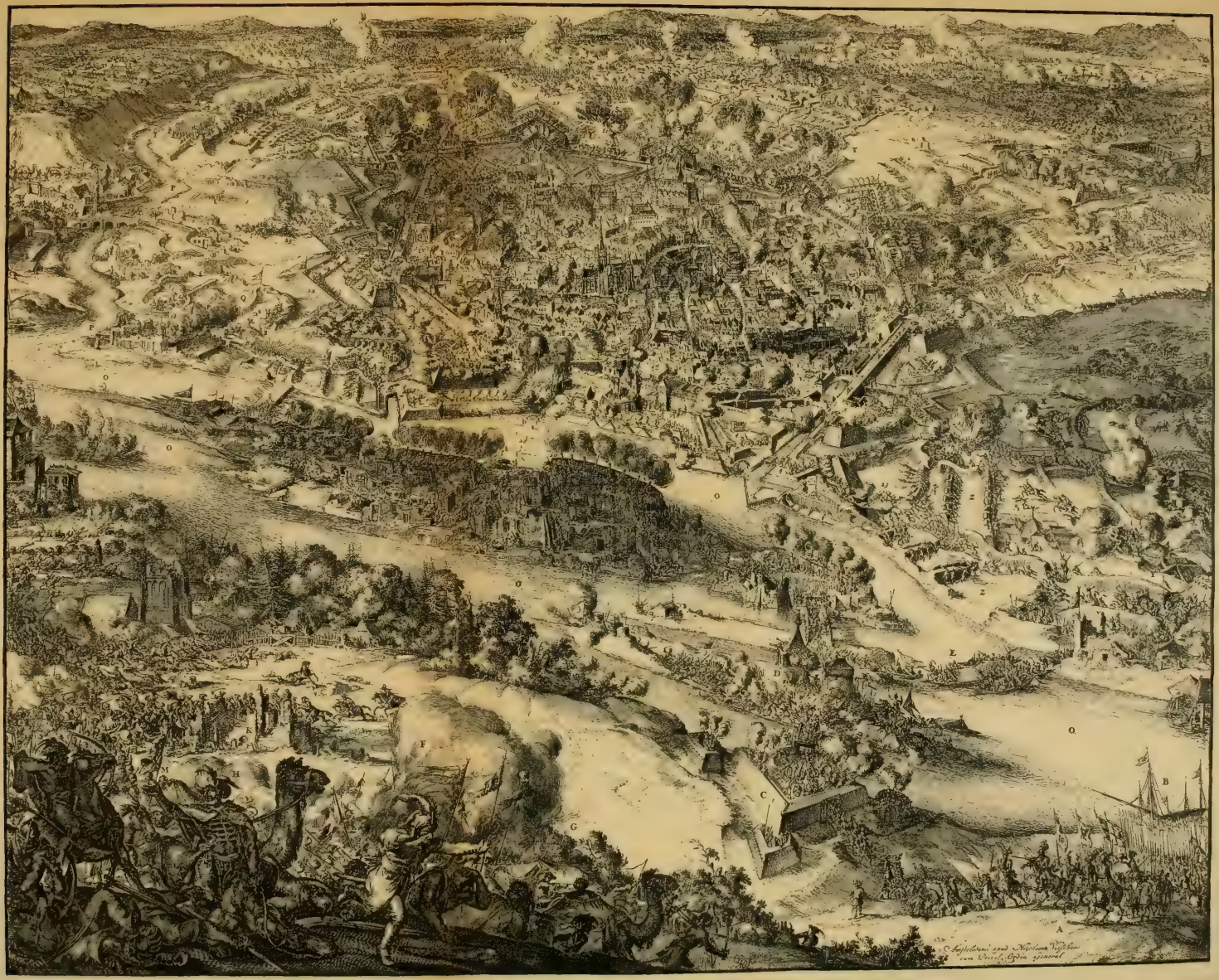
Erklärung der vorkommenden Buchstaben und Ziffern.

(Ziffern bezeichnen die einzelnen Punkte in der Stadt und in den Befestigungen. Große Buchstaben bezeichnen die Gegenstände außerhalb der Stadt. Das kleine Alphabet erklärt den Beginn des Sieges der Alliierten und die Flucht der Ungläubigen.)

1. Der rote Turm.
2. Außenwerk.
3. Hafen-Vorwerk.
4. Arsenal-Vorwerk nebst der abgetrennten neuen Verschanzung.
5. Neuthorbastei.
6. Arsenal und Donau-Kriegshafen.
7. Die Schottenbastei } mit ihren aufgesetz-
8. Die Mölkerbastei } ten Werken (Kava-
9. Die Löwelbastei } lier od. Katze gen.).
10. Burgthor.
11. Burgbastei mit Kavalier („Katze").
12. Die Residenz des Kaisers, auch Hofburg genannt.
13. Neue Verschanzungen.
14. Kärntnerbastei.
15. Kärntnerthor.
16. Wasserkunstbastei und Kavalier, auch Brunbastei genannt.
17. Stuben- (Badstuben-) Bastei und Thor.
18. Fischbehälter und Eselsrücken (letzterer wohl ein gedeckter Gang [?]) im Stadtgraben.
19. Bürgerbastei und Kavalier.
20. Biberbastei.
21. Kleine, zum größten Teil abgetragene und gesprengte Vorwerke.
22. Die schon in äußerster Bedrängnis aufgeworfenen Außenwälle. Insbesondere gegen die Gebirgsseite zu.
23. Ausfälle der Belagerten u. die Brände, welche sie in den Werken der Türken anstecken.
24. Die St. Stephanskirche.
25. Der Stadtkommandant und Gouverneur Graf Starhemberg.
26. Der Graf Kilmannsegg.
27. Höfe, Paläste u. Kirchen, mit Erde angefüllt, um sowohl als Plattform für Batterien wie auch für Steinwurfmaschinen u. Feldschlangen zu dienen.
28. Die Leopoldstädter Donaubrücke, von den Belagerten selbst abgebrannt.
29. Ruinen der Vorstadt Leopoldstadt, in denen die Türken ihre Batterien aufstellten.
30. St. Brigitta.
31. Der Tabor.

A Graf Taaffe bezwingt mit den Dragonern die erste Insel.
B Brander u. Schiffe, um damit die andre (zweite) Insel wegzunehmen.
C Befestigter Brückenkopf (Donausperre).
D Die vom Tabor weggejagten Türken.
E Türkische Hilfe.
F Gemetzel und Blutbad unter 15000 geschlagenen und in die Donau gedrängten Türken.
G Wegnahme u. Erbeutung von Kamelen, Fahnen, Gezelten, 600 Pferden, Kanonen u. s. w.
H Der Pascha von Warasdin.
I Bejufs und Mursufs der Tataren.
K Niedergebrannte und ausgeplünderte Dörfer und Flecken.
L Der Fürst Lubomirsky verfolgt die Fliehenden.
M Deutsche Kürassiere und Dragoner.
N Tököly flieht mit den Rebellen.
O Die Donau.
P Das Wienflüßchen.
Q Der Janitscharen-Aga und sein Lager in Favoriten mit den Laufgräben, Batterien, Galerien, Minen, Öfen 2c.
R Lager des Bostangi und des Hussein Pascha (Vorstadt Wieden) mit ihren Arbeiten, Minen und Sturmschanzen.
S Das Feuer, welches die Belagerten in den Galerien, Schanzkörben, Faschinenwerken 2c. der Türken legten.
T Laufgräben, Wälle, Unterkünfte, Sturmschanzen, Minen und die Abstiege (Eingänge) der Paschas von Cerigo und Anatolien in die Laufgräben.
V Lager des Großwesirs im Lazarette.
W Kanonen, von Büffeln und Ochsen gezogen.
X Bombenmörser.
Y Öfen zum Kugelglühen.
Z Lager des Bei von Albanien und des Paschas von Kandia.

a Der König von Polen, von seinem Adel umgeben, bevor noch die Janitscharen gänzlich auseinander gesprengt und über Laxenburg gegen Ödenburg verfolgt wurden.
b Ödenburg, woselbst die Reiterei der Türken sich befindet. Batterien, von dem König von Polen über den Schwechat- und Fischafluß gedrängt.
c Der Fürst von Polen mit 2000 Kosaken, Fußvolk, Potocki u. s. w. mit den Husaren.
d Sapieha mit den Truppen von Litauen, Mensinsky, Stolniswiski 2c.
e Der Herzog von Lothringen.
f Der Prinz von Baden, Montecucculi, Dunewald, Waldek u. s. w.
g Herzog von Baireuth, der Marquis Onoltsbach, Styrum, Caprara 2c.
h Geschütz und Posten, von Heufler und Anspach genommen u. s. w.
i Der Kurfürst von Sachsen, Herzog von Gotha, Fürst von Croy (hier erschossen), Trautmannsdorf, Mannsfeld, Souches, Adj. Wechels 2c.
k Der Kurfürst von Bayern, Würzburg, Graf von Castel, Württemberg, Degenfeld u. s. w.
l Die Truppen der Hilfsmächte.
m Nußdorf.
n Das Chorherrnstift Klosterneuburg.
o Der Kahlenberg.
p Der Wienerwald.
q Mauerbach.
r Kaiserliche Kanonen.
s Der Schneeberg (im Wienerwald).
t Purkersdorf.
u Laxenburg.



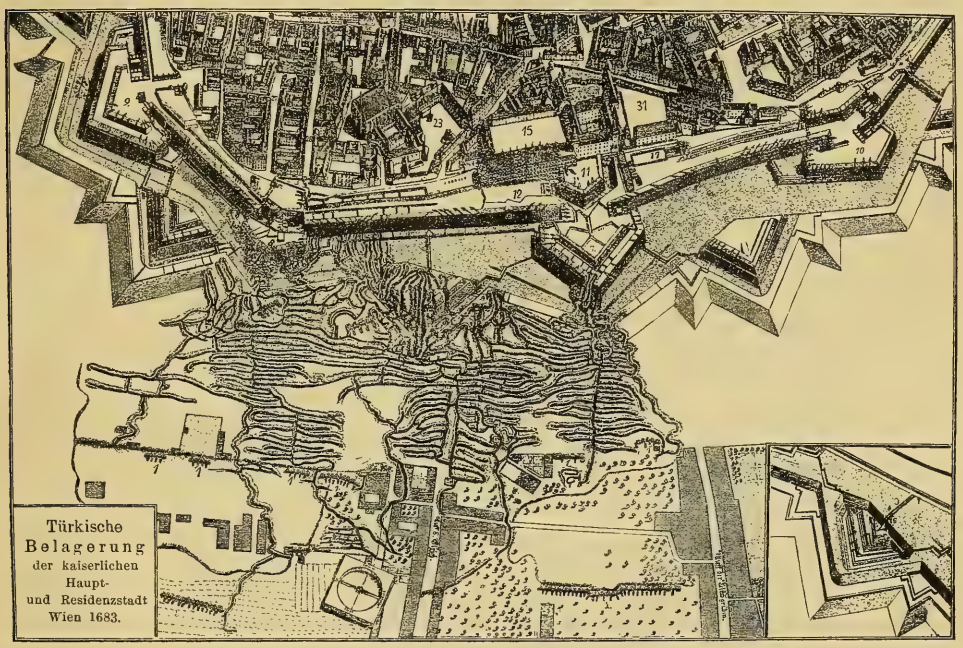
Die Belagerung von Wien durch die Türken 1683.

Radierung von Romeijn de Hooghe

Palissaden deckten die Gräben, das Pulver war in Kellern wohlverwahrt, und gefaßt erwartete die Hauptstadt den Anmarsch des furchtbaren Feindes.

Die Türken vor Wien.

Seit dem 12. Juli begann der Horizont im Osten sich allnächtlich von dem Feuerscheine brennender Dörfer zu röten. Sofort ließ Starhemberg die ausgedehnten Vorstädte räumen und in Brand stecken, die Thore schließen; das Kriegsgesetz waltete über der Stadt. Am 14. Juli erschienen die ersten türkischen Reiter bei der „Spinnerin am Kreuz" im Osten, und in unermeßlicher Ausdehnung lagerte sich seitdem das feindliche Heer ringsum; seine Zelte bedeckten die Ebene von Erdberg bis Döbling in weitem Halbkreise, seine Proviantschiffe den Strom, den sie mit mächtigen Ankerketten gegen Brand- und Steinschiffe sperrten. Der Großwesir hatte sein weithin sichtbares,



447. Türkische Belagerungsarbeiten gegen die Burg und Löbelbastion.

1 Türkische Batterien. 7 Burgbastei. 8 Löwelbastei. 9 Melker Bastei. 10 Kärntner Bastei. 11 Spannier Bastei. 12 Burgthor. 15 Kaiserliche Burg. 17 Komödienhaus. 23 Kaiserliches Spital.

Die Türken führten ihre Laufgräben, die gewöhnlich 1,50—1,75 m breit und gegen 2 m tief waren, ziemlich unregelmäßig, im wesentlichen aber parallel mit der Angriffsfront aus und verbanden sie durch geradlinige Trancheen. Zum Bau verwandten sie vor Wien fast immer gefangene Christen, die Besatzung bildeten Janitscharen. Zur Deckung benutzten sie die Trümmer der niedergebrannten Vorstädte. Die Batterien standen in der Gegend des sogenannten Kroatendörfel und des Vorstadtbezirks Laingrube, die Laufgräben bedeckten etwa den Raum, den jetzt die herrlichsten Prachtbauten des neuen Wien (Hofmuseum, Parlament, Rathaus, Universität) einnehmen.

Nach der Wiedergabe des Stiches von Daniel Suttinger in den Berichten des Altertumsvereins zu Wien, Bd. VIII.

prachtvolles Gezelt westlich von der Stadt bei Penzing aufgeschlagen; rechts von ihm lagerten die Paschas von Erlau und Großwardein, dann kleinasiatische und ägyptische Truppen, links der Statthalter von Mesopotamien und der Pascha von Damaskus. Eine völlige Einschließung auch von Nordosten her hinderten die Donau und das Armeekorps des Herzogs von Lothringen, der im Marchfelde stand. Mit ihm blieb Starhemberg auch fortwährend in einer gewissen Verbindung, vor allem durch den trefflichen Kundschafter Kolschitzky, einen Serben, den seine Kenntnis türkischer Sprache und türkischer Gebräuche dazu vorzüglich befähigte.

Belagerung von Wien.

Die bangsten Tage ihrer bewegten Geschichte kamen nun über die alte Donaustadt. Eine unaufhörliche Beschießung aus schweren Geschützen und Mörsern von ungewöhnlicher Größe warf kolossale Eisenmassen auf ihre Wälle, doch wirksamer noch erwiesen

sich die Künste des Minenkrieges. Seit Ende Juli verwandten die Türken ihre besten Kräfte gegen die Westseite der Stadt, und zwar vor allem gegen die beiden nebeneinander liegenden Werke der Burg- und Löwelbastei und das vor der Kurtine liegende Burgravelin, während der Kugelregen ununterbrochen fortdauerte. So eifrig die Belagerten auch ihre Arbeiten beobachteten und sie durch Geschützfeuer und Gegenminen zu stören suchten, die Türken trieben doch ihre Laufgräben und Minen immer näher, und sobald eine solche auffliegend ein Stück des Walles niederriß, liefen sie Sturm. So gelang ihnen nach wochenlangem Mühen ein erster großer Erfolg; die Belagerten räumten am 3. September das fast völlig zertrümmerte Burgravelin, das die Türken auf der Stelle mit Mörsern armierten. Am 4. und 5. September stürmten sie dann die Burgbastei, am 6. und 8. die Löwelbastei; beide Stürme blieben ohne wesentlichen Erfolg, obwohl ihre Minen große Lücken rissen; aber am letzteren Tage setzten sie sich doch dicht an der Löwelbastei am Hauptwalle fest, ihr zweiter wichtiger Fortschritt. Aufs äußerste gefaßt, bereiteten die Belagerten die beiden noch hinter jenen Bastionen gelegenen kleineren Werke zur Verteidigung vor, sie verbauten die Eingänge der nächsten Straßen mit Palissaden und ausgebrochenen Fenstergittern und pflanzten Geschütze sogar im Erdgeschoß der Hofburg auf, aber die Not stieg höher und höher. Ansteckende Krankheiten rafften Tausende hin, Munition und Lebensmittel begannen zu fehlen, die meisten Geschütze waren unbrauchbar, und selbst Anzeichen der Entmutigung ließen sich nicht mehr ganz zurückdrängen. Aber Starhemberg harrte aus und hielt durch kluge Mischung von eiserner Strenge im Dienst und gewinnender Leutseligkeit im Umgange die sinkende Zuversicht aufrecht. Obwohl selbst mehrfach verwundet und leidend, zeigte er sich doch unermüdlich in der Erfüllung seiner Pflichten. Dreimal des Tages, einmal des Nachts machte er die Runde, und was ihm an Zeit übrig blieb, das brachte er oben auf dem Stephansturme zu, von wo aus er Stadt und Feindeslager wie ein aufgerolltes Gemälde zu seinen Füßen liegen sah. Neben ihm widmete sich der Bischof von Wiener Neustadt Leopold von Kollonitsch (geb. 1631 zu Komorn) ebenso hingebend der Pflege der Verwundeten und Kranken, und beiden stand tapfer zur Seite der wackere Bürgermeister Liebenberg, der die Befreiung nicht mehr erlebte.

Anmarsch des Entsatzheeres.

Die Not war groß geworden, als in der Nacht des 6. September Raketen, die von der Höhe des Wiener Waldes aufstiegen, die Nähe des Entsatzheeres ankündigten. Vom Stephansturme her antworteten gleiche Signale. Um so hitziger drängten die Türken zum Ende zu kommen, aber schon mußten sie sich auf den Kampf gegen das heranziehende christliche Heer gefaßt machen: bereits am 9. September sahen die Belagerten starke Abteilungen westwärts dem Wiener Walde zuziehen, um dessen Ausgänge zu besetzen. Starhemberg seinerseits sandte einen Boten an den Herzog von Lothringen ab, der ihm einen Zettel überbrachte mit den wenigen inhaltschweren Worten: „Keine Zeit mehr verlieren, lieber gnädiger Herr! ja keine Zeit verlieren!“ Am Nachmittag des 11. September aber sehen die Verteidiger dichte türkische Massen westwärts abziehen und den Rauch der Geschütze am Kahlenberge aufsteigen; auf der Höhe desselben erscheint weithin sichtbar eine rote Fahne mit weißem Kreuz; in der Nacht steigen Raketen vom hohen Hermannskogel empor, und von den Abhängen des Gebirges leuchten zahllose Wachtfeuer zur Stadt herüber; kein Zweifel: das Entsatzheer ist da!

Während Wien um sein Dasein kämpfte, hatte Karl von Lothringen Tökölys Scharen, die verheerend bis tief nach Mähren vorgedrungen waren, zurückgeworfen und dann den Rebellenführer bei Preßburg völlig geschlagen. Dann wandte er sich wieder rückwärts, um den Anmarsch der Polen und der Reichstruppen zu erwarten. Mit jenen, die Sobiesky persönlich über Troppau und Olmütz heranführte, vereinigte er sich bei Oberhollabrunn, sodann konzentrierte sich am 7. und 8. September die

gesamte Arme am rechten Donauufer bei Tulln auf jener weiten Ebene, wo anderthalb Jahrhunderte zuvor Karl V. sein prächtiges Heer gemustert hatte (s. Bd. V, S. 303). Es waren 26600 Polen, 27100 Österreicher, 11400 Sachsen, 11300 Bayern, 8400 Franken und Schwaben, die sich hier zum entscheidenden Schlage vereinigten, eine Masse von 84800 Mann, davon die größere Hälfte Reiterei, mit 186 Geschützen. Ein Kreis glänzender Namen schlang sich um Johann Sobiesky, dem der Oberbefehl übertragen wurde: Johann Georg III. von Sachsen, Max II. Emanuel von Bayern, Karl V. von Lothringen, unter ihm bereits als junger Reiteroberst Prinz

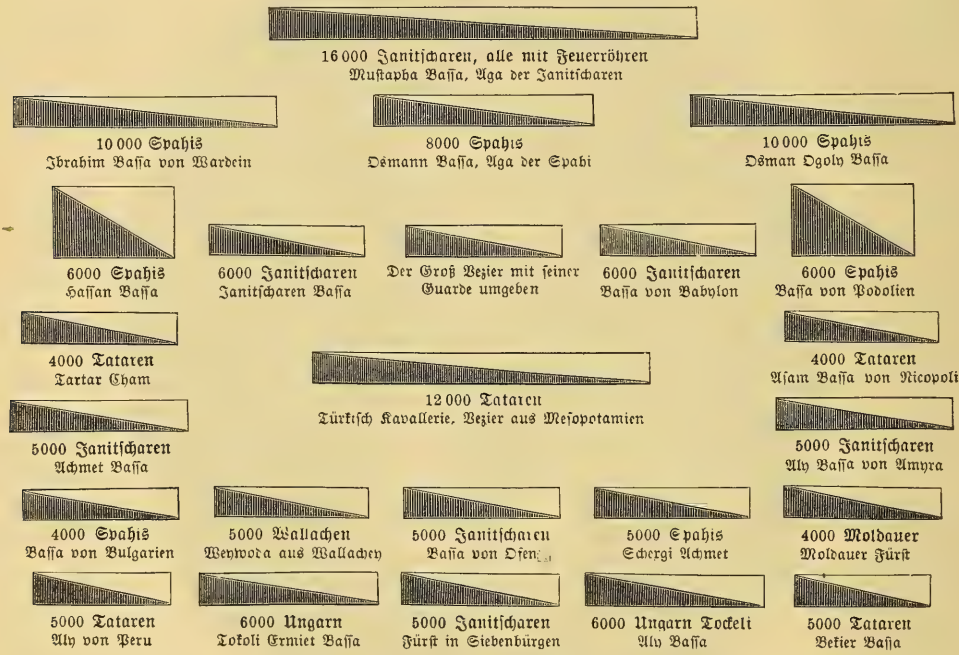
448. Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. Gole.

Eugen von Savoyen, dazu zahlreiche Prinzen reichsfürstlicher Häuser. Der schwere Fehler Kara Mustafas, die Pässe des Wiener Waldes, der wie ein Riesenwall das türkische Lager gegen Westen hin hätte decken können, unverteidigt zu lassen, wie er denn auch das tapfer verteidigte Stift Klosterneuburg am Ostabhange nicht hatte einnehmen können, gestattete den Deutschen und Polen, kampflos sich seiner schwierigen Engen und Ausgänge zu bemächtigen. Am 11. September standen sie dicht konzentriert auf einer Ausdehnung von nur etwa $^3/_4$ Meilen auf den Höhen und Abhängen des Leopoldsberges, des Kahlenberges und des Hermannskogels, die sich in raschem Abfalle südostwärts nach der welligen Mulde von Wien herniedersenken, und schon am Vormittage schaute Sobiesky mit den beiden Kurfürsten vom steilen Leopoldsberge hin-

unter auf die gewaltige Donau, die weite, von Waldungen und Weingärten, Bächen und Hügeln durchschnittene Ebene mit ihren hellen Ortschaften, die zahllosen Zelte des Türkenlagers und die bedrängte Stadt, um die sich der Pulverdampf ballte.

Schlacht vor Wien.

Am nächsten Morgen, am 12. (2.) September, bereits sollte sich die Schlacht entwickeln. Nachdem die Fürsten in der Kapelle des Leopoldsberges die Messe gehört hatten, begann der Vormarsch; am weitesten links vom Leopoldsberge herab, der Donau also am nächsten, gingen die Kaiserlichen mit den Sachsen vor, weiter rechts die Franken und Schwaben, im Zentrum die Bayern vom Kahlenberge her; die Polen, die den äußersten rechten Flügel bildeten und den längsten Weg zu machen hatten, kamen erst am Nachmittage ins Gefecht. So fiel während des ganzen Vormittags die Wucht des Kampfes auf die Deutschen. Die Türken standen in fünf Treffen auf der Linie



449. „Contra-Bataille des großen Türkischen Kriegs-Heer"
aus dem Nachlasse des Herzogs Karl von Lothringen stammend und im k. k. Kriegsarchive befindlich.
Nach den Berichten des Altertumsvereins zu Wien, Bd. VIII.

Nußdorf-Währing-Hernals-Schönbrunn. Im Mittelpunkte kommandierte der Großwesir, auf dem linken Flügel Ibrahim, Pascha von Großwardein, auf dem rechten Kara Mehemed, Pascha von Mesopotamien. Unter heißem Ringen auf dem durchschnittenen Gelände nahmen die Kaiserlichen die Höhe vor Nußdorf und dieses selbst; die Sachsen und Franken, von der trefflichen sächsischen Artillerie wirksam unterstützt, setzten sich vor dem benachbarten Heiligenstadt fest, während die Bayern ihren Vormarsch zunächst fast ohne Kampf bewerkstelligten. Um Mittag trat eine Pause ein, da man das Eingreifen der Polen abwarten wollte, ohne die eine endgültige Entscheidung nicht möglich schien. Endlich gegen zwei Uhr sah man, wie sich die endlosen Lanzenreihen ihrer Reitermassen, gestützt auf deutsches Fußvolk, das ihnen als Reserve diente, in der Richtung nach Neustift und Dornbach hin, dem Alserbache zu entwickelten. Aber zunächst wichen diese Geschwader einem heftigen Stoße der Türken, doch hielt die deutsche Reserve die Schlacht, und ein kräftiger Angriff der schweren polnischen Lanzen-

Die Entsatzschlacht vor Wien 1683.

Dies Blatt, eine zeitgenössische Darstellung von Daniel Suttinger, veranschaulicht den Kampf der Kaiserlichen und Sachsen gegen Heiligenstadt, den Rückzug der Türken gegen Döbling, den Sturm der Sachsen und Franken gegen die Türkenschanze und den bereits zum Guten gewandten Kampf der Polen. Es ist insofern ungenau, als der Grinzingerbach in seinem Laufe falsch angegeben ist, indem sich derselbe von Heiligenstadt nach Döbling wendet. Suttinger hat offenbar den Krottenbach und Grinzingerbach für ein und dasselbe Gewässer gehalten. Ferner ist einerseits das siegreiche Vordringen der Polen und der Angriff auf die Türkenschanze dargestellt, gleichzeitig aber auch der viel früher vor sich gegangene Kampf der Kaiserlichen und Sachsen um den Nußberg und die Orte Nußdorf und Heiligenstadt. (Nach „Berichte des Altertumsvereins zu Wien", VIII. Bd.)

450. Türkenfahne, bei Wien vom Könige Johann Sobiesky erbeutet und von ihm dem Papste Innocenz XI. verehrt.

In der Mitte steht zweimal: لا اله الا الله محمد رسول الله Es ist kein Gott außer dem wahren Gott und Mohammed ist sein Prophet. Um den Rand der Anfang der 48. Korân-Sûrah: „Fürwahr, wir haben für dich einen entscheidenden Sieg erfochten, damit Gott dir vergebe von deinen Sünden, was vorhergegangen und was folgt, und vollende seine Gnade an dir und dich leite den geraden Weg, und damit Gott dich unterstütze mit mächtiger Hilfe. Denn er ist es, der herabläßt die heilige Ruhe in die Herzen der Gläubigen, damit sie wachsen in ihrem Glauben; denn Gott (gehören die Mächte des Himmels und der Erde 2c.“). In den vier Eckfeldern: Allâh, Abû Bekr, 'Omar 'Osmân, Muhammed 'Omar. Es sei besonders bemerkt, daß sich der Anfang der 48. Sûrah auf den Fahnen der Türken nur findet, wenn sie gegen die Ungläubigen zu Felde ziehen.

Nach den Berichten des Altertumsvereins zu Wien, Bd. VIII.

reiter (Husaren) warf die Türken des rechten Flügels zurück. Gleichzeitig gingen auch der linke Flügel und das Zentrum der Christen von neuem vor. Die Kaiserlichen breiteten sich über Nußdorf hin aus, die Sachsen erstürmten Heiligenstadt und die Türkenschanze bei Währing, und obwohl die Osmanen noch einmal hinter dem tiefen Einschnitte des Krottenbachs, der südlich von Heiligenstadt in den Donaukanal fällt, sich zu setzen versuchten, so drängte sie doch ein allgemeines letztes Vorgehen auf der ganzen Linie des christlichen Heeres in wirrer Flucht nach ihrem Lager zurück. Es war sechs Uhr abends, als der Sieg sich für die Christen entschied. Noch vor Einbruch der Nacht war auch das verschanzte Lager in ihren Händen. Am hitzigsten verfolgten die Sachsen, Kurfürst Johann Georg III. mit seinen roten Leibgardeschwadronen voran, der sächsische General von Flemming pflanzte die erste christliche Fahne auf den türkischen Schanzen auf.

Während draußen der Kampf zehn Stunden lang hin und her wogte und dazu fortgesetzt die türkischen Belagerungsbatterien donnerten, schwebte die Bevölkerung Wiens in angstvoller Spannung zwischen Furcht und Hoffnung, und Tausende drängten sich auf den Wällen der Nordwestseite, um den Gang der Schlacht zu verfolgen, die einen betend, die andern in dumpfer Verzweiflung, wenn der Erfolg zu schwanken schien. Endlich, als die Sonne sich hinter dem Wiener Walde senkte, sah man die Flucht der Türken, das Andringen der christlichen Heersäulen, und noch am Abend zog Ludwig von Baden mit einigen Reiterregimentern durch das Schottenthor in die befreite Stadt ein, wo ihn Starhemberg begrüßte, am nächsten Tage, feierlich eingeholt, Johann

Sobiesky. „Heute nahm ich die Stadt in Augenschein", schrieb er damals nach Hause, „sie hätte sich nicht mehr als fünf Tage halten können. Das kaiserliche Schloß ist von Kugeln durchlöchert; die ungeheuren, halbeingestürzten Basteien gewähren einen schrecklichen Anblick, man könnte sie Felsmassen nennen." Am 14. September erschien auch der Kaiser; er ließ sich von Starhemberg geleiten und verlieh dem tapferen Verteidiger seiner Hauptstadt den Stephansturm in sein Wappen. Der Kurfürst von Sachsen und Herzog Karl von Lothringen besichtigten nur das türkische Lager; ja der erste kehrte sofort nach Sachsen zurück, verstimmt durch die allzueinseitige Hervorhebung der Thaten des Polenkönigs.

Und doch hätte auch bei gerechterer Bemessung des Ruhmes jeder Teil des christlichen Heeres vollständig seine Rechnung gefunden. Wahrhaft unermeßlich war zunächst die Lagerbeute. 370 Geschütze, 15000 Zelte, 5000 Kamele, 10000 Büffel, 10000 Schafe, die Kriegskasse mit ungefähr 15 Millionen Mark, dazu ungeheure Quantitäten von Kaffee fielen den Siegern in die Hände; der letztere Teil der Beute hat zuerst den Anlaß zur Einbürgerung des würzigen Trankes in Wien und dann in ganz Deutschland gegeben. Aber weit mehr bedeutete der politische Erfolg. Der letzte gewaltige Anlauf der Türken war zurückgewiesen, der Wendepunkt in der Entwickelung ihrer Macht eingetreten, die Wiedereroberung Ungarns begann.

451. Medaille auf die „Heilige Liga" von 1684.

Die Brustbilder des Papstes Innocenz XI., Kaiser Leopolds I., Johann Sobieskys und des Dogen Marcantonio Giustiniani von Venedig.
Die Umschrift lautet: Innoc. XI. pont. Leop. I. imp. Joa. III. rex Pol. M. A. Jus. Ve. dux.
Nach „Österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild", Geschichtliche Übersicht.

Fortschritte in Ungarn.

Nach nur fünftägiger Rast brachen die Sieger gegen Ungarn auf. Am 9. Oktober bei Parkány siegreich, zwangen sie Gran zur Übergabe, worauf die Polen durch Oberungarn nach Hause zogen, die Kaiserlichen noch im Dezember den ungarischen Rebellen Leutschau abnahmen. Die Trümmer des türkischen Heeres waren nach Belgrad zurückgewichen, und hier erlitt der besiegte Großwesir auf Befehl des erzürnten Sultans den Tod durch die verhängnisvolle seidene Schnur (25. Dezember 1683). Noch glänzender jedoch gestalteten sich die Erfolge des nächsten Jahres. Während die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie für die aufständischen Ungarn viele von Tökölys Anhängern ihm abwendig machte, schloß der Kaiser im März 1684 mit Polen, Venedig und dem Papste die „heilige Liga" zur Fortsetzung des Kampfes, und im August erschienen die Kaiserlichen und Reichstruppen vor Ofen.

452. Helene Zrinyi, die heldenmütige Verteidigerin von Munkács.
Nach dem Gemälde in der historischen Landesbildergalerie zu Budapest.

Doch diesmal blieb die Belagerung noch vergeblich, obwohl ein türkisches Entsatzheer bei Hamsabeg zurückgewiesen wurde, aber im nächsten Jahre (1685) fiel das stärkste türkische Bollwerk im Nordwesten Ungarns, Neuhäusel, nach längerer Gegenwehr in die Hände der Christen (19. August), und eine türkische Armee, die zu spät zum Entsatz herbeikam, erlitt bei Gran eine völlige Niederlage (16. Oktober). Zugleich wurden im Osten die Kuruczen immer weiter zurückgedrängt und auf das Gebirge beschränkt, wo Helene Tököly (Zrinyi) Munkács mit Heldenmut verteidigte, während die Türken ihren Gemahl, dem sie nicht mehr trauten, gefangen nach Essek führten. Da dachte auch Michael Apáfy von Siebenbürgen sich mit dem siegreichen Habsburger zu verständigen, besonders als Tököly wieder entlassen wurde (Dezember 1685) und die Gewinnung des siebenbürgischen Fürstenhutes mit osmanischer Hilfe ins Auge faßte.

Am 28. Juni 1686 schloß Apafys Bevollmächtigter Hans Haller von Hallerstein den nach ihm genannten Vertrag zu Wien ab. Danach stellte sich Siebenbürgen unter kaiserlichen Schutz und nahm kaiserliche Truppen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Türken auf. Dagegen blieb dem Fürsten und seinem Sohne auf Lebenszeit ihre Herrschaft, den vier anerkannten Bekenntnissen ihre Rechte und ihr Vermögen.

Eroberung von Ofen.

Wenige Wochen nach diesem Vertrag begann Karl von Lothringen mit 60000 Mann Kaiserlichen und Reichstruppen, unter denen sich neben 8000 Bayern und 4700 Sachsen diesmal auch 8000 Mann Brandenburger befanden, den Kampf um das festeste Bollwerk der Osmanenherrschaft in Ungarn, um Ofen. Am 18. Juni 1686 schlossen sie die Festung ein, am 23. setzten sie die Belagerungsarbeiten in Gang, denen die türkische Besatzung von 16000 Mann unter dem siebzigjährigen Abdurrhaman Pascha den zähesten Widerstand entgegensetzte. In hartnäckigen Gefechten wiesen sie die Entsatzversuche des neuen Großwesirs Ibrahim zurück (12.—29. August), während sie in fortgesetzten Stürmen die tapferen Verteidiger bedrängten. Aber erst der Sturm vom 2. September lieferte ihnen die zertrümmerten Wälle in die Hände. Abdurrhaman fiel fechtend auf der Bresche am Wiener Thor, und 4000 Türken wurden erschlagen. Nach 145 Jahren sank der Halbmond von der Frauenkirche zu Ofen, und heute erinnert nur noch das Grab eines türkischen Heiligen an die anderthalb Jahrhunderte mohammedanischer Herrschaft. Als nun am 19. Oktober Veterani dem Großwesir bei Szegedin eine neue schwere Niederlage beigebracht hatte, da schien der Besitz Ungarns dem Kaiser im wesentlichen gesichert zu sein. Der glänzende Sieg bei Harsány unweit von Mohács am 12. August 1687, den das Eingreifen des Herzogs von Lothringen entschied, nachdem Max Emanuel von Bayern und Ludwig von Baden lange vergeblich gegen Ibrahims Übermacht gerungen hatten, besiegelte die Eroberung des ungarischen Tieflandes.

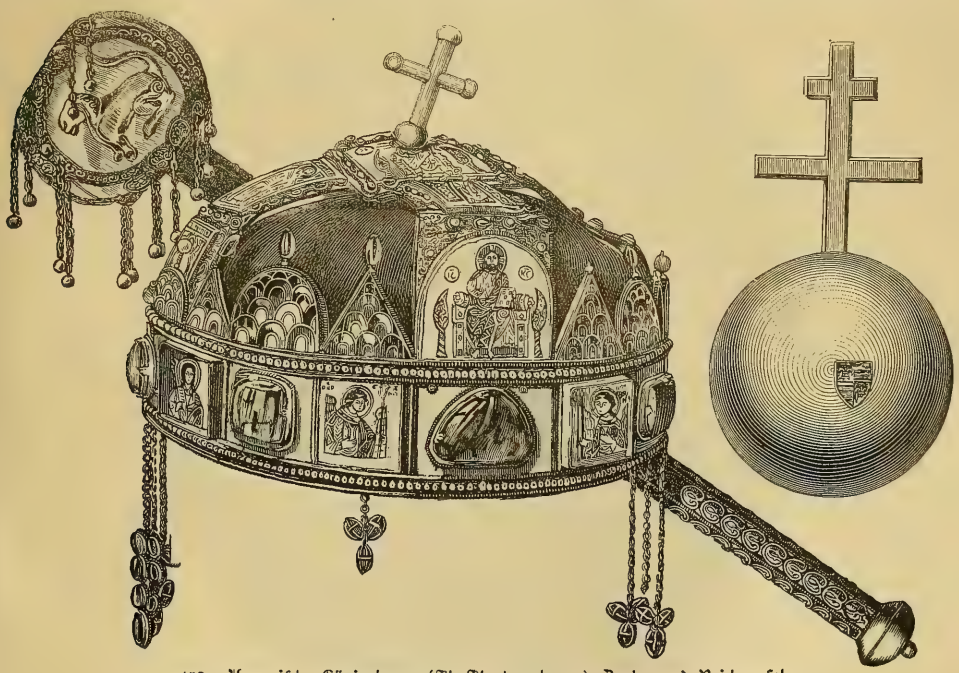
Ungarn ein habsburgisches Erbreich.

Es war naturgemäß, daß die kaiserliche Regierung ihre Erfolge über die Türken zur Befestigung ihrer Macht gegenüber den Ungarn benutzte, deren Aufstand den Osmanen so sehr zu statten gekommen war, nur daß sich auch jetzt wenigstens zeitweise mit diesen politischen Bestrebungen kirchliche Reaktionsversuche verbanden und die ersten Maßregeln weniger von der Staatsklugheit als vom Wunsche nach Rache diktiert erscheinen. In Eperies setzte der General Caraffa, ein geborener Neapolitaner von streng-katholischer und absolutistischer Gesinnung, ein Ausnahmegericht nieder (Februar 1687), das auf ungenügende Beweise hin eine ganze Reihe meist protestantischer Edelleute Oberungarns zum Tode oder zu schweren Vermögensstrafen verurteilte und so rücksichtslos vorging, daß endlich der Wiener Hof das Blutgericht aufhob, die gefällten Urteile umstieß und die Herausgabe der eingezogenen Güter anordnete, ohne daß freilich Caraffa selbst zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Für die Regelung der ungarischen Verhältnisse war dann der Reichstag von Ofen (Oktober 1687 bis Januar 1688) entscheidend. Nach stürmischen Verhandlungen setzte der Kaiser, der mit seinen Söhnen Joseph und Karl selbst erschienen war, die langerstrebte Anerkennung der Erblichkeit der ungarischen Krone im Mannesstamme der Habsburger durch, ebenso die Aufhebung jener Bestimmung der Goldenen Bulle von 1222, die dem Adel das Recht des Widerstandes zusprach, wenn der Landesherr die Verfassung verletze (s. Bd. V, S. 286). Anderseits wurden die Artikel des Ödenburger Reichstages von 1681 über die kirchlichen Verhältnisse Ungarns förmlich erneuert (s. S. 748 f.). Doch arbeiteten trotzdem die Jesuiten und ihre Gönner unter der Hand so nachdrücklich für die Ausbreitung ihrer Kirche, daß sich die Zahl der ungarischen Protestanten in den nächsten Jahrzehnten um die Hälfte verminderte. — Auch Siebenbürgen vermochte sich der habsburgischen Oberherrschaft nicht länger zu entziehen. Nachdem die dortigen Stände im Blasendorfer Vertrage (27. Oktober 1687)

die wichtigsten Plätze des Landes kaiserlichen Besatzungen eingeräumt und Karl von Lothringen vier Militärbezirke eingerichtet hatte, entsagte der Landtag von Hermannstadt feierlich der türkischen Oberhoheit und trat unter kaiserlichen Schutz (Mai 1688).

Abschluß der Eroberung Ungarns.

Dasselbe Jahr brachte noch bedeutsame Kriegserfolge. Schon im Januar mußte Helene Tököly das mannhaft verteidigte Munkács an Caraffa übergeben und wurde gefangen nach Wien geführt; im Donaulande nahm Caprara das feste Stuhlweißenburg (10. Mai), am 6. September erlag sogar Belgrad, der Schlüssel Ungarns, der stürmischen Thatkraft Max Emanuels von Bayern und der besonnenen Ausdauer Guidos von Starhemberg. In kühnen Streifzügen drang darauf Ludwig von Baden bis Bosnien, Veterani bis in die Walachei hinein. Unter diesen Umständen wies die kaiserliche Regierung trotz des bereits (September 1688) ausgebrochenen Krieges mit



453. Ungarische Königskrone (St. Stephanskrone), Zepter und Reichsapfel (Kronschatz zu Ofen).

Frankreich auch die Friedensanerbietungen zurück, welche die Türken, durch innere Zerrüttung und die Siege Venedigs in Morea bedrängt, ihr im Frühling 1689 machten; ja sie erhob sich zu dem großen Gedanken, die slawischen Stämme der Balkanhalbinsel von der osmanischen Herrschaft zu befreien. Niemals schien sie die Aufgabe Österreichs mehr begriffen zu haben, unabsehbare Aussichten erschlossen sich damit der deutschen Kultur im Südosten Europas.

Die Kaiserlichen in den Balkanländern.

Der hervorragendste Träger dieses Planes war Georg Brankowitsch, ein geborener Siebenbürger, der schon seit 1683 mit der Wiener Regierung in Verbindung stand; den ersten Schritt zur Verwirklichung aber that Ludwig von Baden, indem er 1689 von Belgrad aus das Morawathal hinauf weiter nach Serbien vordrang. Im August hier siegreich bei Batatschin, erließ er einen Aufruf an die Bevölkerung von Bosnien, Albanien und der Herzegowina, sich ihm anzuschließen, um ihre Freiheit zu erkämpfen, und siegte am 24. September glänzend bei Nissa (Nisch), das er nahm. Dann wandte er sich nordostwärts über das Gebirge der Donau zu, eroberte das

vielumkämpfte Widdin (14. Oktober) und trat mit Brankowan, dem Woiwoden der Walachei, in Bündnis. Brankowitsch freilich, dessen Absichten auf ein selbständiges südslawisches Fürstentum den Plänen der kaiserlichen Politik zuwiderliefen, wurde auf seinen Befehl festgenommen und erst in Wien, dann zu Eger in milder Haft gehalten, wo er bis 1711 lebte. Noch Bedeutenderes schien dem kühnen und gewandten General Enea Silvio de' Piccolomini gelingen zu müssen. Er drang bis Prischtina am Amselfelde (Kossovo Polje) vor, wo einst (1389) die serbische Freiheit den Osmanen

454. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden.
Nach dem Schwarzkunstblatt von E. C. Heiß.

erlegen war, trat in Verbindung mit Arsen Tschernojewitsch, dem Patriarchen von Ipek, und bereitete alles vor zu einer gewaltigen Schilderhebung von Rumelien bis zur Herzegowina, als ihn ein plötzlicher Tod hinwegraffte (November 1689).

Die Türken wieder im Vordringen.

Aber die Erfolge der Kaiserlichen hatten ihren Höhepunkt erreicht. Bei aller Tüchtigkeit ihrer Feldherren und ihrer Soldaten kann doch nicht geleugnet werden, daß auch innere Zerrüttung im Türkischen Reiche seit 1687 ihnen zu Hilfe kam. Erbittert über das Mißgeschick in Ungarn und Griechenland verbanden sich abermals die Janitscharen und Ulemas zum Sturze des Sultans Mohammed und erhoben im November 1687 seinen Bruder Suleiman III. (1687—91). Trotzdem dauerten Plünderung und Gewaltthat der unbändigen Soldateska bis in den Februar 1688 fort, und einen Umschwung zum Besseren führte erst der neue Großwesir Mustafa Köprili, Ahmeds

Bruder, herbei (Ende November 1689). Er stellte die Finanzen wieder her, indem er die Wakufgüter zu den Staatslasten heranzog, erfüllte das Heer noch einmal mit dem alten Kriegseifer und ging dann zum Angriff über. Rasch wurden die Kaiserlichen aus Prischtina und Novibazar hinausgeworfen, mit Mühe behaupteten sie Nissa, auch die Walachei trat wieder unter türkische Hoheit, und da im April 1690 Michael Apáfy I. gestorben war, so erhob der Sultan Emmerich Tököly zum Fürsten von Siebenbürgen und sandte ihn, von walachischen Scharen unterstützt, über den Törzburger Paß nach Kronstadt hinüber. Bei Tohány siegreich (August), wurde Tököly schon im September vom Hermannstädter Landtage zum Fürsten gewählt. Um dieselbe Zeit fielen auch Nissa und Widdin wieder in die Hände der Osmanen; es gelang ihnen dann sogar, Belgrad binnen acht Tagen wiederzunehmen (8. Oktober), da eine furchtbare Explosion die Pulvermagazine der Festung und ihre Werke zerstörte und einen Teil der Besatzung unter ihren Trümmern begrub. Nur aus Siebenbürgen drängte Ludwig von Baden Tököly noch im Oktober wieder hinaus, aber das Land südlich der Save und Donau blieb türkisch, die Befreiung der slawischen Rajah war vorläufig unmöglich.

Einwanderung der Serben in Slawonien

Doch um der osmanischen Rache zu entgehen, entschlossen sich damals etwa 36000 serbische und albanesische Familien unter Führung des Arsen Tschernojewitsch, ihre Heimat zu verlassen. Vom Kaiser der freien Ausübung ihres griechisch-katholischen Bekenntnisses, der freien Wahl ihrer Patriarchen und Woiwoden und der Selbständigkeit ihrer Gemeindeverwaltung durch das Privilegium vom 21. August 1690 feierlich versichert, siedelten sie sich in den dünnbevölkerten Landstrichen zwischen Save und Drau (Slawonien und Syrmien) an, deren kroatische Einwohnerschaft ihnen ohnehin stammverwandt war, in verstreuten Niederlassungen auch in vielen ungarischen Städten von Szegedin bis Raab.

Neue Siege der Kaiserlichen; Regelung der siebenbürgischen Verhältnisse.

Wenngleich sich die Osmanen der Lande südlich der Donau wiederbemächtigt hatten, in Ungarn selbst vermochten sie doch nicht Fuß zu fassen, vielmehr verloren sie hier eine Stellung nach der andern. Schon im April 1690 war Kanischa gefallen; als dann im Sommer 1691 Mustafa Köprili von Belgrad aus die Save aufwärts vordrang, erfocht am 19. August bei Salankemen (Szlankament) zwischen Belgrad und Peterwardein Ludwig von Baden in Gemeinsamkeit mit Guido von Starhemberg und Caprara den glänzendsten Sieg seines langen Feldherrnlebens; unter den 12000 türkischen Leichen, welche die Walstatt deckten, war auch die des Großwesirs, Tököli entkam mit Mühe. Darauf begannen die Kaiserlichen die Belagerung von Großwardein, das sich ihnen allerdings erst am 5. Juni 1692 ergab. Im Zusammenhange mit diesen Erfolgen steht auch die endgültige Regelung der siebenbürgischen Verhältnisse durch das Decretum Leopoldinum vom 16. Oktober 1691. Er schob die Ansprüche Michael Apáfys II. beiseite, der später ihnen auch förmlich entsagte, bestätigte die vier hier anerkannten Glaubensbekenntnisse in ihren Rechten und Besitzungen, die Stände der drei „politischen" Nationen (Magyaren, Szekler, Sachsen) in ihrer bisherigen Selbständigkeit gegenüber Ungarn. Ganz besonders empfahl der bei aller Härte scharfblickende Caraffa damals, die Sachsen zu begünstigen, die „Stärke, Nerv und Zierde des Landes", als Gegengewicht gegen die Szekler und Magyaren, deshalb auch ihren lutherischen Glauben unangetastet zu lassen, ein verständiger Rat, dessen Befolgung auch in Ungarn der habsburgischen Politik große Enttäuschungen erspart haben würde.

Unentschiedene Kämpfe.

In den nächsten Jahren konnten sich die kaiserlichen Waffen in der eingeschlagenen siegreichen Bahn nicht behaupten, denn der gleichzeitige Krieg gegen Frankreich erforderte große Anstrengungen, und die Oberbefehlshaber, die auf Ludwig von Baden folgten, als er Ende 1691 ein Kommando auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte übernehmen müssen, konnten ihn nicht ersetzen, auch nicht der junge Kurfürst Friedrich August I. (der Starke) von Sachsen, der von 1695—97 den Krieg in Ungarn zu

leiten hatte, aber weder bei Offizieren noch bei Soldaten Vertrauen in seine Führung zu erwecken verstand. Zum Glück war mit dem Tode Mustafa Köprilis die Energie, die er den osmanischen Heeren einzuflößen gewußt hatte, wieder verschwunden; sie begnügten sich im wesentlichen mit der Sicherung der noch behaupteten Gebiete. Erst Mustafa II., der Nachfolger des schwachen Ahmed II. (1691—1695), nahm den Kampf wieder entschiedener auf, er zog sogar selber mit zu Felde, der erste Sultan, der dies nach Suleimans II. Tod wieder that, und trug wirklich im September 1695 bei Lugos in Siebenbürgen über Veterani einen vollkommenen Sieg davon. Dagegen benutzte er den halben Erfolg, den er im August 1696 bei Hettin in der Nähe von Temesvár erfocht, nicht weiter.

Eugen von Savoyen.

Eine durchschlagende Entscheidung war offenbar nur möglich, wenn ein Wechsel im Oberbefehl eintrat. Da empfahl Rüdiger von Starhemberg, der damalige Präsident des Hofkriegsrats, für die schwierige Stellung den Prinzen Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen entstammte einer Nebenlinie seines Hauses, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der jüngste Sohn Karl Emanuels, Thomas Franz, durch seine Vermählung mit Maria von Bourbon begründet und nach deren französischer Herrschaft Carignan genannt hatte. Geboren am 18. Oktober 1663 als jüngster Sohn des Eugen Moritz und der schönen, geistvollen Olympia Mancini, einer Großnichte Mazarins, der die erste Jugendliebe Ludwigs XIV. galt, wurde Eugen in seinem Geschick durch die Haltung der Mutter ganz besonders bestimmt. Denn die ehrgeizige, nach höfischem Einfluß strebende Dame verstand sich so wenig mit den wechselnden Maitressen des Königs zu stellen, daß sie mehrmals den Hof verlassen und nach dem Tode ihres Gemahls (1673) sogar in Brüssel Zuflucht suchen mußte, um Frankreich nie wieder zu betreten. Die Familie blieb allerdings dort, aber ihr Verhältnis zu dem Hofe war ein gespanntes, ja feindseliges. Bei Eugen besonders kam diese Abneigung um so mehr zur Herrschaft, als man seinem Wunsch, in Kriegsdienste zu treten, die Erfüllung hartnäckig versagte, da er zur kirchlichen Laufbahn bestimmt war. Kurz entschlossen ging er deshalb 1683 in kaiserliche Dienste. Noch in demselben Jahre hatte er Gelegenheit, sich als Reiteroberst bei Petronell und Wien auszuzeichnen, dann machte er die Belagerungen von Ofen und Belgrad mit und that sich durch „Verstand, Experienz, Applikation und Eifer" so hervor, daß Starhemberg dem Kaiser keinen besseren Mann als Oberbefehlshaber zu empfehlen wußte als den damals noch nicht vierunddreißigjährigen Prinzen.

Klein und hager von Gestalt, mit braunem, faltigem Gesicht, das eine Stumpfnase nicht eben verschönerte, verriet er nur durch das große, feurige Auge den Geist, der in ihm lebte, die entschlossene, fortreißende Thatkraft. Mit ihr verband er einen milden, menschenfreundlichen Sinn gegenüber dem gemeinen Manne; beiden Eigenschaften verdankte er die begeisterte Hingebung, das unbedingte Vertrauen der Truppen in seine Führung und damit seine besten Erfolge. Aber er war nicht nur Soldat und Feldherr, er, der Fremde, erwuchs zu dem bedeutendsten Staatsmann, den Österreich jemals gehabt hat, denn er war einer der wenigen, welche die Aufgabe dieses Reiches, die Donaulande bis zu ihrer Mündung zu beherrschen, als die hauptsächlichste erkannten und erfolgreich zu lösen suchten.

Entscheidung in Ungarn.

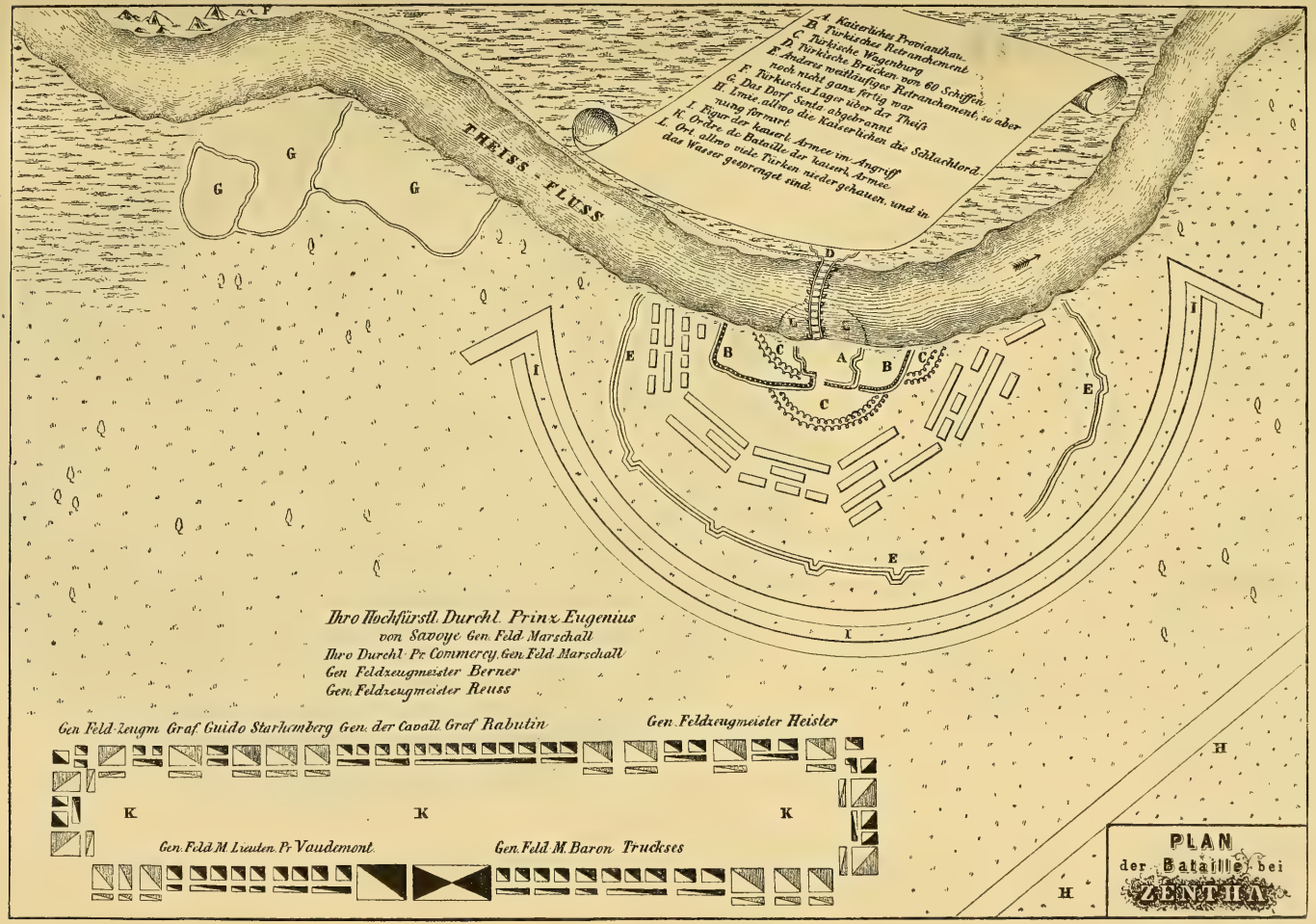
Prinz Eugen fand das Heer nach der Abreise des Kurfürsten von Sachsen, der sich eben um die polnische Krone zu werben anschickte, schlecht bezahlt, schlecht genährt und schlecht bekleidet, unzufrieden und meuterisch. Mit der Ordnung der Verpflegung und Besoldung führte er auch das Vertrauen zurück. Aufs neue war im Sommer des Jahres 1697 der Sultan Mustafa II. zu Felde gezogen, er wollte diesmal Siebenbürgen überwältigen. Bei Pancsova unterhalb Belgrad überschritt er die Donau, dann die Theiß, um sich zunächst Szegedins zu bemächtigen. Davon in Kenntnis gesetzt, eilte Eugen mit etwa 50000 Mann, unter ihnen wieder brandenburgische und sächsische Scharen, von Peterwardein aus mit ihm fast parallel nordwärts und holte den doppelt so starken Feind ein, als er sich eben bei dem Dorfe Zentha (Zenta) rechts der Theiß festgesetzt hatte, in der Absicht, den Strom dort zu überschreiten und geradeswegs nach Siebenbürgen zu marschieren, da er erfahren hatte, daß Szegedin

Die Belagerung von Ofen durch das Kaiserliche Heer unter Herzog Karl von Lothringen.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. Christoph Hoffner.

455. Prinz Eugen von Savoyen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Schenk.

gegen einen Handstreich hinlänglich gesichert sei. Noch standen die Türken größtenteils auf dem rechten Ufer, von Verschanzungen gedeckt, die zugleich ihre Schiffbrücke schützten. In dieser Stellung beschloß Eugen am 11. September sie anzugreifen. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang ging sein Heer, im weiten Halbkreise das türkische Lager umfassend, zum Angriff vor. Während der Kampf auf der ganzen Front heftig entbrannte, drang ein Teil des linken kaiserlichen Flügels über die Sandbänke der zur Zeit sehr seichten Theiß in das Innere des türkischen Lagers ein, und da gleichzeitig das Fußvolk des rechten Flügels die Schanzen erstürmte, so begannen die Türken bald in wilder Flucht sich nach der Brücke zu drängen. Doch deren Zugang beherrschte



456. Plan der Schlacht bei Bentha. Nach Arneth.

bereits Starhemberg, und so wurden die Flüchtlinge in die Theiß gedrängt, wo sie meist ertranken. Ohne Pardon zu geben, wüteten die Sieger in den drängenden Massen, und ohne helfen zu können, mußte der Sultan den Untergang seines Heeres vom andern Ufer mit ansehen. Es war der vollkommenste Türkensieg, den das 17. Jahrhundert erlebt hatte; 20000 Türken waren gefallen, 10000 in der Theiß untergegangen, der Großwesir mit dem Reichssiegel, die Paschas von Anatolien und Bosnien mit vielen andern, dazu der Janitscharenaga befanden sich unter den Toten, und ungeheuer war die Beute. Dagegen belief sich der Verlust der Kaiserlichen nur auf etwas über 400 Mann an Toten und 1600 Verwundeten. Der Besitz Ungarns war mit diesem Siege gesichert. Doch hinderten das sumpfige, ungesunde Terrain, das unaufhörliche Regenwetter und die große Erschöpfung des Heeres den Prinzen daran, ihn hier weiter auszubeuten; er verwandte vielmehr den Rest des Jahres zu einem Streifzuge nach Bosnien, wo er bis Serajewo vordrang.

Die Venezianer in Morea.

Während so die Deutschen in einem vierzehnjährigen Kriege Ungarn den Osmanen und den aufständischen Magyaren entrissen, hatten auch die Venezianer, ihre Verbündeten, einen siegreichen Eroberungskrieg im äußersten Süden der Balkanhalbinsel begonnen. Das war im wesentlichen das Werk Franz Morosinis, des Verteidigers von Kandia (s. S. 736 f.). Diesem ihrem besten Feldherrn, der den Türkenkrieg kannte wie selten einer und mit der reifen Erfahrung seiner 66 Jahre die Thatkraft der Jugend verband, übertrug im Jahre 1684 die Republik die Würde des Generalkapitäns und überließ ihm zugleich die Wahl des Kriegsschauplatzes. Man erwartete zunächst, daß er in Dalmatien und Epirus auftreten werde, um den dortigen venezianischen Küstenplätzen ein ausgedehnteres Hinterland zu verschaffen; er aber führte im Sommer 1687 sein Heer, dessen beste Truppen Braunschweiger und Sachsen in venezianischem Solde waren, an diesem Gestade vorüber, nahm ohne Mühe Sta. Maura (Leukas) und Prevesa und landete dann an der Südküste des Peloponnes bei Koron. Nach einem Siege über ein türkisches Entsatzheer nahm er die Stadt ein, belagerte mit den Mainoten, den kriegerischen, niemals völlig bezwungenen Bewohnern des Taygetos, die sich ihm jetzt anschlossen, Kalamata und brachte auch dies nach einem zweiten Siege zur Übergabe. Im nächsten Jahre (1686) fielen nach kurzem Widerstande die bedeutendsten Plätze an der messenischen Westküste, Neunavarin und Modon; nach hartnäckigerem Kampfe, den erst der unerwartete Sieg des Grafen Otto Wilhelm von Königsmark über ein türkisches Entsatzheer entschied, ergab sich Nauplia (Napoli di Romania), die stärkste Festung der ganzen Halbinsel, und nach der Schlacht bei Patras an der Nordküste im Juli 1687 vollendete dann derselbe General durch die Einnahme von Korinth die Eroberung Moreas, wo jetzt nur noch die unersteigliche Felsenfestung Monembasia (Malvasia) an der lakonischen Ostküste den Türken verblieb.

Eroberung von Athen; weitere Kämpfe.

Damit nicht zufrieden, griff Königsmark noch in demselben Jahre Athen (d. i. die allein befestigte Akropolis) an und nahm es nach heftiger Beschießung der Burg vom alten Areopag her Ende September. Aber dabei schlug eine venezianische Bombe in das Pulvermagazin, das die Besatzung der Akropolis im Parthenon untergebracht hatte, und die Explosion zerstörte die ganze Mitte des noch wohlerhaltenen Tempels (27. September), der schönsten Ruine des Altertums. Doch mit unendlichem Jubel begrüßten die Venezianer daheim die riesigen Marmorlöwen vom Eingange des Piräus, die, von Morosini als Siegeszeichen gesandt, heute noch die Thore des Arsenals schmücken; der Senat ehrte den Sieger mit dem Beinamen des „Peloponnesischen", und einstimmig wurde er, was unerhört war in der Geschichte dieser mißtrauischen Aristokratie, als Marcantonio Giustiniani (1683—1688) starb, zum Dogen erhoben. Voll stolzer Hoffnungen ging er im Jahre 1688 abermals in See mit einem Heere,

wie er es noch nie gehabt, 16000 Mann, darunter 8000 Deutsche. Aber die Belagerung des festen Negroponte (Chalkis) auf Euböa, ohne dessen Besitz Attika nicht zu behaupten war, scheiterte an der tapferen Gegenwehr der Besatzung; ansteckende Krankheiten, denen auch Königsmark erlag, dezimierten die Truppen, die Fortschritte der Venezianer gerieten ins Stocken, selbst Athen mußte wieder geräumt werden, nur Monembasia ergab sich im Jahre 1690, durch Hunger bezwungen, und als Morosini, noch einmal im Jahre 1693 zum Generalkapitän ernannt, nach Griechenland zurückkehrte, ereilte ihn mitten in seinen Rüstungen der Tod. Damit schwand die Seele aus den Unternehmungen der Venezianer. Die Eroberung des schönen Chios durch seinen Nachfolger Zeno im September 1694 war nur vorübergehend, und mit Mühe wehrte im Jahre 1695 der General Steinau einen türkischen Angriff auf Nauplia ab.

Friede von Karlowitz.

Allein würden die Venezianer den Türken die Abtretung Moreas nie haben abzwingen können, wären ihnen nicht die glänzenden Siege der Deutschen in Ungarn zu Hilfe gekommen. Dort hatten England und Holland schon am 19. Oktober 1698 einen Waffenstillstand vermittelt, ihm folgte dann am 26. Januar 1699 der Friede von Karlowitz (zwischen Peterwardein und Belgrad). Die Türkei trat an Österreich Ungarn mit Ausnahme des Banats (um Temesvár), Siebenbürgen und Slawonien, an Polen die 1674 gewonnenen podolischen Landstriche, an Rußland Asow, an Venedig Morea ab. Beide Parteien verpflichteten sich, Aufstände Unzufriedener nicht zu unterstützen, doch versagte die Pforte die geforderte Auslieferung Tökölys, wies ihm vielmehr ein Gut bei Nikomedia zum Aufenthalt an, wo er mit seiner Gemahlin Helene bis zu seinem frühen Tode lebte (September 1704). Die kriegerische Übermacht der Osmanen war endgültig gebrochen, die Auflösung ihrer Herrschaft in Europa hatte begonnen, Österreich aber stieg seitdem zu einer selbständigen Großmacht empor.

457. Denkmünze auf die Eroberung Moreas durch Morosini.
(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Ende des sechsten Bandes.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06561 414 9